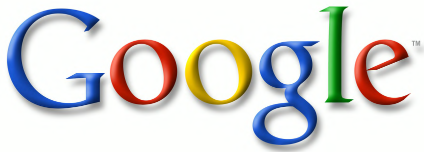


ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4308. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 6. OKTOBER 1927

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD OEYNHAUSEN. HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstes Haus am Platze.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL - PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

THÜRINGEN

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle u. Badeh. Bes. H. Frommann, Hfl.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort u. Wintersportplatz am Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

HOTEL FÜRST ZU STOLLBERG. Zimmer m. voller, bester Verpflegung v. M. 9.— Bes. Georg Schwarz.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 7—9. Mod. Komfort.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

OESTERREICH

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I. Hofburg.

ARKADEN. Café-Best., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch. i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Alt. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU - KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche und Keller.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Café-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig. Mod. Komfort.

SPLENDIDE. Fam.-Café I. Ranges, Wien I, Jersomiegöttstr. 3.

CAFÉ STADTPARK. Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6. Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST. Wien IV, Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

MERAN. HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL ESPLANADE. Neuer Besitzer. Pension L. 35.—

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtliche Erkrankungen d. Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL DES ALPES. Gedieg. Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

HOTEL EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig, staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

SANATORIUM GRAND - HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS - SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

SANATORIUM BERNINA, Chirurg. u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet.

SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Mod. Komf.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus. Pension von Fr. 13.— an.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL - HOTEL Gutbürgerlich, beste Lage.

LUGANO. GRAND- UND PALACE-HOTEL. allerersten Ranges, am See, eigner Park.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

ROSATSCH HOTEL. Modern eingerichtetes Haus.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa, Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, mit Schülerheim, gegr. 1863. Prospekte.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

r. 4308

The following is missing from this volume:

Pages 537 & 538, 545 & 546, 627 & 638, 717 & 718, 779 & 780, 867 & 868

~~Issues~~ 869 & 870, 915 & 916





Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4308. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 6. Oktober 1927.



Sie fragen mich,

Weshalb ich so zufrieden aussehe?

Ich bin dem wiederholt hier an dieser Stelle gegebenen Rat gefolgt und habe meine Brille mit

N.G.-Busch-Ultrasin-Brillengläsern

ausrüsten lassen. Die

Vorteile

lagen zu klar auf der Hand.

1. Meine Augen sind jetzt gegen die spezifischen Schädigungen durch die ultravioletten Strahlen des Lichts geschützt.
2. Ich besitze dazu ein punktuell abbildendes Glas, das mir ein vollkommenes Blickfeld nach jeder Richtung hin gewährleistet.
3. Selbstverständlich ist auch mein Augenfehler in der angenehmsten Weise korrigiert.

Folgen Sie meinem Beispiel

und suchen Sie noch heute einen fachkundigen Optiker auf.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke

Aufklärende Druckschriften Nr. 502 kostenlos!

Nitsche & Günther Optische Werke A.-G. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie

Rathenow

Ein Schulbeispiel



Auch Jungens haben ihre Meinungsverschiedenheiten. Geht es nicht friedlich ab, so suchen sie ihr Recht auf andere Weise. Bei solchen Gelegenheiten gibt es nicht nur Püffe u. Knüffe, sondern es zeigt sich auch, was ein Anzug aushält.

Ein *Bleyle*-Anzug ist jeder Anforderung gewachsen: auf ihn ist Verlaß. Trotz allem Ziehen und Zerren gibt es kein Nähteplatzen und Knopfabreißen; der elastisch-wollporöse Strickstoff hindert und beengt die sportgewandten Gegner bei keiner Bewegung.

Jugend versöhnt sich rasch; zuletzt sind beide Teile froh, daß ihr *Bleyle*-Anzug ganz und unversehrt ist. — Braucht Ihr Junge nicht auch solch einen flotten Strapazieranzug?

Bleyle

Illustrierte Kataloge gratis.
Verkaufsstellen in allen Städten. Nachweis bereitwillig durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H., Stuttgart S 10.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald. Tel. 44.
Leitender Arzt: Dr. Keienburg, Facharzt f. innere Krankheiten.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

Castagnola Lugano — **HOTEL MÜLLER**
unvergleichl. schöne Lage mit herrl. Aussicht auf See u. die Berge. Mod. Haus, Zimmer m. fließ. Wasser. Anerk. vorzügl. Küche. Garage b. Hause.

Villa – Park – Dubochet
Clarens - Montreux
Zu vermieten, monatlich oder jährlich schön möblierte Villen, herrlich am Ufer des Genfersees gelegen. Wenden Sie sich gefl. an die Direktion.



Gustav Froehlich und Rudolf Rittner.

Der Meister von Nürnberg

Ein Hans Sachs-Film.

Ludwig Berger
Film der Phoebus.



Regie: Ludwig Berger.

Allgemeine Notizen.

Die Deutsche Schiller-Stiftung, seit bald 70 Jahren berufen, für das Wohl der deutschen Dichter und Schriftsteller zu wirken, erläßt eine Kundgebung ihres Verwaltungsrates, in der es heißt, daß sie mit wachsender Sorge die zunehmende Überfremdung unserer Bühnenspielpläne und unseres Büchermarktes mit ausländischen Werken wahrnehme. Die massenhafte Verbreitung nicht nur des nicht Besten, sondern jeden fremden Gutes bedroht je länger desto mehr das Gedeihen unseres einheimischen Schrifttums und trägt wesentlich mit Schuld an der Verelendung deutscher Schriftsteller. Die Deutsche Schiller-Stiftung hält es daher für ihre unabweisbare Pflicht, die berufenen Persönlichkeiten und die gesamte Öffentlichkeit mit ernster Mahnung auf die Gefahren dieser wahl- und uferlosen Überfremdung hinzuweisen.

Nach der Ernte ist die Beseitigung der Ernterückstände vom Standpunkt des Pflanzenschutzes aus besonders wichtig. Über das Ziel und die zweckmäßigste Art der Durchführung dieser Maßnahme gibt Flugblatt Nr. 2 der Biologischen Reichsanstalt Auskunft. Von den übrigen Flugblättern sind zur Zeit von besonderem Interesse Nr. 20 über den Frostspanner, Nr. 73 über die Rübenblattwanze, Nr. 33 über die Blutlaus, Nr. 77 über Schildläuse, Nr. 29 über die Schwarzfleckenkrankheit der Ahornblätter, Nr. 63 über Vorratsschädlinge. Die Flugblätter sind gegen Einzahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Rpf.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19, postfrei zu beziehen. Die Bestellung kann durch Angabe der Blattnummer auf der Zahlkarte erfolgen; Beträge bis zu 50 Rpf. werden auch in Briefmarken angenommen. Auf Wunsch stehen Verzeichnisse aller erschienenen Flugblätter kostenfrei zur Verfügung.

Oberrhein, Schwarzwald und Bodensee. 120 ganzseitige künstlerische Aufnahmen dieses beliebten badischen Erholungs- und Reisegebiets sind in einem Album vereinigt und geben unverfälscht einen Querschnitt durch das Badnerland. Wie kaum ein anderes Werk ähnlicher Art ist dieses Album geeignet, jedem Badener, jedem Deutschen und jedem, dem die deutsche Heimat lieb und vertraut wurde, eine bleibende Erinnerungsgabe zu werden. Das Album ist für 3.50 Mark durch jede

Buchhandlung sowie unmittelbar vom Urban-Verlag in Freiburg (Breisgau) oder dem Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe (Postscheckkonto Nr. 4422) zu beziehen.

Bad Ems. Die dieses Jahr bisher erreichten Besuchsziffern von Kurgästen und Passanten liegen erheblich über denen der ganzen Saison 1926. Bemerkenswert ist vor allem der wachsende Anteil des Auslandes. Unter den rund 1200 ausländischen Kurgästen befanden sich Angehörige von Staaten aller Erdteile, vorwiegend Amerika, England, Holland und den nordischen Ländern entstammend. Häufiger als je zuvor sah man auch in- und ausländische Reisegesellschaften. Die beträchtliche Zahl der augenblicklich hier weilenden Kurgäste und die Menge der täglich einlaufenden Anmeldungen lassen einen guten Besuch auch im Herbst und Winter erwarten. Und das mit Recht: die geschützte Lage des Bades und das milde Klima versprechen auch gute Erfolge. Selbstverständlich bleiben Heilanstalten in genügendem Umfang geöffnet; ebenso Gaststätten verschiedensten Ranges.

Die Traubenkur in Wiesbaden. Mit einem der wertvollsten Kurmittel in der Herbstsaison, die bekanntlich für Wiesbaden immer wieder Hauptkurzeit ist, hat es große Erfolge erzielt: mit der Traubenkur. Die Traubenkur, gewiß eine der angenehmsten Kuren, da ja Trauben sehr wohlschmeckend sind, ist bei Gesunden und Kranken ein ausgezeichnetes Entlastungs-, Erneuerungs- und damit Verjüngungsmittel; sie ist zugleich eine der billigsten Kuren. Besonders wirkungsvoll wird sie sein, wenn sie in dem um diese Jahreszeit herrlichen Klima des rheinischen Kurortes Wiesbaden vorgenommen wird. Dort ist alles aufs beste dafür insofern eingerichtet, als in der Trinkhalle am Kochbrunnen die schönsten Trauben in den verschiedensten Sorten in den Vor- und Nachmittagsstunden genossen werden können; man macht bequem hin- und herwandernd bei Musik und Unterhaltung seine Traubenkur.

Krepp-Schuhsohlen, mit „Crepe-Sohlen" bezeichnet, sind ein neues Plantagen-Produkt von besonderer Eigenart. Sie werden aus Gummiplatten geschnitten, die auf den Plantagen an Ort und Stelle aus reinem Rohgummi hergestellt werden, sind elastisch, selbst bei großen Marschleistungen nicht ermüdend, außerordentlich widerstandsfähig, wasserdicht, von erstaunlicher Haltbarkeit und sehr billig, so daß sie sich auch sehr schnell in allen Kulturstaaten eingeführt haben und in allen führenden Schuhgeschäften erhältlich sind.

Wann ist eine Frau am schönsten? Über den Geschmack läßt sich nicht streiten — besonders nicht über die Schönheit einer Frau. Doch gibt es drei Stimmen, die maßgebend sind: Was „der Herr" findet, — ob „die Mode" zustimmt — und was „die Geschlechtsgenossin" sagt. Das sind drei Urteile, von denen keines abweichen darf, sonst ist die Schönheit eben nicht vollkommen. Die Frage aber, wann eine Frau am schönsten ist, geht noch nach ganz anderer Richtung. Eine Frau, die anerkannt als schön gilt, unterliegt trotzdem Schwankungen, wie alles, was Leben und Seele hat. Sie kann z. B. einmal am schönsten wirken im schmiegsamen Strandanzug, in freier Luft im grellen Sonnenschein, — dieselbe Frau erscheint ein andermal am vorteilhaftesten im prächtigen Gesellschaftskleid bei flimmernder Abendbeleuchtung — wieder ein anderes Mal bezaubert sie im anspruchslosen Morgenkleid im nüchtern-kalten Tageslicht ... Wo ist die Ursache der jedesmaligen „Schönheits-Höhepunkte" zu suchen? Eine Frau ist immer dann besonders schön, wenn sie spürt, daß andere sie schön finden und wenn sie sich gleichzeitig körperlich besonders wohl und frisch fühlt. Das letztere ist vor allem wichtig. Eine schöne Frau muß so frisch aussehen, daß sie gleichsam eine duftige Frische ausströmt, — denn hierin liegt erfahrungsgemäß der stärkste Reiz aller schönen Frauen. Das wissen sie auch genau, und ausnahmslos eine jede besitzt hierfür irgendein (sorgsam geheimgehaltenes) Hilfsmittel, Tabletten, Essenzen und dergl. Die gesellschaftlich erfahrenen Frauen nehmen meistens Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen, weil es ihren Zwecken am besten dient. Es erquickt ihre Nerven immer wieder von neuem, ist außerdem der Duft, den die Mode verlangt (herb Lavendel und zart Orangen) und ist gleichzeitig ein Wohlgeruch, der ebenso viele Damen zu seinen Anhängern zählt, wie Herren. Das ist begreiflicherweise für die kluge Frau wichtig und bedeutsam. Wann also ist eine schöne Frau am schönsten? Wenn sie, mit Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen erfrischt, durch dessen Duft ihre Umgebung bezaubert und dadurch beglückt fühlt: ich bin schön, weil man mich schön findet.

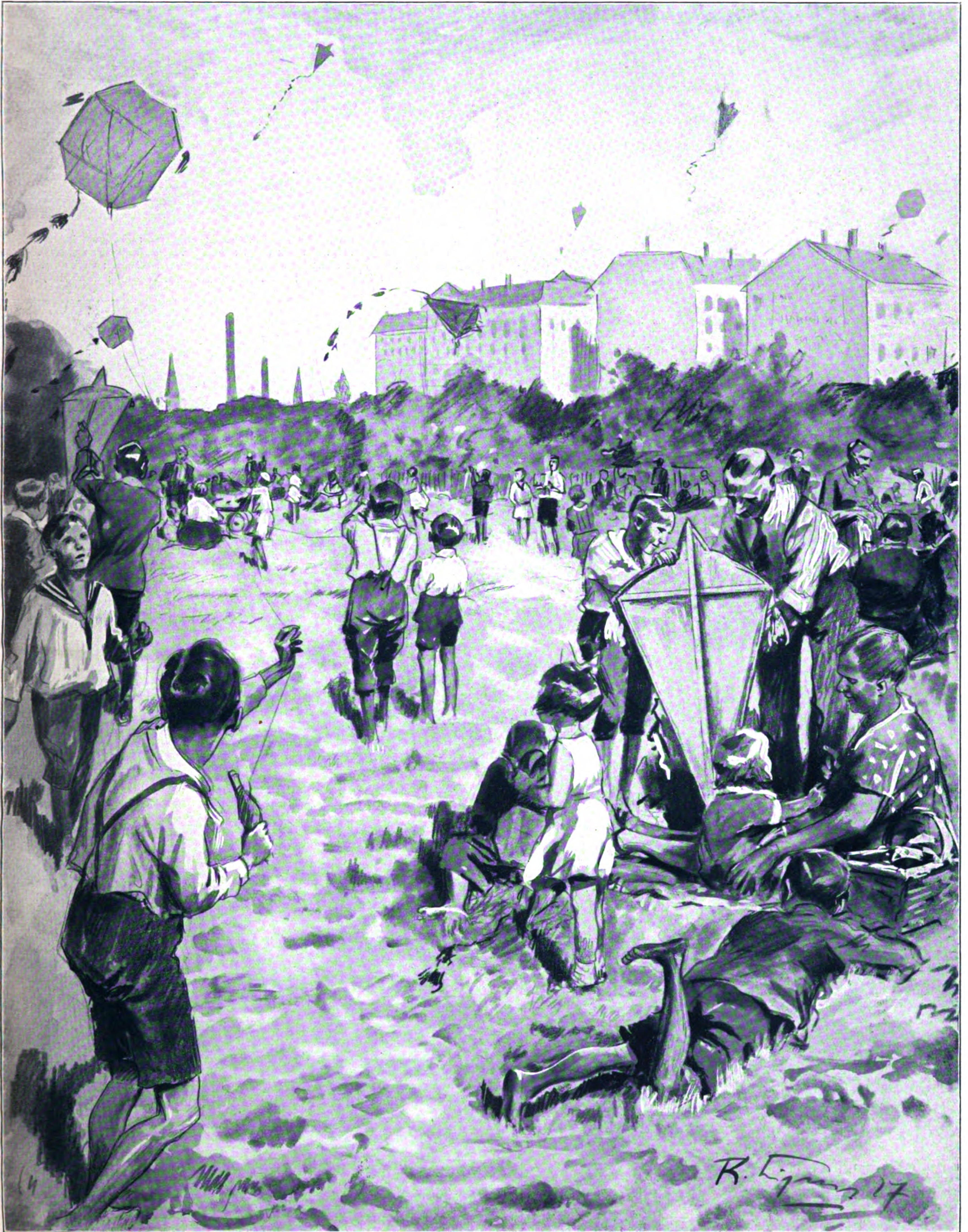








ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Die Drachen steigen, der Herbst ist da! Zeichnung von Rudolf Lipus.

Wie im Frühjahr die Bäume blühen, so steigen nach einem alten Gesetz alljährlich im Herbst die Drachen. Draußen auf dem leeren Stoppelfelde, ja selbst nahe am Rande der Großstadt tummeln sich bei frischem Winde die Jungens und versuchen, bisweilen von erfahrungsstolzen Erwachsenen unterstützt, die eigensinnigen, obwohl kunst- und liebevoll gefertigten „Segler der Lüfte“ zum Abstreifen der Erdenschwere und stolzen Schweben zu bringen.



Die Beisetzung des durch das Flugzeugunglück bei Schleiz ums Leben gekommenen Botschafters v. Maltzan in Großen-Luckow (Mecklenburg) am 28. September: Während der Trauerfeier am Grabe. 1 Baron Ulrich v. Maltzan, der Vater des Verstorbenen; 2 die Witwe Edith, geb. Gruson; 3 deren Vater.



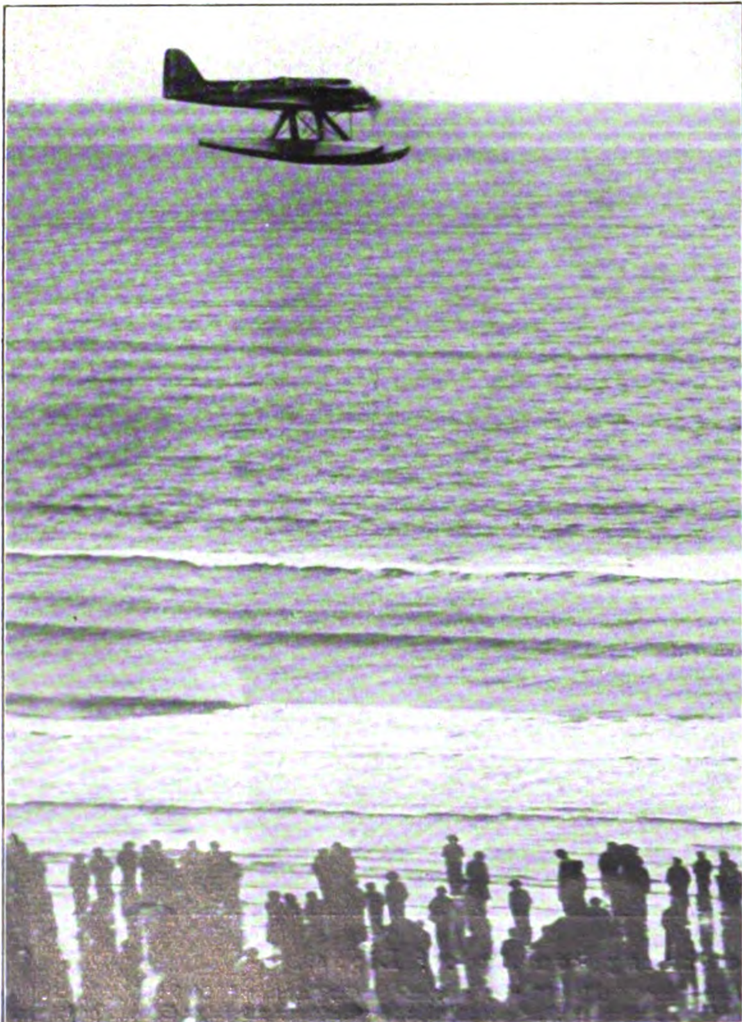
Von der 19. Evangelischen Weltkonferenz, die vor kurzem in Marburg tagte: Eine Gruppe lutherischer Führer aus dem Ausland. Von links nach rechts: Sitzend: Prof. Dr. Jundt, Frankreich; Bischof D. Jonoska, Tschechoslowakei; der schwedische Reichstagsabgeordnete Probst Dr. Wallerius; Senior Dr. Schmidt, Preßburg; stehend: Jalk, Dänemark; Lüdemann und Normann, Norwegen; Lauri-Halla, Finnland.



Von der Eröffnung des Achensee-Kraftwerks bei Innsbruck am 19. September: Der österreichische Bundespräsident Dr. Michael Hainisch (ganz rechts) im Gespräch mit dem die Einsegnung vornehmenden Prälaten Dr. J. Lambert vor den Freiluftanlagen des Kraftwerks.



Vom Deutschen Städtetag in Magdeburg, der am 23. September zu Ende ging: Während der Ansprache des Reichskanzlers Dr. Marx. Unten am Tisch: 1 Dr. Mulert, Präsident des Städtetags; 2 Dr. Boeß, Oberbürgermeister von Berlin.





Hochwasser im Alpengebiet: Die freihängenden Schienen in Samaden (Engadin), unter denen am 25. September durch den von Pontresina kommenden Flazbach eine Brücke weggerissen wurde. Im Hintergrund die Bernina-Gruppe. — Links: Vom internationalen Wasserflugzeug-Wettbewerb um den Schneiderpokal, der am 26. September am Lido bei Venedig zur Entscheidung kam: Die Siegermaschine „Supermarine Napier“, mit der der englische Leutnant Webster eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 453,422 Stundenkilometer erzielte, im Fluge.

WAS IST KITSCH?

VON DR. FRITZ NEMITZ

Man braucht nicht gegen Schlagwörter zu sein, wenn sie klar definiert sind. Bei dem schnellen Tempo auch des geistigen Verkehrs können sie durchaus nützlich sein. Das trifft aber in den seltensten Fällen zu. Wir gehen ungenau und nachlässig mit unseren Begriffen um und wundern uns dann, wenn sie uns im Stiche lassen, anstatt zu bedenken, daß wir mit ihnen nur dann fruchtbar arbeiten können, wenn sie eindeutig bestimmt sind. Wir leben nicht nur mit den Begriffen, diese leben auch von uns.

Zu diesen unglückseligen Begriffen gehört auch der des Kitsches. Er ist eine verhältnismäßig neue Prägung, wenn auch sein Inhalt alt ist. Kitsch ist ein modernes Literatenwort aus einem Künstlercafé Berlins oder Münchens, das dann schnell die Runde um die Welt gemacht hat. Zunächst nur von denen im Munde geführt, die ästhetischer Wertungen in künstlerischen Dingen sicher zu sein vorgaben, und ursprünglich nur auf das Gebiet der Malerei angewandt, wurde es bald zu einem Schlagwort allgemeinsten Charakters für das Glatte, Unechte, Stilwidrige, im Innern Gesetzlose, für das Verfälschte, Phrasenhafte, kurz, für alles Unschöpferische schlechthin. Kitschig nennt man die „künstlerische“ Liebespostkarte, kitschig das halbnackte, grelle Kinoplakat, kitschig auch die moderne „gotische“ Kirche. Kitschig ist die siebenhundert Kilo schwere Schokoladen-Venus von Milo — sie kann auch aus Seife sein — eine Zierde früherer Weltausstellungen, kitschig sind sowohl Kaminholzscheite aus Rubinglas mit markierten Flammen als auch ein moderner Theaterbau mit barocker Kirchenfassade.

Der Umfang dieses Begriffes ist also riesengroß. Er reicht — um ein wenig zu variieren — von der kolorierten Photographie in „natürlichen“ Farben über die „echte“ Buddhastatue aus der Tschechoslowakei bis zum letzten anspruchsvoll frisierten Kunst-Kitsch; vom Fremdenartikel-Kitsch aller Bade- und Kurorte bis zum Hurra-Kitsch aller Länder.

Es gibt nicht nur den süßen, sondern auch den sauren Kitsch, als welchen Liebermann einmal bestimmte Richtungen letzter Malerei bezeichnete. Es gibt nicht nur naiven, harmlosen, kümmerlichen und unschädlichen, sondern auch monumentalen, künstlerischen, unverschämten und gefährlichen, ja sogar „dämonischen“ Kitsch.

Auf künstlerischem Gebiet liebt es die lebende Generation, einen großen Teil der Schöpfungen der früheren Generation als Kitsch hinzustellen. In gewissen Richtungen der modernen Malerei — man zählte etwa fünfzehn verschiedene „Ismen“ — wurde sogar die Natur oder genauer die Darstellung der Natur als Kitsch angesehen und von entsprechenden Musikern alles, was mit Melodie zusammenhing. Den Höhepunkt aber erreichte jene Literatengruppe, die sich Dadaisten nannte — der Dadaismus ist inzwischen gemäß der Prophezeiung des Ober-Dada „mit durchaus sachlicher Geste, gebügelter Hose, rasiert und frisiert ins Grab gestiegen, nachdem er sich rechtzeitig mit dem Beerdigungsinstitut Thanatos in Verbindung gesetzt hatte“ — den Höhepunkt also erreichte der Dadaismus, der kurzerhand alle frühere Kunst für Kitsch, für einen „magischen Stuhlgang“ erklärte.

Schließlich wird der Begriff kitschig auch auf den Menschen selbst angewandt — man spricht von kitschigen Menschen — und ein Schriftsteller hat einmal den bösen Menschen als den Kitsch der Schöpfung bezeichnet. Es ist also ein großer Bogen, den dieses Wort umspannt.

Was ist nun all diesen Dingen gemeinsam, worin liegt das Wesen des Kitsches? Alle diese Dinge wollen eine „verschönte“ Wirklichkeit geben, kommen aber nicht über das Klischee des Alltags hinaus und sind im Grunde lebensunwahr. Sie beruhen, auch wo sie radikal erscheinen, im Konventionellen, nehmen von dem, was jeder erlebt, die herkömmliche Anschauung, die konventionelle Moral. Immer kommt der Kitsch dem Geschmack der vielen entgegen, ist handgreiflich und leicht zu fassen; leicht wie Honig geht dieser Gemütsklebestoff ein, ohne irgendeine geistige Anstrengung oder gar ein Erlebnis zu fordern. Er ist die Orgie der flachen Gefühle.

Wo liegen nun aber die Wurzeln des Kitsches? Und wo die Unterschiede zwischen Kitsch und Kitsch? Denn solche müssen vorhanden sein, wenn anders man die Erfolglosigkeit des einen und den Riesenerfolg des anderen Kitschproduktes erklären will. Es gibt eben guten und schlechten Kitsch.

Von tausend Bildern versinkt der größte Teil sehr bald ins Nichts, aber einige von ihnen kommen in kürzester Zeit zu massenhafter Beliebtheit, werden in Millionen von Drucken verbreitet und hangen in den Stuben aller Länder. Von den unzähligen „Schlagern“, die innerhalb eines Jahres gemacht werden, erobern zwei, drei in kurzer Zeit die ganze Welt, obgleich sie den anderen an Banalität nichts nachgeben. Es müssen also bestimmte Gesetze wirksam sein, die unfehlbar sind, was den Erfolg betrifft.

Das Geheimnis der Wirkung liegt im Stofflichen, in der geschickten Arrangierung des Stofflichen. Der Kitschfabrikant, sei er Musiker oder Verfertiger von Bildern, kennt genau die Psychologie der Masse, weiß genau, was er ihr bieten, und vor allem, was er ihr nicht bieten darf. Er weiß sie dort zu packen, wo sie immer zu fassen ist: in ihrer Eitelkeit, in ihren flachen Gefühlen, in ihrer geistigen Trägheit und in der sogenannten erotischen Sphäre. Er gibt den ersten Eindruck, den ersten Oberflächenreiz, ohne den zweiten oder letzten Eindruck auch nur zu wollen. Wo die Linie ins Unbedingte, ins Schöpferische geht, biegt er ab und arrangiert nach dem Geschmack. Unter der Maske ästhetischer oder erotischer Gefühle weckt er Reize, die weder ästhetisch noch erotisch sind, sondern in anderen Regionen ihren Ursprung haben.

So macht der Kitschmaler das Porträt einer Dame nicht, wie er sie psychologisch und farbig erlebt, nicht, wie sie aussieht, sondern wie sie aussehen möchte, und nicht nur wie sie aussehen möchte, sondern noch schöner, eleganter, glatter — und der Erfolg des Bildes ist außerordentlich.

Oder die Radierung einer pikanten Schönen, in reizender Pose, etwa noch mit farbiger Betonung der Strümpfe und Wäsche, und mit der gewünschten Dekolletierung — ein solches Blatt wird massenhaft verkauft, während ein Kunstwerk unbeachtet bleibt. Ein Akt oder Halbakt, glatt und elegant gemalt, elegant und raffiniert bekleidet oder unbekleidet, hat, da er sich in seiner Banalität „an Alle“ wendet, den größten Publikumserfolg, während ein von reiner Ergriffenheit zeugendes, nur den Gesetzen des Schöpferischen gehorchendes, in der Form vielleicht sprödes Werk gar nicht gesehen wird.

Die Beziehungen zwischen Kunst und Kitsch sind äußerst kompliziert; irgendein elendes Machwerk kann technisch einem Kunstwerk überlegen, braucht nicht unbedingt Schund zu sein. Es ist meist schwer, zu sagen, wo der Kitsch anfängt, und oft ebenso schwer, wo er aufhört, besonders gegenüber Schöpfungen der unmittelbaren Gegenwart. Die Grenzen sind hier manchmal schwer zu scheiden, und häufig gelingt die Täuschung — die Geschichte der jüngsten Kunst ist überreich an Beispielen hierfür — für eine Weile auch ernsthaften Beurteilern gegenüber. Oft erscheint ein Werk in moralisch einwandfreier Form, appelliert an die guten Instinkte und ist doch im Innern verlogen. Häufig mischt sich brauchbares Kunsthandwerk mit Kitsch, das eine Mal mehr, das andere Mal weniger. Oft kann ein Werk nach außen hin aus Mangel an Talent, aus ungeschickter Form schlecht und mißlungen sein — und es ist doch aus innerer Not geschaffen. Das Prädikat „kitschig“ wäre hier also ein Fehlurteil.

Will man die Grenzen zwischen Kunst und Kitsch festlegen, so ergeben sich folgende Unterschiede: Der wirkliche Künstler schafft nach dem Prinzip: Hier stehe ich, ich kann nicht anders; der Pseudokünstler nach der Devise: Ich kann auch anders, und dazu noch so, wie ihr es haben wollt.

Oft kommt dieser der Lebenswahrheit näher als der erste, aber nur scheinbar; im besten Falle gibt er ein täuschendes Spiegelbild der Wirklichkeit, während das Kunstwerk Gleichnis und schwebendes Symbol des Lebens darstellt. Der Pseudokünstler arbeitet ohne innere Notwendigkeit und ohne die Qual des Schaffens; dagegen immer mit dem Motiv des Gefallenwollens. So biegt er echtes Gefühl in Sentimentalität um, Pathos in Pathetik, Humor in Possenreißerei; das Herbe und Hohe wird ins Süßliche und Banale verfälscht; das Unbedingte zum Bedingten und Gefälligen verwässert. Der Kitsch ist darum ohne künstlerisches Maß und im Grunde gesetzlos.

Die ungeheure Verbreitung des Kitsches, sei es in der Kunst oder Literatur, sei es im Kunstgewerbe oder in jenen geschmacklosen Massenartikeln — ist sie eine Problematik der Kunst oder eine der Masse? Wer ist daran schuld, daß der Ungeschmack weiter verbreitet ist als der gute Geschmack? Jedenfalls doch beide. Noch immer gibt es zahlreiche Leute und ganze Vereine, die den Schund nicht nur bekämpfen, sondern ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen. Man kann ihn wohl in beschränktem Maße bekämpfen, um ihn für die Kunst fruchtbar zu machen, aber zu beseitigen ist er nicht, es sei denn, daß all die Millionen Menschen im Innern verwandelt würden; und das dürfte aus mancherlei Gründen nicht gehen. Jeder geistige, d. i. jeder verantwortliche Mensch sucht hier zu helfen, daß die Zeit, in der er lebt, aus der Sintflut des Ungeschmackes und der Verflachung immer mehr herauskomme. Oft übersieht er aber, indem er den Kitsch von gestern bekämpft, den von heute; übersieht, daß das Panoptikum zwar tot ist, daß aber sein Geist auch heute noch, nur in gewandelter Form, überreiche Blüten treibt.

Das Volk hat, durch das Tempo des modernen Lebens, durch die Mechanisierung nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Lebens und des ganzen Kunstbetriebes, längst aufgehört, schöpferisch zu sein. Es kann kein Volkslied mehr aus sich heraus gebären; wir können keine gotischen Dome mehr bauen. Will man der Banalität des Alltags entfliehen, greift man zum Kitsch, weil der bequem und ohne geistige Anstrengung zu haben ist. Er bietet dem schönheitshungrigen Auge alles, was es wünscht, hebt den Menschen auf Augenblicke in eine verschönte, ihm sonst verschlossene Welt der Eleganz und Pracht, der Liebe, des Traumes, der Sensation, um ihn dann allerdings um so heftiger wieder in den Alltag zurückzuversetzen.

Die Berechtigung des Kitsches ist im Leben selbst begründet. Er ist der ewige, sich immer wandelnde, geschminkte Doppelgänger des Lebens; die eine Seite, die in gewissen Tönen mit der Resonanz des Lebens selbst verschmilzt. Hier liegt seine Verwurzeltheit mit dem Leben. Er ist daraus nicht fortzudenken, und es ist leichter, einen Sack voll Flöhe zu hüten, als den Kitsch auszurotten. Er gehört mit zum Haushalt des Lebens, das ja selbst aus zwei Bewegungen, aus einem dauernden Wechsel zwischen Auf und Ab, zwischen Hell und Dunkel, zwischen Aus- und Einatmen besteht.

Und hat nicht jeder Mensch, auch der idealste, irgendwo und irgendwann eine heimliche Liebe zum Kitsch. Kann nicht auch Kitsch für Augenblicke schön sein? Auch der idealste Mensch kann nicht immer aus den reinen Quellen trinken; auch er sehnt sich manchmal nach dem Banalen, nach unmittelbaren, handgreiflichen, spannenden Reizen; zieht einmal dem Parsifal eine Jazzband oder ein Kino vor; verlangt einmal nach der galanten Frau. Mit dem Kitsch ist es hier ähnlich wie mit der galanten Frau: man verlangt nach ihr, will es aber nicht wahrhaben — und nur in der Dämmerung sucht man sie auf!

Entscheidend ist, daß wir den Kitsch, wo immer er sich zeigt, nach Möglichkeit überwinden, daß wir, wenn wir zu ihm greifen, ihn als Antrieb und Umweg zum lebendigen Leben nehmen. Auch das Banale ist notwendig. An ihm erkennen wir erst das Hohe, am Falschen das Echte, am Irdischen das Göttliche.

Wie immer wird auch hier Selbsterziehung des einzelnen das beste Mittel sein.

TAGESGESCHICHTE

Der bei dem Flugzeugunglück in der Nähe von Schleiz getötete Ago Freiherr v. Maltzan, deutscher Botschafter in Washington, der sich gerade in Deutschland auf Urlaub befand, wurde am 28. September auf dem Friedhof seines Heimatortes Großen-Luckow (Mecklenburg) zur letzten Ruhe bestattet. Zahlreiche Diplomaten, Politiker und Freunde gaben dem verdienten Manne das letzte Geleit.

In Magdeburg tagten am 23. September die deutschen Städte. Außer Oberbürgermeister Dr. Boeß (Berlin) und Dr. Mulert, Präsidenten des Deutschen Städtetags, sprach Reichskanzler Dr. Marx, der die Erhaltung der jetzt oftmals in Frage gestellten städtischen Selbstverwaltung zusicherte.

Das Alpengebiet wurde von schweren Hochwasserverwüstungen getroffen. Viele schöne Gegenden Tirols und der Schweiz, Sterzing, Klausen, Zillertal, Samaden, Celerina u. a., den Touristen wohlbekannte Stätten, sind von den entfesselten Wassermassen heimgesucht worden, besonders auch das Fürstentum Liechtenstein. Schweizerisches und österreichisches Militär arbeiten gemeinsam zur Linderung der Not.

BÜHNENSCHAU

In Rußland, einem von den heutigen Dramatikern bevorzugten Schauplatz, spielt der neue Dreiakter „Treibjagd“ von Bernhard Blume. Der junge schwäbische Dichter führte sich in der vorigen Spielzeit mit seinen Stücken „Fahrt nach der Südsee“ und „Bonaparte“, die an vielen Bühnen des Reiches aufgeführt wurden, recht glücklich ein. Sein neues Werk enttäuscht etwas. — Die Handlung, zusammengedrängt in die Geschehnisse von einem Abend bis zum folgenden Morgen, hat die peinigende Unruhe und die Spionage aller gegen alle im nachrevolutionären Petersburg des Jahres 1919, mit den Kämpfen der roten und weißen Armeen als Hintergrund, zum Inhalt. Die von Spitzelei, Angebertum und Todesfurcht gehetzten Menschen — das ist die Treibjagd. Dieses bühnentechnisch ganz geschickte Stück (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und im Stadttheater in Chemnitz) entbehrt rechter dichterischer Durchdringung und zeigt oft Verschwommenheit in Handlung und Figuren.

In dreizehn Bildern schildert Hanns Gobsch in seinem „Tragödie des Ostens“ betitelten Stück „Der Zar“ Leben und Ende des Zaren Nikolaus von Rußland; die wichtigsten historischen Vorgänge in den Jahren 1896 bis 1907, von der Thronbesteigung bis zur Abdankung und dem Untergang des Hauses Romanoff, ziehen vor dem Zuschauer vorüber. Der Autor, bisher vor allem durch seine epischen Werke bekannt, hat in diesem seinem Erstlingsdrama eine saubere, akkurate Arbeit gegeben; der Beifall bei der Uraufführung am Breslauer Lobetheater war nicht gering.

Am Alten Theater in Leipzig gelangte „Jenny steigt empor“ von Hans Alfred Kihn, der besonders durch seine Komödie „Meiseken“ sich bereits einen Namen gemacht hat, zur Uraufführung. In unsere jüngste Vergangenheit, in die Zeit der Revolution und Inflation, greift das Stück und führt am Schicksal einer zielbewußten, erfolgreichen Frau die ganze Groteske jener Epoche vor Augen. Jenny, ein Mädchen dunkler Herkunft und ebenso dunklen Lebenswandels, bringt es dank ihrer gerissenen Geschicklichkeit über die Heirat mit einem weltfremden Professor Pausewang zur Leiterin einer industriellen Aktiengesellschaft und sogar zur Schloßbesitzerin. Das Stück ist ein wohlgelungener Versuch, Gestalten und Geschehnisse einer außer Rand und Band geratenen Zeit dichterisch zu Worte kommen zu lassen.



Die Revolutionswirren in Sowjetrußland als Dramenstoff: Bühnenbild aus der Uraufführung von Bernhard Blumes „Treibjagd" im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 17. September. Ganz links: Arnold Marlé als Hauptspitzel Gogolin; in der Mitte: Maria Eis als Tänzerin Anja Balbanowa; zweiter von rechts: Karl Zistig als Chef der Geheimpolizei. (Phot. Jos. Schorer.)



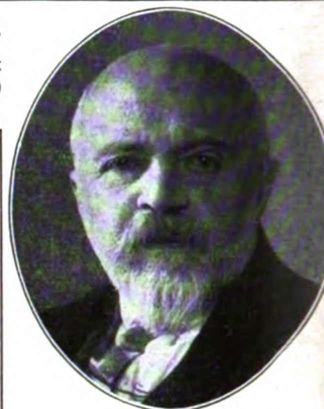
Fedor v. Zobeltitz, bekannter Schriftsteller, Verfasser von vielgelesenen Unterhaltungsschriften, bedeutender Bibliophile, feierte am 5. Oktober seinen 70. Geburtstag.



Ottomar Enking, ein Dichter der Kleinstadt, dessen Romane und Novellen mit ihrer feinen, humorvollen Erzählungskunst viel Beifall fanden, vollendete am 28. September sein 60. Lebensjahr.



Dramatische Gestaltung der Inflationszeit und ihrer Auswüchse: Zweites Bild aus dem Stück „Jenny steigt empor" von H. A. Kihn, das am 21. September im Alten Theater zu Leipzig zur Uraufführung gelangte. Von links nach rechts: Lina Carstens als Jenny; Dietrich v. Oppen als Kapitän Klotsiegel; Erhard Siedel als Professor Pausewang; Grete Scheer als Kellnerin Lore; Marie Schippang als Wirtin Liebetruth. (Phot. E. Genthe.)



Dr. Hans Driesch, Professor an der Universität Leipzig, weit über Deutschland hinaus beachteter Philosoph, kann am 28. Oktober seinen 60. Geburtstag begehen.



Hans Freiherr v. Berlepsch, Dr. phil. e. h., bekannter Ornithologe und Altmeister des wissenschaftlichen Vogelschutzes, Gründer der Versuchs- und Musterstation für Vogelschutz, Seebach, wird am 18. Oktober 70 Jahre alt.



Aus dem Leben des letzten russischen Zaren: Die Abdankung des Zaren Nikolaus, Szene aus dem Drama „Der Zar" von Hanns Gobsch, uraufgeführt im Breslauer Lobetheater am 25. September, mit Josef Keim als Großfürst Nikolai Iwanowitsch (am Tisch links) und Rudolf Platte als Zar Nikolaus (am Tisch rechts). (Phot. H. Klette.)

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

Der Name des Autors unseres Romans wird vielen Lesern noch in lebendiger Erinnerung sein durch frühere Veröffentlichungen aus seiner Feder, die freudigste Aufnahme gefunden haben. Dieser neue Roman spielt im fernen Asien, im gefahrvollen Gebirgsland des südlichen Tibet. Das Kind eines europäischen Forscherpaares verschwindet kurz nach der Geburt unter abenteuerlichen Umständen. Unsägliche Mühen nehmen nun die Eltern auf sich, um wieder in den Besitz des Kindes zu gelangen. Der abgrundtiefe Gegensatz Europa-Asien beherrscht als Grundton die Handlung, darüber schwingt mit warmem Klange die ergreifende Melodie unüberwindlicher Mutterliebe.

I.

Auch diese furchtbare Nacht war vorübergegangen. Diese entsetzliche Nacht ohne Schlaf und erfüllt von dem machtlosen Ringen gegen die Geister des Berges. Sie hatten nicht geschlafen, sie hatten keinen Schluck warmen Tee trinken, sich keinen Bissen des gefrorenen Proviants auftauen können. Sie hatten alle drei auf ihren Knien gelegen und mit Anspannung aller Muskeln, mit keuchender Brust das Zelt gehalten, während der wütende Orkan um die Felstürme der Götterberge raste, während die Zeltleinwand flatterte und knisterte und sich bauschte und bog unter der Last des Sturmes, so daß sie kein Wort miteinander zu wechseln vermochten. Bald war es wie der Ton einer gewaltigen Orgel, bald wie das wüste Brüllen überirdischer Riesen und bald wieder wie das gellende, höhnische Pfeifen lachender Teufel. Dann war es geschehen.

Elisabeths Kraft hatte versagt. Ein wenig, ein ganz klein wenig nur war die Zeltstange an ihrer Seite vom Boden emporgelüftet, da streckte der wüste Orkan seine züngelnde Windhand hinein, jauchzte brüllend über den Sieg und erfüllte den Raum mit seiner Riesenkraft. Mit scharfem Knall rissen die kurzen Pflöcke aus der gefrorenen Erde, und der Sturm schleuderte das Zelt aus den Händen der beiden haltenden Männer. Wie ein geblähter Regenschirm flog es weit in die Luft. Aber zu gleicher Zeit wurde es gelb und leuchtend hinter den Zinken und Zacken. Leichtes, zartes Rot lag auf der stolzen, unbesiegten Steilpyramide des Gaurisankar, und die oberste Spitze glühte wie ein himmlisches Licht. Die drei taumelten auf, Bill Hunter, der Riese, Heinz Schröder und Elisabeth, sein junges Weib.

In der Ecke, mit verzerrtem, entsetztem Gesicht Lobsen Kungu.

Auch jetzt sprachen sie nichts. Der Wind hatte sich ganz plötzlich gelegt, aber es war eisig kalt. Sie sahen unheimlich aus, diese vier einsamen Menschen, die in 6500 Meter Höhe, fast 2000 Meter höher als der Montblanc, diese Nacht verbracht hatten. Jedes von ihnen hatte den Sauerstoffapparat wie eine Art Helm über dem Haupt und sog Lebensluft aus fast geleerten Zylindern.

Sie standen taumelnd, und Bill wies mit der Hand talwärts. Dann gingen sie ein wenig umher, um die erstarrten Glieder geschmeidig zu machen. Ganz plötzlich, wie jetzt die Sonne heraufstieg über dem weiter entfernten Gipfelpark des Mount Everest, wurde es warm. Heinz Schröder wagte es nicht, seinem Weib ins Gesicht zu sehen. Die Männer nahmen die Rucksäcke auf, die Lebensmittel und ein paar Kleidungsstücke enthielten, die geleerten Sauerstoffzylinder wurden durch frische ersetzt; Lobsen Kungu nahm den Sack mit den sechs letzten Sauerstoffbehältern auf seine Schultern, und Bill Hunter begann als erster den Abstieg.

Wieder also vergebens! Lachend aber in majestätischer Schönheit ragte vor ihnen der Berg, dem sie jetzt wehmütig einen letzten Blick zuwarfen. — — —

Stunden um Stunden mit knickenden Knien über den Neuschnee der Nacht! Bill Hunter voran, den Kompaß in seiner Hand. Nicht möglich war es, die Spuren des vorigen Tages zu sehen. Breit war der Grat und uneben. Plötzlich brach der Schräghang, dem sie mit schleppenden Füßen folgten, jäh in die Tiefe.

„Falsch."

Ein anderer Hang führte wieder bergauf. Glatter, spiegelnder Gletscher, bisweilen mit Neuschnee bedeckt, in den sich die Steigeisen einbohren müssen, um den Füßen Halt zu geben. Bill Hunter war jetzt neben Elisabeth; Heinz, der ihre wankenden Schritte mit steigender Angst verfolgte, ging schnell voraus.

Sie waren auf falschem Wege, und der ihre stieg dauernd. Jedenfalls waren sie zu früh nördlich hinabgekommen und mußten wieder auf den Hochgrat hinauf.

Die Höhe war jetzt erreicht, eine langgestreckte, eine unendliche weiße Strecke, hinter ihnen der Gaurisankar.

Stunde um Stunde mit wankenden Knien. — — —

Später Nachmittag.

„Heinz."

Elisabeth war vor ihnen gegangen, und der Engländer deutete auf sie, die zu Boden gesunken war.

Beide Männer waren gleich ihr in diesen letzten Stunden wie in einem Dämmerzustand gegangen, fast ohne zu wissen, was sie taten, und wo sie waren.

Elisabeth lag am Boden. Sie hatte den Sauerstoffapparat von sich geworfen, weil seine Last ihr zu schwer geworden. Schaumiges Blut stand vor ihrem Munde, stand in Tropfen in ihren Augen, und ihre Brust atmete keuchend. Heinz riß seinen Sauerstoffhelm vom Haupt und ließ Elisabeth atmen. Ihre Brust ging ruhiger, aber ihr Gesicht war verfallen, und ihre Augen blieben geschlossen.

Bill Hunter spähte umher.

„Lobsen Kungu, Lobsen Kungu!"

Der Tibeter schlich heran.

„Wo ist der Sack mit den Sauerstoffpatronen?"

Der Mann hatte völlig blöde Augen, zeigte wortlos in den Abgrund, hatte ihn fortgeworfen, weil er ihn nicht mehr zu tragen vermochte. Heinz hielt Elisabeth in seinen Armen, wußte nicht, ob es Ohnmacht war oder Schlaf der Erschöpfung, der sie umfing, aber er sah Lobsen Kungu und die Bewegung seiner Arme.

„Dann sind wir verloren."

Bill Hunter straffte sich auf.

„Wir müssen hinunter, so schnell wie möglich, nur abwärts, in dickere Luft, gleichviel, wohin, nur hinab."

Ein schmaler Weg führte talab, ein verschneiter Grat, steil, aber gangbar. Vielleicht! Wenn nicht der Neuschnee gähnende Spalten trügerisch überdeckte!

Drei Apparate hatten sie noch, drei, allerdings schon fast leere Zylinder. Sie nahmen Lobsen Kungu mit vorgehaltenem Revolver den seinen weg. Mochte er sehen, wie er hinabkam. Warum hatte er den Sack weggeworfen. Außerdem war es höchste Zeit für Heinz Schröder, dem schon der Blutschaum auf den Lippen stand.

Sie hoben Elisabeth auf. Heinz und Bill führten abwechselnd die mit halb geöffneten Augen Schreitende, während der Tibeter, nach Luft ringend, ihnen voran war, über den Schnee abrutschte, sich wahllos gleiten und fallen ließ in der Jagd nach Atem.

Stunden! Auch sie waren abgeglitten über Hänge, waren in tiefe Schneewehen gestürzt, hockten halb ohnmächtig auf einer ebenen Fläche. Und doch waren die Männer jetzt glücklich. Tausend Meter waren sie hinabgeglitten und hatten jetzt Bäume zu ihren Seiten, wild ineinander verkrallte Wacholderbäume, und Luft, die ihnen ohne die Sauerstoffbehälter zu atmen gestattete.

Ein unerwarteter Anblick: Vor ihnen ein Mann im Halbdunkel des dämmernden Lichtes beschäftigt, ein Zelt zu errichten.

Ihr Zelt, das der Sturm in der Nacht in das Tal hinuntergeschleudert hatte — Lobsen Kungu, der es mit seinen scharfen Augen, halb zerfetzt, in den Baumzweigen erkannt und herabgeholt hatte, und der es nun für die Nacht aufstellte.

Sie trugen Elisabeth in das Zelt, die Nacht sank herab. Gewaltige Nebelschwaden krochen die Talwände herauf und schlangen ihre grauen Arme um Spitzen und Felsendome. Unter ihnen ging es jäh weiter zu Tal, der Wulst eines gigantischen Gletschers hing weit ins Freie hinaus. Ganz drunten tobte irgendwo gurgelndes Wasser, und brüllend gingen da und dort Lawinen zu Tal.

Elisabeth lag lang ausgestreckt, mit totenähnlichem Gesicht. Ihr Puls war kaum noch zu fühlen, ihr Atmen war ein leises Röcheln. Bill Hunter hatte den Hartspiritus entzündet, schmelzte Eisschnee in dem kleinen Kessel, während der Tibeter sich bemühte, Wacholderzweige zu einem Feuer zu entflammen. Heinz rieb Elisabeths Körper und sah in banger Erwartung auf das langsam schmelzende Eis im Kessel, auf das so langsam erglimmende Feuer. Würden beide noch rechtzeitig Hilfe bringen, ehe ihr Leben erlosch? — — —

Schluckweise flößten die Männer ihr den heißen, starken Kaffee ein, dann tranken sie selbst. Elisabeth war erwacht, jetzt war ein Lächeln um ihren Mund.

„Ich habe Hunger."

In demselben Kessel, in dem eben der Kaffee gewesen, den sie alle vier gleich aus dem Napf gierig getrunken hatten, wurde jetzt der Inhalt einiger Konservenbüchsen gewärmt. Ein kräftiges Fleischgericht. Auch Lobsen Kungu hatte brennenden Hunger, aber er verschmähte das Fleisch und hungerte lieber noch länger, bis die anderen gegessen und er sich in demselben Kessel seinen Reis kochen durfte.

Jetzt endlich, jetzt zum erstenmal seit der Nacht, war ein Lächeln um Elisabeths Mund.

„Du Armer, wie hast du dich um mich gesorgt!"

Er legte den Arm um sie.

„Wie durfte ich dulden, daß du mit uns aufstiegst!"

„Ich habe es gewollt. Wie konnte ich ahnen, daß ich so schwach bin!" Sie dachte an alle die gewaltigen Berge in den Alpen, die sie an ihres Mannes Seite als kühne Bergsteigerin schon erklettert hatte.

Es war Nacht geworden. Eine unheimliche Nacht, der Mond schien, aber Wolken jagten über den Himmel, und die Gespensterarme der Nebel reckten sich aus den unendlichen, unbekannten Tiefen.

Auch in dieser Nacht heulte der Sturm, aber er heulte hoch über ihren Köpfen, wurde bisweilen in das Tal gepreßt, ließ das Feuer, das Lobsen Kungu immer mit frischen Ästen, die er mühsam abhackte, nährte, bald hoch auflodern, dann wieder preßte er es mit züngelnden Flammen gegen das Zelt, und dann wieder schien es in einem einzigen Qualm zu ersticken. Aber sie waren wenigstens warm und satt, und die Felswand, an der sie halb im Dämmerzustand hinuntergeglitten, ohne ihre Gefahren zu kennen, schützte sie jetzt vor dem Sturm. Sie lagen dicht beieinander. Bill hatte aus dem Rucksack die dünnen Schlafsäcke aus feinsten Eiderdaunen genommen, Lobsen Kungu wühlte sich in die heiße Asche.

Sie schliefen, schliefen, unbekümmert um das Feuer vor ihrem Zelt, unbekümmert darum, daß jeden Augenblick eine Lawine vom Grat herunterstürzen und sie begraben konnte. Sie schliefen den Schlaf der Erschöpfung.

*

„Der Heilige wird sterben."

„Es darf nicht sein."

Taschka Tsonga, der Arzt, zuckte die Achseln.

„Er wird sterben, ehe der Mond wieder voll ist."

„Dann bist du ein Stümper."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Nein, aber die Ming dscheng tusse, die mächtige Gemeinschaft der roten Lamas, ist stärker als wir."

Erschreckt faßte Tschukang der Chanzo Cusho, der Kanzler des Klosters, den Arm des Arztes.

„Gift?"

„Sprich es nicht aus! Wer weiß, ob die Wände nicht Ohren haben!"

„Aber wer sollte ...?"

„Irgendein Vertrauter der Ming dscheng tusse. Vielleicht der Koch, vielleicht einer der Brüder, vielleicht du oder ich selbst. Wer weiß!"

„Beleidige dich und mich nicht!"

„Hinterlistig sind die Seelenvergifter. Ich fürchte, die Macht der Roten wächst stündlich. Wenn der Heilige stirbt, wenn es gilt, einen neuen Buddha zu finden, wird der Kampf offen ausbrechen."

„Du mußt ihn retten."

„Ich werde es nicht können. Ich weiß, daß Gift in seine Speisen gemengt wird; ich wechsele die Köche und Küchen; ich wechsele die dienenden Brüder, die dem Heiligen seine Mahlzeit bringen, Gift ist doch in den Speisen. Und immer ein anderes, immer aber mit gleicher Wirkung."

„Laß jeden Träger kosten, was er dem Heiligen bringt."

„Es geschieht. Der einzelne Bissen schadet nichts, mit der Zeit wird der Körper vernichtet."

Der Kanzler, einen kostbaren, reichgestickten seidenen Mantel über dem ärmellosen gelben Kleid tragend, einen weit ausladenden Hut auf dem Kopf, stand neben dem Arzt, der gleichfalls das ärmellose Gewand der gelben Lamas trug. Er war jünger als der andere, und nur die ärztlichen Geräte an seinem Gürtel unterschieden ihn von den Priestern. Sie befanden sich auf einem Altan des Klosters Getschun Gomba.

Eigenartig, phantastisch, dieses Bergkloster in dem über jede Beschreibung herrlichen Tal.

Übereinandergeschachtelt die weiten Baulichkeiten der klösterlichen Burg. Uralte Steinmauern, enge, dunkle Gassen, mit ausgetretenen Stufen, aufsteigend zwischen hohen Häusern mit kleinen, engen, unverglasten Fensteröffnungen und Balkonen aus dunklem Holzschnitzwerk. Offene Tore, dahinter fast stockfinstere Gänge, wieder gleitende Stufen und wieder ragende Wände und düstere Räume. Höfe vor gleißenden Toren aus Goldbronze, die zu düsteren Tempeln führten, in denen immer wieder in tausendfältiger Gestalt das Standbild Buddhas thronte, Tschorten, spitzkegelige Grabtempel verstorbener Heiliger, Hallen, aus deren Düster der monotone Gesang betender Priester erklang.

Trotzig türmten sich die Baulichkeiten übereinander, krochen am Bergabhang empor, schoben sich, als hätten sie Angst vor der Umwelt, zu einem winkligen Gewirr zusammen, schienen am Berge zu kleben und waren überhöht von goldglänzenden Dächern, über denen an Masten lange, wehende Zeugstreifen im leisen Abendwind flatterten und die ewig sich wiederholende Formel des buddhistischen Glaubens trugen: „Om mani padme hum" (O du Wunderblume im Lotos).

Gewaltig das Tal, an dessen Felsenhang dieses Kloster geklebt war. Riesenhoch, in mächtigen Steinkulissen unersteigbar aufragend, das Bergmassiv des Gaurisankar. Weiß glänzende Gletscher, herabgezogen bis in das Tal des Klosters, bis fast an die Mauern, und dann wieder Hänge, überwuchert von Wacholder und Tamarisken, und über den zu Tal springenden Bergbach hangende Weiden.

Ein liebliches Bild, umrahmt von den wilden, urgewaltigen Schroffen der Berge, lieblicher noch durch die zahmen Tiere, die scheuen Bergschafe, die von den Wänden herniederstiegen und sich füttern ließen von den schweigsamen Lamas, wohl wissend, daß in diesem Tale keinem Tier der Tod drohte.

Still war es. Heiliger Friede schien auf der Klosterstadt zu liegen, und nur die unzähligen kleinen Silberglöckchen, die alle diese Tempeldächer umsäumten, erklangen im Abendwinde, und das monotone Singen der Priester, die, über den Tempelhof schreitend, die große Gebethalle betraten.

Heiliger Friede, und doch lag oben, in dem höchsten Gebäude, dessen mit dichten Teppichen verhangene Türöffnung auf einen weiten Altan hinausging, auf seinem ärmlichen Lager in dem mit kostbaren Seidenbehängen ausgeschlagenen Gemach der heilige Kutuchtu, die menschliche Wiedergeburt des Gottes, und fühlte das Gift in seinem Körper. Und von allen jenen Priestern und dienenden Brüdern, die betend in der großen Halle lagen, betrachtete jeder mit heimlicher Furcht den Nachbar, war jeder vielleicht der Feind des andern, denn das Kloster war eine der wenigen, weit vorgeschobenen Stätten der gelben Lamas, und die Brüderschaft der Roten streckte ihre Hand aus, um die Gelben im Bruderkampf zu vernichten und die Macht an sich zu reißen.

*

Es war Morgen geworden. Die vier Menschen, die dem Tode des Gaurisankar entflohen, waren erwacht. Sie zitterten vor Kälte, Elisabeth war bleich und fühlte sich schwach, aber sie konnten atmen.

„Wir müssen hinunter. Hier beginnt der Wacholderwald, einige hundert Meter tiefer wird er in Hochwald übergehen. Jedenfalls wird ein Abstieg zwischen den Bäumen möglich sein, und da wir einen Bach unten rauschen hören, wird uns dieser den Weg in das Tal zeigen. Ganz sicher muß dieser Bach aus den Bergen hinausgehen, und wenn wir ihm folgen, kommen wir auch wieder zu Menschen."

„Zu den Unsern?"

Elisabeth hatte gefragt.

„Selbstverständlich zu den Unsern."

Heinz warf dem Freunde einen Blick zu, und dieser verstand. Warum sie ängstigen? Warum ihr jetzt schon sagen, daß es so gut wie ausgeschlossen war, sich wieder mit dem Haupttrupp zu vereinigen. Die große Expedition zur Erforschung des Gaurisankar, der auch Heinz Schröder und Bill Hunter angehörten, lagerte auf dem Khombulapaß, der sich zwischen den Gaurisankar und den Mount Everest einschiebt. Sie würden dort auf die Rückkehr der vier warten, die zur Erkundung ausgezogen; sie würden ihnen nachgehen, vielleicht Tage und Wochen. Wie aber konnten sie jenes Tal finden, in das sie hinuntergestiegen waren, um dem Luftmangel zu entgehen? Und es war vollkommen ausgeschlossen, daß sie selbst noch einmal den Weg in die Höhe machten, fast ohne Proviant, ohne Sauerstoff und noch dazu mit der erschöpften Frau. Lobsen Kungu hatte wieder ein Feuer entfacht. Auf der Hartspirituslampe wurde der Inhalt zweier Konservendosen gewärmt. Während des Essens, das Elisabeth selbst zubereitete, wurden sie frischer.

„Wie sie warten werden auf uns! Nun haben wir doch nichts erreicht." Die Männer ordneten den Inhalt ihrer Rucksäcke. Es war sehr wenig, was ihnen nützen konnte. Noch höchstens für zwei Tage Proviant, noch zwei Hartspiritusbomben und einige Schachteln Zündhölzer. Für jeden einmal Schuhzeug und Wäsche zum Wechseln, ein Mantel und ein Schlafsack. Dann die Instrumente für die Beobachtungen, die sie machen wollten. An Waffen hatten Heinz und Bill jeder nur einen geladenen Revolver und ein Säckchen Patronen.

Sie legten das Zelt zusammen. Lobsen Kungu mußte es tragen. Sonst hatte er nichts. Da er den größten Rucksack in den Abgrund geworfen, vertrauten sie ihm nichts mehr an, denn jetzt war jedes Gramm ihrer Habe zu kostbar. Sie standen auf der kleinen Felsplatte, auf der sie genächtigt hatten, und fühlten sich merkwürdig frisch. Sie sahen an dem Grat empor, über den sie gestern gekommen.

Er schien unersteiglich, steil, ging fast überall jäh in die Tiefe. Elisabeth schauerte.

„Wie war es möglich, daß wir hier herunterkamen! Wie konnten wir es wagen, über diese Steilhänge abzurutschen!"

„Es war ein Zufall, daß wir auf diesen Vorsprung gelangten und nicht im Abgrund zerschmetterten. Es war überhaupt nur möglich, weil wir alle drei durch den Luftmangel nicht mehr bei Sinnen waren und die Gefahr nicht sahen, weil wir ohne Überlegung Lobsen Kungu folgten, der ebenfalls sich vollständig dem Zufall überließ."

Elisabeth sagte leise: „Es war der gute Engel, der Trunkene und unmündige Kinder schützt."

Sie suchten nach einem Abstieg. Er war ganz unsäglich schwer. Auch die Bäume wuchsen aus schroff abfallenden Felsen heraus, waren keine schlank aufragenden Stämme, sondern wirr durcheinandergeschlungenes Krummholz. Lobsen Kungu stieg wieder voran, ging eigentlich seinen eigenen Weg, kümmerte sich fast gar nicht mehr um die Europäer. Aber sie folgten ihm, er trug ja die eigene Haut zu Markte.

Alle drei gingen an dem langen Hanfseil, das Elisabeth bisher als einzige Last getragen hatte, denn es war ein gefährliches Klettern zwischen dem Gestrüpp hindurch, teilweise auf bröckelndem Gestein, teilweise auf spiegelglatt gefrorenem Neuschnee, und zur Seite der Abgrund. Auch Elisabeth war wieder geschmeidig und voller Kraft. Sie stieg den beiden Männern mit der Vorsicht und Kraft der kühnen Bergsteigerin voran.

(Fortsetzung folgt.)



Kentaurenkampf.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)



Triton und Nereide.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

DER MALER ARNOLD BÖCKLIN

GEBOREN AM 16. OKTOBER 1827

ZU ARNOLD BÖCKLINS HUNDERTJÄHRIGEM GEBURTSTAG



FISCHENDER PAN.

Poesie und Malerei“ heißt ein Gemälde Böcklins, das zwar keines seiner Hauptwerke ist, aber als Programmbild seiner Kunst angesprochen werden muß. In distichonartigem Rhythmus ist die Allegorie aufgebaut. Zwei hohe Frauengestalten, die Genien der verschwisterten Künste, schöpfen aus der gleichen Brunnenschale den Quell; sie sind eins in Wesen und Art. Es ist Böcklins Bekenntnis zum Malerpoetentum, das aus dem Bilde spricht, es ist die Bestätigung seiner eigenen Entwicklung, die sein Schaffen immer mehr zu unauflösbarer Verbindung malerischer und dichterischer Elemente führte. Böcklin, den Erzvater des Malerpoetentums, mußte eine malerische Richtung wie der Impressionismus, der in der Technik, in der absoluten Malerei, das einzige Heil der Kunst erblickte, ablehnen. Der Impressionismus war gegen die sogenannte „literarische Malerei“ gerichtet, er ließ keine andere Ästhetik als die der handwerklichen Technik gelten und stellte unentwegt und ohne Bedenken ein von Manet gemaltes Spargelbündel über die „Gefilde der Seligen“ und die „Toteninsel“, Werke, die man als effekthaschend ablehnte. Verbissen in diese Theorie, übersahen die Anhänger des Impressionismus Wert und Bedeutung des Stofflichen bei einem Kunstwerk; sie ließen nicht Stimmung und Gedankenfülle, nicht Weisheit und tieferen Sinn gelten, sondern predigten das Evangelium der „Malerei an sich“. Vor allem aber übersahen sie, daß doch auch der Mensch, der hinter einem Kunstwerk steht und sich in ihm und durch es verkündigt, in seinem Wert und nach seinem Wert erkannt werden muß. Der Impressionismus war der Feind des Individualismus, Böcklin aber ist einer der unbedingtesten Individualisten der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts.



LENBACH UND BEGAS.

Wenn indessen die Impressionisten auch an Böcklins technischen, an seinen malerischen Qualitäten zweifelten, so setzten sie sich damit sehr ins Unrecht. Denn Böcklin war, von allem anderen abgesehen, ein Meister der Malerei. Der junge Künstler wies, über Karl Rottmann und seinen Lehrmeister Schirmer hinauswachsend, der Landschaftsmalerei neue Wege. Er hat die „tragische Landschaft“ in ergreifenden Gesichten aufstehen lassen, und er war es, der in kosmisch-pantheistischem Gefühl aus der Landschaft jene Gestalten herauswachsen ließ, die uns wie die Versinnbildlichung und Verkörperung der in der Landschaft wirksamen Naturgewalten erscheinen. Weist dieser Zug schon über das Malerische hinaus, so steht die Art, wie Böcklin bei seinen Figurenbildern ausgeprägtesten Sinn für das Physiognomische bekundete und zur Gestalt werden ließ, wie er ausdrucksvolle Bewegungen mit den einfachsten Darstellungsmitteln fixierte, wie er in Konturen und Silhouetten die beredteste Sprache führte, vollkommen auf dem Boden des Technischen. Ebenso seine Farbgebung, die in ihrer durch unermüdliche Experimente eroberten Originalität, in ihrer Leuchtkraft und Reinheit Böcklin als einen der interessantesten Koloristen der europäischen Malerei des 19. Jahrhunderts ausweist.

Böcklins technische Meisterschaft wurde einem (neben anderen wichtigen Erkenntnissen) besonders durch die Baseler Ausstellung von anderthalb Hunderten seiner Werke, veranstaltet im Frühjahr 1927, vermittelt. Es war, wie der Böcklin-Biograph H. A. Schmid sagte, „der Sieg Böcklins über den Impressionismus“. Ganz gewiß hat diese Richtung, soweit sie Tendenzen verfolgt, die über den technischen Prozeß hinausgehen, heute abgewirtschaftet. Die Kunst Böcklins dagegen, der sich, ohne seine Entwicklung in ihrem natürlichen Fortschritt durch äußere Strömungen, Richtungen und Moden beeinflussen zu lassen, durch das halbe Jahrhundert seines Schaffens treu blieb, der nie auf andere Stimmen als auf die seines eigenen Inneren hörte, blüht heute schöner, feuriger, heller als je. In verwirrter und verworrener Zeit ist er, der vor einem Vierteljahrhundert starb, und zu dessen Werk man inzwischen jeden wünschbaren Abstand gewinnen konnte, dazu berufen, aufs neue ein Führer zu werden. Nicht ein Vorbild, das man nachahmt, sondern ein Lehrer und Meister in höherem Sinn: ein Erzieher zum künstlerischen Individualismus, dem mehr als je die Zukunft gehören wird . . .



SELBSTBILDNIS. 1872.

Basels Böcklin-Ausstellung, von einem Kenner wie Wölfflin als der Wendepunkt in der Wertung Böcklins und der gesamten europäischen Kunst dieser Zeit bezeichnet, brachte neben den Hauptwerken des Meisters, die jedermann kennt, und die sich in unserem Vorstellungsbild bei Aufruf des Namens Böcklin einstellen, auch eine Reihe weniger bekannter, reizvoll-intimer Schöpfungen des großen



DAS DRAMA.

Künstlers. Geben jene Hauptwerke den Maßstab, an dem man den Meister auf seinem Weg in die Unsterblichkeit zu messen hat, so sind seine anderen Werke in anderer Weise nicht minder bedeutsam. Sie sind noch nicht feste Werte, noch nicht Begriffe geworden, ihnen tritt man noch unbefangener gegenüber. Sie zeigen uns gewissermaßen einen inoffiziellen Böcklin und geben die Möglichkeit, an der Hand eines neuen, noch ungenützten Materials den Weg von Böcklins Entwicklung nochmals nachzugehen.

Auch die Abbildungen, die hier vereinigt sind, zeigen mehrere weniger bekannte Werke Böcklins neben einigen Hauptbildern, wie dem „Kentaurenkampf", der in verschiedenen Fassungen vorliegt, deren erste in dem fruchtbaren Münchener Schaffensjahr 1873 entstand, neben der gleichfalls in mehreren Varianten vorkommenden Gruppe „Triton und Nereide" — eine Fassung in der Berliner Nationalgalerie, eine andere in der Münchner Galerie Schack — und neben dem in München gemalten Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod, einer keineswegs pessimistisch,



GOTTVATER ZEIGT ADAM DAS PARADIES.



DER BETENDE EINSIEDLER.

sondern als kraftvolles Bekenntnis zum Leben „trotz alledem" gemeinten Selbstanalyse. Fünfzehn Jahre vor diesem Selbstbildnis entstand Böcklins Doppelbildnis seiner mit ihm als Professoren an die Akademie nach Weimar berufenen Freunde Franz Lenbach und Reinhold Begas, ein eigenartiges, in Auffassung und Formgebung ungewöhnliches Werk, von dem man unwillkürlich weiterdenkt zu einem ähnlichen Doppelporträt, auf dem Hans v. Marées sich selbst und Lenbach darstellte. Der vorzügliche Porträtist Böcklin, von dem etwa dreißig Gemälde, darunter Gottfried Kellers Bildnis und mehrere imposante Selbstporträte, auf uns gekommen sind, wird über dem Landschafts- und Figurenmaler nur zu oft vergessen oder geringer gewertet. Wenn man einmal aus Böcklins Werk nur die Bildnisse herausgreifen und chronologisch aneinanderreihen wollte, würde man erkennen, daß Böcklin auch in dieser Provinz der Malerei keinem zu weichen hätte. Das „Bacchusfest" ist voll jener ausgelassen dionysischen Stimmung, die für so viele Schöpfungen des Meisters kennzeichnend ist. Faune, Nymphen, der große Pan, Najaden, Tritone, Kentauren, das ganze heiter selige Gewimmel hellenischen Halbgöttertums war für Böcklin eine Welt, die ihm völlig vertraut war. Leibl sagte einmal: „Wie kann man denn solche Wesen malen, die gibt's ja gar nicht!" Nun — für Böcklin gab es diese Wesen; seine Phantasie bevölkerte mit ihnen Wiesen und Haine, Wälder, Meeresklippen, den dichten Schilf am Stromufer und die salzige See; er verkehrte mit diesen Wesen wie mit seinesgleichen und wurde so der Statthalter des großen Pan im germanischen Norden des 19. Jahrhunderts.



NYMPHE AUF PAN REITEND.
LINKS NEBENSTEHEND: BACCHUSFEST.



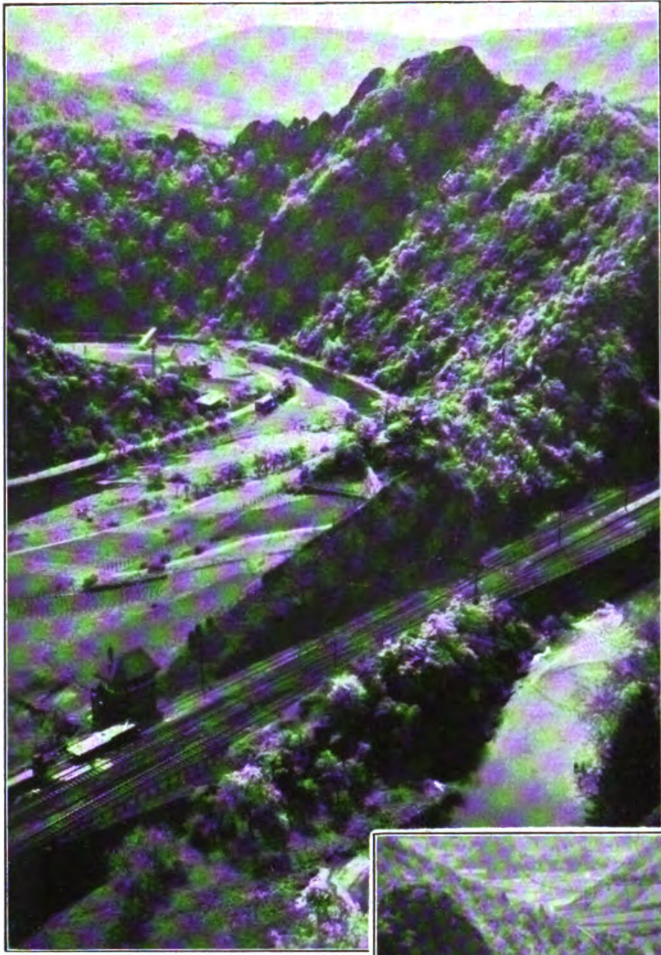
Die Antike lieferte Böcklin die Stoffe, die Landschaft gab ihm die Motive, und sein reiches Naturstudium bot ihm die Möglichkeit, diese Elemente zur Bildeinheit zusammenzufassen. Die Renaissance liebte er; was er malte, war eine zweite Renaissance. Hinter der großen Melancholie, die seines Wesens Kern und Kennzeichen ist, blitzen zuweilen Lichter seines Weltanschauungshumors auf: sie kommen ihm nicht vom Inhalt der Bilder her, sondern Böcklin trug sie in den Stoff hinein; selbst bei biblischen Themata wie bei jener anmutigen Paradiesszene „Gottvater zeigt Adam das Paradies" leuchtet Humor auf, den man sich aus Böcklins Werk so wenig wegdenken kann wie Pathos und Elegie. Dr. Georg Jacob Wolf.

Die Veröffentlichung sämtlicher Bilder in diesem Beitrag erfolgt mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

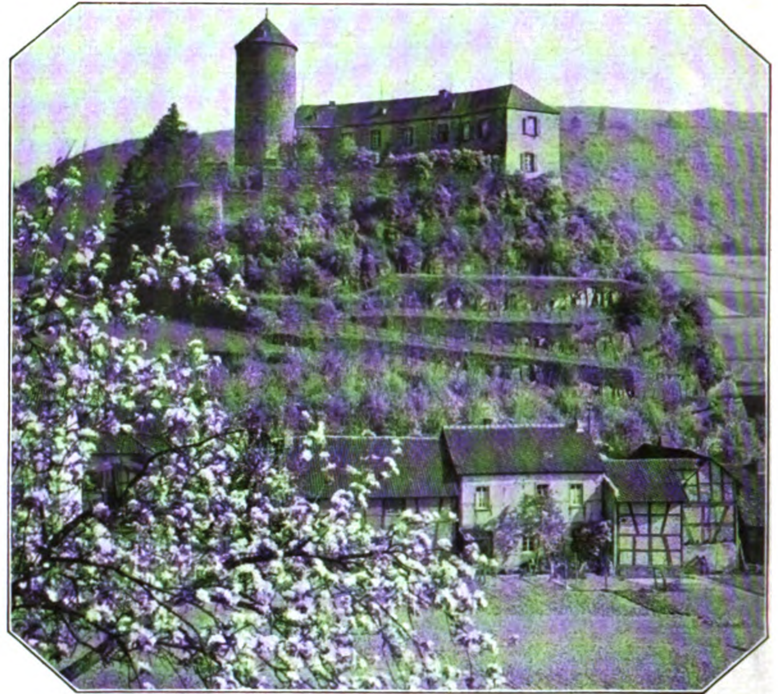
Durchs Ahrtal zur Nürburg

Von Aug. Rupp.

Mit Aufnahmen des Verfassers.



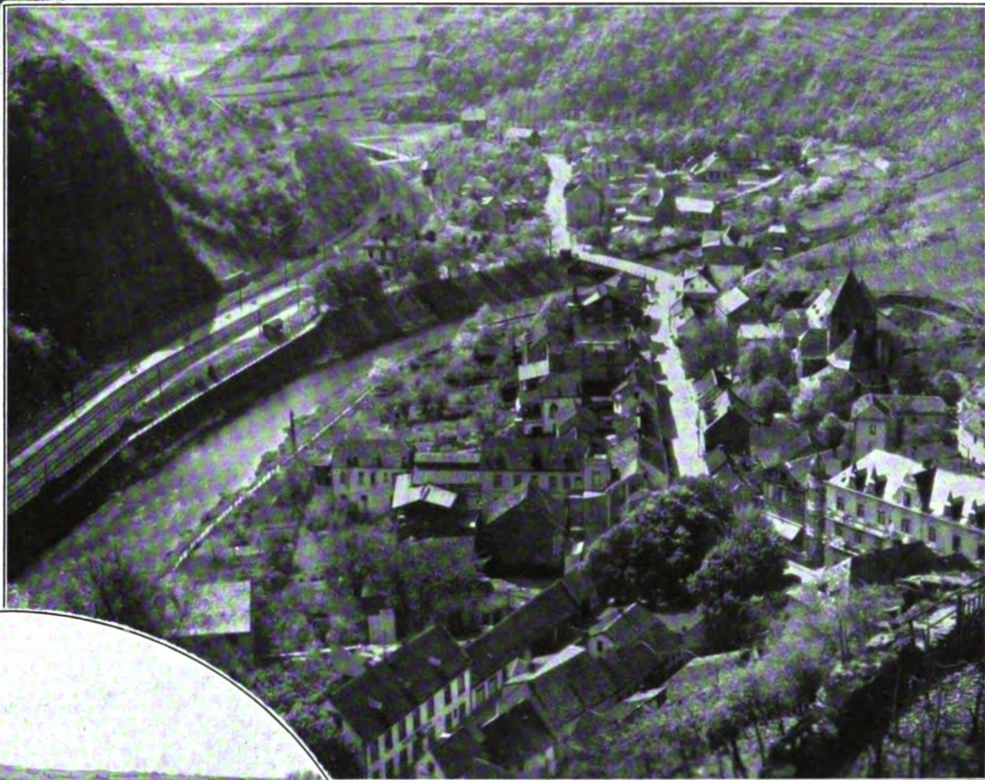
Das Ahrtal bei Ahrweiler.



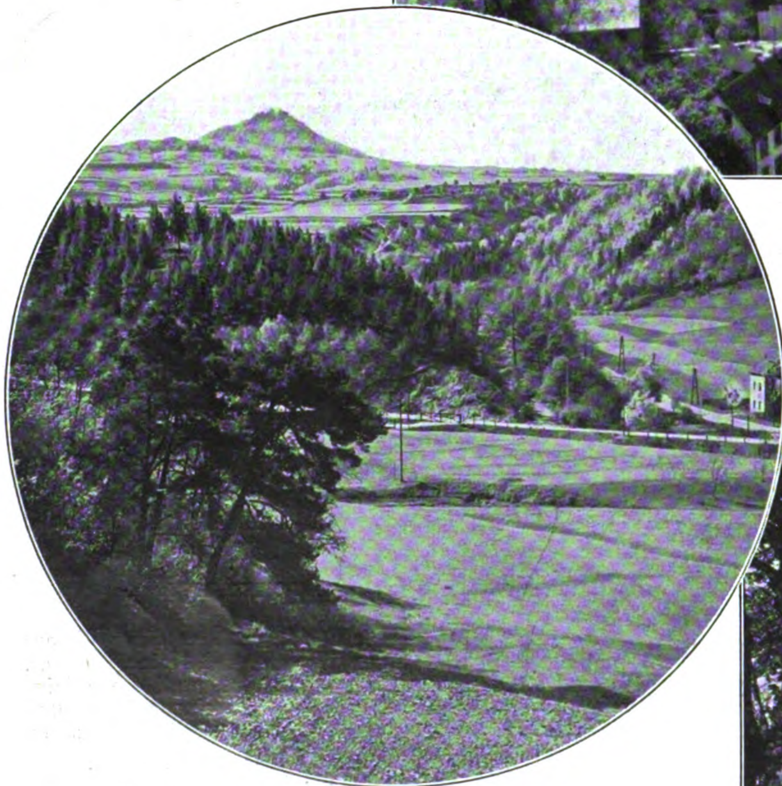
Schloß Kreuzberg im Ahrtal.

Nördlich der Mosel dehnt sich von der belgischen Grenze bis zum Rhein die maaregeschmückte Eifel. In ihrem nördlichen Teil, im Hintergrund des imposanten Ahrtals, blickt hoch und stolz die Nürburg ins Land. Ein einsames, doch um so schöneres Wandern war es bisher in jenem sogar „das deutsche Sibirien" geschmähten Gebiet. Nunmehr aber wird wohl ein bedeutsames Kulturwerk den Fremdenstrom auch dorthin lenken. Denn nach jahrelanger Arbeit ist hier der „Nürburg-Ring", die größte Auto-Rennbahn der Welt, fertiggestellt und eröffnet worden.

Doch lassen wir die Kraftwagen und Motorräder in ihrer endlosen Staubwolke ihrem Ziele zujagen, wir wandern offenen Auges das schöne Ahrtal entlang. Dem vom Rhein herkommenden Wanderer zeigt das Tal erst hinter dem von alten Stadtmauern geschmückten Ahrweiler seinen eigentlichen Charakter. Bei der Talenge von Walporzheim ragt die trutzige Felsenbastion mit dem sonderbaren Namen „die bunte Kuh". In immer überraschenderen Windungen des romantischen Tals erreicht man Altenahr, seine Perle. Von jeder seiner aussichtsreichen Höhen herab überblickt man ein verblüffendes Chaos von Felskämmen und Talwindungen. Besonders von der Burgruine aus. Die alten Herren v. Are ließen sich wohl nicht nur von Sicherheitsgründen leiten, als sie im 12. Jahrhundert die frei hinausragende, allseitig in Tälchen schauende Feste erbauten. Hier ist der Glanzpunkt des Ahrtals. Durch den südlichen Ausschnitt der Felsenkulissen blickt die breite Front des alten Schlosses Kreuzberg herein. Hier weitet sich das Tal, bis vor Adenau der Bergkegel der Nürburg aus der Ferne herabgrüßt. Wir durchschreiten die lang sich hinziehende Hauptstraße des Eifelstädtchens. Endlich außerhalb, überquert unsere Landstraße eine mächtige Beton-Überbrückung: die tiefste Senkung der genannten Autobahn. Rechts und besonders imposant zur Linken steigt breit und in erstaunlicher Steilheit die Rennstraße wieder bergaufwärts. Hier ahnen wir gleich etwas von der Kühnheit der ganzen Anlage. In weiten Bogen nach beiden Seiten, in endlosen Windungen steigt die Rennbahn die welligen Berghänge hinauf zum Startplatz hinter der fernen Burg. Wir jedoch wandern geradeaus südwärts, immer ansteigend hinauf zum burggekrönten Bergkegel vor uns. Einsame, brachliegende Eifelheide empfängt uns. Kaum kenntlich der Pfad. Doch das Ziel stets vor Augen. Endlich auf der Höhe, durchschreiten wir ein kümmerliches Eifeldorf. Im grünen Baumschlag versteckt sich das Burggemäuer. Doch von seinem Bergfried, dem „grauen Turm", überblicken wir das weite herbschöne Eifelland. Die Hohe Acht, der ebenbürtige Nachbar, grüßt zuerst herüber. Ringsum Wald, Feld und Heide in endlosen Hügelwellen, in ewigem Auf und Ab. Und dort unten an der tiefsten Senke, dem Taleinschnitt von Adenau, zieht es sich beidseitig in vielen Bogen herauf: helle Striche, oft von Wald unterbrochen, in endlosen Windungen — die gleichmäßig ansteigende neue Autostraße.



Altenahr, von der Burg Altenahr aus gesehen.

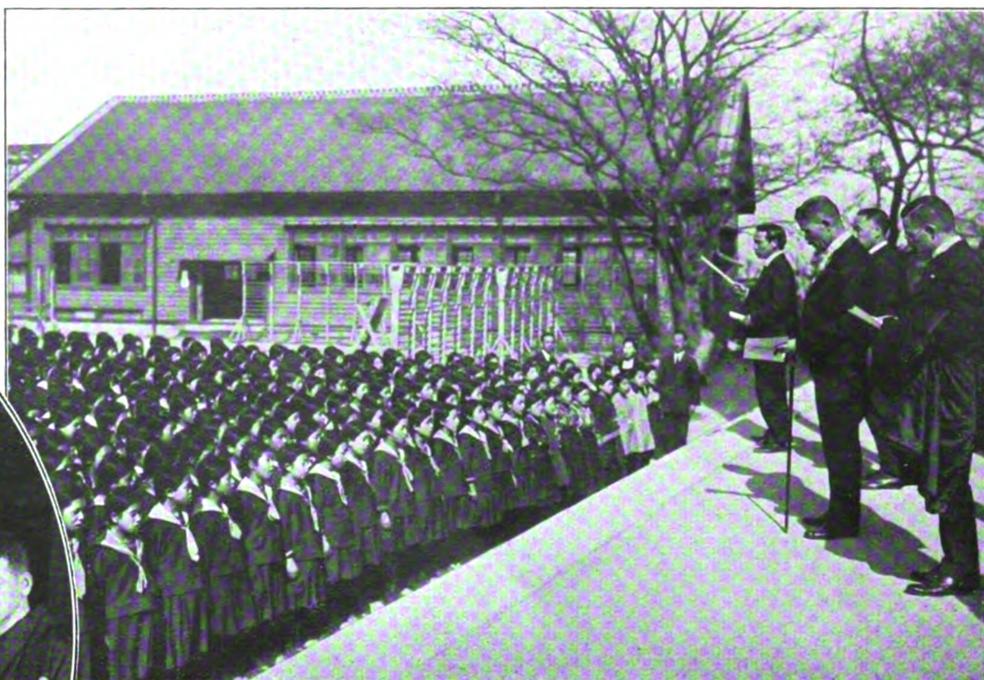


Blick auf die Nürburg, die nach 1100 erbaute, 1689 zerstörte Burg der Grafen v. Are, von Adenau aus. — Rechts nebenstehend: Dorf und Ruine Nürburg.



JAPANS west-östliches Gesicht





Die völlig europäisch gekleideten Zöglinge einer höheren Mädchenschule in Japan bei einer Feier auf dem Schulhof. Auch die Lehrerschaft ist „europäisiert". Links im Kreis: Noch streng nach Überlieferung: Tanz einer Geisha vor hohen japanischen Würdenträgern.





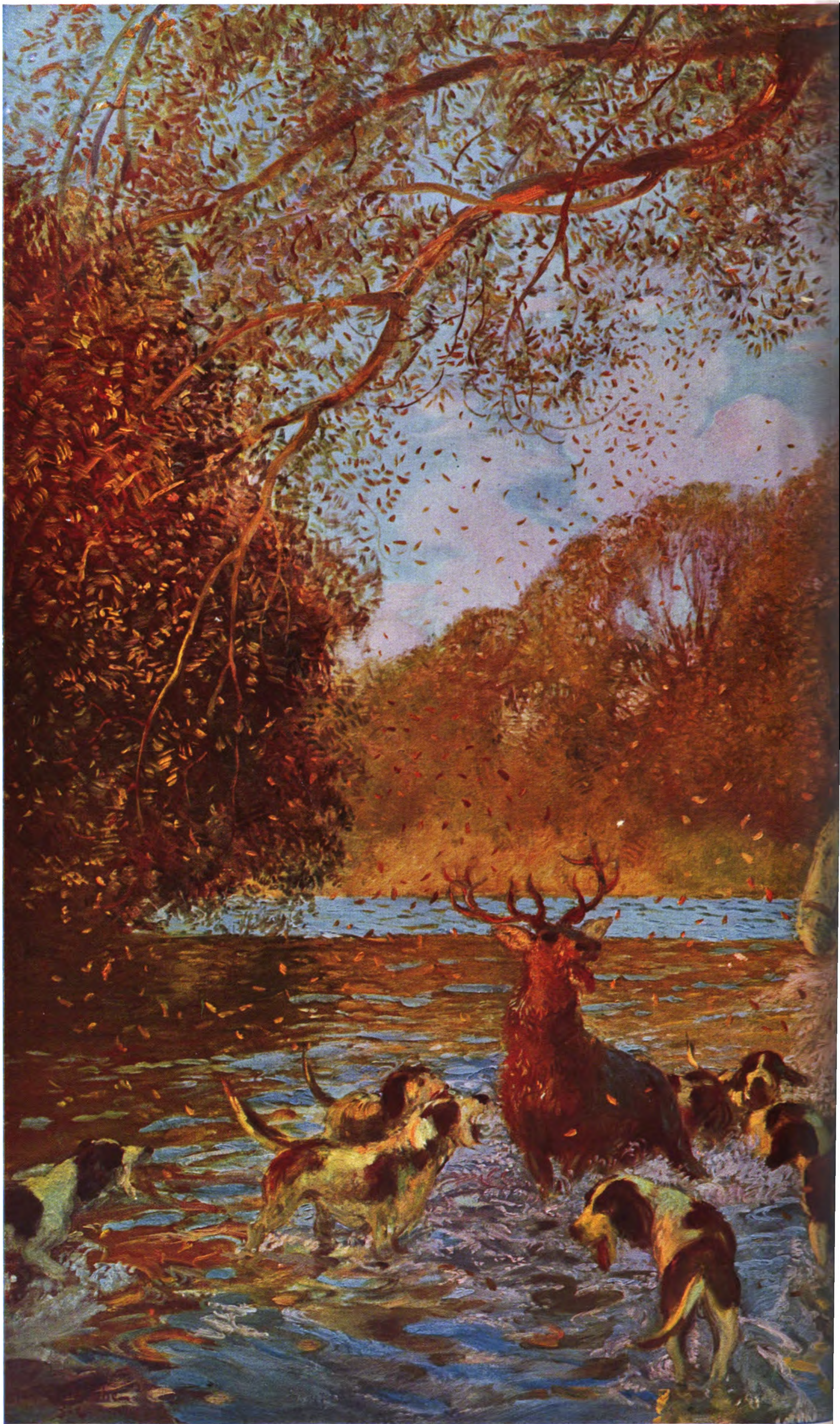
Ballettvorführung in einem japanischen Theater. — Rechts Mitte: Japanischer Gottesdienst.





Ein Vortragsabend im Konzerthaus zu Tokio.

Links nebenstehend: Ein Bild der durchbrochenen japanischen Reinkultur: Das Hoch auf das Geburtstagskind an dem europäisch gedeckten Tisch durch die teils nach altjapanischer Sitte, teils nach „westlicher" Art gekleideten japanischen Damen.



H A L A L I ! / N A C H E I N E M G E M



'DE VON GASTON LA TOUCHE

Der Humor der anderen.



Der ungeschickte Sonntags-Golfspieler. (Aus „London Opinion".)

Um den Humor eines anderen Volkes begreifen zu können, genügt es nicht, die betreffende Sprache zu verstehen. Man kann Englisch beherrschen und doch den Witzen in „Punch" oder „London Opinion", in „Life" oder „Judge" ziemlich verständnislos gegenüberstehen, wohl den Wortlaut oder Sinn begreifen, aber zugleich auch nur den Unsinn, ohne eine Spur von Witz und Humor herauszufinden. Deutsche Zeitschriften und Zeitungen bringen jetzt mehr denn je „Humor aus anderen Ländern" in Wort und Bild. Man kann aber nach diesen Stichproben, die bereits für den Geschmack und das Verständnis des deutschen Lesers ausgesucht sind, nur schwer einen richtigen Begriff von dem Witzbedürfnis und der Witzbeschaffenheit anderer Völker bekommen.

Zunächst scheint ja eine Berührung auf diesem Gebiete überaus wahrscheinlich. Sind es doch die kleinen Ereignisse des alltäglichen Lebens, bei allen Völkern der Erde dieselben, die in den Witzen ihren Niederschlag finden. Da ist der Ärger mit den Dienstboten, mit dem Gerichtsvollzieher und der besseren bzw. schlechteren Ehehälfte, da sind Auswüchse der Mode und des Sports, Kämpfe mit Einbrechern, mit Laternenpfählen und Haustürschlüsseln — das ist alles dort genau wie hier, und doch ist es auch wieder anders. In englischen Witzschriften z. B., überhaupt in angelsächsischen, spielt der Sport eine ungleich größere Rolle als bei uns. Die sportlichen Witze überwiegen durchaus. Hauptsächlich der Golfspieler muß als Objekt herhalten. Der weitausladende Schwung des Armes trifft nur zu oft den unrechten Gegenstand, der das meist „persönlich" nimmt. Auch der Reitsport, vor allem aber der Boxsport und das Fußballspiel finden ihre Karikatur. Kaum dagegen — wie ja auch geographisch erklärlich — der Schneeschuhsport. Die hohen Rechnungen der „Lady" pflegen beim englischen Ehemann dieselben Gefühle hervorzurufen wie die der „Gnädigen", und mit dem Bubikopf ist der Gatte drüben auch nur unter Umständen einverstanden. Wohingegen die deutsche Hausfrau keine oder nur eine ungefähre Ahnung von den Gefahren des Mistelzweiges hat, der um Weihnachten in den angelsächsischen „Magazines" eine so große Rolle spielt. Sie würde auch gewiß wenig Verständnis dafür haben, ihren Mann mit der Jungfer in inniger Umarmung darunter zu finden und die Berechtigung der Szene auch noch anerkennen zu müssen. Die Mistelzweig-Ereignisse um Weihnachten sind für deutsches Empfinden meistens einfach geschmacklos, eben in ihrem „Breittreten" eines an sich doch nicht witzigen Moments. Gewiß, dieser Mistelzweig kann Gelegenheit zu amüsanten Situationen geben — zu ungewöhnlichen, was ja die Hauptsache ist — aber der Möglichkeiten sind gar nicht viele, sie sind bald erschöpft, es sind schließlich immer dieselben, und der deutsche Leser steht kopfschüttelnd vor den unzähligen Weihnachtsnummern, die — mit Rücksicht auf die Dominions — bereits im November zu erscheinen beginnen, und deren Inhalt sich zum weitaus größten Teil aus Mistelzweig-Abenteuern zusammensetzt.



Der unvermeidliche Mistelzweigwitz der angelsächsischen Blätter zur Weihnachtszeit: „Auch eine nette Frucht!" („London Opinion".)



Der Mistelzweig als Hausfriedensstörer: Die „Gnädige" zum Dienstmädchen: „Der Mistelzweig ist nur für den Familiengebrauch!" Mädchen: „Ganz recht, gnä' Frau, der Herr hat mich eben unten mit einem kleinen Extrazweig besucht!" („London Opinion".)

Auch in einem anderen Karikaturfall der angelsächsischen Zeitungen kann der deutsche Leser nicht recht „mit" und findet oft Gelegenheit zum Kopfschütteln. Das sind die vielen Zeichnungen und Witze über Menschen, die in einen Abgrund stürzen, sei es nun mit dem Auto, vom Berg herab, aus dem Fenster des 41. Stockwerks oder sonst von einer beträchtlichen Höhe. Man kann tatsächlich keine englische Witzzeitschrift aufschlagen, ohne gleich auf einen Menschen zu stoßen, der in den Abgrund stürzt. Für unseren Geschmack geht das zu weit und läßt keine wirklich humorvolle Stimmung aufkommen. Diese Art angelsächsischer „Situationskomik" können wir nicht komisch finden. Es sei unbestritten, daß sich auch in tragischen Situationen lächerliche Momente ergeben, wie ja ein Gegensatz ganz allgemein erst das Komische überhaupt bewirkt — aber ein für unsere Begriffe normaler Mensch wird in solchem Fall die Verpflichtung fühlen, über das Lächerliche hinwegzukommen, weil er eben gleichzeitig den Ernst der Lage erkennt. Es ist nicht anders möglich, als daß der Angelsachse in dem „Fall" und in dem Fall harmloser, ja, entschieden primitiver empfindet als der Deutsche.

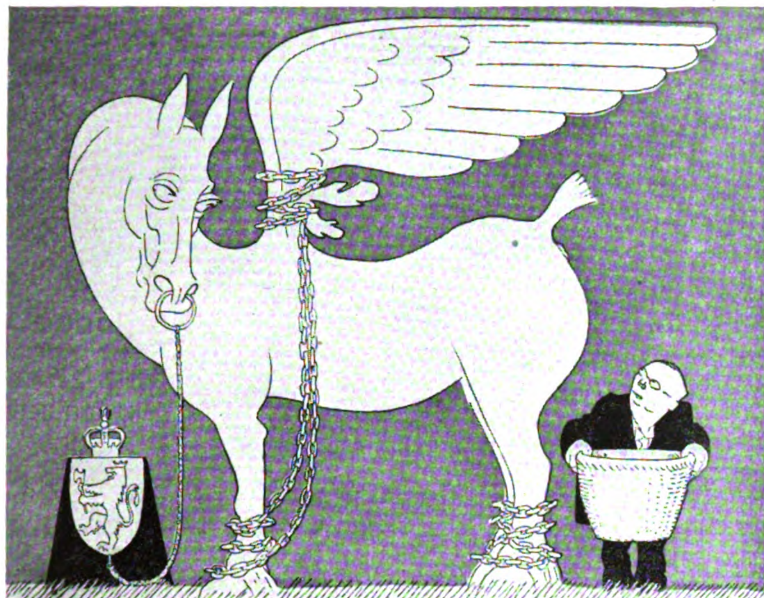
Eine besondere Eigenart angelsächsischen, diesmal hauptsächlich amerikanischen Humors sind ferner die Serienzeichnungen, wie sie, importiert, auch bei uns auftauchen. Es handelt sich dabei meist um ständig wiederkehrende komische Figuren, deren seltsame Erlebnisse in einer Reihe von Nummern des jeweiligen Blattes verfolgt werden. Die Schweden haben diese Art übernommen. Die meisten schwedischen Magazine und illustrierten Zeitschriften haben mehrere Seiten, die nur den Ereignissen von „Pelle und Kickan", von „Knutte und Knopp" und anderen besonders merkwürdigen Persönlichkeiten gewidmet sind. Jedes einzelne Serien-



Ein Beispiel wahrhaft grausamen angelsächsischen Humors (für unsere Begriffe!). Das nennt man „Erste Hilfe": „Hier, trinke das!" („Judge".)



Würden wir über einen solchen Witz lachen? — Die Frau zu ihrem abgestürzten Gatten: „Nimm doch deine Buxen und zieh dich daran hoch!" („London Op.".)



Staatsmonopol für Geistesprodukte. Zeichnung von Olaf Gulbransson in „Tidens Tegn“, Oslo.

erlebnis nimmt dabei mindestens eine Seite in Anspruch. In den meisten Fällen wird der deutsche Leser hilfesuchend nach dem Kopf der Seite sehen, ob da vielleicht zum Trost „Jugendteil“ steht. — Das ist so harmlos lustig und niedlich, aber nie im Leben eigentlich witzig, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir das Wort gebrauchen.

Die harmlose Primitivität dieser Serienzeichnungen scheint im ersten Augenblick einen krassen Gegensatz zu der gewissen Grausamkeit der „Fallzeichnungen“ zu ergeben. Und doch zeigt sich gerade da der Berührungspunkt, der Aufschluß gibt: ebendieselbe primitive Einstellung, die in scheinbaren Gegensätzen ihren Ausdruck findet. Ihre Einbürgerungsmöglichkeit in der schwedischen Presse ist bezeichnend dafür, daß bei den Schweden eine sehr ähnliche Gemütseinstellung wie bei den Angelsachsen vorliegt: ein Schmunzeln-Wollen, während der Deutsche lachen will.

Interessant ist bei diesen Serienzeichnungen, daß es sich meistens um ein Paar handelt, das die Streiche verübt. Entweder zwei Kinder oder Onkel und Nichte oder ein treues Freundespaar, wie Stor-Klas och Lill-Klas, der Große und der Kleine Klaus, die es also nicht nur im deutschen Märchen gibt. Auch in amerikanischen Zeitungen spielt das Paar unter derselben Bezeichnung eine Rolle. Der Gegensatz des großen und des kleinen Mannes scheint etwas besonders Verlockendes zu haben. Da ist z. B. eine Serie (vgl. die Abbildungen): Der Kleine Klaus ist auf der Jagd. Der Große Klaus steht an einen kahlen verästelten Baum gelehnt und wird plötzlich angeschossen. Vom Kleinen Klaus natürlich, der ihn für einen Hirsch gehalten hat. Worauf sich der Große Klaus ein schwarz-rot gestreiftes Kostüm zurechtmacht, um Verwechslungen vorzubeugen, und zum Fischen geht. (9 Bilder bis dahin!) Da sausen wieder die Kugeln, wieder erscheint der Kleine Klaus, wieder dieselbe Frage: „Warum schießt du auf mich, du kannst mich doch diesmal nicht für einen Hirsch gehalten haben?“ Antwort: „Nein, aber für ein Zebra.“

Im allgemeinen steht uns der nordische, speziell der schwedische Humor am nächsten. Adamson, die Kreatur des schwedischen Zeichners O. Jacobson, ist bei uns allgemeinbekannt. Das ist der kleine dicke Mann, der nur drei Haare auf dem Kopfe und einen Zahn im Munde hat, mit dem er die unvermeidliche Zigarre festhält, und der so unbeschreibliches Pech hat, in jeder Nummer des Söndags-Nisse-Strix, der von Hasse Zetterström und Albert Engström herausgegebenen bekannten Witzzeitschrift. Nimmt Adamson z. B. Haarwasser, um seinen Haarwuchs zu fördern, so wachsen seine drei Haare wohl so lang, daß er sie nachschleppen lassen kann, aber im übrigen bleibt er kahl wie vorher. Das ist wirklicher Humor! — Es handelt sich bei Adamson zwar auch um eine Serienzeichnung, aber Adamson macht die Sache kurz und schmerzlos, er erlebt seine Abenteuer in nur vier Etappen. Und wenn er ins Wasser fällt oder vom Auto überfahren wird, so braucht man sich deswegen keine grauen Haare wachsen zu lassen — man weiß ganz genau, daß er, ohne eine Miene zu verziehen, mit der Zigarre im Munde, gleich wieder hervorkommt. Söndags-Nisse-Strix verfügt überhaupt über eine ungewöhnlich große Zahl guter und witziger Zeichner. Daß ihre Namen dem deutschen Leser zum großen Teil bekannt sind, ist schon allein ein Zeichen für die Verwandtschaft deutschen und nordischen Humors. Während von angelsächsischen Karikaturisten eigentlich nur Bateman, vielleicht Fish in Deutschland bekannt sind, haben Namen wie Gulbransson, Engström, Blix, Chatham auch in Deutschland guten Klang und gute Freunde.

Die Methode, fremde Sprachen und Gebräuche aus Witzblättern zu lernen, ist sicher nicht nur amüsant, sondern auch gut. In Deutschland erscheinen z. B. zwei humoristische Zeitschriften, „The Little Londoner“ und „Le Petit Parisien“, die ausschließlich diesem Zweck gewidmet sind. Für das eigentliche Sprachstudium sind die Doppelbedeutungen der Wörter, die ja in den Witzen eine große Rolle spielen, ferner die häufigen Dialekt- und Volksausdrücke und alle jene Redewendungen, die man gerade im täglichen Leben gebraucht, äußerst wertvoll, und was die Volkskunde angeht, so kann kaum ein umfangreiches Werk über das betreffende Land einen so unmittelbaren Einblick gewähren, wie er durch das Studium des Humors auf so angenehme Weise erreicht wird. Nirgendwo sonst findet der Volkscharakter einen so starken und bestimmten Ausdruck — gewissermaßen im Reinextrakt — wie im Humor eines Landes.

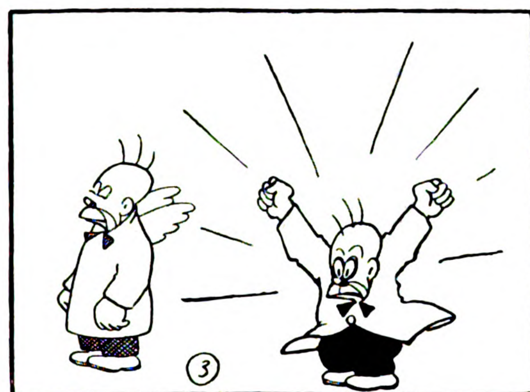
H. Bengt-Paul.



Prächtige Typen des Zeichners Albert Engström, einer Art „schwedischer Zille“. (Aus „Söndags-Nisse-Strix“, Stockholm.)









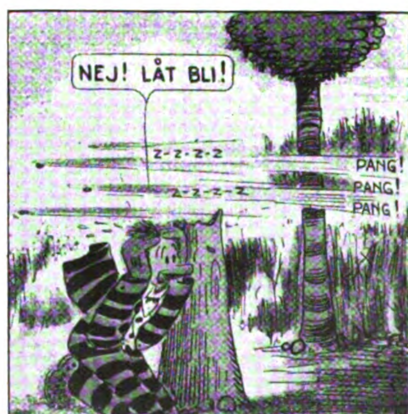
Adamson und sein besseres Ich. „Nein, danke, ein Glas Milch ist besser!“ (Aus „Söndags-Nisse-Strix“.)













Beispiele aus einer Serienzeichnung „Der Große und der Kleine Klaus“. (Aus der schwedischen Zeitschrift „Vårt Hem“.) Der Große Klaus wird vom Kleinen angeschossen, weil der ihn erst für einen Hirsch und dann für ein Zebra hält.



Am Galgenberg um Mitternacht: Herausreißen der freigelegten Alraunwurzel durch einen Hund.



Alraunmännchen aus einer Allermanns-harnisch-Wurzel.

ALRAUNEN

VON PAUL NEUMANN, KARLSBERG

MIT ZEICHNUNGEN DES VERFASSERS

Wohl keine Wurzel im Pflanzenreich hat allezeit im Aberglauben des Volkes eine so bedeutsame Rolle gespielt wie die Mandragora-Wurzel, das Alräunchen, der Alraun (von runa = Geheimnis, der Geheimnisse kundig) unserer Sagen. Schon im Altertum war der Wurzelstock der Mandragora officinalis die berühmteste Zauberpflanze. Bei den Arabern steht sie noch heute als Liebe erweckendes Mittel in hohem Ansehen. Auch Circe soll sich schon dieser Wurzel bedient haben, als sie Odysseus' Genossen in Schweine verwandelte. Der römische Naturforscher Plinius weiß darüber zu berichten, daß die Mandragora, nachdem man um ihre Fundstelle drei Kreise gezogen hat, nur bei günstigem Winde ausgegraben werden darf, wobei der Schatzgräber das Gesicht gen Westen wendet.

Josephus Flavius korrigiert diesen Bericht, indem er ausführt, man dürfe den Alraun überhaupt nicht aus dem Boden ziehen, sondern man müsse den oberen Teil der Wurzel einem schwarzen Hunde an den Schwanz binden und den Hund dann antreiben, die Wurzel auszureißen. Sobald das Alräunchen zutage kommt, stoße es nämlich einen markerschütternden Schrei aus, der geradezu töte. Deshalb müsse sich der Alraungräber die Ohren mit Wachs verstopfen, um das Gekreisch der Wurzel — „bei deren Ton der Mensch von Sinnen kommt", sagt Shakespeares Julia — zu überleben. Diese Vorschrift des jüdisch-römischen Historikers hat dann der Volksaberglaube übernommen, und so ist sie mit mehr oder weniger Abweichungen noch bis zum heutigen Tage gültig. In Deutschland war die echte Alraunwurzel, die hauptsächlich in Kleinasien und Griechenland heimisch ist, immer ein sehr begehrtes und hochbezahltes Objekt. Es ist leichtverständlich, daß findige Köpfe bei solcher Zauberkraft der Wurzel auf den Gedanken kamen, den Alräunchen Begehrenden ähnlich aussehende, d. h. künstlich zugeschnitzte Wurzeln anderer Pflanzen für echte zu verkaufen. So verwandelte man vornehmlich die längliche, stark zerfaserte Zwiebel der Siegwurz (Allium victorialis), auch Allermannsharnisch genannt, in Alraunmännchen. Die in den Mantel Kaiser Rudolfs II. eingenähte ist eine solche. Zu der Siegwurz gesellte sich später auch noch die Wurzel der gewöhnlichen Zaunrübe (Bryonia) als unechter Alraun. Auch diese Wurzel hat menschliche Form, etwa die Gestalt eines Kindleins. Bei ihrem Ausgraben bedarf es gleichfalls vieler Vorsichtsmaßregeln. Interessant ist besonders, daß man der Pflanze vor dem Ausgraben ein Opfer an Geld und Brot darbringen und die Opfergaben an Stelle der Wurzel vergraben muß. In Deutschland ließ die Sage sie unter „Galgen" wachsen und brachte sie in nahe Beziehungen mit den Erhängten. Die Wurzel besitzt alle erdenklichen Zauberkräfte, zumal wenn sie alle Freitage gebadet und wieder angekleidet wird. Sie zeigt durch Wechsel der Farbe künftige Geschehnisse (z. B. einen Todesfall) an und vermag einen Prozeß für ihren Besitzer glücklich zu beeinflussen; sie hilft den Frauen in ihrer schweren Stunde, heilt alle Krankheiten, schützt gegen Verwundungen und ist ein treffliches Schlafmittel.



Alraunmännchen, das in den Mantel Kaiser Rudolfs II. eingenäht war. — Rechts: Bekleidetes Alraunmännchen.



Ein Talisman, der schon seit den ältesten Zeiten die Menschen in seinem Banne gehalten hat: Alraunen, auch Galgenmännlein genannt, aus der Mandragora-Wurzel.

Wajang Wong
Alte Schauspielkunst auf Java

VON TASSILO ADAM,
EHEM. ETHNOGRAPHEN DER NIEDERLÄNDISCH-INDISCHEN REGIERUNG.







Die vier „glückbringenden Clowns“, Begleiter Ardjunos. Oben rechts: Prinz Gusti Ario Adikusumo, ein Bruder des Sultans von Djokjakarta, in der Rolle des Gottes Shiwa mit seinen Himmelsnymphen (dargestellt von Palastknaben). Im Oval: Der prachtvolle Kopfschmuck des Prinzen Adikusumo in der Rolle des Helden Ardjuno.

Nur vereinzelt finden wir bei fremden Völkern noch die Pflege alter Kunst und Industrie, und es gereicht den Fürsten Mitteljavas zu hoher Ehre, daß sie dem fremden Ansturme trotzen und ernsthaft und willensfest bestrebt sind, altjavanische Erzeugnisse zu erhalten und, soweit das Kunstgewerbe in Verfall geraten war, es wieder neu erstehen zu lassen. Vier Jahre lang war es mir vergönnt, all den vielen Festlichkeiten in den Palästen beizuwohnen, so daß ich denn getreulich erzählen kann von dem, was dort in der Stille vorgeht und nur verhältnismäßig wenigen Weißen zu schauen gestattet ist. Bisher war das Photographieren nicht gern gesehen, meistens sogar verboten, und so ist uns von jener Welt nur wenig bekannt. Mit unsäglicher Mühe und Geduld gelang es mir, nach und nach das Vertrauen der Fürsten zu gewinnen; sie erlaubten mir schließlich das Photographieren, und so entstanden viele Hunderte von seltenen Aufnahmen, die zu veröffentlichen, mir dann auch die Herrscher gestatteten. Außer den allseitig bewunderten Serimpi- und Bedojotänzen zeigen die Wajang-Wong-Aufführungen am besten, auf welch hoher Stufe auch heute noch die Kunst der Javanen steht. Dieses Schauspiel hat sich aus dem uralten Schattenspiel der Javanen entwickelt, bei dem ursprünglich der Schamanenpriester oder Zauberer die „Schatten“ der Abgestorbenen auf das weiße Tuch brachte, mit denen er sich dann im Trancezustand zu verständigen wußte und so eine Verbindung zwischen Anwesenden und Verstorbenen herstellte. Später, in der Glanzperiode der eingewanderten Hindufürsten, diente das Schattenspiel zur Illustrierung der so beliebten Erzählungen aus dem Legendenzyklus „Mahabharata“ und „Rahmajana“, indem man die darin vorkommenden Personen aus Leder schnitzte, kunstvoll bemalte und als Schatten auf weißem Tuch den Zuhörern vorführte.

Erst um 1756 versuchte Fürst Mangku Negoro I., diese Legenden durch Menschen aufführen zu lassen. Es scheint aber bei Versuchen geblieben zu sein, denn erst um 1780 erreichte das Schauspiel seine jetzige Form. „Wajang“ heißt zwar Schatten, hat aber in Wirklichkeit nichts mit dieser Art des Spieles zu tun, das doch durch „Wong“, d. h. Menschen, dargestellt wird. Besonders am Hofe zu Djokjakarta gab man sich Mühe, diese Veranstaltungen immer mehr zu verbessern, und es war im vorigen Jahrhundert üblich, ungefähr alle zehn Jahre eine viertägige Wajang-Wong-Vorstellung zu geben. Die damit verbundenen ungeheuren Kosten und langen Vorbereitungen machten eine häufigere Wiederholung dieser Vorführungen unmöglich.

Als Königin Wilhelmina von Holland 1923 ihr Regierungsjubiläum feierte, waren sogar schon vierundzwanzig Jahre vergangen, seitdem die letzte große Vorstellung stattgefunden hatte; da benutzte der junge Sultan Homengku Buwono Abdurrachman Saijidin Panoto Gomo Kalifatulla VIII. die Gelegenheit, eine Vorstellung zu geben, wie noch niemals eine in solcher Pracht und Ausführung gesehen worden war. Die wenigen Europäer, denen die Ehre zuteil geworden war, vom Fürsten dazu eingeladen zu werden, konnten nicht Worte genug finden, ihre Bewunderung auszudrücken. Auch zur silbernen Hochzeit der Königin von Holland 1926 fand eine ebenso großartige Festvorstellung statt. Beidemal hat mir der Sultan erlaubt, mich während der vier **Tage frei in den Nebengebäuden des Palastes (Kraton) zu bewegen und Auf-**



Der Liebestanz Irawans mit Dewi Wanuhoro (dargestellt von einem kleinen Jungen).



Aus dem Wajang Wong des Fürsten Mangku Negoro, bei dem auch Frauen mitspielen: Die Göttin mit ihren Dienerinnen.





Eine Gruppe von Darstellern der Pandáwas, Helfer im Kampf der Götter gegen den Fürsten Winatakatja.
Links im Oval: Gusti Pangéran Ario Adikusumo, Bruder des Sultans von Djokjakarta, in der Rolle des Legendenhelden Ardjuno.



Ein zwölfjähriger Knabe (als Dewi Bonowati) mit seinen Begleiterinnen (alles Jungen des Palastes).



Ein prächtiger Vertreter des hindu-javanischen Typus: Ein Neffe des Sultans als Mitwirkender (Djenoko).





Das Gefolge des Riesenkönigs Winatakatja, verkörpert durch echte Zwerge und Krüppel.
Links nebenstehend: Ein Vetter des Sultans als Festspieldarsteller (Wrekodoro der Starke).

WAJANG WONG

DAS HOFSCHAUSPIEL DER JAVANEN

nahmen zu machen, und so konnte ich nicht nur der Vorstellung selbst beiwohnen, sondern hatte auch Gelegenheit, das ganze Leben und Treiben „hinter den Kulissen“ zu beobachten.

Diese Wajang-Wong-Aufführungen finden nicht, wie bei uns, vor bezahlendem Publikum statt, sondern nur vor den vom Fürsten selbst geladenen Gästen. Für die Mitwirkenden ist es reine Ehrensache, sie bekommen keine Gagen und ernten keinen Applaus, nur die Anerkennung ihres Fürsten, der allein die Bewunderung und Dankbarkeit seiner Gäste entgegennimmt. Der Sultan selbst verteilte die Rollen und wählte mit großer Sorgfalt und Talent für jede Figur des Dramas den geeignetsten Darsteller. Gerade unter seinen nächsten Verwandten sind ganz hervorragende Schauspieler und Tänzer: ein Bruder des Fürsten, Gusti Pangéran Ario Adikusumo, verkörperte im ersten Lakon (Srisuwelo) den Helden der hindu-javanischen Legenden und Liebling des javanischen Volkes, Ardjuno, und stellte im zweiten Lakon (Sutjiptahening Mintaraga) Gott Shiwa dar. Mit seiner zarten Gestalt, seinen zierlichen Gliedern, dem graziösen, beweglichen Hals und seinem vornehmen Gesicht von echt hindu-javanischem Typus war er wie geschaffen zu diesen Rollen. Ein anderer Bruder, Pangéran Ari Suriowidjojo, gab Gott Brahma wieder.

Für jede kleinste Rolle war die Besetzung meisterhaft, obgleich sie sich besonders bei den weiblichen Figuren sehr schwierig gestaltete, denn nach alter Tradition dürfen keine Frauen bei den Vorführungen mitwirken. Darum wurden alle weiblichen Rollen von Knaben aus dem Palast gespielt, die ihrer Aufgabe in vollem Maße gerecht wurden. So konnte der Liebestanz Irawans, des Sohnes Ardjunos, von einem Mädchen wohl nicht niedlicher und graziöser ausgeführt werden, als es hier von dem kleinen Verwandten des Sultans geschah. Auch Dewi Bonowati wurde in so meisterhafter Weise dargestellt, daß man in dem Schauspieler keineswegs einen Knaben von zwölf Jahren vermutete.

Welch große Leistung es ist, eine solche Vorstellung zu veranstalten, mögen folgende Zahlen belegen: einundeinhalb Jahr dauerten die Vorbereitungen; täglich, mit Ausnahme des Freitags, hatten 350 Personen zu üben. Fast alle männlichen Verwandten des Sultans mußten mitwirken, selbst seine Brüder. Vier Tage lang, von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends, dauerten die Vorstellungen, und die Kosten betrugen 20000 Pfund Sterling, die der Fürst aus seinem Privatvermögen zu bestreiten hatte.

Ein javanisches Schauspiel kann nicht mit einem modernen europäischen verglichen werden. Man hat dort keine Bühne, sondern spielt auf einem verdeckten Platz, in der Vorhalle des Kratons, ohne Kulissen und Hintergrund, der Ort der Handlung ist nicht einmal durch eine Tafel bezeichnet, wie auf der Shakespeareschen Bühne, und die Wiedergabe des Stückes ist nicht, wie bei uns, realistisch, naturgetreu, sondern rein expressionistisch. Die ganze Aufführung wird vom Camelan-Orchester begleitet, besser gesagt, von zwei Orchestern, das eine in der Belok-Tonart, das andere in der Slendro-Tonart, was einigermaßen unserem „Moll“ und „Dur“ entspricht. Ein Kapellmeister ist nicht vorhanden. Ein Schlaginstrument (Cender) gibt impulsiv eine der Szene entsprechende Melodie an, und die übrigen Instrumente fallen improvisierend ein.

Da die Haupthandlung des Stückes vom sogenannten Dalang aus einem heiliggehaltenen Buche vorgelesen wird — leider in der nur sehr wenigen Weißen verständlichen altjavanischen Sprache — beibt dem Darsteller vieles Sprechen erspart, nur einige Dialoge kommen vor. Der Hauptregisseur, der neben dem Dalang sitzt, gibt alle Veränderungen in Szene und Musik durch Schlagen eines Hämmerchens auf ein Holzkistchen an.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(21. Fortsetzung.)

XXIX.

In dieser Nacht waren alle Wetter los. Wie ein streifender Wolf war der Föhn. Er ließ Unheil auf seinen Spuren. Im Hochwald stürzten die Stämme. Alte Tannen wurden aus den Wurzeln gerissen, Felsen barsten, und Steinschlag rauschte durch Tobel und Kamine. Über Zerstörung warf sich lautlos der Schnee.

Golm stand noch unter seinen Arbeitern und war ratlos, was er beginnen sollte. Er vergaß nicht das wandernde Licht. Etwas Furchtbares war geschehen, er fand nur nicht die Klarheit, seine Gedanken zu sammeln und nüchtern darüber nachzudenken.

„Das beste, wir legen uns schlafen und warten den Tag ab“, schlug ein Arbeiter vor und schickte sich an, zu gehen. Die anderen folgten ihm allmählich nach.

„Geht und schlaft!“ sprach Golm dumpf und war bitter bewegt, weil sie ihn im Stiche ließen.

„Er ist verrückt“, sprachen sie drinnen, während sie die Kleiderlumpen abwarfen und gähnten.

„Er ist vom bösen Geist besessen! Er sollte in eine Anstalt.“

„Was meint er mit dem Dynamitschuppen?“

„Achtzehn schwere Zünder fehlen.“

„Unsinn! Er ist nicht ganz beisammen im Schädel.“

Ein Rothaariger war unter ihnen, ein junger Kerl mit Sommersprossen und einer aufgestülpten Nase. Der lag auf der Pritsche und spitzte die Ohren. Er sprach kein Wort, und wenn einer nach ihm hinschaute, schloß er die Augen. —

Werner Golm war allein zurückgeblieben und kam sich vor wie vernichtet. Die Welt, in der er stand, war stärker. Er konnte nicht angehen gegen seine Widersacher; sie drückten ihn zu Boden. Wohin er dachte, überall stellten sich ihm Mauern entgegen. Er war allein, unsäglich verlassen und wie ein Wild auf der Flucht.

Drüben im Hauptgebäude brannte Licht. Dort saßen sie beisammen und berieten. Ihm ekelte, wenn er daran dachte. Dort saß auch Robert Achstetter, Corneliens Vater. Wo war Cornelie? Einmal hatte sie ihm nahegestanden, und jetzt war sie fern. Es war eine Zeit gewesen, da hatte er sie in die Arme geschlossen und geküßt. Jetzt war sie tot, er mußte sie vergessen. Der Gedanke, daß sie ihn verschmähte, quälte ihn. Wie kam er los vom Grübeln und von der Folter seiner Seele?

Job war oben im Gebirge. Job hatte Unheil gebracht.

Wenn er Olsen fände! Olsen müßte mit ihm hinaufgehen. Oben wurden die Eisenträger gestürzt. Dies hatte Olsen zu ihm gesagt: „Wenn du Maria verrätst, bist du nicht wert, daß du weiterlebst!“

„Ich habe — Maria — verraten! Aber ich wollte es nicht; mein Schicksal war stärker. Ich wollte es nicht, denn ich liebe sie, und meine Liebe wird nicht versinken. Es wird alles noch gut werden. Ich will ans Meer.“

Als er sich so ertappte, wie er mit sich selbst sprach, wurde ihm bange vor seinem eigenen Ich. Er befühlte seinen Körper und sah, daß er zugeweht war mit Schnee.

„Ich muß krank sein. Etwas ist nicht richtig mit mir. Man sollte hinauf und nach den Stützträgern sehen. Ich will nach Ponthilara und die Bergführer holen.“

Da kam ihm das Sinnlose seines Vorhabens zum Bewußtsein. Wie Blendlicht zuckte die Erleuchtung über ihn. Zwischen zwei Welten stehend, würde er zerrieben werden. Was wollte er in Ponthilara? In Ponthilara wartete nur Qual auf ihn. Das beste, hinaufzugehen, um den Schlaf zu suchen. Schlaf war der Gott aller Gequälten. Tod ist ewiger Schlaf, und so ist der Tod ein Gott, ein Wunsch, ein Ziel. Alles Narrheit!

„Ich will nach Ponthilara und die Bergführer holen.“

Er ging das Tal hinunter nach dem Dorf. Der Sturm hatte nachgelassen. Die Schneeflocken sanken langsam und nachdenklich und waren wie trübe Erinnerungen. Es war spät in der Nacht, da kam er vor Dieffenbronners Haus. In Marias Zimmer brannte Licht. Als er den Schein durch das Schneetreiben flimmern sah, wurde er seltsam berührt und blieb im Fieber seiner Erregung stehen.

Marias Zimmer, dachte er und trank den müden Glanz des Lichtes. Langsam schlich er näher, wie ein Wesen auf Jagd, auf Diebstahl. Es trieb ihn zum Fenster. Was sollten ihm die Bergführer! Um Marias Willen war er gekommen.

Die Schneeflocken waren gelbe Falter im Strahlenmeer, das durchs Fenster strömte.

Werner Golm stand vor dem grauen Stein und spähte durch die kleinen Scheiben. Die bunt geblümten Bauerngardinen ließen einen Raum frei, durch den sein Blick ins Zimmer fiel. Er wollte starr werden beim Anblick des Bildes, das sich ihm bot. Am Tisch saß Maria mit aufgestütztem Kopf, und vor ihr stand der Norweger. Er schien auf sie einzusprechen; denn Maria schaute zu ihm auf und war in die Betrachtung seiner Worte versunken.

Das Bild war still und von einer klaren Innigkeit, fast wie durch ein riesiges Fernrohr aus weitem Abstand herbeigeholt und dadurch zur Milde gewandelt. Wenig Bewegung lag über der nächtlichen Szene, und doch war sie von so starker Eindringlichkeit, daß Werner Golm das Blut gefrieren wollte. Maria blickte Svend Olsen an, als ob sie ihm seelisch nähergerückt wäre und seine Gegenwart Beglückung für sie sein könne.

Golm, ans Fenster gebannt und ohne die Macht, sich zu sammeln, konnte die Augen nicht wenden. Er riß sie auf, als stände das Entsetzen ihm unmittelbar gegenüber. „Der Norweger nimmt sie mir“, flüsterte er und wühlte sich in die Qual des unerträglichen Anblicks. „Was will sie von ihm? Warum ist er so spät noch in ihrem Zimmer? Oh, sie hat mich nie geliebt. Es ist gut, daß ich sie verlassen habe. Es ist gut, daß nun alles hinter mir ist, und daß ich allein bin und auf mich selbst gestellt.“ Er sprach den billigen Trost in sich hinein und wurde aufgewühlt aus dem Innersten heraus.

Was wollte er nun eigentlich beginnen? Warum stand er hier am Fenster und belauschte das Zusammensein fremder Menschen? Warum lag er nicht zu Hause im Bett und schlief? Er umging den Schlaf, schlich wie ein Irrer durch die Nacht und stahl sich in eine einsame Zwiesprache. So weit war es mit ihm gekommen, daß er nachts umherwandern mußte, um seine Verzweiflung zu bannen.

Jetzt kam der Norweger näher auf Maria zu. Er fuhr ihr mit der Hand über den Scheitel und hielt den Kopf gesenkt. Welche Teufelei redete er ihr ein, der Schurke mit der stillen Maske! Oh, er trug Schuld an Unheil und Zwiespalt; sein Einfluß hatte zerrüttend gewirkt. Vieles wäre besser, wenn dieser Komödiant nicht gewesen wäre! Golm ballte die Fäuste und grub die Nägel in seine Handflächen. Er nahm sich vor, durchs Fenster einzudringen und Abrechnung zu halten mit dem Menschen, der ihm das Letzte stahl. Am ganzen Körper zitterte Werner Golm, als er beide Fäuste hob, um sie in das Glas der

Fensterscheiben zu stoßen. „Ich kann diesen Anblick nicht ertragen!" murmelte er und fühlte, wie es lähmend nach seinem Herzen kroch.

Er wollte aufschreiend zustoßen, da wandte Maria den Kopf und schaute nach dem Fenster. Er drang in ihre Augen ein, war wie ein Bettler vor eines Reichen Tür und wankte geschlagen zurück, als die Augen sich nicht regten und wie die Wahrzeichen seiner eigenen Schuld ihm entgegenglänzten. Alles Weh, das er ihr zugefügt hatte, schien in diesem Blick gefangen. Er schrumpfte förmlich ein unter dem feuchten Glanz der dunklen Sterne und wußte mit einem Male, daß es jetzt Zeit war, zu gehen. Noch einmal schaute er zurück und sah, daß Svend Olsen Maria die Hand reichte und langsam das Zimmer verließ.

Golm taumelte in die Nacht zurück. Er hörte, wie eine Tür geöffnet wurde und wieder ins Schloß fiel. Als er ums Haus schlich, sah er den Norweger im Tanz der Schneeflocken, wie einen Schatten, der allmählich hinter Schleiern verschwand.

Golm ging zurück und sah, daß immer noch Licht brannte. Er trat zum Fenster und klopfte. „Maria!" rief er, und das Herz schlug bis zum Hals. „Maria!"

Sie erschrak und drehte sich nach dem Fenster. Zögernd kam sie näher und versuchte, in die Dunkelheit zu dringen.

„Maria!" rief es von draußen. „Ein Wort nur, Maria!"

Sie erkannte seine Stimme und blieb ruhig und gefaßt. Noch lag der fremde, seltsam warme Duft im Zimmer. „Lassen Sie ihm Zeit, ein ganzes Jahr", hatte der Norweger gesagt, „aber Sie dürfen ihm nicht unter die Augen treten."

Sie löschte das Licht und verbarg sich in der Dunkelheit des Zimmers. Jetzt erst sah sie den Schatten am Fenster. Unheimlich lautlos verharrte er eine lange Zeit, dann verschwand er.

In die Ecke gedrückt, blieb Maria stehen, bis die große Stille um sie war. Dann fing sie an, sich langsam zu entkleiden. Als sie im Bett lag, wollte der Schmerz riesengroß werden. Sie grub den Kopf in die Kissen und weinte still in sich hinein. Der Schnee trieb gegen die Scheiben.

XXX

Der aufbrechende Tag war strahlend blau. Das Land ringsum lag im Schnee. Vom jenseitigen Tal, aus Verlans kamen zwei Bergführer auf Schneeschuhen über das Joch beim Drosselkopf. Sie rasteten kurze Zeit in der Skihütte am Westhang des Silbernen Lichtes und fuhren dann nach dem Sifantagletscher ab. Tief erstaunt über die Veränderung des Gletschers, fanden sie nur langsam eine Traverse und mußten zuletzt gegen Isla Silva ansteigen. Ihr Staunen wuchs, als sie dort den eisernen Stützträger suchten und nicht finden konnten. Er war verschwunden. Am Seil stiegen sie in der Moräne hoch und stießen plötzlich auf die Trümmer des Trägers. Wie ein Skelett verkrümmt lag das Bauwerk halb vergraben im Neuschnee.

Dort fanden sie Zacharias Jobs Leichnam. Von stürzenden Stahlmassen erschlagen, hing er im Gitterwerk. Ein eiserner Arm, mächtig in seiner gefällten Starrheit, hatte ihm den Brustkorb eingedrückt. Im Bart und in den strähnigen Haaren hing der Reif in glitzernden Fäden. Die Augen waren geschlossen. Zacharias Job lachte, als ob diese grimmige Umarmung des Eisens eine abseitige Seligkeit für ihn bedeuten würde.

Die Führer aus Verlans brachten ihn mühsam ins Tal. Dort wurde er in der Friedhofskapelle aufgebahrt. Das Volk kam in großen Mengen, um ihn zum letztenmal zu sehen, denn sie kannten ihn alle und sahen jetzt einen Märtyrer in ihm. Es war ein Leichenbegängnis, wie man es selten erlebt hatte im Tal von Ponthilara. —

Unterdessen hatten die Geologen die Gefahr eines Bergrutsches festgestellt. Die Einwirkung der Sprengung war größer, als man angenommen hatte. Insbesondere war es ein Spalt, der vom Sprengzentrum westlich nach oben lief und bis zur bekannten und gefährlichen Ostwand des Geierkopfes reichte. Dieser Spalt erweiterte sich zu einer Schlucht und hatte eine überhangende Bergmasse geschaffen, die Gefahr lief, bei irgendwelchen größeren Spannungsänderungen nachzugeben. Auch der Steilhang oberhalb des Teufelstobels in Richtung auf Sifantahütte zeigte große Veränderungen. Was am meisten zu denken gab, war ein unterirdisches Wasser, das in der Tiefe der neu entstandenen Schlucht rauschte. Es war vorläufig nicht möglich, in das Labyrinth der Felsen hinabzukommen, um das Wasser zu untersuchen. Allgemein wurde angenommen, daß es jenes heiße Wasser sein müßte, das unten im Wald beim Einödhof in der neuen Quelle wieder zum Vorschein kam und eine Temperatur von 31,7° C besaß. Die Analyse hatte ein überraschendes Ergebnis. Es handelte sich fraglos um eine Quelle von kräftiger Heilwirkung, denn sie enthielt neben Lithium einen großen Prozentsatz Jodsalze und natürliche Kohlensäure.

Der Sabotageakt auf die Seilbahn hatte großes Aufsehen erregt. Wieder hatten die Zeitungen dankbaren Stoff, und sie verfehlten auch nicht, das Vorkommnis auf ihre phantasiebeschwingte Art auszuschmücken und die Katastrophe größer zu gestalten, als sie wahrheitsgetreu sich darstellte. In Wirklichkeit waren zwei Träger gesprengt worden, die übrigen Einrichtungen aber unversehrt. Eine kriminalistische Untersuchung hatte Achstetter eingeleitet, doch war ihr vorläufig noch keinerlei Erfolg beschieden. Der Dynamitschuppen war nicht erbrochen, sondern mit dem regulären Schlüssel geöffnet worden. Achtzehn schwere Sprengkörper hatte der Täter entnommen; im Rucksack des Zacharias Job waren noch elf vorgefunden worden. Der rothaarige Bursche mit der aufgestülpten Nase verschwand plötzlich vom Schauplatz. Man faßte sofort Verdacht und fahndete nach ihm. Ein Steckbrief wurde erlassen.

All diese Dinge waren Kleinigkeiten und auf den Fortgang der Bauarbeiten ohne entscheidenden Einfluß. Wichtiger war, die Sicherheit des Geländes festzustellen und sich zu entschließen, was getan werden konnte, um die labilen Spannungen, die man im Fels vermutete, zu beseitigen. Die Arbeit mußte vorläufig ruhen, bis die Untersuchungen, die durch den Neuschnee sich erheblich schwieriger gestalteten, beendet waren.

Der Herbst kam, und die Leitung der Bahn machte sich schon mit dem Gedanken vertraut, die Arbeiten bis zum Frühjahr einzustellen, weil erhebliche Schneefälle zu erwarten waren. Dafür aber sollte die Fertigstellung der gesamten Maschinenanlage in der Talstation möglichst beschleunigt werden. Eine Sitzung der leitenden Persönlichkeiten — Golm war nicht anwesend — stellte eine technische Bilanz auf, entwickelte eine Übersicht über den bisherigen Verlauf der Arbeiten und kam zu dem Ergebnis, daß der weitaus größte Teil des Baues der Bergbahn eigentlich vollendet war, und daß man bei normalen Verhältnissen im kommenden Sommer mit der Eröffnung bestimmt rechnen durfte. Zwei durch Sabotage vernichtete Stützträger waren auf das Verlustkonto zu setzen. Diese eingerechnet, waren noch sieben Träger zu erstellen, deren Fundamente bereits fertig waren. Zum Oberleiter für die Montage der Maschinensäle wurde Werner Golm bestimmt. Man sprach von einem längeren Urlaub, der ihm zu gewähren sei, und für den Direktor Achstetter, merkwürdig befriedigt vom Stand der Ereignisse, besonders warm eintrat. Aber der Oberingenieur war nicht da. Mit einem Frühexpreß war er abgereist; mehr wußte man nicht.

„Sonderbarer Kauz!" meinte ein Ingenieur. „Er gefiel mir nicht in der letzten Zeit." — — —

Werner Golm war dort, wo das Meer gegen den Halligstrand schlug. Allein und in sich selbst verloren, ging er durch Tang und Schlick und wollte die Vergangenheit töten. Am Wasser liegend, grübelte er dem großen Vergessen nach, ohne die Ruhe zu finden. Die unendliche Fläche des grünen Meeres, in dem in weiter Ferne der Himmel zu ertrinken schien, wirkte auf ihn wie Symbol der Trostlosigkeit. Er kam nicht los von seinen Schatten.

Trübselige Wasserwüste, so erschien ihm die farbige Flut, die sich unaufhörlich gegen das Land wälzte und den weißen Schaum in Sand und Schlick warf. Vielleicht eine glückselige Befreiung, in die endlose Fläche hineinzusteigen, während die untergehende Sonne ertrank; immer tiefer hineinzugehen, dem glühenden Ball entgegen, der wie ein rotes Rad zwischen Erde und Ewigkeit wanderte. Heiß begehrlich schien ihm solches Versinken. Zuletzt würde er aufgesaugt werden vom Vergessen, rollende Woge würde über ihn hinwegziehen und ein Mensch den Übergang finden in eine Welt, vor deren Pforte das große Fragezeichen stand.

Nein, Werner Golm fand keinen Frieden. Maria verließ ihn nicht. Der Berg rief nach ihm.

In einer Nacht schrak er aus Schlaf und Traum hoch. Steil richtete er sich auf, als ob jemand um ihn wäre, der ihn ins Wachsein gerüttelt hätte. Umflattert noch vom Traum, saß er da und griff nach den Bildern, die schleierhaft entschwebten. Berge hatten sich getürmt, riesenhaft schwarz; Rachen der Erde vor ihm; eine Frauengestalt irgendwo im Fels, sieghaft aufwärts schreitend und er glückselig an ihrer Seite. Felsen waren gestürzt, und der Berg hatte zeitlose Nacht geboren. Jetzt stand ein Schatten vor seinem Bett. Golm, wach und mit offenen Augen, hörte deutlich, wie der Schatten sprach: „Komm mit, ich will dich aus allem erretten!" Dann ging der Schatten behutsam durch die geschlossene Tür.

Golm schaute durchs Fenster in den grauen Tag. Pulsschlag des Meeres schlug an den Strand, und der Morgen kam mit leisen Orgelstimmen. Weit draußen aber sah er ein rotes Licht; es war auf einem Schiff, das in einer fast demütigen Versonnenheit seine stille Bahn zog. Wie Leitmotiv dieses verwirrten, verirrten Lebens, wie fließende, singende Auflösung aller Dissonanzen des Schicksals zog die matte Erscheinung über den lichtgebärenden Horizont.

Er schaute eindringlich hin und wollte nach irgendeinem Wahrzeichen suchen, da war das Schiff verschwunden. Werner Golm aber wußte, daß er nun gehen müsse; denn der Berg rief ihn. Es war eine unsichtbare Hand, die sich ihm entgegenstreckte, und deren Führung er folgen mußte.

Er ging ein letztes Mal an den Strand und ließ den Blick über das Meer schweifen. Die große Fackel des Weltalls brannte, und über der schlafenden Fläche des Wassers lag milchig weiß der herbstliche Frühnebel. — — —

Der Nord-Süd-Expreß trug Golm dem Gebirge entgegen. Am frühen Morgen kam er an. Er stieg in Ponthilara aus und lief zu Fuß das Gebirgstal hinauf. Ihm war, als ob Häuser und Bäume und Fels und Zinnen auf ihn warteten. Er suchte das Kreuz auf dem Sifantagipfel und fand es mit klaren Strichen in den Himmel gezeichnet. — Ich bin daheim, dachte Werner Golm, und fast wollte es wie Ausruhen über ihn kommen.

Am gleichen Tag noch verließ er mit Schneeschuhen die Talstation und stieg aufwärts. Die große Stille lag über der Landschaft, als er durch den tiefen Neuschnee spurte.

(Schluß folgt.)

PRÜFUNG DER VON DER FABRIK GELIEFERTEN FALLSCHIRME UND IHRER PACKUNG.

PRÜFUNG DER TRAGKRAFT DES FALLSCHIRMS UNTER VERWENDUNG EINER ETWA 190 PFUND SCHWEREN VERSUCHSPUPPE.

DER HILFSFALLSCHIRM ÖFFNET SICH.

DURCH DEN HILFSFALLSCHIRM WIRD DER HAUPTFALLSCHIRM HERAUSGERISSEN.

DER HAUPTFALLSCHIRM BEGINNT SICH ZU ÖFFNEN.

FALLGESCHWINDIGKEIT: 5,10–5,40 m IN DER SEKUNDE.

DER HAUPTFALLSCHIRM IST GANZ ENTFALTET, DER HILFSFALLSCHIRM LIEGT JETZT SCHLAFF AUF DEM GROSSEN.

DIE DEN FALLSCHIRM ZUSAMMENHALTENDEN GUMMIBÄNDER, DURCH DEREN LÖSUNG DER FALLSCHIRM FREI WIRD.

DIE DIE GUMMIBÄNDER HALTENDEN BOLZEN, DIE MITTELS DER REISSLEINE HERAUSGEZOGEN WERDEN.

REISSLEINE

DER FALLSCHIRM VERPACKT.

DIE GEÖFFNETE FALLSCHIRMPACKUNG. DER HILFSFALLSCHIRM AUF DER SPITZE DES HAUPTFALLSCHIRMS ÖFFNET SICH UND REISST DIESEN AUS DER PACKUNG HERAUS.

DER ÜBUNGSLEITER GIBT DAS STARTZEICHEN.

FALLSCHIRMSEILE

RESERVE-FALLSCHIRM

EIN FALLSCHIRMABSPRUNG BEI BEREITS GEÖFFNETEM FALLSCHIRM. DER SPRINGER STEHT AUF EINER KLEINEN PLATTFORM AN EINER HINTEREN STREBESTÜTZE DER TRAGFLÄCHEN EINES GROSSEN FLUGZEUGS. WENN DAS ZEICHEN „LOS" GEGEBEN WIRD, ZIEHT DER FALLSCHIRMSPRINGER AN DER REISSLEINE, DER FALLSCHIRM ÖFFNET SICH AUGENBLICKLICH UND REISST IHN IN DEN LUFTRAUM.

WIE DER VERPACKTE FALLSCHIRM UNTERGEBRACHT WIRD.

DEM FLUGZEUGFÜHRER DIENT DIE PACKUNG ALS SITZKISSEN.

DER BEOBACHTER TRÄGT DIE PACKUNG VORN ANGESCHNALLT.

FALLSCHIRMPACKUNG.

FALLSCHIRMPACKUNG.

DIE FLUGZEUGSEITENWAND IST EINBLICKSHALBER HERAUSGESCHNITTEN.

DER FORTGESCHRITTENE FALLSCHIRMSPRINGER STEIGT ÜBER BORD DES FLUGZEUGS, KLETTERT EINE KLEINE LEITER HERAB UND LÄSST SICH AUF EINEN WINK DES FLUGZEUGFÜHRERS HIN RÜCKLINGS IN DIE TIEFE GLEITEN, WÄHREND ER GLEICHZEITIG DIE REISSLEINE ZUM ÖFFNEN DES FALLSCHIRMS ZIEHT.

DIE TECHNIK DER LANDUNG.

SEITLICHES GLEITEN.

WENN DER SPRINGER BEMERKT, DASS ER AUF EIN HAUS, EINEN BAUM ODER EIN GEWÄSSER LOSSTEUERT, ZIEHT ER DIE SEILE AUF DER EINEN SEITE EIN, UM DARAN VORBEIZUKOMMEN.

DER FALLSCHIRMSPRINGER MUSS DERART MANIPULIEREN, DASS ER MIT DEM WIND IM RÜCKEN ZUR ERDE GLEITET UND SO AUF FÜSSE UND HÄNDE FÄLLT.

BEI VORSCHRIFTSMÄSSIGER LANDUNG IST DER AUFPRALL DER GLEICHE WIE BEI EINEM SPRUNG VON EINER 1,80 m HOHEN MAUER HERAB.

KÖRPERHALTUNG BEI DER BERÜHRUNG MIT DEM BODEN.

ANZIEHEN VON ARMEN UND BEINEN ZUR VERMINDERUNG DES AUFPRALLS.

EINZIEHEN DES FALLSCHIRMS AN DEN UNTEREN SEILEN, UM DEM WIND DIE ANGRIFFSFLÄCHE ZU NEHMEN UND DEN SPRINGER DAVOR ZU SCHÜTZEN, AUF DEM BODEN HINGESCHLEIFT ZU WERDEN.

G. H. DAVIS 1927.

Der Schritt ins Nichts: Die Kunst des Fallschirmspringens.

Nach einer Zeichnung von G. H. Davis.

Fallschirmabsprünge üben nach wie vor ihres sensationellen Anblicks wegen große Anziehungskraft auf die Zuschauer aus. Nicht zu übersehen ist jedoch bei diesen Veranstaltungen, daß die Fallschirmabsprünge nicht nur sportlichen Wert besitzen, sondern auch im Flugwesen eine große Rolle spielen, bedeutet doch für die Flugzeuginsassen, wenn die Maschine von einem Unfall betroffen ist, der Fallschirmsprung das letzte Mittel, ihr Leben zu retten. Das Abspringen aber ist eine Kunst, die gelernt sein will und langer Übungen bedarf. Unsere Zeichnung zeigt die Schulung von Fliegern im Fallschirmspringen, wie sie bei der englischen Luftflotte innerhalb der Ausbildungskurse eingeführt worden ist. Neuartig ist bei den dargestellten Fallschirmsprüngen die Verwendung des Hilfsfallschirms. Dieser soll einmal die anfängliche Fallgeschwindigkeit etwas vermindern, zum andern die Entfaltung des eigentlichen Fallschirms unterstützen; dadurch wird eine Hauptquelle der bisher so häufigen Unglücksfälle bei Fallschirmabsprüngen beseitigt.

Die Kunst wird mannigfach empfunden!

Betrachtungen aus einer Kunstausstellung

VON WOLFGANG KAMENZ, MIT ZEICHNUNGEN VON HERMANN EBERS

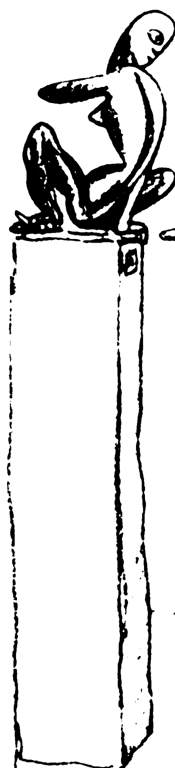


Der kennt sich aus!

Hans Thoma ist während seiner Münchner Jahre für sein Leben gern an den Sonntagvormittagen in den Kunstverein gegangen und hat sich angehört, was das hochverehrte Publikum vor den ausgestellten Gemälden, besonders vor seinen eigenen, zu sagen und zu klagen hatte. Wurde dann recht aus Herzensgrund und mit drastischen Worten auf seine Bilder geschimpft und gegen sie losgezogen, so hatte Thoma seinen größten Spaß daran und darüber hinaus das beruhigende Gefühl, daß er es zweifellos recht gut gemacht haben müsse. Denn von der Richtigkeit der kritischen Meinung der Allgemeinheit hielt er nicht sonderlich viel und tat gut daran.

Ähnliche Wahrnehmungen und Erfahrungen macht man als berufsmäßiger Ausstellungsbesucher und Kunstwerkbetrachter an jedem Tag. Ein Kunstwerk hat zweifellos, wenn es im Kulturganzen etwas bedeuten soll, eine soziale Funktion zu erfüllen. Es soll nicht nur geschaffen, sondern es soll auch genossen werden. Zum Künstler muß der Genießer treten. Andernfalls bleibt es bei dem Begriffe l'art pour l'art, und das Kunstwerk ist das Dornröschen im verzauberten Schloß ... Aber welcher Art und wie beschaffen sind die, die das Kunstwerk betrachten sollen? Gibt es denn, über einen kleinen Prozentsatz von Ausstellungsbesuchern hinaus, überhaupt so etwas wie eine Gemeinde von Kunstkennern und von sachverständigen Genießern? Man ist sehr geneigt, es zu verneinen. Am wenigsten halte ich diejenigen für Kenner, die sich äußerlich den stärksten Anschein von Kennerschaft geben. Da ist einer — er tritt vor und wieder zurück, nimmt Abstand zu einem Bild, geht um eine Statue herum, kneift bald das linke, bald das rechte Auge zu, formt sich aus der hohlen Hand ein „Plastoskop“, murmelt etwas von schlechtem Licht und betreibt dieses Wesen so auffällig, daß man sofort merkt: Aha — der will auffallen, der will als „Kenner“ gelten und gibt deshalb zum besten, was er einmal in einer Künstlerwerkstätte aufschnappte! Echte Kennerschaft und Kunstfreundschaft ist dies nicht. Die ist still und unauffällig und manifestiert sich nicht vor der Menge. In gewissem Sinne sind auch die mehr oder weniger offiziellen „Kunstführer“, die kleine Herden von jungen oder auch minder jungen Damen durch die Ausstellungen und Galerien schleifen und ihre oft recht grüne und dünne Kunstweisheit verzapfen, unerquickliche Erscheinungen. Besonders wenn sie ihre Wissenschaft allzu laut von sich geben und ihre Meinungen auch dem aufzwingen, der nur von ungefähr und gegen seinen Willen in den Strudel solch einer Massenführung hineingeriet. Künstler und besonders Künstlerinnen, früher zumeist am „Eigenkleid“ oder sonst an der aller Mode zuwiderlaufenden Individualität des Habits erkennbar, verlieren sich leicht in Deduktionen vor besonders „modernen“ oder, wie der Herr Huber, Münchner Privatier, der auch die Ausstellung besucht, zu sagen beliebt, „spinnaten“ Bildern. Da reicht oft das bloße Wort, an den Kollegen oder die Kollegin gerichtet, nicht mehr aus, die Geste muß nachhelfen, die Gebärde; es werden verzweifelte Lufthiebe geschlagen, mit dem Daumen gleichsam der Spachteldruck reproduziert, „Kompartimenti“ des Gemäldes mit nachkonturierendem Finger aufgezeigt und was solcher mimischen Kunsterläuterungen mehr sind. Diese schwärmerischen Leutchen können eine Stunde und länger vor einem Bilde stehen, und Herr Lehmann, der nach dem Baedeker, und zwar nach der Anleitung „Für Eilige ist das Wichtigste“, reist und nach diesem Prinzip auch die Ausstellungen besichtigt, hat bereits die dritthalb Tausend Kunstwerke des Glaspalastes oder der „Großen Berliner“ in dem für ihn charakteristischen „Flug“ absolviert und kehrt zum Ausgang zurück, da stehen zu seiner größten Verwunderung die beiden Malerinnen immer noch vor dem „sezessionistischen“ Bild und fuchteln mit den Händen ...

„Sezessionistisch“ — so heißt man nämlich im Volksmund das Kunstwerk, das man nicht versteht, und für das der erwähnte Herr Huber das populärere Wort „spinnat“ zur Hand hat. Gebildete — du lieber Gott! — die die Kunstaufsätze in den Zeitungen zu lesen pflegen, sagen wohl auch „expressionistisch“. Das Wort wird sich zweifellos einbürgern, es hat es „in sich“, wenn auch der Expressionismus fast schon wieder vorüber ist, „kaum gegrüßt, gemieden“.





Der „Kunstführer“ und seine Gläubigen.

Neunundneunzig Prozent aller Ausstellungsbesucher sehen sich die ausgestellten Kunstwerke rein stofflich an. Sie haben keine Ahnung davon, daß Kunst übersetzte Natur ist, sondern halten nur das für ein Kunstwerk, was die gelungenste Vortäuschung der Natur, der Tatsachen, der Wirklichkeit ist. Unter solchen Umständen müßte ihnen natürlich ein Wachsfiguren-Panoptikum ein viel höheres Kunstwerk scheinen als die Münchner Glyptothek. Von einer Landschaft verlangen sie möglichst große Naturtreue. An einem Baum soll man jedes Blättchen, womöglich einzeln, erkennen können, und ein Wasserfall müßte eigentlich rauschen! Schade, daß man das noch nicht erfunden hat: Druck auf eine geheime Feder und aus dem gemalten Wald erschallt der schluchzende Gesang der Nachtigall! Das wäre doch etwas!



Eine erregte Gruppe vor einem „spinnaten“ Bild.

Steht solch ein stofflicher Kunstfreund vor einem Porträt, so ist seine erste Frage: Wer ist denn das? Besonders interessiert es ihn, wenn es sich um ein Damenbildnis handelt, und wenn die Porträtierte hübsch ist. Manchen verläßt in diesem Fall überhaupt jegliches Urteil: Ist die Dame hübsch, dann ist auch das Bild schön und gut, ist aber der oder die Dargestellte häßlich (es gibt auch geniale



Die Kritik der Klatschweiber.

Häßlichkeit, die den Maler reizt, und die im großen Haushalt der Kunst ihren Platz zu beanspruchen hat), so ist das ganze Kunstwerk häßlich und schlecht. Kennt man den Dargestellten zufällig, so wird eifrig Kritik getrieben, ob er „getroffen“ ist oder nicht. „Dem Kardinal Faulhaber hat der Samberger eine viel zu lange Nase gemalt“, heißt es dann abends am Stammtisch, und man ist sehr stolz, daß man so viel Kunsturteil besitzt. Vor dem Bildnis der schönen, pikanten, ewig jungen Frau Kommerzienrat H. stehen einige Kaffeekranzschwestern und erzählen sich kluckend und tuschelnd die neuesten Eheirrungen der Dame: „Jetzt geht sie gar mit einem Kunstmaler — und denken S' nur, aus Preußen soll er auch noch sein!“

Stille Schwärmer flattern von Frauenakt zu Frauenakt und verrichten stammelnd ihre schwüle Andacht; in den Plastiksälen kommen sie natürlich am ehesten auf ihre Rechnung, und hier verweilen sie auch am liebsten und längsten, während die Backfischchen, die mitgenommen wurden, niedergeschlagenen Blickes an den „entsetzlichen Nuditäten“ vorbeigehen müssen.

Der Bauer in der Ausstellung ist ein Kapitel für sich. In den Witzblättern spielt er eine Rolle, im besonderen, wenn er seine berühmten Rindvieh-Werturteile abgibt. Ich habe indessen die Wahrnehmung gemacht, daß sich der Landmann besonders für Darstellungen von möglichst reichem, auch von bizarrem Inhalt interessiert. Früher, als die Historienbilder und die malerischen Genre- und Sittenstücke noch in Blüte standen, kam er hier wohl am ehesten auf seine Rechnung, doch war dieser Zug keineswegs für den Bauern allein charakteristisch; das „erzählende Bild“ zog stets an und hatte immer sein Publikum.

Ich kenne Leute, die in einer Ausstellung nichts anderes interessiert als die Stilleben: nicht der Malerei, sondern der dargestellten Dinge wegen, zumal wenn sie möglichst lecker sind. Es gab früher „Bock-Stilleben“,

Mit züchtigen, verschämten Wangen sieht er die Jungfrau vor sich stehn . . .



Der „Sachverständige“.

auf denen vom schäumenden Gerstensaft, der dampfenden Weißwurst und der knusperigen Brezel an bis zur Zigarre alle Beseligungselemente eines Frühschoppen - Programms vereinigt waren. Oder da prangten Eduard Grützners feiste Schinken-Stilleben. In beiden Kategorien lebte das holländische Freßstilleben weiter, und wie die deftigen Mynhers die Schöpfungen ihres Heda oder de Heem mit fettem Schmatzen betrachteten, so wandeln die deutschen Stilleben - Gourmets in den Ausstellungen von einer gemalten Delikatesse zur andern. Von der Pute eilen sie zum Schinken, und vor dem Hummer verschmachten sie in Sehnsucht nach dem Fruchtkorb, hinter dem die Flaschenbatterie aufgefahren ist . . .

Ach, das Personenregister bemerkenswerter Gestalten unter den Ausstellungsbesuchern entriete der Vollständigkeit, vergäße man der jüngeren oder auch weniger jüngeren Pärchen, die sich mit Vorliebe in die stillen, abgelegenen Seitenkabinette flüchten, und denen der Ausstellungsbesuch nur ein Vorwand ist — ein Rendezvous, wenn's draußen regnet und man sich im Park nicht treffen kann. Von den Bildern und Plastiken sehen sie nicht eben viel; nur wenn sie wie von ungefähr ein gemaltes Liebespaar erblicken, fühlen sie sich bewegt oder betroffen, drücken sich die Hände, blicken sich gefühlvoll ins Auge und lächeln.

Zum Schluß kann ich die Anmerkung nicht unterschlagen, daß mancher und manche solch eine Kunsthalle betritt, ohne zu ahnen, was sie da erwartet. Vor ein paar Jahren sah ich im ersten Bildersaal des Münchner Glaspalastes eine voluminöse Dame mit allen charakteristischen Kennzeichen des neuen Reichtums, die resolut ihre Hände in die Hüften stemmte und in größtem Erstaunen die klassischen Worte von sich gab: „Sind da aber viele Bilder herin'!“ Und kürzlich sprach mich an der gleichen Stätte erstaunt ein Herr an: Er hatte die Kunstausstellung mit dem — Deutschen Museum verwechselt!



Vor dem Stilleben: Ja, das wäre was, aber leider — nur ein Bild!



In einsamer Ecke: Zwei, die sich selbst genügen.



Fuchspelz und Straußenfedern

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK. (PHOT. KITTY HOFFMANN, WIEN.)



Rot abschattiertes Straußfeder-Cape. Trägerin: Die Filmschauspielerin Esther Ellinor.

Links: Marion Mill in originellem Abendkleid mit einem von hellem Rosa bis zu zartem Grün abschattierten Federrock. Ein breites Crêpe-Satin-Band leitet zu einem Leibchen aus rosa Gaze-Musselin über.







Renée Peter in einem mit Silberfuchs reich besetzten Wintermantel, der durch einen breiten geflochtenen Lackgürtel gehalten wird.

Mitte: Schwarz-gelbes Velours-Imprimé-Kleid, dazu gelbroter Fuchspelz.

Links: Daisy Durport in langem schwarzen Stilkleid. Um ihren Hals und zu ihren Füßen schmiegen sich die vier modernen Fuchspelzarten: Silber-, Blau-, Rot- und Weißfuchs. Pelze: Johann Petr, Wien.

Sämtliche Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

Vor 125 Jahren, am 20. November 1802, wurde in St. Petersburg Wilhelm v. Kügelgen geboren, dessen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" wohl in jedem deutschen Hause zu finden sind, und der durch dieses Buch eine Volkstümlichkeit gewonnen, die sich der liebenswürdige und bescheidene Mann niemals erträumt hat. Erst nach seinem Tode im Jahre 1867 wurden die „Jugenderinnerungen" von seinem Freunde Philipp v. Nathusius der Öffentlichkeit übergeben. Seither haben Hunderttausende, ja, Millionen das Buch in den Händen gehabt und bedauert, daß dieses schriftstellerische Meisterwerk die einzige literarische Hinterlassenschaft des „Alten Mannes" geblieben war. Auch das Leben Wilhelm v. Kügelgens seit dem 18. Lebensjahre blieb der Allgemeinheit verschlossen, da sein Erinnerungswerk mit der Auffindung der Leiche des am Waldschlößchen bei Dresden von Räuberhand ermordeten Vaters, des berühmten Malers Gerhard v. Kügelgen, jäh und erschütternd abbricht.



Wilhelm v. Kügelgen.
Selbstbildnis. Rom, 1826.

Mit um so größerer Freude wurde vor wenigen Jahren die Entdeckung einer Fortsetzung des Buches begrüßt, der „Lebenserinnerungen des Alten Mannes" in tagebuchartigen Briefen an den Bruder Gerhard aus den Jahren 1840—1867, die eine mutige Frau aus Bolschewistenhänden retten und den rechtmäßigen Erben zur Veröffentlichung übergeben konnte. Aus dem neuen Buche wurde nun weiten Kreisen bekannt, daß Wilhelm v. Kügelgen nicht nur der liebenswürdige Mensch und Schriftsteller gewesen, als der er ein halbes Jahrhundert in der Literaturgeschichte überliefert worden ist. Er zeigt sich vielmehr auch als bedeutender Kopf und überragender Geist, der dem fernen Bruder in Estland und damit auch uns ein überraschend klares, oft vorausahnendes Bild von den geistigen und politischen Strömungen seiner Zeit vermittelt. Obgleich er nach künstlerischen Wanderjahren, die ihn nach Petersburg, Rom, in die Schweiz und das Rheinland führten, 30 Jahre in der kleinsten der kleinen Residenzen Deuschlands, in Ballenstedt, verbracht hat, ist ihm die Fühlung mit der weiten Welt nie verlorengegangen.

Die Begeisterung, mit der Wilhelm v. Kügelgens Aufzeichnungen heute gelesen werden, ist wohl dadurch zu erklären, daß gerade die Besten unseres Volkes sich in dieser überhasteten Zeit nach dem Frieden, der stillen Beschaulichkeit sehnen, die die Schriften des „Alten Mannes" ausstrahlen. Die reiche Ausbeute und der große Erfolg der neu herausgegebenen Briefe veranlaßte die Erben des „Alten Mannes", seine literarische Hinterlassenschaft, soweit sie noch vorhanden war, erneut einer genauen Durchprüfung zu unterziehen. Dabei fand sich eine reizvolle kleine Erzählung, „Der Geyersberg", die uns zur erstmaligen Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wurde. Die Freunde des „Alten Mannes" werden unschwer in dem jungen Maler aus dem Baltenland, der in Dresden seinen Studien obliegt, Anklänge an Kügelgens eigenes Leben erkennen und mit Freude den ihnen vertrauten liebenswürdigen Humor und die reizvolle Kleinmalerei wiederfinden, die die „Jugenderinnerungen" auszeichnen. Und das mit Recht, denn diese Erzählung stammt aus der Periode seines Lebens, in der er auch die Hand an die „Jugenderinnerungen" gelegt hat — aus den Jahren beschaulicher Ruhe nach Beendigung seiner Kammerherrndienstzeit, in denen der durch Krankheit ans Zimmer Gefesselte und an der Ausübung der Malerei Gehinderte in der Schriftstellerei eine Ausdrucksform für seinen lebendigen Geist und sein künstlerisches Empfinden gesucht und gefunden hat.

I.

Wir blicken in ein einfach ausgestattetes, aber helles und sauberes Zimmer am Dresdner Elbberge. Ein kleines Sofa von schüchternem Aussehen, ein Wachsleinwand-Tisch, eine Kommode mit defekter Fournierung und ein paar Strohstühle nebst diversen Mappen, Malerutensilien und mancherlei an die gekalkten Wände gehefteten Skizzen machen Mobiliar und Schmuck der kleinen Wohnung aus; vor seiner Staffelei aber, Pinsel und Palette in den Händen, steht der Insasse dieser bescheidenen Werkstatt, ein junger, schlank gewachsener Mensch von bestem Aussehen, namens Florian Reiher, eifrig beschäftigt, mittels kluger Lasuren die letzte Hand an eine größere Arbeit zu legen. Das Bild, zwei halbe Figuren in Lebensgröße zeigend, stellt die heilige Elisabeth dar in dem Moment, da sie, bei einem ihrer Armengänge von ihrem Gemahl überrascht, den Brotkorb auftun muß, der sich durch ein Wunder mit den schönsten Rosen gefüllt zeigt. Es tut das alles schon die beste Wirkung, und jedermann würde das fleißige Werk für fertig halten, doch den Maler stört noch dies und das: Ein vorlauter Farbenton ist abzudämpfen, ein anderer mehr hervorzuheben, zu plumpe Schatten sind zu erleichtern, zu kalte Töne zu erwärmen usw. Kurz, Meister Florian nimmt die Sache sehr genau und schaltet und waltet in seiner Schöpfung mit Einsicht, bis ihm gegen Abend plötzlich die gesuchte Harmonie der Farben aus dem fertigen Bilde wie ein heller Silberblick entgegenleuchtet. Da tritt er, selbst überrascht, zurück, das Ganze mit Kennerblick noch einmal überschauend, und dann: „Nun keinen Strich mehr," sagt er, „Ihr seid fertig, liebe Leute, und jetzt mag Euch der Rettig holen." Mit diesen Worten hebt er das Bild von der Staffelei ab, lehnt es umgekehrt an die Wand und streckt sich, ermüdet von der Arbeit, für ein Weilchen auf sein zu kurzes Sofa, dessen Seitenlehne die langen Beine dieses Reihers bei weitem überragen.

Florian entstammte einer ehemals angesehenen, in letzter Zeit aber heruntergekommenen ritterschaftlichen Familie in Livland. Zwar hatte sein Großvater noch für einen reichen Mann gegolten und sich auch selbst dafür gehalten, bis er sich eines Morgens durch seine Gläubiger von Haus und Hof gedrängt sah. Bald darauf war er gestorben und hatte seinem Sohne, dem Vater unseres Florian, der kurz zuvor als wohlhabender junger Kavalier bei der Garde zu Pferd eingetreten war, nichts hinterlassen als ein kleines Kapital von einigen tausend Rubeln, die Mitgift seiner Frau. Damit war in Petersburg nicht zu prosperieren; daher der junge Mann in ein Feldregiment übertrat, wo er bei schlechtem Avancement sein kleines Erbteil nach und nach verzehrte. Drückender wurde seine Lage noch durch ein frühzeitiges Verlöbnis mit einem armen Fräulein, das zu verlassen, er sich nicht entschließen konnte. Durch lange mühsam hingediente Jahre hielt er ihr feste Treue, bis ihn endlich das Majorspatent in den Stand setzte, der schon alternden Geliebten doch noch die Hand zu reichen. Die kleine Garnison verlangte keinen Aufwand, und das junge Pärchen lebte eine Weile glücklich und zufrieden. Aber schon im ersten Wochenbett starb die Frau, dem trauernden Mann ein Söhnchen hinterlassend, unseren Florian. Da kam denn jenem die Marschordre gerade recht, die bei dem damals drohenden französischen Kriege das Regiment aus der Friedensgarnison gegen die polnische Grenze dirigierte. Noch fand er Zeit, sein Kind den Schwestern seiner Frau zu übergeben, die auf einem kleinen Besitztum bei Reval lebten, dann eilte er dem Regiment nach, mit dem er fortan alle Drangsale dieses Feldzugs teilte. Zum Oberstleutnant avanciert, überschritt er im nächsten Frühjahr die deutsche Grenze und war bei allen Affären des beginnenden Freiheitskrieges engagiert, bis endlich die Schlacht bei Leipzig seiner militärischen Laufbahn ein Ziel setzte; eine Stückkugel hatte ihm das Bein zerschmettert. Reich dekoriert und unter Beilegung des Obersten-Charakters verließ er den Dienst mit einer Pension, die ihm zwar keinen Aufwand, doch aber ein um so auskömmlicheres Leben gewähren konnte, als die Gnade des Kaisers ihm für sein Söhnchen einen Platz im Petersburger Landkadettenkorps zugesichert hatte.

Der Oberst wählte jetzt das am Finnischen Meerbusen so wohlgelegene Reval zum Aufenthalt, nahm sein Kind zu sich und freute sich der günstigen Entwicklung des Kleinen, dem er die ersten Begriffe, dann die ersten Kenntnisse beibrachte. Daneben beschäftigte er sich, seine Muße nutzend, aufs eifrigste mit Ermittelung traditioneller wie urkundlicher, seine Familie betreffender Nachrichten, um diese in der Folge zu einer Chronik des Reiherschen Geschlechtes zusammenzustellen. Wenn seine Freunde ihn damit auslachten, pflegte er zu sagen: es wäre doch wertvoll, zu erfahren, was diejenigen gewesen, getan, genossen, gelitten, besessen und verloren, aus deren Blut man gemacht sei, und überdem könne niemand wissen, welcherlei Vorteile seinem Florian in Zukunft noch aus solcher Kenntnis erwachsen dürften.

Als der Knabe das achte Jahr erreichte, wurde er dem Kadettenhaus übergeben, wo er eine gute Erziehung erhielt und diese so gut nützte, daß er, was Fortschritte und Betragen anlangt, bald als Musterzögling anderen zum Exempel aufgestellt werden konnte, während freilich andererseits seine Befähigung zum praktischen Militärdienst bisweilen angezweifelt wurde, weil er zuzeiten etwas träumerisch und weich, sogar der Versuchung, Verse zu machen, ausgesetzt war. Auch wünschte er selber nichts weniger, als zeitlebens jenem Gamaschendienst zu unterliegen, in den er sich ganz ungefragt versetzt sah, da ihn Talent und Neigung auf andere Bahnen wiesen, und vielfach hatte er deshalb dem Vater angelegen, ihm zu gestatten, den Degen mit dem Pinsel zu vertauschen, den er in freien Stunden bereits mit Glück und unter den bewundernden Lobsprüchen seiner Mitschüler zu führen wußte. Allein der Oberst konnte sich gemäß den Traditionen seines Hauses für einen mittellosen Reiher einen anderen Beruf nicht denken als den des Degens und war der Meinung, daß sein Söhnlein, wenn es erst die Epauletten trüge, die Sache aus einem günstigeren Gesichtspunkt heraus betrachten werde. So wurde Florian denn ganz gegen

seine Neigung nach glänzend bestandenem Examen mit 18 Jahren als Leutnant in ein Grenadierregiment eingestellt.

Anfänglich schien es wirklich, als wenn die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen und die namentlich zu jener Zeit in Rußland nur mit der einer häßlichen Raupe in einen schönen Schmetterling zu vergleichen war, ihn einigermaßen befriedigt hätte; doch war dies nur insoweit der Fall, als die neue Stellung seiner großen Vorliebe zur Malerei mehr Raum gewährte, einer Vorliebe, welcher er jetzt alle Zeit widmete, die er erübrigte. Wie denn aber der Appetit mit dem Essen wächst, so beherrschte ihn jene Liebhaberei bald dermaßen, daß ihm der Dienst ganz unerträglich und es ihm zur Lebensfrage wurde, möglichst bald gänzlich davon erlöst zu werden. Er ward daher nicht müde, den Vater zu bestürmen, von seinem Familienvorurteil abzustehen und ihm nachträglich noch ein künstlerisches Studium zu ermöglichen. Der Zuschuß, meinte er, den er als Leutnant doch erhalten müßte, werde bei guter Wirtschaft ausreichen, ihn auf einer deutschen Kunstschule zu erhalten, die ihn nach ein paar Jahren so weit fördern könne, die ferneren Mittel seines Unterhalts in sich selbst zu finden. Einsichtsvolle Freunde unterstützten diese Wünsche, und ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, der in Petersburg ein einträgliches Amt verwaltete, erbot sich sogar, zu dem, was der Vater geben würde, auf vier Jahre noch 100 Rubel zuzuschießen. Da endlich gab der alte Reiher nach, und Florian erhielt den nachgesuchten Abschied. Acht Tage verlebte er noch zu Reval bei dem Vater, und als man sich dann trennte und der Sohn ein Lübsches Schiff bestieg, das ihn nach Deutschland überführen sollte, sagte ihm jener: „Das hab' ich jetzt ermittelt, daß wir nicht, wie an verschiedenen Orten fälschlich verzeichnet steht, aus Schweden stammen, sondern aus Deutschland. Gib Kunde, ob sich dort etwa noch Reihers finden." Eine Notiz und ein Auftrag, die der Sohn in seiner Herzensfreude reichlich überhörte.

Florian ging nach Dresden, und als sich ihm dort die Hallen der Kunstsammlungen auftaten, war es ihm nicht zweifelhaft, daß, wenn er bei solchen Förderungsmitteln binnen Jahresfrist kein Bild malen lerne, der Fehler nur an seiner Faulheit liegen könne. Er meldete dies auch seinem Vater und war so fleißig, daß er schwarz geworden wäre, wenn anders angestrengte Arbeit solche Konsequenzen hätte.

Inzwischen bleibt es auch dem Fleißigen gegenüber immer wahr, daß das Leben kurz, die Kunst aber lang ist, und Florian mußte zu seinem Leidwesen bald bemerken, daß der Berg sich immer höher türmte, je eifriger er ihn aufstieg. Von unten, schrieb er seinem Vater, habe das Ding gar nicht so übermäßig ausgesehen, nun aber sei doch zu befürchten, daß wohl das zweite Jahr zu Ende gehen werde, ehe ein eigenes Bild zu unternehmen sei. Als nun aber auch das dritte abgelaufen, ja, das vierte angebrochen war, ohne die ersehnte Frucht zu bringen, da stellten sich in jenem Elbbergstübchen bisweilen schwere Stunden ein. Zwar galt Florian bereits für einen der hoffnungsreichsten akademischen Schüler und erfuhr von dieser Seite mancherlei Aufmunterung, auch war er gar nicht arm an eigener Erfindung, und man belobte seine Entwürfe; wenn er aber einen solchen zum Bilde gestalten wollte, so war die Idee nie stark genug, um ihn durch die mannigfachen Schwierigkeiten der Ausführung hindurchzureißen. Die Arbeit entsprach nicht seiner Anforderung, und er verlor die Lust und zerstörte wieder, was er begonnen, um das Mißlungene nicht mehr zu sehen. Bei solchen Gelegenheiten konnte es denn nicht fehlen, daß manche bittere Träne hinter der Staffelei verschluckt ward und der junge Maler dem beängstigenden Zweifel Raum gab, ob er denn wirklich auch berufen sei, jemals die heiteren Höhen zu erklimmen, da die Meister wohnen.

So standen die Sachen, als eines Abends die Lockungen des Frühlings den verzagten Helden dem Plauenschen Grunde zuführten. Hier die Einsamkeit suchend, folgte er seitab der Straße einem Fußpfad, der ihn durch Gebüsch und Wiesen vor eine Gruppe alter Weiden brachte, deren Äste sich malerisch über das muntere Gewässer der Weißeritz neigten. Von diesem Gegenstand angezogen, ließ er sich ins Gras nieder, zog sein Skizzenbuch hervor und war bald so vertieft in seine Arbeit, daß er eine kleine bei ihm vorbeischlendernde Gesellschaft kaum bemerkt haben würde, wenn sich nicht eine der Damen plötzlich gewendet und zurückgerufen hätte: „Männchen, Männchen — Duselkopf! So komm doch, der Wagen hält schon bei der Mühle!"

Da sah sich Florian nach dem gerufenen Männchen um und erblickte zu seiner Überraschung da, wo der Fußweg aus dem Dickicht auf die Wiese auslief, die zierliche Gestalt eines allerliebsten jungen Mädchens, das leichten Schrittes der übrigen Gesellschaft nachzueilen bestrebt schien. Sie trug ein Strohhütchen am Arm und in den Händen volle Sträuße schöner bunter Anemonen, war aber trotz dieser Belastung dennoch bemüht, im raschen Vorschreiten eine Fülle blonder Locken aufzunehmen, welche anstreichendes Gezweig in Unordnung gebracht haben mochte. Unter dieser Beschäftigung schien sie den Maler, an dessen Sitz sie ziemlich nah vorüberkam, nicht zu sehen, dieser aber, dessen Augen wie gebannt an der ungewöhnlich graziösen Erscheinung hafteten, bemerkte jetzt, wie aus den Falten ihres Kleides etwas Glitzerndes ins Gras rollte. Rasch aufspringend, fand er ein Medaillon, lief damit der Verliererin nach, und sie ehrerbietig grüßend, überreichte er ihr das verlorene Kleinod. Die junge Dame hielt den Schritt an, und mit einem ganz eigentümlich reizenden Lächeln und den Worten: „Dank! Tausend Dank, mein Herr!" nahm sie das Medaillon entgegen, verneigte sich leicht und war schnell verschwunden.

Es wäre im Grunde nichts besonders Bemerkenswertes bei dieser ziemlich alltäglichen Begegnung gewesen, wenn sie nicht gerade einen Menschen betreffen mußte, dessen Herz sich zufälligerweise zu der Eigentümlichkeit weiblichen Reizes, wie sie ihm hier begegnete, ähnlich wie ein Pulverfaß zur Lunte verhalten mochte. Florian stand betroffen da, dem dahineilenden Mädchen mit weit aufgerissenen Augen nachblickend. Es war ihm zumute, als wäre etwas ganz Ungeheures vorgefallen, das ihn verwandelt, ihn umgeschaffen hätte aus einem toten in ein lebendiges Wesen, und selig träumend schlug er den Rückweg zur Stadt ein. Die Wogen seines inneren Lebens gingen hoch und höher, Ideen drängten auf Ideen, was er gesehen und empfunden, mußte er auch gestalten, und siehe: noch ehe er seine Klause erreichte, stand in aller Pracht der Farben bereits ein Bild fertig vor seiner Seele, das auszuführen, er vor Begierde brannte. Der nächste Morgen schon sah den ersten Entwurf zu jener Wartburgszene, die wir ihn im Eingang dieses Kapitels beenden sahen.

Drei Monate lang hatte Florian unter dem aufmunternden Zuspruch der Kommilitonen an diesem Bilde gearbeitet, das bei fortwährendem Gelingen schon in den ersten Stadien seines Entstehens und Werdens sich eines gewissen Rufes erfreute. Künstler und Liebhaber drängten sich hinzu, es zu bewundern, und namentlich war es das Köpfchen der Elisabeth, dessen überaus zarter, freundlich verlegener und der Handlung so ganz entsprechender Ausdruck jedermann bezauberte; es war gewissermaßen die Seele, das Licht, der Selbstlauter in dem schönen Bild.

Man wollte wissen, nach welchem Modell der Künstler gearbeitet, aber dies Modell konnte er weder zeigen noch nennen, und jener begeisternden Begegnung im Plauenschen Grunde Erwähnung zu tun, hielt er nicht für nötig. Er hatte davon nur seinem vertrauten Freunde Berthold, einem jungen Bataillenmaler, erzählt, mit dem er nicht müde wurde, alle öffentlichen Sammlungen, Gärten und Promenaden zu durchstreifen, um womöglich dem entzückenden Wesen wieder zu begegnen, dessen eigentümlichem Zauber er sein Bild verdankte. Leider hatten die Freunde bei diesen Gängen die alte Regel zu sehr außer acht gelassen, verlorene Gegenstände nur da zu suchen, wo sie sich befinden. Das Mädchen blieb daher verschwunden und nur die schwache Hoffnung übrig, daß bei dem Aufsehen, welches das Bild zu machen anfing, die Porträtähnlichkeit der heiligen Elisabeth mit der Gesuchten vielleicht doch noch zu einer gelegentlichen Entdeckung führen könne.

Wir verließen unseren Helden vorhin auf seinem Lotterbettlein in sehr bequemer Stellung, aus der er jedoch bald durch einen vom Postboten überbrachten, ihn ins höchste Erstaunen setzenden Brief wieder aufgewirbelt wurde. Das Kuvert war mit „Dornburg", dem Namen einer kleinen deutschen Residenz, gestempelt, die Aufschrift aber von der Hand seines Vaters, den er 300 Meilen weit in Reval glaubte. Florian erbrach das Siegel, das einen aufrecht stehenden nicht Reiher, sondern Geier zeigte, und studierte, im Zimmer auf und nieder schreitend, den rätselhaften Inhalt. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Junge!

Angesichts Dieses wirf alles hinter Dich und marschiere ungesäumt auf hiesige fürstliche Residenz, woselbst ich im gelben Beutel Nr. 3 im Quartier liege. Geschäfte von höchster Importanz, die ohne Deine Beteiligung zu einem gedeihlichen Ende nicht zu fördern sind, halten mich hier fest. In Leipzig machst Du Halt für einen Tag und korrigierst Deine Equipage insoweit, daß ein Fürst Dich ansehen könnte, wenn er Lust dazu verspürte. Man sagt mir, daß Du dort alles fertig, besser und wohlfeiler als in Dresden kriegst. Die Mittel folgen anliegend in einem Wechsel auf Frege & Co. Es erwartet Dich mit Bestimmtheit im Laufe des 15. h. m.

Dornburg, 10. August 18... Dein alter Vater

Magnus, Florian von Reiher.

P. S. Tu's Maul auf, Junge! eine große gebratene Taube will hinein."

Von alledem verstand Meister Florian kein Wort. Sein Vater in Dornburg! Und bei so knappen Mitteln reichlich Geld spendend — dazu die gebratene Taube! — Es war unbegreiflich. Indessen mußte Ordre pariert werden, und kurz entschlossen griff der junge Mann nach seinem Hut und eilte auf das Postbureau, sich für den nächsten Morgen einen Platz im Eilwagen zu sichern.

Auf dem Rückweg begegnete er seinem soeben von einer kleinen Reise zurückgekehrten Freund Berthold, der sich ihm für weitere Kommissionsgänge gern als Begleiter anschloß, und den er sogleich zum Vertrauten seiner sehr gerechtfertigten Verwunderung machte.

„Sollten sich denn gar keine Motive auffinden lassen," fragte Berthold, „die imstande gewesen wären, deinen Vater nach Deutschland zu verlocken?"

„Ich kann mir keine denken, weder freundschaftliche noch geschäftliche oder wissenschaftliche. Seitdem er den Dienst quittiert, hat mein lieber Vater außer seiner väterlichen Teilnahme für mich eigentlich nur noch ein einziges Interesse, das ist die Erforschung der Vorgeschichte unserer Familie, beides aber konnte ihn kaum nach Dornburg führen. Denn was mich anlangt, so bin ich hier, unsere Familie aber gehört nach Livland, und unser Ahnherr war ein Schwede! Ja, wäre mein Vater aus dem Spiele und bloß von meinem Hinkommen die Rede, so könnte ich mir die Sache wohl erklären samt der gebratenen Taube."

(Fortsetzung folgt.)

„Das ist in der Tat eine Zahnbürste, die des Odols, des besten Mundwassers der Welt, würdig ist!“ –



TEDDY BILL PHOTO: VON BUCOVICH

DIE ODOL-ZAHNBÜRSTE

läßt keine Spalte, keinen Winkel in den Zahnreihen unberührt, denn ihre Borsten sind konvex und konkav angeordnet. Sie reinigt die Zahnreihen nicht nur außen, sondern auch innen und in den Zwischenräumen. Die Odol-Zahnbürste ermöglicht überhaupt erst eine wirklich wirksame Mund- und Zahnpflege. – Auf dem Stiel jeder Odol-Zahnbürste steht das Wort „Odol“ in der bekannten Schrift. Odol-Zahnbürsten erhalten Sie in zwei Größen in fast allen Odol-Verkaufsstellen.

Verlangen Sie ausdrücklich eine Odol-Zahnbürste, sie ist preiswert und wirklich gut!



Odol-Zahnpasta ist wie Odol nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut. Odol-Zahnpasta wird von uns nicht in schweren Bleituben, die zwar billig, aber scheußlich sind, geliefert, sondern – ohne Preiserhöhung – in reinen Zinntuben. Es gibt keine bessere Zahnpasta als Odol-Zahnpasta. Odol-Zahnpasta hat desinfizierende Wirkung, verhütet Zahnbelag und hat köstlichen Geschmack.

Der liebe Augustin

Ed. Bauernfeld

RUDOLF FELBER

Recht sorglos

Mässig rasch

mf *f* *p* molto rit. *ff* poco dimin. *f* molto rit.

Bru-der Lu-stig, der vor lan-gen, lan-ger Zeit ge-lebt in Wien, ei-nen Gas-sen-hau-er sang er: Oh! du lie-ber Au — gu-stin.

a tempo *p* *f* *mf* poco rit. *mf* allmählich rascher *f* a tempo *ff* *mf*

Sehr be-

liebt beim grossen Hau-fen war der Bru-der Au-gu-stin, konn-te mu-si-zie-ren sau — fen, und dann sang er: 's Geld ist hin

rit. a tempo

ff poco dimin. f ff rit. p pp (loco)

Beschwingtes Walzertempo

Seit-dem sind die lie-ben Wie-ner lau-ter Brü-der Au — gu-

a tempo (sehr lustig)

f f poco rit. molto rit. mf

sti — ner, Au — gu-sti — ner, (ohne Text) Au-gu-sti — ner.

mf f ff sehr rasch fff

Wissen und Leben

Farbe und Schlaf. Eigenartige Zusammenhänge zwischen Farbe und Schlaf scheinen zu bestehen, und die praktische Nutzwirkung daraus zu ziehen, dürfte für manche von Vorteil sein. Die Hygiene des Schlafes ist anscheinend bis jetzt weniger berücksichtigt worden, und doch kommt ihr unstreitig eine überragende Bedeutung zu. Hauptsächlich die Münchener Gesellschaft für Lichtforschung hat sich auf diesem Gebiete besondere Verdienste erworben. Es ist ganz erstaunlich, was sich alles durch Farbenauswahl für die Erzielung eines gesunden Schlafes gewinnen läßt. Hier zeigen sich die überraschendsten Erscheinungen. Glasmalern ist es nicht unbekannt, daß sie, längere Zeit auf kaltem Kobaltblau malend, vor der Staffelei einschlafen. Man hat auch in früheren Zeiten schon ausgiebig Gebrauch davon gemacht, Geistesgestörte in blau gestrichene und mit blauen Vorhängen verhängte Zellen zu bringen. Die beruhigende und einschläfernde Wirkung des Blau ist außerordentlich, und auch sonst überreizte Menschen werden bedeutend ruhiger, wenn man sie in blau tapezierte Gemächer bringt oder auch nur das Licht durch blaue Vorhänge einfallen läßt. Daraus ergibt sich unstreitig der Wert der blauen Farbe für das Schlafzimmer, nicht der schwarzen, wie man vielfach meint. Schwarz bedrückt viele Menschen. Bei Leuten, die schlecht schlafen können, ist ein lichtes Blau der Wände sehr förderlich. Auch ein blauer Lampenschirm oder eine blaue Ampel bewirken auffällige und vor allem natürliche Verbesserung des Schlafes und machen die Anwendung künstlicher Schlafmittel oft überflüssig. Dr. Fr.

Der Biß, ein wichtiges Hilfsmittel zur Feststellung von Verbrechern. Besondere Bedeutung für die Ermittelung des Tatverhalts und der Täter haben bei Verbrechen die Verfahren, die mit größter Exaktheit aus zurückgelassenen Spuren am Tatort den Nachweis liefern, daß eine bestimmte Person das Verbrechen begangen hat oder daran beteiligt gewesen ist. Vor allem kommen Methoden in Betracht, die charakteristische, nicht veränderliche Merkmale einer Person festhalten und jederzeit leicht nachweisen lassen. Diesen Forderungen genügt das Verfahren der Fingerabdrücke und ihre Auslegung (Daktyloskopie), da die Papillarlinien der Fingerkuppe unverändert bleiben. In manchen Fällen können Bißverletzungen oder angebissene Gegenstände am Tatort wesentlich zur Identifizierung des Täters beitragen, da der Abdruck der Zahnreihen ebenfalls ein prägnantes Zeichen darstellt. Bei Bißverletzungen hat man zu unterscheiden, ob der Biß in der Verteidigung, aus Wut oder in einem krankhaften Drang ausgeführt wurde. Im ersten Falle ist die Bißwunde tief zerfleischt und für die Beobachtung wenig übersichtlich. Im zweiten Fall prägen sich die Zahnreihen bei gut entwickeltem Fettpolster scharf ab, da der Sadist langsam beißt, um sein Opfer zu quälen. Um den Abdruck der Zahnreihen scharf zu erhalten — die untere ist stets schärfer als die obere — muß vom Biß ein Abdruck möglichst bald genommen werden, da sich die angebissenen Gegenstände meist rasch verändern. Auch beim Lebenden verwischt sich der Abdruck durch narbige Verzerrung. Es ist also bedeutsam, die

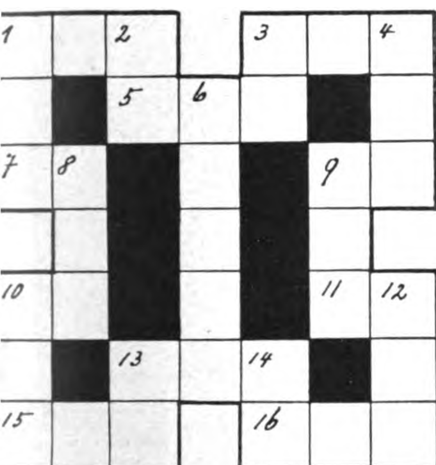


Eine Stätte der Erinnerung an Böcklin: Sein Besitztum in Fiesole bei Florenz, wo der Künstler von 1892 ab bis zu seinem Tode am 16. Januar 1901 wohnte. Zeichnung von R. Duschek.

ßißflächen so bald als möglich untersuchen zu lassen. Sörup hat nun ein Verfahren, Odontoskopie genannt, ausgearbeitet, um einen exakten Nachweis zu führen, von vem die vorgefundene Bißfläche stammt. Von den aufgefundenen Bißflächen werden hotographische, speziell stereoskopische Aufnahmen gemacht. Das Wesen der Odon-oskopie besteht nun darin, daß ein Durchsichtsbild geschaffen wird, während bei er Daktyloskopie nur ein Vergleichsbild nötig ist. Für die Herstellung des Durch-ichtsbildes wird durch Abdrucknehmen ein Gipsmodell der Zahnreihen gewonnen. Nach gründlicher Austrocknung wird das Modell mit Spirituslack überzogen, um u verhüten, daß beim Bestreichen der Bißflächen mit schwarzer Ölfarbe diese auf-esaugt wird. Jetzt wird angefeuchtetes Kupferdruckpapier gegen die mit schwarzer Ölfarbe bestrichenen Zähne gepreßt, und das Schema der Zahnreihe drückt sich nun uf dem Kupferdruckpapier ab. Nach stundenlangem Trocknen gelangt das Kupfer-ruckpapier mit einem darübergelegten Gelatinepapier in eine Umdruckpresse, wie ie im Kupferdruck Verwendung findet. Man erhält so auf dem durchsichtigen Papier das ganze Bild des Bisses, mit dem man nun Vergleiche mit den Biß-tellen vornehmen kann. Diese Methode dürfte zur Feststellung von Verbrechern ute Dienste leisten. Dr. K. F. Hoffmann, München.

Der biblische Moses als Pulver- und Dynamitfabrikant. Unter diesem Titel at Jens Jürgens (Großdeutscher Verlag, Weißenburg i. B.) eine Schrift ver-ffentlicht, deren Zweck der Nachweis ist, daß Moses sich auf die Herstellung von Pulver, Sprengöl und Dynamit verstand, und daß die Einrichtung der Stiftshütte owie der ganze Opferritus geradezu darauf zugeschnitten waren, die Herstellung ieser Sprengstoffe zu ermöglichen. Es muß auffallen, meint Jürgens, daß Moses ei Todesstrafe verbot, Blut oder Fett wegzuschütten bzw. zu essen. Alle Schlach-ungen mußten von den Priestern in der Stiftshütte ausgeführt werden; alles Blut und Fett erscheint von Moses „beschlagnahmt". Wozu? Nach Jürgens hat Moses folgendermaßen Pulver und Dynamit bereitet: Das Blut wurde auf die lschenhaufen ausgegossen, wodurch sich Kalisalpeter bildete. Schwefel gewann Moses aus Erzen, die sich auf der Sinaihalbinsel in Menge finden, Kohle hatte er zur Verfügung. Mischte er nun Salpeter, Kohle und Schwefel, so war das Pulver fertig. Aus dem Fett und dem „lautersten, allerreinsten Öle", das er vom Volk als Zehent verlangte (II. Mos. 25), gewann er zunächst durch Verseifung das allbekannte Glyzerinöl C 3 H 5 (OH 3), das auch als Heilmittel Verwendung fand. Mischt man dieses aber mit Salpetersäure, die Moses ja besaß, so entsteht das furchtbare Nitroglyzerin, von Moses Sprengwasser genannt (IV. Mos. 19, 21). Durch dessen Aufsaugung in bindendem Stoff erhielt Moses transportfähiges Dynamit. Nach Jürgens sind danach alle die biblischen „Wunder", die mit dem „Feuer des Herrn" zusammenhängen, einfach durch Dynamitanwendung zu erklären. Die Rauch- bzw. Feuersäule, in welcher der „Herr" dem Volke voranzog, war ein pyrotechnisches Werk Mosis, die Vernichtung der Ägypter, als sie den Juden durchs Rote Meer nachsetzten, das Werk der gelegten Flatterminen. Weiter öffnete Moses verborgene Quellen durch Sprengung, zerstörte das Goldene Kalb durch sein Pulver und sprengte die Rotte Korah mit Dynamit in die Luft. Josua erbte Mosis Geheimnis, erzwang den Übergang über den Jordan dadurch, daß er durch Dynamitsprengung in der oberen, engen Jordanschlucht einen künstlichen Bergsturz erzeugte, der den Fluß abzwängte und einige Stunden lang aufhielt (wie dies im Jahre 1267 nach Chr. einmal von selbst auf natürlichem Wege geschah). Die Mauern von Jericho fielen auch durch Sprengung. Das Volk mußte um die Stadt marschieren, damit die Jerichaner nicht hörten, wie bei Nacht die Mineure Josuas die Bohrlöcher ausmeißelten. Der Posaunenschall war nur das Zeichen zum Anzünden der Zündschnüre und auf Täuschung des Volks und der Jerichaner berechnet. Die Bundeslade war die Pulverkiste. Als sie einmal explodierte (I. Sam. 6, 19) wurden 50070 Menschen getötet. Mit der Wegführung der Priester in die babylonische Gefangenschaft ging das Geheimnis verloren. Gerade in der hierauf bezüglichen Stelle (II. Macc. 1, 18—36) erblickt Jürgens den vollgültigen Beweis für seine Theorie. Man vergrub ein Pulver und fand nach 70 Jahren ein Öl, das sich in der Sonnenglut entzündete. M. Valier.

ZUM NACHDENKEN

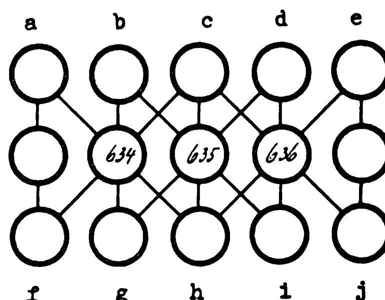


Silben-Kreuzworträtsel.

Aus den Silben: be — bir — de — de — del — el — ge — ge — ge — ge — la — la — le — li — lip — ma — me — mi — mo — na — na — nar — ne — ne — ni — phi — ra — ral — ro — se — se — tro — var — vil — wer sind 21 Wörter zu bilden und so in die freien Felder der links stehenden Figur einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt ist. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 1 Stadt in Spanien, 3 geometrische Figur, 5 Erwerbsbeschäftigung, 7 Strom in Sibirien, 9 altrömische Silbermünze, 10 Stadt in Reuß, 11 Kamelschaf, 13 Stadt in Italien, 15 Militärrang, 16 gefräßige Meertiere; senkrecht: 1 weibliche Gestalt aus der griechischen Mythologie, 2 Papiermaß, 3 Strom in Deutschland, 4 höhere Bildungsanstalt, 6 Stadt am Harz, 8 Provinz in Spanien, 9 Simsons Verräterin, 10 geographischer Begriff, 12 ältere Frau, 13 der Inbegriff sittlicher Grundsätze, 14 Nähwerkzeug.

Rechenaufgabe.

Die Zahlen 633, 637, 638, 639, 640, 644, 645, 647, 648, 652, 653 und 654 sind so in die zwölf leeren Kreise der Figur einzustellen, daß die Summe der drei Zahlen von jeder senkrechten Reihe (a—f, b—g, c—h, d—i, e—j), ferner die der schiefen Reihen (a—h, b—i, c—j, f—c, g—d, h—e) immer die Jahreszahl **1927** ergibt.



Und wie!

Auf „Ordnen" achte jedermann.
Denn wär's verwirrt, man stäch' sich dran.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — al — an — as — bel — bis — ce — cir — da — de — den — di — e — e — em — en — ga — ge — hang — i — i — i — ka — ka — kan — le — li — li — ma — ne — ne — ni — nom — nor — ot — pel — pik — rie — rous — seau — stro — tha — ton — trat — trei — um — us — ya — zi zo

sind 20 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Wielands „Oberon" ergeben. 1 Dichtkunst, 2 ionische Insel, 3 Himmelsrichtung, 4 Alpenpflanze, 5 Mädchenname, 6 Stadt in Italien, 7 Pelzart, 8 Bildersaal, 9 Prophet, 10 französischer Schriftsteller und Philosoph, 11 Sternforscher, 12 Kleidungsstück, 13 Kulturpflanze, 14 biblischer Ort, 15 salpetersaures Salz, 16 spanische Provinz, 17 Zeicheninstrument, 18 Schwachsinniger, 19 Zauberin, 20 Stadt in China.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4309.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4307.

Füllrätsel: Kossuth, Laterne, Bariton, Fulpmes, Loeffel, Portier, Sudeten, Basalte, Perfall, Gardine, Pauline, Kantine, Flasche. — Karpfen, Forelle, Sardine.

Verwandlung: Alba — Elba.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Arras, 3 As, 5 Kreta, 9 Salbe, 10 Albe, 11 Laden, 12 Aden, 13 Taler, 15 Eid, 17 lee, 18 Los, 19 Nora, 21 Bart, 22 Art, 23 Asepsis, 24 Samt, 25 Amt, 26 Schal, 29 Ida, 30 Rio, 32 Emu, 33 Bogen, 35 Elias, 36 Lunte, 37 Lerche, 38 Stein; senkrecht: 1 Asien, 2 Radio, 3 Abt, 4 Seal, 5 Klee, 6 rar, 7 Tenor, 8 Angst, 14 Leipzig, 16 Drama, 18 Lasche, 20 Ast, 21 bis, 22 Asche, 24 Sichel, 25 Adele, 27 Amati, 28 Lumen, 30 Rose, 31 Oels, 33 Bach, 34 Nut.

Ziffernblatträtsel: 1. Ai, 2. Aida, 3. Ida, 4. Darm, 5. Ar, 6. Arm, 7. Armut, 8. Mut, 9. Ute, 10. Terz, 11. Erz, 12. Erzerum, 13. Zer, 14. Rum 15. Rumor, 16. Mord, 17. Order, 18. der, 19. Erik, 20. Erika, 21. Kar, 22. Kara, 23. Ar, 24. Ara, 25. Raid.

DREI ANEKDOTEN VOM ALTEN FRITZ

Der Hofprophet. Als Friedrich der Große nach seiner Thronbesteigung zum ersten Male nach Berlin kam, fiel, nach anhaltender rauher und dürrer Witterung, ein warmer und erquickender Regen. Einer der Vertrauten des Königs, der neben ihm im Wagen saß, sagte zu Friedrich: „Majestät! Ein solcher Regen ist eine glückliche Vorbedeutung für eine an großen Taten fruchtbare Regierung." — „Ich danke für das Kompliment," erwiderte der König, „ich muß aber recht sehr bitten, niemanden von diesem Prognostikon etwas zu sagen, sonst möchten die Leute glauben, ich hielte mir einen Hofpropheten."

Friedrich der Große und der Fremde. Durch das schnelle Fahren in Berlin waren mehrere Unglücksfälle vorgekommen. Das dortige Gouvernement ergriff ein erfolgreiches Mittel, um der Wiederholung solcher Unfälle vorzubeugen. Sobald ein Kutscher, dem Verbot zuwider, zu rasch durch die Straßen fuhr, wurde er, ohne Rücksicht darauf, wer in dem Wagen saß, angehalten, in die Wache gebracht und erhielt 25 kräftige Stockschläge. Der Kutscher eines hohen Fremden hatte sich auch dieser Übertretung schuldig gemacht. Man hob ihn vom Bock, und er empfing die erwähnte Strafe. Der Fremde, auf das höchste entrüstet, beschwerte sich unmittelbar bei Friedrich dem Großen über den Gouverneur. Er erhielt aber die Antwort: „Es tut mir leid, daß Ihre Klage gerade diesen Mann betrifft. Er ist brav, aber grob, und in Dienstsachen läßt er nicht mit sich spaßen."

Friedrich der Große und der Gesandte. Der preußische Gesandte am Londoner Hof schrieb an Friedrich den Großen, seine Besoldung sei derart gering, daß er, bei den dortigen hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse, sich bald in die Lage versetzt sehen würde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof zu gehen. Friedrich antwortete ihm: „Geh Er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn jemand darüber Glossen machen sollte, so darf Er nur sagen: Er sey mein Gesandter und hinter Ihm gingen 300000 Mann."

Großer Preis von Europa. NSU erhält den Gleichmäßigkeitspreis. Der von dem bekannten Kölner Sportsmann Fr. Ullerich gestiftete wertvolle Ehrenpreis für das deutsche Fabrikat, welches dieses große Rennen mit allen Fahrzeugen am regelmäßigsten fährt, ist von der Deutschen Motorrad-Sportgemeinschaft den NSU-Werken nunmehr zugesprochen worden. Die gleichmäßig gute Leistung der NSU-Motorräder in dem hart umstrittenen internationalen Rennen ist besonders aufgefallen und war ein nicht zu unterschätzender Erfolg der deutschen Industrie.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4309. 169. BAND A A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 13. OKTOBER 1927

Wie bereiten Sie Tee?

Die Frage ist durchaus nicht so unnütz, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Tatsächlich setzt die richtige Teebereitung eine Kenntnis voraus, die bei uns keineswegs allgemein verbreitet ist. Von der richtigen Bereitung aber hängen Wohlgeschmack und Aroma des Tees ab. Selbst der beste Tee schmeckt nicht, wenn man die Blätter einfach in die Kanne schüttet und nun heißes Wasser (womöglich noch nicht einmal kochendes) aufgießt. Denn das heiße Wasser, in die kalte Kanne gegossen, wird abgeschreckt und das so wichtige schnelle Auslaugen der Teeblätter verhindert. Neuerdings ist nun eine Teekanne geschaffen worden, die in hohem Maße geeignet ist, die richtige Teebereitung zu vereinfachen und die Kultur des Teegenusses zu fördern. Das Wesentlichste dieser neuen Kanne („Kompletta" genannt) ist ein Zugsieb, das mit Teeblättern gefüllt und in die Kanne gehängt wird. Je nachdem, ob der Tee schwach oder kräftig gewünscht wird, beläßt man das Zugsieb kürzere oder längere Zeit in der Kanne, zieht es dann an einem Kettchen hoch und hängt es in einem Loch am Henkel fest. Auf diese Weise erübrigt sich das Abgießen des fertigen Tees in eine besondere Servierkanne, ja mehr noch, man kann den Tee unmittelbar am Tische bereiten. Um die Zugsiebteekanne allgemein zu verbreiten, wird sie von der Teekanne-Co., Dresden-A. 1 gegen Rückgabe einer bestimmten Anzahl leerer Umhüllungen von Teepackungen Marke „Teekanne" abgegeben. Hausfrauen, die nicht warten wollen, bis sie die erforderliche Anzahl Umhüllungen gesammelt haben, können die „Kompletta" aber auch, ebenso dazu passende Tassen, Zuckerdose und Sahnegießer gegen Bezahlung (Teekanne 3 Mk., Tasse, Zuckerdose oder Sahnegießer je 1 Mk. einschließlich bruchsicherer Verpackung und Franko-Zusendung) in der Weise erhalten, daß ihnen später der Betrag rückvergütet wird. — Zweifellos werden viele Hausfrauen von dieser Möglichkeit, schon jetzt in den Besitz eines „Kompletta"-Services zu kommen, Gebrauch machen. **H. K.**

Ein neuer glänzender „Wanderer"-Erfolg wird aus dem Riesengebirge gemeldet. Der bekannte Sportsmann Max Mader, Stuttgart beendigte auf seinem 6/30 PS „Wanderer"-Wagen normaler Ausführung die dreitägige Riesengebirgs-Zuverlässigkeitsfahrt des Berliner Automobil-Klubs vollkommen strafpunktfrei und erzielte außerdem in der Berg- und der Elastizitätsprüfung, die an Fahrer und Wagen besonders hohe Anforderungen stellten, die beste Wertung und gewann als Sieger dieser außerordentlich schwierigen Prüfung in glänzender Fahrt die höchste Auszeichnung, den ersten Preis. Diese Leistung reiht sich würdig dem großartigen Erfolg an, den die „Wanderer"-Wagen in der Bergfahrt auf die Hohe Wurzel bei Wiesbaden anläßlich der Kartellfahrt 1927 davontrugen. Während die meisten der 46 Teilnehmer die geforderten Fahrzeiten nicht einzuhalten vermochten, wurde diese weitaus schwerste aller Prüfungen dieses Jahres von den drei teilnehmenden „Wanderer"-Wagen spielend und in blendender Fahrt bezwungen. Die überragende Bergsteigefähigkeit des „Wanderer"-Wagens, seine ausgezeichneten Bremsen und sein glänzendes Anzugsvermögen sind bei diesen Erfolgen wieder klar zutage getreten.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4309. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 13. Oktober 1927.

Eine prächtige Hindenburg-Medaille aus Böttger-Steinzeug, nach einem Entwurf von Professor Börner, Meißen ist in der Staatlichen Porzellan-Manufaktur zu Meißen hergestellt worden. Verkaufsstellen auch dieser Medaille wie in nebenstehendem Inserat angegeben.

Mittelstandskuren in Bad Brambach, stärkstes Radium-Mineralbad der Welt. Infolge der wunderbaren Heilerfolge, die mit den Radiumkuren in Bad Brambach erzielt werden und um auch den wirtschaftlich geschädigten Kreisen es möglich zu machen, sich dieses Naturwunder nutzbar zu machen, hat sich die Badeverwaltung entschlossen, ab 1. Oktober keine Kurtaxe mehr zu erheben. Die Preise in den Kurhäusern, die alle mit eigener Badeeinrichtung versehen sind, sind ebenfalls ab 1. Oktober wesentlich herabgesetzt. Auch das Ärztehonorar bewegt sich in mäßigen Grenzen. Das neue Kurhaus und die neuen Kuranlagen, welche frühere Besucher Bad Brambachs wie ein Märchen anmuten, werden allgemein bewundert. Auch das ganze Ortsbild hat eine Verbesserung erfahren. Die Besucherzahl im Radiumbad Brambach hat dieses Jahr bereits die doppelte Höhe erreicht, als im vorigen Jahr.

Allgemeine Notizen.

Deutsche Gelehrtenarbeit in Konstantinopel. Prof. Dr. Ernst Zimmermann, der Direktor der Staatlichen Porzellan-Sammlung in Dresden, hat sich in diesem Sommer wiederum in Konstantinopel aufgehalten, um dort die Aufstellung und wissenschaftliche Bearbeitung der großen Bestände an altchinesischem Porzellan zu vollenden. Der Forscher wird im Auftrag der türkischen Regierung eine Veröffentlichung hierüber herausgeben.

Die wachsende deutsche Bucheinfuhr nach Bulgarien. Das zunehmende Interesse für Deutschland und deutsche Kultur in Bulgarien zeigt sich in der von Jahr zu Jahr steigenden Einfuhr deutscher Bücher. Wie Dr. Meißel im „Buchhändler-Börsenblatt" mitteilt, ist das zum großen Teil auf die Tausende bulgarischer Studenten zurückzuführen, die nach dem Krieg die deutschen Hochschulen besuchten; sie beziehen auch weiter deutsche Bücher und wissen weitere Kreise für deutsche Kultur zu gewinnen. Voriges Jahr sind für 12 Millionen Lewa deutsche Bücher eingeführt worden, während es 1925 nur für 3 Millionen Lewa waren. Alle anderen Länder stehen dahinter weit zurück.

Die II. Olympischen Winterspiele werden in den Tagen vom 11. bis zum 19. Februar 1928 in dem weltberühmten Kur- und Sportort St. Moritz im Ober-Engadin ausgetragen. Auf das Einladungsschreiben, das das Schweizerische Olympische Komitee an 54 Länder hat ergehen lassen, sind zahlreiche zusagende Antworten eingetroffen, und es steht schon jetzt fest, daß mindestens 22 Nationen an den St. Moritzer Olympischen Spielen teilnehmen werden. Wahrscheinlich aber weit mehr. Das größte Interesse der Winterspiele dürften die Ski-Wettbewerbe in Anspruch nehmen. Am 14. Februar wird der 50-km-Lauf, am 17. der 18 km-Langlauf und am 18. Februar der Sprunglauf auf der neuen Olympia-Schanze stattfinden. Der Vorverkauf der Platzkarten hat bereits begonnen. Für die Reservierung von Plätzen wolle man sich baldigst an das Komitee der II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz (Schweiz) wenden.

Münchens nächste große Ausstellung. Es ist beabsichtigt, unter dem Präsidium von Oskar von Miller vom Mai bis Oktober nächsten Jahres auf dem der Stadt gehörenden Ausstellungsgelände eine große Ausstellung „Heim und Technik" zu veranstalten. Die Ausstellung, die in 30 000 qm Hallen untergebracht wird, soll nur wirklich

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

gute Einrichtungen zeigen, die geeignet sind, das Wohnen und Wirtschaften so zu gestalten, daß bei Erzielung besserer Lebensbedingungen als bisher, an Arbeit und an Rohstoffen im Haushalt möglichst gespart wird. Die Ausstellung soll auf die Bedeutung der Hauswirtschaft für die allgemeine Volkswirtschaft hinweisen und zeigen, welchen Anteil die Haushaltungskosten an den gesamten Kosten der Lebenshaltung der verschiedenen Familien haben.

Einführung der lateinischen Schrift in Japan. Die außerordentlich komplizierte Schriftart, die in Japan in Gebrauch ist, aus chinesischen Hieroglyphen bestehend, zu denen zur Erläuterung noch die japanischen Schriftzeichen der „Katakana“ und der „Chirakana“ treten, beansprucht zu ihrer Erlernung sechs Jahre. Dies bedeutet eine starke Hemmung des geistigen Lebens. Man beabsichtigt daher, wie der japanische Professor an der Universität Tanakadate dem Institut für internationale intellektuelle Mitarbeit bekanntgab, in Japan das lateinische Alphabet für den täglichen Gebrauch einzuführen. Die Hieroglyphenschrift wird aber als Staatsschrift für besonders wichtige Schriftstücke, wie Urkunden u. dgl., bestehen bleiben, und ihre Kenntnis für den wirklich gebildeten Japaner auch weiterhin obligatorisch sein. Auch für das japanische Gedicht wird man sie weiter verwenden.

Einen völlig neuen Flugzeugtyp hat die Focke-Wulf-Flugzeugbau-A.-G., Bremen erfunden, dessen Vorarbeiten auf das Jahr 1908 zurückgehen, auf eine Zeit, da die Brüder Focke das erste Patent auf den Ententyp erhielten. Das neue Flugzeug „Ente“ (Abbildung auf S. 386 unserer Nr. 4305 vom 15. 9. 27) stellt die bisherigen Verhältnisse auf den Kopf. Der große Hauptflügel mit den beiden 75-PS-Siemens-Motoren liegt hinten, Schwanzflossen und Steuerorgane dagegen vorn, so daß der Eindruck entsteht, das Flugzeug flöge rückwärts. Der von Direktor Wulff ausgeführte erste Probeflug hat die Erwartungen vollkommen erfüllt. Infolge seiner Anordnung läßt das Flugzeug sich nicht überziehen, d. h. auch durch die größten Fehler des Führers nicht in jenen mißlichen Zustand bringen, der heute noch dreiviertel aller gefährlichen Abstürze verursacht. Die Maschine kann sich ferner bei Start und Landung nicht überschlagen, da anstatt des nach hinten ragenden Schwanzes ein weit nach vorn ausladender Hals vorhanden ist, so daß das Flugzeug auch am Boden ohne Überschlagsgefahr zu bremsen ist. Besonders bei engbegrenzten Plätzen ist dies von größter Bedeutung.

Das Stammhaus der Suchard-Unternehmungen hat im vorigen Jahr das 100jährige Jubiläum seines Bestehens gefeiert. Die Fachpresse hat bei diesem Anlaß mit größter Anerkennung auf das alte und doch stets junge Neuchâteller Unternehmen hingewiesen, dem dessen über die ganze Welt verbreiteten erstklassigen Fabrikate einen besonderen Platz in der Schokolade-Industrie einräumen. Die Firma Suchard hat neben ihren ausgedehnten Werken in Serrières (Schweiz) nach und nach Fabriken in Lörrach (Baden), Bludenz (Österreich), Paris, San Sebastian (Spanien), Neuyork, Varese (Italien), Brüssel und Bukarest gegründet. Die zehnte Fabrik ist letztes Jahr für Polen in Krakau dem Betrieb übergeben worden. Die Fabrik in Lörrach besteht seit nahezu 50 Jahren. Sie versorgt Deutschland mit den anerkannt vorzüglichen Suchard-Erzeugnissen. Die in Deutschland zum Verkauf gelangenden Schokoladen und Kakao-Pulver werden nach den schweizerischen Original-Rezepten und unter der ständigen Kontrolle einer zentralen Fabrikations-Aufsicht von deutschen Arbeitern und auf deutschem Gebiet hergestellt. Das deutsche Unternehmen in Lörrach besteht unter der Firma Ph. Suchard G. m. b. H. als selbständige Gesellschaft. Die unübertreffliche Qualität seiner Erzeugnisse beweist, daß eine glückliche Vereinigung zwischen deutscher Arbeit und schweizerischer Erfahrung auf diesem Gebiet überall zu anerkannten Höchstleistungen führten.

Illustrirte Zeitung



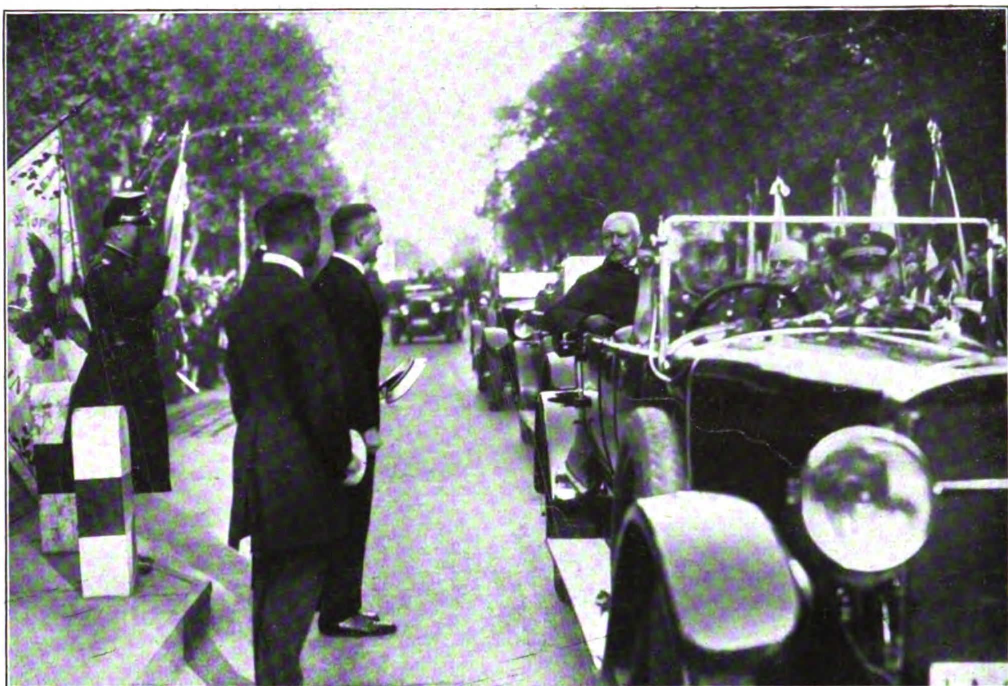
ZWEI SCHWESTERN

GEMÄLDE VON TAMARA LEMPICKA





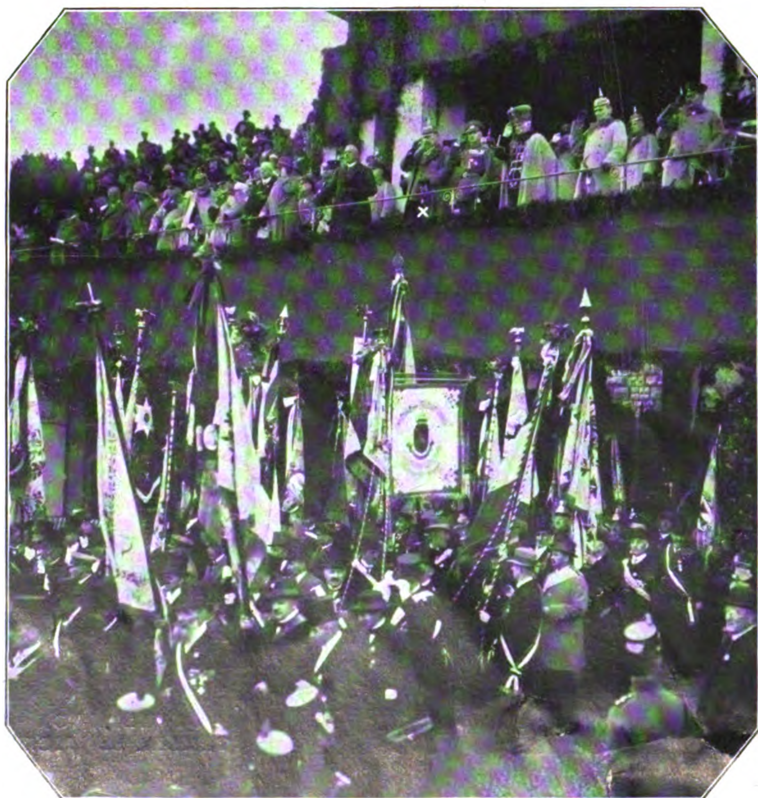
Der Gabentisch mit dem 500teiligen Porzellan-Service, dem Geburtstagsgeschenk der Reichsregierung für Hindenburg. Links: General Heye, der Chef der Heeresleitung (links), begrüßt Reichswehrminister Dr. Geßler, der nach Überbringung seiner Glückwünsche das Reichspräsidentenpalais verläßt.

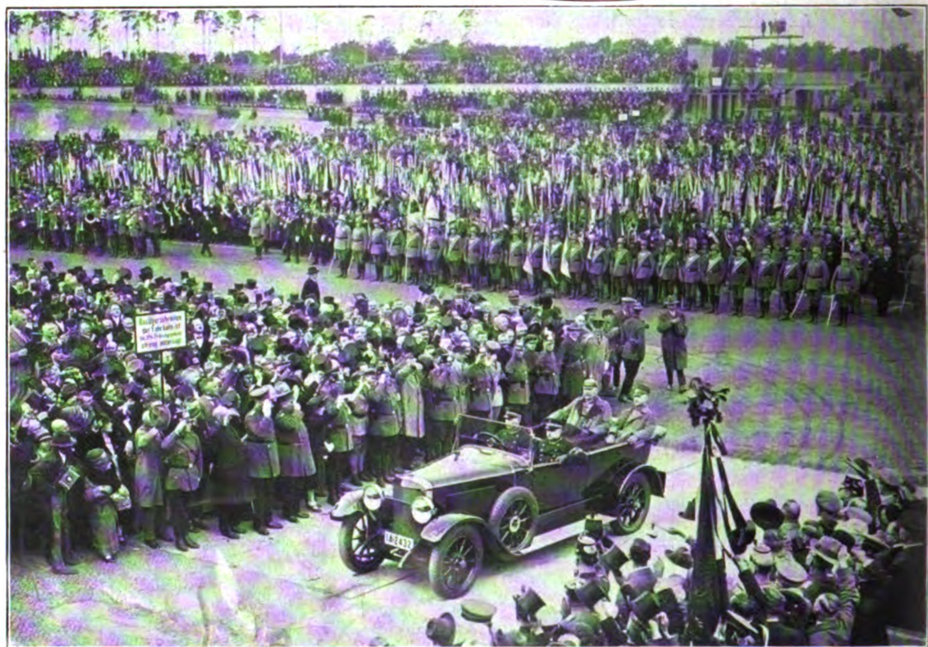


Beglückwünschung des Reichspräsidenten durch die Vertreter der Deutschen Studentenschaft an der Technischen Hochschule in Charlottenburg.



Rechts: Wir gratulieren! Hindenburgs Enkelkinder: Von unten nach oben: Bernd Dieter v. Pentz; Gertrud und Helga v. Hindenburg; Viktoria v. Pentz; Hans Hartmut v. Brockhusen; Christa Maria v. Pentz.





Die Huldigungsfeier des Kyffhäuser-Bundes ehemaliger Heeresangehöriger im Berliner Stadion am 3. Oktober: Links: Die Gäste in der Ehrenloge während der Huldigung; × Hindenburg in Marschallsuniform; links von ihm Reichswehrminister Dr. Geßler; zweiter nach rechts Generalfeldmarschall v. Mackensen. Rechts: Die Abfahrt des Reichspräsidenten. Rechts von ihm im Automobil General a. D. v. Horn, Vorsitzender des Kyffhäuser-Bundes.

HULDIGUNGEN FÜR HINDENBURG ZU SEINEM 80. GEBURTSTAG IN BERLIN



Der Zapfenstreich zu Ehren des 80jährigen Feldmarschalls am Abend des 1. Oktober vor dem Palais des Reichspräsidenten: Einrücken der Fahnenkompanie in den Vorhof.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Tagesgeschichte

Die Ehrung Hindenburgs zu seinem 80. Geburtstage begann am Vorabend des 2. Oktober mit dem Großen Zapfenstreich vor dem Reichspräsidentenpalais in Berlin, an der die Fahnenkompanie der drei Hindenburg-Regimenter, eine Ehrenkompanie und zehn Reichswehr-Musikkapellen teilnahmen. Vor den Toren der Stadt, auf den Anlagen der Grunewald-Rennbahn, veranstalteten die Deutschen Pyrotechnischen Fabriken ein Riesenfeuerwerk. Nach den mannigfachen Ehrungen am Morgen des Festtages besuchte Hindenburg den Gottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche. Als er wieder ins Palais zurückgekehrt war, trafen die Reichs- und Staatsbehörden zur Gratulationskur ein. Dann fuhr der Doyen des diplomatischen Korps, der päpstliche Nuntius Pacelli, vor, um die Glückwünsche der in Berlin akkreditierten ausländischen diplomatischen Vertretungen zu überbringen. Daran schloß sich der Empfang der Vertreter der Wehrmacht, des Reichstagspräsidiums, des Reichsrates, des preußischen Landtagspräsidiums, der Stadt Berlin, der Stadtverordnetenversammlung und der Abordnungen zahlreicher Verbände. — Der ganze Weg, den dann Hindenburg von der Wilhelmstraße bis zum Stadion nahm, war ein einziges Spalier. Die landsmannschaftlichen Verbände in ihren bunten Trachten, der Stahlhelm, die Kriegervereine, politische Verbände, die studentischen Vereinigungen, die Teilnehmer der Reichshuldigungsfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs u. a. m. säumten die Straßen. In der großen Arena des Stadions hatten sich etwa 50000 Kinder versammelt, um dem Reichspräsidenten die Huldigung der Jugend darzubringen. Hindenburg fuhr zuerst die Spaliere im Stadion entlang, dann nahm er in der Ehrenloge Platz, um den Gesang der Kinder anzuhören. Darauf sprach er zur Jugend und fuhr nochmals die Front der Kinder ab. Am folgenden Tage brachten schließlich die im Kyffhäuser-Bund vereinigten ehemaligen Heeresangehörigen Hindenburg im Stadion ihre Ehrung dar, zu der der Reichspräsident in Marschallsuniform erschien. — Im übrigen Deutschland sowie in Österreich fanden ebenfalls erhebende Hindenburg-Feiern statt. Auch die Deutschen im Ausland nahmen diesen Tag zum Anlaß, Hindenburg zu ehren.



Hindenburg-Huldigung in Wien: Die gewaltige Kundgebung anläßlich des 80. Geburtstags v. Hindenburgs auf dem Heldenplatz vor der Neuen Hofburg.

Das dreimotorige Wasserflugzeug der Junkerswerke D 1230 ist am 4. Oktober in Norderney zum Ozeanflug gestartet. In Amsterdam unternahm es eine Zwischenlandung und flog dann bis kurz vor Lissabon weiter, wo es wegen Nebels landen mußte. Am 6. Oktober ging das Flugzeug in Lissabon nieder, wo es auf günstiges Wetter zum Weiterflug wartete. Der Weg soll über die Azoren, Neufundland nach Neuyork führen. Wie schwierig die Aufgabe ist, die sich die Piloten gestellt haben, geht daraus hervor, daß bisher diese Strecke von Ost nach West im Flugzeug noch niemals bezwungen wurde; als einzige Erleichterung ist die Form des Etappenfluges anzusehen.



Dr. Max Friedländer, Professor der Universität Berlin, bedeutender Musikhistoriker, feierte am 12. Oktober seinen 75. Geburtstag.



Arthur Achleitner, Verfasser von Erzählungen und Romanen, vor allem aus den Alpen, † am 30. September, 69 Jahre alt.



Vom deutschen Amerikaflug mit der dreimotorigen Junkers-Maschine D 1230, die am 4. Oktober in Norderney zum Etappenflug über Amsterdam, Lissabon und die Azoren aufstieg: Das Flugzeug vor dem Start in Norderney.



Prof. Dr. e. h. Svante Arrhenius, berühmter Physiker, erster schwedischer Nobelpreisträger, † am 2. Oktober im Alter von 68 Jahren.
(Siehe den Artikel auf S. 564.)

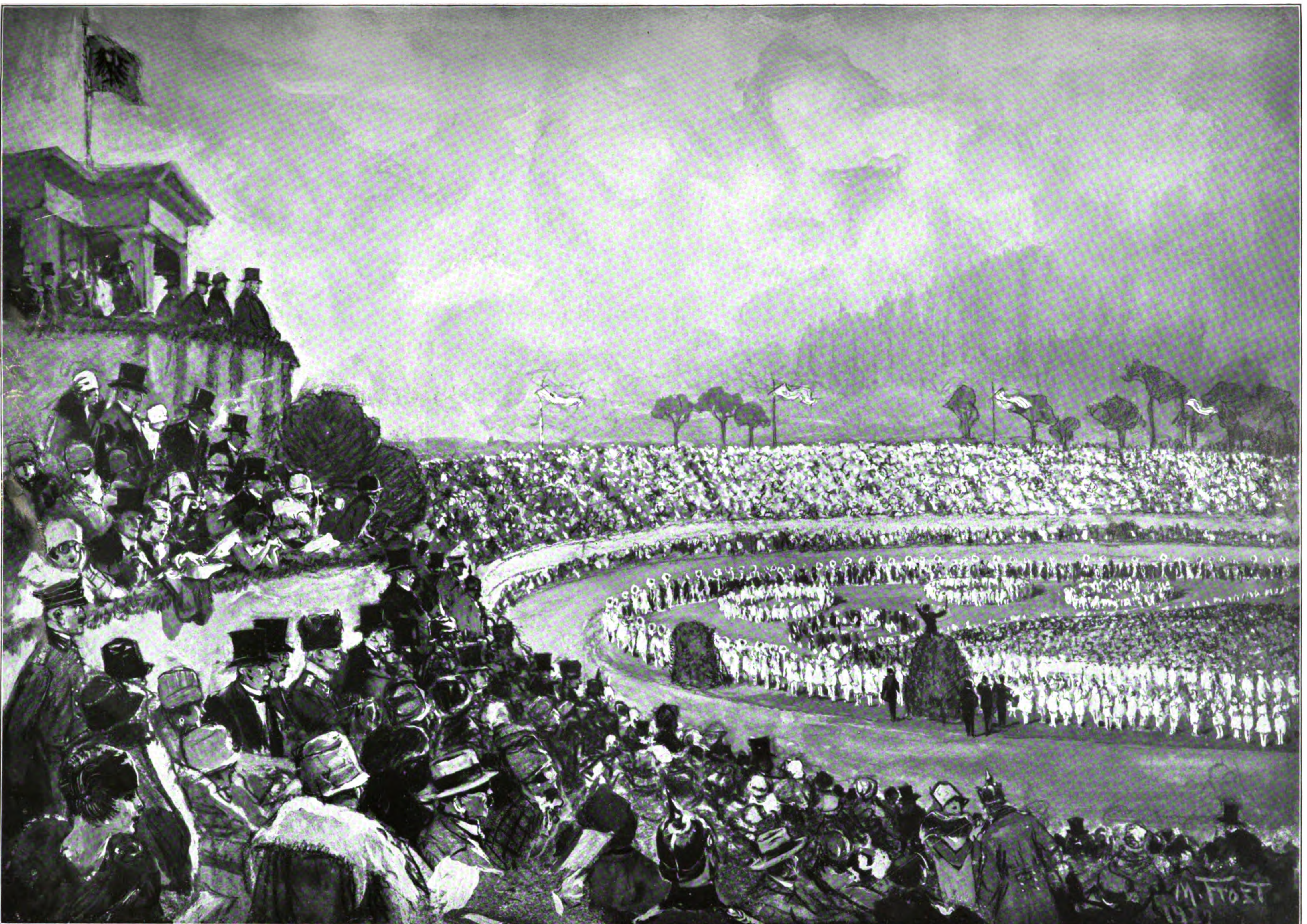


Exzellenz Viktor v. Frese, Landschaftsrat, der am 30. September auf seiner Burg Hinte in Hinte (Kreis Emden, Ostfriesland) seinen 100. Geburtstag feiern konnte.





Von den Gruppen-Herbstmanövern der 6. Infanterie- und 3. Kavallerie-Division zwischen Paderborn und Warburg in Westfalen vom 25. bis zum 29. September: Links: Die ausländischen Offiziere und Militär-Attachés, die an den Reichswehr-Manövern teilnahmen. Rechts: Das Ganze halt! Links (in Zivil) Reichswehrminister Dr. Geßler.



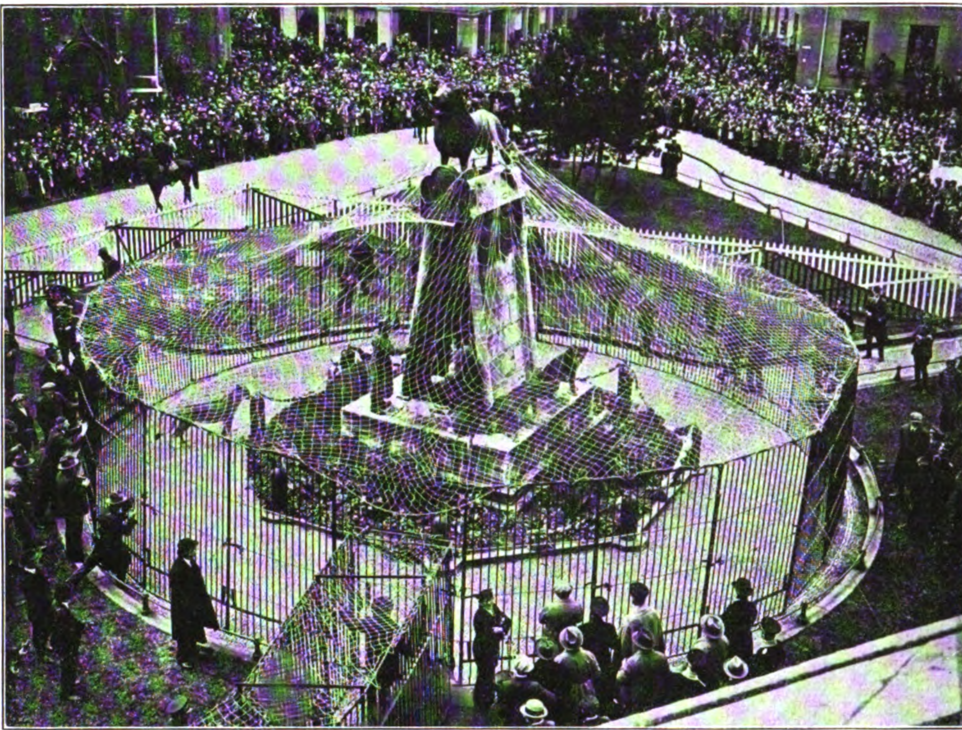
Die Berliner Jugend huldigt im Stadion Hindenburg zu seinem Geburtstage.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.





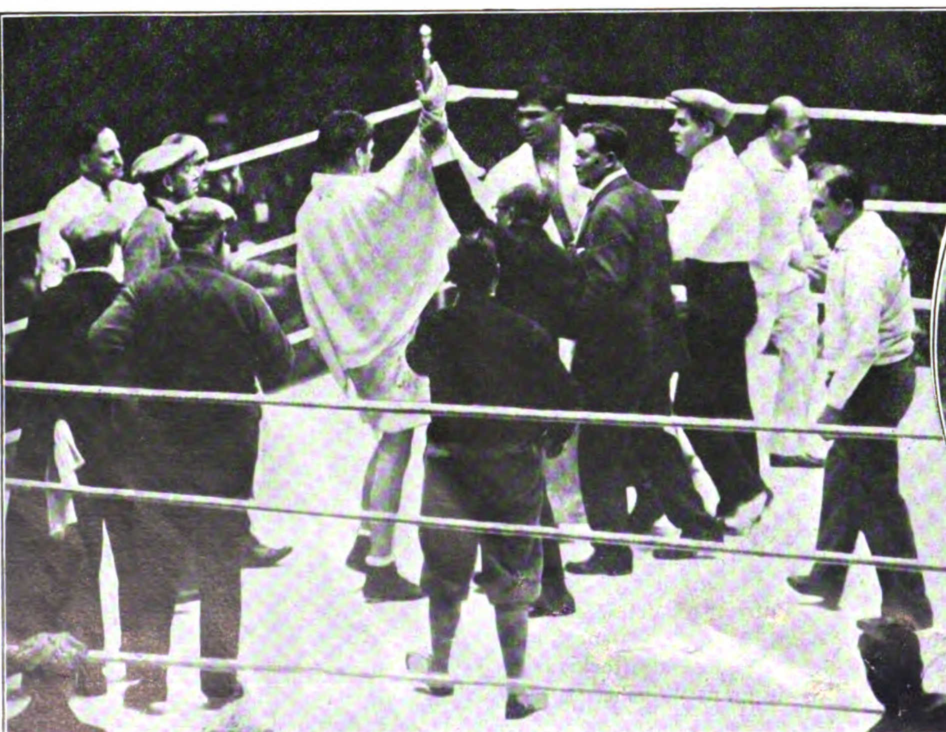
Von der Enthüllung eines Denkmals für die Gefallenen der hessischen Dragonerregimenter Nr. 23 und 24 in Darmstadt am 2. Oktober: Der ehemalige Großherzog Ernst Ludwig von Hessen inmitten seiner beiden Söhne Georg (links) und Ludwig während der Ansprache. — Links oben: Die Einweihung eines Gedenkbrunnens für den Dichter Wilhelm Raabe in der Weserstadt Holzminden am 2. Oktober anläßlich der Tagung der „Gesellschaft der Freunde Raabes".





Eine originelle Art von Städtepropaganda: Die Huldigung der Zirkus-Löwen an das Stadtwahrzeichen (den Bronzelöwen Heinrichs des Löwen aus dem Jahre 1166) in Braunschweig, die Vereinigung von alter und neuer Zeit symbolisierend, veranstaltet am 6. Oktober für Aufnahmen zu einem Stadtfilm.

Rechts Mitte: Ein seltenes Flugzeugführer-Jubiläum: Der Luft-Hansa-Pilot Kalow, der das 500000. Kilometer im Verkehrsflug ohne Unfall zurückgelegt hat, mit seiner Frau und seinem Bordmonteur.





Links: Der denkwürdige Moment im Dempsey-Tunney-Meisterkampf: Ausrufung Tunneys zum Vorweltmeister; ihm gegenüber sein geschlagener Gegner Dempsey. — Im Kreis: Hervorragende Reitsport-Leistung der Pariserin Rachel Dorsage, die die 1500 km lange Strecke von Paris über Brüssel nach Berlin in der Zeit vom 30. August bis zum 2. Oktober allein zu Pferd zurückgelegt hat.

Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(1. Fortsetzung.)

Und wie denn das?" fragte Berthold.

„Ja," lachte Florian, „du mußt wissen, Berthold, daß ich ein Mann bin, den es gar nicht wundern würde, wenn man ihm in Dornburg eine recht ehrenvolle Arbeit aufzutragen dächte, etwa den Fürsten zu malen, ein Schloß, ein Rathaus zu dekorieren. Wie gesagt, ich würde mich nicht wundern und eine jede dieser Aufgaben mindestens einer gebratenen Taube wert halten."

„Du sprichst in Rätseln, Florian!"

„Die ich gleich lösen werde", erwiderte dieser. „Du bist verreist gewesen, und deshalb weißt du noch nichts von meinem neuen Freunde Rettig. Aber laß dir erzählen: Zehn Tage mögen es her sein, daß jemand während meiner Abwesenheit von Hause eine Karte für mich abgegeben hatte mit der Bezeichnung: ‚von Rettig, Fürstlich Dornburgscher Legationsrat.' Der Herr werde wiederkommen, sagte meine Wirtin. Um ihm zuvorzukommen, ließ ich mir den Adreßkalender geben, fand nach einigem Suchen Moritzgasse Nr. 7 und verfügte mich sogleich dahin."

„Verzweifelt artig," sagte Berthold, „ich hätte die Sache an mich kommen lassen."

„Und ich kam lieber an die Sache", erwiderte Florian. „Ich ging also, und ich ward von einem schmunzelnden Männchen mit endlosen Entschuldigungen empfangen, daß es Veranlassung geworden, mich zu bemühen. Er sei Amateur, und sein Besuch habe keinen andern Zweck gehabt, als meine Arbeiten zu sehen, die ihm von kompetenter Seite höchlichst gerühmt seien.

Dann müßte ich mich ja glücklich schätzen, sagte ich, daß seine Absicht vereitelt worden, weil dies der einzige Weg gewesen, mir seine gute Meinung zu erhalten. Ich sei Anfänger, und von meinen Leistungen könne noch keine Rede sein.

Da ergoß er sich in einen solchen Strom des Lobes über die jetzt so seltene Tugend der Bescheidenheit, die jungen Leuten doch so wohl anstünde, daß ich mich ernstlich zusammennehmen mußte, eine kleine Grobheit zurückzuhalten."

„Hättest du dir doch keine Gewalt angetan," bemerkte Berthold, „es ist beleidigend und ganz unerträglich, so ins Gesicht hinein gelobt zu werden."

„Sollte aber keine Beleidigung sein und war nicht böse gemeint. So ertrug ich's denn nicht allein, sondern nahm sogar eine Einladung des alten Herrn an, mit ihm zu frühstücken, aß und trank und überwand schließlich noch die ganze kunstkennerische Unterhaltung, durch die mein Mäzen die Schüssel reichlich würzte. Mit gleicher Leichtigkeit sprach er von Rubens, Correggio, Raffael wie von Fisch-, Dachs- und Borstpinseln und amüsierte sich dabei so herrlich wie jedermann, der sich auf fremdes Gebiet versteigt."

„Es sollte ein Gebot vom Kaiser Augustus ausgehen," sagte Berthold, „das jeden scharf bedrohte, der von Dingen spricht, die er nicht versteht."

„Da würde eine Totenstille auf Erden erstehen", erwiderte Florian, „und wir Malersleute am schlechtesten dabei fahren; wir können die Reklame dieser Klugsprecher nicht entbehren. Zur Steuer der Wahrheit muß ich übrigens sagen, daß das Gespräch des eloquenten Herrn doch nicht ganz ausschließlich die Kunst, sondern auch den Künstler betraf. Als gewandter Diplomat wußte er mir mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit so viel Persönliches zu entlocken, daß er, als wir schieden, über meine Verhältnisse ziemlich orientiert sein konnte, was mir nachträglich ärgerlicher war als alles übrige. Andern Tages kam er zu mir, um meine Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und schien ganz hingerissen von der Elisabeth; es erinnere ihn dies Köpfchen, sagte er, an irgendeine unvergeßliche Perle weiblichen Geschlechts, nur könne er sich nicht recht besinnen, an welche. Das beste aber war, daß er mir Hoffnung machte, das Bild zu einem sehr anständigen Preise an seinen Fürsten zu verkaufen. Der Fürst, sagte er, mache alle Jahre einige Empletten auf der Dresdner Ausstellung und überließe sich dabei gänzlich seinem (Rettigs) Urteil, ich könne daher den Kauf als abgeschlossen ansehen. Freilich", fügte Florian hinzu, „werd' ich mich nicht ganz leicht von diesem meinem ersten Bilde trennen, aber sein Kern lebt ja lebendiger und besser in meinem Herzen, und ich weiß kein anderes Mittel, den mir so wertvollen hiesigen Aufenthalt noch auf ein Jahr und drüber zu verlängern. Du aber, Berthold," fügte er in spaßhaftem Tone hinzu, „wirst nun begreifen, daß ich mich vorhin mit einigem Rechte meiner Beziehungen zu Dornburg rühmen durfte."

Die Freunde verbrachten den späteren Abend auf der Brühlschen Terrasse bei einem Schoppen Rotwein, beleuchteten und bedachten die rätselhafte Ordre des Obersten von seiten aller Möglichkeiten, und Florian mußte versprechen, sofort zu schreiben, sobald er selbst klar in der Sache sähe.

II.

Es war am frühen Morgen des folgenden Tages, als in dem ländlichen Gartensaal des in der Wurzener Gegend gelegenen Rittergütchens Dobritza die zarte Gestalt eines etwa siebzehnjährigen Mädchens, das wir Flora nennen müssen, weil es nicht anders hieß, mit Schreiben ihres Tagebuchs beschäftigt, am offenen Fenster saß, während ein Strahl der Morgensonne, sich durch das Weinlaub der Außenwände stehlend, in ihren blonden Locken spielte, die Schreiberin öfter nötigend, ihre Stellung zu verändern. Sie schrieb aber, wie folgt: „Heute über 8 Wochen werde ich achtzehn Jahre alt, und dann? — Dann ade, geliebtes Dobritza! — Ach, ich ginge lieber in den blauen Himmel zu meiner Mama als an den Hof. Mein Bruder hätte es nicht zugegeben, wenn er lebte. Pflegte er doch zu sagen, er könne sich zu keiner Heirat entschließen, damit seine Töchter nicht Hofdamen würden. Das mochte Spaß sein, aber immerhin, er wußte, was er sagte. Und meine geliebte, gute Tante Silvie, die ja von Jugend auf am Hofe lebt und jetzt für mich dieselbe Stellung wünscht, hat doch selbst einmal gesagt: ‚Was sind wir anders als lächelnde Pagoden, die kein eigenes Leben haben? Unsere Tätigkeit ist Aus- und Ankleiden, Geschwätz und Augendienst.'

Ach ja, ich glaube schon, daß ich die Küchenmädchen beneiden werde um ihre Arbeit und darum, daß sie wissen, was sie zu tun und zu lassen haben. Das wüßten die Damen nicht, sagte Tante Silvie, denn was heute recht, sei morgen falsch, man sei lediglich auf Inspiration angewiesen. Ich werde aber niemals inspiriert sein. Hat man mir doch immer Mangel an Takt vorgeworfen und mich gescholten, weil ich leicht zerstreut bin. Allzeit aufzumerken auf das, was um mich vorgeht, ist mir unmöglich. Das war immer so und ist den Verwandten nicht verborgen. Dennoch wissen sie sich nichts Besseres als jene mir so feindliche Stellung. Ebenso die Nachbarn hierherum, sie wünschen mir alle Glück, und die jungen Mädchen sehen mich mit Neid an — ich glaube, sie gäben Vater und Mutter drum, auch an den Hof zu kommen. Da würde man gesehen, heißt es, und zwar im vorteilhaftesten Licht. ‚Was wetten Sie,' sagte mir noch gestern Trudchen Spindelfeld, ‚daß Sie Braut sind, ehe ein Jahr herumgeht?' Ich zweifle aber, ob sich gerade am Hofe die Leute so zahlreich finden, die ein armes Mädchen nehmen, weil es geputzt ist. — Und überdies, wenn mich nicht jemand aufsucht, der mir recht sehr gefällt, so lasse ich mich nicht finden, weder am Hof noch anderwärts — gewiß nicht! Ja, wenn einer käme, der dem im Plauenschen Grund gliche, dem mit den Sternenaugen voll Geist und Güte!"

Das gute Kind hielt hier mit Schreiben inne und stützte nachdenklich das Köpfchen in die Hand.

Floras Eltern waren der Fürstlich Dornburgsche Erbmarschall und Kammerpräsident Florian Geyer von Geyersberge und dessen Frau, Elisabeth von Schwentheim. Sie war das einzige Kind aus dieser Verbindung, während aus einer früheren Ehe des Erbmarschalls noch ein älterer Sohn mit Namen Carl Florian vorhanden war, welcher zur Zeit von Floras Geburt in einem sächsischen Reiterregiment stand und nur zu Festzeiten auf dem Geyersberge, dem Wohn- und Stammsitz der Familie, gesehen wurde, wo Flora unter der Obhut einer kränkelnden Mutter in aller Verborgenheit aufwuchs bis in ihr zwölftes Jahr. Da trat die erste wesentliche Veränderung in ihr Leben; die Mutter starb, und der seiner Geschäfte wegen meist aushäusige Vater übergab die Tochter dem damals wie noch heute im besten Ansehen stehenden adligen Fräuleinstift zu Altenburg.

Nachdem die erste Fremdheit überwunden war, verlebte das junge Mädchen hier unter vielen gleichaltrigen Genossinnen und der mütterlichen Leitung einer würdigen Priorin mehrere angenehme Jahre, bis sie ein neuer Schlag traf. Ganz unvermutet erschien Carl Florian, die Schwester nach dem Geyersberge abzuholen, woselbst der schwer erkrankte Vater nach ihr verlangte. Er hatte sich auf der Jagd erkältet und erlag einer bösartigen Lungenentzündung. Flora kniete weinend an seinem Bett. Da legte er ihr die Hand auf, als wollte er sie segnen, schien aber nicht mehr recht zu wissen, was er sprach. „Sei getrost, mein Liebchen!" sagte er, „der Wind hat sich gewandt, die Fahne auf dem Turme steht nach Norden." So starb der greise Herr, nicht nur von den Seinigen, sondern auch in weiten Kreisen und ganz besonders von seinem edlen Fürsten, dem er sehr nahe gestanden hatte, tief betrauert. Waren sie doch zusammen aufgewachsen, zusammen jung und dumm gewesen, dann zusammen alt und klug geworden. Das bindet, und außerdem dankten Fürst und Land der umsichtigen Verwaltung des Verstorbenen einen Wohlstand, wie er bis dahin im Dornburgschen unbekannt gewesen.

In seinem Testament hatte der Erbmarschall Flora zur alleinigen Erbin seines frei erworbenen Vermögens wie aller seiner beweglichen Habe ernannt, seinen Sohn Carl Florian aber, dem der Geyersberg als Familienfideikommiß von selbst zufiel, zu ihrem Vormund und

Kurator bestellt, nicht ahnend, daß er bereits mehr persönliche Schulden hatte, als das ganze Allodium wert war. Es blieb dies auch verborgen, solange Carl Florian noch lebte; er zahlte die Pension für seine Schwester pünktlich und sorgte für alle ihre Bedürfnisse, bis er in den Märztagen des Jahres, in welchem unsere Erzählung spielt, im Duell erschossen wurde und es sich nun zeigte, daß Flora ganz mittellos zurückblieb.

Da es an berechtigten Erben fehlte, so zog der Landesfürst den Geyersberg als heimgefallenes Mannlehen ein, während Carl Florians Gläubiger sich am Inventarium erholten, aus dessen Versteigerung für Flora kaum eine bescheidene Aussteuer erübrigt werden konnte.

Inzwischen erklärte der Fürst, der seinerzeit Flora aus der Taufe gehoben und, wie wir gesehen, alle Ursache hatte, sich für die Familie zu interessieren, er werde für den ferneren Unterhalt des Fräuleins sorgen, das er vorläufig zur zweiten Hofdame seiner Tochter, der Prinzessin Christiane, ernannte. Es schien dies um so glücklicher, als eine Cousine von Floras Mutter, die schon genannte Tante Silvie, an diesem Hof die Funktionen einer Oberhofmeisterin versah, das junge Mädchen folglich unter den speziellen Schutz einer nahen, ihr mütterlich zugetanen Verwandten gestellt war. Auf die Bitte dieser Dame gestattete der Fürst denn auch, daß das neue Hoffräulein, bis sie ihr achtzehntes Jahr erreicht habe, zu Dobritza, auf dem hübsch gelegenen Gute einer anderen Tante, der Schwester ihres verstorbenen Vaters, einer verwitweten Frau von Biestewitz, verbleiben dürfe, um sich vorerst in ländlicher Stille über den Verlust des Bruders auszuweinen, zugleich aber als Neuling im Leben sich im Verkehr mit gebildeten Nachbarn für die weitere Geselligkeit am Hofe vorzubereiten.

Flora verließ jetzt das Stift und zog zu ihrer Tante, die, um sie zu zerstreuen, beim Beginn der schönen Jahreszeit einen Ausflug nach Dresden mit ihr unternahm, wo ihr einziger Sohn als Königlich Sächsischer Hof- und Justizrat mit seiner Familie in angenehmen Verhältnissen lebte. Nachdem man sich dort einige Wochen aufgehalten und namentlich die mannigfaltigen Agréments der schönen Umgegend fleißig ausgebeutet hatte, ging es nach Dobritza zurück, welches Gütchen Frau von Biestewitz für ihren Sohn mit männlicher Energie, wenn auch ohne besonders günstigen Erfolg, bewirtschaftete, weil allzu schwere Schulden darauf lasteten.

Frau von Biestewitz, in der Familie „Tante Florettchen“ genannt, war eine lebhafte kleine runde Frau mit stattlichem großen Haupte, dunklen Augen, kräftigen Gesichtszügen und einem Anflug von Bärtchen auf der Oberlippe, tätig, umsichtig, wohlwollend, mir nichts, dir nichts ungeniert und in hohem Grade eigentümlich. Ihre Nichte liebte sie zärtlich, hielt sie wie ein eigenes Kind und wurde so von ihr wiedergeliebt.

Wir verließen Flora vorhin in nachdenklicher Stellung, das Köpfchen in die Hand gestützt. Was sie wohl sinnen und denken mochte? Wer mag es sagen? — — — Da plötzlich ward die Tür aufgerissen, und eilenden Schrittes trat Tante Florettchen ein. Es mußte ihr etwa besonders Ergötzliches begegnet sein; sie sah heiter, fast schalkhaft aus, und mit dem Rufe: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, da sind Nachrichten für den Engel!“ schlug sie ein großes Schreiben, das sie in der Hand hielt, der träumerischen Nichte ein paarmal um die Ohren.

Flora hielt schützend die Hände vor und fragte lachend: „Was hab' ich denn getan, Tante, daß ich so geprügelt werde?“

„Mücken gefangen,“ sagte die Tante, „anstatt dankbar für alles Gute zu sein, das dir noch widerfahren kann.“

Flora lächelte. „Ich will mich ja bestreben, immer dankbarer zu werden. Aber was ist's denn mit dem Briefe? Ist er für mich?“

„Diesmal für mich,“ sagte die Tante, „betrifft aber dich zum Teil. Hör' an, mein Männchen, was Tante Silvie schreibt:

‚Dornburg, den 10. August 18... Geliebtes Florettchen! Du wirst Dich wundern, daß ich schon wieder schreibe, nachdem ich soeben erst meine Rückkehr aus Karlsbad und Deinem lieben Hause gemeldet habe, aber allerhöchster Wille bestimmt mich dazu, und wie gern ich ihn erfülle, wirst Du begreifen, wenn Du zu Ende gelesen hast. Se. Durchlaucht beauftragt mich nämlich, Dir zu melden, daß unsere Flora spätestens am 15. d. M. auf hiesigem Schloß erwartet werde, um ihren Dienst bei der Prinzessin anzutreten. Du sollst sie bringen und auf einige Tage unser Gast sein. Gern würde man Euch, einem früheren Zugeständnisse gemäß, mehr Raum gestattet haben, aber eingetretene Umstände machen eine Beschleunigung nötig. Ich hoffe, die Sache kommt Euch nicht zu sehr über den Kopf. Inzwischen wird Floras Garderobe für den Anfang ausreichen, da wir Hoftrauer haben, und Fehlendes wird hier nach und nach mit Bequemlichkeit beschafft. Wenn Ihr übrigens bald nach Empfang dieses Schreibens abreist, und mein Florettchen wird das möglich machen, so könnt Ihr für Leipzig schon noch einen Tag gewinnen, wo Ihr alle Toilettengegenstände fertig findet. Zur Bestreitung der Reise und sonstiger Unkosten bin ich ermächtigt, eine Anweisung auf Frege & Co. beizulegen. Sei pünktlich, Florettchen! Du kennst den Fürsten. Er ist der nobelste Charakter, aber er hat auch seine Eigenheiten und muß namentlich in diesem Falle bei guter Laune erhalten werden.

Was ich nun weiter sage, laß übrigens Deiner Diskretion empfohlen sein, es ist das Geheimnis Sr. Durchlaucht. Da es jedoch namentlich unsere Flora betrifft und...‘“

Frau von Biestewitz schlug sich vor die Stirn. „Da hab' ich“, rief sie, „schon mehr gelesen, als ich sollte! Ich hoffe aber, du wirst's nicht weiter ausplaudern. Nun, Männchen, freust du dich denn gar nicht? Du siehst ja aus, als hätte es dir in den Spinat geregnet.“

„Ach, Tante,“ sagte Flora, indem sie jene umarmte, „das kommt so plötzlich. Muß ich nun wirklich an den Hof, und jetzt schon?“

„Wie gern behielte ich den Engel hier,“ erwiderte die Tante, „aber das wäre eine falsche Liebe, da ich dir keine Zukunft machen könnte. Du weißt, mein Kind, wie es um Dobritza bestellt ist, und daß es auf dem Verkauf steht. Dann werde ich zu meinem Sohn ziehen müssen.“

Flora senkte das Köpfchen. „Ich war auch schon ganz willig, Tante, aber nun, da es so nahe kommt, fürchte ich mich. Geliebtes Tantchen, kann ich nicht dennoch bei dir bleiben? Ich will waschen, bügeln, flicken, stricken, kochen, vorlesen — kurz, alles tun, um dir zu dienen, aber ich bitte dich, laß mich nicht an den Hof!“

„Mein Lämmchen,“ sagte Frau von Biestewitz, indem sie ihre Nichte küßte, „bescheiden bist du! Das muß wahr sein. Die häßliche alte Tante einer Fürstin vorzuziehen! Aber daneben bist du doch ein rechter Grützkopf! Und das muß auch wahr sein. Willst du wirklich lieber Waschfrau werden als Hofdame? Eine Stellung, nach der andere, alte und junge Fräulein sich die Schnäuzchen lecken? Was ist denn da zu jammern und zu schammern? Bin ich denn nicht auch Hofdame gewesen, und ist es Tante Silvie nicht noch heute? Ich wüßte doch wahrhaftig nicht, daß uns das auch nur ein Auge oder einen Backenzahn gekostet hätte.“

„Du hast aber doch selbst gesagt, geliebtes Tantchen, du hättest oft gewünscht, ein Karrengaul zu sein, wenn du das Geflunker, wie du es nanntest, damit losgeworden wärst.“

Tante Florettchen lachte: „Ein Karrengaul zu sein, wünscht gelegentlich wohl jedermann einmal im Leben, Hofdamen sowohl als auch Waschfrauen, und dir wird's auch begegnen. Es bringt aber keinen Schaden, denn dieser Wunsch wird nie erhört, das magst du glauben. Ein jeder Stand hat seine Tücken, und so ganz ohne Horkel und Knorpel durchs Leben gleiten zu wollen: Männchen! das siehst du ein, das wäre Prätension. Überdem, mein Engel, traust du mir zu, daß ich dich nicht ganz unbesehen an jeden Hof laufen ließe? Doch diese Herrschaften sind brav und unserer Familie zugetan seit Erschaffung der Welt. Das alles weißt du.“

„Ja, Tante, aber Prinzeß Christiane soll doch sehr rasch sein, Fräulein Moppert soll sie sogar geschlagen haben, wie man hörte. Ich fürchte mich vor Schlägen, Tante!“

„Wenn das deine Angst ist,“ erwiderte diese, „so kannst du dich beruhigen. Es gibt Gesichter, die zum Geohrfeigtwerden geschaffen sind; das ist das deinige nicht. Auch weißt du, daß die Moppert keinen Schaden davon hatte.“

„Nun, davor mögen mich vollends alle guten Geister bewahren,“ rief Flora, „für Beschimpfungen noch belohnt zu werden. Ach, Tante, mir ist das Herz so schwer!“

„Das kommt bloß daher,“ sagte die Tante, indem sie das junge Mädchen freundlich an sich zog, „daß du erstlich, wie schon gesagt, ein Grützkopf bist, und daß du zweitens nicht weißt, was alles noch in meinem Briefe steht. Ja, wenn das der Engel wüßte, er trüge die alte Tante huckepack nach Dornburg!“

„Aber was kann denn das nur sein, mein Tantchen?“

„Soviel kann ich dir sagen,“ erwiderte Frau von Biestewitz, „daß ich dir's nicht sagen kann. Doch sei getrost, mein Kind! Du wirst alles besser finden, als du denkst, und sollte es dir demungeachtet nicht gefallen, nun, so verspreche ich dir, daß ich dich wieder mit nach Hause nehme und du Wäscherin bei mir werden sollst.“

Da fiel das junge Mädchen der Tante um den Hals, nach Worten suchend, ihre unbegrenzte Dankbarkeit auszusprechen, aber jene machte sich schnell los und sagte: „Jetzt ans Werk, mein Männchen! Wir werden alle Hände voll zu tun haben, um Nachmittag die Reise anzutreten, damit uns morgen noch ein Tag für Leipzig bleibt. Such' deinen besten Trödel zusammen, das übrige sende ich dir nach, wenn ich hierher zurückkehre.“

III.

Vor dem Posthaus zu Wurzen hielt eine leichte Reisechaise mit zwei Damen, von denen die ältere im eifrigen Gespräch mit einem am Schlage stehenden Herrn war.

„Männchen, Männchen!“ rief sie, „ich sag' es dir, wenn du mich hier im Stiche läßt, ich drehe dir ein Beinchen aus!“

„Das würde sehr ungnädig von der gnädigen Frau sein,“ lachte jener, „aber wenn ich auch den Kopf dazu verlieren sollte, so kann ich doch unter ein Stundner sechs keine Pferde geben. Der ungewöhnliche Bedarf der russischen Herrschaften hat alle ordentlichen wie außerordentlichen Kräfte in Anspruch genommen, und zudem ist auch der Dresdner Eilwagen noch im Rückstand. Aber warten Sie den doch ab. Sind keine Beiwagen, so finden sich vielleicht noch ein paar Pferdchen, oder wenn Platz ist und Sie solche Eile haben, so könnte ich der gnädigen Frau nichts Besseres raten, als diese Gelegenheit kurzweg zu benutzen. Sie kommen ebenso bequem und schneller nach Leipzig als im eigenen Wagen. — Hören Sie? Da bläst er schon. Fahr zur Seite, Kutscher!“

Mit diesen Worten enteilte der Beamte in sein Bureau, indem er noch zurückrief: „Sie kriegen Nachricht, meine Damen!“ (Fortsetzung folgt.)



Überschwemmung am Niederrhein. Gemälde von W. Lachenmeyer.



Die finnische Badestube

Von Dr. Paul Graßmann, Helsingfors.

Von Petsamo am Eismeer, wo drei Monate lang die Mitternachtsonne am Himmel glüht und ebensolang im Winter ewige Nacht herrscht, bis hinunter zu den Schären Südfinnlands, wo erst die letzten Eisschollen verschwinden, wenn der Frühling seinen Einzug hält, ist's ein gut Stück Weges. Gar manchen Unterschied gibt es zwischen dem Nord- und dem Südende des Tausendseenlandes — in Wirklichkeit zählt Finnland über 30000 große Seen — gar manches wird der verwöhnte Südländer vermissen, der „Suomi" durchwandert. Aber eins findet er überall vor: die Badestube.

Gleichgültig, ob du beim reichen Großbauern oder beim ärmlichen „Bakstugsittare" (Häusler) einkehrst, beim Österbottnier oder Karelier an der russischen Grenze, die „Sauna", die Badestube, fehlt nirgends.

Ist es doch das erste, was sich der Kolonist zurechtzimmert, wenn er in Finnlands nie enden wollenden Urwäldern rodet, Bäume fällt, die Sümpfe trockenlegt und sich ein Stück Land urbar macht. Zuerst baut er sich die Badestube; in ihr wohnt er so lange, bis Stall und Wohnhaus fertig stehen.

Noch gar nicht zu lange ist es her, als die Badestube im Leben jedes einzelnen die größte Rolle spielte: Hier kamen die Kinder zur Welt, hier beschwor der „Tietäjä", der Zauberer, Krankheiten und sagte aus der „Spåtrumma" die Zukunft. Auch die ältesten Mütterchen humpeln noch zur Sauna oder lassen sich dorthin tragen — bis zum letzten Tage.

Wie eigentlich eine solche Badestube aussieht? Nicht das Äußere macht es: ein paar roh behauene Balken, rauchgeschwärzt, oft kein Fenster. Innen, aus Steinen erbaut, ein Herd, auf dessen glühendgemachte Oberfläche Wasser aufgegossen wird. Im Nu füllt heißer Wasserdampf den Raum; stecknadelgleich sticht es auf den Ungewohnten ein und nimmt ihm den Atem, so daß er sich bei des Teufels Großmutter zu Hause wähnt.

Ein paar Holzstufen führen auf einen Verschlag hinauf, wo man sich ausstrecken kann. Hier wird man mit heißem und kaltem Wasser übergossen und mit Birkenreisern geprügelt, die das Blut in Zirkulation bringen sollen, sogar unter den dafür besonders dankbaren Fußsohlen. Wenn man sich mit der „Baderska", die diese Prozedur ausführt, besonders gut steht, bekommt man auch noch eine kräftige Massage.

Falsche Scham kennt man in der Badestube nicht. Alt und jung, Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd baden zusammen, ohne daß jemand an dem Adams- und Evaskostüm Anstoß nimmt. Wie sollte er auch; hat doch jedes von Jugend auf es nicht anders gesehen.

Unter allen Kulturvölkern — unter denen Finnland einen Platz an der Spitze einnimmt als Land ohne Analphabeten, mit einer im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr hohen Akademikerzahl — dürfte es kaum eins geben, das die Verbindung zur Natur und zur Natürlichkeit so eng aufrechterhalten hat wie die Bewohner Suomis. Wenn man drinnen in der Gluthitze genug bekommen hat, so läuft die ganze Badegesellschaft hinaus und wälzt sich im Schnee. Krebsrot sind sie beim Herauskommen — können doch drinnen 60 und mehr Grad Hitze sein und draußen 20 Grad Kälte. Oder man springt im Sommer in den Dorfteich, See oder Fluß. Der Fremde ist nicht wenig überrascht, wenn er bei seiner Wanderung, besonders im Nordosten oder auch sonst im Inneren Finnlands, an einem solchen Bade-Idyll vorüberkommt: Vor der Sauna, nah der Landstraße, liegt die ganze Familie und läßt sich von der Sonne trocknen. — Zunächst ist er überrascht, doch dann versucht er es selbst einmal mit einem Finnbade — wenn er noch die Fähigkeit besitzt, natürlich zu denken und zu empfinden. Unreine Gedanken wird er bald beiseitelegen; er fühlt, daß das Dampfbad ein Jungbrunnen ist. Er versteht, warum aus diesem Lande die besten Sportsleute der Welt hervorgehen. — Es dürfte kaum ein Land auf der Erde geben, dessen Bewohner sich so reinlich halten wie die Finnländer. In den Städten und ihrer Umgebung ist natürlicherweise die Zeit der Sauna vorüber, doch in Finnland haben die Städte im Vergleich zu der überwiegenden Landbevölkerung weit weniger Bedeutung als z. B. in den Staaten Mitteleuropas.

Die Badestube ist eine wichtige Seite im Kulturleben des Landes, das uns Deutschen, trotz der Sprach- und Rassenunterschiede, geschichtlich so nahesteht und in der langen Zugehörigkeit zu Schweden (bis 1809) vollkommen in germanische Kulturkreise hineingezogen ist, ohne doch seine völkische Eigenart zu verlieren.



In Vorbereitung. Gemälde von Ingrid Ruin.



Mutter und Kind. Gemälde von Ingrid Ruin.



Die Schwestern. Gemälde von Ingrid Ruin.



Im finnischen Heißbad.

Die Pandanuspalme im Wirtschaftsleben der Südsee

MIT AUFNAHMEN DES VERFASSERS.





Typischer Pandanenhain.



Pandanuspalmen auf Java.
Rechts nebenstehend: Eingeborener von Labuan mit einer Pandanenfrucht.



Händlerin auf Malakka mit Taschen aus feingeflochtenen Pandanusblättern.





Produkte der Pandanuspalme im Wirtschaftsleben der hinterindischen Halbinsel Malakka: Transport von Matten und Palmblättern, die beim Haus- und Hüttenbau der Eingeborenen Verwendung finden.
Links: Trocknen der aus Pandanusblättern hergestellten Säcke zur Aufnahme des sog. Malakkakäses.

Die Pandanuspalme, auch Pandane oder Schraubenbaum genannt, gehört zu der Gattung der Pandanazeen, die in den Tropen der Alten Welt, besonders auf den polynesischen, malaiischen und afrikanischen Inseln in mehreren Arten vertreten ist. Den Namen Schraubenbaum hat der Pandanus von dem schraubenartig gewundenen Stamm. Diese Palme fällt durch ihr eigenartiges Wachstum auf: gewissermaßen hat jeder Baum nicht eine, sondern eine Anzahl von Kronen. Oft ruht der ganze Stamm nur auf einem Gerüst von Luftwurzeln, indem die eigentliche, mittlere Stammwurzel bereits abgestorben ist. Die großen, linealen und an der Mittelrippe dornigen Blätter stehen gedrängt in dreifacher Spirale. Besonders interessant ist der Baum noch durch seine monözischen, oft kolossalen Blütenstände und die in meist verzweigten Kolben stehenden männlichen und einem einfachen Kolben stehenden weiblichen Blüten und die daraus entstehenden ein- bis mehrfächerigen Steinfrüchten, die in ihrem Äußeren oft an eine Ananas erinnern. Auf den Sundainseln bilden die Früchte des vielfach kultivierten Schraubenbaumes ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die rötlichen Blüten werden von den Eingeborenen als ein natürliches Parfüm verwandt, indem man sie in die Wohnungen bringt oder auch einfach ins Haar steckt, um dadurch den infolge der starken Hautausdünstung entstehenden üblen Geruch abzuschwächen. Die unreife Frucht wird von den primitiven Völkern als Brech- und Abführmittel gebraucht, und der Fruchtsaft sowie die Blätter liefern ein gutes Wundheilmittel. Viel wichtiger ist jedoch die Tatsache, daß die Blätter zur Herstellung von Seilen, Matten, Decken, Taschen, Hüten usw. ausgedehnte Verwendung finden. Es werden hierbei oft kunstvolle Arbeiten aus überaus feinem Geflecht angefertigt. Die Pandanusarten wachsen im allgemeinen sehr schnell, am schnellsten jedoch der Pandanus furcatus, bei dem beobachtet worden ist, daß ein Blütenkolben sich innerhalb drei Stunden um ein Meter verlängerte. Pandanusarten kommen selbst in Europa gelegentlich gut fort, und so findet man den Schraubenbaum häufig auch in deutschen Gewächshäusern.

Franz Otto Koch.

Verbrecherstämme in Indien



Musikanten eines indischen Verbrecherstammes.



Angehörige der Kharwahl mit Lendenschürzen aus Laubwerk.

Unter den zahlreichen Urstämmen Indiens findet man auch jene merkwürdigen Volksgemeinschaften der Criminal-Tribes (Verbrecherstämme), deren geistige Primitivität sich nach unseren westlichen Kulturbegriffen in recht seltsamen Lebensgewohnheiten äußert. Trotz der stark hervortretenden kriminellen Neigungen, die allen Angehörigen dieser Stämme in typischer Weise anhaften, leben sie im großen Indischen Reiche in ungebundener Freiheit unter der Obhut des fremden westlichen Regimes, inmitten jener großen Gemeinschaft ihrer Stammesbrüder, deren alte Kulturgüter die Welt des Westens in Bewunderung versetzen. Die Neigung zum Verbrechen, das mit dem Diebstahl beginnt und sich durch alle Phasen verbrecherischen Treibens bewegt, scheint mit dem Wesen dieser Stämme so eng verknüpft zu sein, daß es fast scheint, als ob solche Entartung zu den geistigen und körperlichen Lebensnotwendigkeiten dieser Stämme gehöre.

Die Criminal-Tribes leben meist im Süden und Norden Indiens in abgeschlossenen Gemeinden und Stammesgemeinschaften, die sie nach einer eigenen und psychologisch sehr interessanten Verfassung oft selbst verwalten. Wo es not tut und sich die Zustände zum Nachteil des Landes, seiner Sicherheit und Ordnung entwickeln, hat sich die Regierung ihrer angenommen und betreut sie mit einem nicht geringen Aufwand an sozialen und gesetzlichen Machtmitteln. Schon früher hatte man es versucht, einzelne dieser Stämme geistig und wirtschaftlich zu heben; aber Saatgetreide und Zuchtvieh, das man ihnen überließ, ging bald den Weg alles Irdischen, wurde schnell aufgegessen oder von den Männern an die Nachbarstämme verkauft. In den mittleren Provinzen Indiens hatte ich Gelegenheit, die Siedelung eines solchen Verbrecherstammes, der Kharwahl, zu **besuchen. Sie sind Animisten und gleichen den primitiven Urvölkern, die ich auf Ceylon, im südlichen und mittleren Indien** kennengelernt habe. In armseligen Hütten aus Lehm und Schilfgras lebend, führen sie ein kümmerliches, für ihre Daseinsbegriffe jedoch höchst zufriedenes Leben. Die kleinen, primitiven Behausungen beherbergen oft mehrere Familien, die in enger Bedrängnis beieinanderwohnen und sich das Leben durch ihren gewohnheitsmäßigen Hang zum Räubern und Stehlen kaum erleichtern. Die Kinder üben sich früh in der Meisterschaft des von ihren Vätern ererbten Diebeshandwerks. Wer sich dabei erwischen läßt, fällt einer eigenartigen Volksjustiz anheim, die darin besteht, dem Betroffenen den Raub abzunehmen und ihn unter die übrigen Stammesgenossen zu verteilen.

Das Dorf der Kharwahl, in dem sich auch eine amerikanische Mission niedergelassen hat, zählt etwa 400 Einwohner. Träge hocken Männer und Frauen vor ihren Hütten; Betätigung im wirtschaftlichen Sinne scheinen sie nicht zu kennen, und selbst die einfachen Geräte und Werkzeuge, die sie in der Hauswirtschaft und im täglichen Leben verwenden, werden von den Nachbarstämmen im Tausch gegen meist auf illegalem Wege erworbene Dinge erstanden. Von dem ganz besonderen Geschmack der Kharwahl zeugt ihr Kosttisch. Vor einer Hütte saßen um schwelendes Feuer eine Gruppe schwatzender Männer, die sich um einen auf Kharwahlart zubereiteten Imbiß stritten. Es waren geröstete Fledermäuse, die, mit aufgedunsenen Leibern an einem Pfahl über dem Feuer schmorend, mit großer Sorgfalt und Liebe zubereitet wurden. Daneben hockten andere, die ihre kulinarischen Genüsse in Gestalt zerstückelter Eidechsen im Topfe rösteten und mich im Eifer ihres gastronomischen Tuns keines Blickes würdigten. Wurzeln und wilde Früchte des Urwaldes gehören zu den vegetarischen Delikatessen der mageren, scheinbar ewig hungrigen Kharwahlmänner.

Wenn auch die Religion der Kharwahl einige Anklänge an die des Hinduismus aufweist, bilden doch, wie bei allen übrigen Urstämmen Indiens, der Aberglaube und die Dämonenfurcht den Hauptteil ihrer religiösen Begriffe. Vielfach begegnet man im Dorf den grotesken Bannzeichen, mit deren Hilfe man sich des Treibens der Dämonen zu erwehren sucht. Vor den Hütten, in den engen schmutzigen Gassen und unter den gewaltigen Brotfruchtbäumen, die am Eingang zum Dorfe ihren kühlen Schatten verbreiten, sieht man die geheimnisvollen Zeichen des Geisterbannes. Es sind seltsame Gebilde, Strohfetische und merkwürdige Figuren aus Lehm und Ton, die mit roter Farbe bemalt sind **und infolge ihrer naiven Gestaltungsformen wie fremdartige Spielzeuge anmuten.** Erwin Drinneberg.





Aus Lehm gebildete Fetische der Kharwahl, zur Abwehr von Dämonen vor dem Dorfe aufgestellt. Im Oval: Kharwahlfrau mit Messingschmuck.



Leute der Kharwahl beim Kochen.

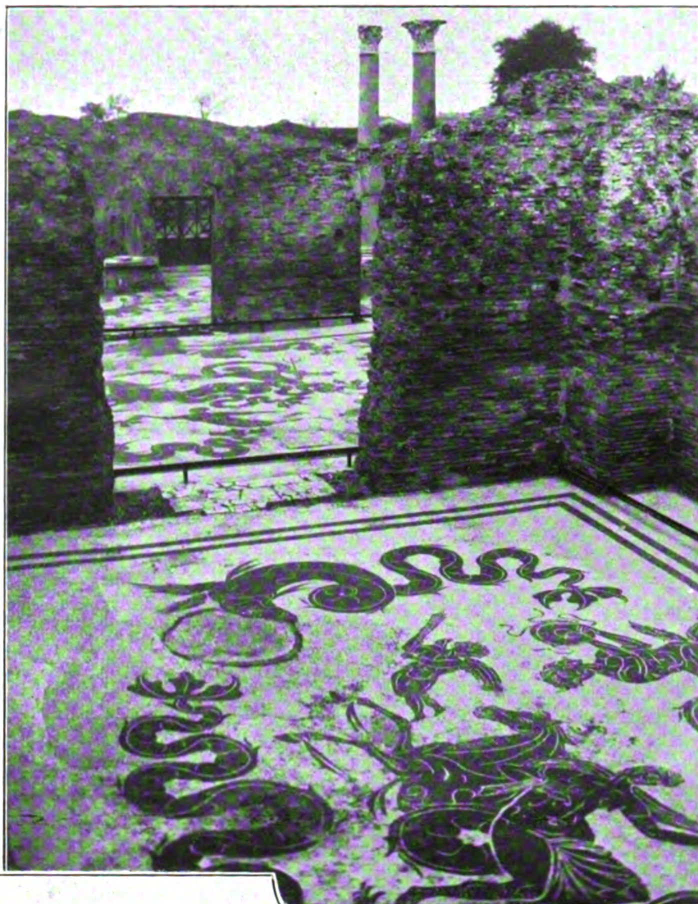


Missionsstunde bei den Kharwahl.

OSTIA, die alte Handelsstadt Roms,



Ölmagazin mit eingemauerten riesenhaften Krügen.



Die Bäder mit den berühmten Mosaikfußböden.

Ostia ist neuerdings wieder ein Zauberwort Roms geworden. Es gibt kein Bad, das von der Stadt leichter und bequemer zu erreichen wäre. Zur Zeit des alten Roms erstreckte sich das Meer etwa eine halbe Stunde weiter ins Land. An der Stelle, wo der Tiber ehemals in das Meer einmündete, liegt heute die Ruinenstadt Ostia. Sie war im Altertum die blühende Handelsstadt Roms. Ihre Glanzzeit erlebte sie unter den römischen Kaisern. Die Völker der ganzen alten Welt trafen hier zusammen. Man trat durch die Porta Romana in eine lange Straße, die zu beiden Seiten von Läden begrenzt war. Ein säulengetragener Wandelgang sorgte für Schutz gegen Regen und Sonne. Hinter den Läden breiteten sich die zwei- bis dreistöckigen Wohnhäuser aus. Auf der rechten Seite waren die öffentlichen Bäder, deren großartige Heizanlagen und Mosaikfußböden sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dort stieg man von einem großen Platze auf die hohe Terrasse des Cerestempels empor. Auch das Theater lag auf dieser Seite.



Das Theater. Dahinter in der Mitte des Platzes der Cerestempel.

Es war mit einer kostbaren bedeckten Säulenhalle versehen, die den Zuschauern während der Pause zum Lustwandeln diente. Hinter den Häusern erstreckten sich ungeheuere Speicher und Lagerhäuser, große Vorratskammern des alten Roms, die sich wahrscheinlich bis zum Tiber ausdehnten. Aber nicht nur der Handel lockte die alte Welt nach Ostia, sondern auch seine glanzvollen Feste, deren größtes dem Meeresgott geweiht war. Die neueren Ausgrabungen haben Ostia in archäologischer Hinsicht zu einem Rivalen Pompejis gemacht. Man stieß dabei auf Holzbauten: ein Beweis, daß die Stadt bereits in der ältesten Zeit der Republik bewohnt war. Aber noch bis ins Mittelalter hinein dauerte ihr Leben. Von hier aus schiffte sich der heilige Augustin nach Afrika ein. Köstliche Statuen und Fragmente des antiken Ostias befinden sich heute im Lateranensischen Museum. Curt Bauer.





Bar mit gut erhaltenem Schanktisch und stufenartigem Büfett. — Links nebenstehend: Straße mit Häusern, deren Erdgeschoß noch völlig erhalten ist.



Das Leben Jesu im Film: Jesus im Garten Gethsemane, eine Szene aus dem neuen Christusfilm „König der Könige". (Phot. National-Film.)

Ende Oktober gelangt in Berlin der amerikanische Christusfilm „König der Könige" zur deutschen Uraufführung. Als er kürzlich bei den Salzburger Festspielen zum ersten Male in Europa gezeigt wurde, war der Eindruck gewaltig. Regisseur des künstlerisch und technisch ausgezeichneten Films ist Cecil B. de Mille, der auch schon den imposanten Film „Die zehn Gebote" herausgebracht hat. Der Darsteller des Heilands, H. B. Warner, wurde aus Tausenden von Bewerbern ausgewählt, weil er in Erscheinung und Maske dem Ideal-Christusbild aller Völker am nächsten kam.

HEINRICH VON KLEISTS LEBENSWEG

ZUM 150JÄHRIGEN GEBURTSTAG DES DICHTERS AM 18. OKTOBER. VON PROF. DR. GEORG MINDE-POUET



Heinrich v. Kleist.
Das einzige beglaubigte Bild des Dichters aus dem Jahre 1801.

Kleists dichterisches Schaffen ist aufs engste mit seinem Leben verbunden. Dieses Einssein von Leben und Dichten ist so stark, daß sich die Stoffe, Motive, Formen seiner Dichtung mit seiner eigenen seelischen, an Erschütterungen überreichen Entwicklung wandeln. Sein Leben ist ein einziger Sturmlauf gegen die seine Leidenschaften, seinen eigensten Willen knechtenden Verhältnisse, eine große Tragödie, ein Dunkel, das nur manchmal vom Sonnenschein neu erwachter Hoffnung auf Glück kurz erhellt wird.

Der Kampf begann schon in der frühesten Jugend, als dieser Sproß einer altadligen märkisch-pommerschen Soldatenfamilie sich gegen die Familientradition auflehnte und aus der Potsdamer Garde, in die er, noch sehr jung, eingetreten war, ausschied, weil ein unstillbarer Wissensdurst ihn zum Studium trieb. Er bezog die damals noch bestehende Universität in seiner Vaterstadt Frankfurt a. d. Oder, verlor sich gierig in Studien aller Wissenschaftsgebiete und schien eine Weile glücklich. Mit seiner Stiefschwester Ulrike verband ihn eine selten innige Geschwisterliebe. Was er lernte und sich ergrübelte, teilte er ihr und seiner Braut, Wilhelmine v. Zenge, der Tochter einer benachbarten Generalsfamilie, mit, die zu bilden und nach seinem Sinn zu formen, sein höchster Wunsch war. Nie mehr verließ Kleist die Neigung für Philosophie und Naturwissenschaften, weil seine Seele allzeit ein Gegengewicht brauchte gegen das reine Phantasieleben. Schwer von den Seinen dazu gedrängt, schob er dann aber das Studium beiseite und dachte an ein Amt. Er vermochte jedoch nur die Natur allein als die rechte Lehrmeisterin zu erkennen, und es begann die lange Zeit des ruhelosen Reisens durch Süddeutschland, Frankreich und die Schweiz, mit einer kurzen Idylle auf einer Insel im Thuner See, wo er als Landmann zu leben, als sein Ideal betrachtete und seiner Braut, als sie seinem Wunsche, ihm dahin zu folgen, Bedenken entgegensetzte, den Abschied gab. Aber wieder zerrten Phantasie und Verstand an ihm, und er, der sich damals schon als Dichter fühlte und zwei Dramen, die „Familie Schroffenstein" und den „Robert Guiskard", zu Papier gebracht hatte, empfand in verhängnisvoller Weise den Widerstreit zwischen Gefühl und Verstand, als ihm Kant in die Hände gefallen war. Kants Lehre, daß es den Menschen nicht gegeben sei, die reine Wahrheit zu ergründen, daß wir vielmehr nur innerhalb der Grenzen unserer beschränkten Erkenntnisfähigkeit die Welt erfassen könnten, wurde ihm zu einer seelischen Katastrophe, und es ekelte ihn, wie Goethes Faust, vor allem, was Wissen hieß. Schon damals tauchte der Gedanke auf, dieses Leben fortzuwerfen. Er ermannte sich jedoch wieder, ein grenzenloser Ehrgeiz überkam ihn, und er kehrte zu dichterischem Schaffen zurück, sich innig klammernd an den Zuspruch Wielands, der als erster die gewaltige dramatische Kraft in dem Jüngling erkannt hatte. Im Hause Wielands öffnete sich ihm sogar die Pforte des Glücks; denn Wielands jüngste Tochter empfand eine tiefe Leidenschaft für den schwermütigen Gast. Aber Kleist floh in fieberhafter Unruhe von neuem in die Welt hinaus, und immerfort wiederholte sich dieses Auf und Ab: er saß in Paris und wollte Goethe den Kranz von der Stirne reißen und fluchte zugleich über seine halben Talente; er verachtete den Bettel eines Amtes und duckte sich doch an der Königsberger Regierung unter ein Amt; er wollte nie wieder zur Feder greifen und vollendete doch hier den „Zerbrochnen Krug", den „Amphitryon" und die „Penthesilea" und schrieb seine ersten meisterhaften Novellen.

Das war im Jahre 1806. Und nun kam die Wandlung. Der Mann, der bisher nur sich selbst gelebt, nach der Vollendung seiner Persönlichkeit gestrebt, um vollkommene Wahrheit gerungen hatte, der Mann, der sich dann in der Poesie die höchste Aufgabe gestellt und sogleich die Vollendung der deutschen Tragödie in der Einheit Shakespeares und der Griechen erstrebt hatte, wurde zum glühenden Patrioten in dem Augenblick, da er sein Vaterland daniederliegen sah. Es hielt ihn nicht mehr in Königsberg, das er nun verließ, um im Sinne der preußischen Kriegspartei zu wirken. Er wurde auf dem Wege nach Berlin als Spion verdächtigt und von den Franzosen gefangengesetzt. Nach seiner Befreiung finden wir ihn in Dresden, wo er von 1808 bis 1809 in angeregtestem Verkehr mit der geistigen Elite dieser Stadt lebte, als Mensch und Dichter Ansehen genoß und eine vornehme Zeitschrift, den „Phoebus", herausgab. Hier erblühte ihm auch noch sein „Käthchen von Heilbronn". Dann aber, von 1809 ab, wurde der glühende Haß gegen Napoleon sein Lebensquell. Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach und es schien, daß das Heil für Preußen nur von Österreich kommen könnte, riß ihn die Sehnsucht, den großen Ereignissen näher zu sein, über die österreichische Grenze nach Prag, und er stand auf dem Kriegstheater von Aspern. Er plante eine Zeitschrift „Germania", die von den Bergen ins Tal hinab-



Kleists Geburtshaus in Frankfurt a. d. Oder.

Kleists Stiefschwester Ulrike.

Wilhelmine v. Zenge, die Braut des Dichters.

Luise Wieland, des Dichters Wieland Tochter, eine Verehrerin Kleists.

Henriette Vogel, seine Todesgefährtin.

F r a u e n u m K l e i s t.

donnern sollte, was es damals galt, und alle seine Hoffnungen waren wieder wach. Er schrieb einen patriotischen Aufsatz, ein politisches Lied nach dem andern und trat eines Tages mit seiner rachedürstenden „Hermannsschlacht" hervor. Da traf ihn furchtbar die Niederlage bei Wagram, die alle seine Hoffnungen zerschlug und seine ganze Tätigkeit vernichtete. Seinen Arbeiten war der Weg in die Öffentlichkeit versperrt, die so von dem dämonischen Napoleonhaß und der treuesten Vaterlandsliebe des Dichters bei seinen Lebzeiten nie etwas erfuhr.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Leiden des schwer getroffenen Vaterlandes den treuen Märker jählings zu Tal gezogen haben; dazu kam, daß seine Familie, die sein Schaffen nicht zu würdigen wußte, in ihm einen Nichtstuer sah mit einem Leben ohne Erfolg. Und doch hatte dieser Dichter noch immer herrliche Kräfte zu verbrauchen. Als der preußische Hof nach langer Abwesenheit in die Hauptstadt zurückkehrte, fand sich auch Kleist Anfang 1810 mit neuer Hoffnung in Berlin ein und ging rüstig und eifrig ans Schaffen, wie in seiner besten Königsberger und Dresdener Zeit. Er gab ein halbes Jahr lang die „Berliner Abendblätter", die erste täglich erscheinende Berliner Zeitung, heraus. Mit ihrer Aufgabe, durch fortgesetztes unmittelbares Einwirken auf das Volk den Wiederaufbau des Vaterlandes und die Nationalsache überhaupt zu fördern, sind sie ein bedeutendes Spiegelbild des gesamten politischen und kulturellen Lebens Berlins in der Zeit vor den Freiheitskriegen. Und wie Kleist trotzdem noch immer seine Kräfte zu sammeln vermochte, beweist uns sein Drama „Prinz Friedrich von Homburg", das er damals schuf. Aber das grausame Geschick wollte es, daß Kleist sich auch diesmal wieder in der gerechtesten Hoffnung getäuscht sah. Das Stück kam nicht auf die Bühne und wurde auch nicht gedruckt. Das brach seine Kraft endgültig. Und als gar damals das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen zustande kam, da empfand dieser glühende Patriot das als einen Schimpf und lehnte die ihm möglich gewordene Rückkehr in die Armee, die ihm auch Rettung aus materieller Not gewesen wäre, ab. Sein ganzes Sehnen war nur noch, einen Abgrund tief genug zu finden, um sich in ihn hineinzustürzen. Mit unabweislicher Gewalt packte ihn das Gelüst, zu sterben. Ein freiwilliger Tod war Kleist von Jugend auf ein vertrauter Gedanke, und wie eine Wahnvorstellung zieht sich durch sein Leben der Wunsch, in der Gemeinschaft eines andern den Tod zu suchen. Immer war ihm die Gefolgschaft versagt worden. Jetzt in dem entscheidenden Augenblicke, da sein Lebensmut tiefer gebeugt war als je, fand er eine Todesgefährtin in einer an einer unheilbaren Krankheit leidenden, ihm gesellschaftlich befreundeten Frau, der Henriette Vogel. Dieses Verhältnis ist sehr oft ganz falsch gedeutet worden. „Eine dumme Zufälligkeit war es", wie Kleists Freund Ernst v. Pfuel sehr treffend gesagt hat; denn mit dieser Frau wollte Kleist nicht leben, sondern sterben. Am 21. November 1811 erzwang er sich gewaltsam die Ruhe, die er suchte. Am Kleinen Wannsee bei Potsdam liegt er begraben, und am Fuße der Eiche, die als ein herrliches Symbol aus seinem Hügel emporgewachsen ist, wird Deutschland ihm nun neue Kränze niederlegen.

Kleist war ein Glückssucher, der das Glück aber nie fand und es nicht finden konnte, weil seine Gedanken in Sternenhöhen wiesen oder in Grübeleien sich verloren. In seinen Werken und seinen unvergleichlichen Briefen an seine Schwester und Braut hat er uns selbst das getreueste Bild von sich gegeben. Die ganze dämonische Leidenschaft, der ganze verzehrende Schmerz, der helle Aufruhr in diesem großen Menschengeiste kommen in ihnen zum klarsten Ausdruck. Nie genügten ihm Menschen, nie genügte er ihnen, nie genügte diese schwermütige Natur sich selbst. Ein ungeheueres Streben und kein Genießen. Und die Probleme seines eigensten tragischen Erlebens wurden die Probleme seiner Dichtung. Sie erwuchsen aus dem sein Innerstes tief aufwühlenden Bemühen, die letzten Ziele des Menschen zu ergründen, die geheimsten Regungen der Seele, die Dinge, die hinter der sichtbaren Erscheinungswelt liegen. So wollte er in der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt, in der Verstand und Gefühl dauernd gegeneinander streiten, Bewußtes und Unbewußtes einander berühren, sich zurechtfinden und dann den Ausweg aus diesem Erdenwirrsal entdecken. Im Leben wußte er diesen Ausweg nicht zu finden, wohl aber in seiner Dichtung, durch die er von allen seinen seelischen Leiden sich zu befreien und alle Probleme, die ihn bedrückten und verwirrten, zur klarsten Lösung zu führen vermochte.

Kleists letzter Brief („am Morgen meines Todes") an seine Schwester Ulrike.

Links: Kleist-Denkmal in Frankfurt a. d. O. von Gottlieb Elster. — Rechts: Das Grab Kleists (und Henriette Vogels) am Kleinen Wannsee bei Potsdam. (Auffallenderweise ist hier irrtümlich 1776 statt 1777 als Geburtsjahr angegeben.)



AUS NIKKO, DEM BERÜHMTEN JAPANISCHEN WALLFAHRTSORT NÖRDLICH VON TOKIO:
GERÄTEHÄUSER DER SCHINTOTEMPEL MIT DEM STALL DES HEILIGEN SCHIMMELS (LINKS)

AQUARELL VON PROF. FRANZ KIENMAYER

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(1. Fortsetzung.)

Stunden vergingen, die Sonne stand hoch am Himmel, sie schwitzten bei ihrer Arbeit, aber es gab keine Pause. Dafür brachte sie jeder Schritt auf dieser furchtbaren Treppe, die die Baumwurzeln an der Steilwand bildeten, abwärts.

Endlich war die Sohle erreicht, aus der die Felskulissen emporwuchsen, der Fuß eines gewaltigen Gletschers, der vom Gaurisankar herabkam und zwischen zwei Riesenwänden, die hier spitzwinklig zusammentrafen, eingezwängt lag.

Aus einer Eishöhle des Gletschers rieselte ein plätschernder Bach; um sie herum, an den Seiten dieses Baches, waren die Steine mit leichtem Moos überdeckt, und dazwischen blühten Primeln und wilde Rosen.

Erstes Zeichen wiedererwachenden Lebens! Zudem schien der Abstieg an der Seite des Baches leicht und gefahrlos.

„Das Schlimmste ist überwunden."

„Wir sind noch immer 4500 Meter hoch. Wer weiß, was noch kommt!"

Elisabeth erschrak.

„Dann sind wir ja bereits niedriger als der Khombulapaß, wo das Lager steht."

„Allerdings, wir sind ja in einer anderen Schlucht abgestiegen."

„Dann haben wir die Freunde also verpaßt?"

„Das war selbstverständlich, wir sind ja ganz von der Richtung abgewichen."

„Aber!"

„Wir mußten gestern so schnell wie möglich hinab, wir mußten Luft haben. Es wäre uns unmöglich gewesen, ohne Sauerstoff noch acht oder zehn Stunden über den Kamm zu gehen."

„Aber dann...?"

„Die Sache ist gar nicht so schlimm. Sie haben sicher schon heute eine Hilfskolonne nach uns ausgeschickt. Da sie uns nicht finden können, werden sie natürlich annehmen, daß wir verloren sind. Es ist traurig, daß wir ihnen den Kummer bereiten müssen. Da die Jahreszeit zu weit vorgeschritten, war es vorgesehen, daß die Expedition in drei Tagen aufbrechen sollte, um über Tingri Dsong den Rückweg nach Dardschiling anzutreten, wo wir überwintern wollten. Diese Schlucht geht genau nordwärts. Wir sind beweglicher als jene, wenn uns das Glück nur einigermaßen günstig ist, werden wir wahrscheinlich schon lange vor ihnen in Tingri Dsong sein und können sie dort erwarten."

Der Tibeter hatte inzwischen das kleine Zelt aufgestellt und wieder Feuer angemacht. Sie bereiteten sich die drittletzte Mahlzeit, die sie noch hatten.

„Es wäre zwecklos, zu sparen. Wir müssen kräftig sein und erreichen sicher morgen irgendeine weidende Herde oder ein Lamakloster, wie sie überall zwischen den Bergen kleben."

An diesem Abend waren sie zuversichtlicher als in den beiden letzten Nächten. Zwei furchtbare Gefahren schienen überwunden: Sie hatten Luft zum Atmen, und Elisabeth war wieder stark und kräftig.

Sie schliefen wie Tote, bis gegen Morgen ein furchtbarer Donner sie aus dem Schlummer riß. Eine große Lawine war niedergegangen, hatte den ganzen Hang, den sie gestern heruntergestiegen, mit ihren Schneemassen überschüttet, Sträucher und Krummholz heruntergerissen und auch ihr Zelt mit leichtem Schnee übersprüht und durch den Luftdruck zu Boden gepreßt. Jetzt war es wieder still. Die Sonne noch nicht aufgegangen. Der Schnee lag wie eine bläulichgraue Decke über dem niedergebrochenen Wald, und die Sterne standen am Himmel.

Sie kochten die vorletzte Mahlzeit.

„Wir müssen heute Menschen erreichen oder wenigstens Tiere."

Allerdings waren sie sich nicht klar darüber, wie diese Menschen sie aufnehmen würden, oder wie sie diese Tiere erlegen sollten.

Während sie aßen, stieg die Sonne über den Gipfel. Sie brachen auf. Welch ein Kontrast! Dicht zu den Füßen der niedergegangenen Lawine die blühenden Blumen. Der Weg war angenehm. Keine Kletterei wie gestern, ein sanft abfallendes Tal mit dem rauschenden Bach in der Mitte. Freilich, jeden Augenblick konnte das Tal abbrechen, der Bach sich in einen sprühenden Wasserfall verwandeln und eine neue Steilwand den Weg abschneiden. Es kam in der Tat ein solcher Wasserfall, doch nicht allzu hoch. Etwa fünfzig Meter, aber sie mußten sich wieder anseilen. Es war Mittag geworden. Sie waren jetzt in einem weiter ausgedehnten Talkessel, der mit einer unbeschreiblichen Pracht von Blumen und herrlichem Grün erfüllt war, während an den Seiten die himmelhohen Bergwände emporstiegen und Gletscher in den Schründen glitzerten.

Immer noch fast 4000 Meter.

Sie mußten ein wenig ruhen, aber sie wollten noch weiter an diesem Tage. Obwohl sie Hunger hatten, wagten sie es doch nicht, die letzte Mahlzeit zu bereiten. Sie tranken Tee und legten sich dann zu kurzer Ruhe in das blühende Moos.

Elisabeth erwachte. Es war ihr, als ob eine rauhe Hand liebkosend über ihr Gesicht striche. Sie schlug die Augen auf. Vor ihr stand eine mächtige Bergziege. Als Elisabeth eine Bewegung machte, sprang die Ziege nur ein wenig zurück, sah sie mit schiefgehaltenem Kopf neugierig von der Seite an und meckerte. Sie hatte durchaus keine Furcht und ließ sich von Elisabeth den Kopf streicheln. Da huschte irgend etwas heran, ein kurzer scharfer Knall, und dicht neben ihr brach die Ziege tot zusammen. Elisabeth sprang vom Boden.

„Heinz, was hast du getan, das arme zutrauliche Tier!"

„Es war eine Gemeinheit. Die Gemeinheit, die das Raubtier Mensch nun einmal immer begeht, wenn ihm ein Tier in harmloser Zutraulichkeit entgegentritt. Wir müssen essen, und wir haben nur noch für eine Mahlzeit." — — —

Es war wieder Abend, der dritte Abend, seitdem sie die Ziege erlegt hatten. Sie waren noch einmal an einer Wand hinuntergeklettert; der Bach war hier nun zu einem kleinen Teich erweitert. Seltsam, er trat aus diesem Teich nicht wieder aus, wenigstens nicht sichtbar, und mitten in diesem Teich erhob sich eine kleine Insel, auf der ein uralter kleiner Tempel stand. Ein massiver Steinbau mit einem seltsam verschnörkelten, ehemals vergoldeten Dach. Daneben ein kleines, turmartiges Mauerwerk, auf dem ein Mast zerrissene Zeugfetzen wehen ließ.

„Gott sei Dank, Menschen."

„Zumindest eine Behausung."

„Wie kommen wir hinüber?"

„Noch seltsamer, hier ist ein Kahn."

Gleichfalls uralt, verwittert, teilweise mit Wasser gefüllt, lag ein roh geschnitzter Einbaum halb auf dem Ufer, halb in dem See.

„Wir müssen auf jeden Fall hinüber, es ist ein Unterkommen."

Ein ganz kleiner Tempel, ein einziger Raum, und an der einen Wand ein großes bronzenes Buddhabild. An den Wänden, auf Regalen, eine Anzahl kostbarer bronzener Gefäße und ein paar Bücher in tibetischer Sprache.

„Hier hat ein Lama gewohnt, also gibt es von hier einen Weg in das Tal. Vielleicht ist er nur fortgegangen und kommt wieder."

Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Hier ist seit langen Wochen kein Mensch gewesen, man sieht es am Staub."

„Jedenfalls werden wir die Nacht hierbleiben."

Der Tibeter machte ein Feuer, rücksichtslos auf dem Opferstein in dem Tempel, dicht vor dem Buddhabilde, und briet die Reste der Ziege. Heinz und Elisabeth standen an der Tür, während Bill Hunter mit dem Kahn wieder zum Ufer hinübergefahren war.

Der Turm war niedrig und hatte eine ungeschützte Türöffnung. Sie traten hinein. Heinz entzündete ein Streichholz, und sie prallten zurück. In einer Ecke saß in der Stellung, die die Buddhastatuen gewöhnlich haben, ein Gerippe, dessen Knochen durch mumienartig zusammengetrocknetes Fleisch zusammengehalten wurden, und das sie aus leeren Augenhöhlen anzusehen schien.

Elisabeth erschrak, aber Heinz lachte.

„Des Rätsels Lösung. Ein Einsiedler hat hier gewohnt, und als er den Tod nahen fühlte, ist er selbst zum Sterben in die eigene Tschorte gegangen." — — —

Früher Morgen des nächsten Tages. Langsam wichen die hohen Bergschatten zurück, blinkender Tau lag auf den Blumen der Wiese am Ufer, rötlich glitzerte der Schnee auf den Häuptern der Berge ringsum.

Bill Hunter hatte Heinz leise geweckt, und sie waren über den See gefahren, während Elisabeth noch schlief.

„Es ist nicht nötig, daß deine Frau gleich erfährt, was ich dir sagen muß. Wir sind gefangen."

„Was heißt gefangen?"

„Der Gaurisankar hält uns gefangen."

„Verstehe ich nicht."

„Der Talkessel, in dem wir sind, hat keinen Ausweg."

„Der Bach?"

„Muß einen unterirdischen Abfluß haben. Ich habe noch gestern abend und in dieser mondhellen Nacht alles untersucht. Der Talkessel hat ungefähr drei Stunden im Umkreis, dann steigen überall die Wände in vollkommen unersteigbaren Schroffen empor. Mindestens so hoch wie der Khombulapaß. Es ist nichts weiter als ein Einschnitt, als eine von den vielen Schründen dieser furchtbaren Bergwelt. Es ist ganz ausgeschlossen, noch in diesem Winter einen Übergang zu versuchen. Wir sind einfach gefangen. Wir werden aber zusammen noch einmal alles erforschen. Trotz allem sind wir nicht verloren. Ich habe Bergschafe auf den unteren Hängen gesehen, Ziegen, und sogar einige Jaks. Die Tiere sind alle unglaublich zutraulich, ein Zeichen, daß sie Menschen nicht kennen."

„Aber der Einsiedler?"

„Ist wahrscheinlich einmal ebenso wie wir durch Zufall hierhergekommen. Hat vielleicht gar nicht fortgewollt."

„Und die Tiere?"

„Bergziegen sind überall."

„Und die Jaks?"

„Was weiß ich, wie die hierherkamen!"

„Laß uns gehen!"

„Und deine Frau?"

„Erst muß ich Gewißheit haben, sie ist auf der Insel in Sicherheit."

Fast der Vormittag verging. Hunter hatte die Wahrheit gesagt. Ein üppiger, ein paradiesischer Talkessel, rings bis dicht an ihn heran die Ausläufer der Gletscher, an einigen Teilen kurze Strecken bewaldetes Land, dann überall himmelhoch aufsteigende Wände und Felsen. Das Wasser vom Bergbach, der den See bildete, mußte unterirdisch verschwinden.

„Bill, dann sind wir verloren!"

„Das sind wir nicht. Nur den Winter über werden wir hier aushalten müssen. Es ist möglich; der Tempel steht sicher schon lange Jahre, und auch die Jaks und die Ziegen haben gewiß schon manchen Winter überdauert. Im Frühjahr müssen wir eben versuchen, den Weg zu finden, den der Einsiedler gekommen."

„Wir müssen es jetzt tun."

„Unmöglich, die Tage sind zu kurz, der Winter ist bereits in den Bergen. Du weißt, die Expedition hat zwei Jahre schon die Gegend genau erforscht."

„Im nächsten Frühjahr ist es zu spät."

„Ich verstehe dich nicht."

„Für dich nicht, aber für uns, für Elise und mich."

„Warum?"

Heinz zögerte einen Augenblick, dann sagte er leise: „Man kann mit einem neugeborenen Kinde nicht über die Felsen des Gaurisankar steigen."

„Ist das — Tatsache?"

„Im Frühjahr wird es geschehen. Elise hat es mir anvertraut, als wir oben im Sturmlager unter dem Gipfel des Gaurisankar den Tod erwarteten. Sie hat es geheimgehalten; das heißt, die Gewißheit ist ihr selbst erst geworden, als wir bereits im Lager im Khombulapaß waren."

„Vorläufig keine Angst. Wir haben ein Dach über dem Kopf, wir haben Nahrungsmittel. Du hast die reifen Maiskolben gesehen, die der Einsiedler wohl noch angelegt hat, und die er vor den Tieren durch das Gatter schützte, das er in Gestalt der Dornensträuche um sein kleines Feld pflanzte. Laß uns an das Schicksal glauben. Es hat uns gnädig hierhergeleitet, und es wäre undankbar, jetzt zu verzagen."

Elisabeth stand voller Sorgen vor dem Tempel. Endlich kamen die beiden.

„Wo bleibt ihr? Brechen wir denn nicht auf?"

Heinz hatte inzwischen den Gleichmut wiedergewonnen.

„Wir wollten dich schlafen lassen. Auch brechen wir heute nicht auf."

Mit ein paar Ruderschlägen waren sie an der Insel.

„Wir brechen nicht auf? Aber wir müssen doch nach Tingri Dsong."

Heinz nahm sie in seine Arme.

„Nun sei mein tapferes Frauchen! Es wird am besten sein, wenn wir vorläufig hierbleiben."

„Hier?"

„Haben wir nicht alles, was man begehrt? Ein hübsches Haus, mitten im See, ein blühendes Paradies um uns herum, ein Feld mit reifen Maiskolben, Ziegen und Jakrinder. Ich denke es mir herrlich, hier ein paar Monate in idyllischer Ruhe zu leben."

Sie wußte nicht, ob er es ernst meinte, oder ob er scherzte.

„Aber, Heinz!"

„Ganz ehrlich, wir können nicht fort, wir werden wahrscheinlich den Winter über hierbleiben müssen."

Das Blut wich aus ihren Wangen.

„Hierbleiben?"

„Ganz einfach, wir sind Gefangene des Gaurisankar. Der Berg hält uns fest. Wir sind in eine Sackgasse geraten, befinden uns in einem Talkessel, der keinen Ausweg hat."

Bill Hunter hatte überlegt.

„Wir werden die nächsten Tage die Berge erforschen. Vielleicht, wenn ich und der Tibeter den Übergang zu machen versuchten, wenn wir die Expedition in Tingri Dsong erreichten und mit Sauerstoff zurückkehrten!"

Heinz schüttelte den Kopf.

„Wenn du versuchen willst, zu den anderen zu stoßen, zürnen wir dir nicht, aber ein Zurückkommen wäre unmöglich. Wie solltest du diese Schlucht wiederfinden."

„Du hast recht. Natürlich bleibe ich bei euch."

„Aber —"

„Kein Wort, zudem würde ich wahrscheinlich die Expedition gar nicht erreichen. Im nächsten Frühjahr ist es anders."

Elisabeth schmiegte sich an ihren Gatten.

„Aber im Frühjahr — du weißt."

Er streichelte sie.

„Laß gut sein, Kind. Wir sind zusammen; wir müssen abwarten und hoffen." — — —

Acht Tage später.

Täglich waren sie in die Berge gestiegen und hatten sich überzeugt, daß ein Aufstieg unmöglich war. Jetzt wenigstens — wahrscheinlich immer.

Die Tage wurden kürzer und blieben oft ganz dunkel. Wolken fegten an den Berghängen dahin; dort oben mußten furchtbare Schneestürme herrschen, während es in dem geschützten Talkessel merkwürdig warm war.

Sie arbeiteten fieberhaft. Konnten sie doch nicht wissen, was der nächste Tag ihnen brachte, wann auch ihr Tal mit Schnee bedeckt war. Die geernteten Maiskolben fuhren sie über den See und hingen sie in langen Reihen unter der Decke des Tempels auf. Brennholz wurde geschlagen und in großen Stößen an der Außenwand des Tempels aufgeschichtet. Sie sammelten Kräuter und schnitten Gras. Das Heu brachten sie in die Tschorte, nachdem sie das Gerippe des Einsiedlers daraus entfernt und begraben hatten. Eine Anzahl Schafe und Ziegen, die sich zutraulich greifen ließen, brachten sie auch auf die Insel, um für alle Fälle Fleisch zu haben. Dann schlichen sie sich an einen schlafenden Jak, töteten ihn mit den dicht an das Blatt gehaltenen Revolvern. Räucherten das Fleisch über Holzfeuern und hingen es gleichfalls unter die Decke des Tempels.

Eines Morgens trat Lobsen Kungu zu ihnen.

„Ich will gehen."

„Gehen? Wohin?"

„Über die Berge."

„Es ist unmöglich, es ist dein sicherer Tod."

„Wenn Buddha will, werde ich sterben; wenn er nicht will, werde ich leben."

„Warum bleibst du nicht bei uns?"

„Weil Buddha will, daß ich gehe."

Er ging an den See. Nur ein Bündel Maiskolben trug er als Nahrung mit sich.

„Er rennt in den sicheren Tod."

„Wie sollen wir ihn halten? Wer liest in den Gedanken dieses Menschen? Halten wir ihn, dann ist er unser Feind. Nützen kann er uns wenig. Mag er tun, was er will."

Hunter ruderte ihn über den See. Ohne sich noch einmal umzusehen, ging Lobsen Kungu genau nach Norden und stieg die Waldhalde hinan. Hierauf sahen sie ihn über den weißen Schnee, der jetzt den Gletscher überdeckte, langsam dahinstampfen. Nur eine Stunde, dann hüllten die über den Gletscher treibenden Nebelschwaden ihn ein, und er war ihren Blicken entschwunden.

„Das war Selbstmord."

„Oder weiß er einen Weg, den er uns nur nicht sagt?"

Am nächsten Morgen stiegen Bill Hunter und Heinz ihm vorsichtig nach. Die Spuren waren längst verweht; wo der Waldhang aufhörte, begann der unendliche Gletscher.

„Es war sein eigener Wille. Wahrscheinlich liegt er wenige Schritte von uns entfernt unter dem Schnee." — — —

Wochen waren vergangen. Eisiger Winter um sie herum. Das Feuer ging nicht mehr aus im Tempel; denn wäre es erloschen, war der Tod ihnen gewiß. Da sie keine Pelze hatten, schmiegten sie sich des Nachts zwischen die warmen Körper der Ziegen und Schafe. Des Morgens suchten sie den Gestank der Tiere und den Qualm des Feuers durch frische Luft zu besiegen.

Wie leuchtende Kristalle die hochragenden Gipfel der Berge! Schnee und Eis bis an den See, aber dieser gefror nicht. Hatte er außer dem Tauwasser der Gletscher noch Quellen? Wie kam es, daß er jetzt nicht vollkommen versank, da er nicht mehr von den Bergen gespeist wurde? Auch dieser Tag kam. Wild heulte der Sturm, pfiff in den Tälern und Schründen und schüttete Staublawinen von den Bergen herab. Wachend saßen die drei in dem Tempel und lauschten hinaus in das Grollen der wilden Natur. Blitze zuckten; sie sahen sie nur durch die Spalten der Tür. Furchtbar hallte der Donner in hundertfachem Echo. Langsam kam der Morgen, ein Dezembermorgen, der kaum einen Sonnenblick in das Tal schickte.

Der See war verschwunden. Jetzt stand der Tempel inmitten einer Art von Kraterloch auf einem spitz aufragenden Felszacken. Auch das mußte der Einsiedler gekannt haben. Stufen führten wie eine plumpe Treppe hinab und an der anderen Wand wieder empor. Unten gähnte ein enger Spalt, durch den das Wasser verschwunden war, so eng, daß sich vielleicht hätte ein Mensch hindurchzwängen können. Als sie hineinsahen, erblickten sie eine frische Fläche. Heinz warf einen Stein hinab. Er brach durch die dünne Eisschicht und verschwand im Wasser.

„Wohl eine tiefe Bergspalte, in der das Wasser verschwindet, um vielleicht zwei- oder dreitausend Meter tiefer irgendwo wieder an die Oberfläche zu kommen." — — —

Wieder waren Wochen vergangen. Da das Fleisch knapp wurde, waren die Männer ausgegangen, um einen Jak zu töten. Am Abend kehrten sie heim. Mühevoll schafften sie das Fleisch hinauf zum Tempel.

Elisabeth empfing sie mit versonnenen Blicken im Tempel, der durch Holzstöße in zwei Gemächer geteilt war. Das größere, mit dem Buddhastandbild, für Heinz und Elisabeth, der kleinere Raum an der Tür für Bill Hunter. Sie hatten sich als Lager Schütten aus trockenen Gräsern und Kräutern gemacht und die Schlafsäcke daraufgebreitet. Auch die Felle der geschlachteten Ziegen kamen ihnen zustatten, wenn sie auch hart und ungegerbt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Stilkleid und gerade Linie
IN DER ABENDMODE









Daisy Durport in einem cremefarbenen, grau abschattierten Samtkleid mit breiter Straußfederngarnitur als Rocksaum und einem ebenfalls abschattierten grauen Fuchs.

Oben links:
Hedy Pfundmayer von der Wiener Staatsoper zeigt ein Halbstilkleid aus Taft mit rosenfarbener Musselin-Chiffontaille.

Unten links:
Gaze - Musselinkleid in gerader Form mit Perlenstickerei, eine Riesenlibelle darstellend. Trägerin: Renée Peter.

Unten rechts:
Renée Peter in einem schwarzen Tüllkleid mit großen goldgestickten Motiven in Rosenform.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl; Photos: Kitty Hoffmann.

Spezial - Aufnahmen durch unsere Wiener Mode - Korrespondentin Claire Patek.

Kosmische Strahlen

Von Dr. Werner Kolhörster, Berlin.

Mit Abbildungen von der Forschungsexpedition des Verfassers im Jungfraugebiet.



Dr. v. Salis beim Legen der Telephonleitung über den Aufstiegsweg am Südostgrat des Mönchsgipfels im Jungfraugebiet.

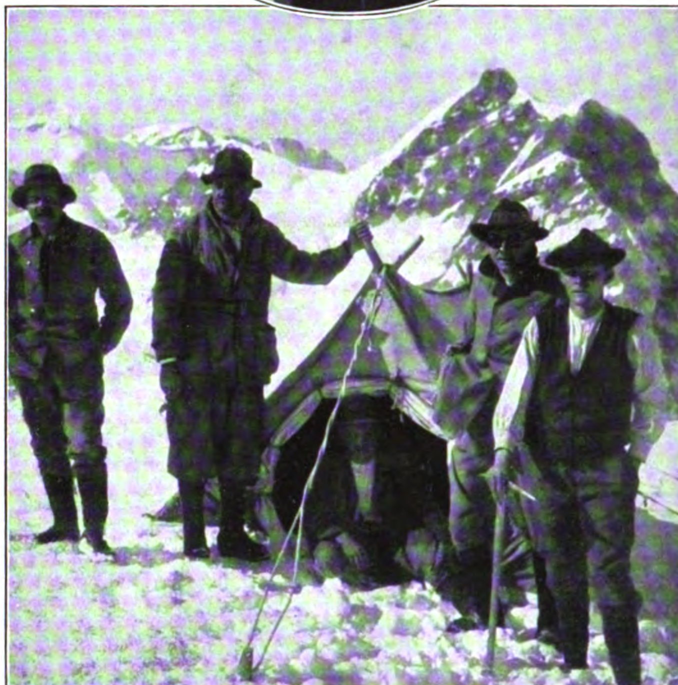




In telephonischer Verbindung mit Zürich: Empfang des Wetterberichts. Im Oval: Beobachtung der Strahlung in einem 120 m langen Eisgang. Von links: Dr. v. Salis, Prof. Maurer, Dr. Kolhörster.

Eine der wichtigsten Fragen, die in diesem Jahre die englische Naturforscher-Versammlung in Leeds beschäftigte, war die Höhenstrahlung, eine recht merkwürdige Strahlenart, die in letzter Zeit allgemeines Interesse erregt, obwohl sie bereits seit rund 15 Jahren in Fachkreisen bekannt ist. Sie wurde so genannt, weil sie in größeren Höhen erst deutlich hervortritt; dort hat man sie bei Freiballonfahrten in den Jahren 1912—1914 entdeckt, während sie bald darauf auch am Erdboden nachgewiesen werden konnte. Allerdings ist sie hier in Seehöhe nur schwach und neben den ähnlichen Wirkungen der überall in der Erdrinde verbreiteten radioaktiven Substanzen schwer erkennbar. Man mißt sie daher bei dem heutigen Stande der Meßtechnik vorteilhaft nur in größeren Höhen in Luftfahrzeugen oder im Hochgebirge, indem man in einem abgeschlossenen Gefäß ein Elektrometer beobachtet, das je nach der Stärke der eindringenden Strahlen schneller oder langsamer entladen wird. Um einen Begriff von der „Stärke" dieser Ströme zu geben, sei angeführt, daß sie etwa ein Billiardstel Ampere betragen oder ein Billiardstel des durch eine 200-Watt-Glühlampe fließenden Stromes.

Sehr wahrscheinlich handelt es sich um eine Art Röntgen- oder Gammastrahlung, also um eine elektromagnetische Wellenstrahlung, zu der auch die Rundfunk-, Wärme- und Lichtwellen gehören. Aber infolge ihrer extremen Eigenschaften stellt sie diesen bekannten Strahlen gegenüber etwas ganz Neues dar. Besonders auffällig ist ihr hohes Durchdringungsvermögen. Denn während die Röntgen- und Gammastrahlen von zentimeterdicken Metallblechen aufgehalten werden, muß man bei der Höhenstrahlung meterdicke Panzerplatten zur Abschirmung verwenden. Diese außerordentliche Durchdringungsfähigkeit läßt auf fast unvorstellbar kurze Wellen schließen, muß man doch annehmen, daß der Abstand der Atome in festen Substanzen rund 1000 mal größer ist als die Wellen„länge" dieser Strahlen. Denn nur so erklärt sich, daß die Materie in den üblichen Schichtdicken für die Höhenstrahlung so durchsichtig ist wie Glas für Licht. Nur selten werden daher Strahlen von den Atomen der durchsetzten Substanzen aufgehalten, so daß sich daraus ihre geringe Wirkung ergibt. Für die Welt des getroffenen Atoms jedoch bedeutet ein solcher Zusammenstoß eine Katastrophe. Um sich wenigstens einen Begriff von der Heftigkeit solcher Vorgänge zu machen, denken wir uns eine große, schnell laufende Dampfturbine von einer Granate getroffen. Eine für unsere Verhältnisse verheerende Explosion ist die Folge. Trotzdem werden die Bruchstücke wohl kaum über 1000 m weit fortgeschleudert, das heißt kaum weiter als das 1000fache ihrer Länge. Bei dem zertrümmerten Atom indessen finden wir etwa das Billionenfache. Das sind Wirkungen, wie sie kosmischen Vorgängen eigen sind. — Als ich 1914 die Existenz der Höhenstrahlung bis 9300 m erwiesen, ihre Durchdringungsfähigkeit festgestellt und auf Grund dessen den kosmischen Ursprung betont hatte, waren für eine solche Annahme weitere Anhaltspunkte nicht gegeben. Ihr Fehlen und besonders die Unmöglichkeit, radioaktive Substanzen als Quelle der Strahlung anzunehmen, ließ sogar mancherlei Zweifel, selbst vereinzelt in Fachkreisen aufkommen. Diese wurden jedoch bald behoben durch eine geistreiche Hypothese von Nernst und meine daraufhin unternommenen weiteren Arbeiten, die eine volle Bestätigung der Ballonversuche erbrachten, ebenso wie die später auch von anderen Seiten ausgeführten Untersuchungen. Von ganz anderen, nämlich thermodynamischen Gesichtspunkten ausgehend, konnte Nernst zeigen, daß radioaktive Vorgänge besonderer Art im Fixsternleben eine unbeachtete, aber um so wichtigere Rolle spielen dürften, und daß junge Materie Ausgangspunkt besonders starker Strahlen, also auch der Höhenstrahlung, sein kann. Auf seine Veranlassung führte ich mit Mitteln der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für Physik und der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft neue Untersuchungen aus und wählte dazu, um bis zu Höhen von 4000 m arbeiten zu können, das Gebiet der Jungfraubahn, die mir in großzügigster Weise Gastrecht gewährte und, wo ich in dem Enkel des Gründers der Bahn, Dr. G. v. Salis, einen besonders durch seine alpinen Erfahrungen ausgezeichneten Mitarbeiter fand.



Besuch auf dem Mönchsgipfel (4105 m).

Auf drei in den Jahren 1923, 1924, 1926 unternommenen Expeditionen, die schließlich bis auf den Mönchsgipfel (4105 m) als Beobachtungsort führten, gelang es, den Nachweis zu erbringen, daß die Höhenstrahlung geringen täglichen Schwankungen ausgesetzt ist, die entsprechend der Stellung bestimmter Himmelsteile zum Beobachtungsort auftreten, mit Sternzeit erfolgen und sich daher mit der Jahreszeit verschieben. Die Strahlungsstärke nahm zu, wenn Teile der Milchstraße oder ihrer Nähe im Zenit des Beobachtungsortes standen, so daß die von ihnen ausgehend gedachte Strahlung dann den kürzesten Luftweg zu durchsetzen hat. Da man nun weiß, daß in der Milchstraße und in ihrer Nähe junge Materie besonders häufig auftritt, so entspricht dieser Befund der Nernstschen Hypothese, wonach die Strahlung von junger Materie im Kosmos stammen soll. Weitere, auf Grund dieser Beobachtungen vorgenommene Untersuchungen des schwedischen Astronomen Corlin führen zu dem Ergebnis, daß die auch in anderer Beziehung recht merkwürdigen und deshalb Mira genannten Sterne, die nach unserer heutigen Kenntnis zu den jüngsten Sterntypen gehören, wahrscheinlich entsprechend ihrem Lichtwechsel die Höhenstrahlung aussenden. Wie dem nun auch sei, die wegen ihrer besonderen Eigenschaften bezweifelte Höhenstrahlung hat **wissenschaftlicher Arbeit ihre ersten Geheimnisse enthüllen müssen.**



Ausblick vom Mönch nach Nordost: Große Scheidegg (1961 m), Grindelwalder Wetterhorn (3703 m) und Oberer Grindelwaldgletscher.



Die wendische Volkstracht als malerische Belebung des Marktbildes einer Niederlausitzer Stadt: Markttag in Kottbus.

Zeichnung von Hans Friedrich.

DIE AUSSTELLUNG „EUROPÄISCHE KUNST DER GEGENWART" IM HAMBURGER KUNSTVEREIN

Seine Hundertjahrfeier glaubte der Kunstverein in Hamburg nicht würdiger begehen zu können als durch die Ausstellung, die uns in einem Querschnitt die europäische Kunst unserer Tage nahebrachte. Damit wurde ein bisher nie gebotener Einblick in die seelische Zerrissenheit des europäischen Menschen eröffnet, und zugleich erkannten wir, daß in den geistigen Zentren Europas der europäische Mensch als eine überall gleichartige Erscheinung schon vorhanden ist. Wo nationale Eigentümlichkeiten sprechen, wandeln die Künstler meist Wege zurück zur Vergangenheit, nicht in Zukunftsland. Wie wir in den Typen der Großstadt neben dem mittelalterlichen Wandervogel, neben dem romantischen Freideutschen revolutionäre Stürmer, klassische Idealisten, Grandseigneurs des Rokokos entdecken, so steht in dieser Ausstellung neben dem antik wirkenden Jünglingstorso eines Gargallo der abstrakt stilisierte Messingkopf von Rudolf Belling, hängt neben den nervösen Pinselstrichen eines Kokoschka die romantische Stille eines Georg Schrimpf. Unter den Deutschen interessieren als Vorläufer modernster Richtung und damit klarlegend, daß zwischen Impressionismus und Expressionismus kein seelischer Abgrund klafft, sondern daß hier die gleiche seelische Wirrnis nur verschiedene Wege der Lösung suchte — Lovis Corinth mit einem Bildnis des 83jährigen Georg Brandes und der zu früh verstorbene Weisgerber-München. Die Künstler der „Brücke", einst als Revolutionäre bekämpft — Pechstein, E. L. Kirchner, Heckel — wirken fast klassisch. In dieser Zusammenschau erhält Emil Nolde den ihm gebührenden Platz, tiefer, als ihn einseitige Überschätzung erhob. Unsere Hochachtung steigert sich für Paula Modersohn-Becker und Franz Marc. Der „Barmherzige Samariter" von Heinrich Nauen bringt dem Laien die moderne Kunst näher, weil hier ein altes Motiv in neuer seelischer Erfassung behandelt wurde. — Von den Künstlern der „Neuen Sachlichkeit" erfreuen George Groß, Kanoldt und besonders Otto Dix mit dem Bildnis Herbert Eulenbergs, das, beinahe Karikatur, dennoch mit der Schelmenpeitsche zuhaut und bis ins Herz trifft. — Unter den deutschen Plastikern entdeckt man manche Neuerscheinung, so den jungen Tierplastiker Hans Ruwoldt.



Marie Laurencin (Frankreich): Die Amazone und das Blumenmädchen.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)

Neben den Deutschen — entwicklungsgeschichtlich vor ihnen — spielen auch in dieser Ausstellung die Franzosen die bedeutendste Rolle. Wir sehen Vorläufer wie Odilon Redon, Seurat, Renoir; wir begreifen die Rolle eines Cézanne in der modernen Entwicklung der Malerei, lassen uns von dem Feuergeist eines Vinzent van Gogh mitreißen und fühlen die Sinnlichkeit (die ein selbstmodelliertes Reliefbildnis verrät) geläutert in dem stillen Rhythmus der „Frau mit Hund" eines Gauguin. Weibliche Anmut und Zartheit mit dem nervösen Einfühlen unserer Tage belebt die Kunst einer Marie Laurencin, die, in Paris geboren, am Rhein heimisch wurde. So vergaßen auch oft die **Künstler verschiedenster Nationen in Paris ihrer Heimat.** Man denke an den Spanier Picasso, der sogar mit seiner Kunst von Paris aus Frankreich selbst neue Wege wies. Schon drei Wandlungen hat er durchgemacht, und noch immer spürt man neue Möglichkeiten dieses Proteus.



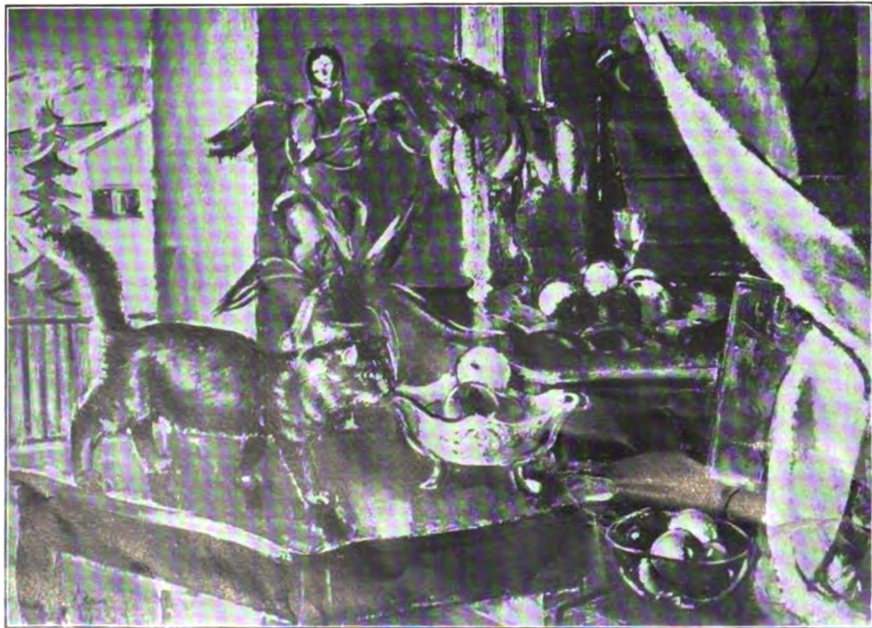
Karl Hofer (Deutschland): Das Nachtlokal.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)

Die Österreicher verbinden, wie ja Wien Deutschlands Vorposten gegen den Orient bedeutet, feinste Formenkunst der Romanen mit der Sehnsucht der Deutschen. Aus den Bildnissen eines Klimt und Schiele wird es deutlich; doch auch das „Stilleben mit Katze" eines Anton Faistauer verrät, daß feines Eindringen in die Form nicht zu Oberflächlichkeit führen muß. — Die Schweiz stellt eine Brücke zwischen den Nationen dar; so unterliegen je nach Neigung Schweizer Künstler den Einflüssen Frankreichs, Deutschlands oder Italiens. Bei Karl Hügins „Bocciaspielern" haben Italien und Deutschland Pate gestanden. Man spürt irgendwie Verwandtes mit Karl Hofer, der freilich in seinem Aufbau strenger ist, und dessen harte Art jede Intimität abwehrt und zur Achtung zwingt. — Polen bedeutet für die Kunst eine Filiale von Paris oder einen Übergang zu Rußland. Nicht Eigentümliches spricht aus dem „Mädchen" von Moïse Kisling, ebenso wie des Spaniers De Togores „Sitzender Junge" einem „neuen Sachlichen" einer anderen Nation angehören könnte. — Italien ist mit seiner Vereinigung „Novecento" gut vertreten. Auch hier wandelt ein großer Kreis in den Spuren der „Neuen Sachlichkeit". Andere, wie Chirico, kommen vom Kubismus her und wollen ein formales Einfühlen mit starker Bewegung verbinden.

So gibt diese Ausstellung, ohne ein erschöpfendes Bild bieten zu können, doch einen Überblick über das Kunstwollen Europas und — da Kunst nur ein Dokument der Kultur — einen Einblick in Europas Kultur und damit in seine Seele. Die „Neue Sachlichkeit" und der überall erkennbare Hang zur Romantik verraten eine innere Beruhigung. Vor solcher Überschau muß die moderne Ästhetik umlernen; nicht Kunst um der Kunst willen wurde das Ziel all der schöpferischen Persönlichkeiten, sondern in der Kunst ringt die Menschenseele nach Ausdruck und Aussprache, und in ihr wurde für alle Zukunft Leid und Glück einer Zeit niedergelegt. Dr. Robert Corwegh.



Georg Schrimpf (Deutschland): Mädchen am Fenster.



Anton Faistauer (Österreich): Großes Stilleben mit Katze.



Karl Hügin (Schweiz): Bocciaspieler.



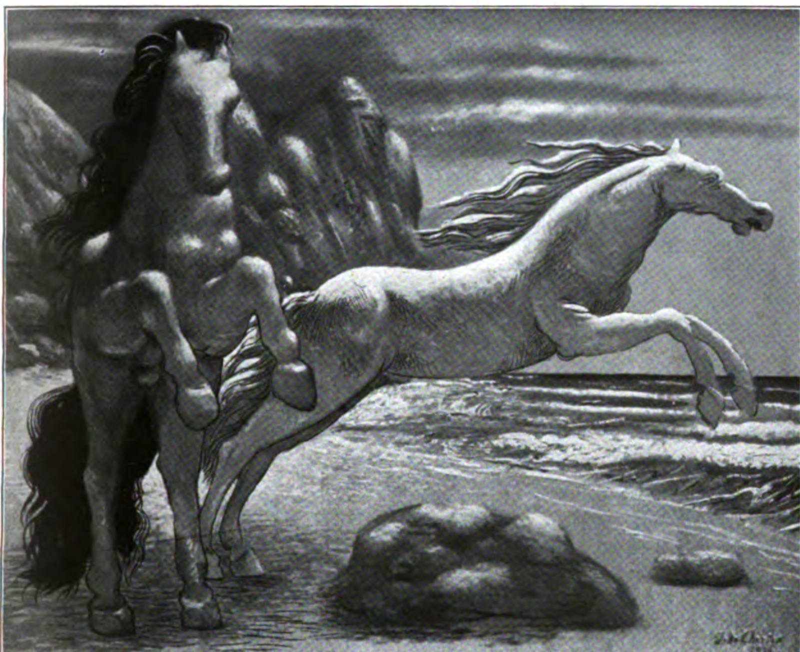
Otto Dix (Deutschland): Porträt Herbert Eulenberg.
(Mit Genehmigung der Galerie Neumann & Nierendorf, Berlin.)



Paul Gauguin (Frankreich): Frau mit Hund.



José De Togores (Spanien): Sitzender Junge.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)





Mitte links:

Chirico (Italien): Plötzliche Freude.
(Mit Genehmigung der D. A. A.)

Mitte rechts:

Oscar Kokoschka (Österreich): Adele Astaire.
(Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin.)



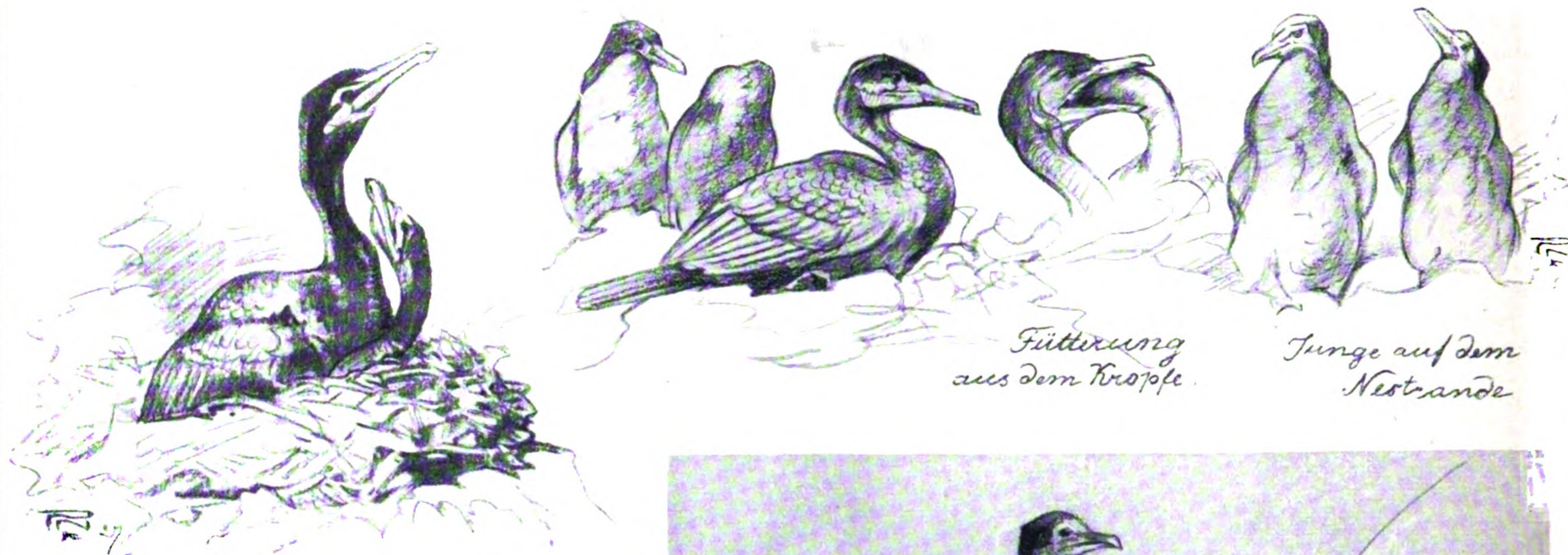
Moïse Kisling (Polen): Mädchen.
(Mit Genehmigung der D. A. A.)



Hans Ruwoldt (Deutschland): Bärengruppe.
(Plastik.)



Heinrich Nauen (Deutschland): Der barmherzige Samariter.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)



Der junge Kormoran bettelt um Futter.



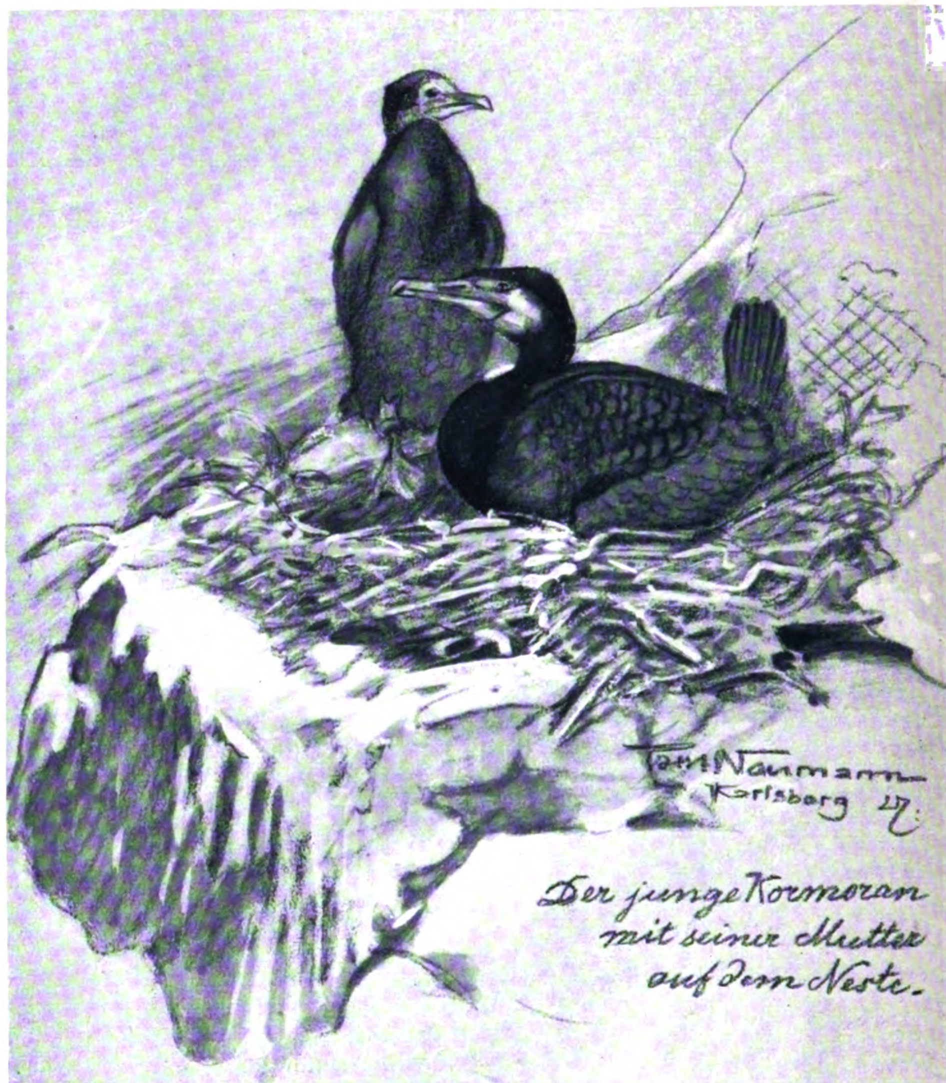
12 Stunden alt.



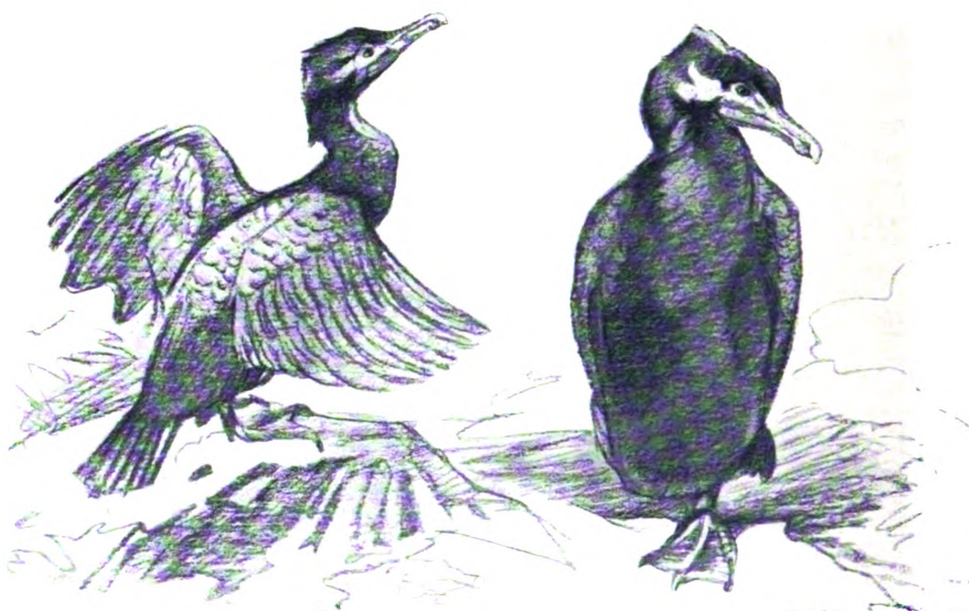
10 Tage alt.



20 Tage alt



Der junge Kormoran mit seiner Mutter auf dem Neste.



Kormoran-Männchen Flügel trocknend, sich sonnend.

Die Kormorane im Zoologischen Garten zu Berlin.

Zeichnungen von Paul Neumann, Karlsberg.

(Hierzu der Beitrag „Der Kormoran" auf Seite 564)

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(Schluß.)

XXXI.

Am andern Tag verließ der Norweger das Land. Es war jener denkwürdige 22. September, der allen Bewohnern dieser Gegend zeit ihres Lebens im Gedächtnis bleiben wird. Svend Olsen wollte auf Schneeschuhen über das Gebirge ins jenseitige Tal. Zum letztenmal war er bei Dieffenbronner und Maria. Der Bildschnitzer warnte ihn und versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

„Sie sind fremd hier. Viel Neuschnee ist gefallen, und die Sprengung hat den Berg verändert. Bleiben Sie zurück, Olsen!"

„Ja, bleiben Sie!" bat Maria, die Furcht hatte, daß er sie nun verlassen wollte. Wenn er jetzt ging, war sie noch um vieles einsamer. „Der Berg spaßt nicht, Svend Olsen! Bleiben Sie!"

Der Nordländer lachte, und sein Lachen war tief und von Kraft und Zuversicht getragen. „Ich gehe über das Joch! Schnee und Berg und Eis sind mir Heimat. Ich fürchte mich nicht vor ihnen."

Da beschlossen sie, ihn bis zur Hütte zu begleiten. Sie brachen früh auf und nahmen den Winterweg über den Gletscher. Es war eine stille Wanderung durch das Bett des Neuschnees, der alle Wunden des Berges mit einer samariterhaften Milde bedeckt hatte.

Olsen ging voraus. Maria sah ihn vor sich schreiten, verfolgte seine langsam gleitenden Schritte und kam nicht los von ihrer Traurigkeit. Noch war er in ihrer Nähe, unmittelbar und mit den Händen zu greifen. Wie lange noch, und er würde fern sein, irgendwo in anderer Umgebung, mit der gleichen Stimme, der gleichen Gestalt, dem gleichen Herzschlag, nur getrennt und ohne lebendige Nähe. Fern. Tot ist, wer fern ist, grübelte sie und wollte allen Mut verlieren. Und als ob er ihre Gedanken erraten hätte, sprach er jetzt mehr zu sich selbst: „Tot ist, wer vergessen ist."

Sie erschrak vor der Gemeinsamkeit ihrer Gedanken und suchte nach Golms Bild, das sie eben verlassen hatte. Wo war er? Niemand hatte ihn gesehen in den letzten Tagen. Der Norweger wandte sich im Gehen und schaute Maria an, als ob sie ihn gerufen hätte.

Als sie gegen Isla Silva hinaufkamen, blieben sie aufhorchend stehen. Was war geschehen? — Ein Rollen lief durch den Berg. Der Boden zitterte. Dieffenbronner schaute nach oben und fand die höchsten Zinnen und den blauen Himmel. Da fing es wieder an und war wie ferner Donner.

„Seht dort!" rief Dieffenbronner und deutete nach dem Geierkopf. Ein riesiger Felsblock stürzte über die Ostwand herunter. Krachend schlug er ins Kar, stieß eine Wolke von Schnee und Geröll auf und kam grollend zur Ruhe.

Dieffenbronner schaute den Norweger an und sah, daß dieser lachte. „Es ist nicht ungefährlich, jetzt hinaufzugehen. Ich glaube, daß sich hier noch mancherlei ereignet. Das Gestein ist rebellisch geworden."

„Man muß ihm nur die Stirn zeigen. Und dort, wo uns das Leben wertlos wird, wo wir es verachten, dort hängt es sich zäh und hartnäckig an uns. Der Tod sucht nur seine Feinde und solche, die ihn fliehen."

Gegen Mittag erreichten sie die Sifantahütte. Sie beschlossen, bis zum Morgen zu bleiben. Während der Norweger über das Gebirge weiterzog, wollten Dieffenbronner und Maria nach dem Gletscher hinüber, um auf den Südwesthängen des Drosselkopfes ins Tal abzufahren. Sie rasteten einige Stunden in der Hütte, erzählten von Vergangenheit und Bergsteigererlebnissen und waren wie ein Dreigestirn alter Freunde. Aber der Abschied lastete in jeder Brust.

Um vier Uhr bestiegen sie auf Schneeschuhen die weiten Hänge der Silvafluh, die in strahlendem Weiß vor ihnen lagen, von stäubendem Pulverschnee übergossen. Sie stiegen an bis zum steilen Fels. Fast ungehemmt war der Blick, begrenzt nur von der Steilwand der Silvafluh, die aufwärts in den wildverzackten Grat überging.

„Spuren!" rief Svend Olsen, „Spuren!" Über den Silberkamm, jenseits der verschneiten Baracken, zog eine schmale Spur aufwärts. Einsamer Pfad, lief sie in weiten Spitzkehren bergauf und verlor sich im silbernen Glanz der Ferne. „Hier ist schon jemand vor mir hinauf. Wer mag es sein?"

„Vielleicht ein Führer von jenseits. Die Spur ist eng und glücklich angelegt. Er muß das Gelände kennen." Dieffenbronner schaute durch das Glas und studierte die Fährte. Er war überrascht, jetzt hier eine Spur zu finden, wo er bestimmt wußte, daß von Ponthilara niemand hinauf war. „Er ist allein, ich kann es deutlich erkennen. Schauen Sie selbst, Olsen! Die Spur ist unverletzt, und man sieht die rhythmischen Abdrücke der Skistöcke."

Olsen nahm das Glas, und als er es Maria reichen wollte, sah er, daß sie bleich geworden war und zitterte.

„Was ist Ihnen, Maria?"

„Mir ist nichts — geben Sie mir das Glas!"

Golm ist oben, durchfuhr es Svend Olsen, aber er sprach den Gedanken nicht aus. Ja, dies konnte nur Golms Spur sein. Niemand sonst war über den Silberkamm gestiegen. Er beobachtete Maria, die alle Kraft aufbot, um ihre Sammlung zu gewinnen. Aber das Mal ihres Leides brannte in den dunklen Augen.

„Kommt, laßt das Nachdenken! Wir wollen abfahren nach der Hütte. Seht nur, wie der Schnee stäubt." Olsen schaute seine Bindungen nach und warf sich mit einem zügellosen Freudenruf in den trockenen Pulverschnee. Die anderen folgten nach. In brausender Fahrt ging es abwärts, weiße Wolken fegten hinterher. Als sie vor der Hütte hielten, waren ihre Wangen gerötet, und das wundervolle Erlebnis der Schneehöhe stand in ihren Gesichtern.

Dann kam der frühe Abend. In der Hütte brannte die Kerze. Sie saßen um den Tisch, und der versunkene Tag hatte sie einsilbig gemacht. Dieffenbronner ließ die Wolken aus seiner Pfeife steigen und sah den Schleiern nach, die sich bandartig nach der Decke zogen. „Ich weiß, daß wir schon zu zweien hier saßen und stundenlang kein Wort sprachen. Man findet keine Erklärung für sein Schweigen."

Olsen, der nach dem Fenster sah, vor dem schon die Nacht saß, hatte den Kopf in die Hand gestützt und dachte an die toten Landschaften seiner fernen Heimat. „Lappland," sprach er und schien halb verloren, „Lappland ist unsagbar einsam. Man vergißt seine Sprache, erschrickt vor Laut und Wort. Nur die Stimme des Tiers. Uralt ist der Berg und grau. Seine Freundschaft macht traurig. Aber vielleicht ist die Traurigkeit doch zuletzt unsere höchste Beglückung; das tiefste Menschsein. Der Mensch allein auch hat das Vorrecht der Tränen."

Als die Kerze niedergebrannt war, gingen sie schlafen. Svend Olsen aber fand keinen Schlaf. Als er die anderen versunken wähnte, erhob er sich leise von der Matratze und ging hinaus in den Hüttenraum. Dort brach die goldene Kugel des Mondes durch die Scheiben. Olsen trat ans Fenster, lehnte den Kopf gegen den groben Balken und schaute hinaus in die Nacht, die wie Gewicht über Tal und Höhe lag und von Millionen Tränen durchsponnen war. Er hörte den furchtsamen Schritt hinter sich, aber er wandte sich nicht um. Da stand Maria an seiner Seite, und ihre Augen waren weit offen und verstört vom Weinen.

„Sie haben geweint, Maria?"

„Unser Vorrecht sind die Tränen. Haben Sie nicht so gesagt?"

„Ich habe es gesagt. Warum schlafen Sie nicht?"

„Mir ist so bange, ich kann es fast nicht sagen. So furchtbar bange ist mir. Warum wollen Sie fort? Sie sollen mich nicht verlassen!"

„Ich — muß — fort — Maria! Sie dürfen mich nicht halten!"

„Warum wollen Sie von mir gehen, wo ich so allein bin? Das Alleinsein wird mich töten."

Er schaute sie lange an und fuhr mit der Hand langsam durch ihre Haare. „Ich muß fort — weil — ich Sie liebe, Maria!"

Sie ließ den Kopf hangen und wußte nichts zu erwidern. Die Nacht bekam Stimmen. Rauschendes Wehen zog um die Hütte.

„Mir ist bange, und ich weiß nicht, warum. Ich fürchte mich und weiß nicht, vor wem. Es ist so unruhig draußen. Ich höre Geräusche. Es war jemand vor der Hütte, Olsen! Oh, gibt es denn keinen Ausweg mehr?"

„Gehen Sie schlafen, Maria! Ich will hinausgehen und nachschauen, damit Sie ruhig werden. Es gibt nur einen Weg. Ich gehe morgen über das Gebirge. Wir sehen uns nicht wieder. Es ist gut so." Er gab ihr die Hand und sah, daß die Tränen wie Geschmeide aus ihren Augen brachen. „Gehen Sie schlafen, Maria!"

Sie ging wie eine Kranke, blieb am Tisch noch eine Weile zögernd stehen, als sei ihr etwas eingefallen, das sie erwähnen müsse, und wurde dann vom Dunkel des angrenzenden Raumes verzehrt.

Svend Olsen blieb stehen und horchte in die lauernde Ungewißheit der Nacht. Es war still in der Kammer. Er nahm die Mütze von der Wand, öffnete behutsam die Tür und trat spähend ins Freie. Die Luft strich kühl um seine Stirn. Der Schnee, vom Strahl des Mondes getroffen, war eine silbern bewegte Fläche. Die Berge lagen nah und mächtig, als ob sie zum Schlaf zusammengerückt wären.

Olsen ging um die Hütte und traf im Schnee auf frische Spuren. Sie kreuzten die Skifährte, die von Silvafluh herunterkam, und zogen sich südlich, in Richtung der Silberkammbaracken hinauf. Verwundert ob der Fährte, die den einsamen Lauscher verriet und fast lebendig war, ging er diesen Zeichen grübelnd nach, als müsse er ein Zusammentreffen suchen und dürfe dieser nächtlichen Begegnung nicht aus dem Wege gehen. Beide Hände in die Taschen gewühlt, stapfte er durch den Schnee und entfernte sich immer mehr von der Hütte. So kam er gegen den Silberkamm hinauf und näherte sich den verschneiten Schuppen, die ihm wie Tiere schienen, eng zusammengekauert und in unersättlichem Schlaf liegend. Die Spur führte jetzt zur Wand hinüber, die nach dem Sifantafirn abstürzte und sich aufwärts gegen das Joch zog. Svend Olsen war eingefangen vom Rätsel dieser Nacht und

wußte nicht, warum er den Malen im Schnee wie einem Wild folgte. Halb träumend ging er weiter und wartete auf ein Erlebnis, das ihm der schweigsame Schoß der Nacht gebären müsse.

So erschrak er nicht, als er plötzlich einem Schatten gegenüberstand. Er hatte gewartet auf diese Begegnung. Der Schatten stellte sich ihm in den Weg, und der Norweger ging langsam auf ihn zu.

„Golm! Ich weiß, daß du es bist. Ich habe dich gesucht!"

Werner Golm rang nach Fassung. Er blieb lange Zeit stumm und schien zu überlegen, was er beginnen müsse. Abrechnung! flackerte es durch seine Gedanken, Abrechnung! Hier waren sie am rechten Platz. Abrechnung, dachte er und fühlte sein Blut kochen. „Du!" stieß er hervor. „Du! Was willst du hier? Wohin ich komme, überall trittst du mir in den Weg."

„Ich trete dir nicht in den Weg, Golm. Ich suche dich!"

„Alles hast du mir verpfuscht, du Komödiant! Mein Leben hast du vergiftet mit deinem Geschwätz. Jetzt hast du mir auch noch — Maria — genommen. Ich — kann dich nicht sehen!"

„Golm, fasse dich! Du bist von Sinnen!"

„Ja, von Sinnen! Ihr habt mich so weit gebracht. Und du? Du bist kein Mensch, du bist ein Gespenst!" Er duckte sich wie zum Sprung und starrte den Norweger an. Die Nacht war hell vom Mond, und sie sahen gegenseitig ihre Augen. „Gespenst! Ja, man muß — dich unschädlich machen. Jetzt wehre dich, es geht hart auf hart." In ausbrechendem Grimm stürzte er sich auf den Gegner.

„Vor uns ist die Wand!" rief Olsen und wollte zurückspringen. Aber Golm hing schon an ihm und umkrallte ihn.

„Die Wand!" keuchte er. „Über die Wand mußt du hinunter!"

Sie rangen miteinander und stürzten in den Schnee. Olsen erkannte die riesige Gefahr. Keine zwei Meter entfernt war der Abgrund. Er handelte nüchtern und mit Überlegung, während Golm von tierischer Wut besessen war. Mit ungeheurer Kraft bäumte sich der Nordländer auf. Verkrallt mit dem andern, kam er aufrecht zu stehen; alle Muskeln gespannt, mit jagendem Atem ergriff er Golm. Einen Augenblick wankten beide, aber Svend Olsen, den Untergang vor Augen, stemmte die letzte Kraft aus seinem Körper, hob den Gegner erneut hoch und warf ihn mit furchtbarer Wucht in den Schnee.

Golm lag still und halb betäubt. Feiner Atemrauch kam stoßweise aus seinem Mund. Der Norweger wollte ihn aufrichten, da raffte er sich selbst hoch, kam langsam und mit tiefer Verwunderung um sich blickend zum Stehen und blieb wie versteinert, die Arme halb erhoben und die Knie eingesunken. Der Oberkörper hing nach vorn. Verstörter Mensch mit aufgerissenen Augen, Spuk einer Nacht ohne Mitleid, so stand er im Schnee und schien über etwas Unerhörtes nachzudenken. Trübselige Erleuchtung kam über ihn. Der Schmerz stieß ihm in die Kehle. Er wollte schreien, aber kein Laut kam über die Lippen.

„Ich bin schuldlos, daß dies sich ereignet hat", sprach leise der Norweger und war tief bewegt. „Ich habe es nicht gewollt, Golm. Anderes wollte ich mit dir sprechen, bevor ich gehe."

Golm hörte die Worte nur halb, und sie drangen wie aus der Ferne an seine Ohren. „Was — habe — ich getan?" Er sprach es wie ein Mensch, der aus einem Traum erwacht. Dann fiel ihm das Entsetzliche wieder ein. Das Grauen. „Du — hast mir — Maria genommen. Einer von uns darf nicht leben!"

Olsen lächelte schmerzlich. „Torheit, Golm! Ich sehe dich jetzt zum letztenmal. Morgen, bevor der Tag graut, verlasse ich das Land!"

„Du lügst! Du bist ein Gespenst! Geh fort von hier!" Verwirrung legte sich über Golms Denken. Einer muß tot sein! Er kam nicht los von dieser Vorstellung. Von fremder Macht getrieben, wollte er wieder angreifen, da kam der Schrei des Berges zu ihm herüber.

Von nie gehörter Stärke war dieser Brüllton, der schneidend in die Nacht fuhr und von einem langen Donnern begleitet wurde. Es sprang und barst, Felsen rollten in die Tiefe.

Golm hielt den Kopf schief und staunte in das tobende Wunder. Mein Traum! durchzuckte es ihn, mein Traum! Jetzt wird Maria kommen, und wir werden zusammen aufwärts steigen.

„Der Berg!" sprach Olsen und stand steil aufrecht wie einer, der einer Katastrophe fest in die Augen sieht. „Der Berg stürzt!"

Golm wich das Blut aus dem Gesicht; die Knie wollten brechen. „Ja, der Berg! Er kommt und wird dich verschlucken. Job hat es gesagt. Der Berg kommt! Aber ich gehe mit Maria!" Er ging rückwärts und streckte die Arme wie abwehrend gegen den Norweger. „Laß du mich allein. Geh fort von mir. Denn wo du stehst, ist Verderben. Ich will allein bleiben, immer hier im Fels. Ich war heute am Kreuz oben, ganz allein. Ich bin zu Hause hier. Nichts mehr von Bahn und Eisen! Nichts mehr von Tal! Ich bin zu Hause; ich will verwildern hier. Aber geh du von mir!" Rückwärts gehend, gewann er immer größeren Abstand und entfernte sich nach dem Silberkamm hinüber.

Steinlawinen gingen rauschend nieder. Irgendwo brach im Berg eine Wunde auf; furchtbar drang der Schmerzschrei durch die Nacht.

„Golm, hör' mich an!"

„Ich will dich nicht sehen; du bist mein böser Schatten!"

Vom Geierkopf kam der Donner wild und ungezügelt.

„Verlaß Maria nicht!"

Jetzt brach es näher heran und war wie Sturmflut. Es war, als ob alle Felsen bersten wollten. Der Geist der Tiefe, grimmig aufgerüttelt, stieß mit den urhaften Fäusten gegen das Gestein. Riesenhafte Kraft, aufgespeichert und auf der Lauer liegend, brach aus wie sagenhaftes Getier. Der Berg kam ins Wanken; der Tod stieg auf und war fessellos in seiner Größe.

Olsen drehte sich um und wollte nach dem verblendeten Freund schauen. Eine Sekunde sah er ihn hochgerichtet stehen, übermächtig fast gewachsen und beide Arme in den Himmel gereckt. Er rief etwas herüber mit flammenden Augen. — Dann versank Golm.

Fels kam in Bewegung, Steinschlag rauschte. Die Erde schrie. Der Norweger warf sich nieder und krallte sich fest am lebendig gewordenen Stein. Es ist zu Ende, dachte er einen Herzschlag lang und schloß überwältigt die Augen. So ist es, wenn man erschlagen wird, zuckte das Blendlicht durch sein Hirn.

Dumpfheit und Ruhe. Als ob nun alles vorüber und er in fremdem Reich sei, öffnete er die Augen und fand sich auf dem Rücken liegend, beide Hände nach rückwärts in Schnee und Fels gegraben wie eine Pflanze, die Wurzeln sucht.

Vor ihm stand groß das nachtwandlerische Antlitz des Mondes. Das Land war still und voll verhaltener Angst. Dann kam der Südwind über den klaren Himmel und war wie Gesang.

XXXII.

Svend Olsen erhob sich und hielt vorsichtig Umschau. Wenige Meter oberhalb klaffte ein neuer Spalt; Felsmassen waren übereinandergeworfen. Hier war Werner Golm verschwunden. Ein Rachen der Erde hatte ihn aufgenommen. Der Norweger kroch auf allen vieren zu dem mächtigen Felsenriß und lauschte durch die Nacht, ob er nicht von irgendwo Stimme oder Laut vernehmen könne. Aber es blieb ringsum ruhig. Nein, hier war keine Rettung mehr möglich.

Er schaute zurück und sah in der Nacht ein kreisendes Lichtrad. Jetzt erst dachte er an Dieffenbronner und Maria. Die Katastrophe hatte sein Erinnern ausgelöscht. Das Lichtsignal kam von der Hütte. Er machte sich auf den Weg und kam nach mühseligem Klettern über völlig verändertes Gelände zum Sifantahaus hinüber.

Sie brachen sofort mit allen Hilfsmitteln auf, um Werner Golm zu suchen und, wenn irgend möglich, ihm Rettung zu bringen. Bis in den frühen Morgen suchten sie unter Einsatz ihres Lebens die neu aufgebrochene Schlucht ab, aber Golm war nicht zu finden; die Erde hatte sich über ihm geschlossen. Als der Tag kam, sah man das ungeheure Ausmaß des Bergrutsches. Vom Geierkopf bis Isla Silva und aufwärts bis zum Silberkamm war der Fels gewichen und hatte ein gigantisches Trümmerfeld geschaffen.

Gegen Mittag kam eine Hilfskolonne von Ponthilara über die Parsennspitze. Die drei besten Bergführer hatten nicht gezögert, hinaufzugehen, um nach Verunglückten zu suchen und beim Rettungswerk zur Stelle zu sein. Als sie alle vor der Hütte zusammentrafen, gaben sie sich stumm die Hände. Sie suchten nach Golm bis zum Abend, aber ohne Erfolg. Die aufgerissene Wunde des Berges an jener Stelle gab ihn nicht mehr frei. An Seilen ließen sie sich in die grauenvoll zerklüftete Finsternis hinab. Sie fanden nichts.

Ein alter Führer gab das Zeichen, das Suchen einzustellen. „Der Oberingenieur ist tot!" sprach er und bekreuzigte sich. „Wir können nur noch für ihn beten." —

Die drei waren die Nacht noch oben geblieben. Am andern Morgen nahm Svend Olsen Abschied.

„Gehen Sie mit uns ins Tal!" bat Dieffenbronner ein letztes Mal, als der Norweger schon die Schneeschuhe angeschnallt hatte.

„Ich gehe übers Joch! Leben Sie wohl!"

Er reichte ihm die Hand und schaute ihm klar und fest in die Augen. Dann trat er zu Maria und sah, daß ihr der Kopf auf die Brust gesunken war. Er hatte Furcht vor ihrem Schmerz und vor ihren Tränen. Der Augenblick war hart, er würde vorübergehen. „Bleiben Sie stark, Maria!"

Sie sprach nichts und schritt wie ein müde getriebenes Tier an seiner Seite. Dieffenbronner war schweigend in die Hütte getreten.

Sie gingen zusammen über den Kamm, wo er unberührt war und fleckenlos. Auf der nächsten Anhöhe blieb Svend Olsen stehen. Er faßte ihre Hand, und die Schwere dieser Stunde wollte ihn niederdrücken. „Ich muß gehen, Maria! Vergessen Sie mich nicht. Jahre vergehen, und aller Schmerz wird zuletzt gestillt."

„Ich weiß nicht aus noch ein. Warum verlassen Sie mich?"

Er wußte nichts zu erwidern; denn jede Antwort wäre sinnlos gewesen. Da kam ihm ein Gedanke, eine Hoffnung. War wie ein ferner Stern, dessen erste Strahlen geboren wurden.

„Vielleicht komme ich wieder, Maria. Vielleicht, nach Jahren. Warten Sie auf mich!"

Sie schaute zu ihm auf, und der Schmerz brannte in ihren Augen.

„Vielleicht nach Jahren!" Im Geist überbrückte er die Kluft der Zeit. „Nach vielen Jahren!" Er reichte ihr die Hand und ging eilig davon. „Warten Sie auf mich, Maria!" rief er zurück.

„Ja, ich — will — warten!"

Dann war sie allein. Er schaute sich nicht mehr um nach ihr. In weiten Schritten stieg er bergan.

Gegen Mittag erreichte er das Joch. Einsam und silbern umflossen stand er oben und schaute zurück. Tief unten lag die Hütte. Über ihm der unbegrenzte Raum, kreisend in der Fülle des Lichtes. Er hob die Arme hoch, trank das Blau des ungedämmten Firmaments und sprach, den Blick der jenseitigen Tiefe zugewandt:

„Leben heißt Wanderschaft. Und Sehnsucht ohne Ende!"

Wissen und Leben

Neue Wege der Gärungstechnik. Beim Hören des Wortes „Gärung“ denken die meisten an die Bereitung von Bier, Wein und Essig, die man nach Jahrhunderte alten Erfahrungen auf dem Wege der Gärung bereitet. Wissenschaftlich und technisch sind diese Verfahren so aufgebaut, daß grundlegende Änderungen kaum mehr zu erwarten sein dürften. Dagegen können die bisherigen Erfahrungen der Gärungstechnik, auf neue Anwendungsgebiete übertragen und weiterausgebaut, der deutschen Volkswirtschaft große Werte erhalten und vor allem dazu beitragen, daß die Rentabilität der landwirtschaftlichen Produktion gehoben wird und beträchtliche Beträge, die jetzt für die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus dem Auslande unbedingt erforderlich sind, dem deutschen Volksvermögen erhalten bleiben. Wir stehen heute an der Schwelle einer Zeit, wie Prof. Hayduck, der Leiter des Instituts für Gärungsgewerbe in Berlin, auf der diesjährigen Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker ausführte, in der sich die Gärung als ein landwirtschaftlicher Kulturfaktor von allergrößtem Ausmaße auszuwirken beginnt. Erst in der letzten Zeit ist man immer mehr zu der Erkenntnis gelangt, daß den Mikroorganismen, den Gärungserregern, in der gesamten Natur eine außerordentlich wichtige Rolle zukommt. Daß man bisher mehr oder weniger die Bedeutung der Mikroorganismen übersehen hat, mag darin begründet sein, daß die Lehre von den Mikroorganismen von der medizinischen Wissenschaft ausgegangen ist, die diese stets als Krankheitserreger bekämpfte, aber bisher nicht versucht hat, sich ihre Dienste in größerem Umfange nutzbar zu machen. Nur nebenbei mag bemerkt sein, daß sich auch jetzt die Anschauungen über die Mikroorganismen und ihre Bedeutung für den Ablauf normaler körperlicher Vorgänge in der medizinischen Wissenschaft zu wandeln beginnen. Heute treten wir in das Stadium, in dem die Jahrhunderte alten Erfahrungen der Gärungstechnik neuen Problemen nutzbar gemacht werden. Drei große Aufgaben schälen sich dabei heraus. Zum ersten die „Dünger- und Bodengärung“, weiterhin die „Erzeugung künstlicher Eiweißfuttermittel“ und schließlich die „Futtergärung“. Eines der wichtigsten Probleme der modernen Gärungstechnik dürfte in der Erzeugung künstlicher Eiweißfuttermittel aus den in Deutschland überreichlich vorhandenen Kohlehydraten (Zucker) und dem synthetisch aus der Luft gewonnenen Stickstoff liegen. Der Gedanke, Hefe zwecks Erzeugung künstlichen Eiweißes heranzuzüchten, tauchte schon vor 17 Jahren auf, konnte sich aber wirtschaftlich nicht durchsetzen. Heute dürften bereits die Voraussetzungen, aus Kohlehydraten und dem billigen synthetischen Luftstickstoff auf gärungstechnischem Wege Hefe zwecks Gewinnung von Futtereiweiß wirtschaftlich zu erzeugen, im großen und ganzen erfüllt sein. Nicht nur der hohe Eiweißgehalt von 50 Prozent, den die auf gärungstechnischem Wege erzeugte Futterhefe aufweist, sondern vor allem auch der gleichzeitig dabei entstehende hohe Vitamingehalt dieser Produkte ist bedeutungsvoll. Deutschland hat großen Überschuß an Kohlehydraten und Mangel an Futtereiweiß. Dies Mißverhältnis zu kompensieren, ist die Aufgabe der künstlichen Eiweißerzeugung. | Das zweite in seinen Grundzügen bereits ausgebaute Problem ist das der Futtergärung, das heißt der Konservierung von saftreichen Grünfuttermitteln wie Gras, Klee, Luzerne, Kartoffeln, Rüben und dergleichen. In großen Siloanlagen bereitet man heute ein Sauerfutter auf dem Wege der Gärung, nur muß diese Futtergärung so sicher und einwandfrei verlaufen wie in der Brauerei oder Spiritusfabrikation. Besonders wichtig ist die Tatsache, daß es möglich ist, das im Silo bereitete Sauerfutter gleichzeitig an Eiweiß anzureichern. Durch Zugabe von Stickstoff zu der im Silo verlaufenden Gärung läßt sich die zuvor erwähnte Erzeugung von künstlichem Eiweiß aus Kohlehydraten und Stickstoffverbindungen kombinieren. Auch der so bedeutsame Vitamingehalt des Futters wird bei dieser Behandlung beträchtlich gesteigert. Das größte Arbeitsgebiet für die Gärungswissenschaft scheint aber in der Dünger- und Bodengärung zu liegen, Methoden, die heute noch in den Kinderschuhen stecken, aber bedeutsame Werte dem Volksvermögen erhalten bzw. neu zuführen können. Das auf rein empirischer Grundlage gefundene Verfahren von Krantz für die Düngergärung ist berufen, eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Düngerpflege herbeizuführen. Man muß berücksichtigen, daß ein großer Teil der im tierischen Dünger vorhandenen Nährstoffe wieder zur Ernährung der im Boden vorhandenen Bakterien dient. Unter dieser Voraussetzung muß es zweckmäßig sein, den Bodenbakterien ihre Nährstoffe in der vorteilhaftesten Form darzubieten, und diese vorteilhafteste Form erzielt man eben durch eine Vorbehandlung des Düngers auf dem Wege der Gärung. Welche Bedeutung dieser Frage zukommt, erhält am besten daraus, daß man den Nutzungswert des Stalldüngers in Deutschland, obwohl er nur zu einem Sechstel von der Pflanze ausgenützt wird, doch auf 1½ Goldmilliarde jährlich schätzt. Jedes Prozent, um das die Ausnützung des Düngers durch die Pflanzen gesteigert wird, drückt sich, auf den gesamten Düngerentfall in Deutschland umgerechnet, in einem Zahlenwerte von etwa 100 Goldmillionen aus. Diese Steigerung der Ausnutzungsmöglichkeit des Düngers läßt sich aber nur durch seine gärungstechnische Vorbehandlung erzielen. Es wurde schon erwähnt, daß das Wachstum der Pflanze in hohem Maße von der Tätigkeit der im Boden lebenden Bakterien abhängig ist. Man hat diese Bedeutung der Bodenbakterien infolge der einseitigen Einstellung auf die mineralische Düngung mit Stickstoff, Phosphor und Kali vielfach übersehen. Die höheren Pflanzen benötigen, um ein Entwicklungsmaximum zu erreichen, nicht nur anorganische, sondern vor allem auch organische Nahrung, und diese bieten der Pflanze die Zersetzungsprodukte der Bodenbakterien. Ein Hektar fruchtbarer Ackerboden enthält etwa 400 kg Bakterien, die den darauf wachsenden Pflanzen pro Tag etwa 200 bis 300 kg Kohlensäure liefern. Die Aufgabe der Bodengärungsforschung geht nun dahin, für alle Bodenklassen und die verschiedensten Bearbeitungsmethoden die Veränderungen in der Bodenflora und in ihren Gärungserscheinungen zu erforschen, um die günstigsten Gärungsverhältnisse kennenzulernen. Wenn wir zum Schluß zurückblicken und uns vor Augen halten, daß gerade in Deutschland die Erzeugung künstlichen anorganischen Düngers (Stickstoff) in einem ganz kurzen Zeitraum einen beispiellosen Aufschwung genommen und damit der Landwirtschaft bedeutende Werte zugeführt hat, dann muß man wünschen, daß die Anwendung und der Ausbau der erwähnten gärungstechnischen Methoden von den gleichen Erfolgen begleitet seien. Wer ganz großzügig sein will, mag den Umschwung, den die Einführung der künstlichen Düngung in die Landwirtschaft aller Länder hervorgerufen hat, ruhig mit der Einführung gärungstechnischer Methoden in die Landwirtschaft in Parallele stellen. Die Zukunft wird zeigen, daß die gärungstechnischen Methoden für die Landwirtschaft die gleiche oder noch größere Bedeutung erlangen werden als die künstliche Düngung. Beide werden sich in zweckmäßiger Weise ergänzen. Dr. Fr.

Tiere als Wettervoraussager. Wenn man heutzutage einen Ausflug unternehmen will, dann fragt man, um zu wissen, wie das Wetter wird, das Barometer oder den Wetterbericht in der Zeitung. Unsere Väter vor 100, vor 50 und noch

vor 30 Jahren kannten das Barometer nicht oder besaßen es noch nicht. Und doch hatten auch sie sehr zuverlässige Wetterpropheten. Sie befragten die Natur selbst. Wenn Rheuma und Gicht, Frostbeulen und Krähenaugen am Körper des Menschen diesem ein Vorgefühl für gewisse Wetterarten vermitteln, so wundert es uns nicht, wenn Tiere im Freien durch den zunehmenden Feuchtigkeitsgrad der Luft, der auf Haut und Atmungsorgane wirkt, den bevorstehenden Regen oder an der starken Elektrizität der Atmosphäre, die die Nerven trifft, das nahe Gewitter spüren, oder wenn sie am Luftdruck starke Winde oder mittels ihres zum Teil außerordentlich feinen Geruchssinns die Wetteränderung überhaupt vorausbemerken. Den Laubfrosch, diesen wohl besten Wettervoraussager unter den Tieren, der noch heute in vielen Gegenden das lebendige Barometer der „kleinen Leute“ ist, bewahrt man am Fenster in einem großen Glase auf, das halb mit Wasser und am Boden mit etwas Gras gefüllt wird und eine kleine Leiter enthält. Wasser, Wasserinsekten, Mücken und Fliegen bilden seine Nahrung. Bei gutem Wetter hält er sich außerhalb des Wassers auf, bei bevorstehendem Regen taucht er unter, und wenn Sturm droht, verbirgt er sich. Die braunen Grasfrösche im Freien kommen, will es regnen, in Menge an Land. In solchem Falle sprach der Aberglaube früher vom Froschregen. Auch die Spinne verkündet zuverlässig und oft lange voraus Witterungswechsel, soweit er mit der Verschiedenheit des Wassergehalts der Luft zusammenhängt. Alte Leute behaupten, daß man aus dem Verhalten der Spinne das Wetter 10 bis 14 Tage voraussagen kann. Feinheit und Geduld hinsichtlich der Beobachtung sind freilich Voraussetzung. Während die Hausfrau von heute in kriegerischer Stimmung hinter jeder Spinne, die sie im Zimmer erblickt, herrast, zogen kluge Hausfrauen noch vor einem Menschenalter ihren Nutzen aus dieser Tatsache, indem sie beispielsweise den Tag ihrer „großen Wäsche“ nach dem Verhalten der Spinnen festsetzten, wodurch auch im Hause manches Unwetter vermieden wurde. Je größere Neigung die Spinne zum Spinnen zeigt, je emsiger sie ist, und je länger ihre Fäden werden, desto sicherer kann man auf gutes Wetter schließen, das längere Zeit anhalten wird. Zieht sie dagegen nur kurze Fäden aus, fertigt sie nur kleine Gewebe an, so wird die gute Witterung nur von kurzer Dauer sein. Verlassen die Spinnen das Gewebe, um sich zu verkriechen, und sitzen sie lange untätig (sie sind ja bekanntlich auch Hungerkünstler), so ist Regen zu erwarten. Um die Spinne zu beobachten, wählt man ruhige Plätze im Garten oder im Gebäude (mit meist offenen Fenstern oder Türen). Wird sie gestört, zieht sie sich leicht in ihr Gewebe zurück. Spinnen an Plätzen, von denen man die Insekten um die Zeit der Beobachtung fernhalten kann, wodurch sie zum Fasten gezwungen werden, sind zuverlässiger als gesättigte oder mit einem gefangenen Insekt beschäftigte. Morgens bis 10 Uhr ist die beste Beobachtungszeit. Man achte zuerst darauf, ob die Spinne ihr Netz erweitert, neue lange Fäden spinnt, oder ob sie ihr Netz durchlöchert oder zerstört hat. Je weiter sie von ihrem Neste (dem trichterartigen Seitengewebe meist über dem Netz) entfernt sitzt, und je weiter sie die Vorderbeine herausstreckt, desto länger wird auf gutes Wetter zu rechnen sein. Sitzt die Spinne gegen 10 Uhr im Mittelpunkt ihres Netzes, gibt's einen guten Tag. Im Winter scheidet die Spinne als Wetterprophet aus, da sie sich verborgen hält und nicht „arbeitet“. Unter den Fischen ist der beste Wettervoraussager der Schlammbeißer, der ja auch Wetterfisch genannt wird. Er zeigt im Glase das Wetter auf 24 Stunden an. Droht Gewitter oder Regen, steigt er vom Grund an die Oberfläche des Wassers. Ist Regen zu erwarten, kriechen Molche, Kröten und Salamander aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Vor dem Regen fliegen die Schwalben dicht über Gewässern und Feldern, steht Regen nahe bevor, dann „schreien“ sie lebhaft, und Sturm verkünden sie, indem sie sich zurückziehen. Schönes Wetter dagegen hält sie in hohen Lüften. Wenn Pfauen stark schreien, die Katzen sich immerfort putzen, die Maulwürfe hohe Haufen werfen und die Fische im Wasser häufig aufschlagen, wird mit Regen zu rechnen sein. Steigen dagegen die Lerchen morgens früh singend sehr hoch, wird gewiß gutes Wetter bleiben. Bei bevorstehendem Regen kehren die Bienen in ihre Stöcke zurück, die Mücken und Fliegen sind lebendig und stechen stärker als sonst. Wenn sie dagegen hoch im Sonnenschein tanzen, wenn Johanniswürmchen abends hell leuchten, wird der folgende Tag schön sein. Wilhelm Hochgreve, Goslar (Harz).

Sonderbare Familiennamen. Manchmal begegnen uns Familiennamen, die gar nicht so selten sind, aber die Frage nahelegen, woher die Namen stammen, und was sie bedeuten. Wie mag es z. B. kommen, daß jemand Mustopf heißt? In Magdeburg kam und kommt der Name häufiger vor. Es ist nun standesamtlich festgestellt worden, daß im vorigen Jahrhundert ein Türke namens Mustapha nach Magdeburg eingewandert ist, der sich dann (Gustav!) Mustaph nannte, woraus schließlich Mustof und Mustopf wurde. Oder Pfotenhauer, Rebentisch, Dürkop? Na, Pfotenhauer und Rebentisch hängen eben mit Pfote und Rebe zusammen und Dürkop, ähnlich wie Wittkop, wohl mit Kopf — stimmt alles nicht, lieber Leser! Pfotenhauer ist der Pfettenhauer, wie früher die Bauarbeiter hießen, die die Pfetten = Querbalken des Hauses „zuhauten“ = anfertigten. Rebentisch = Rawentisch, vom älteren raw = rauh, roh, ist ein rauh gearbeiteter Tisch, während Dührkoop (Dürkop), ein recht bekannter Name, nichts mit Wittkop zu tun haben will; Dührkoop ist die niederdeutsche Schreibweise des bekannten Namens Theuerkauf, „bei dem man teuer kauft“, während Wittkop (Schneeweißchen!) mit Wittenbecher = Weißbach hochdeutsch Weißkopf bedeutet. Durchaus nicht selten ist z. B. der Name Mäusezahl, dessen Verwandtschaft mit Rübezahl auf der Hand liegt, ohne daß wir uns den Sinn des „zahl“ erklären können; nun, dies „zahl“ ist das verkürzte mittelhochdeutsche zagel = Schwanz, ein verlorengegangenes Wort — mithin haben wir Mäuse- und Rübenschwanz vor uns; übrigens steckt auch im Namen Riebenzahl der Berggeist drin. Südekum klingt nach Technikum und Publikum. Und doch ist der Name gut deutsch, denn er gehört mit Thudichum zu jenen Namen, die einen Befehlssatz ausdrücken, wie Bleibtreu, Haunschild, Leberecht, Traugott oder Schickedanz; mithin ist das mundartliche Südekum = „sieh dich um!“ Der letztgenannte Name bedarf noch der Erklärung: Schickedanz = „beschicke den Tanz“ war früher der Tanzordner, aber auch heute noch wird in Schlesien ein Bote für alles der „Schickedanz“ genannt. Welcher Reisende hat nicht mal einen Baedeker, welcher Wissensdurstige nicht mal einen Brockhaus aufgeschlagen? Auch diese beiden Verlegernamen haben es „in sich“, denn Baedeker badet nie, und Brockhaus ist kein zerbröckeltes Haus, vielmehr ist Baedeker die niederdeutsche Form von Böttcher, während Brockhaus das am Broich, Bruch = Sumpf (Bruchsal!) stehende Haus bedeutet; ist dieser Bruch = Sumpf nun wüst und wild, dann ergibt sich — Wildenbruch. Wenngleich nun Broich, Brock und Bruch = Sumpf auch entfernt verwandt sind mit brechen, so liegt den eben genannten Namen doch nur die Bedeutung Sumpf unter. Wie steht es nun mit Weinreich oder Leutwein? Beide Familiennamen stammen mit Weinold und Weinoldt aus dem althochdeutschen win = Freund (Alwin = Elfenfreund, Erwin = Herwin = Heeresfreund), haben also mit Wein auch rein gar nichts zu tun, mithin Weinreich = freundschaftsreich, Leutwein (Liutwin) = Volksfreund und Weinold (Winwalt) = Freundschaftswalter. Ebenso scheint der häufig vorkommende Name Findeisen leicht deutbar zu sein, und doch hat Findeisen nie im Leben etwas „gefunden“, denn das „d“ ist nur ein Einschiebsel; Finne bedeutet nämlich nicht bloß die bekannte Pustel (früher Pustul aus dem lateinischen pustul[a] = Bläschen), sondern hieß einst die schmale Schlagseite am Hammer, so daß der Name ursprünglich Finneisen gelautet hat. Schiddenhelm und Mittenzweig (Mittenzwey) sind auch alte deutsche Familiennamen: Schiddenhelm bedeutet soviel wie „schüttle den Helm“ oder Schüttelhelm, dem Sinne nach mit dem Namen Schachert verwandt, der nichts mit schachern (aus dem hebräischen sakhar = handeln) zu tun hat, sondern schütteln, englisch

shake, bedeutet (Shakespeare = Schüttelspeer), während Mittenzweig und Mittenzwey nichts vom Zweig wissen wollen, sondern „mitten entzwei" sind. Schließlich sei noch der seit zwei Generationen von der Münchener Boheme verehrten und noch heute tätigen Käte Kobus gedacht, die wirklich einen sonderbaren Namen hat, der sich aber bei näherem Hinsehen als die harmlose Abkürzung vom lateinischen Jakobus entpuppt (aus dem hebräischen Jakob = Fersenhalter). So sehen wir, daß viele Familiennamen eine ganz andere Herkunft oder Bedeutung haben, als es im ersten Augenblick erscheint, und mancher schön klingende oder berühmte Name, wie z. B. Wesendonk (Richard Wagners Freundin) = Wiesendung, verwandelt sich recht prosaisch, wenn man ihn vom Standpunkt lautgeschichtlicher oder mundartlicher Gesetze betrachtet. Jedenfalls ist es lohnend und kulturgeschichtlich interessant, die verschiedenen Familiennamen zu untersuchen — ist es doch zugleich ein Beitrag zur Familiengeschichte. Woldemar Sacks.

Der Kormoran. (Hierzu die Zeichnungen auf S. 558.) Der Kormoran, auch Eis- oder Baumscharbe genannt (**Phalacrocorax carbo**), ist eine bekannte und weitverbreitete Vogelart. Vom mittleren Norwegen an trifft man den Kormoran in ganz Europa und während des Winters in erstaunlicher Anzahl in Afrika; außerdem lebt er sehr häufig in Mittelasien und ebenso in Nordamerika, von hier aus bis Westindien, von dort aus bis Südasien wandernd. In Norddeutschland ist er recht selten geworden, wird aber an einigen Seen der Mark Brandenburg und Pommerns noch angetroffen. Um daher die letzten Exemplare seiner Gattung, die sich noch an deutschen Gewässern finden, vor dem Untergang zu bewahren, steht der Kormoran unter dem Naturschutzgesetz, obwohl er ein arger Fischräuber ist. Ein Kormoran kann eine gewaltige Menge Fische vertilgen. Bei einer Fütterung im Berliner Zoologischen Garten wollte einst der Wärter einmal sehen, wann dieser Vogel eigentlich zu fressen aufhöre, denn er verschlang stets jeden ihm angebotenen Fisch. Es wurde ihm also ein Fisch nach dem anderen verabreicht, und zwar Fische von etwa 30 cm Länge. Erst beim fünfzehnten lehnte er dankend ab. Im Zoologischen Garten zu Berlin haben die Vögel wiederholt erfolgreich gebrütet. Erstaunlich schnell entwickelt sich der junge Kormoran, und es ist im Gehege gut zu beobachten, wie er sich aus dem Kropf der Alten füttern läßt, wobei er kläglich piepst. Die Farbe des Kormorans ist ein glänzendes Schwarzgrün, sanft metallisch schimmernd, Oberrücken und Flügel bräunlich, bronzeglänzend und infolge der dunklen Säume der Federn wie geschuppt aussehend. Schwingen und Steuerfedern sind schwarz; ein gelblichweißer, hinter dem Auge beginnender Fleck umgibt die Kehle, ein anderer, halbmondartiger steht auf den Weichen. Das Auge ist meergrün, der Schnabel schwarz, an der Wurzel gelblich, die Füße sind ebenfalls schwarz. Der junge Vogel ist mehr oder weniger grau, auf der Oberseite dunkel aschgrau und in ähnlicher Weise wie der alte geschuppt, auf der unteren gelblich oder lichtgrau. Die Länge des erwachsenen Vogels beträgt 81—92 cm, die Breite 135—150, die Fittichlänge 36 und die Schwanzlänge 18 cm. In China wird ein Verwandter unseres Kormorans (P. sinensis) zum Fischfang abgerichtet. Dabei bekommt er einen Ring um den Hals, damit er die gefangenen Fische nicht gleich verschlingen kann. P. N.

Svante Arrhenius †. Im Alter von 68 Jahren verschied am 2. Oktober der Nobelpreisträger und weltberühmte Chemiker Svante Arrhenius. Die moderne physikalische Chemie verliert damit einen ihrer Bahnbrecher. Gemeinsam mit Wilhelm Ostwald und Van't Hoff hat er außerordentlich befruchtend auf die physikalische Chemie gewirkt. Im Jahre 1887 promovierte er an der schwedischen Universität Upsala auf Grund einer Dissertation, die bereits den Kern seiner großen Theorie von der elektrolytischen Dissoziation der Salze in wässeriger Lösung enthielt. Wohl selten hat eine Theorie derart befruchtend auf die Entwicklung der Chemie und auch der Physik eingewirkt. Gerade die Chemiker haben anfänglich mit wenigen Ausnahmen seine neuartigen Vorstellungen über den Lösungsvorgang bekämpft. Die Erfolge seiner Theorie der elektrolytischen Dissoziation der Salze in wässeriger Lösung haben aber bald auch den ärgsten Gegner bekehrt, und an dieser Stelle ist es nicht möglich, auch nur annähernd eine Aufstellung zu geben, welche Ergebnisse in Anwendung seiner Theorie in Wissenschaft und Technik erzielt wurden und noch erzielt werden. Es ist bezeichnend, daß die Forschungen Svante Arrhenius' bereits bei der dritten Verteilung des Nobelpreises für Chemie bedacht wurden. Während man vor Arrhenius die Vorstellung hatte, daß, wenn man einen elektrischen Strom durch eine wässerige Lösung eines Salzes, einer Säure, einer Base schickt, erst der Strom die Zerlegung in die Ionen bewirkt, stellte Arrhenius die Behauptung auf, daß bereits beim Auflösen eines Salzes in Wasser eine mehr oder weniger große Spaltung in die Ionen eintritt, und er zeigte, wie man den Grad der Spaltung (Dissoziation) messen kann durch die Leitfähigkeit, die eine derartige Salzlösung dem elektrischen Strome gegenüber aufweist. Nicht nur die Chemie hat den Gewinn aus den Vorstellungen Svante Arrhenius' gezogen, auch Geologie, Biologie, vor allem auch die Physiologie, haben in Anwendung der Theorie Arrhenius' glänzende Ergebnisse aufzuweisen. Als genialer Forscher erweist sich Arrhenius auch im Gebiete der kosmischen Physik, und sein Werk „Das Werden der Welten", seine Ansichten über die Allbesamung (Panspermie), seine Theorie vom Strahlungsdruck haben zwar heftige Gegner gefunden, dagegen auch eifrige Förderer. Stets hat Arrhenius die überragende Bedeutung der deutschen Wissenschaft für die Weltkultur anerkannt und sich in der schweren Inflationszeit als eifriger Förderer deutscher Wissenschaft erwiesen. Dr. F.

ENGLISCHE ANEKDOTEN

VON JACK BENVENISTI, LONDON

In den frühen Tagen seiner Karriere mußte bei einem Diner Lloyd George eine junge Dame mit sehr prononcierten Ansichten zum Essen führen. Lloyd George, der sich soeben einen Schnurrbart hatte wachsen lassen, versuchte auf das höflichste, ein Gespräch einzuleiten. Aber die Dame fiel ihm schroff ins Wort: „Mr. Lloyd George," sagte sie, „mir gefällt weder Ihr politisches Treiben noch Ihr Schnurrbart." „Ängstigen Sie sich nicht, meine Gnädigste", antwortete der Politiker. „Sie werden weder mit dem einen noch mit dem anderen in Berührung kommen."

•

Lord Northcliffe, der Zeitungskönig, war ebenso genial wie launenhaft. Über diese letztere Eigenschaft erzählt man unzählige Geschichten. Eine Anstellung bei ihm war keineswegs eine sorgenfreie Existenz, man konnte von einem Tag zum andern auf die Straße gesetzt werden. Dafür aber konnte man auch von einer Stunde auf die andere die märchenhafteste Karriere machen. Eines Tages traten Lord Northcliffe und Charles Hands, einer seiner Redakteure, zusammen in den Lift. Zum Entsetzen des Zeitungsbesitzers riß Hands vor dem Liftjungen den Hut ab und machte diesem eine tiefe Verbeugung. „Es wäre besser, wenn Sie solche Späße unterließen," sagte Lord Northcliffe, „Sie machen sich dadurch lächerlich."

„Im Gegenteil," sagte Hands, „es scheint mir klug; der Junge wird vielleicht morgen Generaldirektor der Zeitung sein."

Charles Dana Gibson, der bekannte amerikanische Graphiker, erhielt einmal folgendes Schreiben: „Sie werden hiermit höflichst eingeladen, an unserem großen Hundert-Pfund-Reklame-Wettbewerb sich zu beteiligen. Jeder Einreicher hat ein oder mehrere Reklamezeichnungen für unsere Automobile zu senden. Für die beste Zeichnung ist ein Preis von hundert Pfund ausgeschrieben. Die Zeichnungen müssen Originale sein. Die Versandkosten werden vom Künstler im voraus bezahlt. Nicht preisgekrönte Zeichnungen bleiben Eigentum der unterzeichneten Firma."

Gibson, der um diese Zeit beträchtlich mehr als 100 Pfund für eine Arbeit bekam, antwortete: „Sie werden hiermit höflichst eingeladen, an meinem großen Zehn-Pfund-Automobil-Wettbewerb sich zu beteiligen. Jeder Einsender darf ein oder mehrere Automobile schicken. Das gewinnende Automobil erhält einen Preis von zehn Pfund. Die Automobile müssen nagelneu sein, und die Fracht ist von dem Fabrikanten im voraus zu bezahlen. Nicht preisgekrönte Automobile bleiben Eigentum des Unterzeichnenden Charles Dana Gibson."

Der ehemalige englische Minister Russell erzählt folgende Geschichte: Ein gewisser Lord, der als der reichste Mann des englischen Adels galt, litt an einem unbeschreiblichen Geiz. Als sein Sohn in die Marineschule eintreten sollte, wurde der Lord sehr melancholisch, weil er ihm eine Uhr kaufen mußte. Da traf er zufällig einen Freund, dessen Sohn ebenfalls im Begriff stand, die Marineschule zu besuchen. „Sage mal," fragte er diesen, „kaufst du deinem Sohn auch eine Uhr?"

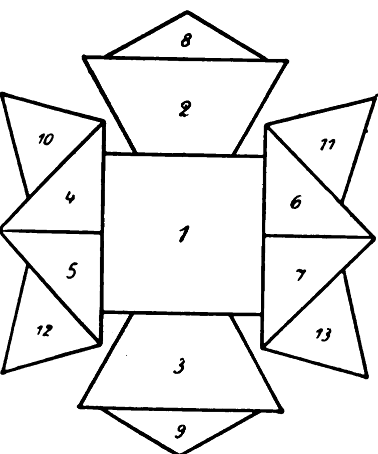
Der Freund antwortete bejahend.

„Ach," erwiderte der Lord, „das ist mir sehr angenehm, dann kann ja mein Sohn immer auf der Uhr des deinigen nachsehen, wie spät es ist."

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — bra — brin — cha — der — di — did — fe — fried — gi — her — him — i — i — ler — liech — na — nat — ne — on — pel — rich — sa — scha — ser — si — si — sieg — stein — ta — teil — ten — tern — tie — turn — ul — ur — zes sind 16 Wörter der angegebenen Bedeutung zusammenzusetzen, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Wielands „Oberon" ergeben (ch = 1 Buchstabe.) 1 Schlangenfamilie, 2 Nebenfluß der Elbe, 3 Frau Mohammeds, 4 alte deutsche Münze, 5 deutscher Sagenheld, 6 deutscher Dichter, 7 Halsentzündung, 8 europäisches Fürstentum, 9 Hafenstadt in Italien, 10 Abtretung einer Forderung, 11 richterlicher Ausspruch, 12 Ausdehnung nach unten, 13 männlicher Vorname, 14 Hafenstadt in Italien, 15 türkischer männlicher Name, 16 Planet.

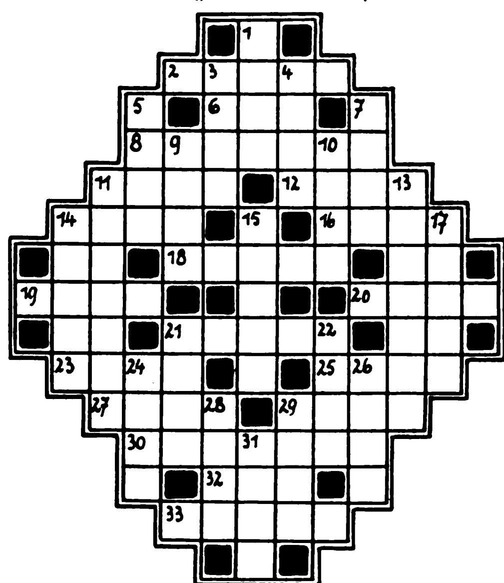


Zerlegaufgabe.

(Siehe Figur links.)

Aus den 13 Teilfiguren soll eine regelmäßige Sechseckfläche zusammengesetzt werden.

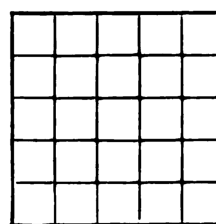
Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2 Türkischer Sultan, 6 Pforte, 8 Westgotenkönig, 11 orientalischer Herrschertitel, 12 englischer Adelstitel, 14 biblische Gestalt, 16 Qual, 18 dickblätterige Pflanze, 19 männlicher Vorname, 20 griechische Göttin der Jugend, 21 Stadt in Syrien, 23 Drama von Ibsen, 25 geometrische Figur, 27 Tierbehausung, 29 Kammlinie eines Gebirges, 30 Polsterfüllung, 32 Frau des Jakob, 33 Feuerstein; senkrecht: 1 Liebesgott, 3 Vogel, 4 liedartiger Sologesang, 5 buddhistischer Priester, 7 hoher sittlicher Begriff, 9 Hauptstadt von Peru, 10 ärmelloser Umhang, 11 Ausgabe eines Buches, 13 Schriftsteller, 14 Schriftstücke, 15 Absonderung der Leber, 17 Erfinder des Dynamits, 21 Wild, 22 kalter Wind am Adriatischen Meer, 24 Überbleibsel, 26 Gefäß, 28 Nationalheld der Schweiz, 29 altes deutsches Gewicht, 31 Untugend.

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben: a a a b b d d d e e e e e g g l l m m n r r r u u sind so in die leeren Felder der Figur einzuordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Stadt in Kroatien, 2 Vertiefung, 3 Wildschar, 4 Zeitabschnitt, 5 Pflanze.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4310

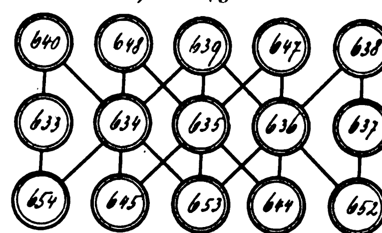
Lösungen der Rätsel in Nr. 4308.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Sevilla, 3 Ellipse, 5 Gewerbe, 7 Lena, 9 Denar, 10 Gera, 11 Lama, 13 Modena, 15 General, 16 Delphine; senkrecht: 1 Semele, 2 Lage, 3 Elbe, 4 Seminar, 6 Wernigerode, 8 Navarra, 9 Delila, 10 Gebirge, 12 Matrone, 13 Moral, 14 Nadel.

Und wie! Dornen.

Silbenrätsel: 1 Epik, 2 Ithaka, 3 Norden, 4 Enzian, 5 Ida, 6 Neapel, 7 Zobel, 8 Galerie, 9 Elias, 10 Rousseau, 11 Astronom, 12 Umhang, 13 Getreide, 14 Emmaus, 15 Nitrat, 16 Biskaya, 17 Lineal, 18 Idiot, 19 Circe, 20 Kanton. — Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.

Rechenaufgabe:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4310. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 20. OKTOBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4310. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 20. Oktober 1927

Allgemeine Notizen.

Eine Schenkung an die Preußische Staatsbibliothek. Die Swedenborg-Gesellschaft in London übersandte der Preußischen Staatsbibliothek eine 15 Bände umfassende, technisch vorzüglich ausgeführte Lichtdruckwiedergabe der Autographa Swedenborgs. Im Sinne der Schenkerin gelangt das Werk im Handschriftensaal der Preußischen Staatsbibliothek für die Öffentlichkeit zur Aufstellung.

Ein neuer Qualitäts-Film — der Zeiß-Ikon-Film. Ein alter Bekannter, der Goerz-Tenax-Film, kommt künftig als Zeiß-Ikon-Film heraus. Jeder Amateur kennt und schätzt dieses vorzüglich begutachtete Negativmaterial als Filmpack, Rollfilm oder Kino-Negativ- bezw. Positiv-Film. Seine Güte wurde weiterhin verbessert, so daß der Zeiß-Ikon-Film dank seiner Eigenarten: gleichmäßige, brillant und klar arbeitende Emulsion, hohe Empfindlichkeit (17° Sch.), vorzügliche Orthochromasie (gelbgrünempfindlich) mit Recht als der Qualitäts-Film bezeichnet werden darf. Dieses Negativmaterial wird gewiß weitere begeisterte Liebhaber finden.

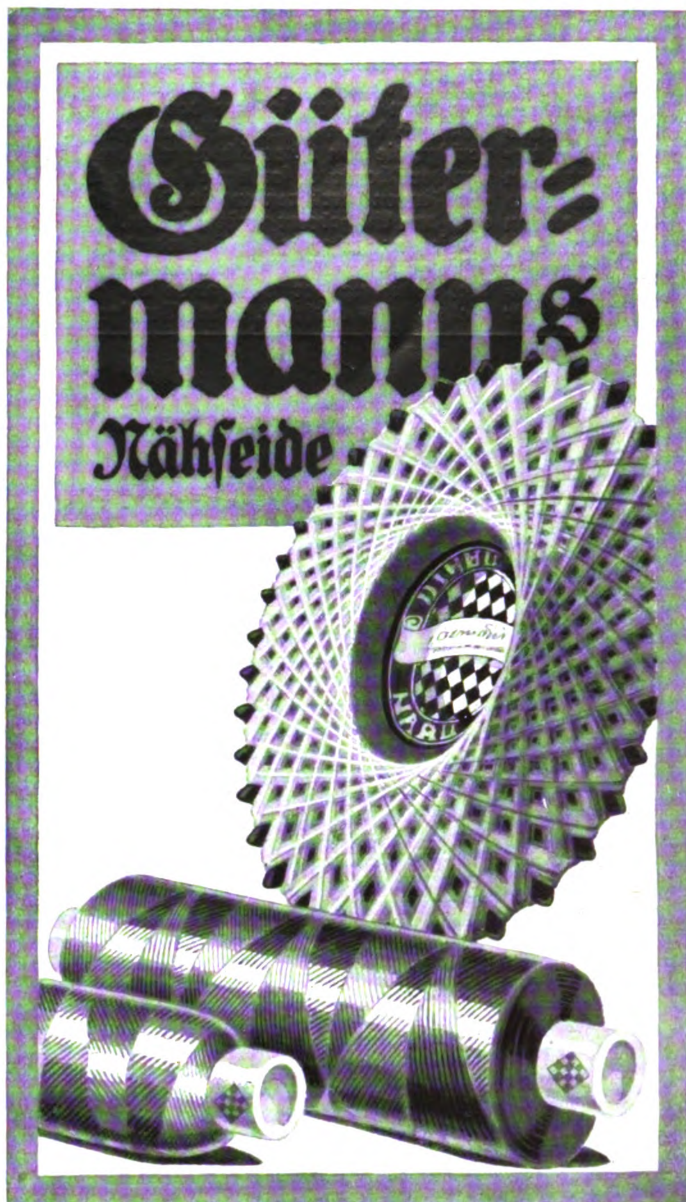
Bayerischer Fremdenverkehr. Im Münchener Verkehrsministerium hat in Anwesenheit des Handelsministers Staatsrats Frhr. v. Welser, der Vertreter der Regierung von Oberbayern, der Reichsbahn, der Reichspost und der Delegierten der Städte Augsburg, Regensburg, Passau, Ingolstadt, der Kurverwaltung von Lindau, Garmisch-Partenkirchen, Bad Tölz, Berchtesgaden, Bad Reichenhall, des Verbandes Allgäuer Verkehrsvereine, des Verkehrsverbandes Nordbayern, des Starnberger- und Ammersees, des Kochel-, Schlier- und Tegernsees, des Chiemgauverbandes, des Verkehrsverbandes Württemberg-Hohenzollern und des Landesverbandes für Fremdenverkehr im Salzburgerland eine vom Münchener Verband einberufene Interessentenversammlung stattgefunden, die in der Frage eines engeren Zusammenarbeitens volle Übereinstimmung fand. Die statistischen Feststellungen durch die Delegierten der vorgenannten Gebiete ergaben, daß die Saison 1927 trotz Rekord-Frequenzziffern wirtschaftlich noch nicht den Hotels jene Einnahmen gebracht hatte, die zu ihrer Entschuldung nach den letzten ungünstigen Jahren notwendig gewesen wären. Den sehr interessanten Referaten und auch der lebhaften Diskussion, an der sich die führenden Fachleute auf dem Gebiet des Hotelwesens betei-

Neue Siege von Mercedes-Benz.

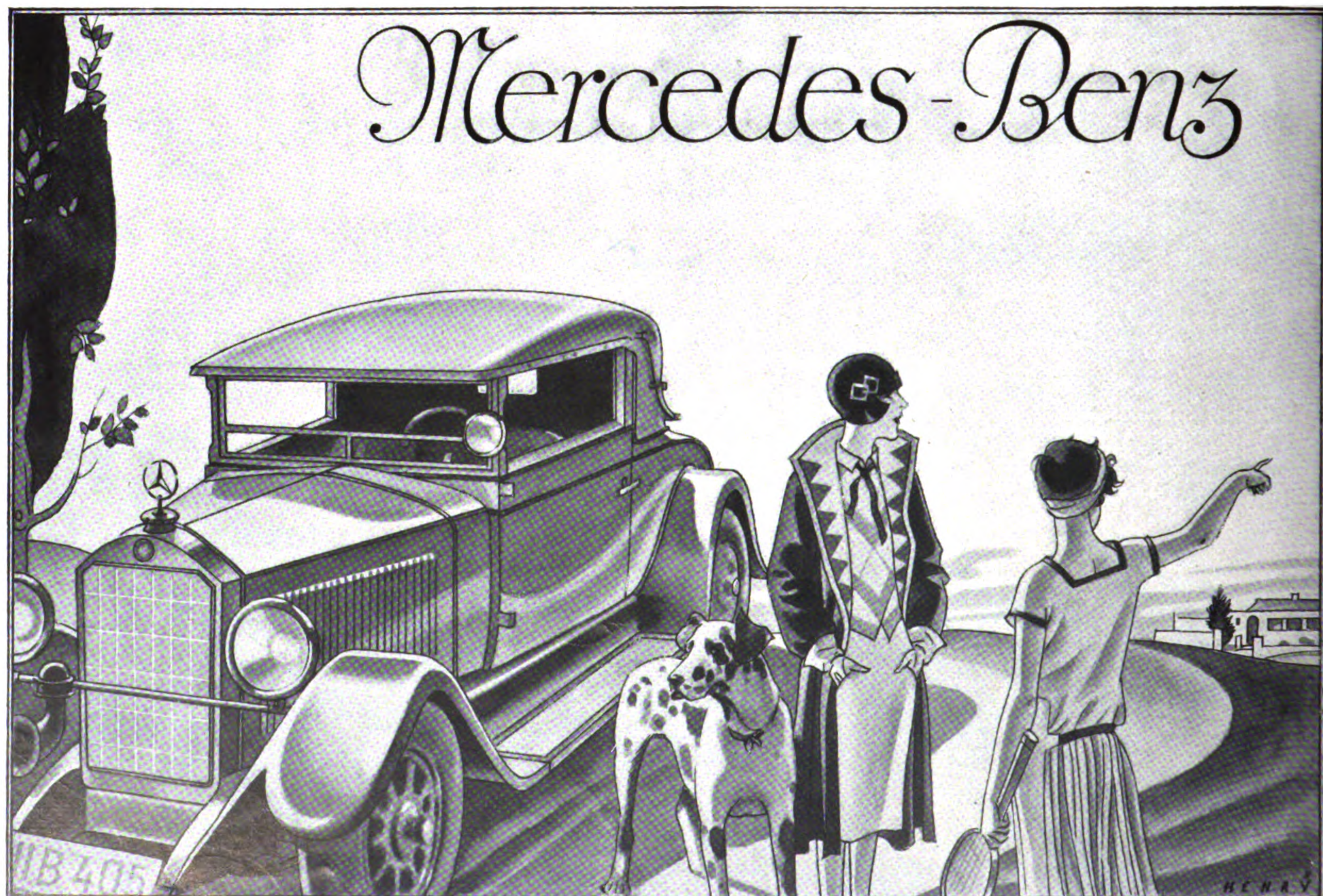
Die außerordentlich lebhafte Rennsaison 1927 brachte in ihrem allmählichen Ausklang der Marke Mercedes-Benz zu ihren hervorragenden Siegen des Jahres neuerlich eine Anzahl sportlicher Erfolge von weittragender Bedeutung. Nachdem Rosenberger und Caracciola die Rekorde aller Kategorien am Klausenpaß erringen konnten, in Freiburg von Caracciola der Schauinsland-Bergrekord verbessert wurde und Kimpel im Kilometerrennen mit 177,427 km Std. auf dem Mercedes-Benz-Sportwagen Type „S" Weltrekordzeit fuhr, brachte das letzte klassische österreichische Bergrennen auf dem Semmering am 11. September 1927 der Marke Mercedes-Benz zu dem vom Vorjahr gehaltenen Streckenrekord Caracciolas den Tourenwagenrekord, den Prinz zu Schaumburg-Lippe aufstellte, und den Sportwagenrekord, den Rosenberger im toten Rennen mit dem Sieger der Rennwagenkategorie in der schnellsten Zeit des Tages fuhr, so daß Daimler-Benz nunmehr die Kategorie-Rekorde der drei wichtigsten europäischen Bergrennen hält. In gleich überlegener Manier fuhr Kimpel-Ludwigshafen im Rennen auf die Bühler Höhe während der Baden-Badener Herbstsporttage die beste Zeit aller Sportwagen und Caracciola im Budower Dreiecksrennen bei Berlin auf schlechtester, kopfsteingepflasterter Straße die schnellste Zeit des Tages. Er erhielt damit den Ehrenpreis des Reichspräsidenten. Am gleichen Tage siegte Walb-Mannheim im Rennen, „Rund um die Solitude" in der Sportwagenkategorie und erhielt zum zweiten Mal den Ehrenpreis des Württembergischen Staatspräsidenten. Prinz zu Schaumburg-Lippe erreichte im Ecce-Homo-Rennen gleichfalls die beste Zeit aller Sportwagen. Die Gleichmäßigkeit dieser Erfolge, die sich in lückenloser Reihenfolge während der ganzen Saison aneinanderreihen, ist ein Beweis für Leistung und Qualität der Mercedes-Benz-Wagen, wie er eindrucksvoller nicht erbracht werden kann.

ligten, war zu entnehmen, daß die Münchener Hotels nur im Juli und August volle Besetzung haben und daß München alles aufbieten müsse, um den früheren regen Besuch von Qualitätsgästen wieder zu bekommen, die München als Kunststadt und Kulturzentrum aufzusuchen pflegten. Auf die Ausstellung „Heim und Technik“ wurden für 1928 große Hoffnungen gesetzt. Hochwertigen Veranstaltungen und einer guten Küche, überhaupt Qualitätsleistungen müsse das größte Augenmerk zugewandt werden. Die Sonderzüge nach München, die staatlichen Kraftpostlinien und die bayerischen Bergbahnen sowie das Verkehrsbuch „Südbayern“ und der „Gaststättenführer“, dessen Preise auch eingehalten werden sollten, haben dem Reiseverkehr nach Bayern sehr genützt. Ein Referat des Reg.-Rates Hofmann-Montanus, Salzburg über gemeinschaftliches Arbeiten, über das bayerische Tauernbahnprojekt Regensburg—Landshut—Mühldorf—Freilassing—Salzburg, über die Münchener und Salzburger Festspiele, über die Bedeutung der auszubauenden Autostraße Ferleiten—Heiligenblut im Großglocknergebiet sowie jenes des Reichsbahninspektors Nüchtern über die Maßnahmen der Reichsbahn und Reichspost zur Hebung des Wintersportes fanden ungeteilten Beifall. Die wichtige Tagung bedeutet einen Schritt vorwärts im Zusammenschluß der Verkehrsverbände Süddeutschlands und der angrenzenden Gebiete von Württemberg, Tirol, Vorarlberg, Salzburg und Kärnten.

Die geringere Drucksachen-Postgebühr Österreichs machen sich mehrfach Firmen zunutze, indem sie Massendrucksachen in Österreich herstellen und aufliefern, oder in Deutschland hergestellte und nach Deutschland bestimmte Drucksachen bei den österreichischen Postanstalten aufgeben lassen. Der Stockholmer Weltpostvertrag sieht für solche Fälle Gegenmaßnahmen vor, von denen die Deutsche Reichspost sich nunmehr entschlossen hat, Gebrauch zu machen, solange das österreichische Drucksachenporto dem deutschen nicht angeglichen ist. Sie hat verfügt, die von Österreich eingehenden Drucksachen, die von deutschen oder sonstigen nicht in Österreich ansässigen Firmen herrühren und in Deutschland gedruckt sind, nach dem Aufgabeort zurückzusenden. Ist es zweifelhaft, ob die Drucksachen in Deutschland oder in Österreich hergestellt worden sind, so werden die Postanstalten die Aushändigung der Drucksachen bis zur Klärung des Sachverhalts aussetzen, so daß Verzögerungen entstehen.


Gütermanns
Nähseide


STOLLWERCK
KAKAO
SCHOKOLADE
AMSEL


Mercedes-Benz

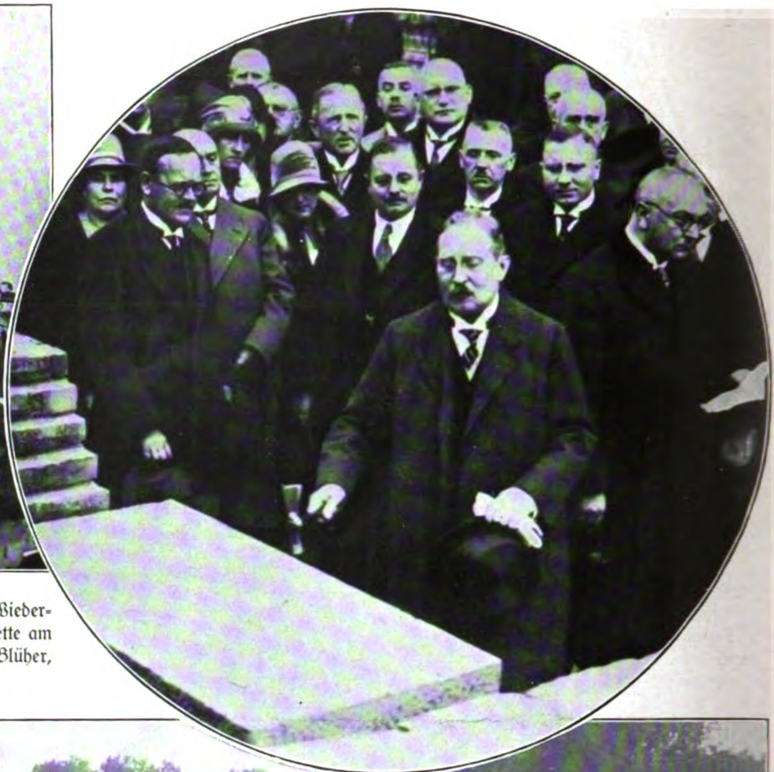
Illustrirte Zeitung



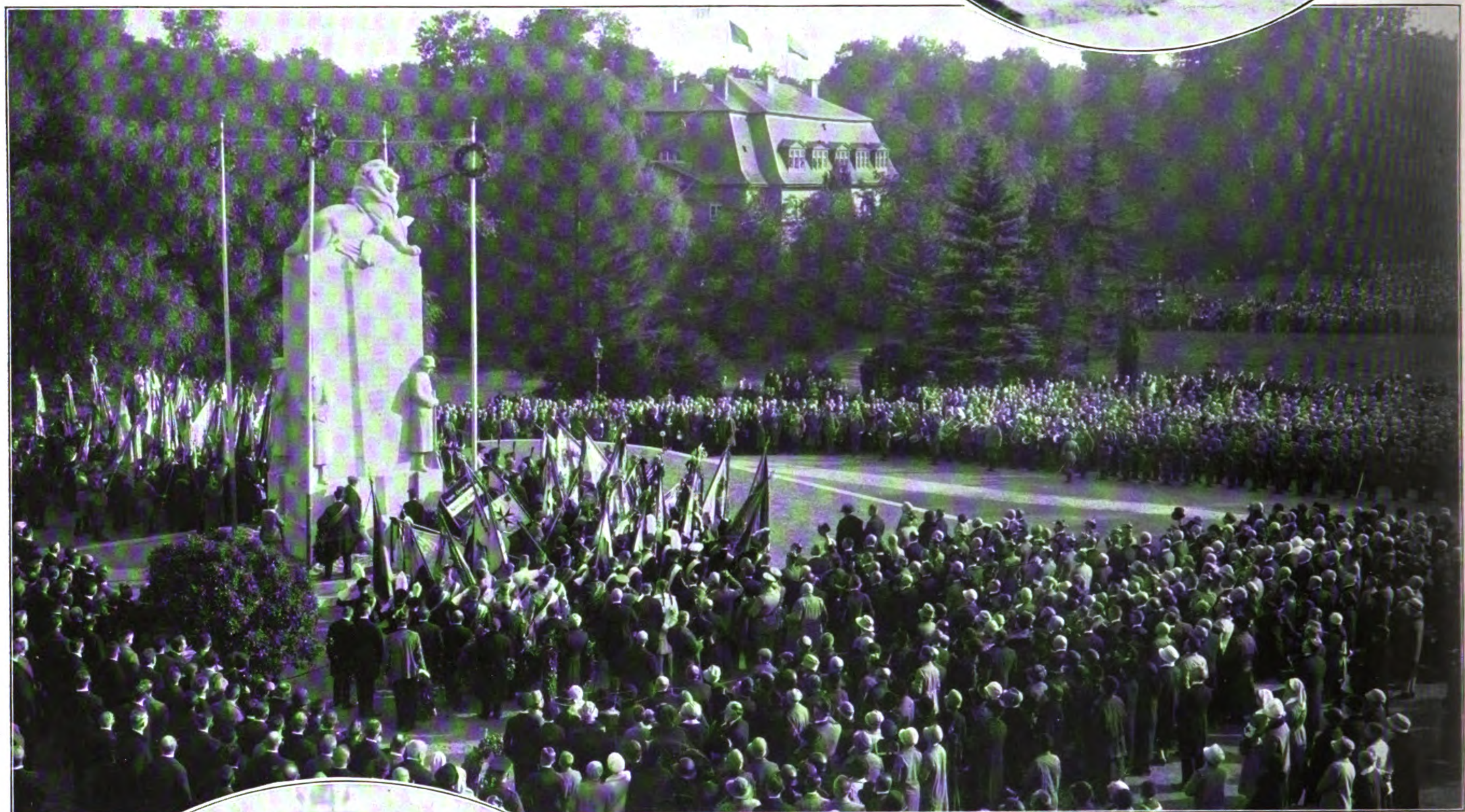
Wo ist der Schuh für meinen Fuß?

Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig.





Goethe-Erinnerungsfeier auf dem Brocken, veranstaltet vom Harzer Geschichtsverein zum Andenken an die 150jährige Wiederkehr des Tages, an dem Goethe auf seiner Harzreise den Brocken bestieg: Während der Einweihung der Goethe-Plakette am 10. Oktober. — Im Kreis: Die Grundsteinlegung zum Deutschen Hygiene-Museum in Dresden am 8. Oktober: Dr. Blüher, Oberbürgermeister von Dresden, bei der Grundsteinweihe.



Von der Einweihung des von dem Weimarer Bildhauer Arno Zauche geschaffenen Ehrenmals für das Infanterieregiment 94 (Großherzog von Sachsen) am 9. Oktober, verbunden mit der Feier des 225jährigen Regimentsjubiläums: Übergabe des Denkmals an die Stadt. (Phot. L. Held.)





Eine amerikanische Studienkommission in Berlin: Die Abordnung der Stadtväter von Chicago vor dem Brandenburger Tor, die zum Studium für die in Chicago geplante Errichtung einer Untergrundbahn eintraf. — Rechts: Von der Tagung des Internationalen Arbeitsamtes, die am 11. Oktober in Berlin eröffnet wurde: Während einer Sitzung. Von links nach rechts (sitzend): Albert Thomas (Frankreich), Direktor des Amtes; Reichsarbeitsminister Dr. Brauns; Arthur Fontäne, Präsident der Tagung; Staatssekretär Dr. Geib.

DAS MODERNE WIRTSCHAFTSLEBEN DER TÜRKEI

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz

Durch das neue türkische Wirtschaftsleben geht ein Zug ungeahnter kraftvoller Entwicklung, die, mit den eingewurzelten Traditionen von Jahrhunderten brechend, in enger Anlehnung an westeuropäische Gesetzgebungs-, Wirtschafts- und Sozialverhältnisse eine ganz neue Kultur zu schaffen sucht. Der „kranke Mann am Bosporus" ist tot. Das tatkräftige Eingreifen des Generals Mustafa Kemal-Pascha, der heldenhaft geführte Befreiungskampf im Inneren Anatoliens hat allen derartigen Phantasien ein Ende bereitet. Das morsche Reich der Ottomanen ist eingegangen; eine starke, junge Türkei hat sich emporgerafft und schreitet zielbewußt einer glänzenden Zukunft entgegen. Die Angora-Regierung wandelt nicht mehr im Fahrwasser der früheren, die ein Spielzeug in den Händen derer war, die ihren Besitz aufzuteilen gedachten, oder solcher, die die Hohe Pforte dazu benutzten, auf den einen oder andern Gegner einen indirekten Druck, irgendeine politische Wirkung auszuüben. Sie hat heute drei Probleme vor Augen: Sicherheit des Besitzes, defensive Waffenbereitschaft und Wiederaufbau des Landes.

War die türkische Wirtschaft vor dem Krieg ein Gegenstand der kapitalistischen Ausbeutung durch fremde Nationen, so hat sich für sie in dem durch die raschen Erfolge der Unabhängigkeitskriege hochgesteigerten Selbstgefühl naturgemäß die neue Rolle ergeben, nicht Objekt, sondern Subjekt des heimischen Wirtschaftslebens zu sein, was als weiteres Ziel der türkischen Wirtschaftspolitik die Nationalisierung des türkischen Wirtschaftslebens zur Folge hat.

Die Türkei ist zum größten Teil Agrarland. Bei dem natürlichen Reichtum ihres Bodens könnte sie ein Vielfaches ihrer heutigen Bevölkerung ernähren, was in der gesteigerten Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte zum Ausdruck kommt. Die Industrie nimmt daneben einen sehr bescheidenen Raum ein. Es gibt schätzungsweise augenblicklich in der Türkei nur 600 bis 700 Industriebetriebe mit insgesamt etwa 16000 Arbeitern, so daß also kaum 1 Prozent der arbeitsfähigen türkischen Bevölkerung in der türkischen Industrie beschäftigt ist. Nun geht die Wirtschaftspolitik der neuen Türkei, beherrscht von der rein merkantilistischen Auffassung, daß lediglich die Höhe der Handelsbilanz den Volksreichtum verrate, dazu über, die Industrialisierung der Türkei mit allen Mitteln zu forcieren unter gleichzeitiger Eindämmung des Imports. Sie geht sogar so weit, mit der Gründung mancher Industrien, z. B. der Zuckerindustrie, den Rentabilitätsgesetzen Gewalt anzutun. In diesem Sinne ist auch nur das alte Industrieförderungsgesetz aus dem Jahre 1924, das eben von der großen Nationalversammlung in Angora mit weitergehenden Tendenzen neu verabschiedet ist und den Industrieunternehmen sehr weitgehende Zoll- und Steuerfreiheit gewährt, zu verstehen.

Diesen gewaltigen Umwälzungen der Türkei auf wirtschaftspolitischen Gebieten, ihrer Nachahmung des abendländischen Vorbildes folgt in nicht vermindertem Tempo die Anpassung an westeuropäische Gesetzgebungsverhältnisse. Während sich mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, das sich das Schweizerische Bürgerliche Recht zum Vorbild nahm, in Abkehr von religiösen Rechtsnormen der Übergang zur weltlichen Rechtsprechung vollzog, haben gesteigerter fiskalischer Bedarf und zielbewußte Währungspolitik Ende 1926 zu umwälzenden Reformen auf steuer- und verwaltungsrechtlichen Gebieten geführt. Unter Aufgabe des bisherigen, lediglich rohen Schätzungsverfahrens ist zum ersten Male ein Steuersystem mit modernen Veranlagungs- und Erhebungsgrundsätzen, ganz nach europäischem Muster, aufgeführt worden. Das neue Steuersystem der Türkei erstreckt sich im wesentlichen auf die steuerliche Erfassung des Einkommens, des Umsatzes und der Lustbarkeiten und hat in dem Gewinnsteuergesetz vom 27. Februar 1926 nebst Zusatz vom 12. Juni 1926, dem allgemeinen Verbrauchssteuergesetz vom 1. Februar 1926, dem Lustbarkeits- und besonderen Verbrauchssteuergesetz vom 13. Februar 1926 und in dem das Gesetz über die „feste Steuer" vom 8. Februar 1927 ersetzenden Gesetz des 5prozentigen Zuschlags auf die Gebäude-, Grund- und Gewinnsteuer seinen Niederschlag gefunden. Die Einkommensteuer ist progressiv gestaffelt und beträgt bei einem Einkommen bis zum Betrag von 3000 türkischen Pfund (1 t. Pf. = etwa 2 RM.) 6 Proz.; 3000—5000: 7 Proz. und so steigend bis 50000: 13 Proz. Für über 50000 t. Pf. kommt der Satz von 14 Proz. in Frage. Leider mischt sich in diese berechtigten Reformbestrebungen eine Nationalisierungsströmung ein, die weit über das berechtigte Maß hinausgeht. Die Nationalisierung der Wirtschaft wirkt sich aus: 1. in der Vorbehaltung gewisser Berufe für Türken (wie z. B. Ärzte, Zahnärzte, Apotheker, Chemiker), 2. in der Verpflichtung für alle Firmen, einen bestimmten Prozentsatz von türkischen Angestellten zu beschäftigen, 3. in der Verpflichtung zur Benutzung des Türkischen als Geschäftssprache, in der Bücher geführt und Korrespondenzen im Inland erledigt werden müssen, 4. in steuerlicher Begünstigung für einheimische Produktionen vor den Vertretern ausländischer Häuser, 5. in unzureichendem Warenschutz solcher Markenwaren, die keine Vertretung in der Türkei unterhalten, 6. in der Bevorzugung der rein türkischen Firmen bei der Vergebung der Staatsaufträge.

So sieht die Wirtschafts- und Rechtslage aus, unter der deutschen Firmen die Niederlassung in der Türkei eben wieder ermöglicht ist. Unter dem 12. Januar 1927 ist zwischen dem Deutschen Reich und der türkischen Republik ein Niederlassungsabkommen zustande gekommen, das allerdings erst im Laufe des Sommers beiderseits ratifiziert worden ist, und das die Vertreter- und Zweigniederlassungsfrage in beiden Staaten gegenseitig regelt. Nach Art. 2 sollen die Staatsangehörigen des einen vertragschließenden Teils völlige Freiheit zur Einreise und zur Niederlassung in dem Gebiet des anderen Teils und dort weiter nach Art. 4 das Recht haben, jede Art von Industrie und Handel zu betreiben und jede Erwerbstätigkeit und jeden Beruf auszuüben, soweit diese nicht den eigenen Staatsangehörigen vorbehalten sind. Nach Art. 5 müssen Handels-, Industrie- und Finanzgesellschaften, einschließlich der Transport- und Versicherungsgesellschaften, die im Gebiet des einen vertragschließenden Teils ordnungsgemäß errichtet werden, im Gebiet des anderen Teils anerkannt werden. Selbstverständlich hängt die Zulassung dieser Gesellschaften zur Ausübung ihres Handels oder Gewerbes im Gebiete des anderen vertragschließenden Teils — wie dies in Art. 5 nochmals ausdrücklich erwähnt wird — von ihrer Unterwerfung unter die Gesetze und Vorschriften ab, die in diesem Gebiete gelten oder gelten werden. Der Gründung der deutschen Zweigniederlassungen oder Handelsvertretungen in der Türkei kommen weitere Bestimmungen des Zeichnungsprotokolls, das als Anlage zum Handelsvertrag und zum Niederlassungsabkommen gilt, entgegen. Hier hat die türkische Regierung ihre Bereitwilligkeit erklärt, die im Jahre 1918 unter Verlust ihres Vermögens vertriebenen Deutschen, die später in die Türkei zurückgekehrt sind oder zurückkehren werden, von der Zahlung der rückständigen Temettu-Steuer zu befreien. Handelsreisende sind bis auf die Dauer von sechs Monaten von allen Steuern, bis auf die, die auf Geschäftsgewinne entfallen, befreit. Ausstellungen und Messen waren schon nach den allgemeinen Bestimmungen im Interesse des Außenhandelsaufbaues steuerfrei belassen worden.

Die deutschen Zweigniederlassungen in der Türkei leiten gleichzeitig zu den deutschen Handelsbeziehungen mit der Türkei über, die durch den Abschluß des neuen Handelsvertrags, ebenfalls vom 12. Januar 1927, ratifiziert im Mai/Juni, eine neue rechtliche Grundlage erhalten haben. Konnte sich auch unsere Ausfuhr in den Jahren 1923 bis 1926 von 47 Mill. RM. über 49 Mill. und 65 Mill. auf 75 Mill. RM. heben, so reicht diese Ziffer doch keineswegs an die Vorkriegszeit heran. An Einfuhr haben wir für 28 Mill. RM im Jahre 1923, für 60 Mill. im Jahre 1924 und für 69 Mill. RM. im Jahre 1925 hereingenommen, die 1926 auf 54 Mill. RM. zurückgegangen war. Unsere Ausfuhr besteht vornehmlich in Industrie-Erzeugnissen: Textilien, Chemikalien, Maschinen- und Eisenwaren, während wir von der Türkei in erster Linie landwirtschaftliche Produkte aller Art beziehen, unter denen Südfrüchte, Obst und Tabake, letztere im Jahre 1926 mit 15,3 Mill. RM., an erster Stelle stehen. Während wir seit mehreren Jahren im Verhältnis der Meistbegünstigung mit der Türkei leben, sieht der neue Handelsvertrag darüber hinaus zolltarifarische Zugeständnisse auf beiden Seiten vor. Die Liste der deutschen Ermäßigungen wird mit einem wertvollen Zugeständnis an die Türkei abgeschlossen, mit der Ermäßigung der Teppiche, wo der Satz von 2400 RM. der Türkei gegenüber auf 800 RM. herabgesetzt worden ist. Die türkischen Tarifermäßigungen müssen besondere Beachtung finden, da die Türkei hierbei in mehreren Fällen über das Maß dessen hinausgegangen ist, was ihr in dem Vertrag von Lausanne mit Geltung bis zum Jahre 1929 an zolltarifarischen Zugeständnissen von den Entente-Staaten abgenötigt worden ist. Die Türkei hat bekanntlich unter Erkämpfung außerpolitischer Selbständigkeit handelspolitische Knebelungen erfahren und den sogenannten Siegerstaaten ganz erhebliche Abstriche von dem Tarif 1916 gewähren müssen. Die Türkei hat daneben bestimmte Erleichterungen für die Behandlung deutscher Handlungsreisender und ihrer Warenproben getroffen, wonach letztere beim Eingang in die Türkei nicht mehr zu verzollen sind.

Auffallen muß immerhin die äußerste Anspannung aller Einnahmefälle, auf die die mit allen Mitteln betriebene Europäisierung des türkischen Wirtschaftslebens hinarbeitet, und weiter auch die extrem-nationalistische Kursrichtung der türkischen Wirtschaftspolitik. Die deutsche Wirtschaft, die an türkischen wirtschaftlichen Interessen stets regen Anteil genommen und oft ihre besten Kräfte dem Aufbau des türkischen Wirtschaftslebens zur Verfügung gestellt hat, kann mit dem Erreichten besonders zufrieden sein.

TAGESGESCHICHTE

Am 9. Oktober fanden sich die Vertreter der Regierung und der Behörden im Festsaal des Neuen Rathauses zu Dresden zu einer Feier aus Anlaß der Grundsteinlegung zum Deutschen Hygiene-Museum ein. Die Festrede hielt Prof. Dr. Hamel, Präsident des Reichsgesundheitsamts. Im Anschluß an diese Sitzung ging auf dem Bauplatz im Park der ehemaligen Sekundogenitur der feierliche Akt der Grundsteinlegung vonstatten. Mit einem Vorspruch von Prof. Ottomar Enking wurde die Kapsel mit der unterschriebenen Grundsteinlegungsurkunde in den Grundstein eingemauert. Hierauf übergab Oberbürgermeister Dr. Blüher als Vorsitzender des Deutschen Museums-Vereins den Hammer an den Ministerpräsidenten Heldt, der mit einem Geleitspruch die ersten drei Hammerschläge ausführte.

In Weimar feierte am 9. Oktober das Infanterieregiment 94 (Großherzog von Sachsen) sein 225jähriges Jubiläum. Einer Feier für die im Weltkrieg Gefallenen in der Gedenkhalle der thüringischen Landeshauptstadt folgte am Nachmittag die Weihe des Ehrenmals, das vor dem Großherzoglichen Schloß an der Ilm Aufstellung gefunden hat, eines Werkes des Bildhauers Arno Zauche, das auf dem Obelisken einen mit der Pranke auf der Fahne ruhenden Löwen trägt; an den Ecken des Aufbaues stehen gesenkten Hauptes die die vier verschiedenen Mannesalter symbolisierenden Kriegerfiguren.

Auf dem Gipfel des Brockens wurde am 10. Oktober zur Erinnerung an Goethes erste Harzreise, die sich am 10. Dezember zum 150. Male jährt, vom Harzer Geschichtsverein mit seinen Mitgliedern und Goethefreunden eine Gedenkfeier abgehalten. Dabei wurde am „Wolkenhäuschen" eine Goethe-Plakette von ihrem Stifter, dem Fürsten Christian zu Stolberg-Wernigerode, enthüllt und vom Leiter des Geschichtsvereins mit kurzem Weihespruch der Öffentlichkeit übergeben.

Das Ostalpengebiet wurde am Abend des 8. Oktober von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, dessen Spuren bis nach Dresden fühlbar waren. Recht kräftige Stöße trafen Wien und seine Umgebung und richteten nicht unbeträchtliche Zerstörungen an.

Das Junkers-Flugzeug D 1230 landete in Fortsetzung seines Ozeanflugs am 14. Oktober glücklich auf den Azoren nach elf Stunden Flugzeit. Auch die Heinkels-Seemaschine D 1220 ist am 14. Oktober in Wilhelmshaven gestartet und hat auf ihrem Etappenflug Spanien erreicht. Dagegen mißglückte der Ozeanflug der amerikanischen Fliegerin Ruth Elders, die am 11. Oktober mit ihrem Begleiter Haldeman in Neuyork startete. Auf hoher See mußte das Flugzeug „American Girl" wegen Bruch der Ölleitung niedergehen. Die Insassen nahm der holländische Dampfer „Barendecht" auf, der nach Amerika unterwegs war.

BÜHNENSCHAU

Als ein bedeutsames Ereignis der Opernbühne in der laufenden Spielzeit ist die Uraufführung von Ernst Wolfgang Korngolds „Das Wunder der Heliane" anzusprechen (Uraufführung im Stadttheater zu Hamburg). Dieses neue Werk liegt in der Entwicklungslinie, die durch seine früheren, „Violanta" und die „Tote Stadt", bestimmt wird. Romantik ist die Grundstimmung dieser Oper — bewußte Abkehr vom Modern-Sachlichen der zeitgenössischen musikalisch schöpferischen Jugend. Ein Mysterium des früh verstorbenen jungen Wiener Dichters Hans Kaltenecker diente dem Librettisten Hans Müller als Grundlage zu seinem Operntexte, der dem Komponisten reiche Gelegenheit zu freier Entfaltung bietet. Ein Herrscher, der, eine kalte Natur, sein Land in Freudlosigkeit zwingt, spricht einem Fremden das Todesurteil, weil er dem Volke das Glück gepredigt hat. Des Herrschers Gemahlin Heliane geht in die Zelle zu dem Verurteilten, wird dort von ihrem Gatten überrascht und der Untreue beschuldigt. Beide sterben, doch zu neuem Leben erwacht, gehen sie dann ins Reich der himmlischen Liebe ein. — Dem alltagsfernen, mystisch-wunderfreudigen Textinhalt entspricht die Partitur in ihrem Reichtum und ihrer feierlichen Tiefe. Ungewöhnlicher Beifall wurde dem Komponisten und ingleichen den Mitwirkenden zuteil.

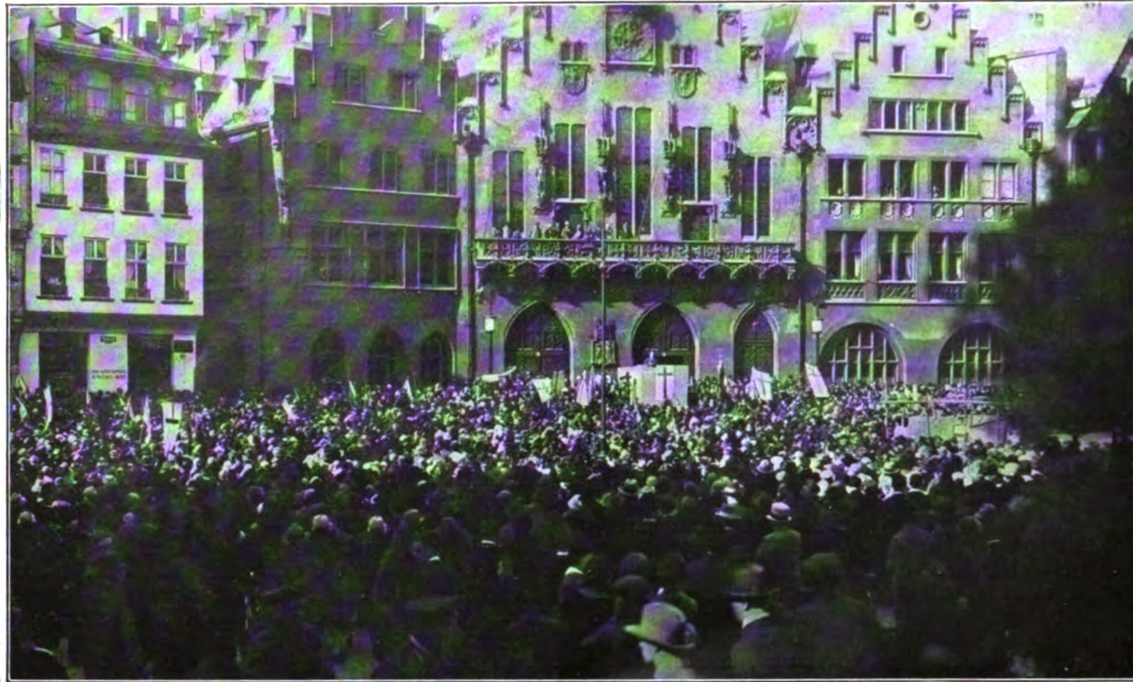
Ein ganz anders als Korngold gerichteter Komponist kam bei der Uraufführung des Balletts „Mammon" zu Wort, das im Münchener Nationaltheater zur Uraufführung gelangte: Ernst Krenek, der Schöpfer der vielbeachteten, mit modernsten Mitteln arbeitenden Oper „Jonny spielt auf". Heinrich Kröller und Bela Balázs haben das choreographische Bild des Balletts geschaffen. Sein Inhalt ist die tänzerische Gestaltung der ewig menschlichen Jagd nach dem Golde, dessen unwiderstehliche Macht Herrscher Mammon personifiziert. Die vortreffliche Musik und die glänzende Darstellung fanden freudige Anerkennung.

Leben und Tod des Sokrates, des griechischen Weisen, behandelt Robert Walters Komödie „Die große Hebammenkunst", benannt nach der von dem Philosophen so gern angewandten dialektischen Methode, der „Mäeutik", mit deren Hilfe er in der Unterhaltung durch Fragen und Einwürfe Unklarheiten enthüllte und die Wahrheit zu „entbinden" versuchte. Das Kölner Schauspielhaus, das das Stück zur Uraufführung erworben, hatte einen guten Griff getan.

Eine Anklage gegen die „ewige Krankheit" des Richtens und Bestrafens bedeutet das schon in der Vorkriegszeit entstandene Drama „Justiz" des englischen Dichters John Galsworthy, jetzt aufgeführt vom Deutschen Künstler-Theater in Berlin. Ein schuldlos-schuldiger Scheckfälscher wird ins Zuchthaus gesteckt, verkommt nach seiner Entlassung und endet als Selbstmörder. — Ein gut gemeintes Theaterstück ohne innerliche Wirksamkeit.



Prof. Ludwig Fahrenkrog, bekannt durch seine religiös-philosophischen Dichtungen und Gemälde eigener Art, begeht am 20. Oktober seinen 60. Geburtstag.



Vom II. Evangelischen Volkstag in Frankfurt a. M. am 9. Oktober: Die feierliche Kundgebung auf dem im Zentrum der Stadt gelegenen Römerberg-Platz.



Stanislaus Cauer, bekannter Bildhauer, Professor der Kunstakademie in Königsberg, konnte am 18. Oktober seinen 60. Geburtstag feiern.



Links nebenstehend: Paul Nitschmann, Erster Schriftführer des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig und Erster Vorsteher der Deutschen Buchhändlergilde in Berlin, wurde am 19. Oktober 60 Jahre alt.

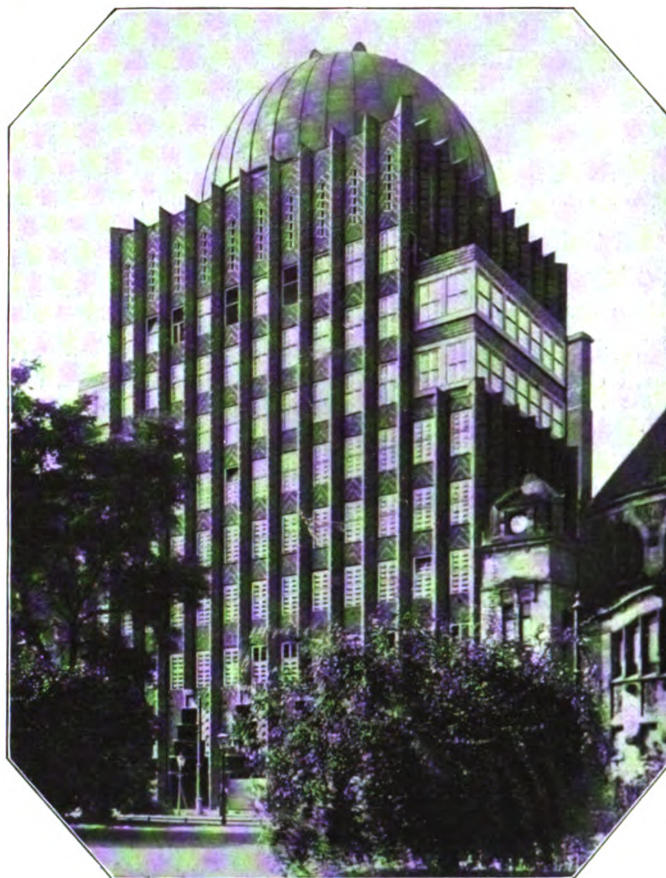


Rechts nebenstehend: Arturo Alemparte, der neue Gesandte der Republik Chile, der zur Übernahme seines Amtes als Nachfolger von Luis B. de Porto-Seguro in Berlin eingetroffen ist.

BRUNFTZEIT

(Zu der Abbildung „Störenfriede im Revier" auf nebenstehender Seite.)

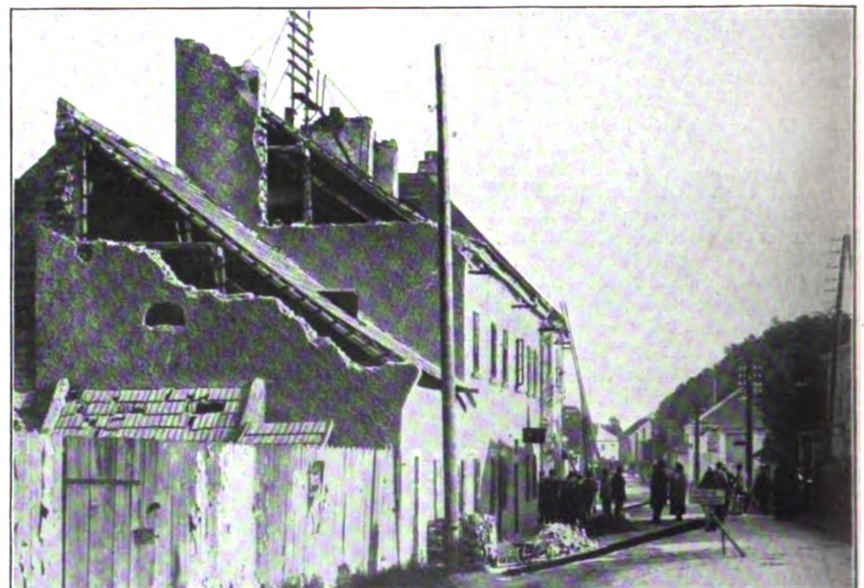
Wenn Septemberlaub zu fallen beginnt, tritt unser Rotwild in die Brunft. Der Hirsch, der in der vorangegangenen Feistzeit durch Ruhe und gute Äsung abseits vom Kahlwild sich pflegte und sein Körpergewicht nicht unbedeutend vergrößerte, tritt zum Kahlwild. Erst die einzelnen brunftigen Stücke, mit seinem U-a-Laut dahinziehend, nur suchend, treibt er sich mit der Zeit einen ganzen Harem zusammen, dessen Besitz er durch Rören oder Schreien als Warnung für seine Geschlechtsgenossen kundgibt. Oft lockt er hierdurch den stärkeren Hirsch, der ihm den Besitz streitig macht. In heftigem Kampfe wird er abgeschlagen und muß sich aufs neue dort versuchen, wo er mit einem schwächeren Gegner leichteres Spiel hat. Dem Jäger, der nicht nur seine Hirsche, sondern auch deren einzelne Stimmen kennt, ist in der Brunft Gelegenheit gegeben, durch Verhören am Standort die Geweihträger zu suchen, die durch ihr Alter als abschußreif zu bezeichnen sind; fernerhin auch die sogenannten Mörder, d. h. solche Hirsche, die durch die Eigenart ihrer spitzen Stangenbildung, verbunden mit einem ausgesprochen mörderischen Charakter, nicht nur Hirsche, sondern auch Kahlwild zu Tode forkeln. Geübte Jäger verwenden hierbei die Muschel oder das Horn, Instrumente, mit denen man das Rören der Hirsche nachahmt, so daß die eifersüchtigen Geweihträger bis auf wenige Schritte auf den Jäger losziehen, und der schnell und sauber hingeworfene Schuß verbürgt sicher den Erfolg eines rationellen Abschusses. Der neuerdings wieder stark erwachte Trieb der Menschen zu der Natur und deren Studium hat allerdings eine Bewegung zur Folge, deren ausübende Spezies im weidmännischen Sinne den Titel Sapiens nicht rechtfertigen. Naturstreifen zu Fuß, per Rad, mit und ohne Motor, ja selbst mit dem Auto müssen ins Brunftrevier unternommen werden, um nicht nur die Hirsche „brüllen" zu hören, sondern das Studium muß so gründlich betrieben werden, daß es heißt: heran ans Rotwild, und zwar so nahe, wie es selbst der Weidmann nicht riskiert. Über zarte Kulturen laut brechend, zieht die Menge besonders am Wochenende hinter dem schreienden Hirsch her. Das Wild wird von den Brunftplätzen versprengt, an der Fortpflanzung verhindert und wandert in andere Reviere aus. Der hinzukommende Jäger, wie auf unserem Bilde zu beobachten, sieht oft nur den verheerenden Schluß des Treibens. Auf seine Vorstellungen werden ihm — besonders von jüngeren Herrschaften — Vorträge über das Allgemeinrecht auf den Wald gehalten, obwohl an den verschiedenen Stellen deutlich gekennzeichnet war, daß es sich um Privatwege handelte, deren Betreten verboten war. Im Sinne der Erhaltung unseres Rotwildes muß in diesen Dingen eine Änderung vor sich gehen, und es steht leider zu erwarten, daß große Revierteile sowohl staatlicher als besonders auch privater Forsten, die doch der Allgemeinheit zur Erholung dienen, auch für die übrigen Jahreszeiten geschlossen werden. Wer das Interesse an der Natur hat, eine Brunft zu beobachten, dem wird durch Anschluß an einen wirklichen Jäger und richtige Führung dazu Gelegenheit gegeben sein. Auch in fiskalischen Revieren sind gewisse Straßen freigegeben, von denen aus die Beobachtung der Brunft bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Die Beamten der grünen Farbe finden sich gern dazu bereit, ungefährliche Beobachtungsposten anzuweisen, wenn die Betreffenden die Gewähr dafür geben, nicht durch Nachschleichen oder sonstiges Verhalten das Rotwild zu stören. Jeder ernste Naturfreund sollte sich bemühen, zu dieser Disziplin beizutragen. S. W.



„Der Himmel auf Erden" als architektonische Baukrönung: Die Kuppel des Zeiß-Planetariums auf dem neuerrichteten, 50 m hohen Hochhaus in Hannover.



Besuch des spanischen Königspaares in Marokko: König Alfons (1) mit seiner Gattin (2) und Ministerpräsident-Diktator Primo de Rivera (3) im maurischen Viertel von Tetuan.



Von dem Erdbeben in den Ostalpen am 8. Oktober, das sich bis nach Wien erstreckte: Beschädigte Häuser in der Ortschaft Schwadorf bei Wien, die von der Erderschütterung heftig betroffen wurde.



Störenfriede im Revier. Zeichnung von Rudolf Lipus.

(Hierzu der Beitrag „Brunftzeit“ auf der gegenüberliegenden Seite.)



AN HEILIGER STÄTTE IN INDIEN: DER MANIKARNIKA- (KARNIKARA-) GHAT IN BENARES

AQUARELL VON FRIEDRICH ALFRED LEEKNEY

Unter den vielen am Ganges gelegenen Ghats (Ufertreppen) von Benares ist der Manikarnika-Ghat einer der heiligsten. Hier soll bei Wischnus Reinigung dessen Ohrgeschmeide in den Fluß gefallen sein. Darum sucht jeder Hindu unter den größten Opfern, an dieser Stelle seine Reinigung, die Säuberung seiner Seele, zu vollziehen. Im Vordergrunde sieht man den „Sinkenden Tempel“.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(2. Fortsetzung.)

Elisabeth hatte ein so seltsames Lächeln auf ihrem Gesicht.

„Ich habe merkwürdig geträumt. Mir war, als wäre der Buddha lebendig geworden. Ich hörte deutliche Stimmen, und als ich aufwachte, war mir im Halbschlummer, als hätte der Buddha lebende, menschliche Augen."

„Du hast dich geängstigt?"

„Nein, es schien mir, als müsse das alles so sein. Dann habe ich die Tür geöffnet und das helle Licht hereingelassen. Ich glaube, ich habe wirklich nach Menschen gesucht. Aber natürlich war alles leer."

„Wir werden dich nicht mehr einsam zurücklassen."

„Warum nicht? Ich glaube, es gibt keinen Ort, wo weniger Gefahren drohen als hier."

Das Feuer loderte auf, ein Stück frisches Fleisch briet an dem Haken über dem Altar.

Heinz blickte unwillkürlich zu der Buddhastatue empor, und sein Auge glitt an ihr herunter.

„Was ist denn das?"

Er hob einen blitzenden Gegenstand auf.

„Ein kostbarer Edelstein?"

„Wie kommt der hierher?"

Sie standen alle zusammen.

„Lag wahrscheinlich immer hier."

Elisabeth lachte.

„Du scheinst wenig davon zu halten, wie ich den Tempel säubere. Ich müßte ihn gesehen haben."

„Dann ist er wahrscheinlich von dem Buddha herabgefallen und hat den Anlaß zu deinem Traum gegeben."

In dieser Nacht hatte auch Heinz einen merkwürdigen Traum. Ihm war, als stünde neben ihm ein alter Mann in gelbem, seidenem Mantel und neben ihm noch ein Junger. Die beiden flüsterten miteinander, aber sie schienen nicht feindlich zu sein.

Er fuhr aus dem Schlaf auf. Alles war still um ihn herum, Elisabeth schlief ruhig, und Bill Hunter hörte er in seinem Verschlage gleichfalls ruhig atmen. Er fachte das fast vollständig niedergebrannte Feuer wieder an. Selbstverständlich war alles genau wie immer.

Er schüttelte den Kopf.

„Das kommt vom Träumen. Ich hätte wetten mögen, das Feuer sei von Menschenhand auseinandergerissen."

Es dauerte lange, bis er wieder einschlief. Am Morgen lachte er über sich selbst.

Der Traum wiederholte sich nicht, und einsam hing der Winter über dem Göttergarten des ewigen Himalaja.

II.

Lobsen Kungu war nicht gestorben, lag nicht unter der ewigen Decke des dichten Schnees, der den Nordgletscher des Tales bedeckte, in dem der Tempel des Einsiedlers stand. Er war bis an die Grenze des Gletschers emporgestiegen, dann aber hatte er suchend umhergespäht, hatte den Körper durch eine enge Spalte gezwängt, war durch eine Höhle geschritten und hatte auf der anderen Seite den Ausweg in eine wilde Felsschlucht gefunden. Ein Weg, den außer ihm niemand kannte, ein Weg, den er selbst durch Zufall gefunden, zur Zeit, als er noch im Dienste des Klosters Getschun Gomba die Herden hütete. Er stieg wieder bergauf. Fand abermals eine Höhle und schlief ohne Feuer während einer furchtbaren Nacht.

Erstarrt ging er am Morgen weiter, aß von den Maiskolben, die er mit sich genommen, und barg sich vor den stürmenden Winden und brüllenden Lawinen hinter den kahlen Felsen. — — —

Drei Wochen später betrat er den Hof des Klosters.

„Ich will mich zu den Zehennägeln des Heiligen niederwerfen."

Mitleidige Lamas führten den Erstarrten zur Küche und gaben ihm Tee, mit Butter vermischt, und Tsamba, die Maisspeise, die die Hauptnahrung der Mönche bildete.

„Wo kommst du her?"

„Ich kann es nur dem Heiligen sagen."

„Bist du ein Bote?"

„Ja."

„Von wem?"

„Von Buddha."

Man führte ihn vor Tschukang, den Chanzo Cusho.

„Wer bist du?"

„Lobsen Kungu, der einst des Klosters Hirt war."

„Was drängst du dich zu dem Heiligen?"

„Ich habe ein wichtiges Geheimnis."

„Der Heilige ist krank. Sag' es mir!"

„Sag' du meinen Lohn."

„Wenn es eine Botschaft ist, die uns nützlich erscheint, sollst du wieder die Herde des Klosters hüten."

„Ich will Geld."

„Du forderst viel."

„Ich bringe auch viel."

„So wirst du bekommen."

Er beugte sich zu dem Chanzo Cusho.

„Weiße Menschen sind in die Berge der Götter gestiegen."

„Ich weiß."

„Drei von ihnen sind in dem Tale des Einsiedlers. Sie sind in die Irre gegangen, ich habe sie zu dem Tempel des Toten geführt."

„Ist das dein Geheimnis?"

„Sie sind Gefangene des Berges. Tu mit ihnen, was du magst."

„Was nützen sie mir?"

„Das weiß ich nicht. Ich hätte sie hierherführen können. Ich weiß, daß du es nicht willst, daß ein Fremder das Kloster betritt. Ich gab sie in deine Gewalt. Einer von den dreien aber ist kein Mann, sondern ein Weib. Wie dürfte ein Weib das Kloster betreten! Ein schwangeres Weib, das in den Bergen ein Kind gebären wird, noch ehe der Frühling kommt. Habe ich klug gehandelt, daß ich sie bei dem Tempel verließ?"

„Ich bin zufrieden mit dir und will dich belohnen. Weiß jemand von deinem Geheimnis?"

„Ich wollte es nur dem Heiligen sagen, ich sagte es dir."

„Willst du in meinen Dienst treten?"

„Wenn der Lohn gut ist."

„Bist du stark genug, um augenblicklich nach Taschi Lunbo aufzubrechen?"

„Ich bin es."

Blitzschnell hatte Tschukang überlegt. Der Heilige starb. Vielleicht! Jedenfalls wollte er allein wissen, welch seltsamer Vogel sich im Garten der Götter gefangen hatte.

„Bleib hier, ich werde dir den Brief holen. Er ist wichtig. Ich werde dir deinen Lohn und den Brief geben. Er ist nur für die Hand des obersten Lama bestimmt. Es ist möglich, daß sie den Boten freigebig beschenken, denn die Nachricht ist gut."

Der Chanzo Cusho setzte sich nieder und schrieb:

„Der Überbringer dieses Briefes ist ein Spion der weißen Männer. Tut mit ihm, wie er verdient."

Lobsen Kungu konnte den Brief nicht lesen, aber er nahm ihn voller Ehrfurcht. Er zählte auch die wenigen Münzen nicht, die der Kanzler ihm gab. An dem gleichen Tage noch brach er auf zu dem großen Wege über die verschneiten Hochebenen nach Taschi Lunbo. — — —

Ein Lama trat in das Zimmer des Chanzo Cusho.

„Eine Karawane aus Lhassa ist unterwegs, ein hoher Bote an dich."

„Richte den Gasttempel, und wenn die Karawane das Kloster betritt, laß sie fürstlich bewirten."

Er wußte, warum der Bote kam — es handelte sich um den sterbenden Heiligen und um den ewigen Streit der gelben und roten Lamas.

*

Ewiger Winter über dem Tal der Götter. Bill Hunter war auf der Jagd nach einem Jak, denn das Fleisch war verzehrt. Heinz Schröder stand vor dem Tempel, aus dem ihn sein Weib fortgeschickt. Er war von Angst und Sorgen zerrissen, denn er hörte drinnen das Wimmern Elisabeths und konnte ihr doch nicht beistehen in ihrer schweren Stunde. Endlich rief sie leise nach ihm. Er kniete an dem Lager aus Heu und Fellen. Matt lag sie da, aber ein seliges Lächeln war um ihren Mund, und in den Armen hielt sie — in die ärmlichen Hemdchen gehüllt, die sie selbst aus allem entbehrlichen Leinen genäht hatte — einen kräftigen Knaben.

*

Ganz hoch oben, in einem der innersten Gemächer des Klosters Getschun Gomba, dessen Wände, Fußböden und Türöffnungen mit kostbaren Teppichen und Seidenvorhängen mit den Zeichen des Gebets verkleidet waren, saß Tschukang, der Chanzo Cusho, der Kanzler des Klosters, seinem Gast gegenüber. Während er selbst in fließende gelbe Seide gekleidet war, trug der Gast das gleiche Kleid und den gleichen Mantel aus blutroter Seide. Er war nicht so gekommen. In einfachem, allerdings auch rotem Gewand hatte die Kamelkarawane ihn durch die Steinwildnis in vielen Tagereisen herangetragen, aber ehe er den Chanzo Cusho begrüßte, hatte er das prächtige Kleid und kostbaren Schmuck angelegt, wie es dem Gesub Rimpotschen, dem „wertvollen Gesandten", dem mächtigen Vertreter der Ming dscheng tusse, ziemte. Beide Männer saßen einander gegenüber. Beide hochgewachsen, mit

energischen, harten Gesichtern und listigen, verschlagenen Augen. Beide weit entfernt von dem Ausdruck unendlicher Liebe, die auf dem Gesicht des Kutuchtu lag.

Der rote Lama hatte schweigend einige Tassen Tee geleert, in die reichlich Jakbutter gemischt war. Jetzt sah er auf.

„Der Heilige wird sterben?"

„Du weißt es, Ge-dun-duß."

Beide Männer sahen einander scharf in die Augen. Jeder wußte, daß der andere ihn durchschaute und nur aus Klugheit nicht sprach. Der Kanzler des Klosters hätte am liebsten hinzugesetzt: „Du weißt es besser als ich."

Der Rote fuhr langsam fort:

„Der Gott, der den Heiligen verläßt, wird sich in dem Körper eines neugeborenen Kindes wiedergebären."

„Du sagst es."

Jetzt hatte der Ausdruck des Gesandten etwas Durchbohrendes.

„Wird der Gott diesmal in der Gestalt eines gelben oder eines roten Lamas kommen?"

Tschukang erwiderte den Blick.

„Dieses Kloster ist seit Ewigkeit eine Trutzburg der reinen Lehre der Gelben."

„Du irrst, die reine Lehre ist die der Ming dscheng tusse, der Roten."

„Kamst du, um mir einen religiösen Disput zu halten?"

„Ich kam, dir zu raten. Es wäre nicht unmöglich, daß der Heilige, wenn er diesmal das rote Kleid trüge, auch dir gestattete, im roten Gewande weiter der Kanzler des Klosters zu sein."

„Ich bin zu alt, um das Kleid zu wechseln."

„Du bist mein Feind?"

„Nein, aber ich fürchte, du bist der meine."

Der Rote schwieg einen Augenblick, dann sagte er leichthin: „Jung stirbt der Heilige. Traurig wäre es, wenn auch der Körper des Kindes, in den seine Seele übergeht, nicht lange leben würde."

Der Gelbe beugte sich vor.

„Du meinst, daß euer Gift?"

Jener hob die Hand.

„Sprich nicht aus, was du nicht verantworten kannst."

„Ich weiß."

Jetzt lag spöttisches Lachen um den Mund des Roten.

„Dann sprich es erst recht nicht aus! Denn es wäre der größte Beweis, daß wir Roten stärker sind als ihr. Euer ist das Kloster, die gelben Mönche sind die frommen Lamas von Getschun Gomba. Kein Roter darf in den Mauern des Klosters verweilen, und doch stirbt der Heilige, wie du sagst, von Gift. Wer gibt es ihm? Die Gelben oder die Roten?"

„Gelbe, die Verräter am Heiligtum sind und von euch bestochen."

„Kannst du es beweisen?"

Wieder schwiegen sie, dann nahm der Rote von neuem das Wort.

„Ich bin nicht hierhergekommen, um zu streiten, sondern um Frieden zwischen den Gelben und Roten zu stiften."

Der Gelbe antwortete nicht, aber sein Gesicht war eisig kalt und verriet keine Bewegung.

„Ich sage dir im Vertrauen, auch das Kind, in das die Seele Buddhas fahren soll, wird sterben. Der Dalai-Lama in Lhassa, der selbst Buddha ist, weiß in der Zukunft zu lesen. Er weiß, daß jedes Gefäß des Heiligen sterben wird, solange der neue Heilige sich nicht zur Sekte der Roten bekehrt."

Spöttisch sagte Tschukang:

„Billig ist die Allwissenheit, die selbst das Gift mischt."

„Schweig und höre mich an! Feindschaft ist nicht gut, ich komme, Frieden zu bieten."

„Seltsam fängst du es an."

„Nicht gut ist es, wenn der Heilige immer als Kind stirbt. Laß uns offen reden. Laß Buddha entscheiden zwischen Rot und Gelb. Glaubst du an Buddhas Macht?"

Wieder tauchten beider Blicke ineinander.

„Genau wie du."

„Nun also. Der Heilige wird sterben, ein neues Kind wird gewählt werden. Laß uns ein Orakel stellen, laß den Gott selbst richten. Gelingt es uns, im Umkreis des Klosters ein Kind zu finden, das sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuß trägt, dann ist es Gottes Wille, daß dieses Kind der Heilige wird und das rote Gewand trägt. Gelingt es aber, ein solches Kind zu finden, das schneeweiß ist, strohfarbenes Haar auf dem Haupte trägt und blaue Augen hat, so mag dieses der Heilige sein und das gelbe Gewand tragen."

„Und wenn keines von beiden sich findet?"

„Dann wird das Kloster, bis Buddha gesprochen, von dir und mir gemeinsam geleitet und steht beiden Lamas offen, den roten und auch den gelben."

Sie saßen lange einander gegenüber, dann stand Tschukang auf, und es war, als ob sein Antlitz den Ausdruck tiefster Sorge trüge.

„Es sei, wie du sagst. Wie soll ich mich sonst wehren gegen —"

„Nicht weiter! Gib deine Hand! Wort gegen Wort!"

Der andere nickte.

„Ich werde es morgen bei dem großen Fest im Tempelhof verkünden, wir werden es beide beschwören, und der Heilige, der kaum noch zu sprechen vermag, wird den Frieden segnen."

„So sei es! Gestatte, daß ich mich in den Tempel der Gäste zurückziehe und bete. Ich werde mich morgen vor der Feier zu den reinen Zehennägeln des Heiligen niederwerfen und seinen Segen erbitten."

Tschukang ließ den metallenen Hammer auf die Platte des Gongs niederfallen, und einige junge Priester traten ein. Er gab ihnen die Weisung, den Gast in seinen Tempel zu führen. Dann klopfte er, wie zufällig, dreimal mit den Fingern auf den Tisch. Das hieß: Bewacht ihn mir gut!

Noch geraume Weile, nachdem der Rote gegangen war, stand der Chanzo Cusho mit gesenktem Kopf und betrübtem Gesicht. Als er sicher sein konnte, daß jener die Treppenstufen hinuntergeschritten, veränderte sich schnell sein Ausdruck. Jetzt war es der einer gelungenen Kriegslist, und er murmelte vor sich hin: „Nun bist du in deiner eigenen Falle."

Er stieg noch einige Treppen hinan, ging durch lange Gänge und war in dem Vorzimmer des Raumes, in dem der Heilige, von dessen Körper der Arzt das schleichende Gift nicht hatte fernhalten können, der Auflösung entgegenging. In dem Raum waren die Ältesten der gelben Lamas versammelt. Lauter Männer, auf die vollkommener Verlaß war.

Erwartungsvoll sahen alle den Eintretenden an, der vorsichtig die Türvorhänge hinter sich schloß, nachdem auch die Korridore durch zuverlässige Männer gesperrt worden waren. Dann berichtete er wortgetreu sein Gespräch mit dem Gesandten der Roten.

Der älteste Priester, der Kapu Bombo, der geistliche Vertreter des Heiligen, seufzte auf.

„Dann sind wir verloren. Sicher ist es, daß der Bote ein solches Kind mit sechs Fingern und sechs Zehen bereits gefunden hat, daß er es sehr bald nach dem Tode des Heiligen hierherbringen und in irgendeiner Hütte finden lassen wird. Wo aber sollen wir ein schneeweißes Kind mit hellem, weißblondem Haar hernehmen?"

Tschukang lächelte leise, beugte sich vor und flüsterte:

„Ich denke, dieses seltsame Kind mit weißer Haut, strohfarbenem Haar und blauen Augen wird morgen abend bereits im Kloster sein."

Jene fuhren auf und sahen Tschukang erstaunt an.

„Buddha war gnädig, als er dem Gesub Rimpotschen gerade dieses Wort in den Mund legte. Ich weiß, woher der Gedanke ihm kam. Er hat vielleicht ein Kind jener weißen Menschen gesehen, die aus dem Westen kamen und uns niederzwingen wollen, wie sie es mit den schwachen Männern hinter den Bergen getan. Sicher ist er und kann es sein, daß ein solches Kind nicht im Umkreis des Klosters Getschun Gomba gefunden wird."

„So hat er gewonnen. Du sagst selbst, daß er es verstehen wird, das andere Kind finden zu lassen."

Der Chanzo Cusho sah sich mit triumphierenden Blicken im Kreise um.

„Ich habe das weiße Kind doch!"

„Du hast?"

„Toren sind jene weißen Männer, Toren und Frevler, die seit Jahren immer und immer wieder versuchen, in die Bergwelt der heiligen Götter zu dringen und die Häupter des Gaurisankar und des Tschomo lungma mit ihren unreinen Füßen zu beschmutzen. Drei von ihnen sind diesmal verirrt und durch Zufall oder durch Buddhas Fügung in den Garten der Götter gekommen, wo der Einsiedler gewohnt hat, und sind dort von den Bergen gefangen."

„Was nützen uns jene Männer?"

„Eine Frau ist bei ihnen. Eine Frau, die vor acht Tagen geboren hat."

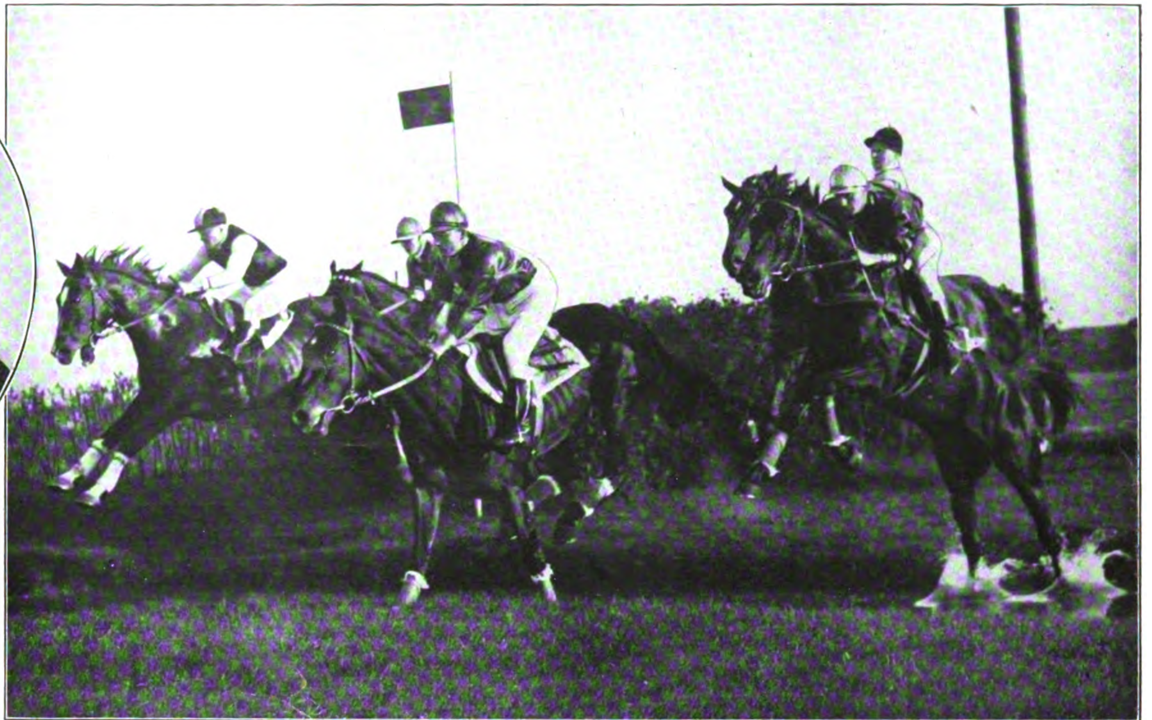
„Ein Weib, das auf den heiligen Berg stieg?"

„Sie sind seltsam, die Weiber der europäischen Männer.

Nur im Winter, wenn der See versiegt und der unterirdische Wasserlauf zum Wege wird, ist es möglich, jenes Tal zu erreichen. Im vorigen Winter fanden wir den Einsiedler tot in seinem Tempel und haben seinen Leib in der Stellung des Gottes in der steinernen Tschorte zur letzten Ruhe gebettet. Auch in diesem Winter bin ich selbst durch den Gang geschritten, als die Wasser versiegt waren, begleitet von Taschka Tsonga, dem Arzt. Wir sind in der Nacht gegangen, als der Mond über dem Tal stand und wir annehmen konnten, daß die ungebetenen Gäste schliefen. Wir sind durch die geheime Tür in den Tempelfelsen gedrungen, auf der inneren Treppe emporgeschritten, die von unten in das Buddhabild führt. In ihm haben wir den Tag abgewartet. Die beiden Männer waren gegangen, aber das Weib lag schlafend auf dem Lager. Ich bin in der nächsten Nacht wiedergekommen, bin, als sie schliefen, aus dem Standbild heraus und an ihr Lager getreten, da habe ich gesehen, daß das Weib schwanger war. Fast wäre der Mann erwacht, ehe ich wieder das Standbild erreichte; aber es war dunkel, als ich verschwand, denn ich hatte das Feuer auseinandergestreut. Jeden Monat war ich einmal dort oben. Vor wenigen Tagen ist das Kind geboren worden. Weiß ist es, strohgelb sind die Haare des Knaben und blau seine Augen. Ich wollte mit euch beraten, was mit jenen weißen Menschen geschehen soll. Ob wir sie überfallen und töten, oder ob wir sie dem Gott opfern, indem wir sie sich selbst überlassen. Jetzt weiß ich, daß sie den Göttern gehören, denn Buddha selbst hat sie geschickt, um uns jenes Kind zu bringen. In dieser Nacht wird Taschka Tsonga es holen. Eilig ist es, und gnädig war Buddha, denn die Tage der Schneeschmelze sind nah, und wenn die Götter die ersten Blitze herniedersenden, ist der unterirdische Gang wieder verschlossen."

(Fortsetzung folgt.)



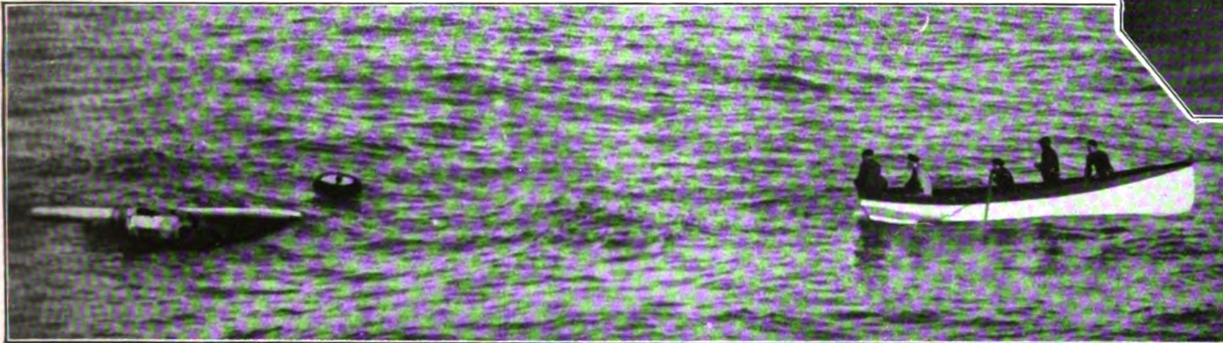


Herrenreitersieg im Großen Preis von Karlshorst, dem größten deutschen Jagdrennen, am 9. Oktober: Der Sieger auf E. E. Fürstenbergs „Mainberg" (vor „Dorn II"), Herr v. Borcke, schildert am Mikrophon den Verlauf des Rennens. Rechts: Das Feld passiert einen Wassergraben auf der klassischen Bahn des Vereins für Hindernisrennen in Karlshorst bei Berlin.



Sportjournalisten auf dem Rennrad: Am Ziel beim ersten Straßenrennen der Sportpresse auf der Havelstrecke über 21,2 km in Berlin am 9. Oktober.





Der erste Fund von Resten verunglückter Ozeanflug-Apparate: Auffischen von Trümmern des am 6. September in Neuyork unter Führung von James Hill und Lloyd Bertaud gestarteten und dann verschollenen Flugzeugs „Old Glory" durch ein Boot des Dampfers „Kyle" auf der Höhe von Neufundland.



Zum Ozean-Überquerungsplan eines Heinkel-Wasserflugzeugs: Der Apparat D 1220, der am 14. Oktober in Wilhelmshaven unter Führung des Piloten Mertz startete.



Weibliche Ozeanflug-Aspiranten: Im Oval: Die erste deutsche Ozeanfliegerin, Frau Lilli Dillenz, Tochter des Wiener Malers Hollitzer, die als Fluggast an der Ozeanüberquerung der Junkers-Maschine 1230 teilnimmt. Mitte rechts: Ruth Elder mit ihrem Begleiter George Haldeman vor ihrer Maschine „American Girl", einem Schwesterflugzeug des „Stolz von Detroit", kurz vor dem Start in Rooseveltfield bei Neuyork am 11. Oktober. Die Flieger mußten notlanden und wurden von einem holländischen Dampfer gerettet.

Hindernisrennen der Lüfte über den Ozean.

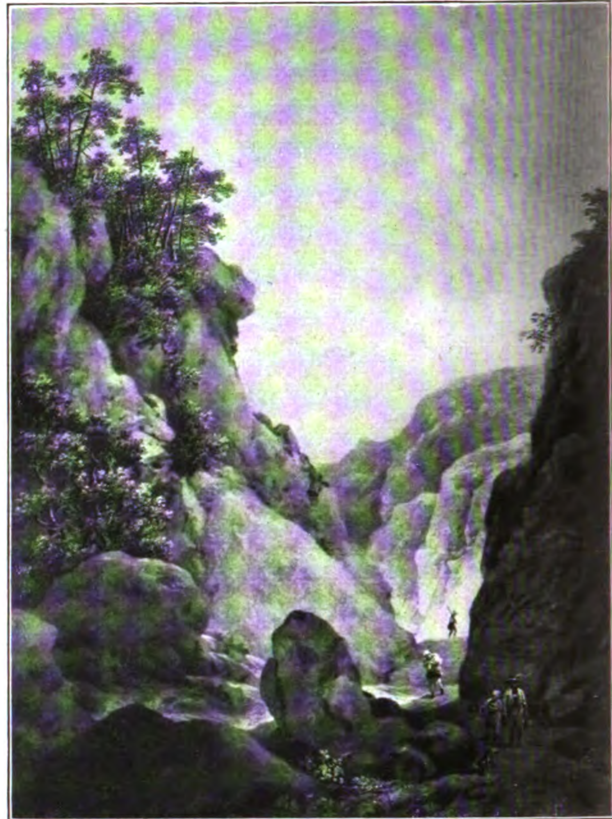
DIE ALPEN IM BILDE

AUS DER GLEICHNAMIGEN AUSSTELLUNG IM WIENER KÜNSTLERHAUS



Albrecht Altdorfer (um 1480 bis 1538): Große alpine Landschaft. Kolorierte Radierung.

Die malerische Darstellung des Gebirges ist ein durchaus modernes Problem. Sie wird erst durch eine Einstellung möglich, die nicht mehr etwas Feindseliges, Unzugängliches in den Bergen sieht, sondern sich auch dieser trotzigen und wilden Strecken der Erde kulturell und sinnlich bemächtigt. Das Mittelalter, der Natur innerlichst fremd, war achtlos oder mit Scheu an Fels und Gletscher, Hochwald und Gipfel vorübergegangen. Erst mit der Renaissance begann die künstlerische Eroberung der Gebirgswelt. Vor allem waren es die Alpen, die, als zentrales und mächtigstes Massiv Europas, die Phantasie des abendländischen Menschen zu bildnerischer Gestaltung anregten. Und so kommt es, daß eine Ausstellung, deren Thema sich darauf beschränkt, die Alpen im Bilde zu zeigen, gleichzeitig eine umfassende Übersicht über die Entwicklung der Gebirgsmalerei in den letzten 400 Jahren zu geben vermag. — Diese fruchtbare Erkenntnis beherrscht die von Dr. Grimschitz eindringlich arrangierte historische Abteilung. Es ist eine Geschichte des Sehens, die sich von Wand zu Wand abrollt. Das eindrucksvolle Liniensystem Dürerscher Holzschnitte, bei Altdorfer einer liebenswürdig verspielten Romantik dienstbar gemacht, weicht im Barock dem malerischen Wogen von Licht und Schatten. Hercules Seghers taucht auf, mit den magischen Gebirgsvisionen seiner großen und verstörten Seele. Aber er steht einzeln da; seine Epoche suchte das Monumentale mehr im Menschen als in der Natur. Und das 18. Jahrhundert war nicht umsonst die Zeit Jean Jacques Rousseaus: weltfreundlich und ein wenig sentimental sieht und malt man die Landschaft, und unter dem heiteren Himmel der Höhe tummeln sich als Staffage zum erstenmal Touristen, eine ganz neue Zeiterscheinung. Die kulturelle Stimmung dieser Bilder läßt schon ahnen, daß sich etwas vorbereitet. Und wie aus dem Goethe der ersten Schweizer Reise der Goethe der Iphigenie geworden ist, wich das Rokoko eines Johann Christian Brand dem Klassizismus Josef Anton Kochs. Hier wird mit den Mitteln eines ordnenden und vereinfachenden Stils versucht, der innerlichen Größe des Eindrucks gerecht zu werden, den eine stille und empfängliche Seele von der Wucht der Gipfelwelt mit sich trägt.



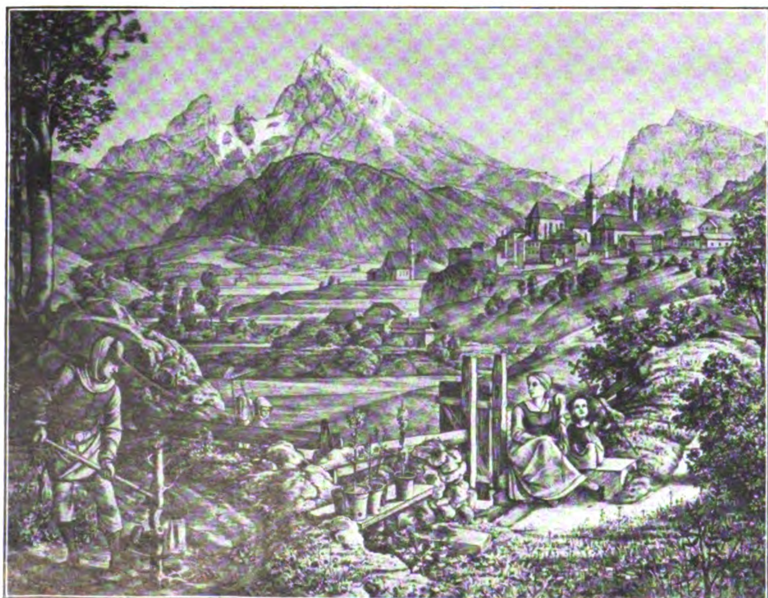
Joh. Christian Brand (1723 bis 1795): Eingang in den Haybachgraben. Aquarell.



Josef Anton Koch (1768—1839): Berner Oberland. Ölgemälde.

Ganz anderes sucht und findet das Biedermeier in der Alpenlandschaft. Seine Entdeckungen liegen zumeist im Vordergrund: „Paysage intime“ — und voller Köstlichkeiten sind diese kleinen Ausschnitte, ob sie nun mit der gläsernen Klarheit Waldmüllers oder der tonigen Flüssigkeit Gauermanns, des Wiener Tiermalers, gegeben sind. Eine große Rolle begann damals München in der Malerei der Alpen zu spielen. Hier bindet das Goldbraun der von den Holländern übernommenen Palette die sonst so schwierig zu bewältigende Fülle der alpinen Erscheinungen zu einer glücklichen Harmonie.

Als die Hellmalerei — in einer meist inkonsequenten und fragmentarischen Übernahme von Prinzipien des französischen Impressionismus — bei den übrigen Völkern populär wurde, ging dieser Halt verloren, und es ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß der weitergetriebene Naturalismus der Malerei des Gebirges eher ge-



Ferdinand Olivier (1785—1841): Berchtesgaden und der Watzmann. Lithographie.



Thomas Ender (1793—1875): Aussicht vom Gamskarkogel auf die Salzburger Gletscher bei Hofgastein. Gemälde.



Ferdinand Georg Waldmüller (1793—1865): Alpensee. Ölgemälde.



Rudolf v. Alt (1812—1905): Anlauftal bei Gastein. Aquarell.

schadet hat als geholfen. Noch vermochten einzelne Meister, wie die beiden einander im Temperament so entgegengesetzten Wiener Zeitgenossen Rudolf v. Alt und Anton Romako, auf alter Tradition fußend, das Neuland des Freilichts zu gewinnen, ohne an Festigkeit und Ordnung einzubüßen; aber erst Segantini, Hodler und Corinth finden die Formeln, das Ewige des Gegenstandes für das europäische Weltgefühl der Jahrhundertwende neu zu gestalten. Ihnen verdankt die moderne Malerei Antrieb und Wegweisung — und in



Karl Reiser (Partenkirchen): Wintertag bei Klais. Ölgemälde.



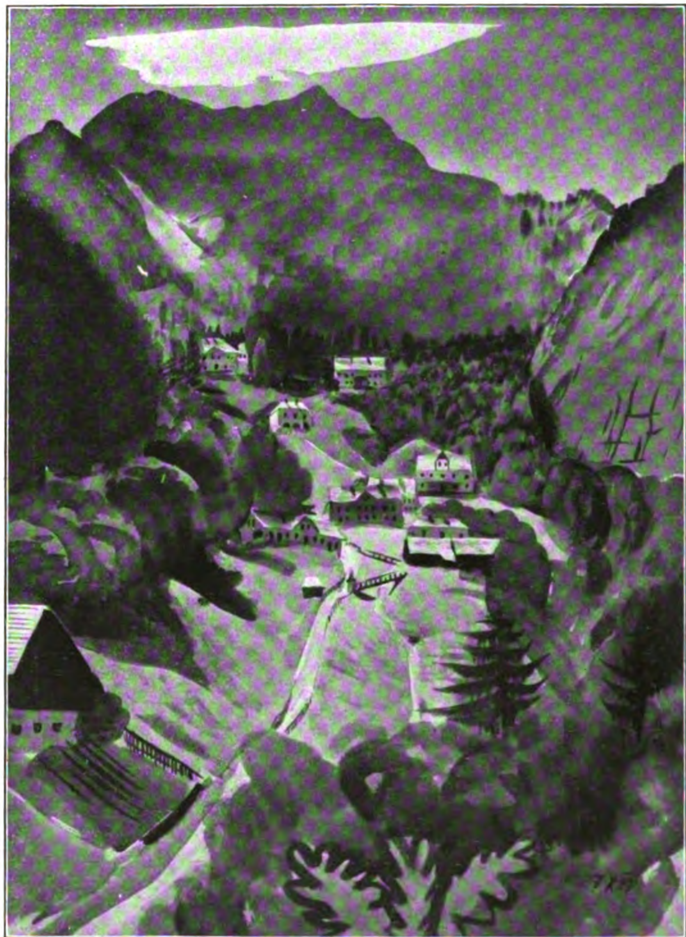
Anton Romako (1834—1889): Das Gasteiner Tal. Ölgemälde.

unzählige Individualitäten gespalten, trägt ihre gewaltige Arbeit Frucht. Gedämpfter Impressionismus lebt in den zarten Aquarellen eines Rudolf Sieck, und Hodlers Beispiel flächenhafter Vereinfachung wirkt sich deutlich noch bei Karl Reiser aus.

Erst den zusammenfassenden Stiltendenzen unserer Zeit scheint es wieder zu gelingen, dem Phänomen der Alpen adäquate Ausdrucksmittel zu schaffen, ein Weg, auf dem sich mit schönen Resultaten besonders zwei jüngere Wiener, Robin C. Andersen und Ferdinand Kitt, auf der Ausstellung ausweisen. Wolfgang Born.



Giovanni Segantini (1858—1899): Die Alpenweide. Ölgemälde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)



Ferdinand Kitt (Wien): Salzberg bei Hallstatt. Aquarell.

Von den Bühnen



Ein neues Werk des Komponisten Erich Wolfgang Korngold: Szenenbild aus der Uraufführung der Oper „Das Wunder der Heliane" im Hamburger Stadttheater am 6. Oktober. Auf der Treppe: Maria Hussa als Heliane (vorn unten); dahinter Rudolf Bockelmann als Herrscher; ganz oben Gunnar Graarud als Schwertrichter; rechts Karl Günther als der Fremde. (Phot. Heinrich Haas.)







Oben: Die als „Nachfolgerin der Duse" bezeichnete italienische Tragödin Emma Gramatica, die im Renaissance-Theater in Berlin ein Gastspiel gab.

Im Oval: Emma Gramatica als altes Mütterchen in dem englischen Stück „Medaillen einer alten Frau" von J. M. Barrie.

Mitte links: Von der Erstaufführung des Dramas „Justiz" von John Galsworthy am Deutschen Künstler-Theater in Berlin am 7. Oktober: Die Gerichtsszene im II. Akt. Vorn links Ernst Deutsch als Angeklagter; vor ihm kniend Carola Toelle als seine Geliebte. (Phot. Zander & Labisch.)





„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles, ach wir Armen!" — Szene aus dem Ballett „Mammon", choreographisches Bild von Kröller und Balaß, Musik von Ernst Krenek, dem Komponisten der erfolgreichen Jazz-Oper „Jonny spielt auf". (Uraufführung im Nationaltheater zu München am 1. Oktober.) — Links: Der Philosoph Sokrates als Held eines neuen Schauspiels von Robert Walter: Szene aus der Uraufführung der Tragikomödie „Die große Hebammenkunst" im Kölner Schauspielhaus am 8. Oktober mit Willi Umminger als Sokrates (rechts) und Minna v. Seemen als seine Frau Xantippe.

Der Geyersberg

Novelle aus dem Nachlass von Wilhelm v. Kügelgen

(2. Fortsetzung.)

Ich möchte freilich nicht zu Mitternacht ankommen," sagte Frau von Biestewitz, „und hier sechs Stunden warten, hieße auch den Geist aufgeben. Was meinst du, Gottlieb," rief sie den Kutscher an, „sollten uns die Schimmel nicht noch bis Leipzig bringen? Es sind ja nur drei Meilen."

Der Kutscher wandte sich zurück: „O je, drei Meilen! Die hat der Fuchs gemessen, und meine alten Tiere sind kochgar. Alle die Tage her und noch heute früh im Geschirr gegangen wegen der Ernte — nee, gnädger Herr, wollte sagen, Euer Gnaden, das ginge wohl, aberst das geht nicht." Hier griff er rasch in die Zügel, weil die Schimmel vor dem heranbrausenden Ungetüm des Eilwagens scheuen wollten, der jetzt, von drei Beichaisen gefolgt, am Posthaus vorfuhr. Verschiedene Passagiere verließen die Coupés, dehnten die Glieder, forderten zu trinken oder verschwanden hinter den Gemäuern der Stallgebäude, aus denen fertig angeschirrte Pferde herausgezogen wurden.

„Was wirst du tun, Tante," fragte Flora, „sollen wir wirklich mit dieser Gesellschaft fahren?" Aber ehe Antwort erfolgte, trat auch schon der Wagenmeister vor. „Es werden hier drei Plätze vakant," sagte er, „im letzten Wagen bleibt nur ein einzelner Musje. Wollen Euer Gnaden davon Gebrauch machen, so schicken der Herr Postmeister hier die Billetts, die wir auf Ihr Konto schreiben. Aber Eile hat es, denn es ist hier kein Aufenthalt nicht."

Frau von Biestewitz war kurz entschlossen. „Gottlieb," rief sie, „du spannst im ‚Roten Ochsen' aus und fütterst deine Schimmel ab, wie sich's gehört. Morgen bei guter Zeit bist du im ‚Birnbaum' zu Leipzig mit Wagen und Gepäck. Hast du's verstanden?"

„Zu Befehl, gnädiger... wollte sagen, Euer Gnaden", grunzte der Kutscher und half Eve Rosinen, der Zofe, die bei ihm auf dem Bock gesessen, ein paar Nachtsäcke, von denen man sich nicht trennen wollte, aus dem Wagenkasten ziehen. Dann folgte die kleine Gesellschaft dem voranschreitenden Wagenmeister, der tröstlich bemerkte, es sei ein recht hübscher Mensch, der Musje da drinnen. Freilich ein Fremder, aber verstehen könne ihn einer doch zur Not.

Inzwischen schien der Musje es sich in seiner Einsamkeit recht bequem gemacht zu haben, wenigstens sah man, als man sich dem Wagen nahte, ein paar lange Beine zum Schlage herausstarren.

„Sie kriegen Gesellschaft, junger Herr!" rief der Wagenmeister, „ziehen Sie gefälligst Ihre Deichseln ein!"

Da erhob sich jener aus seiner liegenden Stellung, blickte um sich — und in die aufgerissenen Augen fiel ein Bild — ein Bild, so lieblich und beglückend, daß er vor Freude hätte schreien mögen. Seine Zigarre wegwerfend, sprang er rasch aus dem Wagen, begrüßte die Damen höflich und bat um Erlaubnis, ihnen beim Einsteigen behilflich sein zu dürfen.

Es schien wirklich ein hübscher Mensch zu sein, dieser Fremde, sprach sehr verständlich deutsch und sah auch gar nicht sauer, als die Damen ohne weiteres Platz im Fond nahmen, ihm den schmalen Rücksitz neben den Nachtsäcken überlassend, während Eve Rosine auf den Bock gewiesen wurde.

„Du hast es da am besten," rief ihr Frau von Biestewitz zu, indem sie sich den Staubmantel lüftete, „hier im Wagen ist eine unvernünftige Hitze!"

Im Fahren werde es besser, erlaubte sich der Fremde zu bemerken. „Das wollen wir hoffen," sagte die Dame, „damit der Herr uns nicht zum Pfeffer wünscht. Ich bedaure aufrichtig, daß wir Ihre Bequemlichkeit gestört haben."

Sich seiner vorigen Stellung bewußt, erwiderte jener etwas verlegen, er wünsche sich nichts Besseres, als alle Tage seines Lebens so gestört zu werden.

Da setzte sich der Wagen in Bewegung, ein angenehmer Luftzug ließ sich spüren, und es entstand jene Stille, die in der Regel den Eintritt in neue Situationen zu begleiten pflegt. Flora aber neigte sich flüsternd zum Ohr der Tante, und diese mit Interesse den jungen Mann betrachtend, sagte: „Meine Nichte glaubt in dem Herrn einen alten Bekannten zu erkennen."

Mit freudestrahlendem Blick verbeugte sich der Fremde. „Er glaube allerdings auch," erwiderte er, „aber das Fräulein habe ein wunderbar gutes Gedächtnis."

„Ist Ihnen aber auch guten Dank schuldig", sagte die Dame.

„Weil ich nicht gestohlen habe?"

„Dafür danken Sie sich selbst, mein Schatz! Wohl aber, weil Sie ihr ein wertvolles Vermächtnis erhalten haben. Es war im Plauenschen Grunde, denk' ich?"

„Zu dienen, gnädige Frau!"

„Eine charmante Partie! Wenn ich nach Dresden komme, ist es mein Erstes und mein Letztes. — Der Herr ist ganz in Dresden wohnhaft?"

„Bitt' um Vergebung, ich halte mich nur Studierens halber dort auf."

„Wohl Maler?" fragte Frau von Biestewitz weiter. „Meine Nichte glaubte wenigstens ein Skizzenbuch bemerkt zu haben."

„Auch will ich es nicht leugnen", sprach der Fremde.

„Und warum leugnen, Männchen? Ich sage, Maler und Soldaten sind die besten Menschen."

Der junge Mann sah sie verwundert an. Wie das, meine Gnädige?"

„Weil sie sich das Gehirn nicht überladen," erwiderte die Dame, „behalten den Kopf fein oben."

Der Fremde lachte. Von dieser schmeichelhaften Seite habe er seinen Beruf noch nie betrachtet. Wäre die Bemerkung aber richtig, so könne es ihm am wenigsten fehlen, da er beides vereinige, er habe die bunte Jacke erst ganz vor kurzem ausgezogen.

Frau von Biestewitz stutzte. „Ich kann den Tausch begreifen," sagte sie, „schöne Bilder zu malen, mag pläsierlicher sein, als blödsinnige Rekruten abzurichten. Sie haben einen charmanten Beruf erwählt, Herr Maler."

„Je nun," entgegnete der lächelnd, „diese Rose hat auch ihre Dornen, wenigstens für meinesgleichen. Wir Anfänger malen eben keine schönen Bilder, haben von früh bis abends nichts im Auge als mißlungene Versuche, fratzenhafter, schiefer und inkorrigibler noch als die blödsinnigsten Rekruten."

„Nun, nun, mein Kind, nicht zu bescheiden. Ich gebe zu, daß Bildermalen im Anfang auch kein Kirschenessen ist, aber Ausdauer und Talent fressen sich durch. Gibt's denn recht viele Talente jetzt in Dresden?"

„Talente? O ja, gnädige Frau! Lauter Talente! Denn wer sich kein Talent zutraut, der wird nicht Künstler. Ob man sich getäuscht, weisen freilich erst die Jahre aus."

„Bei meinem letzten Aufenthalt in Dresden", sagte Frau von Biestewitz nach einigem Besinnen, „hörte ich zufällig von einem jungen Russen, der enorm geschickt sein soll. Ich glaube, der Name war Florian Reiher. Kennen Sie ihn vielleicht?"

Diese Frage schien den Fremden zu frappieren. „Den kenn' ich freilich, gnädige Frau."

„Nun, und was halten Sie davon? Ich würde mich freuen, Gutes zu vernehmen."

„Dann kann ich nur bedauern," sagte der Gefragte, „daß Sie an die unrechte Tür gekommen sind."

Fast erschrocken entgegnete Frau von Biestewitz: „Wieso, mein Herr? Sollte er Ihrer Achtung nicht wert sein?"

„Er steht in meiner Wertschätzung nicht höher, gnädige Frau, als jedermann in seiner eigenen steht. Ich habe die Ehre, Ihnen in meiner Person den Florian Reiher vorzustellen."

Die Dame schien nicht wenig überrascht. „Männchen, Männchen," rief sie lachend, „nun muß er's auch gleich selber sein. Aber, verzeihen Sie, Herr von Reiher, ich bin wohl indiskret gewesen."

„Bitte untertänigst", sagte Florian gleichfalls lachend. „Da man mich so gütiger Unterhaltung würdigt, wäre es ohnedem meine Pflicht gewesen, mich vorzustellen."

Frau von Biestewitz sah in hohem Grade befriedigt aus. „So dürfen wohl auch wir dem Herrn an Artigkeit nicht nachstehen", sagte sie. „Ich bin die verwitwete Frau von Biestewitz auf Dobritza, und diese ist: ja, raten Sie einmal, Herr Florian, wie meine Nichte heißt."

Florians fragender Blick begegnete dem der jungen Dame, die sich ihm freundlich zuneigte und mit der ihr eigenen Grazie sagte: „Ich heiße Flora."

„Auch rief man Sie so damals," entgegnete er lächelnd, „ich habe es nicht vergessen, mein gnädiges Fräulein, würde mich aber jetzt nur ungern damit zufrieden geben."

Flora blickte ihn zweifelnd an. Sie verstand nicht, was er meinte, weil es ihr entgangen, daß sie den Familiennamen weggelassen. Aber die Tante Florettchen warf sich schnell ins Mittel und rief mit scharfer Betonung: „Flora Geyer heißt sie, das ist das ganze Geheimnis. Lauter Floras, Florians, Reihers, Geyers, was sagen Sie dazu, Herr Russe?"

„Eine merkwürdige Alliteration und Reimung", lachte Florian. Frau von Biestewitz warf sich zurück in ihre Ecke, eindringende Staubwirbel mit beiden Händen von sich abwehrend. Er ist ganz unbefangen, dachte sie, und scheint von Himmel und Erde nichts zu wissen.

Während dieser ganzen Unterhaltung zeigten Floras Züge jenen ihr so kleidsamen, freundlich verlegenen Ausdruck, der heute wohl auf Rechnung des burschikosen Tons der Tante wie auf das unwillkürliche Bestreben kommen mochte, die dadurch geweckte peinliche Empfindung zu maskieren. Wie gräßlich mußte es dem feingebildeten jungen Manne sein, so ausgefragt und kurzweg „Männchen, Florian und Russe" genannt zu werden, und wie allerliebst benahm er sich nichts-

destoweniger solcher lästigen Nonchalance gegenüber! Fürwahr, das mußte ihm doch angerechnet werden. Sie hätte jetzt den Liebenswürdigen gern angeredet, wenn sie den Mut dazu gehabt hätte, er hatte ihn indes für sie und sagte: „Wir haben heute tüchtig Staub zu schlucken, gnädiges Fräulein."

Flora erwiderte schüchtern: „Das ist die Schattenseite guten Erntewetters."

„Sehr wahr!" rief Florian, „wie alle Übelstände nichts anderes sind als Schattenseiten eines Guten. Man sollte sich dessen bei eintretenden Verdrießlichkeiten stets erinnern."

„Zum Beispiel bei eintretender Hofgunst", sagte die Tante mit einem Seitenblick auf Flora. „Wahrhaftig, der Herr Florian spricht so weise wie ein König Salomo und obendrein in so charmantem Deutsch, wie man es einem Russen gar nicht zutraut. Der Herr spricht besser als wir."

„Das könne er um so weniger zugeben," erwiderte der junge Mann, „als noch gestern ein Dresdner, den er auf der Straße um Auskunft angesprochen, ihm entgegnet habe, daß er kein Polnisch nicht verstände. Übrigens sei die deutsche seine Muttersprache, da er aus den Ostseeprovinzen stamme, wo mit Ausnahme der Bauern alles Deutsche seien."

Dieser Umstand war den Damen neu, wie denn überhaupt jener entlegene Landstrich in Deutschland nur wenig bekannt ist, und Florian mußte auf weiteres Befragen noch viel erzählen von Land und Leuten seiner Heimat, deren hochromantische und bei feinster Gesittung der oberen Gesellschaftsschichten doch rohe und wüstenhafte Zustände man Jahrhunderte zurückdatieren müßte, um sie einigermaßen zu begreifen. Das Mittelalter mit seiner Adels-Omnipotenz war damals dort noch wenig erschüttert. Geborene Herren, geborene Knechte und der Kaiser über alle, das war die politische Physiognomie des Landes.

„Es könnte mir das alles miteinander wohl gefallen," sagte Frau von Biestewitz, „mehr Farbe, mehr Licht und Schatten, mehr Respekt — nicht so ausgeglättet wie bei uns."

„Aber die armen Bauern," wagte Flora zu bemerken, „die fühlen sich gewiß recht elend."

Das sei nun allerdings wieder die bewußte Schattenseite, erwiderte Florian; jedoch wer selbst im Schatten säße, der sähe ihn weniger schwarz, als er sich von außen präsentiere, und das niedere Volk in Rußland behabe sich vergnügter als das deutsche. „Die Zustände der untersten Volksschichten", fuhr er fort, „sind übrigens nirgends beneidenswert, im freien England so wenig wie im geknechteten Rußland. Die mit Notwendigkeit hier schneller, dort langsamer vorschreitende Zivilisation ändert nur die Formen des Elends, das Elend selber bleibt, und solange es nicht gelingen will, die drei großen Plagen der Menschheit: Armut, Krankheit und Sünde, zu überwinden, solange wird es auch nicht wesentlich besser werden."

Florian kam nun auf die politischen Bestrebungen der Neuzeit zu sprechen und mußte anerkennen, daß allerdings viel Willkür, Ungerechtigkeit und Unordnung beseitigt sei, freilich aber bis jetzt nur eingetauscht gegen einen solchen Überfluß an Mangel und Elend aller Art, daß sich doch nur die befriedigt fühlten, denen die Bewegung selbst der letzte Zweck sei.

Tante Florettchen, die nach der alten Schule angehörte, schien sehr zufrieden mit diesen Anschauungen und erzählte nun ihrerseits, wie es zur Zeit ihrer Jugend in deutschen Landen hergegangen, wo namentlich die kleineren Fürsten noch mit der Hetzpeitsche regierten und von Dichtern und Gelehrten nicht mit Unrecht über Despotie geschrien worden wäre, man dafür aber auch wenig von Steuern und Armenkassen gehört und der gemeine Mann am Sonntag noch sein Huhn im Topf gehabt hätte. Kurz, die kleine Gesellschaft unterhielt sich trotz der vorgeschrittenen Dunkelheit so vortrefflich, daß die drei Meilen, die der Fuchs gemessen, zu russischen Wersten abgeschrumpft erschienen und man seinen Augen kaum Glauben schenken wollte, als bei einer Wendung des Weges plötzlich die Lichter von Leipzig sichtbar wurden.

„Ach," seufzte Florian, „daß doch gute Stunden so flüchtig sind. Fast ist mir der Gedanke unerträglich, daß eine mir so wert gewordene Bekanntschaft vielleicht den kurzen Weg von Wurzen nach Leipzig nicht überdauern soll."

Diese warmen Worte übergoß Frau von Biestewitz jetzt mit kaltem Wasser, indem sie sagte, sie sei freilich immer der unmaßgeblichen Meinung gewesen, der größte Vorteil von Reisebekanntschaften bestehe eben darin, daß sie mit der Reise zu Ende gingen. „Doch", setzte sie schnell hinzu, „wird es sich fragen, ob Leipzig wirklich unser aller letztes Ziel ist?"

„Das meinige gewiß nicht," sagte Florian, „ich gehe übermorgen weiter."

„Und wohin denn, Herr von Reiher?"

„Nach Dornburg, gnädige Frau!"

„Das ist ja einzig," rief hier Flora, „wir übermorgen auch nach Dornburg!"

„Wenn das ist," sagte Florian, durch Floras Ton ermutigt, „so werde ich, nach der Theorie der gestrengen Frau Tante, es wenigstens doch in Leipzig noch wagen dürfen, mich als Reisegesellschafter zu gerieren."

Das Rasseln der Räder auf beginnendem Straßenpflaster machte jetzt aller weiteren Unterhaltung ein Ende. Die Postillione bliesen, flüchtige Laternenscheine blitzten durch den Wagen, und immer dichtere Menschengruppen glitten schattenhaft vorüber, bis endlich die kleine Karawane vor dem Posthaus anhielt und die Schläge aufgerissen wurden.

Florian bot Frau von Biestewitz den Arm, sie ins Hotel zu führen, und da er vom „Birnbaum" hörte, dachte er, es sei doch alles wie für ihn geboren. Auf dem kurzen Wege dahin beriet man, wie man sich folgenden Tages am besten noch einmal zusammenfände, und kam überein, daß Florian die Damen nachmittags um 5 Uhr, wo alle Besorgungen abgetan sein könnten, ins Rosental begleiten sollte, um dort den Abend gemeinsam zuzubringen. Dann adieu, auf Wiedersehen bis morgen!

Als eine Stunde später Frau von Biestewitz und Flora am Teetisch saßen, plaudernd von den Erlebnissen der jüngst vergangenen Stunde, sagte die Tante: „Es ist doch ein charmantes Männchen, unser Russe, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn er dir auch gefallen hätte. Er sieht so ehrlich aus. Ich könnte ihm meinen Goldfisch und meinen Vogel anvertrauen, und seinetwegen verdrießt mich's ordentlich, daß wir die Diligence nicht weiter mit benutzen können.

„Aber wäre es nicht dasselbe," fragte Flora schüchtern, „wenn du ihm einen Platz in deinem Wagen anbieten möchtest?"

Tante Florettchen schmunzelte. „Je nun," erwiderte sie, „der Gottlieb würde sagen: es ginge wohl, gnädiger Herr, aberst es geht nicht. Wir würden ihn dadurch nur verpflichten, was niemand sich gern gefallen läßt; würden ihn bei seiner Gewohnheit, die Füße in die Luft zu stecken, auch genieren, und überdem könnte er gar denken, daß wir Absichten auf ihn hätten. Aber Männchen," setzte sie lachend hinzu, „ich habe wirklich keine Lust zu einer zweiten Ehe."

Flora war dunkelrot geworden. „Wie mein Engelstantchen auch manchmal sprechen kann!" sagte sie und setzte ihre Tasse an die Lippen.

IV.

Florian seinerseits war noch am späten Abend wach auf seinem Zimmer. Ein goldener Frühling war in seinem Innern aufgezogen, dessen Entzückungen die Ruhe flohen. Das Herz voll lebhaften Gesprächs, ging er, seine Zigarre rauchend, mit starken Schritten auf und nieder, doch niemand hörte seine Monologe. Aber er wird sich dem Papier anvertrauen, er öffnet seine Mappe und beginnt zu schreiben:

Leipzig, den ... August 18...

„Denke Dir, Berthold, denke Dir, alter Freund! — Ja, denke Dir —"

Hier stockt es. In Augenblicken großer Erregung ist es schwer, das Wort zu finden, den Ton anzuschlagen, der die eigene Empfindung auf andere fortpflanzt. — Die Feder bewegte sich wohl weiter, doch nicht mehr schreibend, vielmehr entstand auf dem geduldigen Papier ein Mädchenköpfchen nach dem andern, eins immer lieblicher als das andere, und alle glichen sie sich untereinander wie Zwillingsschwestern. Die kleinen Skizzen mögen ebenso viele Zeugnisse von Talent gewesen sein, indessen schien der Meister nicht zufrieden, denn plötzlich strich er alles wieder durch, warf die Feder weg und begann von neuem seine Zimmerpromenade.

„Wer kann denn auch einen Engel zeichnen, der gar keine irdischen Umrisse hat! Ja, wer Dichter wäre", seufzte Florian, „oder Musiker! Aber Töne und Worte würden das Unausprechliche auch nicht singen und sagen. Die Sonne mit ihrem Licht ist nur sich selber gleich — nur wer sie anschaut, sieht sie — aber freilich," setzte er hinzu, „man ist denn auch für alles andere blind — stockblind.

War mir nicht heute morgen noch die Kunst eine eifersüchtige Gottheit, die das ganze Herz allein verlangt — und jetzt am Abend: Ja, wahrhaftig, wenn mir die Wahl gestellt würde, ich würfe Pinsel und Palette und den ganzen Plunder weg, griffe wieder nach dem Degen, studierte Jura, würde Apotheker, Seiler, Tischler, Maurer, ja, Dilettant und alles, was man wollte, für diese Himmelsblume. Narr, der man ist. In ein paar Stunden ausgetauscht und umgewandelt; ich kenne mich nicht mehr. Pflegte denn mein Vater nicht sonst von mir zu sagen: ‚Das Beste an dem dummen Jungen ist, daß er Verstand hat.' Und jetzt? — O Florian, heißt das Verstand haben, sich durch das bloße Anschauen eines Mädchens so plötzlich entgleisen und auf den Kopf stellen zu lassen? Lebt und versteht ein kluger Mensch denn bloß durch Augen, und muß ich mir nicht eingestehen, daß ich von diesem stummen Engel kaum noch die Außenseite, das Innere gar nicht kenne?

Ja, aber Innere, was heißt denn das? Und wer kann ohne Lust von sich sagen, daß er etwas kenne, die Werke seiner eigenen Hände etwa ausgenommen. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.

O Erzphilister! Wohl dringt er ein, sonst gäbe es weder Religion noch Kunst noch Liebe, noch irgend etwas Höheres in dieser Welt als Kauen und Verdauen. Nein, diese himmlische Gestalt kann mir nicht lügen; ich kenne sie durch und durch, wie ich mich selber kenne — und wahrlich, es würde auch nicht von Verstand zeugen, bei einer so köstlichen Perle vorüberzugehen und sich nicht nach ihr zu bücken!

Eine köstliche Perle! Ja, doch was bin ich denn? — Ach, wüßte ich nur, daß du mir gut sein könntest, das würde mich zum festen Ringe machen, dich zu fassen! Ein Anfänger und Schüler freilich heute noch, bald aber ganz gewiß ein Mann wie andere auch." (Fortsetzung folgt.)



Blumenstück. Aquarell von Prof. Paul Preißler.

Launen der Natur

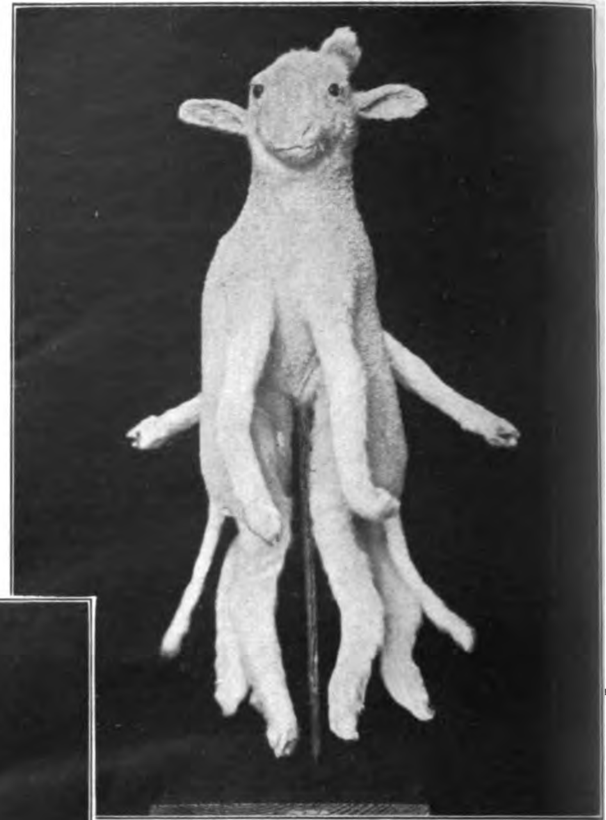
Von Prof. Dr. Hanns v. Lengerken, Berlin.



1. Goldlaufkäfer (Carabus auratus *L.*), links mit drei normalen, rechts mit fünf Beinen (eins davon nur als Oberschenkel ausgebildet).

Als man die Versteinerungen in den Schichten der Erde noch nicht zu deuten gelernt hatte, sprach man von „Spielen der Natur“ und wollte damit andeuten, daß die Natur, einem scherzend-spielerischen Triebe folgend, etwas geschaffen habe, was sie selbst nicht so recht ernst nähme. Natürlich war das eine naive Anschauung, durch die der großen Allmutter höchst menschliche Beweggründe untergeschoben wurden. In ähnlichem Sinne spricht man noch heute von „Launen der Natur“ in bezug auf alle Gebilde, die von ihrem Grundbauplan abweichen und daher als Mißbildungen bezeichnet werden. Dabei ist sich jeder bewußt, daß die Natur die menschliche Eigenschaft der Launenhaftigkeit gar nicht besitzen kann, da sie stets Gesetzen folgt.

Von jeher haben die Mißbildungen die Anteilnahme der Allgemeinheit erweckt, und es ist dabei selbstverständlich, daß Anormalitäten des Menschen und der Haustiere in erster Linie Beachtung fanden. Es ist behauptet worden, Mißbildungen seien bei Haustieren häufiger als bei Wildtieren. Das braucht jedoch nicht ohne weiteres wahr zu sein, da sich anormale Junge der wild lebenden Tiere unserer Beobachtung natürlich viel leichter entziehen.



2. Doppelbildung bei einem Lamm: ein gemeinsamer Kopf mit drei Ohren, Brustteil verwachsen, Hinterleib gesondert, acht Beine, zwei Schwänze.



3. Schnüreier von Hühnern.

Wenn wir bei Säugetieren und Vögeln hier von Mißbildungen sprechen, so haben wir dabei angeborene Abweichungen des ganzen Körpers oder seiner Teile von der Norm im Auge. Uns interessiert das „Zuviel“, während das „Zuwenig“, etwa das Fehlen von Einzelteilen, wie Fingern, Zehen usw., nicht berücksichtigt werden soll. Naturerzeugnisse, wie sie unsere Bilder vorführen, sind stets das Ergebnis von Entwicklungsstörungen **während des embryonalen Lebens, d. h. der Keim im Mutterleibe oder im abgelegten Ei zeigt bereits die be**treffenden „Konstruktionsfehler“. Bemerkenswert ist, daß manche Mißbildungen vererbbar sind, wie wir das mit Bestimmtheit in einzelnen Fällen, z. B. beim Menschen kennen.

Die hier abgebildeten „Monstrositäten“, soweit sie Schafe und Hühner betreffen, sind sämtlich Doppelmißbildungen. Man hat sie sich so entstanden zu denken, daß die ursprünglich-einheitliche Eimasse in zwei Teile zerlegt wurde (nach E. Schwalbe). Ist diese Trennung vollständig, so entstehen eineiige Zwillinge, die als selbständige, an sich normale Einzelwesen lebensfähig sind. Ist die Trennung jedoch nur teilweise erfolgt, so entstehen Doppelmißbildungen.

Die Teilung kann am Kopf- oder am Hinterende einsetzen. Oft erstreckt sich die Trennung nur auf den Kopf. Es erscheinen dann doppelköpfige Wesen wie das Lamm in Abbildung 5, das zwei Mäuler, vier Augen und vier Ohren besitzt. Manchmal ist nur das Hinterende getrennt, während der ganze Vorderteil als normal bezeichnet werden muß. Etwas weiter fortgeschritten ist die Sonderung der beiden Hinterenden des Lammes in Abbildung 2. Das Extrem dieser Art von Mißbildung bedeutet **dann die Ausbildung zweier Leiber mit einem Kopf. Das Hühnchen (Abbild. 6) hat** vier **Beine, von denen zwei auf dem Rücken** angebracht sind. Auch hier hat also der Teilungsvorgang sich auf das Hinterende beschränkt. Auch bei Wirbellosen treten Doppelmißbildungen auf. So hat man einen Goldlaufkäfer beobachtet (Abbild. 1), der links die normale Zahl von drei Beinen besaß, während die rechte Seite durch vier völlig entwickelte Beine und eine nur im Oberschenkel ausgebildete Extremität ausgezeichnet war. So weit wir bis heute wissen, beruhen solche Mehrfachbildungen auf Störungen während des Larvenlebens. Schon bei Einzellern finden sich Doppelmißbildungen, auf die wir aber nicht näher eingehen können.



4. Doppelei: in einem größeren Ei ist ein kleineres enthalten.

Mißbildungen ganz anderer Entstehungsursache stellen anormale Eier dar, wie sie jeder Geflügelzüchter manchmal zu beobachten Gelegenheit hat. Da sind zunächst einmal die „krummen Eier“ (Abbild. 3) zu nennen, die verschiedenartige Einschnürungen zeigen. Im Innern wird in der Regel nur ein Dotter gefunden. Ferner sind Windeier bekannt, die keine Kalkschale aufweisen. Seltener und interessanter dürften Doppeleier (Abbild. 4) sein. In diesem Falle wird ein kleineres, normales Ei von einer Eiweißschicht umhüllt und von einer zweiten Kalkschale umgeben. Neben Rieseneiern mit mehreren Dottern in einer Schale kommen Zwergeier vor, die meist nur Eiweiß enthalten.

Bekanntlich besitzen die allermeisten Vögel nur einen Eierstock und dementsprechend auch nur einen Eileiter. Im oberen Abschnitt dieses Eileiters wird der Dotter von Eiweiß umhüllt und in einem unteren Teil mit der schützenden Schale versehen. Es kann nun vorkommen, daß zwei Dotter gleichzeitig ihren Weg durch den Eileiter antreten. Dann werden beide in eine einzige Eiweißschicht gebettet und mit gemeinsamer Schale bedacht. Es entsteht das obenerwähnte Riesenei. Andererseits kann die Schale sich nur um einen Eiweißklumpen herumlegen, und wir haben ein Zwergei vor uns. „Krumme Eier“ dürften ihre Entstehung der ungleichmäßigen Einwirkung der Eileitermuskulatur verdanken oder auf krankhafter Verbildung des Eileiters beruhen.

Die Natur geht manchmal gar verschlungene, seltsame Wege, denen nachzuwandeln, aber ganz besonders anziehend und reizvoll ist.



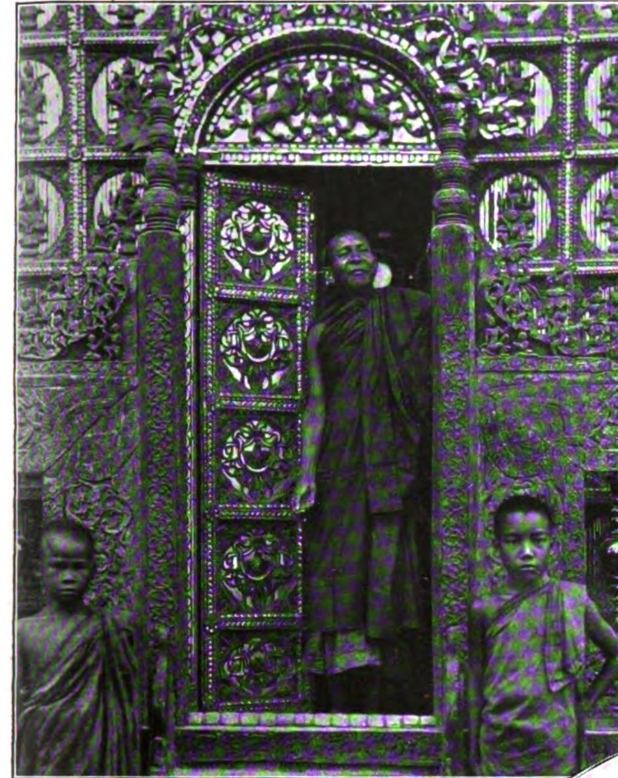
5. Schaflamm mit Doppelbildung des Kopfes.



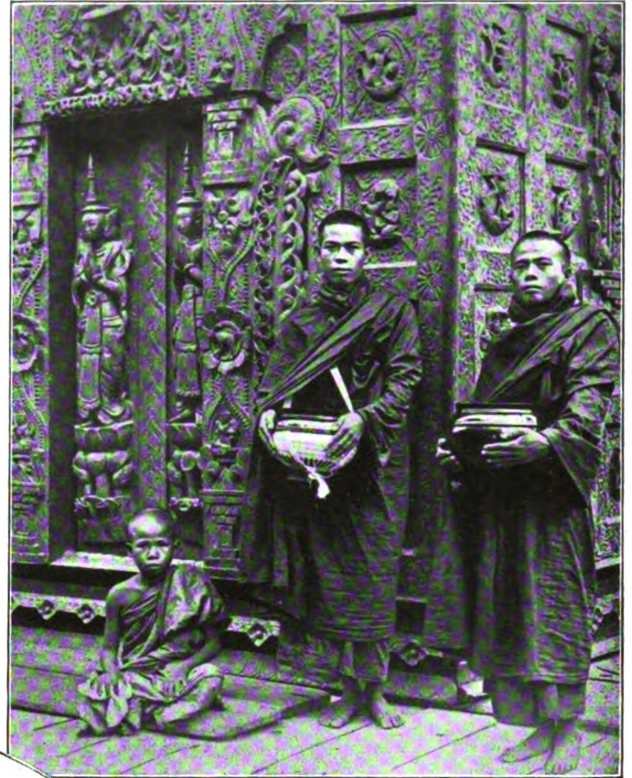
6. Küken mit zwei Beinen auf dem Rücken, einem normalen und einem nach hinten gewachsenen Bein.

Buddhistische Kultbauten in Birma

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Der Prior des „Goldenen Klosters“ in Mandalay und zwei Novizen.



Bettelnde Mönche auf der Veranda des „Goldenen Klosters“ in Mandalay.

Das Land der Klöster und Pagoden — das ist der Eindruck, den Birma, die östlichste und größte, an China und Siam grenzende Provinz des britisch-indischen Reiches, bei den fremden Reisen den hinterläßt, die — leider meist nur in flüchtiger Hast — das sonnige, glückliche Land durchziehen. Von allen Höhen herab grüßen die Spitzen der Pagoden, die sich in dichten Gruppen um die größeren Heiligtümer drängen. Denn jeder Wohlhabende, der sich für ein künftiges Dasein eine Stufe auf der Himmelsleiter sichern will, opfert, was er nur aufzubringen vermag, zum Bau einer Pagode, wofür ihm sogar ein eigener Titel zuerkannt wird. So füllt sich das Klosterareal: jedes Dorf hat, wie bei uns Kirche und Pfarrhaus, sein Kloster mit Pagode und Pilgerrasthäusern.

Bei der Unzahl von Kultbauten und Mönchen etwa eine klerikale Tyrannei zu wittern, wäre grundfalsch. Es ist eine innere Frömmigkeit, die das Volk von Jugend auf zum Kloster zieht. Der Knabe genießt dort, mehr uraltem Herkommen als einem gesetzlichen Zwange folgend, seinen Schulunterricht und tritt, sei es auch nur für kurze Zeit, in den Klosterverband ein. Solche Novizenfeiern füllen einen großen Teil des Jahres mit Festen. Verschwenderischer Spender-Ehrgeiz bedenkt jahraus, jahrein die Mönche mit nötigen und überflüssigen Gaben.

Das Klosterleben folgt strengen Regeln. In die Morgenstunden fällt der Bettelgang, eine in Sonderheit den jüngeren Mönchen obliegende Pflicht; in demütigem Schweigen nehmen sie die Speisen entgegen, mit denen an den Hauseingängen ihre Almosenschalen von den Frauen gefüllt werden.

Mit dem Unterricht der männlichen Jugend, mit dem Vorlesen der Gebetsformeln in den Klöstern und mit dem Hersagen wirksamer Segenssprüche gegen Geister und Krankheiten ist das Eingreifen des Mönches ins Leben seiner Gemeindeangehörigen erschöpft. Bei Geburt, Heirat und Tod bedarf man seiner nicht; erscheint er bei einer Feier, so ist er lediglich der geladene und reichbeschenkte Gast.



Leichenwagen bei der Verbrennungsfeier für einen Klosterprior in Mandalay.

Das ganze Leben lang ehrt man den Klostervorstand wie einen Fürsten. Einzig die Kultbauten können es architektonisch mit den Wohnräumen der Herrscher aufnehmen; in grellstem Gegensatz zu dem armseligen Bambus- oder Holzhaus des Durchschnitts-Birmanen krönen mehrstöckige Dächer diese hochragenden Gebäude (Abbildung rechts unten), der östliche Trakt, der das Buddhabild birgt, wird wie der Königspalast von einem Pyramidenturm in sieben oder neun Stockwerken überdacht. Selbst im Dschungel draußen lugt das dürftige, grasgedeckte Bambuskloster mit einer gewissen Vornehmheit aus seiner Umgebung hervor. In den größeren Orten aber, namentlich in der früheren Königsstadt Mandalay und ihrem Umkreise, prunken die Klöster in herrlicher Teakholz-Schnitzerei mit blitzenden Spiegelglasteilchen und schimmernder Vergoldung.

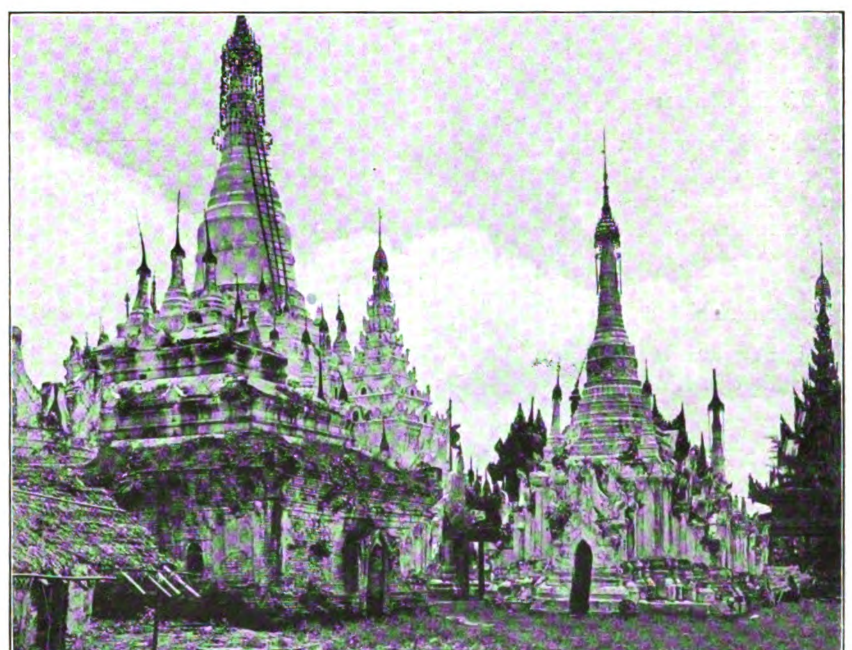
Die alte Zeit hat für Klöster wie für Paläste nur Holz verwendet; Ziegelbauten verraten modernen Mischstil. Die Pagode aber war und ist stets ein Ziegelbau mit Stuckverkleidung; Pagoden aus Haustein finden sich in Birma nur selten.

Das birmanische Wort für Klosterprior ist „Pongyi“, zu deutsch „großer Ruhm“. Wie begründet diese Bezeichnung ist, offenbart sich am augenfälligsten bei der Totenfeier. Über ein Jahr vergeht manchmal, bis die nötigen Summen von den verschiedenen Gemeinden, Schülern, Verehrern und Gönnern des Abgeschiedenen zusammenfließen. Dann werden Feste zugerüstet, deren Dauer sich in verkehrsreichen Städten über eine volle Woche erstreckt. Riesige bunte Pyramiden auf Rädern, aufgebaut aus Papier und Bambus, dienen als Leichenwagen, in die der Sarg der Reihe nach jeden Tag wechselnd gesetzt wird, bis endlich die Verbrennung auf der Höhe eines ähnlich geformten Turmes die Feierlichkeiten beschließt.

Prof. L. Scherman, München.



Das „Glaskloster“ in Amarapura nahe Mandalay. Die Treppe ist aus Stein, alles übrige Holzbau.



Pagodengruppe am Inle-See. (Südl. Shanstaaten, Oberbirma.) Rechts: Teil eines Klosters.

Das Negligé des Herrn











Oben links:

Blauer rohseidener Morgenrock (Dressing-Gown) mit eingewebtem Muster.

Oben Mitte:

Morgenrock aus imprimiertem Marocain-Satin.

Im Oval:

Rot-blau gestreifter Crêpe-de-Chine-Schlafanzug.

Unten links:

Pyjama in Kimonoform aus japanischer Rohseide mit aufgedrucktem Muster.

Unten rechts:

Schlafanzug aus blaubroschiertem Rips.

—

Sämtliche Abbildungen nach Modellen von Kniže & Co., Berlin-Wien, getragen von dem Burgschauspieler Ferdinand Mussi.

Photographische Aufnahmen von Franz Xaver Setzer, Wien.

Das Fräulein und der Maler

VON OSSIP KALENTER

Die Bäche rauschten. Der Wald lag um das große Berghotel. Wenn Fräulein Greeven auf den Balkon trat, blickte sie in die milden, dunklen Wipfel der Tannen, das herbstliche Gold der Buchen und Steineichen. Das geschah stets ein wenig vor Tag. Wolken standen am hohen Horizont. Der Himmel war hell, aber die Sonne noch nicht zu sehen. Aus dem Tale zu ihren Füßen stiegen die letzten Nebel der Nacht.

Fräulein Greeven atmete tief. Sie trieb ein wenig Gymnastik auf ihrem schmalen kleinen Balkon. Lächerlich, wenn sie jemand so gesehen hätte! Aber sie brauchte das. Sie hatte sich vorgenommen, diese vier Wochen ihrer Gesundheit zu leben.

Was sie auch tat.

Bis dann der Maler Zander auftauchte.

Was dieser überaus widerspruchsvolle, sensibel-gefühlsrohe, raffiniert-naive, in jeder Beziehung inkonsequente, unberechenbare, zugleich ältlich und unreif erscheinende Herr Zander eigentlich war, gelang Fräulein Greeven nie ganz zu ergründen. Lange Zeit konnte sie sich nicht einmal entscheiden, ob sie ihn sympathisch oder unsympathisch finden sollte. Anfangs fand sie ihn, wie er mit seinen traurigen blonden Koteletten an den blassen Wangen blasiert und gezwungen neben seiner hübschen, rosigen, jungen Frau saß, langsam und mit Bedeutung ihre unbedeutenden Fragen beantwortete, ernst und pünktlich ihr Glas füllte und bei alledem unausgesetzt seine wachen, scharfen, etwas zu kleinen Augen von einem zum andern gehen ließ, gedankenlos verwerfend und auserwählend... anfangs fand sie ihn sogar unsympathisch.

Als sie aber eines Tages im Lesesaal notgedrungen einige Worte mit ihm wechselte und darüber in ein Gespräch mit ihm kam, ein an und für sich belangloses Gespräch über den Regen, der draußen fiel, das er, Herr Zander, jedoch durch die Gewähltheit seines Ausdrucks weit über die üblichen Wettergespräche hinaushob, da änderte sie ihr Urteil und fand ihn sympathisch. „Dieser liebe Regen tut nicht weh", hatte Herr Zander gesagt, und es war ihm, obwohl er sich ein wenig der fremden Feder und beträchtlich der Gefühlsseligkeit schämte, nicht im Halse stecken geblieben.

Fräulein Greeven, die nicht wußte, woher er die Lyrik hatte, trug seinen Ausspruch still in ihr Tagebuch ein.

Damit begann es.

Dem Gespräch über den Regen folgten andere. Über Literatur, Musik, Malerei. Es zeigte sich, daß Herr Zander ganz denselben Geschmack hatte wie Fräulein Greeven. Hier Hamsun, dort Schubert, in der Malerei Böcklin... Sie schwelgten in freudigen Übereinstimmungen, unvorhergesehenen Harmonien. (Zwillingsseelen! dachte Fräulein Greeven, sich einer bittersüßen italienischen Novelle erinnernd, in der sie dieses Wort zum erstenmal gelesen, dies Wort, das sie liebte und ebenfalls in ihrem Tagebuch stehen hatte.) Die Gespräche fanden bald auf der Hotelterrasse, bald auf Spaziergängen statt, die man zu dritt machte: Fräulein Greeven, Herr Zander und seine hübsche, rosige, junge Frau. (Tausendmal hübscher und mindestens fünfzehn Jahre jünger als ich, dachte Fräulein Greeven zuweilen trübe.) Die junge Frau Zander war bei diesen schwärmerischen Spaziergängen schweigsam, und oft, während der Maler eine Landschaft lobte, eine Farbenwirkung pries oder von einem Bergesgipfel erklärte, wie er im Raume stehe, sah man sie nachlässig mit der Spitze ihres sehr schicken Schirms im Erdreich stochern oder Eicheln aus dem Gezweig pflücken oder andere deutliche Zeichen ihrer Langenweile geben. Da kam Fräulein Greeven die für ihr Empfinden furchtbare Erkenntnis, daß diese Frau im selben Maße, wie sie hübsch war, dumm sei. Was übrigens stimmte. Oh, nun war alles geklärt: seine Unausgeglichenheit, seine Blasiertheit, seine so sehr zur Schau getragene Trauer!

„Ob er leidet?" fragte sie sich bei allem, was er sagte und tat. „Ob er seelisch leidet?"

Jetzt erst empfand sie ganz das Glück, wenn er zu ihr von der Kunst sprach, von seiner Kunst, wenn er sie befragte, ihr vertraute. Zu seiner Frau, das glaubte sie zu wissen, sprach Herr Zander nie von der Kunst. —

Es kam die Zeit, da Herr Zander mit Fräulein Greeven allein spazierenging. Frau Zander hatte freiwillig verzichtet, weil sie sich allzusehr bei diesen Spaziergängen langweilte. Es kam die Zeit, da er nach manchen seiner schönen, gepflegten und nie ganz originellen Sätze ein langes, bedeutungsvolles Schweigen einschaltete und er sie eines Abends, angesichts der dunklen Tannen und des aufgehenden Mondes, umfing und küßte.

Fräulein Greeven verbrachte die Nacht in der unseligsten Verwirrung. Gegen Morgen erst schlief sie ein. Die Wolken standen am hohen Horizont. Der Himmel war hell, aber die Sonne noch nicht zu sehen. Aus dem Tale stiegen die letzten Nebel der Nacht. — Fräulein Greeven atmete tief. Es war der erste Morgen, daß sie keine Gymnastik auf ihrem schmalen kleinen Balkon trieb...

Bald darauf sagte Herr Zander: „Ich werde Sie malen."

„Akt?" fragte seine hübsche, rosige, junge Frau.

Und Fräulein Greeven fiel aufs neue in unselige Verwirrung.

Herr Zander lächelte mild.

„Sie müssen mich morgen früh begleiten. Ich habe ein herrliches Motiv entdeckt. Wie soll ich Ihnen erklären, was mir vorschwebt! Kennen Sie Spitzweg: Der Philosoph? In leuchtender Sonne — alles golden. Verstehen Sie, leuchtend — ein schwarzer Fleck: Der Philosoph. So male ich Sie... Das heißt: nicht als schwarzen Fleck..." (Er schlug ein kurzes, helles Gelächter an.) „Sondern... Ich male den sterbenden Wald und Sie darin, weiß, verwehend... Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen..."

Oh, sie verstand, verstand mehr, als der sensible Herr Zander auch nur hätte ahnen können. Unter jedem seiner Worte vermeinte sie sich zu krümmen und in ihrem tiefsten Innern, dort, wo das Herz sitzt, verbluten zu müssen, so sehr, so schmerzlich hatte er sie getroffen, während sie doch aufrecht saß, lächelte und leise sagte:

„Wollten Sie wirklich...?"

Herr Zander malte fünf Vormittage den sterbenden Wald und darin Fräulein Greeven, weiß, verwehend. Am Nachmittag des sechsten Tages überreichte er ihr das fertige Bild. Links unten stand in Sepiabraun: „Zander." Fräulein Greeven schloß sich damit in ihrem Zimmer ein. —

Dann reiste Herr Zander ab. Froh und geräuschvoll. Mit seiner hübschen, rosigen, jungen Frau, zu der er nie von der Kunst sprach. Fräulein Greeven brachte sie zur Bahn, beflügelte selber noch einen säumigen Gepäckträger, riet dem in dergleichen Dingen ein wenig unbeholfenen Herrn Zander zu einem guten Platze und besorgte alle die Kleinigkeiten, die zu einer wohlgeordneten Abreise gehören. Frau Zander war ganz entzückt. Sie steckte ihr süßes Gesicht zum Abteilfenster hinaus und rief ein übers andere Mal:

„Wie lieb Sie sind, Fräulein Greeven!"

Bis der Zug sich in Bewegung setzte, Herr Zander sie energisch beiseiteschob und, indem er schon mit dem Taschentuch zu winken begann, noch einmal sagte:

„Nicht gegen das Licht hängen... Links... von links... muß das Licht kommen... verstehen Sie!"

Einige Tage später reiste sie selber ab. — — —

Die Fassaden dieses trocknen, seriösen, offiziellen Stadtviertels, das sie täglich passieren mußte, wenn sie ins Amt ging, waren ihr nie so grau, so trostlos erschienen, die Möbel, Wände und Winkel der kleinen bürgerlichen Wohnung, die sie mit ihrer Mutter teilte, nie so tot und verfallen. Herrn Zanders Bild hing sie, wie er ihr noch zuletzt ans Herz gelegt hatte, so, daß das Licht von links darauf fiel. Es leuchtete traurig. Noch eine Weile. Dann verlosch es, wie alles in ihrem Leben.

DAS GÄSTEBUCH

VON JULIUS KREIS

Mein Vetter Fritz ist nicht ohne Vermögen und auch sonst ein guter Kerl. Wenn zu ihm ein besserer Herr mit Aktenmappe und „Cut" in die Wohnung kommt und sich nach höflichem Hin und Her als Vertreter des Musikalienhauses „Lyra" herausstellt, dann geht er nicht, ohne daß Fritz eine Ziehharmonika, ein Liederalbum oder ein Glockenspiel bestellt hätte. So hat mein Vetter im Laufe der Jahre — ohne musikalisch, photographisch, wissensdurstig oder hausfraulich veranlagt zu sein — fast alle Orchesterinstrumente, viele Sorten von Kameras, Lexikonwerke und Klassikerausgaben, Waschmangeln und Fleischhackmaschinen erworben, und nur die Geburts-, Freuden- und Trauertage in seinem Bekannten- und Verwandtenkreis machen ihm unter diesem Hausrat wieder ein bißchen Luft.

Seit kurzem hat Fritz für seine Bibliothek (wie er das nennt — siehe Lexikonausgaben!) ein Exlibris angeschafft.

Ein schöner Griechenjüngling ist darauf — fast wie radiert — der schlägt eine Leier und blickt ein bißchen schmerzverklärt in die Ferne, vielleicht weil ihm eine Eule als Zeichen der Bildung das halbe Hinterteil graphisch wegnimmt bzw. beansprucht.

Auch dieses Exlibris hat Fritz von dem Herrn an der Tür erworben. Der reist im Auftrag der Exlibris-Firma mit etwa 50 „Sujets" für jeden Stand, jedes Alter und jedes Geschlecht, und wenn man für sich ein hübsches, passendes Exlibris bestellt (so wie Vetter Fritz, der zwei Zentner schwere Pilsener-Urquell-Enthusiast, den Griechenjüngling), dann wird der Name in je 100 Stück eingedruckt.

Aber eigentlich sollte ja vom Gästebuch die Rede sein, und das Exlibris kam nur mit der Nase voran, weil Vetter Fritz seinen Jüngling auch in sein Gästebuch geklebt hat.

Und dieses Gästebuch wiederum hat Fritz natürlich (in prima Leder mit Goldschnitt und Büttenpapier) auch von dem höflichen Herrn mit der Mappe erworben.

Nun ist es einmal da. Jetzt brauchen nur noch die Gäste zu kommen. Denn Gäste hat Vetter Fritz eigentlich nie. — Nun, gewiß: Maier, Müller, Schulze kommen dann und wann zu einem gemütlichen Skat, oder Tante Malchen ist auf Besuch, oder die frühere Hauswirtin lädt sich zu einer Tasse Kaffee ein, oder eine hübsche junge Dame manikurt bisweilen den Vetter Fritz.

Sie haben sich alle mit Heulen und Zähneknirschen in das Gästebuch eingetragen — auf Bütten.

Da steht: „Na prost, altes Haus! Maier." — Und auf dem nächsten Blatt: „Zur Erinnerung an den Grand mit vieren! Schulze." Und auf dem dritten: „Hauptsache ist Gesundheit! Schmid." Tante Malchen aber mahnt: „Halte Ordnung, liebe sie, Ordnung spart dir Zeit und Müh'!" Dann schreibt Frau Scheuerlein, die Hauswirtin, etwas schief nach oben: „Beßten Dank für den ausgezeichneten Kaffe. Frau Scheuerlein."

Und die hübsche junge Fingernagelpflegerin schreibt sogar mit kühn verschlungenen Majuskeln:

„Fern im Herbst die Lerche zieht,
Wald und Fluren trauern,
Herbst zieht ein in mein Gemüt
Unter Nebelschauern.

Zur freundlichen Erinnerung

Else Schnurz."

Diesen schönen Vers hat sie sich — ein elegisches Gemüt — aus der Hausfrauen-Zeitung notiert, als sie Vetter Fritz um einen Eintrag ins Gästebuch bat.

Solche Gästebücher habe ich schon viele durchblättert. — Sie sind da! Die heranwachsende Tochter, eine empfindsame Gemahlin, die diese Einrichtung bei der Freundin sah, ein sinniger Hausvater hat das Buch angelegt.

Und nun schreiben sie alle ein, nachdem Kaffee und Streuselkuchen, Rinderbraten und Punsch verschwunden sind, Röschen die „Klosterglocken" oder „Beethoven" vorgespielt hat und das Notwendigste geredet ist, wenn die Gäste heimlich unheimlich durch die Nase gähnen und nach der Uhr sehen, dann setzt man ihnen zu guter Letzt das Gästebuch vor.

Nun weiß man doch — weiß Gott! — wie schwer das Schreiben ist. Noch dazu, wenn einem was einfallen soll.

Denn der Name allein tut's ja nicht. Alle haben ein bißchen was Nettes geschrieben. Vetter Max hat sogar einen Blumenstrauß und ein Glücksschweinchen gezeichnet.

Jetzt kaut man am Federhalter, und dann martert man das Gehirn durch Schillers „Glocke" nach einem passenden Spruch, und wenn's schließlich höchste Zeit zur Straßenbahn ist und die Gattin schon mahnt und mahnt, schreibt man mit kühner Dokumentenschrift, mit genialen, eigens für das Buch gebauten Zügen: „Es war ganz reizend. Lehmann mit Frau."

Vielleicht noch zwischen Tür und Angel, immer in der Angst, die Anschlußtrambahn zu versäumen:

„...Aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück."

Wiesel.

(Das hat man sich aus dem Gästebuch bei Müllers abgespickt und für alle Fälle behalten. — Solche Leute sind fein heraus!)

Aber unten an der Haustür sagen sie: „Zu dumm! Die mit ihrem Gästebuch. Die haben's nötig! — Es wäre vernünftiger, sie kochten mit Butter statt mit Margarine! — Der Rinderbraten liegt mir schwer im Magen."



DER SPRINTERMEISTER HELMUT KÖRNIG.

Plastik von Maximilian Schmergalsky, Breslau.

Doch nun genug des trockenen Tons! Wir kommen zur Nutzanwendung. Schüler Müller, passen Sie auf!

So ein Gästebuch ist reizvoll und interessant. Der Gast, der sich einschreibt, gibt hier für die mit und nach ihm eine ganz kleine, aber scharfe Photographie.

Schon das Wie des Schreibens gibt Aufschluß. Man braucht gar kein vereideter Graphologe zu sein, um beim Durchblättern aus halbseitenhohen, manierierten Buchstaben, kleinen verschmierten, unsicheren Zügen, aus dick und dünn, aus Schnörkel und Unterstreichung, aus schöner, persönlicher Handschrift, aus hundert und tausend kleinen Sächelchen Diagnosen zu stellen. Hier sei dem Graphologen nicht ins Handwerk gepfuscht, aber gerade das Gästebuch, das fast bei allen Schreibern eine gewisse Prätention auslöst, gibt deswegen dem Diagnostiker, dem Psychoanalytiker — oder wollen wir schlicht und laienhaft bleiben: dem Beobachter deutliche Winke. Wenn Gästebuchschreiber wüßten, wie sie mit ihrem Eintrag manchmal die Dessous lüften!

Daß aber nicht nur das Wie, sondern auch das Was aufschlußreich ist, liegt klar. Da marschieren die Brüder und Schwestern daher, die sich — heimliche Pathetiker — für eine Nudelsuppe mit Huhn mindestens mit Nietzsches „Weh verspricht: Vergeh — doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit" revanchieren müssen.

Da sind die Sachlichen, die immer nicht unsympathisch sind und nur Namen und Datum eintragen. Da sind die Überschwenglichen mit dem „Dank für unvergeßliche Stunden", und da sind die liebreizenden Gelegenheitsdichter, denen nach der Abendmahlzeit die Versfüße aufstoßen. Da steht nun für Kindeskinder so ein hausgemachtes Gedicht, und der Dichter Schulze, der sonst als intelligenter Mensch und erstklassiger Fabrikdirektor gilt, ist hier als lächerliches Figürchen festgenagelt mit der Bauchbinde: Was dem Schüler an Talent fehlt, sucht er durch guten Willen zu ersetzen.

Auch über die sinnigen Zeichnungen, die ein Blümchen, eine Kaffeetasse oder ein Kleeblatt verewigen, wäre allerhand zu sagen, aber es ist schon ein bißchen zuviel gesagt: Denn Müller meint nicht mit Unrecht: Das Gästebuch gehört schließlich uns, und wenn's uns so Freude macht, dann lassen Sie uns gefälligst ungeschoren, werter Herr. Unser Gästebuch ist eine private, keine öffentliche Angelegenheit.

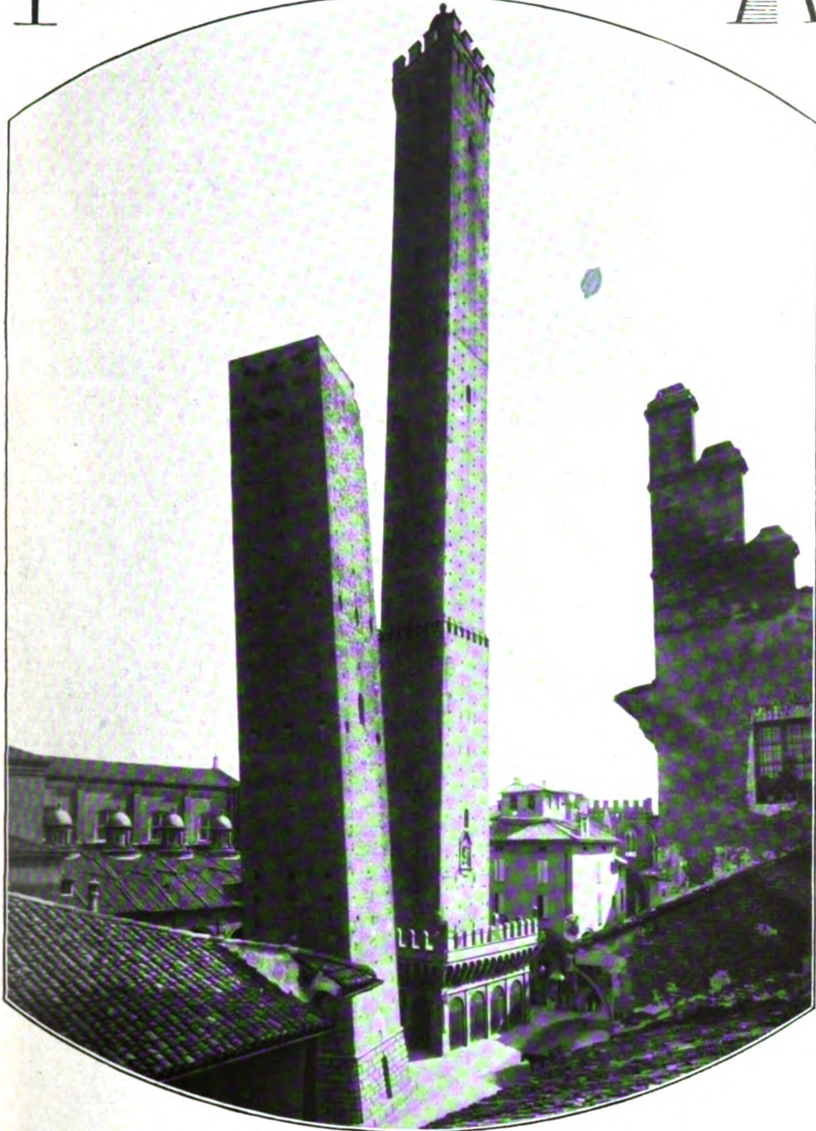
Nun, man könnte sich denken, daß so ein Gästebuch mehr sein könnte als bloß ein Sammelsurium von Daten, Hinz- und Kunznamen, von schlechten Versen, altbackenen Zitaten und nicht ganz geruchlosen Phrasen. Es ist immerhin Juchtenleder und Büttenpapier — edles Material, das da verbraucht wird, zu schade, um nur bekritzelt zu werden.

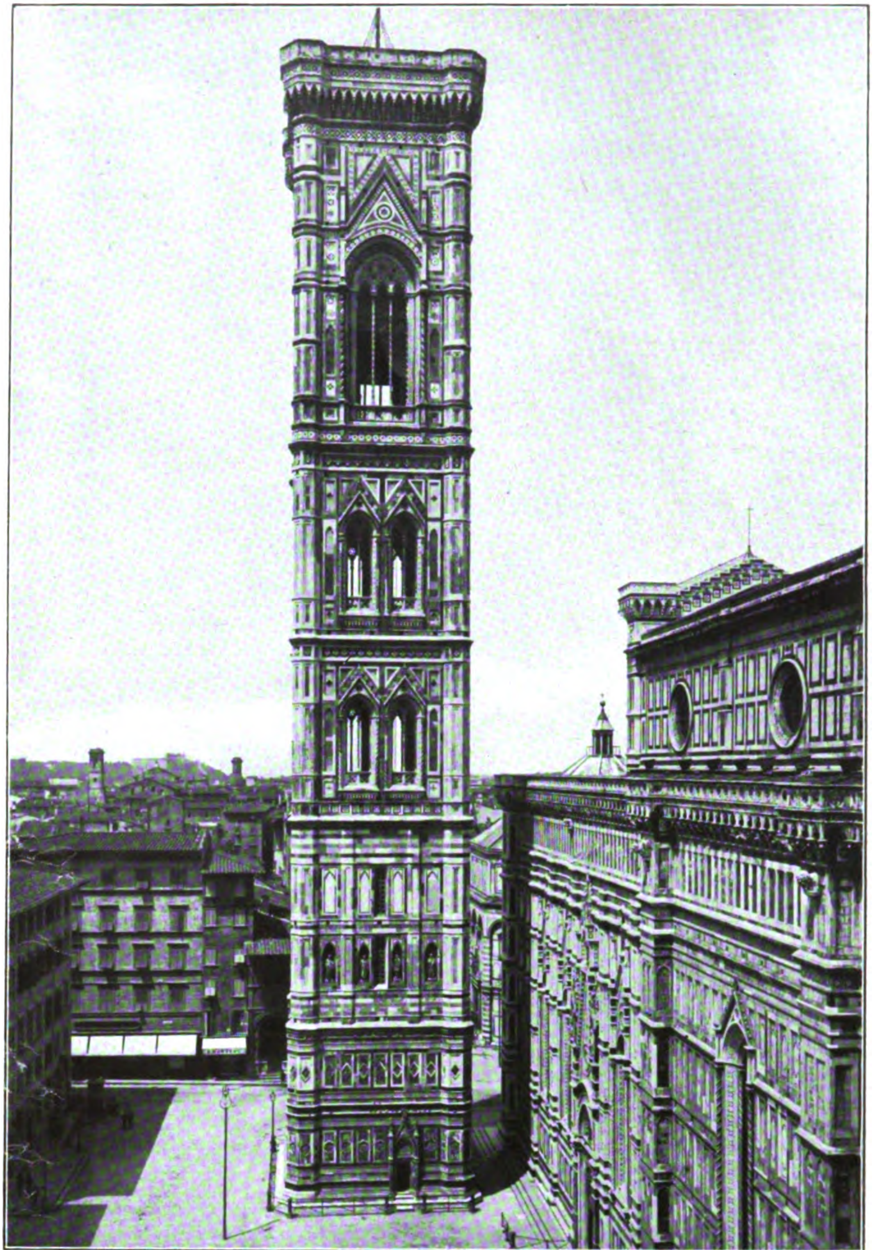
Gebt's nicht jedem in die Hand, der einmal in euren vier Wänden war! Gebt es Menschen, an denen euch ein bißchen liegt, von denen ihr eine freundliche Erinnerung bewahren wollt!

Und ihr, die ihr euch ins Gästebuch schreibt, setzt nicht auf einmal ein Photographiergesicht darin auf! Gebärt nicht unter schrecklichen Wehen schreckliche Gedichte und Sprüche, wenn euch nicht ein liebenswürdiges, nettes Verschen von selbst in die Feder läuft, und schreibt keine Schulaufsatzthemen als Merksprüche ein, sondern ein kurzes, kerniges, fröhliches Wort, das euch einmal am Weg begegnet ist, euch gefallen hat und zu eurem Wirt oder seinen Gästen in irgendeiner Beziehung steht. Oder wenn euch gar nichts einfällt, kurz und schlicht Namen und Datum.

Vielleicht nach hundert oder zweihundert Jahren gräbt jemand zum Spaß so ein altes Gästebuch aus. Gebt acht, daß eure Ururenkel nicht von ihrer hohen Warte herab sagen müssen: „Na, unser lieber Ahnherr Willy oder Fritz scheint aber auch eine schreckliche Nulpe gewesen zu sein. — Lies nur mal, was für blödsinniges Zeug er da in ein Gästebuch geschrieben hat!"

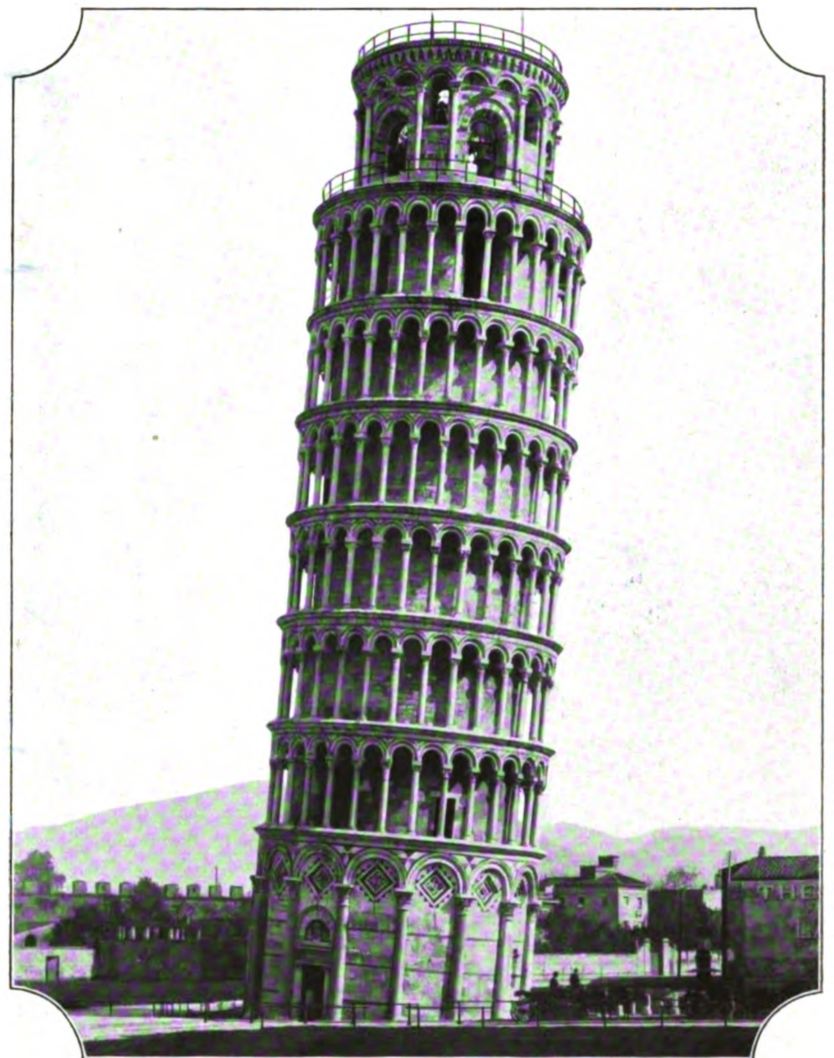
TÜRME IN TOSKANA





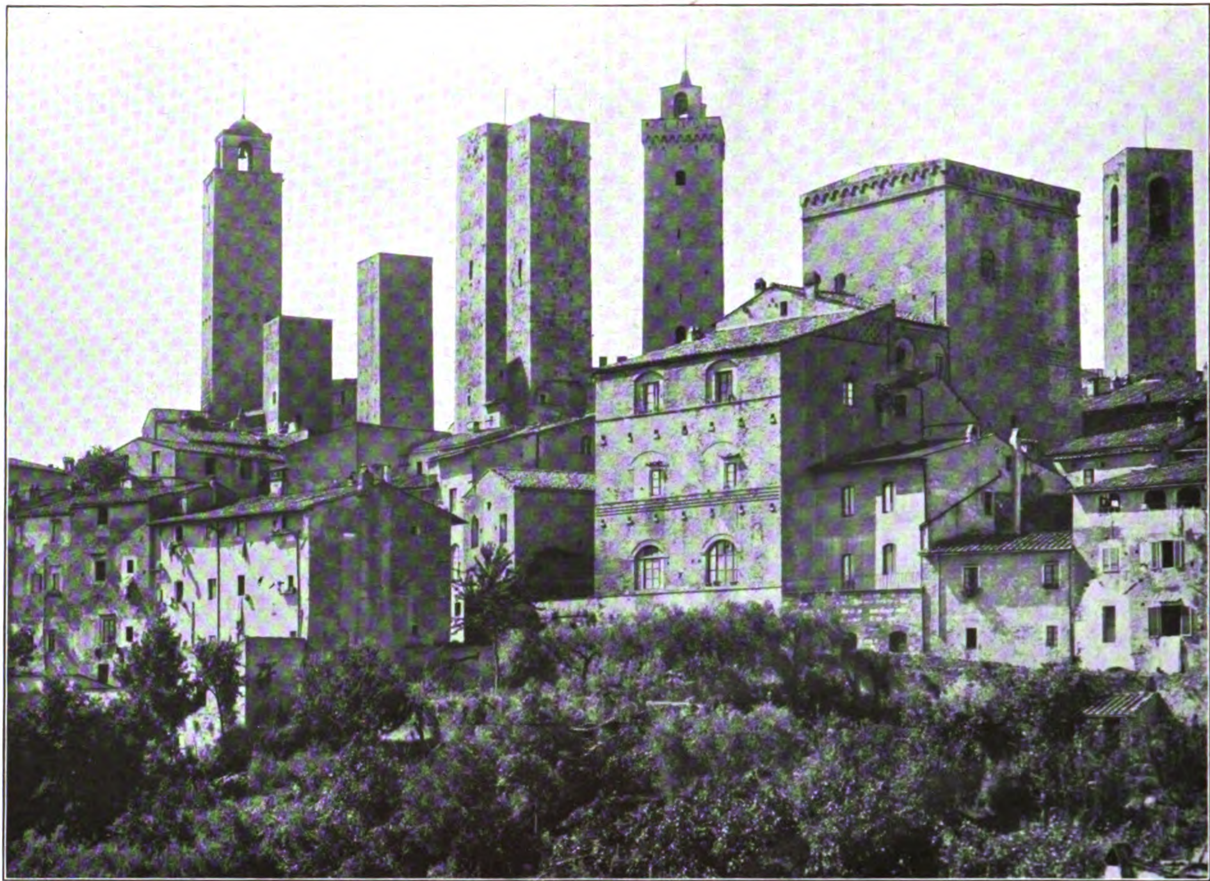
Kampanile neben dem Dom von Florenz. Von Giotto begonnen. (Anfang des 14. Jahrhunderts.)
Links oben: Die schiefen Türme von Bologna. (1109 und 1110.)





Der schiefe Glockenturm in Pisa. Erbaut von Wilhelm von Innsbruck.
Nebenstehend: Palazzo Vecchio zu Florenz. Blick durch die Uffizien.
(Nach photographischen Aufnahmen von Alinari, Florenz.)

Türme in Toskana.



Türme von S. Gimignano (zwischen Siena und Florenz). Blick auf die Stadt. (Phot. Alinari, Florenz.)

Die italienischen Türme sind nicht wie die unsrigen mit der Kirche verbunden, sondern sie stehen daneben, eine eigene, in sich geschlossene Persönlichkeit. So ist es denn kein Wunder, daß sie zu besonderen Schmuckstücken der Stadt wurden, darauf die Bürger all ihren Stolz, ihren Reichtum, ihre Kunst vereinigten. Wahre Wunderwerke an Türmen sind schon in frühester Zeit, als der Orienthandel aufblühte, in den Städten der Toskaner entstanden. Eine Stadt suchte die andere an Pracht zu übertreffen. War ihnen auch ein großes architektonisches Weltgefühl versagt, so verstanden sie es doch, die Anregungen von allen Seiten: aus dem Norden, aus der eigenen antiken Kultur, ja, nicht zum mindesten aus dem phantastischen Morgenland, zu märchenhaften, graziösen Werken zu vereinigen. Bei allem spielte das Material eine große Rolle. Die nahen Karrarischen Berge lieferten, wie noch heute, in unerschöpflichem Maße den Marmor — welch ein Unterschied zwischen den schneeweißen Zierwerken des Südens und den schwer aus der Masse des Domes sich emporringenden Türmen, sandsteingrau und -rot, der nördlichen Gotik, die wie Speere den Himmel zu durchbohren trachten. — Eine andere Art von Türmen bilden die der städtischen Paläste. Man kennt ja die ewigen Kämpfe, die die italienischen Kommunen in ihrem eigenen Schoße auszufechten hatten. Das Volk rebellierte gegen die Signorie, der Adel, in Parteien, Guelfen und Gibellinen, gespalten, schlug sich selbst die furchtbarsten Wunden. Straßenschlachten waren an der Tagesordnung, man belagerte einander in den zu Burgen ausgebauten Stadthäusern. Türme dienten der Ausschau, aber auch der letzten Zuflucht. Es gibt Städte, in denen noch ein ganzer Wald von kahlen, kunstlos aufgerichteten Türmen ragt. Das kleine S. Gimignano zwischen Siena und Florenz bietet dafür ein prächtiges Beispiel! Wir werden, so seltsam es scheint, geradezu an eine moderne Fabrikstadt erinnert.

Die schiefen Türme sind eine besondere Kuriosität vieler italienischer Städte. Der Boden, häufig ungenügend auf seine Tragfähigkeit hin geprüft, gab unter der schweren Last nach und senkte sich. Grotesk die riesigen Ungetüme Bolognas, auch hier glauben wir die knappen Formen heutiger Baukunst vor uns zu sehen. Zweckbauten!

Der Kampanile zu Pisa neigte sich bereits während der Errichtung. Da man stets von neuem emporzubauen suchte, zeigt die Silhouette des Turmes jetzt die Gestalt einer leichten Kurve. R.

Die Seidenraupenzucht in Deutschland
und ihre wirtschaftliche Bedeutung.



Über 1 m große Maulbeerpflanzen zum Versand bereit.

Mit der Eröffnung der deutschen Lehranstalt für Seidenraupenzucht in Leipzig-Eutritzsch, Tauchaer Weg 27, wurde der Grundstein für die Entwicklung eines den deutschen Verhältnissen vollkommen Rechnung tragenden Seidenbaues gelegt. Die Lehranstalt ist ein gemeinnütziges Institut, das durch unentgeltlich gebotene Lehrgänge die Seidenbaufrage in eingehender Weise beleuchtet und Seidenbau-Interessenten durch ihre Aufklärung die Wege zur eigenen Seidenzucht ebnen will.

Eine Besichtigung dieser Lehranstalt zeigt uns das Werden und Vergehen des Seidenspinners. Mit der Aufzucht und Pflege, den Eigenarten der Lebensbedingung, den Zuchtvoraussetzungen und mit der Rentabilität des Seidenbaues werden wir aufs beste vertraut. Hier erkennt man mit eigenen Augen, daß das deutsche Volk durchaus in der Lage ist, seinen Seidenbedarf selbst zu decken, das dafür bisher ins Ausland gegangene Geld der heimischen Wirtschaft zu erhalten und damit Ungezählten in ihrer bedrohten Existenz neuen Grund zu schaffen.



Links nebenstehend:

Ausgewachsene, noch fressende, nahezu spinnreife Seidenraupe, die in 32 Tagen ihr Gewicht um etwa das 7000fache vergrößert hat.

Im Freiland, auf großen Anlagen befinden sich die Maulbeersträucher in Heckenform, die parallel in 2 m Abstand möglichst in der Nord-Süd-Richtung verlaufen. Ihr saftiges Grün und die über 2 m hohen einjährigen Triebe beweisen, daß sie sich auf dem nicht gerade guten Boden prächtig entwickeln. Dieses Laub dient der Raupe ausschließlich zur Nahrung.

Die Zucht der Raupe findet in geschlossenen Räumen auf Regalen statt. Das Futter wird ihr in Form von ganzen Zweigen gereicht. In einem kleinen Brutschrank, der die Temperatur von 20 Grad Celsius aufweist, liegen die in ihrer Farbe dem Mohn ähnelnden Seidenraupeneier zu Hunderttausenden. Bereits nach 8 Tagen

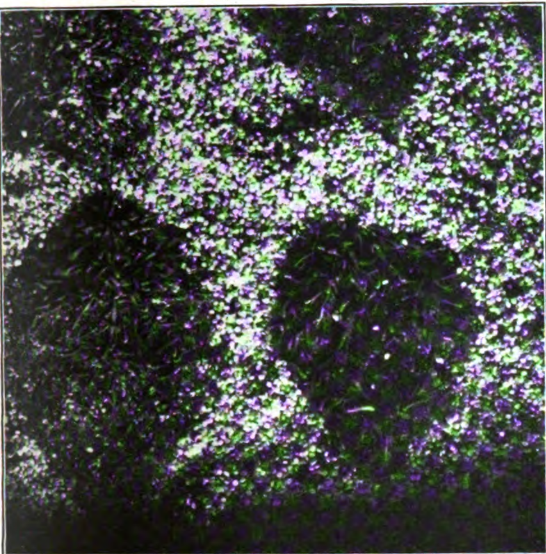


15000 qm große Maulbeeranlage mit einjährigen Pflanzen.

beobachten wir das Schlüpfen der Raupen, die sofort mit der Nahrungsaufnahme beginnen. Schon nach einigen Tagen erweist sich die ursprüngliche Haut als zu klein, sie wird durch eine neue ersetzt. Dieser Vorgang, Häutung genannt, erfolgt in der 32tägigen Lebensdauer der Raupe viermal. Acht bis zehn Tage nach der vierten Häutung hat sie ihre Entwicklungsgrenze erreicht, ihre Länge beträgt etwa 10 cm, ihr Durchmesser 10 mm. Der vorher marmorweiße Körper erscheint perlmutterartig und wird durchscheinend wie eine reife Weinbeere. Erst in diesem Zustand verläßt die Raupe ihren Futterplatz, um sich selbst einen geeigneten Platz zur Anfertigung ihrer Puppenwiege in der Spinnhütte zu suchen. Hat sie nach sorgfältigstem Absuchen jedes einzelnen Anhaltspunktes den Platz für gut befunden, so beginnt sie sofort mit ihrer Arbeit. Sie befestigt den aus der Spinnwarze tretenden Spinnfaden an der ihr geeignet erscheinenden Stelle, so die Flockseide erzeugend, in deren Innerem der eigentliche Kokon geschaffen wird. Die Raupe schrumpft immer mehr zusammen, auf die erste Schicht des Gewebes eine zweite, dritte usw. legend, bis sie durch das immer dicker werdende Gespinst dem Auge des Beobachters nicht mehr zugänglich ist, wohl aber am Spinngeräusch verrät, daß sie ihre Arbeit noch nicht vollendet hat. Nach etwa drei Tagen hört auch dieses auf, der Kokon ist fertig. Mit der Fertigstellung des Kokons ist auch die Arbeit des Seidenbauers beendet. Seidenbauer zu sein, ist keine schwere, anstrengende Arbeit, wohl aber erfordert sie einen Menschen, der bereit ist, seine Bequemlichkeit zeitweise zu opfern und seiner Arbeit mit Lust und Liebe nachzugehen. Guter Erfolg lohnt dann auch die kleinste Hilfeleistung.



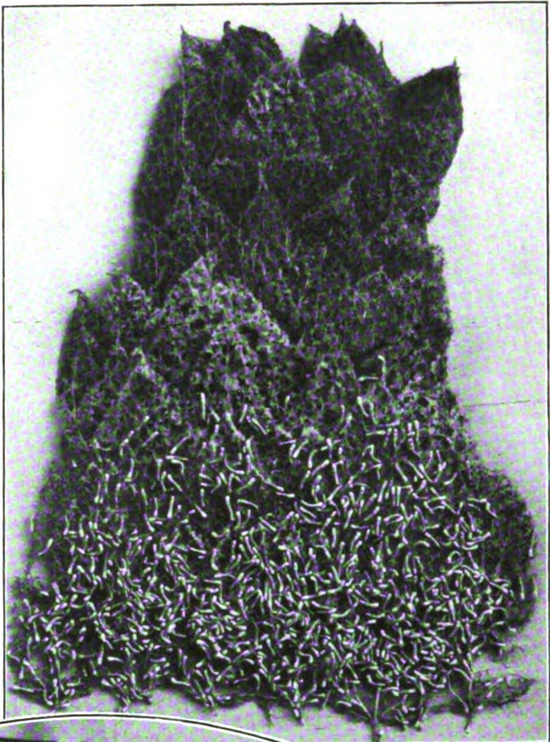
Blick in einen Seidenraupenzuchtraum. Links: Bebrüten der Eier und Abheben der jungen Raupen zwecks Blattfütterung. Mittelregal: Fressende Raupen kurz vor der 4. Häutung. Rechts: 32 Tage alte Raupen, die bereits mit dem Spinnen der Kokons begonnen haben.



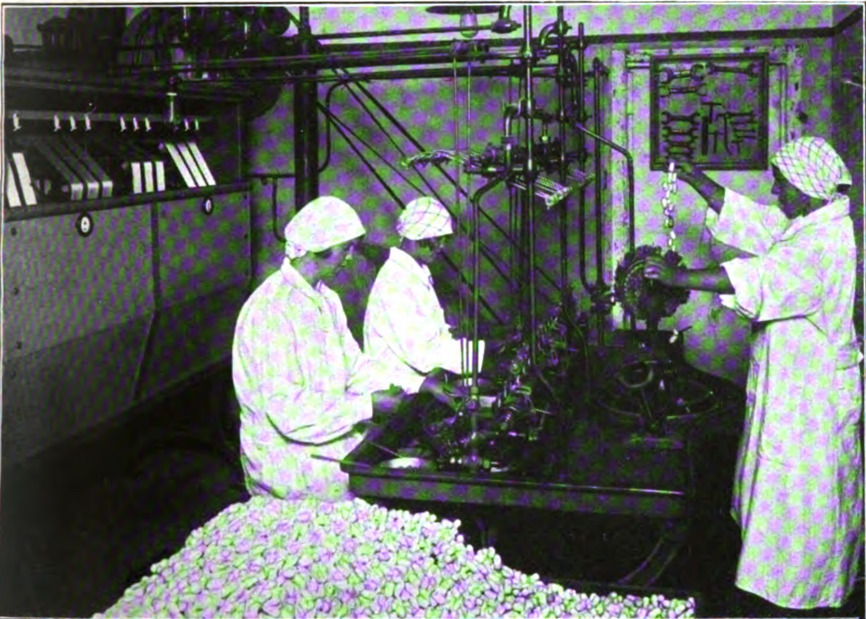
Soeben dem Ei entschlüpfte Seidenraupen werden durch Auflegen zarter Maulbeerblätter auf diesen gesammelt und abgehoben.



Spinnhütte aus Faltpapier: Kokons und zum Einspinnen aufkriechende Raupen an dem gefalteten, auf beiden Seiten rauhen Papier.



Rechts nebenstehend: Fütterung der Raupen. Diese erfolgt dreimal täglich durch Anlegen neuer Maulbeerblätter an das alte Futter. Sofort suchen alle Raupen das frische Futter auf.



An der Seidenhaspel zum Abwickeln des Fadens von dem Kokon. Rechts: Sucher der Fadenanfänge. Im Kasten (links) Aufwickeln und Trocknen des nunmehr bereits gedrehten Fadens.



Prüfung der von den Haspeln abgenommenen Seidenfaden-Strähnen auf eventuell vorkommende Fehler. Die Strähnen werden dann zu Zöpfen gedreht, um jede Veränderung der Fadenordnung unmöglich zu machen.



Aus der Nachzucht für Weißspinner: Horden mit Pergamenttüten, in denen die für die Fortpflanzung ausgewählten Falter ihre Kopulation vornehmen. Die Tüten enthalten dann die Eier und das abgestorbene Elternpaar.

Unsere Abbildungen sind Wiedergaben nach Photographien aus den Seidenbauanlagen des Deutschen Seidenbaus, Ing. H. Nicolai, Leipzig.

Wissen und Leben

Ein neuentdecktes Selbstbildnis des jungen Dürer. Von den wertvollen Schätzen, die der kunstsinnige Herzog Philipp II. von Pommern im Stettiner Schlosse zusammenbrachte, ist das meiste verschollen. Doch besitzt die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde im Altertumsmuseum zu Stettin noch manches kostbare Stück, das sich einst in Herzog Philipps Sammlungen befand. So kam im Jahre 1888 einer der vier Bände wieder zum Vorschein, die der Herzog einst eigenhändig mit Kunstblättern aller Art füllte, und zwar war er damals Eigentum des Bürgermeisters de la Sablonière in Kampen, einem Städtchen im Distrikt Overyssel. Bald darauf gelangte er zusammen mit einer kurzen holländischen Beschreibung im Haag zum Verkauf, und endlich glückte es dem Geheimen Kommerzienrat Fr. Lenz, den kostbaren Band zu erwerben. Von ihm erhielt ihn die genannte Gesellschaft zum Geschenk. Freilich wurde sein hoher Wert noch nicht sogleich in vollem Maße erkannt. Die handschriftliche Inhaltsangabe, die der Herzog auf das Titelblatt, eine Zeichnung in Epitaphform, geschrieben hat, lautet: Allerhand Viesierungen von Conterfeyten und Gesichten von guten Meistern gecolligiret Ao 1617 In Alten Stettin im Monat Julio Philippus II. Dux Pomeranorum manu propria. Als zweites Blatt folgt das in Wasserfarben auf Leinwand gemalte Bildnis Dr. Martin Luthers, ein Werk Lukas Cranachs d. A. Darauf einige zwanzig Porträte von Mitgliedern der pommerschen Herzogsfamilie, Bildnisse von Mitgliedern des kurpfälzischen und kursächsischen Hauses, alsdann mehrere berühmte Zeitgenossen, Charakterköpfe u. a. Gelegentlich einer Restaurierungsarbeit stieß nun der Kustos der graphischen Abteilung des Stadtmuseums, Stadtrat Ferd. Henry, auf ein Knabenbildnis, von dem das holländische Verzeichnis die Vermutung ausspricht, es könne vielleicht den jungen Erasmus von Rotterdam vorstellen. Nun trägt aber das Bild eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der in der Albertina zu Wien befindlichen Handzeichnung, die der junge Goldschmiedelehrling mit der Überschrift versah: Dz hab Ich aus ein Spigell nach mir selbs kunterfit Im 1484 Jar do ich noch ein kind was / Albrecht Durer. Auf dem Ölbildchen aber steht als Unterschrift: · im · 13 · iar · was · ich · und oben am Rande des Bildes die Jahreszahl 14 . . . . 84. Freilich ist die letzte Ziffer nur in kleinen Bruchstücken erhalten geblieben, aber sie ergänzt sich ganz selbstverständlich, sobald man von der Identität des Dargestellten überzeugt ist. Dasselbe Gesicht, die völlig gleiche Tracht, die spitzige Troddelmütze, das faltige Gewand und nicht zuletzt die abgekürzte Bemerkung Dürers: da mußte dem mit der Handzeichnung bekannten Kustos die Überzeugung kommen, daß er es mit einem Original-Selbstbildnis des jungen Malschülers zu tun habe. Im Jahre 1471 geboren, zeichnete sich Dürer mit 13 Jahren; zwei Jahre nachher, am St.-Andreas-Tage 1486, kam er zu Meister Michael Wolgemut in die Mallehre. Mußte es ihn nun nicht reizen, sein „Kunterfey" mit Pinsel und Ölfarbe zu versuchen? Diese Erwägungen führten zu der Überzeugung, daß das entdeckte Porträt in den Jahren 1486, 1487 oder 1488 entstanden sein müsse.



Links: Selbstbildnis des dreizehnjährigen Albrecht Dürer, das im Altertumsmuseum zu Stettin neu entdeckt wurde. — Rechts: Die in der Albertina zu Wien befindliche, den jugendlichen Künstler wiedergebende Handzeichnung Dürers, deren unverkennbare Ähnlichkeit mit dem nebenstehenden Porträt die Identität des Dargestellten beweist.

Ein neuentdecktes Dürer-Bild.

Die 380000-Volt-Leitung Köln-Vorarlberg. Vor kurzer Zeit wurde ein Ingenieurwerk in Benutzung genommen, das man ohne Großsprecherei den bedeutendsten Leistungen der deutschen Technik zurechnen kann: die von Köln-Knapsack über Koblenz und Mannheim nach Stuttgart und weiterhin nach Vorarlberg führende Hochspannungsleitung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks, die mit ihrer Spannung von 380000 Volt den Rekord unter sämtlichen Hochspannungsleitungen der Erde hält. Unserem an Riesenzahlen gewöhnten Sinn will es so ohne weiteres nicht viel sagen, daß die Spannung, unter der diese Leistung steht, ein- bis zweitausendmal so hoch ist wie die der Lichtstromleitungen in unseren Wohnungen; wer jedoch etwas von der Sache kennt, der weiß auch, daß die Schwierigkeiten sich nicht vertausendfacht, sondern vermillionenfacht haben. Hochspannung ist aber das Lebenselement unserer Elektrizitätswirtschaft, die schon ein gar nicht mehr wegzudenkender Bestandteil unserer Gesamtwirtschaft ist; darum sind auch die Schwierigkeiten, die die Bewältigung hoher Spannungen bietet, seit nunmehr fast 40 Jahren Gegenstand eingehendsten Studiums gewesen. Damals wurde die erste Hochspannungsleitung der Welt, die von Lauffen am Neckar nach Frankfurt a. M. führte, gebaut, mit der für jene Zeit unerhört hohen Spannung von 15000 Volt. Heute geht Deutschland abermals voran, indem es eine Spannung einführt, die fast doppelt so hoch ist wie die bisher höchste, je verwendete. Damit ist nicht nur technisch etwas äußerst Bemerkenswertes geleistet, sondern auch wirtschaftliche Dinge von größter Bedeutung gefördert, der Wirkungsbereich der Elektrizitätswerke ist um ein gutes Teil hinausgeschoben, die Kohlenfelder Nordwestdeutschlands, die Steinkohlengebiete an der Ruhr und die Braunkohlengebiete am unteren Rhein sind mit den großen Wasserkräften des süddeutschen und österreichischen Alpengebiets verbunden worden zu gegenseitiger Aushilfe und Zusammenarbeit. Die Beförderung elektrischen Stromes auf große Entfernungen ist eine Lebensvoraussetzung aller modernen Wirtschaft geworden, sie braucht der Landwirt, der billige Kraft zum Dreschen seines Getreides sowohl als auch zum Pflügen des Ackers nötig hat, sowie der Industrielle, der mit billigem Strom zu arbeiten gezwungen ist, wenn er der schweren Konkurrenz auf dem Weltmarkte die Spitze bieten will. Das ist nur möglich, wenn die Elektrizität da gewonnen wird, wo sie billig zu erzeugen ist, und dorthin transportiert wird, wo sie benötigt wird. Diese Erzeugungsstätten sind Wasserkräfte und Kohlenfelder, die Verbrauchsstellen sind über das ganze Land verstreut. Je höher die Spannung ist, mit der man die Elektrizität transportiert, um so geringer ist der Durchmesser der notwendigen Kupferseile, um so kleiner werden die unvermeidlichen Übertragungsverluste. Deshalb ging man schon im Jahre 1891, bei Gelegenheit der Elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M., zu der hohen Spannung von 20000 Volt über, da man im Transformator eine einfache und sehr betriebssichere Maschine hat, die Spannungen hinauf- oder herabsetzt, ganz wie man es braucht. Lange Zeit blieben 20000 Volt die obere Grenze, über die man nicht hinauszugehen wagte, bis die Notwendigkeit durch lange Leitungen und große, zu befördernde Energiemengen dazu zwang. Die Größe der Entfernungen veranlaßte zuerst die Amerikaner, zu der lange Zeit für unerreichbar gehaltenen Spannung von 100000 Volt überzugehen; seit 1910 haben wir indessen auch in Deutschland Leitungen für so hohe Spannungen. Gerade in den letzten Jahren ist ganz Deutschland mit einem Netze solcher Leitungen überzogen worden, die ihren Ausgang in den bayerischen und badischen Wasserkräften sowie den norddeutschen Braun- und Steinkohlengebieten nehmen. Schon bei dieser Spannung traten beträchtliche Schwierigkeiten auf. Die Leiter zu isolieren, gelang nur, indem man die übliche Methode, auf Stützen aufgeschraubte Porzellan-Isolatoren zu nehmen, verließ und eine Art Porzellanteller, kettenförmig aneinandergehängt, die als Hänge-Isolatoren bezeichnet werden, verwendete. Auch machte man bald die Erfahrung, daß die Elektrizität bei hohen Spannungen gern den Draht verläßt und in die Luft hinaussprüht, wie wir es an der Elektrisiermaschine kennen. Um das zu verhindern, mußten die Leiter sehr stark gemacht werden. Von den Erscheinungen, die beim Kurzschluß solcher Höchstspannungsleitungen auftraten, sei ganz geschwiegen, sie haben die elektrotechnische Wissenschaft Jahrzehnte hindurch beschäftigt. Alle diese Schwierigkeiten aber hätten sich beim Übergang auf etwa 200000 Volt vervielfacht, es wäre für die Technik gleichbedeutend mit dem Betreten ganz unbekannten Gebiets gewesen. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk aber übersprang kühn diese Etappe, indem es sogleich zu 380000 Volt überging. Denn wenn man zwei so entlegene Krafterzeugungsgebiete wie das rheinische Braunkohlenrevier und die Alpenwasserkräfte verbinden will, eine Entfernung von über 600 km, wobei sehr große Energiemengen zu transportieren sind, reichen selbst so hohe Spannungen wie 220000 Volt nicht aus, obwohl dies die gegenwärtig höchste, in Amerika angewendete Spannung ist. Bedeutete die Spannung von 100000 Volt schon eine Abkehr von der üblichen Bauart von Leitungen und Apparaten, so mußte bei 380000 Volt abermals



Ein Großwerk deutscher Elektrotechnik, die 380000-Volt-Leitung Köln-Vorarlberg: Die Rheinkreuzung der Hochspannungsleitung bei Koblenz.

(Fortsetzung s. S. 598.)



DIE LOCKENDE LINIE

„Schönheit! — Der kultivierte Mensch kennt heute nicht mehr e i n e Schönheit — er hat Schönheiten entdeckt, die Menschen früherer Generationen noch nicht empfinden konnten. So ist es auch mit Anmut und Linie des Bubikopfes. Natürlich ist seine Pflege ein überaus wichtiges Kapitel, aber es ist nicht schwierig, wenn man regelmäßig wöchentlich Pixavon verwendet. Dem Pixavon verdanke ich Fülle und Schönheit meines Haares.“







PIXAVON

Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Herbst 1927.

LINGNER-WERKE / DRESDEN



eine Wendung eintreten. Es gab schlechterdings keinen Leiter, der bei dieser ungeheuren Spannung die Elektrizität festgehalten hätte; sie wäre überall herausgesprüht. Kupferseile von genügend großem Querschnitt, die das verhindert hätten, wären unbrauchbar gewesen, weil sie sich nicht hätten verlegen lassen. Hier wurde dann etwas ganz Neues geschaffen, der Hohlleiter. An Stelle des üblichen Drahtseiles wurde ein metallener Schlauch gesetzt, dessen Durchmesser so groß war, daß ein Heraussprühen der Elektrizität nicht stattfinden konnte. Und dieser Schritt gelang, der Hohlleiter wurde nicht nur auf dem Papier erfunden, sondern auch hergestellt und verlegt, und siehe da! er ließ sich sogar ohne die erwarteten großen Schwierigkeiten verlegen. Die Maste, die diese Leitungen tragen, haben natürlich ganz ungewöhnliche Abmessungen; sie sind über 30 m hoch und messen am Boden 10 m und mehr im Quadrat, brauchen also recht erhebliche Mengen von Grund und Boden. Die schwierige Montage dieser Eisenmaste macht den Leitungsbau sehr teuer; das Kilometer einer solchen Leitung kostet kaum weniger als ein Kilometer Eisenbahn, nämlich ungefähr 100 000 R.M. Da die Kosten der Verzinsung und Abschreibung einer solchen Summe auf die Strommenge, die durch die Leitung hindurchtransportiert wird, umgelegt werden müssen, lohnt sich eine derart teure Leitung nur, wenn es sich um ganz gewaltige Strommengen handelt. Das ist in der Tat auch der Fall, denn das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk will dem Süden aushelfen, wenn die Wasserkräfte nicht ausreichen, seinen Stromhunger zu stillen, und will seinerseits dann, wenn die Alpenwasserkräfte Wasser im Überfluß haben, was regelmäßig im Sommer der Fall ist, sich von ihnen aushelfen lassen. In beiden Fällen fließen Strommengen hin und her, die in die Hunderte von Millionen Kilowattstunden, wenn nicht in die Milliarden gehen, so daß auf die einzelne Kilowattstunde nur ein geringer Betrag an Stromtransportkosten entfällt. Die Entwicklung der am Austausch beteiligten Länder ist aber damit in ganz neue Bahnen gelenkt, und die unauflösliche Verknüpfung von Technik und Wirtschaft ist aufs neue an einem schlagenden Beispiel gezeigt worden. Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Vom menschlichen Geruchssinn. Die Schärfe der Geruchsempfindungen der verschiedenen Tiere bewegt sich in bestimmten Grenzen, die anscheinend für die einzelnen Arten charakteristisch sind. Dabei zeigt jede Tierart die größte Empfindlichkeit für die Gerüche, die für ihr Leben von Bedeutung sind — also, ganz allgemein gesagt, für Beute und Feinde (Erhaltung des Individuums) und für das andere Geschlecht (Erhaltung der Art). Der Geruchssinn des Menschen ist im Vergleich zu dem vieler Tiere außerordentlich schwach entwickelt, entsprechend der relativ geringen Ausbreitung des geruchsempfindlichen Gewebes. Die Auslösung einer Geruchsempfindung geschieht ja in der Weise, daß verdampfbare Substanzen mit der Atemluft in die Nase eindringen; aber nicht die gesamte Nasenschleimhaut ist geruchsempfindlich, sondern nur ihre oberste Partie, in der sich die mit den Endigungen der Riechnerven verbundenen Riechzellen finden. Dieser Bezirk nimmt einen Teil der oberen Nasenmuschel und die gegenüberliegende Region der Nasenscheidewand ein — Flächen von der Größe eines Fünfpfennigstückes. Hierher gelangen aber die Gase der Atemluft (die Geruchsempfindung wird ausschließlich durch gasförmige Stoffe ausgelöst; in die Nase eindringende Flüssigkeiten erzeugen keine Geruchsempfindung) bei gewöhnlicher Atmung nicht, die Erregung des Geruchsorgans muß also unter normalen Verhältnissen durch Diffusion stattfinden. Man kann jedoch willkürlich die Atemluft über die Geruchsregion streichen lassen, indem man durch „Schnüffeln" Luftwirbel erzeugt. — Die Zahl der Geruchsqualitäten ist außerordentlich groß; eine befriedigende Einteilung ist bisher noch nicht gefunden worden. Sehr verschieden ist die Empfindlichkeit für einzelne Gerüche; sie kann gemessen werden mittels Verdünnung des betreffenden Gases durch reine Luft. Man fand auf diese Weise folgende Schwellenwerte: Natürlicher Moschus 0,01 Milligramm im Liter Luft; Kampfer 0,005; Äther 0,005; künstlicher Moschus 0,001 und Orangenessenz 0,00005. Die eben noch riechbaren Mengen sind zweifellos viel geringer bei jenen Tieren, in deren Leben der Geruchssinn eine größere Rolle spielt als beim Menschen — z. B. bei Schmetterlingen, deren Männchen von einem weit entfernten Weibchen angelockt werden, oder beim Hund, der eine Spur verfolgt. Es verfügen auch durchaus nicht alle Individuen über die gleichen Geruchsqualitäten; z. B. fehlt manchen die Wahrnehmungsfähigkeit für Vanillegeruch, anderen die für Veilchengeruch usw. Zur Geschichte der Lehre vom Geruchsorgan und seinen Funktionen sei noch bemerkt, daß schon Theophrastus im vierten vorchristlichen Jahrhundert auf die vergleichsweise stumpfe Geruchsausbildung des Menschen hinwies. Am Ende des 8. Jahrhunderts wurde der Geruchsnerv als solcher erkannt, und zwar von einem Mönch, Theophilus Protospatharius. Achthundert Jahre später bestätigte Rudius diese Erkenntnis, indem er bei der Sektion eines Menschen mit angeborener Anosmie (Unempfindlichkeit für Geruchsreize) das Fehlen der Riechnerven feststellen konnte. Übrigens waren Lorenzo di Medici und Savonarola völlig anosmisch! S. Hupfer.

Paracelsus über die Entstehung des Veitstanzes. Unter „Veitstanz" versteht man im allgemeinen die Epilepsie, eine Krankheit, die mit einer Reizung der Hirnrinde einhergeht und zu Krampfanfällen führt. Vielfach werden damit aber auch „hysterische" Krampfzustände bezeichnet, bei denen organische Veränderungen im Körper nicht nachzuweisen sind. Der große Arzt Paracelsus, dessen Gedankengänge heute wieder besonders „modern" zu werden beginnen, erzählt in folgender Weise über den Ursprung dieser Krankheit. „Die erste, die die Krankheit hatte, war eine Frau Trophaea, schwierig und launisch und leicht aufgebläht, und launisch gegen ihren Mann, wenn der ihr etwas befahl, was ihr nicht gefiel; sie nahm die Manier an, sie sei krank, und erdichtete eine Krankheit, die ihr gerade gelegen war. Jetzt verlegte sie sich aufs Tanzen und gab vor, sie könne nicht ohne Tanzen sein; denn den Mann verdroß nichts mehr als das Tanzen. Und um das Spiel durchzuführen und die Krankheit vollkommen darzustellen, hüpfte sie, sprang hin und her, sang und trällerte, was nur dem Mann recht mißfiel. Hiernach fiel sie nieder, zum Ärger des Mannes, zappelte eine Weile und schlief dann. Das gab sie für eine Krankheit aus und verschwieg, daß sie den Mann damit närre. Daraufhin pflegten auch andere Weiber dies Benehmen, und eine lehrte es die andere. Die Gemeinde aber hielt solche Krankheit" — so fährt Paracelsus in seinen bei Fromann neu erschienenen „Fünf Büchern über die unsichtbaren Krankheiten" fort — „für eine Strafe und gab diesen Symptomen einen Urheber, der die Krankheit auch vertreibe. Und der Glaube verfiel zunächst als Ursache auf den heidnischen Geist Magor. Nicht lange aber, so wurde St. Veit der Glaubensgeist und mußte also zum Abgott hinauf werden, und so kam es zu dem Namen St. Veitstanz. Am Ende ward der Glaube allgemein und die Krankheit zu einer Tatsache. Und alle die, denen beim Tanzen wohl war, fielen unter den Glauben und unterlagen dieser Krankheit, so daß sie dauernd mit dem Glauben verknüpft blieb. Das ist bezeichnend. Jede angenommene Weise, die Mann oder Weib für wahr ausgeben, macht ihre Behauptung zu einem so starken Glauben, daß sie zu einer wirklichen Tatsache wird. Daher kommen viele Krankheiten, nicht nur der Tanz, sondern auch zahllose andere Arten, denn einige haben sich für besessen ausgegeben, und zuletzt ist aus der Behauptung Wahrheit geworden. Andere haben sich St. Veitens Krankheit gerühmt und sind zuletzt drein verfallen. So sind viele Krankheiten entstanden, die nun täglich auftreten, und das ist ein Weg, auf dem heute Krankheiten entstehen, die es vorher nie gegeben hat." W. S.

Von Friedrich dem Großen. — Die Literatur über den großen Preußenkönig ist in den letzten Jahren um einige wertvolle Erscheinungen gewachsen. Außer dem

Petersdorffschen Monumentalwerk „Fridericus Rex“, das in überarbeiteter Form und mit einer Fülle bildlichen Materials von dem Verlag Carl Henschel in Berlin herausgebracht wurde, erscheinen zwei Briefpublikationen vor allem erwähnenswert. Die erste enthält in zwei Bänden den Briefwechsel zwischen Friedrich dem Großen und seiner Schwester Wilhelmine von Baireuth (Verlag von K. F. Koehler, Berlin und Leipzig, 1926). Während in dem ersten Band, der bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. führt, die schweren Seelenkämpfe des Kronprinzen sich vor uns entrollen, die in der empfindsam besaiteten Seele der Markgräfin Widerhall und tiefes Verständnis finden, schildert uns der zweite Band das Verhältnis des königlichen Bruders zu seiner Schwester, das im Gegensatz zur Jugendzeit nicht im Zeichen der Harmonie stand, ja, zuweilen sogar in die Brüche zu gehen drohte. Aber selbst die Schatten, die sich über dieses Verhältnis breiten, lassen immer noch die liebenden Herzen erkennen, die füreinander schlagen. Vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser von Gustav Berthold Volz sorgfältig herausgegebene und von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski verdeutschte Briefwechsel zweifellos die wertvollste Dokumentensammlung zur Charakteristik des Königs. Aber auch die großen politischen Ereignisse um die Mitte jenes Jahrhunderts spiegeln sich in ihnen in individueller Weise, und wie der König über Diplomatie und Krieg in seinen Briefen interessant plaudert, so weiß wiederum die Markgräfin unterhaltend von dem Leben und Treiben in ihrer kleinen Residenz zu berichten. Ein ebenfalls wichtiger Beitrag zum menschlichen Wesen des Königs liegt uns vor in dem von Johannes Richter herausgegebenen Werk „Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf“ (Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald). Es sind im ganzen 291 Briefe aus dem Jahrzehnt von 1745—1755, die der Herausgeber mit großer Mühe aus acht Erbschaftsstellen zusammengetragen und erschlossen hat. Eine Anzahl sind von Fredersdorf, der vom Kammerdiener des Kronprinzen zum Geheimen Kammerier und Schatullenverwalter aufstieg, der das unbegrenzte Vertrauen des Königs genoß, und den Voltaire „le grand factotum du roi Frédéric“ nannte. In der Hauptsache handeln die Briefe von Vorgängen, die in den Tätigkeitskreis Fredersdorfs fallen, aber bei allen nüchternen Tatsachenberichten schimmert durch die Zeilen eine menschliche Anhänglichkeit und Freundschaft, wie sie sonst in Briefen an Untergebene bei Friedrich einem nicht begegnen. Auf ein interessantes ikonographisches Werk „Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit“ von Gustav Berthold Volz (Verlag K. F. Köhler, Berlin und Leipzig) sei zum Schluß hingewiesen. Es umfaßt alle authentischen und zeitgenössischen Bilder des Königs, der bekanntlich eine große Abneigung gegen das Sich-Malen-Lassen besaß. Aus diesem Grunde war es schwer, das Unechte von dem Echten zu scheiden. Der Verfasser hat die Aufgabe mit Geschick gelöst.

ZUM NACHDENKEN

Silbenkreuzrätsel.

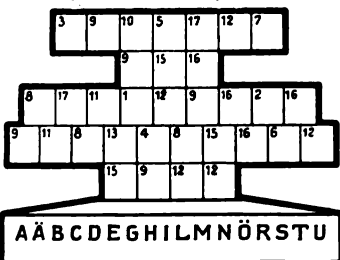
1	2
3	4
5	6
7	8

1—2 Theaterabteil, 1—3 Frauenname, 1—4 Frauenname, 2—4 Stadt in Deutschland, 2—4—6—8 Blume, 2—7 Schenkender, 3—2 Zustand, 3—5 Niederlassung, 5—7 Gewerbetreibender, 6—5 Fluß in Afrika, 7—2 Erhöhungen, 8—7 Wildschwein, 8—5 Stadt in Böhmen.

Schüttelrätsel.

Aus nachgenannten Wörtern sind durch Umstellen der Buchstaben neue Hauptwörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben — von oben nach unten gelesen — einen Wahrspruch ergeben: 1 Saat, 2 Tula, 3 Achsel, 4 Metier, 5 Amsel, 6 Makel, 7 Nagel, 8 Irene, 9 Laden, 10 Orkan, 11 Seine, 12 Rinde, 13 Unrat, 14 Rebe, 15 Serie.

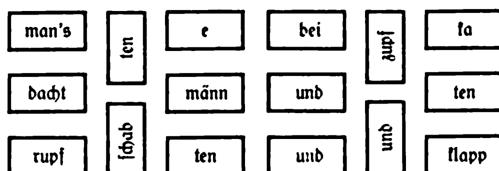
Füllrätsel.

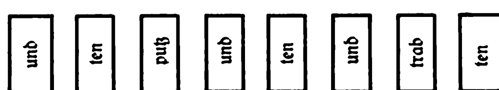


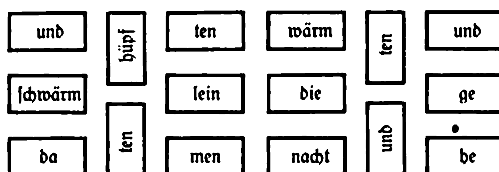
Kinderreich.

Auf die Frage: „Wie viele Kinder habt Ihr eigentlich?“ antwortete ein witziger Gastwirt stets: „Nun, ich habe fünf, meine Frau hat vier, und zusammen haben wir acht Kinder.“ Wie viele Köpfe zählt die Familie?

Stiftbild.







Werden die Steine richtig zusammengesetzt, so ergibt sich eine Stelle aus einem sehr bekannten Gedicht.

Lockung.

„Iß eins, mein zweidrei“, sprach Jasomir,
„Dann eß ich auch das Ganze mit dir.“

Kombinationsrätsel.

Die Silben: a — an — flo — glanz — ma — on — ra — ri — rie — te — ton — tor sind so in die Punktreihen einzustellen, daß sechs Wörter entstehen, je drei senkrecht und wagerecht. Auf jeden der neun Innenpunkte kommt je ein Buchstabe zweier Silben.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4311.

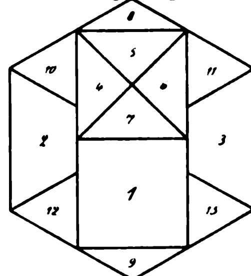
Lösungen der Rätsel in Nr. 4309.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Osman, 6 Tor, 8 Alarich, 11 Emir, 12 Earl, 14 Adam, 16 Pein, 18 Agave, 19 Otto, 20 Hebe, 21 Haleb, 23 Nora, 25 Oval, 27 Nest, 29 Grat, 30 Seegras, 32 Lea, 33 Flint; senkrecht: 1 Amor, 3 Star, 4 Arie, 5 Lama, 7 Ehre, 9 Lima, 10 Cape, 11 Edition, 13 Literat, 14 Akten, 15 Galle, 17 Nobel, 21 Hase, 22 Bora, 24 Rest, 26 Vase, 28 Tell, 29 Gran, 31 Geiz.

Silbenrätsel: **Nattern, Iser, Chadidscha, Taler, Siegfried, Herder, Angina, Liechtenstein, Brindisi, Zession, Urteil, Tiefe, Ulrich, Neapel, Ibrahim, Saturn.** — „Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.“

Mag. Quadrat: 1 Agram, 2 Grube, 3 Rudel, 4 Abend, 5 Melde.

Zerlegaufgabe:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Miedel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J · J · Weber · Leipzig

NR. 4311. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 27. OKTOBER 1927

Reinnickel-Kochgeschirre sind stark und dauerhaft, leicht und bequem zu reinigen, im höchsten Grad hygienisch, unverändert spiegelblank, mit einem Wort - die unübertroffen zweckmässigsten und wirtschaftlichsten Kochgeschirre der Gegenwart.





BERNDORFER REINNICKEL KOCHGESCHIRRE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Berndorfer Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstrasse 6, München, Weinstrasse 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstrasse 19—21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4., Zweigfabriken: Esslingen am Neckar, Luzern, Murbacherstrasse 1, Mailand, Via Pergolesi 8—10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.
Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf Nied.-Oest.

Dr. Lahmann

PFLANZEN-MILCH FÜR SÄUGLINGE

ALS ZUSATZ ZUR TIERMILCH SEIT 40 JAHREN BEWÄHRT GANZ BESONDERS BEI MANGELNDER MUTTERMILCH

HEWEL u. VEITHEN KÖLN AM RHEIN

O- u. X-Beine

Ohne Berufsstörung heilt auch bei älteren Personen der seit Jahrzent bewährte Beinkorrektionsapparat. D. R. Patent 335 318. Verlangen Sie kostenlos Broschüre und Beratung. Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten **Arno Hildner, Chemnitz 26.** Zweigniederl.: Berlin, Am Zoo 26, Kantstraße 4.

Nervosität von Dr. P. J. Möbius. 3. Aufl. 1 RM. J. J. Weber, Leipzig C 1.

WALTHERS METALL-Baukasten **STABIL**

veranstaltet einen Stipendien-Wettbewerb

STABIL ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben.

Preislage von 4.50 RM. an.



1 erster Preis 500.- RM.
2 zweite Preise je 250.- RM.
10 dritte Preise je 200.- RM.
20 vierte Preise je 150.- RM.
40 fünfte Preise je 100.- RM. bar.

Bedingungen des Wettbewerbes und Werbeschriften senden wir jedermann umsonst
Walther & Co., Fabrik techn. Lehrmittel, **Berlin SO 33,** Zeughofstr. 3.

Gegr. 1892

Uhren-Fabrik UNION GLASHÜTTE i/Sa.

FABRIK MARKE

Feinste Präzisions-Taschenuhren

Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte.

CRISTALLERIES DE NANCY AG.

CRISTAL C N NANCY

Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in

SCHLEIFKRISTALLEN

Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben

GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

Die Veränderlichkeit der Mode

bringt so manches zuwege, heute dies, morgen das, aber die seit einer langen Reihe von Jahren bestehende Beliebtheit von Creme Simon hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Cannes, Hotel Gonnet et de la Reine.

Familien-Hotel allerersten Ranges. — Prachtvolle Lage am Bd. Croisette und am Meer. — Grosses Restaurant. — Anerkannte Küche. — Allergrösster Komfort.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Simi beseitigt schnell **Mitesser** Pickel und Fettig glänzende Haut

Preis M. 2.— pro Flasche

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Zimmermann

Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem 3½ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 2150.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

S **Sanatorium Dr. Möller, Dresden-Loschwitz** M
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Bei Rheuma, Blut-, Nerven-, Herz-, Magenkrankheiten

HOTEL CONTINENTAL NIZZA

DIRECTION: LUIGI STEINSCHNEIDER

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4311. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 27. Oktober 1927.

Allgemeine Notizen.

Das 75jährige Geschäftsjubiläum konnten, wie uns nachträglich bekannt wird, am 1. d. M. die Parfümerie- und Feinseifen-Werke von Georg Dralle, Hamburg-Altona begehen. Die auf sechs Weltausstellungen mit der höchsten Auszeichnung prämiierten Erzeugnisse der Firma, vor allem Dr. Dralles Birkenwasser, haben den Namen Dralle in alle zivilisierten Länder getragen, wo auch die Firma zahlreiche Filialfabriken und Niederlagen unterhält. Auf dem Gebiet der eigentlichen Duftindustrie wurde Dralle zunächst 1894 mit einem Schlag bekannt, als er das Auguste-Viktoria-Parfüm in den Handel brachte. Einen ähnlichen Erfolg errang die Firma 1908 mit der neuen Schöpfung „Illusion im Leuchtturm", die eine förmliche Umwälzung auf dem Parfümeriemarkt hervorrief, weil hier zum erstenmal Blumendüfte ohne Alkohol in den Handel gebracht wurden. Es versteht sich von selbst, daß in den Fabriken des Hauses Dralle, die sich zum beträchtlichen Teil der Feinseifen-Herstellung widmet, auch sämtliche Erzeugnisse der kosmetischen Industrie hergestellt werden. Die beiden Hauptwerke der Firma befinden sich in Altona, die Erzeugnisse für den Export werden in der dritten, im Freihafen liegenden Hamburger Fabrik hergestellt. In den bewährten Händen der jetzigen drei Inhaber Emil Dralle, Julius Dralle und Dr. Eduard Dralle laufen die Fäden des großen, weltweiten, durch rastlosen Fleiß in hoher Blüte stehenden Unternehmens zusammen, das durch deren Vater gegründet wurde.

Eine Ausstellung Niederdeutsche Bühne ist in Hamburg im Museum für Hamburgische Geschichte anläßlich des 25-jährigen Bestehens der Niederdeutschen Bühne veranstaltet worden, die interessante Einzelheiten aus deren Geschichte und ihrem Wirken bringt. Einige Bilder von früheren Angehörigen der Bühne — z. B. von Martha Bourfée — und Aufnahmen von Proben, führen in die erste Zeit des Bestehens der Bühne zurück; daneben erweckt das Manuskript von Gorch Focks „Königin von Honolulu" das besondere Interesse des Beschauers. Eine große Anzahl von Entwürfen zu farbenfreudigen Bühnenbildern und eine Reihe von fein ausgeführten Modellbühnen, die alle vom Maler de Bruycker stammen, runden das Bild ab und stellen den Arbeiten der Niederdeutschen Bühne ein treffliches Zeugnis aus.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Braunlage

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Suderode

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

THURINGEN

Eisenach

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

NORDSEEBÄDER

Norderney

OSTSEEBÄDER

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Davos

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Castagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Deutsche Schiffsnamen und das Ausland. Die Hamburg-Amerika Linie wird, um ihrem Überseeverkehr eine besondere Note zu geben, im kommenden Jahr zwei Passagier-Motorschiffe mit einem Raumgehalt von je 16000 B. R. T. mit den Namen „St. Louis“ und „Milwaukee“ in ihren Hamburg-Neuyork-Dienst einstellen. Hierzu schreibt „Shipbuilding and Shipping Record“, ein führendes englisches Schiffahrtsblatt: „Der Entschluß der Hapag, ihren beiden 16000 Tons großen Motorschiffneubauten vom „Cleveland“-Typ die Namen „St. Louis“ und „Milwaukee“ zu geben, ist nicht ohne Interesse und Bedeutung. Die Schiffahrt hat internationalen Charakter, und man darf annehmen, daß die für die beiden neuen Motorschiffe gewählten Namen durchaus populär und vom Standpunkt der Reederei auch rentabel werden. Das Reisepublikum hat für Schiffsnamen bekanntlich ein gutes Gefühl und umgibt sie nicht selten mit einer gewissen Romantik. Kluge Reeder, die diese Neigung kennen, berücksichtigen sie. Die Politik der Hapag zeigt Verständnis für die Empfindungen ihrer amerikanischen Passagiere, denen sie einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Einnahmen verdankt. Ihre Entscheidung, die Gattin des Neuyorker Bürgermeisters zur Taufe des Dampfers „New York“ nach Hamburg zu bitten, war zweifellos außerordentlich klug und ihr Entschluß, den früheren Harriman-Dampfern die Namen „Resolute“ und „Reliance“, Namen, die allen Amerikanern als die der Verteidiger des berühmten „American-Cup“ teuer sind, zu belassen, zeigt ebenfalls, welche Bedeutung den Schiffsnamen im internationalen Passagierverkehr zukommt.“

Die Volkstrachten des Harzes wieder aufleben zu lassen, strebt der Harzer Verkehrsverband in Wernigerode an. Während früher die Trachten mit Stolz getragen wurden, sind sie jetzt bei den jungen Leuten aus Furcht, als „bäuerisch“ oder „altmodisch“ verspottet zu werden, nicht mehr beliebt. Um Vorurteile gegen die auch kulturell wertvollen alten Trachten zu beseitigen und die Eigenart der Tracht zu erhalten, soll ein aus allen Bevölkerungskreisen zusammengesetzter Ausschuß gebildet werden. Durch Volksunterhaltungsabende, Heimat- und Trachtenfeste, die möglichst in Verbindung mit Zusammenkünften und Tagungen von Vereinen und Verbänden stattfinden, soll der Sinn für heimatliche und bodenständige Kunst und Kultur, die sich nicht zuletzt in den Trachten auswirkt, wieder geweckt und gepflegt werden.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

In der Sammlung J. J. Webers illustrierte Handbücher erschien soeben:

Die Astrologie.

Entwicklung, Aufbau und Kritik von Prof. Dr. Arthur Krause.

Mit 50 Abbildungen. Gebunden 7,50 Reichsmark.

Die Astrologie hat in den Jahren nach dem Kriege eine so große Ausbreitung erfahren, daß es eine wichtige Aufgabe geworden ist, zu untersuchen, wie weit sie für die jetzige Zeit noch Geltung hat. Ihre Geschichte lehrt, daß sie einst in Verbindung mit den Vielgötterreligionen des Altertums eine Bedeutung hatte, die ihr bei der Aufstellung des damaligen Weltbildes einen bestimmenden Einfluß erwirkte. Schon aus diesem Grunde ist es wünschenswert, sich in ihre Geschichte zu vertiefen. Aber auch später, im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit, hat sie in Verbindung mit der christlichen Religion ihre Herrschaft über die Menschheit ausgeübt, so daß die Kultur dieser Zeiten gar nicht zu verstehen ist, wenn man nicht die Astrologie ihrem Wesen nach kennenlernt. Das aber ist nur möglich, wenn man sich auch in den Aufbau des Horoskops vertieft. Deshalb gibt das Buch im Anschluß an den historischen Teil einen kurzgefaßten Überblick über alle Rechnungen, die zur Aufstellung eines Horoskops notwendig sind. Auch eine Auswahl von Deutungsregeln, und zwar ganz systematisch geordnet, nicht, wie man es oft findet in wirrem Durcheinander, wird gegeben. So ist es möglich, zu den Fragen, die die Geschichte der Astrologie, der Aufbau des Horoskops und die Deutungsregeln aufrollen, selbst Stellung zu nehmen. Im letzten Teil des Buches folgt eine Kritik der Astrologie und ihrer Deutungsregeln. Es wird versucht, durch Besprechung aller in den ersten Teilen behandelten Einzelheiten in der Astrologie Wahres und Falsches von einander zu trennen. Der moderne Mensch muß zu allen Problemen der Zeit Stellung nehmen. Dazu gehört auch die Astrologie. Sie ist ein Teil der mystisch gerichteten Strömungen unserer Zeit, und daraus erklärt sich zu einem guten Teile ihr Wiederaufleben nach dem großen Kriege, nachdem sie während der letzten beiden Jahrhunderte nur wenig, wie ein unter der Asche weiterglimmendes Feuer, hervorgetreten war. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig C 1.

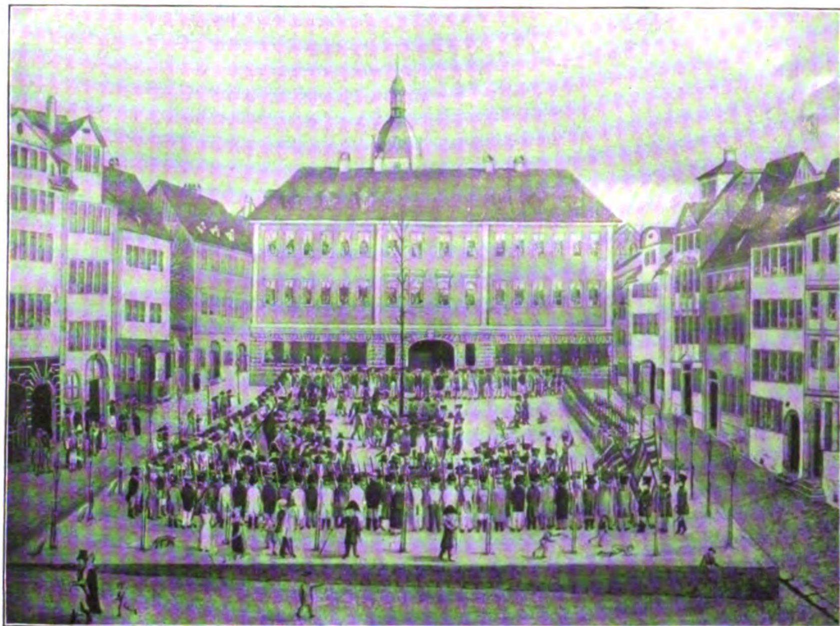


Illustrirte Zeitung



FEIERSTUNDE

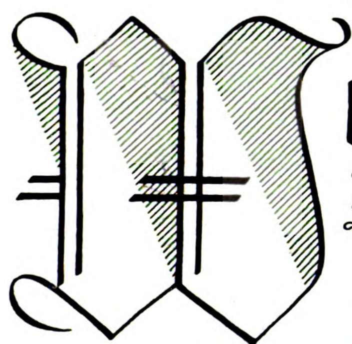
GEMÄLDE VON PROF. HANS BEST



Die Pflanzung der Eiche am Friedensfest zu Jena am 19. Januar 1816. (Zeichnung von C. Lincke.)



Vor 110 Jahren: Ansprache des Rheinländers Rödiger beim Feuer auf dem Wartenberg am Burschenfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817.



Wartburgfest.

Zur 110. Wiederkehr des ersten Wartburgfestes der Deutschen Burschenschaft am 16.–18. Oktober. – Von Studienrat Hans Hauske

Frischauf! Frischauf zur Burschenfahrt,
Ihr Jungen und ihr Alten!
Wir wollen heut' nach unsrer Art
Den großen Festtag halten!

Mit diesen Liedworten rief die Burschenschaft ihre Getreuen zum 1. Wartburgfest nach Eisenach. So war es 1817 und immer wieder in späteren Jahren, in denen nach ihrer Art die Burschenschaft auf der Wartburg ihre Feste feierte. Warum auf der Wartburg? In der Antwort auf diese Frage liegt die eigene Art der Burschenschaft beschlossen. Wohl war die Burschenschaft in Jena in den Tagen von Ligny und Waterloo Anno 1815 entstanden. Wohl feierte sie in Jena manches erhebende Fest, zum erstenmal in Erinnerung an den Friedensschluß das Fest der Pflanzung der Friedenseiche im Jahre 1816 und später das 75jährige Jubiläum im Angesicht ihres neuerbauten Jenaer Burschenschafterdenkmals. Aber der Wartburggeist der Burschenschaft, die Gesamtheit der Gedanken, die sich um den Sängerwettstreit, um die hohe Frau Elisabeth, um die kühne Tat Martin Luthers, um die ehrliche Erfüllung des Verfassungsversprechens des Burgherrn Karl August und um das hohe erste Fest der ganzen deutschen Jugend von 1817 ranken, der Wartburggeist verknüpft unauflöslich Eisenach, Wartburg und Burschenschaft.

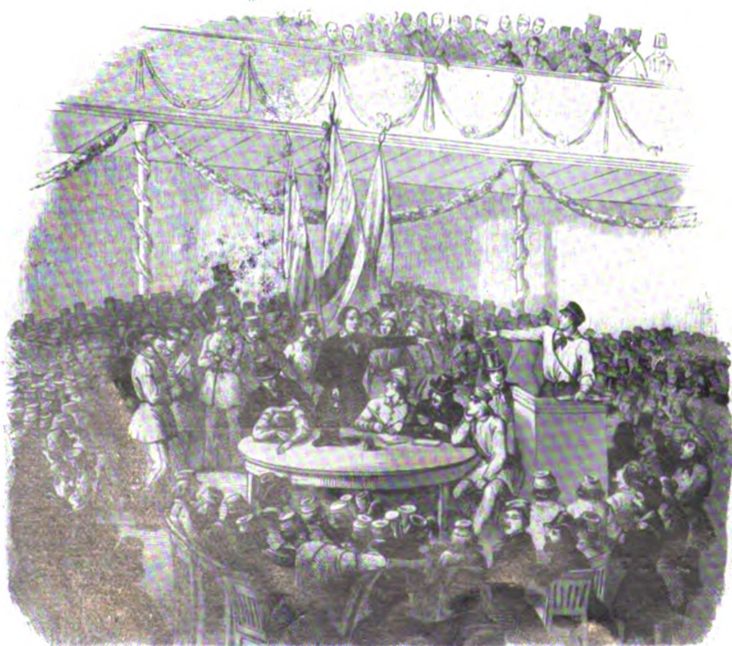


Eduard Graf v. Keller, der Träger der Burschenfahne 1817. (Gemälde aus dem Jahre 1835.)

Die Wartburg ist Heimat der Burschenschaft. Die Wartburg ist Symbol der Burschenschaft.

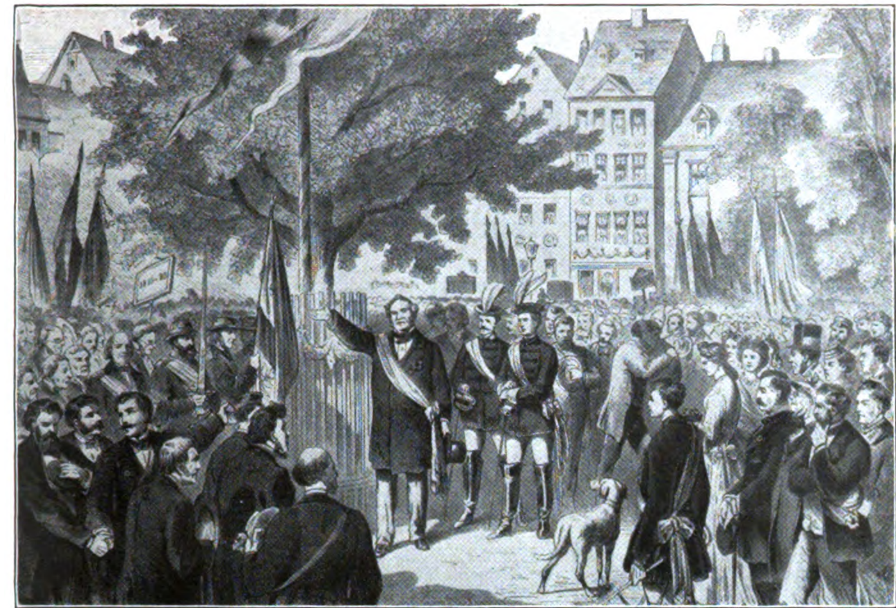
Wartburggeist ist Burschenschaftergeist. Wir fühlten soeben die Töne anklingen, die diesen Geist charakterisieren. Die Wartburgsymphonie aber beherrscht heute und immerdar der Dreiklang von Ehre, Freiheit, Vaterland. In nie wieder gefundenen Tiefen der Empfindung, in nie wieder erreichter Schönheit der Sprache gaben diesen Akkorden die Burschen des ersten Wartburgfestes ihren Sinn. Es liegt ein sinniger Zauber über dem, was ein Riemann, der Prediger auf der Wartburg, und ein Rödiger, der Feuerredner auf dem Wartenberg, damit fühlten und sagten. Zum erstenmal hatte deutsche Jugend sich als einen Teil und als Glied deutscher Nation empfunden und als einen verantwortungsbeladenen Träger und Schöpfer allgemeindeutscher Zukunft begriffen. Alle Deutsche sind **Brüder und sollen Freunde sein!** Welches Bekenntnisses sie auch seien, welches Standes und **welcher Herkunft**, eins sind sie durch das Vaterland. Eins sind sie im Vaterland, das **keine Grenzgräben** im Innern hat, das seine Grenzpfähle erst am Rande des deutschen **Volkstums findet.** In den Tagen Friedrichs des Einzigen, der deutschen klassischen Dichtung, **der deutschen Romantik** hatte das deutsche Herz zu schlagen begonnen. Auf der Wartburg begann es zu **hämmern!**

Die Jenaer Burschenfahne: Rot-Schwarz-Rot mit goldenem Eichenzweig und goldenen Fransen. Gestiftet „Von den Frauen und Jungfrauen zu Jena am 31. März 1816".





Vom Wartburgfest der deutschen Studenten während der Pfingsttage 1848: Links: Studentenparlament im Saale der „Erholung" zu Eisenach am 12. Juni. — Rechts: Das Fest auf der Wartburg am 12. Juni. (Nach zeitgenössischen Zeichnungen aus der „Illustrirten Zeitung".)





Links: Von der 50-Jahrfeier der Deutschen Burschenschaft in Jena vom 13. bis zum 15. August 1865: Während der Feier auf dem Eichplatz. — Rechts: Vom Burschenschaftsfest auf der Wartburg im Oktober 1867: Dr. Robert Keils Ansprache vor dem flammenden Holzstoß auf dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg am 18. Oktober. (Zeitgenössische Zeichnungen von C. E. Doepler aus der „Illustrirten Zeitung“.)



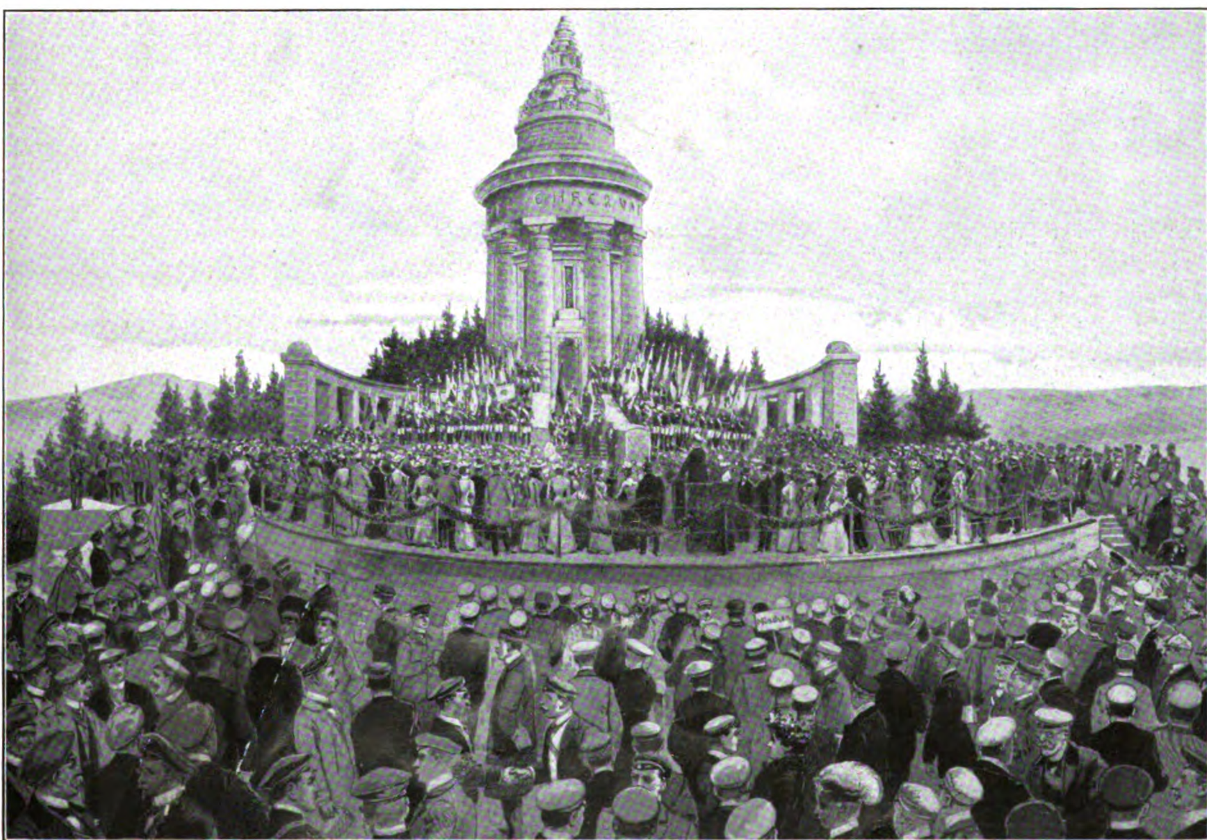


Links: Die Enthüllung des Burschenschaftsdenkmals auf dem Eichplatz in Jena bei der Burschenschaftsfeier am 2. August 1883. — Rechts: Von der 75-Jahrfeier der Deutschen Burschenschaft in Jena vom 4. bis zum 6. August 1890: Der Festzug auf dem Marktplatz am 5. August. (Zeitgenössische Zeichnungen von G. Broling und E. Limmer aus der „Illustrirten Zeitung“.)

Nun gab es keine Ruhe mehr, bis aus Ahnen und Sehnsucht nach deutscher Herrlichkeit und Größe, bis aus Willen und Opfer der Bau des einigen und mächtigen Deutschen Reiches erstand.

Wie ein Heroldsruf tönte das Wort von der Einheit und Freiheit, von Vaterland und Reich 1817 von der Wartburg. In ganz Deutschland hallte es wider. Aber die Stunde war nicht reif. Als Phantasterei wurde verhöhnt, was Zukunftsschau war; als Meuterei wurde verschrien, was Staatswille war. Die Staatsmacht zerbrach die Burschenschaft. Aber der Geist lebte! Doch der Weg war weit bis zum ersehnten Ziel. Das Wartburgfest von 1848 erst ist der neue Markstein im Leben von Volk und Burschenschaft, die untrennbar zueinander gehören. Am 13. Mai 1848 begann es. Die Burschenschaft hatte es veranstaltet. Aber sie hatte alle anderen Verbindungen an den deutschen Hochschulen beteiligt. Die ganze Studentenschaft scharte sich unter der Fahne der Burschenschaft in einem Studentenparlament, das die studentischen und vaterländischen Belange des jungen Geschlechts gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung vertrat. Was die 160 Burschenschafter der Paulskirche bewegte, spiegelte sich in der Wartburgversammlung von 1848. Der großdeutsche Gedanke ergriff hier Herz und Sehnen des Studenten. Es war wieder eine Hoch-Zeit burschenschaftlichen Wollens und Schaffens. Indes nicht alle Blütenträume reifen.

Wartburgfest 1867! Noch siebzehn Teilnehmer des ersten Wartburgfestes konnten sich unter die alte Burschenfahne der Urburschenschaft stellen. Ein Bursch von 1817 trug sie zur Wartburg, Fritz Reuter, der für sein Bekenntnis zur



Die Einweihung des Burschenschaftsdenkmals auf der Göpelskuppe bei Eisenach am 22. Mai 1902. (Zeitgenössische Zeichnung von E. Limmer aus der „Illustrirten Zeitung“.)



Gefallenen-Ehrung am Burschenschafts-Denkmal bei Eisenach am 16. Oktober.



Alter Herr.



Typen vom Festzuge.

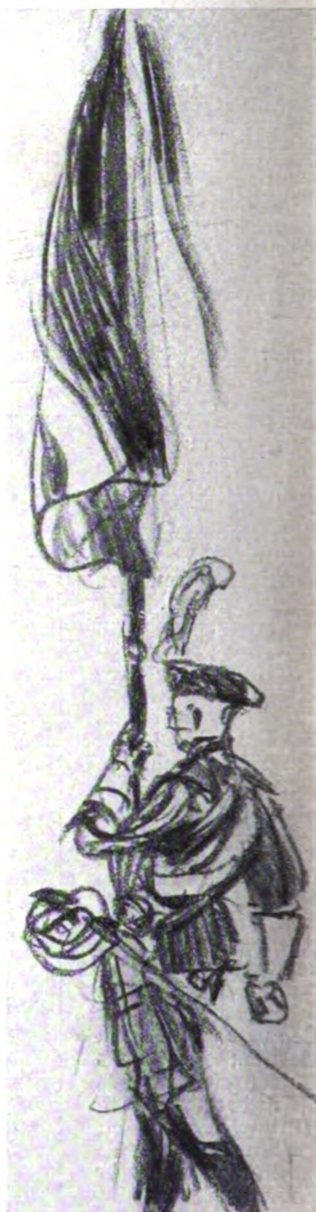
Burschenschaft so bitter gelitten, war der Fahnenbegleiter. **Wie nahe stand das deutsche Volk vor dem 18. Januar 1871! Wie wenig ahnte die Festversammlung** von 1867 den anbrechenden **Reichsfrühling! Nur der greise** Horn, der das **Wartburgfest von 1817 erlebte, glaubte** und vertraute, daß er und Deutschland noch ein Siegesfest sehen werde, wie es in dieser Art Deutschland noch nicht gesehen hat. In das laut gewordene Nimmerwiedersehen könne er nicht einstimmen. „Noch ein wenig Geduld," rief er, „es kommt alles noch besser; nur vorwärts!" Und es ging vorwärts! Das Deutsche Reich erlebte seine Auferstehung. Die Burschenschafter hatten ihren Anteil daran, mit dem Opfer ihres Lebens und mit der Hingabe ihres Schaffens. Es war darum ein Ausdruck ihres Wesens, wenn sie auf der Göpelskuppe bei Eisenach ihr ragendes Steinmal weihten, das über die Dächer der Stadt und über den rauschenden Thüringer Wald hinweg die Wartburg grüßt. Die Einheit und Freiheit des Reiches symbolisiert der Bau: den Wartburggedanken der ersten Burschenschaft.

Im Wartburggedanken wurde auch das Fest des Jahres 1927 gefeiert. (Die 110-Jahrfeier wurde besonders festlich begangen, weil die 100. während des Weltkrieges unterbleiben mußte.) Die Lebensaufgabe der Deutschen Burschenschaft, der Erbin und Rechtsnachfolgerin der Urburschenschaft von 1815 und 1817, ist eine andere geworden, als sie einst war, weil die Lebensaufgabe unseres Volkes eine andere geworden ist. Deshalb war das Erinnerungsfest an die 110jährige Wiederkehr des ersten Wartburgfestes nicht nur der Rückschau, nicht nur der Ehrung der ersten Wartburgjugend gewidmet, sondern auch der inneren Sammlung und der Festigung in der Besinnung auf die Werte der Vergangenheit und auf die Arbeit, die der deutsche Student der Gegenwart an Volk und Vaterland zu leisten hat. Unsere Zeit hat, mit Bedauern sei es gesagt, aus dem sentimentalen Studentenfilm ein entstelltes Bild des deutschen Studenten gewonnen. Unsere Zeit hat sich gewöhnt, den deutschen Studenten zu schmähen. Sie würdigt noch immer nicht das entsagungsvolle Leben des Werkstudenten, das Ringen unseres jungen Geschlechts um eine gegründete Stellungnahme zu den Fragen, die unser Volks- und Staatsleben bewegen. Wie wenig versteht man den Grundgedanken der studentischen Korporation, die eine ideale Gesinnungsgemeinschaft für das Leben bildet, die ihre Mitglieder zu Menschen erzieht, welche ihr Ich dem Ganzen hingeben, die ihre Angehörigen zu ehrlichen und wehrlichen Gliedern des Volkes heranbildet! Wie höhnt man die studentische Sportmensur, die doch eines der besten und ungefährlichsten sportlichen Erziehungsmittel darstellt! Unsere Korporationen — das gilt nicht nur für die Burschenschaft — erfüllen eine unersetzliche Aufgabe. Sie müßten geschaffen werden, wenn sie nicht bestünden. Sie sind natürliche Bildungen nicht allein eines Geselligkeitstriebes, sondern auch eines verantwortungsbewußten Lebenswillens: durch Gemeinschaftsarbeit und Gemeinschaftserziehung zur wertvollen, für Volk und Reich sich opfernden Persönlichkeit heranzuwachsen. Der Wille zum Reinbleiben und Reifwerden unseres Walter Flex, des Herolds und Führers der heutigen studentischen Jugend, sichern und fördern Leben und Wirken unserer studentischen Bünde und nicht zuletzt ihren größten Verband, die Deutsche Burschenschaft. Möge ihr das Wartburgfest 1297 in alle Zukunft ein Wegweiser sein!

DAS WARTBURGFEST DER DEUTSCHEN BURSCHENSCHAFT VOM 16. BIS ZUM 18. OKTOBER

ZEICHNUNGEN UNSERES NACH EISENACH ENTSANDTEN SONDERZEICHNERS MARTIN FROST





Links: Der Festzug in Eisenach am 16. Oktober: Vorbeimarsch auf dem Theaterplatz vor dem Burschenschwert und der alten Burschenfahne (1817), den Sinnbildern der Einigkeit und des Mutes. — **Rechts:** Fahnenträger.



Vom Wartburgfest der Deutschen Burschenschaft: Die Gedächtnisfeier im Hofe der Wartburg am 16. Oktober.

Nach einer Zeichnung unseres nach Eisenach entsandten Sonderzeichners Martin Frost.



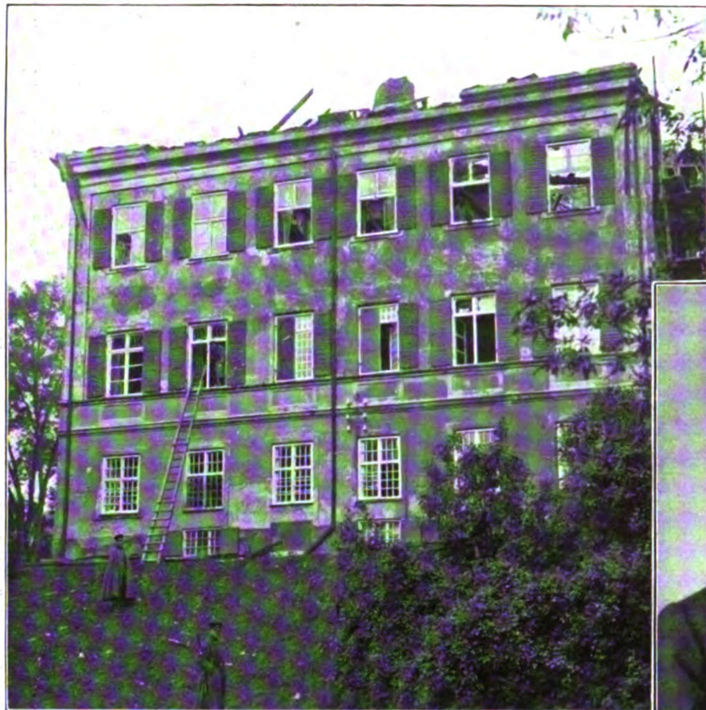
Adolf Wermuth,
Oberbürgermeister von Berlin in den Jahren 1912—1920, früherer Staatssekretär des Reichsschatzamtes, † am 12. Oktober im 73. Lebensjahre.



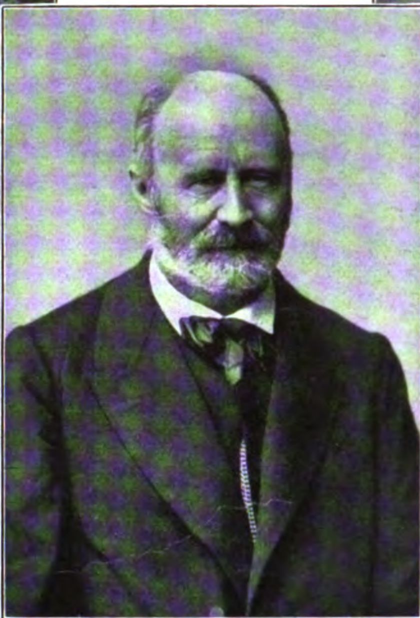
Eine standrechtliche Erschießung im unruhevollen Lande Mexiko. Ein regierungstreuer Offizier gibt durch Senken seines Säbels das Zeichen zur Erschießung des Generals Quijano, eines Hauptführers der Aufständischen bei den letzten Unruhen.



Dr. Eugen v. Knilling,
früherer bayrischer Ministerpräsident (1922 bis 1924) und Kultusminister, zuletzt Präsident der bayrischen Staatsschuldenverwaltung, † am 20. Oktober, 62 Jahre alt.



Vom Großfeuer in dem historischen Schloß Affing bei Augsburg, einer ehemaligen Wasserburg aus dem Jahre 1684, am 16. Oktober: Das Schloß nach dem Brande, bei dem sechs Personen durch Einsturz des Turmes ums Leben kamen.



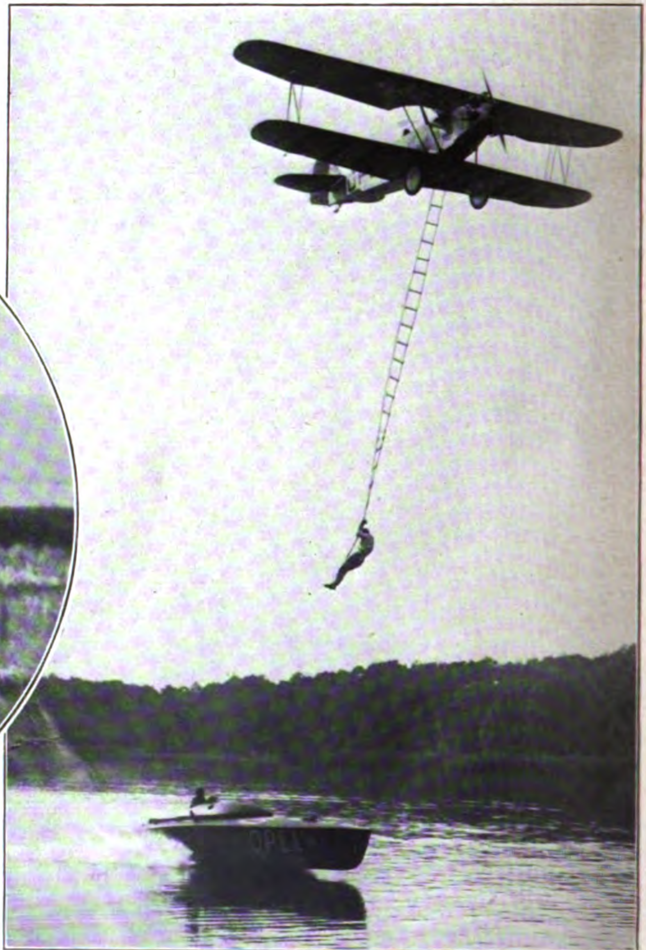
Paul de Lagarde,
der sich durch seine volkserzieherischen, kulturphilosophischen Schriften einen bedeutenden Namen gemacht hat, geboren vor 100 Jahren am 2. November, † am 22. Dezember 1891. (Vgl. hierzu den gleichnamigen Beitrag auf S. 632.)



Deutsche Automobile auch im Ausland wieder in Front: Der Präsident von Frankreich, Doumergue, besucht im Automobil-Salon 1927 in Paris den Mercedes-Benz-Stand; Begrüßung durch Direktor Schippert von der Daimler-Benz-Aktiengesellschaft.







Allerlei wagehalsige Kunststücke.

Mitte: Das hüpfende Motorboot: Der Konstrukteur des seltsamen, bootartigen Kastens, ein Engländer namens E. A. Cullus, bei der Ausführung eines Sprunges ins Wasser. — **Links:** Ein Meister des Kunstreitens: Der Fahnenträger auf den Schultern zweier nebeneinander galoppierender Reiter, ein Glanzstück aus den Vorführungen einer in Wien gastierenden Kosakentruppe. — **Rechts:** Umsteigen vom Luft- ins Wasserfahrzeug: Der Artist Hammer auf der untersten Sprosse einer Strickleiter, die an einem mit etwa 150 km Stundengeschwindigkeit fliegenden Flugzeug hängt, kurz vor dem Sprung auf das gleich schnell fahrende „Opel 11", eines unserer schnellsten Rennboote, gezeigt auf dem Templiner See bei Potsdam.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(3. Fortsetzung.)

Es war in der Nacht.

Der Gesub Kimpotschen saß noch wach in dem größten Zimmer des Tempelhauses, das man ihm angewiesen. Vorzüglich war das Mahl, das die Gastfreundschaft ihm geboten hatte, und er war zufrieden. Neben ihm stand ein Lama im gelben Gewand, einer der untergeordneten, dienenden Brüder, die die Ming dscheng tusse bestochen hatte.

„Morgen, bei der Feier, wird der Heilige sterben. Der Koch mischt den Rest des Giftes in den heiligen Opfertrank."

„Wo ist das Kind mit den sechs Fingern und den sechs Zehen, das ich mit mir brachte?"

„Bei einer Witwe unterhalb des Klosters, die vor wenigen Tagen ihr nachgeborenes Kind verlor und jetzt jenes säugt."

„Morgen stirbt der Heilige. Bis zweimal die Sonne ihren Lauf nach dem Tode des Heiligen vollbrachte, werden wir warten. Dann wirst du laut schreiend in das Kloster stürmen und verkünden, daß du das Kind und damit den neuen Buddha gefunden."

„Was ist mein Lohn?"

„Du wirst zum Priester befördert."

„Es wird geschehen, was du befiehlst."

*

Die Nacht war dunkel. Schwere Wolken hingen am Himmel, Frühlingsstürme tobten in den Bergen, im Tal war es warm, und dicht fiel klatschender Regen auf die Dächer des Klosters. Ein Mann schritt einsam die steinernen Treppenstufen hinunter, ging durch vom Regen vereinsamte Gäßchen, verschwand in einem der Tempel und schloß sorgsam hinter sich das bronzene Tor. Es war Taschka Tsonga, der Arzt. Tiefe Dunkelheit herrschte im Tempel, aber er kannte den Weg. In einer verborgenen Ecke öffnete er eine versteckte Tür in der Statue der Mutter Buddhas und trat in das Innere des Kolosses. Hier entzündete er eine Fackel und stieg eine enge Wendeltreppe hinunter. Es war schlüpfrig und dumpf in dem Innern der Erde, und Modergeruch drang ihm entgegen. Vorsichtig mußte er treten, denn dicht neben der Treppe gähnte ein schwarzes Loch. Das Loch, in dem der Wildbach verschwand, der unterirdisch bis hierher kam, um unterhalb des Klosters als kleiner Strom wieder aus dem Felsen zu brechen. Der Arzt ging langsam und gebückt durch diesen Gang, den das Wasser in das Gestein gewühlt hatte, vorwärts bergauf. Um seine nackten Füße spülte Wasser. Das Regenwetter begann die Schneemassen zu tauen und den Bach wieder zu speisen. Auch von den Wänden tropfte Wasser und drohte die Fackel zu löschen. Der Arzt murmelte vor sich hin: „Höchste Zeit, morgen wäre es schon zu spät."

Der Weg war mühsam. Bald galt es, auf überspülten Stufen emporzusteigen, bald, sich zu bücken und fast zu kriechen, und lang war dieser unterirdische Wasserlauf, der sich durch die Berge gefressen. Fast zwei Stunden hatte Taschka Tsonga sich vorwärts zu kämpfen, während zuletzt schon das Wasser über seine Knöchel hinwegging, und als er das letzte Stück auf bronzenen, in den Fels gelassenen Sprossen aufstieg und sich durch den Spalt in das Seebecken zwängte, stürzte ihm bereits ein Wasserfall über das Haupt.

Nun huschte er die Steintreppe im Innern des Tempelfelsens empor und stand in der Statue. Er warf das nasse Gewand ab, trocknete an einem dort liegenden Tuch sorgsam die Füße, klomm zu den Augen der Gottheit hinauf und sah in den Raum. Heinz Schröder und Elisabeth schliefen fest, auch der Engländer nebenan atmete ruhig.

Das Herdfeuer knisterte leise, und das Kind lag auf dem einen der Daunensäcke mit großen offenen, blauen Augen.

Es war keine Zeit zu verlieren. So kletterte er wieder in der Statue herab und öffnete die Tür im Rücken. Nach ein paar eiligen Schritten stand er vor dem Kind, dessen Gesicht sich sofort zum Weinen verzog. Er starrte es mit durchdringenden Augen an, tat ein paar Striche, und das Kind fiel in hypnotischen Schlaf.

Eben machte die Mutter eine Bewegung. Hochaufgerichtet, jede Fiber gespannt, ein Dolchmesser in der Hand und bereit, das Kind mit Gewalt zu rauben, stand Taschka Tsonga und lauschte.

Elisabeth seufzte einmal und schlief wieder ein. Keine Muskel an dem Körper des nackten Mannes verriet seine Erregung.

War auch diese Minute kostbar, konnte die nächste schon ihm den Rückzug versperren. Er wartete Minuten, dann huschte er wieder vorwärts, nahm mit raschem Griff das schlafende Kind, hob es auf, sah sich noch einmal um und verschwand mit ihm in dem Innern des Buddhabildes. Geräuschlos schloß sich die Tür hinter ihm. Er hastete Stufen hinunter. Unter dem Bild war eine viereckige Kammer in den Felsen gehauen, aber in Bodenhöhe war diese durch eine schwere Bronzetafel zu verschließen. War dies geschehen, dann mußte jeder Nichteingeweihte glauben, die Bronzetafel sei einfach der Boden der Statue. Taschka Tsonga wuchtete die schwere Tafel an ihre Stelle, aber ehe der Spalt sich völlig schloß, bestreute er geschickt das Metall mit dem Staub, der überreich in der Kammer lag. Dann schloß er sie völlig und schob zwei dicke Bronzestangen von unten in die vorgesehenen Klammern. Nun war es völlig ausgeschlossen, von oben eine Öffnung zu ahnen oder gar zu erschließen.

Taschka Tsonga nahm eine große Decke, die auch in der Kammer gelegen, und hüllte das jetzt leise wimmernde Kind darin ein. Hätte es auch laut geschrien, die Eltern hätten es nicht mehr zu hören vermocht.

Er huschte die Steintreppe hinab. Auch an ihrem Ende war eine Tür, aber ganz unten. Sie war schon bis über die Hälfte im Wasser, das rasch stieg, und sie war so täuschend dem Gestein in der Färbung angepaßt, daß die Europäer sie nicht bemerkt hatten.

Der Arzt stand nun in dem Kessel des Sees. Jetzt ging ihm das Wasser schon bis zu den Knien. Er hastete zu dem Spalt. Nun kam das Schwerste. Ein breiter Wasserfall stürzte sich jetzt bereits wieder in den Spalt und füllte ihn fast völlig aus. Durch diesen Wassersturz mußte der Arzt hindurch, mußte das Wasser über sich hinwegrauschen lassen, mußte mit tastenden Füßen die Bronzesprossen suchen, sich mit einer Hand halten und in dem anderen Arm das Kind tragen und es vor der Flut schützen, denn wenn es etwa starb, war alles verloren.

Er hüllte jetzt auch das Gesicht des Kindes fest in das Tuch. Dieses schrie laut, aber um die beiden herum brüllten die Wasser noch lauter.

Taschka Tsonga ließ sich in das Wasser gleiten, tauchte hinab, bückte sich über das Kind, fühlte mit geschmeidigen Zehen nach den eingelassenen Stiften. Für einen Augenblick war es ihm, als müsse er selbst in den Wirbel gerissen werden; er kletterte direkt in dem Wasser und war von ihm vollkommen überrauscht. Aber es waren nur Minuten oder weniger, dann stand er hochaufatmend in dem Gang, der hier ziemlich hoch war, so daß man aufgerichtet verharren konnte. Allerdings, das Wasser, das von Sekunde zu Sekunde zu steigen schien, ging schon bis fast an die Hüfte.

Er nahm mit zitternden Fingern die nasse Decke von dem Gesicht des Kindes und zwickte es unsanft. Es schrie! Buddha sei Dank, es war am Leben geblieben!

Ein Hasten, den Weg, den er gekommen, jetzt wieder bergab. Schlüpfrig, überströmt, bis an den Leib oft mußte er im Wasser waten, manchmal, wo er kriechen mußte, wieder völlig überflutet und nur das Kind hochhaltend und doch dessen Körper vor den Felsen wahrend. Dann wieder aufrecht und dadurch schneller. Auch hatte er jetzt keine Fackel mehr. Er hätte sie ja doch nicht halten können; sie hätte ihm auch nichts genutzt, weil das Wasser sie verlöschen mußte.

Endlich war auch dieser Weg zu Ende. Er stand an der letzten Treppe, sah schaudernd, wie das Wasser, jetzt zum Bergbach geschwollen, brüllend an ihm vorbeistürzte, wachsend mit jeder Sekunde. Jetzt wäre ein Durchdringen des Stollens kaum noch möglich gewesen.

Er stand wieder im Tempel, huschte durch die Gassen in seine völlig einsam gelegene Zelle, wo er die Vorhänge hinter sich schloß. Das Kind legte er auf den Tisch, den er mit einem Fell bedeckt hatte. Der kleine Körper war bläulich und fast erstarrt, die Augen sahen halb gebrochen aus. Die kleine Lunge arbeitete hastig.

Der Arzt nahm sich nicht Zeit, seinen nassen, vom Regen triefenden eigenen Körper zu trocknen. Nackt suchte er nach Fläschchen mit aromatischem, stark duftendem Inhalt. Er rieb den Körper des Kindes damit ein, frottierte die Haut, und bald kam wohltätiger Schweiß. Das Aussehen war wieder das eines gesunden Kindes. Es öffnete die Augen, sah den fremden Mann und begann zu schreien. Unwillkürlich lächelte Taschka Tsonga. Ein seltsamer, ein verpönter Laut! Das Schreien eines neugeborenen Kindes in dem Kloster der Mönche, das nie ein weibliches Wesen, nicht einmal ein weibliches Tier betreten durfte!

Er griff nach einer anderen Flasche. Sie war vorher schon bereitgestellt und enthielt Jakmilch. Auch ihr setzte er Kräuter zu; dann verstand er es merkwürdig geschickt, dem Kinde die Milch einzuflößen. Es trank, und die beigemischten Dinge bewirkten, daß es sofort ruhig einschlief.

Jetzt machte ihm der Tibeter ein weiches Fellager auf seiner eigenen Schlafbank und deckte es mit einem anderen Fell zu. Bis zur nächsten Nacht mußte er selbst Amme und Kinderfrau sein.

*

Ein gellender Schrei schreckte Heinz Schröder und auch Bill Hunter aus festem Schlaf. Elisabeth hatte ihn ausgestoßen. Es war Dämmerung. Eigentlich bereits Tag, später Tag, aber die Sonne drang nur langsam durch die dichten Nebelschwaden, die das eingebrochene Tauwetter um die Berge gezogen, und die sich wie dichte Schleier auf das

ganze Tal niedersenkten, während der Regen wolkenbruchartig herniederrauschte.

Heinz sprang auf.

„Was ist? Elisabeth, was ist?"

„Das Kind? Wo ist das Kind?"

Er verstand nicht, sah auf den Bettsack, auf dem das Kind gelegen, sprang zum Herd, warf trockenes Holz in die glimmenden Kohlen. Sie flackerten auf, aber der Rauch hing an der Decke des Raumes und zog bei dem Nebel nicht ab.

„Wo ist das Kind?"

Elisabeth, die notdürftig ihr Kleid übergeworfen hatte, stand mit entsetzten Augen, sah wie irre umher. Bill Hunter kam.

„Was ist?"

„Das Kind ist verschwunden."

„Wahnsinn!"

Sie blickten sich um, sie suchten am Boden. War es in der Nacht von seinem Lager geglitten? Es war spurlos verschwunden.

„Es ist geraubt!"

„Wer könnte es rauben? Das Tempeltor ist fest geschlossen, von innen mit dem Sperrbalken versichert. Sieben Monate lang war außer uns kein menschliches Wesen auf der Tempelinsel und überhaupt in der Schlucht."

„Ein Tier — ein wildes Tier —"

„Gibt es hier nicht, konnte nicht in den Tempel."

„Die Ziege —"

Eine einzige war noch übriggeblieben, aber sie lag wiederkäuend in ihrer Ecke.

„Eine Ziege frißt doch kein Kind!"

„Wer kennt tibetische Ziegen!"

„Ausgeschlossen."

Trotzdem wurde auch das Lager der Ziege durchsucht.

„Keine Spur — kein Blutstropfen, also kann es auch nicht zerrissen sein."

„Auch die Leinentücher, die ich aus meinen Hemden gemacht, und der Schal, in den es gewickelt war, sind fort."

„Dann muß es geraubt sein."

Elisabeth schrie auf.

„Die Augen im Buddha! Die ich damals gesehen!"

Sie untersuchten die Statue, fanden die Tür im Rücken, aber der Raum war leer, der Boden aus Erz und dicht mit Staub bedeckt. Heinz prüfte es, ehe er selbst hineintrat. Bill Hunter schüttelte den Kopf.

„Hier ist seit Monaten kein Mensch gewesen. Es müßten Fußtritte zu sehen sein."

Elisabeth wand sich im Weinkrampf und stieß dann wieder hervor: „Es ist geraubt! Der Spalt unten, durch den das Wasser versickert — vielleicht ein unterirdischer Weg — die Tibeter —"

Bill Hunter riß die Tür auf, kümmerte sich nicht um den hereinbrechenden Sturm und Regen, rannte an das Ufer, kam wieder zurück.

„Ausgeschlossen! Gestern wäre es vielleicht zu erwägen gewesen, heute ist durch den Tauregen der See schon wieder bis weit über die Hälfte gefüllt. Es wäre vollkommen ausgeschlossen, überhaupt zu dem Spalt zu gelangen."

Die beiden anderen, die vollkommen aufgelöste Elisabeth, der fassungslose Heinz, standen neben ihm. Braun, schmutzig wogten die Wellen des Sees bereits wieder um den Tempelfelsen; es wäre schon längst unmöglich gewesen, auch nur den Eingang zu der Treppe, die durch den Felsen zur Statue führte, zu finden. Der Spalt war von dem Wasser überflutet und der Gang, durch den der Arzt gekommen, vollständig durch den Bach ausgefüllt.

Sie waren wieder im Tempel. Die Männer standen zusammen, suchten nach einer Erklärung, waren wieder draußen, schritten durch den Regen.

„Ganz ausgeschlossen, daß ein Fremder hier war. Jede Nacht, nur nicht diese! Er hätte nicht einmal bis zu der Tempelinsel gekonnt. Zudem diese Nacht, in der die Lawinen von allen Seiten herunterbrachen und der Fels zum Wasserfall wurde. Da sollte jemand in der schwarzen Nacht über die ungangbaren Felsen gekommen sein, sollte das Kind aus dem verschlossenen Hause gestohlen und wieder den Rückweg über die Felsen angetreten haben? Sicherer Tod für Räuber und Kind!"

Gellend und von Weinkrämpfen geschüttelt, schrie Elisabeth: „Aber es ist doch fort! Es ist doch verschwunden!"

Sie suchten wieder, sie standen still und lauschten, sie riefen mit Kosenamen. Obwohl sie jeden Winkel, jede Ecke durchstöbert hatten, suchten und riefen sie doch immer aufs neue. Spähten auf den See, obgleich sie wußten, daß es ja ganz unmöglich war, daß es auch nur aus dem Tempel gekommen. Dieses erst wenige Tage alte Kind, unfähig, sich fortzubewegen, durch den Raum, in dem Hunter geschlafen, durch die verschlossene Tür! Trotzdem schoben sie ihren Kahn in das nun wieder den ganzen See füllende Wasser und ruderten suchend auf ihm umher.

Stunden vergingen. Es wurde Mittag. Die Sonne zerriß die Wolken, es wurde hell. Elisabeth lag jetzt lang ausgestreckt auf ihrem zerwühlten Lager, hielt den Schlafsack, auf dem der kleine Erwin gelegen, in ihren zitternden Händen, war stumm, biß auf ihre lallenden Lippen und hatte Augen, aus denen wirre Lichter blitzten. Bisweilen aber wand sie sich wieder in Schreikrämpfen.

Heinz war vollkommen verzweifelt. Wußte nicht, ob er sich mehr um das verschwundene Kind oder um die fassungslose Frau sorgen sollte. Bill Hunter suchte ihr einen Beruhigungstrank aus der kleinen Taschenapotheke einzuflößen. Sie sahen alle beschmutzt, durchnäßt, verwüstet aus. Die Ziege war meckernd hinausgeflüchtet, das ganze Tempelinnere war gleichfalls in Unordnung. Alles tausendmal aufgehoben und wieder fortgeworfen.

Der Tag sank, es wurde kalt, die Tür mußte geschlossen werden. Jetzt war Bill Hunter der einzige, der noch Überlegung besaß. Er fachte das fast verloschene Feuer wieder an, kochte etwas Essen, das niemand aß. Das Kind blieb verschwunden, und während Elisabeth, völlig zusammengebrochen, vor sich hin wimmerte, suchten die beiden Männer vergebens immer und immer wieder das unergründliche Rätsel zu lösen: Die Tür verschlossen, der See voller Wasser — kein Mensch — kein wildes Tier — keine Spur — kein Blut — und doch das Kind mitsamt seinen Hüllen und Decken spurlos verschwunden!

*

Lärmende Gongschläge hallten durch die Klosterräume von Getschun Gomba. Der Regen war vorüber, die Sonne lag über den leuchtenden Dächern. Pilger kamen mit beschmutzten Körpern nach furchtbarer Nachtwanderung aus den Lagern der Täler. Die Priester, die dienenden Lamas, die jungen Novizen füllten in Feierkleidern die Höfe, Hornstöße erklangen. Über die Stufen, Gänge, Gassen und Treppen, die man schnell mit kostbaren Teppichen belegt hatte, stiegen alle in feierlichen Prozessionen zu dem großen Ehrenhof vor dem Haupttempel hinan.

Wieder die Muschelhörner, dann warfen sich über vierhundert Mönche und Lamas, alle in den gelben Gewändern der Gelugba, zu Boden. Das Tempeltor tat sich auf. Gestützt, mehr getragen als schreitend, kam der Heilige, der Kutuchtu, der in Menschengestalt verkörperte Buddha.

Er war blaß; sein junges Gesicht trug die Züge eines leidenden Greises. Sein langes, fließendes Gewand war aus gelber Seide, darüber der Gebetschleier von gleicher Farbe; eine hohe gelbe Mütze saß auf dem Haupte, und ein Baldachin, geschmückt mit Federn und kostbaren Edelsteinen, schwebte über ihm, von vier Priestern getragen. Ein unsichtbarer Priesterchor sang mit feierlicher Stimme ein ergreifendes Loblied zu Ehren Buddhas, währenddessen setzte man den kranken Heiligen auf den prunkvollen Thron.

Wieder Hörner, Maskenträger tanzten heran, alle die hundert verschiedenen Gestalten des großen Buddha verkörpernd, ein Holzstoß loderte auf, neben ihm stand der Chanzo Cusho und erhob mit der Hand eine Pergamentrolle.

„Sieh herab, großer Buddha! Auf dieser Rolle sind aufgezeichnet alle Sünden, die im vergangenen Jahre geschehen. Laß sie in den Staub des Vergessens dahinschwinden, wie dieses Pergament im Feuer vergeht."

Während die Rolle in den Flammen lodernd verging, sprach Tschukang weiter. Sprach von dem Frieden zwischen den Gelben und Roten, und neben ihm stand in seiner roten Seide der Gesub Rimpotschen. Dann hoben beide die Arme empor.

„Lange lebe der Heilige, wenn er aber einmal sein Gefäß zertrümmert, um ein anderes zu erwählen, dann mag er selbst, er, der allmächtige Gott, uns ein Zeichen geben. Ist es ein weißes Kind mit strohfarbenem Haar und blauen Augen, in das seine Seele den Weg findet, dann will er, daß auch in Zukunft das Kloster den Gelugbadienern gehöre. Ist es aber ein Kind mit sechs Fingern und Zehen, das er erwählt, dann sollen die roten Lamas der Ming dscheng tusse die Herren des Klosters werden, und beide schwören wir, dem Gottesurteil zu gehorchen. Dem Gott zu gehorchen, der eines oder das andere dieser beiden Kinder zuerst sendet."

Sie leisteten beide den Schwur. Der Heilige stand aufrecht, und gestützt von zwei Priestern, hob er segnend die Hand. Man reichte ihm das Trankopfer dar, er trank und sank ohnmächtig zurück.

Der Arzt und der Kampu Bombo beugten sich tief über ihn.

„Buddha ist von uns gegangen! Heil Padmasanhawa!"

In ehrfurchtsvoller Trauer lagen die Lamas auf dem Boden und murmelten die Gebete, während die obersten unter ihnen den toten Heiligen mit dem gelben Schleier bedeckten. — — —

Nacht im Kloster. Wieder schlich Taschka, der Arzt, leise durch verstohlene Gäßchen und durch ein heimliches Tor ins Freie. Sein Arm trug das schlafende weiße Kind.

Abseits das Haus eines Jakhirten. Eine elende Hütte. Drinnen schlafend der Mann, das junge Weib, neben ihr das Kind, das sie am Morgen geboren. Leise löst es der Arzt aus ihrem Arm und legt ihr dafür das weiße Kind an die Brust. Dunkel war es in der Hütte, und sie schliefen fest.

Taschka Tsonga war wieder im Freien. Hielt das nackte tibetische Kind im Arm und preßte seine Hand um den zuckenden Hals. Er stand an einer Schlucht, durch die der Bach tobte, derselbe, der oben den Tempelsee mit seinem Wasser füllte, den Stollen durchlief und hier wieder zutage trat. Achtlos warf Taschka Tsonga das tibetische Würmchen in den aufschäumenden Bach — dann kehrte er zufrieden lächelnd in das Kloster zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Tode des im 69. Lebensjahre verstorbenen berühmten Berliner Chirurgen Geheimrat Prof. Dr. Otto Hildebrand am 19. Oktober: Prof. Hildebrand bei einer Darmoperation im Operationssaal der Charité zu Berlin. (Phot. Heinr. Lichte & Co., Berlin.)

Zwei Welten begegnen sich.

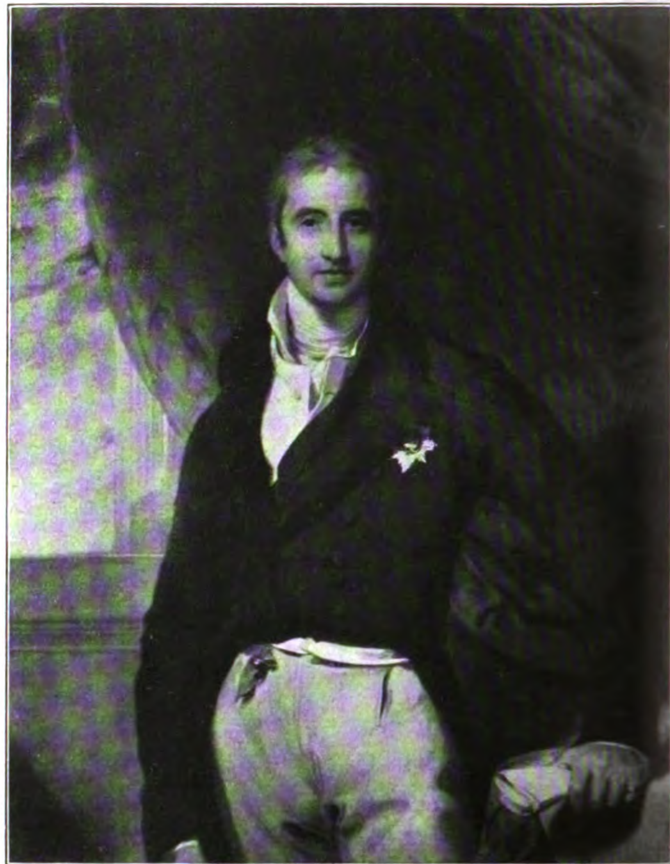
Vom Besuch des spanischen Königspaares in Marokko: Der Großwesir bei der Begrüßung an der königlichen Loge am 10. Oktober. (Links König Alfons, rechts Königin Viktoria Eugenia, dahinter in der Mitte Primo de Rivera.)

Meisterwerke englischer Malerei aus drei Jahrhunderten

auf der Ausstellung englischer Kunst in Wien.



William Hogarth (1697—1764): Damenbildnis, angeblich Hogarths Frau darstellend.



Sir Thomas Lawrence (1769—1830): Viscount Castlereagh.

Die Wiener Sezession, die in den zwei letzten Jahren repräsentative Zusammenfassungen deutscher und französischer Kunst gezeigt hat, vervollständigt nun die Übersicht über den künstlerischen Werdegang des heutigen Europas durch eine englische Ausstellung von eindringlicher Wirkung. Gemeinsam mit dem Verein der Museumsfreunde und unterstützt von der Anglo-Austrian Society in London, hat sie es erreicht, aus englischem Privatbesitz — den staatlichen Sammlungen ist dort statutenmäßig das Verleihen ihrer Objekte untersagt — eine überraschende Fülle an Material von außerordentlicher Qualität zu gewinnen, doppelt bedeutsam, weil es ermöglicht, die Entwicklung der englischen Malerei historisch zu überblicken.

Die Grenzen wie die Möglichkeiten der Malerei Englands ergeben sich aus der Aufgabe, die der Kunst in einem Volke von ausgesprochen staatsbürgerlicher Veranlagung zufallen. Sie wird, im Gegensatz zu der Rolle, die sie als Deutung und Verklärung sinnlicher Erlebnisse der Rasse in Frankreich oder als subjektives und weltanschauliches Bekenntnis des einzelnen in Deutschland spielt, eine Angelegenheit der Gesellschaft sein, und zwar einer Gesellschaft von alter, demokratischer Tradition. Daher ihre abgeschliffene Gleichförmigkeit, ihre hinreißende formale Kultur, der ein deutliches Ausweichen vor aller Problematik und den Abgründen entfesselter Leidenschaft gegenübersteht. Wo sich trotzdem eine dämonische Persönlichkeit zum Wort meldet, die sich den Fesseln der herrschenden Konvention entwunden hat, greift sie zur Satire, wie bei Hogarth und Rowlandson, den Stammvätern einer ganzen Generationsfolge von prachtvollen Karikaturenzeichnern.

Hogarth ist auch der einzige Psychologe unter den englischen



Sir Joshua Reynolds (1723—1792): Cupido und Psyche.

Porträtisten. Alle anderen aus der großen Zeit der Bildnismalerei, von Gainsborough bis Lawrence, geben — unter Entfaltung eines nie vorher und nachher erreichten künstlerischen Charmes — die Verklärung der äußeren Erscheinung, das geläufige Ideal untadelhafter Gepflegtheit, den verbindlichen Typus an Stelle des kantigen Alltagsmenschen. Den Gipfel der unter diesen Voraussetzungen möglichen Leistung bedeutet der Schotte Raeburn; erlesene Distinktion der Empfindung verleiht seinen schon als koloristischen Arrangements bezaubernden Bildern den souveränen Rang geistigen Adels. — Blieb die unmittelbare Wirkung dieser Werke im wesentlichen auf ihre Heimat beschränkt, so war es anders mit einem Zweig der Malerei, der im Anfang des 19. Jahrhunderts die Blüte des Porträts ablöste: der Landschaft. Hier haben die drei großen Meister Constable, Turner und Bonington bahnbrechend gewirkt. Sie eroberten gewissermaßen die Natur aufs neue, drei grundverschiedene Temperamente, nur in der Unmittelbarkeit des Erlebnisses miteinander vergleichbar, deren gemeinsame Wirkung auf dem Festland jedoch die Entstehung des Impressionismus entscheidend beeinflußte.

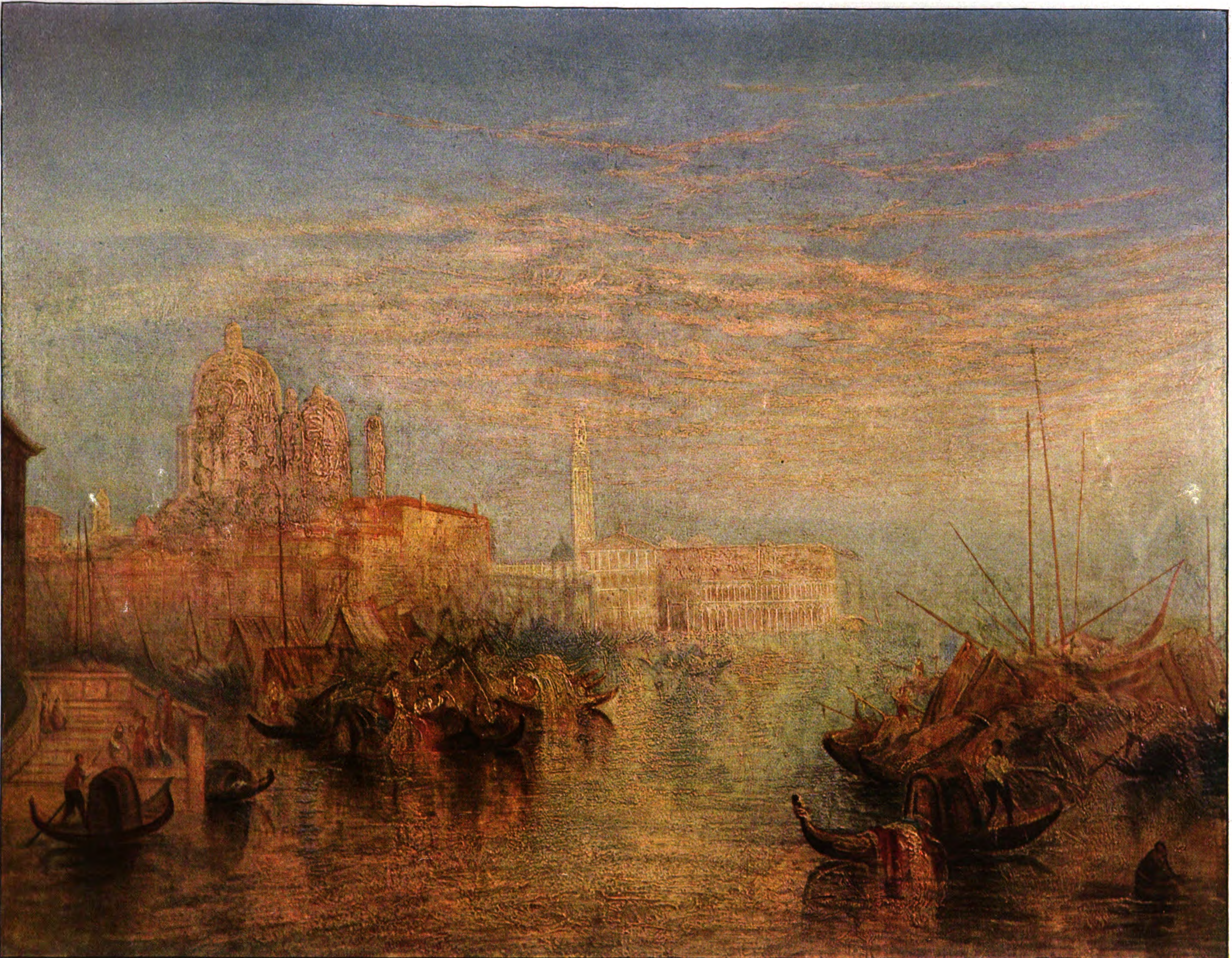
Wenige Jahre später, und das Antlitz der englischen Kunst hat sich völlig gewandelt: rückschauend ins Quattrocento schafft die esoterische Gilde der Präraffaeliten: Rossetti, Millais und Burne-Jones, in unbewußter Parallele zu den gleichzeitigen Bestrebungen Puvis de Chavannes' und der allerdings mehr auf Plastik eingestellten Deutschrömer, ihre Bilder aus dem Geist der Linie,



Sir Henry Raeburn (1756—1823): Die Paterson-Kinder.



John Downman (1750—1824): Szene aus „Trick und Intrige“.



Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Am Canale di San Marco in Venedig. Nach einem Gemälde von William Turner.

Das Original befindet sich im Besitze von Raoul Gunsbourg, Paris.



Dante Gabriel Rossetti (1828—1882): La Ghirlandata.



Sir Edward Burne-Jones (1833—1898): Flamma Vestalis.



Ambrose Mc Evoy († 1926): Viscountess Chilston.



A. R. Thomson: Bildnis eines Herrn und einer Dame.

deren schwebende und süße Melodik noch lebendig geblieben ist, während das historisch-programmatische Element der Richtung dem Geschick jedes toten Kostüms verfallen mußte: zu verstauben. Es ist charakteristisch, daß diese Kunst kaum auf die Malerei der folgenden Epoche eingewirkt hat, wohl aber auf das Kunstgewerbe, zu dessen Erneuerung im heutigen Sinne William Morris, der handwerkliche und propagandistische Weggenosse der Präraffaeliten, den ersten und richtungweisenden Anstoß gegeben hat. Ihrem Kreise verdanken auch Buchkunst und Illustration die Grundlagen ihrer jetzigen Gestalt, und allmählich verschiebt sich überhaupt der Schwerpunkt englischer Kunstleistung auf das Gebiet der Graphik.

Die Maler, im wesentlichen zum Porträt zurückkehrend, erfüllen geschmeidig — und oft mit Noblesse — die Forderungen des Salons, ohne sich jedoch in der Gegenwart auf eine altmeisterliche Tradition stützen zu können, wie ihre glücklicheren Vorgänger von Mitte und Ausgang des 18. Jahrhunderts, die noch das lebendige Erbe van Dycks verarbeiten konnten. Und so kommt es, daß die heutige künstlerische Jugend, müde eines Virtuosentums, das sie täglich vor Augen hat, sich mit Inbrunst in die Schule des Auslandes begibt, um zu suchen, was ihr die heimische Kunst der letzten Generation schuldig blieb: die Seele. Wolfgang Born.



Francis Howard: Herzogin von Marlborough.



Sir J. J. Shannon: Lady Diana Manners als Kind.



A. J. Munnings: Mein Pferd ist mein Freund.

..ner (1775—1851): Fischmarkt in Has



Laura Knight: Sylphiden.

AUS DER AUSSTELLUNG ENGLISCH



Oben [illegible] melinmantel [illegible] ten Ärmeln und hochgestelltem Kragen. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Oben rechts: Zobelfehmantel mit breitem Kragen. (Phot. Kemeny-Jeney, Budapest.)

Unten links: Sealmantel mit Fehbesatz und glockig geschnittenen Ärmeln, getragen von der Schauspielerin Marion Mill. Modell: Emil Horovitz & Co., Wien. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten rechts: Die Schauspielerin Trude Brionne in einem blausilbernen Lamémantel mit reichem weißen Fuchsbesatz. Modell: Weiß & Krauß, Wien. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Neue Pelzmodelle



Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(3. Fortsetzung.)

Florian hielt seine Schritte an und rieb sich die Stirn, dann murmelte er lächelnd: „Nun, Gott sei Dank, eine Prinzessin ist sie auch nicht, sonst würde ich sie schwerlich im Postwagen gefunden haben. Die Tante freilich ist etwas sehr von oben herab, aber solche Herablassung und Nonchalance könnte ebensogut die einer Bäckersfrau wie einer hochgestellten Dame sein. Ich hoffe, die Ebenbürtigkeit würde mir nicht fehlen."

So denkend, träumend, zweifelnd, hoffend, trieb sich unser Held noch lange um, bis ihn endlich doch die Müdigkeit übermannte und er sich niederlegte.

Die halb durchwachte Nacht mochte es verschuldet haben, daß Meister Florian andern Morgens erst halb zehn erwachte, sehr beschämend für ihn, besonders da er vom Kellner hörte, daß die Damen in Nummer 1 schon vor 8 Uhr ausgefahren seien. Es war die höchste Zeit, daß nun auch er an seine Geschäfte ging, wollte er anders um 5 im Rosental bereit sein. Mit dem Kommissionär des Hauses durchstrich er jetzt die Magazine, um sich, wie sein Vater es befohlen, probemäßig auszurüsten. Das gab viel Laufen und auch viel Aufenthalt, da die meisten Sachen für dürftigere Gestalten zugeschnitten und berechnet waren und mancherlei Änderungen notwendig wurden. Zur Mittagszeit begnügte er sich daher im Vorübergehen nur mit einer Tasse Schokolade und langte erst um 4 Uhr wieder im „Birnbaum" an, wo er seine sieben Sachen zusammenpackte, um sich für die verabredete fünfte Stunde bereit zu halten.

Viel früher schon waren die Damen mit ihren Besorgungen fertig geworden, hatten sich mit Speise und Trank gestärkt und hätten ganz zufrieden sein mögen, wenn Frau von Biestewitz nicht Kopfschmerzen gehabt und Flora in peinlicher Besorgnis geschwebt hätte, daß der eigentliche Zweck des Tages, die projektierte Fahrt ins Rosental, dadurch ins Wasser fallen werde. Mit Essigumschlägen um den Kopf saß Tante Florettchen wie ein türkischer Pascha im Lehnstuhl und sah recht bläßlich aus.

Flora stand bei ihr und streichelte ihr die kalten Hände. „Du solltest doch nach einem Arzt schicken," sagte sie, „vielleicht ist jetzt mit wenigem geholfen."

„Nach dem Doktor?" rief die Tante. „Du kennst mich schlecht, mein Lämmchen. Selbst ist der Mann, und selbst hilft die Natur sich am besten. Ich will dir ein Geheimnis sagen, Flörchen, der Doktor und der Tod sind Gevattern, die sich in die Hand arbeiten. Glaube mir, mein Kind, die meisten Menschen sterben an ihren Doktoren. Oder hast du je gehört, daß jemand ohne Arzt gestorben wäre? Da kommt dir so ein Mensch herein, tut dir die unverschämtesten Fragen, die allen Glauben übersteigen, betastet dich, wie der Fleischer ein Kalb, das zum Verkauf steht, zieht ein Gesicht, als hätte er das Siegel Salomonis verschluckt, verschreibt dir Pech, Schwefel, Teufelsdreck und Wassersuppen, und kommst du dennoch mit dem Leben davon, so wäscht er seine Hände in Unschuld. Es sind gänzlich unwissende Menschen, diese Doktoren, sag' ich dir. Das einzige, was mich bewegen könnte, einen zu befragen, wäre noch der Umstand, daß man ihnen ungestraft die Zunge zeigen darf, solang man's hat. Aber das Vergnügen ist zu gering für einen Louisdor. Au weh, mein Kopf."

„So sollte sich mein Tantchen wenigstens niederlegen", sagte Flora. „Vielleicht schläfst du, und ich will bei dir sitzen, dich vor den Ärzten zu beschützen."

„Du gutes Kindchen", erwiderte die Kranke. „Wolltest du wirklich bei der alten Tante bleiben und die Fahrt drangeben, auf die du dich gefreut hast? Aber ich werde mich nicht zu Bett legen, und du wirst mich nicht bewachen. Eve Rosine kann bei mir bleiben, und du fährst ins Rosental."

„Ich, Tante?" — „Nun, wer denn sonst?" — „Ich ganz allein ins Rosental?" — „Nicht doch, du fährst mit Reiher, wie gestern abgemacht." — „Und fände mein Tantchen das ganz passend?"

„Warum nicht, Flora! Wenn Geyer und Reiher nicht zueinander passen, so weiß ich nicht, was sonst paßt. Ist eins so langhalsig als das andere. Fürchtest du dich aber, so bleibe hier und mache mir Kompressen. Ich kann dich heute wirklich nicht begleiten."

Flora war unentschlossen. Die Tante war zwar nicht so krank, daß sie ihretwegen hätte bleiben müssen, aber der Vorschlag schien so sonderbar und abenteuerlich, und doch, wenn sie nicht darauf einging, so sähe sie Florian vielleicht niemals wieder. Doch die Ereignisse kamen ihr schnell zu Hilfe. Von der nahen Turmuhr schlug es fünf, und in demselben Augenblick trat auch Eve Rosine ein und meldete den jungen Herrn von gestern, der sogleich angenommen wurde.

Florian küßte Frau von Biestewitz die Hand, indem er sein lebhaftes Bedauern aussprach, sie unwohl zu finden. Er sei gekommen, sagte er, um verabredetermaßen ihre Befehle wegen des Rosentals einzuholen, da höre er von der Jungfer, daß sie leidend sei.

Und als die Kranke darauf erwiderte, es sei nicht der Rede wert, nur etwas Kopfweh von Hitze, Staub und Eschper, das schlimmste, daß es weh täte, erbat sich Florian die Erlaubnis, aus der Apotheke ein ihm bekanntes gutes Mittel herbeischaffen zu dürfen. Rührten die Schmerzen nämlich nicht von innerer Ursache her, so täte etwas ampfersaurer Äther, auf den Scheitel getröpfelt, oft Wunder, und zwar augenblicklich. Er werde sogleich wieder hier sein.

Aber: „Halt da," rief Tante Florettchen, „es wird nichts getröpfelt. Seid ihr denn beide rasend, mir Doktor und Apotheker auf den Leib zu hetzen, so weit sind wir noch nicht. Ich kenne mich, ich brauche nichts als Ruhe und werde morgen wieder frisch sein. Das einzige, was ich dabei bedaure, ist, daß Sie, mein Lieber, sich nun das Rosental allein besehen müssen, Sie müßten sich denn anders mit meiner Nichte begnügen wollen, die, Gott sei Dank, so gesund wie eine Ecker ist."

Diese überaus glückliche Wendung hatte Meister Florian nicht erwartet. Die Freude stieg ihm zu Gesicht, und er mußte sich Gewalt antun, sie nicht überlaut zu äußern. Sich gegen die sehr verlegene Flora verbeugend, sagte er jedoch, wie glücklich es ihn machen würde, das gnädige Fräulein begleiten zu dürfen, und wäre es jetzt recht, so wolle er den Hotelwagen sogleich bestellen.

Frau von Biestewitz nickte, und der junge Mann flog aus dem Zimmer.

„Aber, Tantchen," sagte die dunkelrote Flora, „was hast du da gemacht?"

„Nun was denn, Männchen! Willst du das berühmte Tal nicht sehen, und in so guter Gesellschaft?"

„Das schon, mein Tantchen — aber Tante, wenn's mir verübelt werden sollte, so ist die Schuld nicht mein."

Frau von Biestewitz hielt sich den Kopf und stöhnte: „Bist du bange, Lämmchen, so eile dich und gib Contreordre, solange es noch Zeit ist."

„Das geht doch auch nicht", lispelte Flora, indem sie still geschäftig Hut, Schleier, Schirm und Mantille zusammenlegte.

V.

Eine leichte Halbchaise rollte durch die heißen Straßen Leipzigs, darin saßen zwei glückselige Menschenkinder nebeneinander. Beide jedoch waren stumm und mumm, denn das Nächstliegende, wie entzückt sie nämlich über dieses unverhoffte Nebeneinander waren, hielten sie für schicklich, einander zu verbergen. Alles übrige war nicht von Interesse. Der Sturm in Florians Innerem hatte sich gelegt, er war an der Seite des geliebten Mädchens ruhig und zufrieden. Wenn sie auch taubstumm wäre, dachte er, ich wollte mein Leben lang mit ihr so durch die Welt fahren und nichts vermissen. Freilich war nicht anzunehmen, daß auch sie diesen Geschmack teilte; sie konnte Florians Schweigen für Unart halten, und so hielt er's denn endlich für angemessen, etwas zu sagen.

„Ich denke, gnädiges Fräulein," begann er, „daß das Unwohlsein Ihrer Frau Tante nicht von Dauer sein wird."

„Hoffentlich nicht", erwiderte Flora.

„Leidet sie öfter an solchen Zufällen?" — „Daß ich nicht wüßte." — „Es wäre unangenehm, wenn Ihre Reise dadurch unterbrochen würde." — „Sehr unangenehm, mein Herr."

Lange Pause. Der Wagen kreuzte die Promenade, und nach wenigen Augenblicken hatte man die letzten Häuser Leipzigs hinter sich und war im Walde. Eine weit ausgedehnte Wiesenfläche, im Halbkreis eingefaßt von prächtiger Holzung, öffnete sich dem überraschten Blicke.

Flora warf ihren Schleier zurück und sagte: „Das ist zu schön!"

„Es ist auch der Stolz von Leipzig," bemerkte Florian, „und allerdings mag es einzig in seiner Art sein, daß eine volkreiche Stadt wie diese so ohne allen Übergang von Vorstädten und Gärten unmittelbar in eine freie, sich meilenweit erstreckende Waldgegend ausläuft. Wie mit einem Zauberschlag ist man aus dem städtischen Getöse in das Heiligtum einer schönen Natur versetzt."

„Und werden wir", fragte Flora, „diesen schönen Weg behalten bis zum Rosental?"

„Im Rosental, mein Fräulein, sind wir schon mittendrin."

„Aber ich sehe keine Berge!"

Florian lachte. „Es ist dies abermals ein Unikum der Leipziger Gegend," sagte er, „ein Tal ohne Berge, wie Sancho Pansas Insel ohne Wasser. Da es jedoch so schön ist, so müssen wir den falschen Titel gelten lassen."

Inzwischen war man dem städtischen Leben doch noch nicht so ganz entrückt, als es zuerst den Anschein hatte, denn jetzt zeigte sich ein Etablissement, das einem großstädtischen Kaffeegarten so ähnlich sah

wie ein Ei dem andern, mit Musik, Zigarrenduft und allem Zubehör. Viele Menschen strömten aus und ein.

Hier hielt der Wagen, und Florian fragte, ob es dem gnädigen Fräulein recht sei, auszusteigen, ein Glas Eis oder sonst was zu genießen, oder ob sie es vorziehen würde, weiterzufahren.

„Wäre es nicht angenehm, etwas zu gehen?“ sagte Flora, und damit war Meister Florian denn auch sehr einverstanden. Er hob das geliebte Wesen aus dem Wagen, befahl dem Kutscher, hier zu warten, und die beiden jungen Leute wandelten mit sichtlichem Vergnügen den Weg entlang. Da war es denn, als wenn die größere Freiheit der Bewegung die bis dahin ziemlich eingeleimten Zungen gelöst hätte; sogar das junge Mädchen plauderte so unbefangen, als wenn es mit dem neuen Freunde schon einen Scheffel Salz verbraucht hätte. Man unterhielt sich prächtig über gar nichts und schien es auch nicht übelzunehmen, als der anfangs gartenmäßig geebnete und von einzelnen Menschengruppen noch belebte Weg je länger, je weiter immer einsamer und stiller wurde, endlich jeder Spur von Pflege bar in veritable Wildnis auslief. Wurde der Wald doch immer schöner, duftiger und dichter, der kühlere Hauch des Abends immer erquicklicher unter den alten Stämmen. Flora, die rüstig neben ihrem Freunde herschritt, atmete die aromatische, lang entbehrte Waldluft mit tiefen Zügen wie einen Labetrunk und konnte es nicht bergen, wie sehr dieser Spaziergang sie befriedigte.

„Will man von den Bergen absehen,“ bemerkte Florian, „so könnte man sich hier zehn Schritt von Leipzig in den Harz versetzt glauben.“

„Leider kenne ich den Harz nicht,“ sagte Flora, „wohl aber versetzt mich dieses Rosental in meine Heimat. Ich bin nämlich im Walde geboren, mein Herr“, setzte sie lächelnd hinzu.

„Im Walde, gnädiges Fräulein?“

„Gewiß, mein Herr. Mein liebes Vaterhaus lag tief im Walde.“

„So war Ihr Herr Vater Forstbeamter?“

„Das nicht,“ erklärte Flora, „aber das Besitztum unserer Familie war sehr reich an Waldung. Auf hoher Felsenklippe lag das alte Haus, von dessen Fenstern und Terrassen man weithin über die grünen Eichenwipfel bis zum Gebirge sah. Gestrüpp von Ginster und wilden Rosen zog sich am sonnigen Hang abwärts, und von unten blinkte der See auf. Ach, es war schön da! Ich glaube, Herr von Reiher, Sie würden auch gern dort gewesen sein.“

„Noch lieber“, erwiderte Florian, „wäre ich jetzt dort, von meinem gnädigen Fräulein geduldet und geleitet.“

„Ja? Möchten Sie? Ich wollte Sie wohl führen, wo es Ihnen recht gefallen sollte. Freilich“, setzte sie seufzend hinzu, „müßte ich noch das kleine Mädchen von damals sein.“

„Und nun geht's gar nicht mehr?“ fragte Florian. „Würden Sie mir die Tür jetzt nicht auftun, wenn ich klopfte?“

„Ich würde es gar nicht hören, Herr von Reiher, hätte auch kein Recht mehr dort. Wohl steht das alte Haus noch auf dem Felsen, doch weiß ich nicht, ob ich selbst noch Eingang fände.“

Man war an einer freieren Stelle des Waldes angelangt. Die Bäume standen weniger dicht, und der goldne Strahl der Abendsonne spielte an den Stämmen, hin und wieder noch den grünen Moosteppich des Bodens streifend.

In den Wipfeln flüsterte es traulich, und das Hämmern eines Spechtes schlug den Takt dazu. Es war ein Plätzchen, wie geschaffen für Menschen, die sich was zu sagen haben. Auch sagte Flora etwas, nämlich: „Wenn es Ihnen recht ist, so ruhen wir hier ein wenig“, und damit ließ sie sich auf weichem Moossitz nieder. Gern nahm Florian gegenüber Platz auf einem Baumsturz und begann nach einer Weile:

„Was Sie da vorhin sagten, gnädiges Fräulein, ist mir unverständlich, doch möchte ich durch weitere Fragen ungern einen wunden Fleck berühren.“

Flora blickte freundlich zu ihm auf. Seine Teilnahme könne sie nie verletzen, sagte sie, und was man habe erleben und erleiden müssen, davon zu reden, sei tröstlicher als Schweigen.

So wagte es Florian denn, zu fragen, und geleitet von seinen Fragen setzte das vertrauensvolle Mädchen den jungen Freund mit naiver Offenherzigkeit von allen den Umständen ihres Lebens in Kenntnis, deren wir uns aus dem zweiten Kapitel dieser Erzählung wohl noch erinnern werden, selbst die hypochondrischen Besorgnisse verschwieg sie nicht, die sie vor dem ihr bevorstehenden Hofleben empfand. Während jemand redet, scheint es ebenso schicklich, ihm zuzuhören als ihn anzusehen, und so konnte es denn geschehen, daß der süße Wohllaut von Floras Stimme, die Anmut ihrer Redeweise und der lieblich wechselnde Ausdruck ihrer schönen Züge das Herz des armen, an ihren Lippen und Augen hangenden Jungen dergestalt bewältigten, daß er es ihr am liebsten gleich auf der Stelle zu Füßen gelegt hätte. Noch aber hinderten ihn daran einige Reste seines einst vom Vater gerühmten Verstandes, was um so ehrenwerter war, als seine Aussichten sich durch Floras Bericht nicht unwesentlich erhellt hatten. Der Nimbus, den ihr das Klippenhaus mit wilden Rosen, Ginster, See und weitem Waldgebiet in seinen Augen vorhin verliehen hatte, war glücklicherweise nun verblaßt, und äußere Glücksgüter waren keine Scheidewand mehr zwischen ihm und ihr. So waren auch die vielen Todesfälle, so schmerzlich für die arme Flora, dies trotz seiner aufrichtigen Teilnahme doch weit weniger für ihn, da sie ihn zu der Annahme berechtigten, daß die elternlose Waise desto freier über ihre Hand verfügen würde. Selbst ihre Abneigung gegen das Hofleben hätte ihm ganz dienlich werden können, wenn er nicht andererseits befürchten mußte, daß ihr Eintritt in die große Welt sie unausbleiblich zahlreichen Bewerbungen bloßstellen würde. In dieser Beziehung ängstigte auch ihn der Hof, und gern hätte er sich daher des geliebten Gegenstandes versichert, bevor sie dahin abging. Aber wie gesagt, trotz aller dieser Antriebe und mehr oder weniger günstigen Umstände hemmte ihn noch die vernünftige Erwägung, daß man einen festen Platz vergebens zur Übergabe auffordern werde, solange die Besatzung noch intakt ist; war er doch auch sehr entfernt, zu wissen, ob seine Gefühle erwidert würden. Zwar hatte ihm Flora bis jetzt ein so ermutigendes Vertrauen gezeigt, daß er selbst darüber erstaunt war, doch erinnerte er sich eines Wortes von Jean Paul, daß junge Mädchen immer geneigt seien, alle Männer für Brüder oder Väter zu halten. Konnte jenes beglückende Vertrauen daher nicht ebensogut der Ausdruck jugendlicher Unerfahrenheit wie der eines tieferen Gefühls sein? — Ob es nun Florian für erlaubt hielt, durch die Wendung, die er dem folgenden Gespräch gab, etwa auf den Busch zu klopfen, oder ob er ganz unwillkürlich zu seinem Zwecke kam, ist nicht mehr zu ermitteln.

„Daß einem doch die Hände so gebunden sind“, sagte er, als Flora geendet hatte. „Was Ihnen der Tod geraubt, mein teures Fräulein, kann Ihnen freilich niemand wiedergeben; Sie aber vom Hofe zu erlösen, täte ich alles, auch das Äußerste, was in eines Menschen Macht steht.“

„Nicht wahr,“ fiel Flora rasch ein, „Sie meinen auch, die Höfe sind nichts Gutes?“

„Ich kann darüber nicht urteilen,“ sagte der junge Mann, „da ich niemals einen Hof sah. Es wollte mir nur scheinen, als wenn mein gnädiges Fräulein sehr ungern dahin ginge.“

„Ja gewiß, sehr ungern, Herr von Reiher!“

„Und glauben Sie denn, mein Fräulein, dort von irgendeiner Gefahr bedroht zu sein?“

„Gefahr, mein Herr? O nein, im Gegenteil muß ich wohl glauben, daß man mir wohlwill. Aber dieses ganze Leben, wie ich mir's denke, ist nicht für mich, und überdies gibt es Abneigungen, die keinen Namen haben, Befürchtungen, von denen man sich nicht Rechenschaft ablegen kann. Was halten Sie von Ahnungen, Herr von Reiher?“

„Dieses Gebiet“, sagte Florian, „ist mir ebenso unbekannt wie das der Höfe; es fehlt mir jegliche Erfahrung. Das aber glaube ich zu wissen, daß jedes neue Verhältnis, in das wir treten, uns anfänglich dunkel scheint. Ist man erst drin, so lichtet sich's, und dann zeigt es sich nicht selten, daß man Weiß für Schwarz gehalten. Das wird sich hoffentlich in Ihrem Fall bestätigen. Freilich,“ setzte er stockend hinzu, „wenn es erlaubt ist, hier von mir zu reden — so möchte ich glauben, daß der Weg, den man Sie gehen läßt, mich selbst weit ernstlicher bedroht als Sie.“

„Sie bedroht?“ fragte Flora mit dem Ausdruck größten Erstaunens.

„Ja, mich“, erwiderte jener. „Es wird mir schwer, sehr schwer, zu denken, daß dieser Abend der letzte mit Ihnen sein soll.“

Flora blickte ihn erschrocken an. „Das möchte ich mir auch nicht denken“, sagte sie. „Und warum denn sollte das so sein? Wir werden uns in Dornburg wiederfinden.“

„Aber der Weg zum Hof“, versetzte Florian, „steht einem namenlosen Malersmann nicht offen.“

„Sie lassen sich“, fiel das junge Mädchen mit hellem Eifer ein, „bei meiner Tante, der Oberhofmeisterin von Geyer, melden; sie wird Sie gern empfangen und das übrige sich finden. Für die ersten Tage bleibt auch Tante Biestewitz noch dort und würde es sehr beklagen, wenn Sie ausblieben. Mein bester Herr von Reiher, Sie dürfen uns das nicht antun! Wollen Sie es mir versprechen, uns in Dornburg aufzusuchen?“ — Die Tränen traten ihr in die Augen, und so flehend, so allerliebst besorgt sah sie den Freund an, daß das Minimum von Verstand, was ihm geblieben, nun vollends wegschwand. Die Flut seiner Gefühle durchbrach den Schutz der Vernunft, und sich von seinem Wurzelstock erhebend, sprach er in großer Erregung:

„Ich wüßte ja auch nicht, wie ich's überleben sollte, würde mir der Zugang gerade da versperrt, wo ich ihn einzig verlangen möchte. Mein teures Fräulein! Ehe es mir das Herz zersprengt, muß es heraus: Seit jener Begegnung im Plauenschen Grunde — es war nur ein Augenblick, aber entscheidend für Glück oder Unglück meines Lebens — stand Ihr liebes Bild so hell und leuchtend, so unverlöschlich fest in meiner Seele, daß es fortan den Mittelpunkt meines Lebens bildete, um den sich alle meine besten Gedanken und Gefühle drehten. Obgleich Sie mir damals, trotz aller Bemühungen, Ihre Spur wiederaufzufinden, für immer entschwunden schienen — dieses helle Bild war mir geblieben, thronte immerdar in meinem Innern, adelte mein Herz, spornte mein Talent, ja, der Zauber dieser sanften Züge machte mich zum Künstler! Oh, daß ich weiterreden dürfte!“

Flora saß da im grünen Moos, auf ihre Hände blickend, und Tränen tröpfelten darauf herab. Sagen konnte sie nichts. Sie war durch und durch erschüttert, hatte sich des Glücks, von diesem Manne geliebt zu werden, nicht versehen.

Florian trat näher. „Habe ich Sie denn so gekränkt?“ sagte er besorgt. „Mein teures Fräulein, wenn ich Sie von etwas in Kenntnis setzte, was ich vielleicht nicht sagen durfte, oh, so lassen Sie es ungesagt sein, vergessen Sie es wieder, ich flehe Sie darum an.“ (Schluß folgt.)





TIER-STUDIEN

*

FARBSTIFT-ZEICHNUNGEN VON OSKAR FREY

*



Oben links:
Steinadler.

Oben rechts:
Kronenkranich

Mitte:
Löwe beim Mahl.

Unten links:
Uhu

Unten rechts:
Eisbär.







Novembernebel im Hamburger Hafen.

Bleistiftzeichnung von Hans Schubert.

Die Musik der afrikanischen Neger





Trommler der Tikar (Kamerun).
Oben rechts: Monochordspieler in den Matumbibergen (Ostafrika).

Negermusik? Mit diesem Wort wird kein geringer Mißbrauch getrieben. Man bringt es mit der Musik unserer Tanzdielen in Verbindung und verlegt seine Heimat nach Afrika. Vergißt, daß der Jazz in den Straßen Neuyorks oder auf Cuba von amerikanischen Mischnegern erfunden und von Routiniers für die Tanzdielen zurechtfrisiert wurde — ohne den entferntesten Zusammenhang mit dem schwarzen Erdteil.

Nein, Negermusik, wirkliche zentralafrikanische Negermusik ist etwas ganz anderes. Von denselben Gesetzen beherrscht, wie sie unsere Musik diktiert, führt sie diese auf ihre Urform zurück.

Was man heute davon weiß, ist freilich noch sehr gering. Eine Negerplastik, eine Tanztrommel kann man einpacken und mitnehmen, aber nicht die Musik dazu. Der Sprechapparat erübrigt zwar die Aufnahme nach dem Gehör, stellt uns aber vor eine Fülle von neuen Schwierigkeiten. Der Verfasser dieser Zeilen hat eine Reise ausschließlich der Erforschung der Negermusik gewidmet; er könnte viel von den tragikomischen Zwischenfällen erzählen, die oft genug den Akt der Aufnahme erschwerten oder gar verhinderten.

Überraschende Ergebnisse entschädigen für alle Mühe. Mit welchen einfachen Mitteln bringt es der Neger fertig, selbst auf unser europäisches Ohr ergreifend zu wirken! Freilich übersteigt die Länge der Lieder nur selten vier oder acht Takte, die ein Vorsänger singt und der Chor refrainartig wiederholt. Aber gerade in dieser Wiederholung liegt das Geheimnis einer unerhörten Stimmung, die das flackernde Herdfeuer und die langsam im Rhythmus bewegten Körper unterstützen; denn Tanz und Musik ist beim Neger eine unzertrennbare Einheit. Häufig finden wir sogar Gruppen, die während des Tanzes singen und sich dabei durch umgehängte Zupfinstrumente begleiten.



Südafrikanischer Harfenspieler.



„Orgelpfeifen": Flötenkonzert der Daggeraknaben (Ostafrika). Jeder der Knaben spielt nur einen einzigen Ton; durch folgerichtige Abwechslung entsteht ein Musikstück.



Xylophon- und Trommelspieler aus Kamerun.

Diese Musikinstrumente sind von einer Verbreitung, wie wir sie uns gar nicht vorstellen können. Keine Arbeit, zu der der Schwarze seine Leier nicht mitnimmt, kein Weg, den er nicht durch seine Klimper verkürzt. Und des Abends, wenn man sich zum Biergelage vor der Häuptlingshütte versammelt hat, dröhnen dumpf und aufreizend die Schläge der Pauke durch das Dorf.

Aus den phonographischen Aufnahmen hat sich in dem Psychologischen Institut der Universität Berlin ein „Museum der Töne" gebildet. Seine Ergebnisse sind nicht nur wissenschaftlicher Art. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Melodien und die fesselnden rhythmischen Ideen des Negers für unsere Musik eine ähnliche Bedeutung gewinnen werden wie die Negerplastik für unsere bildende Kunst. Wolfgang Weber.

DEUTSCHES KULTURGUT IN GEFAHR: DIE DOMKIRCHE ZU REVAL



Die Domkirche zu Reval, von Osten aus gesehen.



Das Grabmal des schwedischen Feldherrn und Russenbesiegers Graf Pontus de la Gardie (ertrunken am 5. November 1585 in der Narowa) und seiner Gemahlin, Sophie v. Gyllenhjelm, einer Tochter König Johanns III. von Schweden.



Die Fahnen der im Dom beigesetzten Feldherren und Admirale deutsch-baltischen Stammes über deren Grabmälern.

Hoch im Norden, am Ufer des Finnischen Meerbusens liegt die alte Hansestadt Reval. Über ihr erhebt sich ein Felsblock mit dem altersgrauen Ordensschloß und der Domkirche. Hier war die städtische Behausung der stolzen estländischen Ritterschaft.

Jetzt ist Reval die Hauptstadt des estländischen Staates. Das Estenvolk hob die deutsche Ritterschaft, die deutschen Handwerkerzünfte und Kaufmannsgilden auf und konfiszierte ihr Eigentum, das Ritterhaus und die Gildenhäuser. Durch eine „Agrarreform", die in der Enteignung und Aufteilung des Großgrundbesitzes bestand, wurde der Landadel von seinen Sitzen vertrieben. Seine letzte geistige Zufluchtsstätte bildete die aus dem 13. Jahrhundert stammende Domkirche.

Hier fanden die ihrer Besitzrechte beraubten, aus ihren Wohnstätten vertriebenen uralten Geschlechter, deren Erbbegräbnisse auf dem Lande meist verwüstet wurden, ihr nationales Heiligtum, welches sie symbolisch mit dem Lande verband, das sie durch Jahrhunderte verwaltet, für das sie gekämpft und geblutet.

Der Dom zu St. Marien ist ein dreischiffiger schlichter gotischer Bau, mit polygonalem Chorabschluß. Er ist aus dem rauhen Kalkstein erbaut, auf dem er ruht. Gekrönt wird der Bau von einem im 18. Jahrhundert aufgesetzten, bauchigen Barockturm, der weit über das Land und das Meer schaut. Nach dem Zerfall des zum Römisch-Deutschen Reich gehörigen Ordensstaates ließen die Estland beherrschenden Schwedenkönige der Domkirche ihre besondere Pflege angedeihen. Als bei einem allgemeinen Brande der Stadt auch die Domkirche gelitten hatte, wurde auf Befehl König Karls XI. im ganzen Schwedenreich für die Wiederherstellung der Kirche gesammelt. Auch schenkte der König dem Dome Kanzel und Altar. Letzteren schmückt ein Bild des bekannten baltischen Malers E. v. Gebhardt.

Wer die Kirche besucht, wird wie von einem Bann aus alten Zeiten ergriffen. Im mystischen Halbdunkel der gotischen Hallen schimmern die Wappenschilder der alten Geschlechter, die Wände und Säulen bedecken. Marmorne Grabdenkmäler zeugen von den Toten, die hier ruhen: Hier ist die Schwester Gustav Wasas beerdigt und der Russenbesieger, der schwedische Feldherr Graf Pontus de la Gardie, mit seiner Gemahlin, Sophie v. Gyllenhjelm, einer Tochter König Johanns III. von Schweden. Über den Grabmälern der Feldherren und Admirale deutsch-baltischen Stammes wehen ihre alten Fahnen.

Dieses alte deutsche Gotteshaus wollte der neue estnische Bischof zu seiner Bischofskirche haben. Der estnische Innenminister erklärte sie für Staatseigentum, da sie der Ritterschaft gehört habe. Die Kirchengemeinde, die seit Jahrhunderten besteht und Bürger aller Klassen umfaßt, rief das Staatsgericht an — doch umsonst. Dieses erklärte, der Zar Peter der Große von Rußland habe bei der Einnahme Estlands im Jahre 1710 die Domkirche als Eigentum der Ritterschaft angesehen, daher gehöre die Kirche dem Staat. Das Innenministerium verlangte die Auslieferung der Kirchenschlüssel. Die Gemeinde verweigerte dieses. Da ließ der estnische Innenminister am 19. Februar die Kirchentüren mit Stemmeisen und Dietrich durch die Polizei aufbrechen und nahm die Kirche in seinen Besitz, um sie dem estnischen Bischof zu übergeben. — Der Estländische Kirchentag hat jetzt zwar den Bischof aufgefordert, sowohl der deutschen als auch der neugegründeten estnischen Domgemeinde die Benutzung des Gotteshauses zu ermöglichen, die Tatsache der gewaltsamen Fortnahme deutschen Kulturguts durch das Oberhaupt der estnischen Kirche bleibt aber bestehen. Johannes Beermann, Reval.



Wappenschilder alter deutscher Geschlechter. Links neben der vorderen Säule die Kanzel, eine Stiftung des Schwedenkönigs Karl XI., rechts die Loge des Grafen Manteuffel.



Von der Neuaufführung des Schauspiels „Die Wupper" von Else Lasker-Schüler am 16. Oktober im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin: Szenenbild mit Lucie Mannheim als Proletarietmädel Lieschen Puderbach und Fritz Valk als Heinrich Sonntag.



Carl Zuckmayers, des Verfassers der Komödie „Der fröhliche Weinberg", neuestes Bühnenwerk: Szene aus dem Schauspiel „Schinderhannes", uraufgeführt am Lessing-Theater in Berlin am 14. Oktober, mit Eugen Klöpfer (dritter von links) in der Titelrolle. (Phot. Zander & Labisch.)



Ein Experiment des Dresdener Staatstheaters: Szenenbild aus dem am 13. Oktober im Rahmen der „Aktuellen-Bühne" uraufgeführten Schauspiel „Legende" von Franz Jung mit Stella David (links) als Mutter und Jenny Schaffer als Tochter. (Phot. Ursula Richter.)

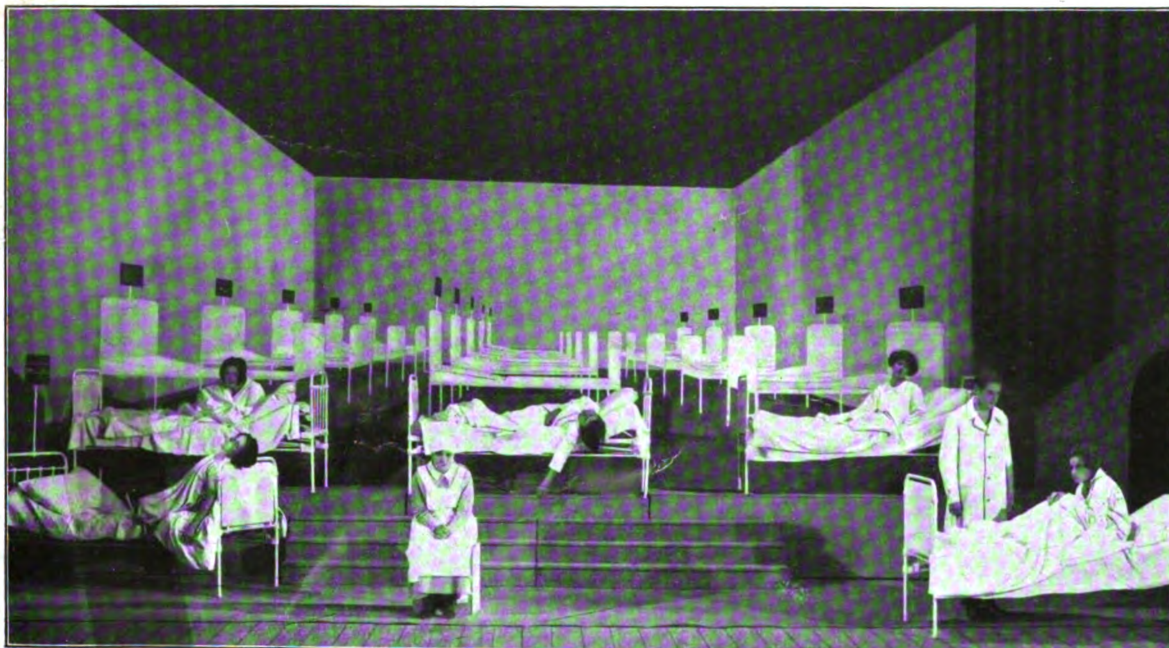


Altindische Sagenwelt auf der Bühne: Aus dem III. Akt von „Vimala", einem heiteren Spiel in drei Akten nach Halévyscher Musik, frei bearbeitet von Dr. Bruno Bardi, uraufgeführt am 22. Oktober im Stadttheater zu Magdeburg; Szenenbild mit G. Pistor und Fräulein Brisenbach (im Hintergrund auf dem Thronsessel) in der Verkörperung von Sonne und Mond. (Phot. F. Beck.)

Bühnenschau.

Das Berliner Staatstheater brachte das Schauspiel „Die Wupper" von Else Lasker-Schüler, das vor etwa zwei Jahrzehnten entstand und im Jahre 1919 durch „Das junge Deutschland" uraufgeführt wurde. Ein wohl vergebliches Bemühen, das Stück neu aufleben zu lassen, trotz Jürgen Fehlings meisterlicher Regie. — Das Lessing-Theater in Berlin wartete mit einer bedeutenden Novität auf: mit Carl Zuckmayers „Schinderhannes".

Wie beim „Fröhlichen Weinberg", hat auch hier der Dichter den Stoff in seiner rheinischen Heimat gesucht. Die Geschichte vom Räuberhauptmann Johann Bückler, genannt Schinderhannes, der 1803 in Mainz mit 19 Spießgesellen hingerichtet wurde, dient ihm zum Vorwurf. — Im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg i. Pr. ging das ernste und besinnliche, aber wenig lebendige Stück von Alfred Brust „Cordatus", ein „dramatisches Bekenntnis", zum erstenmal in Szene. Cordatus muß, weil er seinem Dasein gewaltsam ein Ziel gesetzt hat, ein neues Leben beginnen. — Die „Aktuelle Bühne", ein Unternehmen des Dresdener Schauspielhauses, das mit neuen Zeitstücken bekannt machen will, führte bei ihrer ersten Aufführung einen Unbekannten vor: Franz Jung mit seinem Schauspiel „Legende". Das bühnentechnisch interessante, sonst wenig neuartige Stück versucht zu erklären, wieso und warum ein alter gelähmter Arbeiter von seiner Frau ermordet worden ist. — „Vimala", nach Halévyscher Musik, frei bearbeitet von Dr. Bruno Bardi, das im Stadttheater zu Magdeburg seine erfolgreiche Uraufführung fand, ist ein „heiteres Spiel" aus der Sternenwelt, entnommen der altindischen (noch vor dem Erscheinen Buddhas) Mythologie.



Gestaltung des Seelenwanderungs- und Heilandsproblems in einem modernen Drama: Szene aus Alfred Brusts „Cordatus", ein „dramatisches Bekenntnis". (Uraufführung am 1. Oktober im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg i. Pr.) Rechts stehend Hans Jungbauer als Cordatus; davor im Bett: Ruth Reimer als Versucherin Tamara. (Phot. Max Kiby.)

Was der Kinobesucher im Film nicht sieht.

Was uns die flimmernde Kunst bei der Vorführung auf der weißen Wand so reizvoll erscheinen läßt, sind vor allem die Illusionen, die sie meisterhaft zu wecken vermag.

Da sind zunächst die imposanten Schlösser, Burgen usw., die auf dem Gelände der Filmstadt aus Kulissen bestehen. Während die dem Objektiv der Kamera zugewandte Fassade aus Beton, Holz- und Lattenwerk zusammengesetzt ist und in der Photographie durchaus massiv wirkt, zeigt die Rückseite nur ein paar Stützbalken.

Es soll hier aber hauptsächlich von jenen Verblüffungsmethoden die Rede sein, bei denen es auf eine **absolute** Täuschung ankommt.

Der Film ist ein Spiegelbild eingefangenen Lebens in seiner unmittelbaren Ursprünglichkeit. Hierzu gehören auch Katastrophen, wie Schiffsuntergänge, Eisenbahnzusammenstöße, Automobilunfälle, Explosionen usw. Der Filmoperateur baut nun auf großen Tischflächen winzige Modelle auf, Landschaften mit Wald, Bergen, Häusern, Flüssen und Seen. Miniaturzüge, von einer Spiellokomotive gezogen, eilen über den Bahndamm dahin, überqueren Brücken und brausen durch Tunnels. Ein Ruck an einem Bindfaden und die Katastrophe ist da! Der gleichzeitig als Attrappe in normaler Größe erbaute Zug, mit dem vor der Modelltrick-Szene in einer ebenfalls künstlich errichteten Bahnhofshalle die Aufnahmen der einsteigenden Passagiere gemacht wurden, ist inzwischen zu „Kleinholz“ verarbeitet worden, und der Gang der Handlung findet an den Trümmern seine Fortsetzung. Später werden die Miniaturaufnahmen entsprechend vergrößert, so daß der Zuschauer nichts von der Einschaltung eines Tricks zu merken vermag. Schiffsuntergänge finden in einem Planschbecken statt; Ventilatoren sorgen für den nötigen Seegang. Wo menschliche Wesen in die Erscheinung treten und Panik mimen müssen, dreht man die Szenen dann wieder auf einem Schiff in natürlicher Größe.

Von ganz eigenartiger Wirkung sind Szenen, in denen ein und derselbe Darsteller in zwei verschiedenen Rollen gleichzeitig auftritt. Der Trick besteht hierbei darin, daß mit einer Maske ein Teil des Bildes abgedeckt wird, man nun eine Aufnahme macht, dann zurückdreht und schließlich die zweite Aufnahme so vornimmt, daß nun der bisher unbelichtete Teil des ersten Bildes exponiert wird. Anders verfährt man bei Darstellungen von Geistererscheinungen. Hier werden keine Masken verwendet, sondern die erste Belichtung ohne „Geist“ macht man vielmehr auf gewöhnliche Art, und der Geist, in eine helle Farbe gekleidet, wird auf dem ersten Bilde derart einbelichtet, daß man ihn gegen einen schwarzen Vorhang aufnimmt.

Weiterhin bedient man sich zu Trick-Aufnahmen der Spiegel und Prismen. Mit Spiegeln erreicht man, daß die Darsteller im Atelier, die sich vor einem in tropischer Gegend aufgenommenen Hintergrund bewegen, gleichsam unter Palmen zu wandeln scheinen.

Mit Hilfe dieses Spiegeltechnik-Verfahrens ist die Möglichkeit gegeben, alle nur erdenklichen Szenenbilder in beliebigem Rhythmus und in willkürlich gewählten Größenverhältnissen in die Aufnahmekamera zu bringen. Durch das System eines vor dem Objektiv angeordneten, durchlochten Spiegels wird unter anderm eine Vereinigung zweier an verschiedenen Stellen befindlicher Gegenstände in der Weise erreicht, daß sie, regelrecht ineinandergeschachtelt, auf dem Bildstreifen zu einem einzigen Bild zusammenschmelzen. Um im Film z. B. einen Wolkenkratzer von 30 bis 40 Stockwerken darzustellen, wird man von dem betreffenden Gebäude nur den wenige Meter hohen Unterbau errichten und zugleich ein kleines, kaum mannshohes Modellhäuschen vor die Kamera bringen. Der Operateur projiziert das Modell durch den Spiegel dann dorthin, wo der Regisseur den Wolkenkratzer für die betreffende Szene braucht.

Jeder Regisseur ist auch sein eigener Wettergott. Hydranten und Schläuche sorgen für künstlichen Regen, Propeller, von starken Motoren getrieben, verursachen den Sturm. Schnee wird durch Watte, Salz und Naphthalin vorgetäuscht, einen Schneefall bewirken Daunen, die man von der Decke herabschüttet.

Wichtige Hilfsmittel der Tricktechnik sind auch Zeitlupe und Zeitraffer. Die Zeitlupenaufnahmen haben den Zweck, überschnelle Bewegungsvorgänge stark zu verlangsamen, während der Zeitraffer bei sehr langsamen Vorgängen das Zeitmaß beschleunigt. Von springenden Pferden werden in jeder Sekunde bis zu 500 Aufnahmen



Oben: Was das Publikum bei Münchhausens „Flug“ nicht zu sehen bekommt: Die Kugel auf dem Bock. (Aus dem Münchhausen-Film. — Phot. Deutsches Lichtspiel-Syndikat.)



Nebenstehend: Trickaufnahme aus dem Domo-Film „Der dumme August“: Die beiden Darsteller ahmen ohne Pferd vor dem Objektiv das Auf und Ab der Reitbewegungen nach, während sie dann bei der Vorführung wirklich auf dem galoppierenden Pferd zu sitzen scheinen.



Ein Sturz von der Treppe sieht gefährlicher aus, als er ist: Weiche Polster, die den Fußboden vortäuschen, nehmen den Hinuntergeworfenen sänftiglich auf. (Metropolis-Film. — Phot. Ufa.)



Salz als Schnee: Wölfe an dem mit künstlichem Schnee bedeckten Abhang. (Szene aus dem neuen Ufa-Film „Durch Nacht und Eis“.)





Traum-Visionen im Film: Das spukhafte Bild wird durch Ineinanderkopieren getrennter Aufnahmen erzielt. („Geheimnisse einer Seele". — Phot. Ufa.)

Links im Oval:

Eine künstlich geschaffene Gebirgslandschaft im Schnee mit einer Modell-Eisenbahn: Der Operateur Theodor Sparkuhl mit seinen Söhnen in der Modellbau-Landschaft, die für den deutsch-amerikanischen Gemeinschaftsfilm „Der letzte Walzer" errichtet wurde. (Phot. Ufa.)

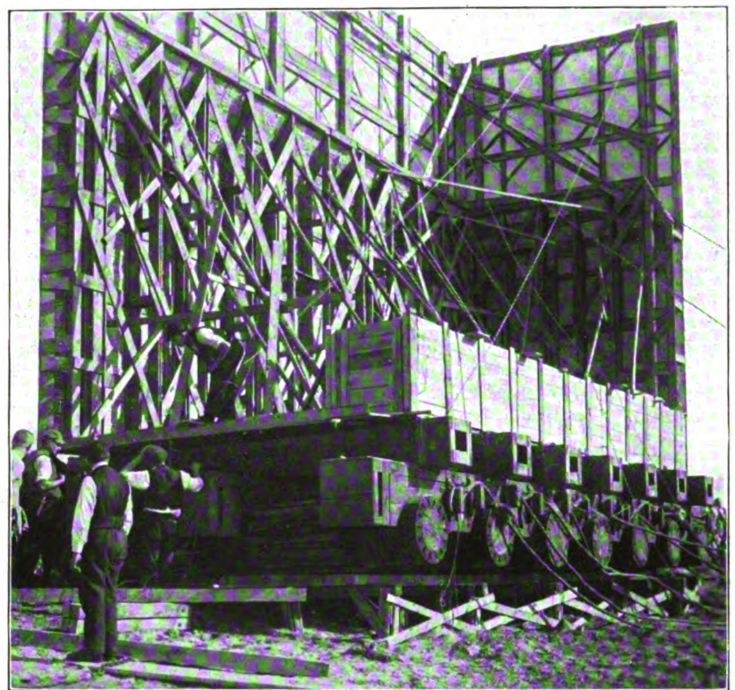
Links nebenstehend:

Kleinarbeit in der Modellbau-Zukunftsstadt („Metropolis"): Um den Eindruck vorwärts eilender Autos zu erwecken, werden die Modelle nach jeder Aufnahme millimeterweit vorgerückt. (Phot. Ufa.)

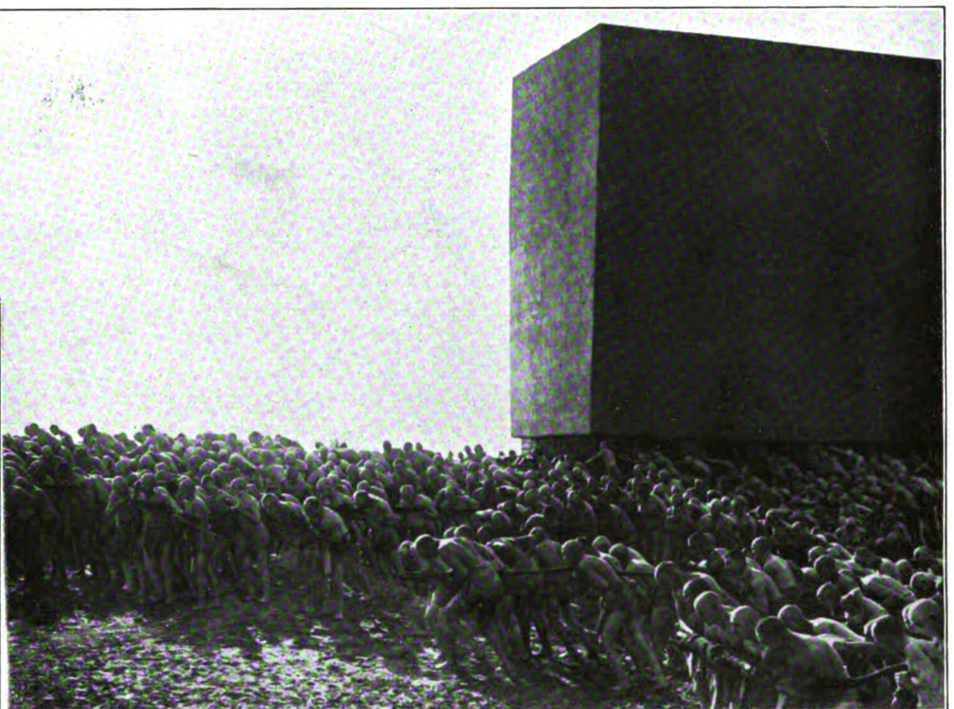
Rechts nebenstehend:

Die Welt von der Kehrseite: Rückansicht des „gigantischen Steinblocks".

(Vgl. das Bild unten rechts.)







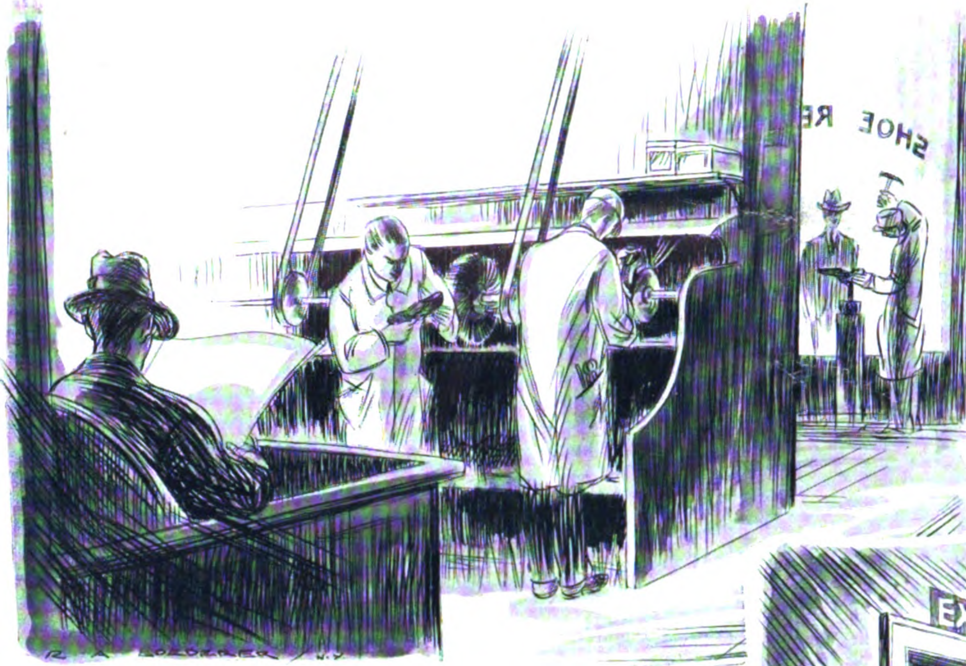
Wie der Felsblock (von vorn!) auf der Leinwand erscheint: Mehr als tausend Komparsen sind als „Arbeitssklaven" zur Fortbewegung aufgeboten! (Aus dem Metropolis-Film. — Phot. Ufa.)



Walzer mit gebundener Tanzroute: Ein Seil umgrenzt die Fläche, die das Paar (Willy Fritsch und Susi Vernon in „Der letzte Walzer") beim Tanzen der Bildwirkung wegen nicht überschreiten darf.

gemacht, die jede Bewegungsphase wiedergeben. Nur wenige zur Darstellung gelangende Bilder eröffnen dann verblüffende Einblicke in die Geheimnisse der Bewegung.

Der Zeitraffer hat z. B. die Aufgabe, das Aufbrechen einer Rose darzustellen. Bei einem solchen Vorgang macht man in Abständen von wenigen Stunden je eine Aufnahme und reiht die Einzelbilder dann zusammen. Bei der raschen Vorführung entrollt sich nun der gesamte Vorgang innerhalb weniger Sekunden. — Zum Schluß seien noch die Zeichen- und Modelltricks erwähnt, bei denen jede noch so geringe Bewegung einzeln gezeichnet bzw. gerichtet und jedesmal photographiert werden muß, um dann später, aneinandergereiht, ein fließendes Bild zu ergeben. Otto Behrens.



Das ist Tempo: Die Schuhreparatur-Anstalt im Schaufenster.

Gleich zum Mitnehmen.

Praktische Dienstbereitschaft in Amerika.

Von Dr. Ernst Rose, Neuyork, mit Zeichnungen von R. A. Loederer.

„Ein neuer Absatz, Herr? Gewiß, Herr. Sie können ihn gleich mitnehmen. Sie brauchen nicht lange zu warten!“ Und dienstbeflissen öffnet der Ladeninhaber einen kniehohen Verschlag, in dem ein bequemer Stuhl zum Sitzen einlädt. Der Kunde läßt sich stöhnend darauf niederfallen, sieht mit wunderlicher Neugier zu, wie ein herbeigerufener Schuhflicker ihm den verunglückten Schuh vom Fuße zieht, und stellt dann, aufatmend, seinen befreiten Fuß auf das weiche Kissen, das vor ihm liegt. Dann wartet er und starrt dabei gelangweilt umher.

Ihm zur Rechten, wo sich das Ladenfenster befindet, stehen die geschäftigen Schuhflicker vor ihren eisernen Leisten. Jeder hat eine Leinwandkappe mit irgendeiner Reklame-Inschrift auf. Korksohlen, Gummihacken, Lederstücke, Stifte und Nägel liegen durcheinander. Ein Gehilfe reißt eine alte Sohle in Stücke, ein anderer feilt hervorstehende Nägel glatt, der dritte paßt dem neu eingelieferten Patienten den Absatz an, und der vierte rennt mit einem eben fertig gewordenen Stiefel in den Hintergrund. Dort dreht sich eine lange, unaufhörlich surrende Welle, auf der Feilen zum Lederrauhen, Bürsten zum Reinigen, Poliersteine und was nicht alles noch angebracht sind. Ein Druck mit dem Stiefel gegen eins der Bürstenräder, und der Schmutz ist herunter; ein Druck gegen ein weiteres Rad, und der Stiefel erstrahlt in glänzender Schwärze. Da bringt auch schon der dritte Schuhflicker den Schuh mit dem neuen Absatz. Befriedigt läßt der Kunde ihn sich zuschnüren, zahlt seine 50 Cent und geht hinaus: innerhalb der nächsten Wochen ist er gegen neues Pech gesichert.



Meine Damen! In ein paar Minuten sind Sie vollendet schön.

Rechts nebenstehend: Rasieren, Manikuren und Schuhputzen, alles zu gleicher Zeit — und fertig ist der Kavalier.

Was man alles in Neuyork haben kann, während man wartet! Sie gehen zu einem Stelldichein; aber unterwegs rutschen Sie zu Ihrem größten Leidwesen aus, und Ihre Hose gerät in einen erbarmungswürdigen Zustand. Abtelephonieren? Keineswegs nötig! Sie turnen in den nächsten Schneiderladen und lassen sich ein verschwiegenes Abteil anweisen. Dort entledigen Sie sich des beschmutzten Beinkleides, und dann händigen Sie es durch den Türspalt dem verständnisinnig lächelnden Schneider ein. Nun brauchen Sie sich nicht mehr zu grämen; denn Sie haben kaum die zweite Seite der „Times“ durchgelesen, so öffnet der Geselle diskret den Türspalt und gibt Ihnen die Hose tadellos gereinigt und gebügelt zurück. Das geht dabei ganz natürlich zu; denn während Sie sich schamhaft in Ihre Unterwäsche verkriechen, säubert der Geselle Ihre „Unaussprechlichen“ mit einem steifen Strohwisch und spannt sie dann in eine Maschine ein, die unter Zuhilfenahme von Dampf garantiert unverwischbare Bügelfalten in die Hose preßt. „Aber da leiden doch die Stoffe furchtbar!“ wendet der Europäer ein. Leise kopfschüttelnd mustert ihn sein amerikanischer Freund von oben bis unten und fragt ihn, welcher moderne Mensch denn nicht jedes Jahr mindestens einen neuen Anzug kaufe. Manche brauchen sogar zwei!

Oder nehmen wir an — hoffentlich stößt es Ihnen nicht wirklich zu! — nehmen wir an, auf Ihren Hut tropft von einem Neubau herunter etwas Kalk. Auch in diesem Falle brauchen Sie nicht gleich einen neuen zu erstehen. Gehen Sie nur in den nächsten Hutladen! Der Prinzipal stülpt Ihre Kopfbedeckung über einen rundlichen Leisten, und mit benzin- oder terpentingetränkten Lappen reinigt er den Hut, die Krempe noch besonders sorgfältig. Da das Band zu viele Schweißflecken hat, reißt er es ab und näht mit wenigen groben Stichen gleich ein neues an. In fünf Minuten ist alles vorbei, und lächelnd überreicht Ihnen der schwarzhaarige Italiener den Hut, der nun wie neu glänzt. Sie erkennen ihn gar nicht wieder; auch wenn Sie zwei Tage darauf gewartet hätten, wären Sie nicht besser weggekommen.

Ja, ja, Geschwindigkeit ist im Lande des Dollars nun einmal keine Hexerei. Es versteht sich für den Amerikaner von selbst, daß ein gutes Geschäft bis auf die Minute leistungsfähig ist; „efficiency“ (eben: Leistungsfähigkeit) und „service“ (Dienstbereitschaft) sind die großen Schlagwörter, die man überall wiederfindet, handle es sich nun um Druckereien oder Schönheitsinstitute oder Bibliotheken oder Hotels. In Europa kennt man den Jahrmarktsphotographen, der ohne Dunkelkammer arbeitet; er nimmt Sie auf und liefert Ihnen nach 15 Minuten die versprochene Daguerreotypie ab. Hier hat er viele Konkurrenten. Da ist der Visitenkartendrucker, der in irgendeinem Winkellädchen seine Druckmaschine im Schaufenster stehen hat. Sie gehen hinein, er setzt Ihre Adresse, fügt sie in seine Maschine ein, und nach einer Viertelstunde haben Sie Ihre hundert sauberen Besuchskarten in der Hand. Oder da ist der Schlüsselmann, der einem aus der Verlegenheit hilft, wenn man seinen Wohnungsschlüssel verloren hat. Man kennt hier keine gewichtigen Hausschlüssel von Revolvergröße, sondern nur niedliche, einer Damenbrosche ähnliche Dingerchen; auf den meisten steht die Fabrikmarke „Yale“. Wenn jemand einen neuen Schlüssel braucht, bringt er den alten einfach dem Schlüsselmann, der ihn in allerkürzester Zeit auf maschinellem Wege vervielfältigt; Sie können den neuen Schlüssel gleich mitnehmen.

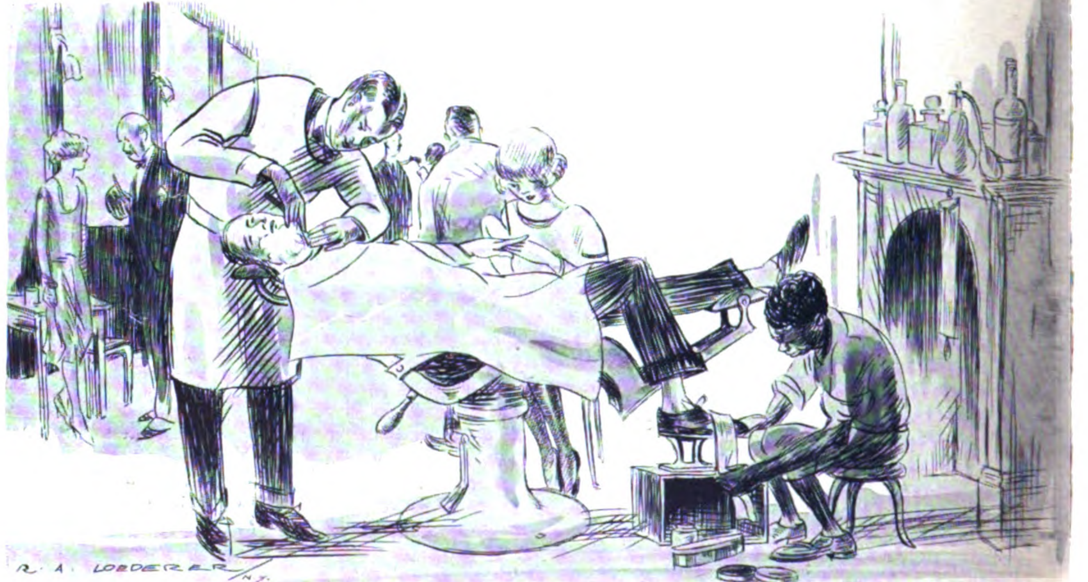


Am Morgen beim Aufstehen im Hotel: Ihr Anzug hängt gereinigt und gebügelt im Schrank.

Sie wollen schnell ein Buch einsehen? Gehen Sie in die Neuyorker Stadtbücherei, und suchen Sie seine Katalognummer auf; binnen zehn Minuten wird Ihnen das Gewünschte ausgehändigt, oder Sie erhalten den Bescheid, daß das Buch nicht vorhanden ist. Formalitäten sind nicht nötig; Sie brauchen keinen Paß vorzuzeigen, durch kein Kreuzfeuer von Fragen zu gehen, wer? wo? wohin? weshalb? Sie brauchen auch nicht tagelang zu warten oder sich wochenlang zu ärgern, daß jemand anderes das Buch liest; denn niemand darf ein Buch mit nach Hause nehmen, und deshalb sind die meisten Werke stets da.

Oder macht es Ihnen Vergnügen, Musik zu lernen? Keine Bange, daß Sie zu unmusikalisch sind! In einer Stunde bringt Ihnen ein erfahrener Lehrer die wenigen Saxophongriffe bei, die Sie brauchen, um einen tadelfreien Jazz blasen zu können. Unmusikalisch gehen Sie hinein, und als pausbäckiger Blasengel kommen Sie heraus. Alles für nur 15 bis 20 Dollar die Stunde. Immer hereinspaziert, meine Herrschaften!

(Fortsetzung siehe Seite 632.)

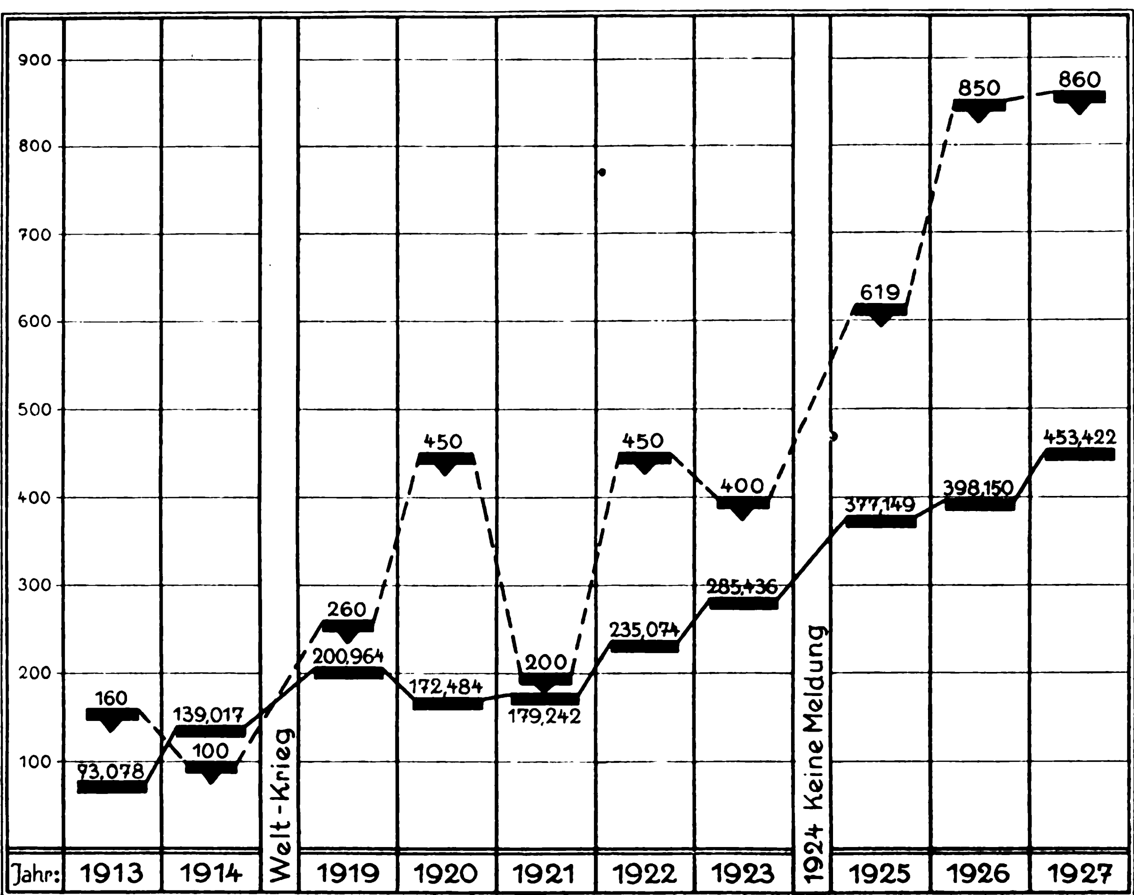


Selbst Ihr Wohlbefinden wird geregelt, während Sie warten. Wie angenehm ist es, in wenigen Viertelstunden aus einem Männerschreck in ein süß girrendes Liebestäubchen verwandelt zu werden! Die häßlichen Damen haben das alle schon herausbekommen, und so lassen sie sich Fett abnehmen, Haare auszupfen, Parafin unter die Haut gießen, damit sie voller erscheint, und was dergleichen halsbrecherische Operationen mehr sind. Und die von der Natur Bevorzugten? Ja, die lassen sich doch auch gern noch etwas verschönern. So können sich die Schönheitssalons nicht mehr vor Kundschaft retten, und das Gewerbe zieht sein Spinnennetz dichter und dichter. Man muß sich für solch eine Altweibermühle tagelang vorher anmelden, und versäumt man ja einmal die verabredete Zeit, so muß man wieder mehrere Tage warten. Zur rechten Stunde wird dann die Haut gesalbt und gebeizt, geknetet und geschrubbt, bemalt und bepudert, bis die, die darin steckt, sich nicht mehr ähnlich sieht. Die Haare werden zurechtgestutzt und gebrannt, die Augenbrauen vorschriftsmäßig lang und schmal gemacht. Die Lippen werden bestrichen, ein Tröpfchen Duft kommt unter die Nase, zwei andere auf das Ohrläppchen. Wenn die Männer darauf nicht hereinfallen, sind sie glatte Tröpfe. Sie nennen das Vorspiegelung falscher Tatsachen, Herr Europäer? Wir nennen es Aufmachung; es liegt ja schließlich doch alles an der Verpackung! — Mit einer ausführlichen Schilderung des „Painless Parker", des herumfahrenden Zahnarztes, will ich Sie aus Gründen der Menschlichkeit verschonen; genug, Sie treten mit einer dicken Backe in seinen Wagen hinein, und mit einem neuen Satz Zähne verlassen Sie ihn. Oder haben Sie schon von unseren Schnellkomponisten gehört, die noch während der Probe ein Singspiel zusammenstehlen — Verzeihung — verfassen, wollte ich sagen. Nur auf eines will ich Sie noch hinweisen: auf den stummen Bedienten in unseren Hotels. Das ist eine ganz hervorragende Einrichtung. Stellen Sie sich einen Wandschrank vor, groß und geräumig, mit einer Tür innen und einer Tür außen, dazu einer Stange mit den nötigen Kleiderbügeln. Sie hängen Ihre Kleider hinein, machen die Tür zu und klingeln. Das übrige ist nicht Ihre Sorge. Denn, um es kurz zu sagen, nach einer Viertelstunde hängt alles ausgeklopft, schön gebügelt, mit frisch angenähten Knöpfen wieder im Schrank. Auch um das Frühstück zu bestellen, genügt es, einen Zettel zwischen den zwei Türen niederzulegen; nach dem zweiten Klingelzeichen steht das Tablett dort, die neueste Morgenzeitung liegt dabei, und Sie können mit dem Essen beginnen. Und während Sie, der Sie sicherlich eine europäische Berühmtheit sind, das Hotel verlassen, eilt ein Reporter zur Druckerei; an Ihrem Bestimmungsort hält man Ihnen dann das allerneueste Blatt entgegen, aus dem Sie mit Genugtuung ersehen, daß Sie das Hotel schon wieder aufgegeben haben — Amerika!

Wissen und Leben

Paul de Lagarde, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 2. November fällt, gehört zu den großen Erziehern des deutschen Volkes. Seine „Deutschen Schriften" wirken heute mächtiger als jemals. Er war der Sohn des Berliner Gymnasialprofessors Dr. Bötticher. Den Namen Lagarde hat er einer Großtante zu Liebe angenommen, deren Familie aus dem alten Reichsland Lothringen stammte. Da die Mutter bei der Geburt gestorben war und der Vater mehr und mehr religiösem Irrwahn verfiel, gestaltete sich die Jugend des Knaben sehr schwierig. Lagarde sagte später: „Meine Kindheit und meine Jünglingszeit sind ferne von Menschen freudlos dahingeflossen." Als er in Berlin Theologie und orientalische Sprachen studierte, haben zwei Männer sein Leben und Lernen entscheidend beeinflußt: Jakob Grimm und Friedrich Rückert. Besonders der letztere war es, der sich des jungen Studenten liebevoll annahm. Lagarde wurde sein Lieblingsschüler. Beide studierten das Persische und Arabische zusammen. „Seit dem Herbst 1844", so erzählt Lagarde, „bin ich mit allem, was mich bewegte, zu ihm gekommen, und über eine der schwersten Zeiten in meinem Leben hat er mich, als ich in sein Haus, Trost suchend, geflüchtet war, mit so linder, weicher Hand hinübergeführt, daß ich es ihm nie vergessen werde." Auf Grund von Staatsstipendien wurde Lagarde 1850 Privatdozent in Halle. Dann ging er für ein Jahr nach London, um hier syrische Quellenstudien zu treiben. Als er nach Deutschland zurückkehrte, sah er sich gezwungen, ein Schulamt in Berlin anzunehmen. Zwölf Jahre hat er als Lehrer an höheren Schulen gewirkt, und zwar als einer der tüchtigsten, gewissenhaftesten und beliebtesten. Dann erhielt er auf eine persönliche Eingabe an den König Wilhelm vom preußischen Staate Mittel und Möglichkeiten, als Privatgelehrter wissenschaftliche Studien zu treiben. Im Jahre 1869 wurde er ordentlicher Professor in Göttingen. Was er hier in seinem Fach geleistet hat — eine seiner Hauptarbeiten war die Gestaltung des Textes der Septuaginta — vermag nur der Fachmann richtig zu beurteilen. Wie ausgedehnt sein Wissen war, das hat Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, der als Prorektor der Universität am Sarge Lagardes sprach, in die Worte gefaßt: „Hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat." Derselbe Redner hat auch Lagarde treffend charakterisiert, wenn er die Summe seines Lebens so zog: „Er war nicht nur Gelehrter, ja, damit ist der Kern seines Wesens gar nicht getroffen. Als Prophet hat er seine Stimme erhoben über Staat und Kirche, Jugendbildung und Gottesdienst, Gesellschaft und Gesittung." Lagarde wirkt heute auf uns durch seine „Deutschen Schriften". Hier offenbart sich die Kraft und Stärke seiner echt deutschen Persönlichkeit. Sein Kernspruch lautet: „Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich sich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und Befreier, wenn er es tut!" Lagarde glaubte an sein Volk: „Vorläufig glaube ich noch, daß Deutschland das Herz der Menschheit ist." Er war wie Johann Gottlieb Fichte der Überzeugung, daß Deutschlands Erneuerung nur möglich sei durch eine neue Erziehung der Jugend. In dieser Richtung hat er eine große Tätigkeit entfaltet. Seine Gedanken sind heute maßgebend. So weist die bekannte Denkschrift des preußischen Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung über „Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens" immer wieder auf Lagarde hin. Doch er ist nicht nur Schulmann; er ist ein Prophet des deutschen Volkes, er ist ein Verkünder deutscher Art, deutscher Sittlichkeit und deutscher Religion. Seine „Deutschen Schriften" sollten deshalb mehr denn je gelesen werden. Mit Recht hat Karl Hillebrand von ihnen gesagt: „Seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in deutschen Landen." Die Bedeutung Lagardes hat vielleicht H. St. Chamberlain am deutlichsten gezeichnet: „Paul de Lagarde, den wir als das ergänzende politische Genie zu Bismarck zu verehren haben; denn wie der eine der Gegenwart, so wies der andere der Zukunft die Wege." Lagarde stand allezeit nur ein Ziel vor Augen: er suchte mit glühender Seele nach Wesen und Aufgabe der deutschen Kultur. Das ist das wahrhaft Große an ihm, was ihm Dank und Verehrung aller Deutschen sichert. Dr. Otto Conrad.

Das Welt-Wettfliegen um den Schneider-Pokal. Jacob Schneider, aus der französischen Geschützfabrik Creusot-Schneider stammend, stiftete ein Jahr vor Weltkriegs-Beginn den kostbaren Pokal mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieser Preis in einem reinen Geschwindigkeits-Wettbewerb für Wasserflugzeuge alljährlich errungen werden sollte und endgültig dem zufalle, dessen Nation dreimal innerhalb fünf Jahren gesiegt habe. Jedes Land, das zur „Fédération aéronautique internationale“ zugelassen ist, darf mit höchstens drei Flugzeugen an diesem Wettfliegen teilnehmen. — Da der Sieger des vergangenen Jahres der italienische Flieger De Bernardi war, wurde dieses Jahr der Kampf bestimmungsgemäß in Italien, in den Lagunen des Lidos bei Venedig ausgetragen. Weil am Tage des Wettbewerbs, dem 25. September, ein Schirokko von seltener Stärke wehte, wurde der Flug um 24 Stunden verschoben. — Für Frankreich bedeutete dieser Wettkampf eine große Enttäuschung. Nachdem 1913 der französische Flugzeugführer Prevost bei Monako mit seinem 160-PS-Eindecker eine Durchschnitts-Stundengeschwindigkeit von 73,078 km erreicht hatte, vermochte seither kein einziger Franzose mehr in diesem klassischen Welt-Wettflug zu siegen. Das Jahr 1914 brachte den achtenswerten Erfolg des englischen Piloten Pixton, der mit seinem nur 100pferdigen Doppeldecker fast 140 km Geschwindigkeit erzielte. Der Weltkrieg zwang zum Kampf um weit wichtigere Siegeslorbeeren, aber schon 1919 konnte aufs neue um den Schneider-Pokal gestritten werden: Bournemouth in England war der Kampfplatz. Es siegte der Italiener Jannello. Die weiteren Etappen waren: 1920 Venedig — Sieger Bologna (Italien); 1921 Venedig — De Briganti (Italien); 1922 Neapel — Biard (England); 1923 Cowes — Rittenhouse (Amerika); 1924 keine Meldung; 1925 Baltimore — Doolittle (Amerika); 1926 Norfolk — De Bernardi (Italien) und 1927 Venedig — Webster (England). Außer dem Doppeldecker Pixtons, der französischer Herkunft war, steuerten alle Sieger Flugzeuge ihres Landes. Wie die Stundengeschwindigkeit und die Stärke der Motoren zunahmen, zeigt unsere nebenstehende Tabelle. — Italien wäre, da es in den Jahren 1919, 1920 und 1921 siegreich war, eigentlich der Pokal zuzuerkennen gewesen, wenn nicht aus formalen Gründen Jannellos Sieg im Jahre 1919 für ungültig hätte erklärt werden müssen. — An diesen internationalen Schnelligkeits-Flügen könnte sich Deutschland — theoretisch — kommendes Jahr beteiligen, seitdem wir auch wieder — Oktober 1926 — in die „Fédération aéronautique internationale“ aufgenommen sind. Aber Deutschlands fliegerische Interessen liegen auf entgegengesetztem Gebiete: Wirtschaftliches Fliegen in Verkehr, Reise und Sport, so daß es auch 1928 diesem Wettbewerb fernbleiben wird. Major a. D. Ernst.



Um den Schneider-Pokal, den Preis im internationalen Wettflug für Wasserflugzeuge: Die Zunahme der Motorenstärke (— — —) und der Kilometer-Stundengeschwindigkeiten (———) der Sieger-Flugzeuge seit Bestehen des Wettbewerbs.

Die Kinderlähmung. Große Beunruhigung verursachen in der Bevölkerung Sachsens und Thüringens die vielen Fälle von Kinderlähmung. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands kommt die Krankheit öfters als bisher vor, wenn auch nicht in solchem Ausmaß wie in Sachsen. Was ist es nun mit der Krankheit, was sind ihre Erscheinungen, und welche Vorbeugungsmittel und Verhaltungsmaßregeln bei Ausbruch der Krankheit sind zu beachten? Am meisten veranlagt für die Erkrankung sind Kinder in den ersten drei Lebensjahren, und der Gipfel der Erkrankungszahl liegt in den Sommermonaten (Juli, August), oft auch im Oktober. So

dürfen wir wohl auch hoffen, daß mit dem fortschreitenden Herbst die Erkrankung wieder auf die wenigen Fälle beschränkt wird, die wir dauernd beobachten können. Man muß sich darüber klar sein, daß die scheinbar sporadisch immer wieder auftretenden Fälle von Kinderlähmung wohl der Ausdruck einer dauernd fortbestehenden Endemie sind. Der Erreger der Kinderlähmung, auch wohl Heine-Medinsche Krankheit genannt, ist bisher noch nicht entdeckt. Jedoch ist es gelungen, die Krankheitskeime, die sich bei Kindern zunächst im Nasenrachenraum aufhalten, wie Professor Flexner in Neuyork feststellen konnte, mit dem Nasenschleim auf Affen zu überimpfen. Bei diesen Versuchen hat er gefunden, daß die Ansteckungszeit etwa acht Tage dauert. Es ist dies die sogenannte Inkubationszeit, während der die Kinder den Krankheitskeim bereits in sich tragen, aber man an ihnen noch nichts Besonderes bemerkt, höchstens einen leichten Schnupfen oder eine Halsentzündung. Ganz plötzlich ändert sich dann das Bild. Die Kinder bekommen Fieber, schwitzen stark, werden sehr berührungsempfindlich. Der Arzt kann zunächst außer einer Erkältung nichts feststellen. Doch bald treten schwerere Erscheinungen auf. Oft schon am nächsten Morgen entdecken die Eltern, wenn sie ans Bett ihres Kindes treten, daß ein Arm oder ein Bein, zuweilen auch beides, gelähmt ist. In seltenen Fällen gehen diesen Lähmungen Krämpfe voraus, meist sind Arm oder Bein schlaff gelähmt. Manchmal treten die Lähmungen auch am Rumpf oder im Gesicht auf. Interessant ist es, daß, besonders auf dem Lande, den Erkrankungen der Kinder häufig Tierseuchen (Hühner, Kaninchen) vorangehen, so daß man einen Zusammenhang mit Tierkrankheiten vorerst noch nicht ablehnen kann. Aus den Erscheinungen der Krankheit kann man erkennen, daß es sich um eine Schädigung des Nervensystems handelt, und in der Tat wandern die Krankheitskeime auf dem Lymphwege von dem Nasenrachenraum zum Rückenmark und setzen sich da fest. Die Nervenzellen werden zerstört und damit auch die Leitung der Bewegung der Extremitätenmuskulatur. Arm oder Bein hängt schlaff am Körper herab. Den Eltern zur Beruhigung sei gesagt, daß sich innerhalb der ersten Tage und Wochen etwas von den Lähmungen zurückbildet. Man soll also nicht gleich verzweifeln und das Kind als Krüppel ansehen; oft ist es nicht so schlimm, wie es erst den Anschein hat. Nun etwas zu den Verhaltungsmaßregeln bei Ausbruch der Krankheit. Es ist die natürliche Pflicht aller Eltern, den Arzt sofort zu Rate zu ziehen. Man bedenke dabei, daß, je älter das Kind ist, um so gefährlicher die Krankheit sein kann. An Kinderlähmung erkrankte Kinder müssen, besonders wenn noch Geschwister vorhanden sind, sofort isoliert werden; am meisten empfiehlt sich die Aufnahme in ein Kinderkrankenhaus, da ja dort auch die ganze spätere Behandlung durchgeführt werden kann. Die Krankheit ist meldepflichtig. Gerade diese ärztlichen Meldungen sind ja für unser ganzes Volk von großer Wichtigkeit, weil man sich danach ein genaues Bild von der Häufigkeit der Krankheit machen kann. In Zeiten der Erkrankungen an Kinderlähmung an einem Ort ist den Eltern anzuraten, die Kinder vor ermüdenden Spaziergängen zu bewahren, sie peinliche Mundpflege treiben zu lassen und auf jede mögliche Weise zu versuchen, das Allgemeinbefinden zu heben. Bezüglich der Krankheitsaussichten lassen sich allgemeingültige Grundsätze nicht aufstellen. Aus der Fieberhöhe lassen sich niemals Schlüsse auf die Schwere der Erkrankung ziehen. Völlige Wiederherstellung der Lähmungen ist nicht häufig, doch pflegen die Gebrauchsstörungen kleiner zu sein, wenn von vornherein nur ein kleines Muskelgebiet eines Gliedes von einer Lähmung befallen ist. Die schwersten Fälle sind immer die, bei denen beide Arme oder Beine, oder die Hüft- oder Rumpfmuskulatur gelähmt ist. Wenn nur ein Bein gelähmt ist, so gelingt es nach dem heutigen Stande der orthopädischen Wissenschaft fast immer, es wieder zur vollen Gehfähigkeit zu bringen. Damit kommen wir zur Behandlung der Kinderlähmung. Wie schon gesagt, ist es am besten, die Behandlung in einer Klinik vornehmen zu lassen. Zunächst sucht man durch heiße Bäder und leichte Massage die erkrankten Muskelgebiete wieder zu Bewegungen zu bringen; gleichzeitig beobachtet man, was sich von den Lähmungen in der ersten Zeit von selbst zurückbildet. Die Pflege solcher Kinder stellt hohe Ansprüche an Ärzte und Pflegepersonal, und auch die Eltern sind schwer davon zu überzeugen, daß sie hier viel Geduld haben müssen, und daß oft erst eine monatelange Behandlung zur Besserung der Erscheinungen führt. Als weiteren Hilfsmittels zur Behandlung der Kinderlähmung bedient man sich seit langer Zeit der Elektrizität durch Faradisation und Diathermie. Jedoch ist ihr Erfolg auch heute noch nicht ganz gesichert. Von ganz besonderer Bedeutung ist dann noch eine Hebung des allgemeinen Kräftezustandes durch eine kräftige gemischte Kost. Alles, was sich im Laufe eines Jahres noch nicht gebessert hat, kann zuweilen noch mit Hilfe der Orthopädie gebessert werden. Man hat sogar Kinder, die nur noch mit Hilfe der Hände gehen konnten, wieder auf die Beine gebracht. Auch werden gesunde Muskeln an die Stelle der kranken gesetzt oder auch Sehnen überpflanzt. Mittels aller dieser Verfahren gelingt es wenigstens, auch noch in alten Fällen von Kinderlähmung die Betroffenen in den Stand zu setzen, im späteren Leben einem Erwerb nachzugehen.

Dr. Telmann.

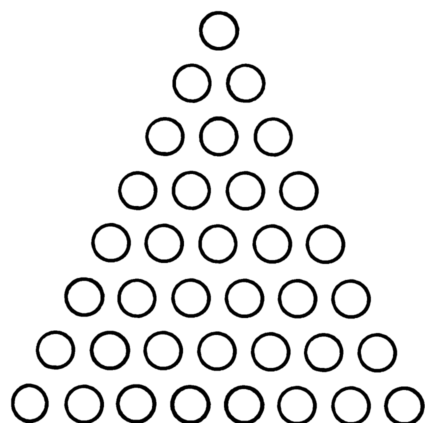
Neues von der Technik in der Natur. Seit einer Reihe von Jahren ist die Forschung bestrebt, der Natur ihre Konstruktionsgeheimnisse zu entreißen. Man sucht nach technischen Leistungen in der lebenden und in der toten Welt, seit man erkannt hat, daß die Menschen nicht in der Lage sind, Hochkonstruktionen auszuführen, wie wir sie im Stamm eines Baumes, im Rohr eines Bambus oder im Halm des Getreides vor uns haben. Die Forschungsarbeit hat mancherlei Interessantes zutage gefördert und gefunden, daß Baumeister Natur nach denselben Grundsätzen arbeitet, wenn er Kristalle und wenn er organische Gebilde schafft. Die Chemie hat ein besonderes Interesse daran, zu wissen, wie die Moleküle der verschiedenen chemischen Verbindungen konstruiert sind. Schon lange hat die Chemie diese Verbindnngen durch Formeln darzustellen versucht; am bekanntesten ist die Strukturformel des Benzols. Doch dabei handelt es sich schon um ein recht kompliziertes Gebilde. Nehmen wir deshalb lieber die einfachste Kohle-Wasserstoff-Verbindung, das Methan. Die Chemie hatte sich das Methan, das aus einem Kohlenstoffatom und vier Wasserstoffatomen zusammengesetzt ist, als eine dreiseitige Pyramide, als Tetraeder-Kristall vorgestellt, wobei das Kohlenstoffatom in der Mitte des Kristalls liegt und die vier Wasserstoffatome in den vier Ecken des Tetraeders. Die Röntgenanalyse aber zeigt, daß die Natur das Methanmolekül ganz anders konstruiert, nämlich als tetragonalen Kristall, als vierseitige Pyramide, in der sich das Kohlenstoffatom in der Spitze der Pyramide befindet und die vier Wasserstoffatome in den vier Ecken der Pyramidenbasis. An diesem Beispiel sehen wir, wie ganz anders die Natur zu Werke geht, als es sich der Mensch theoretisch zurechtlegt. Nicht immer finden sich freilich so vollkommene Übereinstimmungen der Konstruktion von Molekülen mit Kristallen. Bei den komplizierten und unregelmäßig gebauten Molekülen ahmt die Natur, nach Angaben von Haber in den „Naturwissenschaften“, denen wir hier folgen, nicht den verwickelten Aufbau im Kristall nach, sondern sie reiht die Moleküle nach einer sehr einfachen Symmetrie aneinander. Ihre beliebteste Anordnung ist die nach einer Schraube, wo längs einer geraden Linie, immer um einen Schraubengang getrennt, ein Molekül dem anderen auf derselben Seite der Schraube folgt, während auf der anderen Seite der Schraube eine gleiche Reihe von Molekülen um 180 Grad verschieden auf der halben Höhe der Schraubengänge sitzt. Jedes Molekül hat bei dieser Anordnung genau dieselbe Lage gegen das vorausgehende wie gegen das folgende. Alle ungeraden Moleküle einer solchen Folge und alle geraden stehen so untereinander parallel. Mit Hilfe solcher Schraubenachsen bauen sich die rhombischen und die monoklinen Kristalle auf, die zusammen etwa zwei Drittel

aller Formen ausmachen, die bei den komplizierten chemischen Verbindungen festgestellt worden sind. In diesem Zusammenhang verweist Haber auch darauf, daß im Frühjahr bei den Buchenzweigen die Ansatzstellen der Blätter nach derselben Symmetrie angeordnet sind. Man gewinnt so einen unmittelbaren Eindruck von der Gleichheit der Bauprinzipien, die die Natur bei der Kristallisation der unbelebten Stoffe und beim Wachstum in der belebten Welt anwendet. Wenn man die gewachsene Zellulose mit Röntgenstrahlen untersucht, so findet man ihre Moleküle nach demselben Prinzip angeordnet wie die Buchenblätter an den Zweigen. Es ist also bereits in mehreren Fällen gelungen, der Natur das Geheimnis ihrer Konstruktionstechnik abzusehen. Ob es freilich schon möglich ist, daraus für die Technik der Menschen praktischen Nutzen zu ziehen, bleibt fraglich. Denn die Kenntnis der Anordnung allein genügt ja noch nicht. So erfreulich also all diese Forschungsergebnisse auch sein mögen, sie bilden doch erst einen bescheidenen Anfang und zeigen einen neuen Weg, den die Forschung mit zäher Ausdauer weitergehen muß. Dr. Peter Graf.

Zur Literaturgeschichte. — Wer eine Geschichte der Lyrik darstellen will, steht, abgesehen von der großen Fülle des Stoffes, den er zu bewältigen hat, zunächst vor der schwierigen Aufgabe, unter den Dichtern die auszuwählen, die man als Marksteine auf dem Entwicklungswege der Lyrik bezeichnen kann. Der Historiker hat hier rücksichtslos alle jene Erscheinungen auszuscheiden, die — ob sie auch den Zeitgenossen oder der nachfolgenden Generation bedeutsam waren — doch weder als besonders charakteristische Verkünder ihrer Zeitprobleme noch als Schöpfer bleibender Werte anzusehen sind. Man muß zugestehen, daß Emil Ermatinger in seinem dreibändigen, in zweiter Auflage vorliegenden Werk „Die deutsche Lyrik seit Herder" (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin) diese Aufgabe sehr geschickt gelöst hat. Je mehr sich der Verfasser der Gegenwart nähert, desto schwieriger wird für ihn die Wahl, weil mit der anwachsenden Masse des lyrischen Gutes die Kraft des schöpferischen Gemüts erlahmt. Ermatinger sieht die Ursache in der Flucht aus dem Innern ins Äußere, die er als Folge der Überhandnahme der Zivilisation über die Kultur auffaßt. Aber sehr feinfühlend vermag er auch aus der Lyrik der jüngsten Vergangenheit, die vorwiegend auf Beschreibung der Sinneseindrücke gerichtet ist, die reinen Gemütstöne herauszuhören, in denen sich für den Verfasser Lyrik überhaupt offenbart. Jeder, der sich die Mühe nimmt, Ermatingers Werk zu lesen, wird es mit einem Gefühl tiefer Befriedigung aus der Hand legen, weil es in der Tat das Wesentliche der deutschen Lyrik seit Herder ausgezeichnet hervorzuheben weiß. Noch auf eine andere, ebenfalls bei Teubner erschienene Veröffentlichung desselben Verfassers: „Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus", sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Grimmelshausen, der zu Unrecht Jahrhunderte in Vergessenheit geraten, stärkste Dichter des deutschen Barocks, gewinnt neuerdings immer mehr Freunde und Bewunderer. Für die Einführung in seine Wesensart ist dieses Büchlein sehr geeignet. Der deutsche Scheffelbund sorgt sehr rührig dafür, das Leben und Schaffen des Dichters, zu dessen Pflege er begründet wurde, zu erschließen. So sind des jungen Scheffel „Briefe ins Elternhaus", von Dr. Wilhelm Zentner herausgegeben, erschienen (Verlag von Arnim Gräff, Karlsruhe). Diese Briefe, die aus den Jahren 1843—1849 stammen, spiegeln nicht nur die damalige unruhige Zeit sehr deutlich wider, sondern gewähren auch Einblick in ein von mannigfachen Stürmen bedrängtes, siegreich sich durchkämpfendes Männerherz. Der menschliche Reiz verbindet sich in ihnen mit dem geschichtlichen Interesse. — Die Shakespeare-Bacon-Theorie beunruhigt noch immer die Gemüter. Ein neuer Beitrag von Felix H. Bruns „Die größte Mystifikation in der Weltliteratur" (Verlags-Gesellschaft, Braunschweig) will auf Grund einer Geheimschriftmethode in dem Originaltext des Widmungsgedichtes jetzt unwiderlegbar festgestellt haben, daß Shakespeare kein anderer als Francis Bacon war. Das Büchlein liest sich ganz amüsant. — us.

ZUM NACHDENKEN

Pyramidenrätsel.



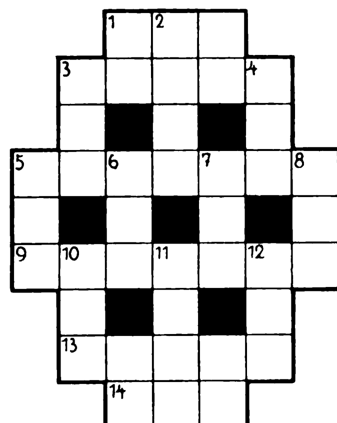
In die Kreise sind bestimmte Buchstaben einzusetzen. Oben beginnend, sind durch jedesmaliges Hinzufügen eines Buchstabens und unter Benutzung der Laute der vorhergehenden Reihe, Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: Vokal, Flächenmaß, Maschinenteil, altdeutsche Göttin, wohlriechende Pflanze, Geograph, Figur aus Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", Zierpflanze.

Die durstigen Rechner.

Zwei Freunde wollen sich „stärken". Es stehen ihnen 6 Liter Bier zur Verfügung in einem Krug, der genau diese Menge faßt, und außerdem 2 leere Gefäße von je 5 und 2 Liter Fassungsvermögen. Nur das volle Fassungsvermögen der 3 Gefäße: A = 6 Liter, B = 5 Liter, C = 2 Liter ist bekannt, sonst nichts. Trotzdem soll jeder der beiden Freunde die Hälfte, also genau 3 Liter, zu trinken bekommen, was nur durch wiederholtes Umfüllen möglich ist. Schließlich müssen sich also in jedem der beiden größeren Gefäße A und B je 3 Liter Bier befinden. Diese dienen dann zum Trinken, während das 2-Litergefäß C nur zum Umfüllen dient. Als rechnerische Tüftler haben sie schon beim dritten Umfüllen ihren Zweck erreicht. Wie geschah dies?

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Vorsteher eines Klosters, 2 griechischer Buchstabe, 5 europäisches Königreich, 9 Edelstein, 13 deutscher Maler, 14 Nebenfluß des Neckars; **senkrecht:** 2 Bodenbeschaffenheit, 3 Gedichtform, 4 Getränk, 5 Reinigungsmittel, 6 weiblicher Vorname, 7 weiblicher Vorname, 8 bedrückender Zustand, 10 Nebenfluß des Rheins, 11 Nebenfluß des Rheins, 12 Fluß in Ägypten.



Ergänzungsrätsel.

E	R						
	E	R					
		E	R				
			E	R			
				E	R		
					E	R	
						E	R

Die Buchstaben: a a b b b d d e e e e e e e f g g g h i i i i k l l l l l m m m n n n n o ö p r s s sollen so in die leeren Felder eingesetzt werden, daß die wagerechten Reihen Wörter folgenden Sinnes ergeben: 1 Gedicht von Goethe, 2 Pelztier, 3 kleiner Vogel, 4 bayerischer See, 5 nordafrikanisches Ländergebiet, 6 Berg im Schwarzwald, 7 Zierpflanze.

Palindrom.

Das Wort — verschieden ist's bei Pferden —
Kann rückwärts auch gelesen werden.
Schon seine „Eins“ sagt euch allein,
Was eigentlich „Eins-zwei“ soll sein:
Das Merkmal von des Pferdes Gang,
Bald ist er kurz, bald ist er lang.
Plump tritt mit kurzem Schritt das eine,
Das andre streckt weit aus die Beine.

Glück auf den Weg!

Du Mann, geschaffen aus Erde und Firn,
Formst Neues hinter der Denkerstirn.

Quadraträtsel

Die Buchstaben a a a a a a a a a a a b b b b c d e e e e e e e g h h h h i i i l l l l l m m m m m n n n o o o r r r r r r r r s t t v v v v sind so in die leeren Felder des Quadrats einzuordnen, daß die Horizontalreihen folgende Wörter ergeben, deren Anfangs- und Endbuchstaben dasselbe Wort wie die erste und die letzte Reihe bilden. 1 Prachtpalast in Spanien, 2 Pflanze, 3 Gestalt aus Goethes „Faust“, 4 Lied von Schubert, 5 Taktmesser, 6 Wanderstütze, 7 Schußwaffe, 8 = 1.

Die Entwicklung eines Großbetriebes der Schokolade-Industrie. In gewissenhafter Verfolgung der Richtlinien ihres Gründers haben die Suchard-Werke ununterbrochen während eines Jahrhunderts sich bemüht, die Qualität ihrer Erzeugnisse zu vervollkommnen. Diese stellen heute eine feinste Mischung von Kakao und Zucker in den verschiedensten Formen dar. Aus bescheidenen Anfängen, die auf das Jahr 1826 zurückführen, haben sich die Suchard-Unternehmungen von Jahr zu Jahr weiter entwickelt. Ihre Erzeugnisse sind heute über die ganze Welt verbreitet. Neben dem Stammhaus in Neuchâtel (Schweiz) wurden nach und nach zehn Fabriken in europäischen und überseeischen Ländern errichtet, die sich mit der Herstellung der vorzüglichen Suchard-Schokoladen und Kakao-Pulver befassen. Das älteste Zweig-Unternehmen ist die vor nahezu fünfzig Jahren für Deutschland errichtete Fabrik in Lörrach. Das nun selbständige Unternehmen kann auf eine ständige und planmäßige Entwicklung zurückblicken. Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts seines Bestehens kann das Gesamtwerk des Gründers Ph. Suchard treffend in der einfachen Formel Ausdruck finden: „Durch Gewissenhaftigkeit zur Vollkommenheit!“

Lichtbildkunst. Selbst die beste Aufnahme wird durch die monotone Schwarz-Weiß-Skala in ihrer Wirkung stark beeinträchtigt. Welchen Effekt ein bunter Ton einem Bild zu geben vermag, das wird bei vielen Bromölbildern offensichtlich, die ja fast durchweg farbig getont sind. Wohl ist es auf umständliche Art und Weise und durch mehrere Bäder möglich, das auf Entwicklungspapier kopierte Bild zu tonen. Aber diese Arbeitsweise entspricht keinesfalls den heutigen praktischen Bedürfnissen. Sich lediglich auf Braun zu beschränken, das eine einfachere Tonung zuläßt, bedeutet kaum einen Schritt vorwärts. Die neuen Zeiß-Ikon-Bunttonungen ermöglichen in nur einem Bad, also auf einfachste Weise, die schwarze Kopie auf Entwicklungspapier in verschiedenen Farben (blau, rötel, grün und sepia) je nach Wunsch an- bezw. durchzutonen. Besonders wirkungsvoll sind kurze Antonungen, bei denen die Schwarztonungen der Schattenpartien des Bildes einen leichten farbigen Ton aufweisen, die Lichter dagegen farbig erscheinen. In den Zeiß-Ikon-Bunttonungen stehen dem Liebhaber und dem Händler die Mittel zur Verfügung, die Bilder stets effektvoll zu gestalten, und zwar auch Vergrößerungen, Diapositive und Kinofilme. Der Photohändler sei auf die Zeiß-Ikon-Bunttonungen nachdrücklich verwiesen. — Druckschriften versendet kostenlos die Zeiß Ikon-A.-G., Dresden 24

Umstellrätsel.

1 Arber, 2 Leer, 3 Seal, 4 Rotte, 5 Lehm, 6 Notar, 7 Save, 8 Selter, 9 Anna.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort mit folgender Bedeutung zu bilden: 1 Querstange, 2 Baum, 3 weiblicher Vorname, 4 feines Gebäck, 5 Kopfbedeckung, 6 Amtstracht, 7 Gefäß, 8 Vogel, 9 Roman von Zola.

Richtig gelöst, nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, von oben nach unten gelesen, einen Komponisten.

Geheimnisvolle Gleichung.

$$(a - i) + (b - t) + (c - k) + (d - o) = x$$

a = Uferstraße, b = Hinweis, c = Stift an der Donau, d = Vorname, x = Genußmittel.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4312.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4310.

Silbenkreuzrätsel: 1—2 Loge, 1—3 Lola, 1—4 Lora, 2—4 Gera, 2—4—6—8 Geranie, 2—7 Geber, 3—2 Lage, 3—5 Lager, 5—7 Gerber, 6—5 Niger, 7—2 Berge, 8—7 Eber, 8—5 Eger.

Schüttelrätsel: 1 **A**sta, 2 **L**aut, 3 **L**asche, 4 **E**remit, 5 **S**elma, 6 **K**amel, 7 **A**ngel, 8 **N**iere, 9 **N**adel, 10 **K**oran, 11 **E**isen, 12 **I**nder, 13 **N**atur, 14 **E**rbe, 15 **R**eise: Alles kann keiner.

Füllrätsel: Bildung ist Humanität im höchsten Sinn. (Jede Zahl deutet an, der wievielte Buchstabe der Reihe in das betreffende Feld zu setzen ist.

Die kinderreiche Familie: Zehn Köpfe, nämlich die Eltern und acht Kinder. Er hatte aus erster Ehe vier, sie drei Kinder mitgebracht, ein Kind aber gehört beiden.

Stiftbild: Da kamen bei Nacht, / ehe man's gedacht, / die Männlein und schwärmten / und klappten und wärmten / und rupften / und zupften / und hüpften und trabten / und putzten und schabten.

Aus „Die Heinzelmännchen" von August Kopisch.

Kombinationsrätsel:

FMA
G l a n z
T o r t e
A r i o n
a e n

Lockung: Vielliebchen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI, Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44 bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG +

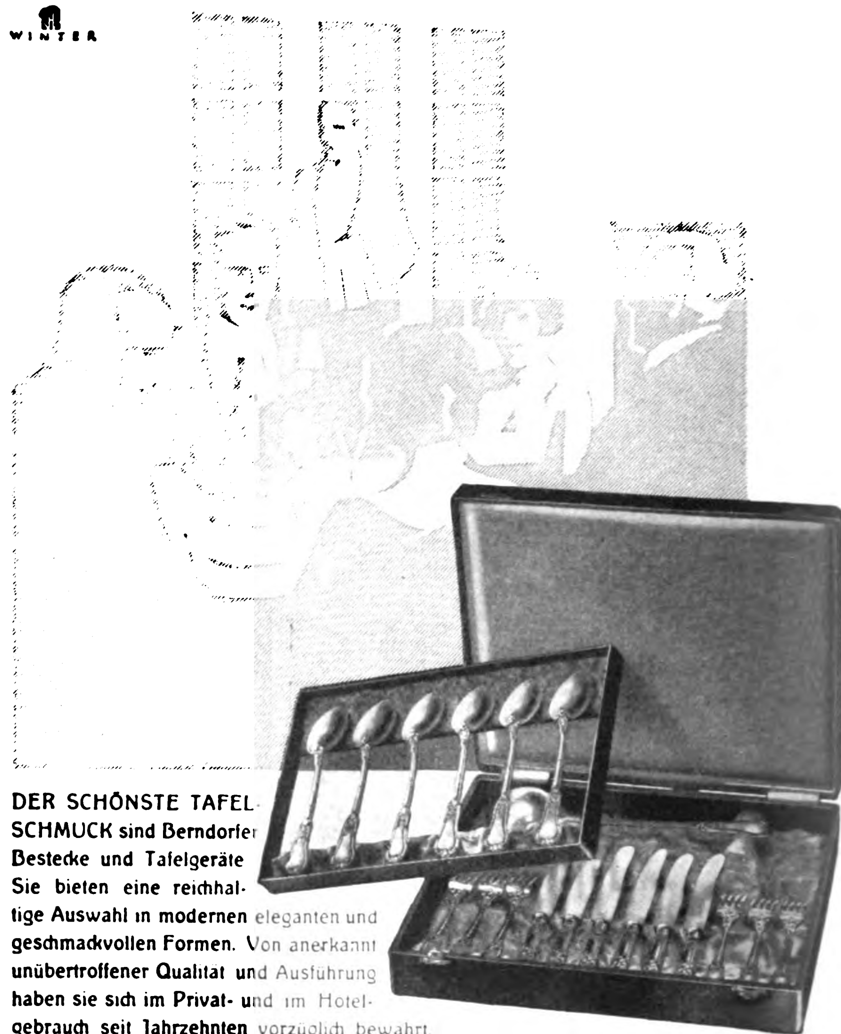
NR. 4312. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 3. NOVEMBER 1927

GAERTNER-KLOSS

Wenn Sie gerne zeichnen dann nehmen Sie doch das richtige Material!

"KOH-I-NOOR"

L. & C. HARDTMUTH



DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK sind Berndorfer Bestecke und Tafelgeräte. Sie bieten eine reichhaltige Auswahl in modernen eleganten und geschmackvollen Formen. Von anerkannt unübertroffener Qualität und Ausführung haben sie sich im Privat- und im Hotelgebrauch seit Jahrzehnten vorzüglich bewährt.

BERNDORFER BESTECKE



Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



Luxus

Das luxuriöse Leben der Pharaonen im alten Aegypten spiegelt sich in den wunderbaren Schätzen wider, welche kürzlich in dem Tal der Könige zutage gefördert wurden. Vergnügungsreisende im heutigen Aegypten geniessen eine andere Art von Luxus — den höchsten, welchen die Hilfsmittel der Zivilisation für das Reisen schaffen konnten. Wenige besuchen Aegypten, um lediglich während der ganzen Zeit in Kairo oder Umgebung zu bleiben. Der wahre Zauber von



AEGYPTEN

offenbart sich erst, wenn man auf den wunderbaren Wasserwegen reist, entweder mit einem Touristendampfer oder einer Nilbarke; beide sind mit jedem modernen Komfort ausgestattet.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustr. Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.

Tourist Development Association of Egypt,
3, Regent Street, London S.W. 1, oder
Cairo Railway Station, Cairo.

JK!

Couleur-Artikel
Ia, zu Fabrikpreisen
Josef Kraus
Würzburg L. 2
Stud.-Utens.-Fabrik
Illustr. Kat. grat. u. fr.



Invalidenräder
Krankenselbstfahrer, auch mit Motorantrieb, Krankenfahrstühle, solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.



Aufgesprungene Haut und rissige Hände verschwinden durch eine tägliche leichte Massage mit

Crème Simon

auf die noch feuchte Haut nach dem Waschen. Nachher mit einem Tuch abtrocknen. Die Haut wird wieder seidenglänzend und Gesicht und Hände erhalten die weiche Geschmeidigkeit der Jugendfrische.

Puder und Seife Simon, PARIS.

ANKER TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN-RHLD.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4312. 169. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 3. November 1927.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7 bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 R.-M. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge



Sie fragen mich,

Weshalb ich so zufrieden aussehe?

Ich bin dem wiederholt hier an dieser Stelle gegebenen Rat gefolgt und habe meine Brille mit

NG-Busch-Ultrasin-Brillengläsern



ausrüsten lassen. Die

Vorteile

lagen zu klar auf der Hand.

1. Meine Augen sind jetzt gegen die spezifischen Schädigungen durch die ultravioletten Strahlen des Lichts geschützt.
2. Ich besitze dazu ein punktuell abbildendes Glas, das mir ein vollkommenes Blickfeld nach jeder Richtung hin gewährleistet.
3. Selbstverständlich ist auch mein Augenfehler in der angenehmsten Weise korrigiert.

Folgen Sie meinem Beispiel

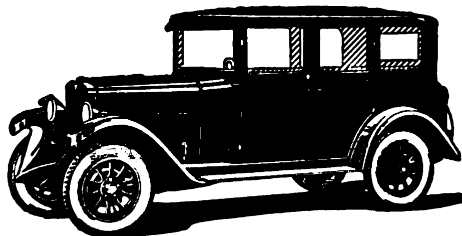
und suchen Sie noch heute einen fachkundigen Optiker auf.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke NG

Aufklärende Druckschriften Nr. 502 kostenlos!

Nitsche & Günther Optische Werke A.-G. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie

Rathenow



Das große Sportereignis 1927

ist die ans Unmögliche grenzende Leistung der Wanderer-Wagen in der Bergfahrt auf die Hohe Wurzel bei Wiesbaden, der weitaus schwersten aller Prüfungen dieses Jahres. So kurz waren die geforderten Fahrzeiten, daß 38 von 46 Teilnehmern sie nicht einzuhalten vermochten. Spielend aber bezwangen die drei teilnehmenden Wanderer-Wagen (Fahrer: Frau Else Metz, Hessen i. Br., Herren Atmer-Berlin und Mader-Stuttgart) die schwere Prüfung, und ohne jeden Strafpunkt, in blendender Fahrt erreichten sie — als alleinige Fahrzeuge der 1½ Liter-Klasse — das Ziel. Mehr noch: die tatsächliche Fahrzeit der drei Wanderer-Wagen war erheblich besser als die Sollzeit und reichte hart an die von größeren Fahrzeugen geforderte Zeit hinan. In der Tat: ein klarer und überzeugender Beweis für die bedeutende Überlegenheit des Wanderer-Wagens, für seine überragende Bergsteigefähigkeit, seine ausgezeichneten Bremsen und sein glänzendes Anzugsvermögen.

Wanderer



BOWLEN UND PÜNSCHE *Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit. 4. Auflage. Enthält 282 Rezepte. Gebunden 4.- RM.*

Inhalt: Die Kunst Bowlen zu brauen; zahlreiche ausgezeichnete Rezepte für Bowlen, Kalte Enten und verwandte Getränke. Allgemeines über Pünsche und zahlreiche Punschrezepte; Tee-Pünsche, Krambambuli, zahlreiche Grogs und Glühweine; Kaltschalen; Biermischungen; Kaffee, Schokolade, Milch als Grundlagen von Getränken; Spezialrezepte verschiedener Länder; Nothelfer.

Dieses altbekannte, seit vielen Jahren weitverbreitete, bewährte Rezeptbuch ist für jedermann unentbehrlich.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.



PFLANZEN-MILCH FÜR SÄUGLINGE

ALS ZUSATZ ZUR TIERMILCH SEIT 40 JAHREN BEWÄHRT GANZ BESONDERS BEI MANGELNDER MUTTERMILCH

HEWEL u. VEITHEN KÖLN AM RHEIN

Ich habe in vier Wochen 30 Pfd. zugenommen.



Es gibt Personen, die ohne krank zu sein, so wenig Neigung zum Fettansatz haben, daß ihre Magerkeit sehr unschön in die Augen fällt. Namentlich bei Damen wirkt die stete Erinnerung an das Knochengerüst, das wir in uns tragen, recht peinlich. Bekanntl. beruht die weiche, gleichmäßige Rundung der Formen, die ein Zeichen weiblich. Schönheit ist, auf norm. Unterhautfettgewebe. Auch ist das Fett für viele Organe, z. B. die Nieren, den Augapfel, den Drüsenkörper der Brust, ein unbedingt notwendiges Polster. Zur Beseitigung der Magerkeit und zur Schaffung der gewünschten Fülle sind die **„Eta-Tragol-Bonbons“** ein vorzügl. Mittel. Durch den Genuß der „Eta-Tragol-Bonbons“ läßt sich das Körpergew. in einigen Wochen um 10—30 Pfd. erhöhen. Zugl. schaffen sie aber auch — indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50 Proz. vermehr. — Nervenkraft und Blut. — Schachtel M. 2.50 geg. Nachnahme. Nur zu bezieh. von der

„ETA“, Chem.-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 54, Borkumstrasse 2.

Erholungsheim **„Haus Eichengrund“** in **Georgenthal** in Thüringen

unter Leitung der **Barthschen Realschule** zu **Leipzig.**

Prächtiges Haus, herrlich am Thüringer Wald gelegen, mit großem Park. Für Schüler aller Lehranstalten, die zeitweilig der Erholung bedürfen und im Zusammenhang mit ihrer Schule bleiben sollen. — Berichte durch Direktor Dr. Roesel, Leipzig C 1, Georgiring 5.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine Gymnas.- und Real-Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Sport. Förderung körperlich Schwacher. Gute Verpflegung durch eigene Landwirtschaft. — **Prüfungserfolge.**

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). **KURHOTEL STERNEN.** Erstes Haus am Platze.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). **WALDHOTEL** sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL - PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN - WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). **GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE.** Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. HOTEL LANGE, vorm. Kurhotel. Pension ab Mk. 7.—.

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle u. Badeh. Bes. H. Frommann, Hfl.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgerliche Gaststätte.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. **GEBIRGS-HOTEL,** nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

JLSENBURG. „ZU DEN ROTEN FORELLEN" Hotel u. Pension **„PRINZESS ILSE" u. ILSESTEIN.**

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, d. alpin. Luftkurort. **HOTEL FÜRST ZU STOLBERG.** Zimmer m. voller, bester Verpflegung v. M. 9.— Bes. Georg Schwarz.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 7—9. Mod. Komfort.

SÜLZHAYN. SANATORIUM HOHENSTEIN, f. Leicht-Lungenkr.

OESTERREICH

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN", neuerbaut, modernster Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges m. modernstem Komfort.

HOTEL ROHRBACHER HOF, gutgeführtes Haus, bestempfohlen.

CAFÉ „GOLDNER ADLER", führendes Café am Platze.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER". Sehenswürdigkeit Salzburgs.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I, Hofburg.

ARKADEN. Café-Rest., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

CAFÉ EICHINGER, Wiedener Hauptstrasse 11, nächst Oper.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

GLINGERS CAFE PARKRING, Wien I, Weihburggasse 28.

CAFÉ HAAG & GANAUSER, Rotenturmstr., nächst Stephansdom.

CAFÉ HERRENHOF, Wien I, Herrengasse.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch, i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Alt. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU - KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche und Keller.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Cafe-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

CAFÉ SCHOTTENTOR, Wien I, Am Ring, gegenüber Universität.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig. Mod. Komfort.

SPLENDIDE. Fam.-Café I. Ranges, Wien I, Jasomirgottstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6. Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST, Wien IV, Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

WIEN - SEMMERING. Österreichs beliebtester Höhenkurort u. Wintersportplatz, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.

HOTEL STEFANIE, modernster Komfort, Jahresbetrieb.

PALACE - SANATORIUM DR. HECHT. Modernste Höhenkuranstalt.

PENSION VILLA ANNA. Familienpension mit allem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, **am See.** Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am **See. HOTEL PETELKA.**

TRAUTENAU (Riesengeb.). **HOTEL ZIPPEL.** Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

BDZEN - GRIES. HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, mod. Komfort.

MERAN. HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL ESPLANADE. Neuer Besitzer. Pension L. 35.-. Mod. Komfort.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtliche Erkrankungen d. Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. **HOTEL AQUILA.** 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

SANATORIUM GRAND - HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS - SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

SANATORIUM BERNINA, Knochen- u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS - DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus. Pension von Fr. 13.— an.

PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

LUGANO - CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt. Pension Fr. 7.—.

KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

ROSATSCH HOTEL. Modern eingerichtetes Haus.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

WENGEN. PARKHOTEL BEAU-SITE. Beste Lage, kompl. Pension ab Fr. 17.—.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX (SCHWEIZ). INSTITUTION DES ESSARTS, komfortables Erziehungsinstitut für Mädchen.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN - A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa. Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. **GEBIRGS-TÖCHTERHEIM.** Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). **PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT.** P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). **TÖCHTERHEIM LOHMANN.** Gründl. Fortbildung in allen Fächern

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

Allgemeine Notizen.

Ein Orgelrat für Deutschland ist anläßlich der Freiberger Tagung für deutsche Orgelkunst gebildet worden. Er hat unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Karl Straube-Leipzig seinen Aufgabenkreis umrissen und gliedert sich in folgende Abteilungen: 1. Orgelkompositionen und Orgelspiel. Leitung: Günther Ramin-Leipzig. — 2. Historische Abteilung. Leitung: Prof. Dr. Willibald Gurlitt-Freiburg i. B. — 3. Literarische Abteilung. Leitung: Dr. Mahrenholz-Göttingen. — 4. Orgelbau. Leitung: Prof. Wolfgang Reimann-Berlin. — Der letzteren Abteilung unterstehen eine technische und eine experimentelle Unterabteilung unter der Leitung von Prof. Johannes Biehle-Bautzen bzw. Hans Henny Jahnns-Hamburg.

Zehntausend Mark in bar an Preisen, davon fünfhundert Mark als ersten Preis, setzt die Firma Walther & Co., Fabrik technischer Lehrmittel in Berlin SO. 33, Zeughofstraße 3 für einen Wettbewerb aus, durch den technisch begabte Knaben in den Stand gesetzt werden sollen, ihre durch das Spiel mit dem „Stabil-Metall-Baukasten" geweckte technische Begabung weiter auszubilden. Die Preise des Wettbewerbs sind dazu bestimmt, die preisgekrönten Knaben durch ein Stipendium in die Lage zu setzen, zwecks ihrer Ausbildung technische oder andere Schulen und Lehranstalten (Technikum, Technische Hochschule, Baugewerbeschule, Werkmeisterschule) zu besuchen, oder ihnen eine Beihilfe für irgendwelche Lehrzwecke zu gewähren. Die für den Wettbewerb erforderlichen zehntausend Mark sind bereits bei der Disconto-Gesellschaft hinterlegt, und nur der Vorsitzende des Preisgerichtes, Notar, Rechts- und Patentanwalt Dipl.-Ing. Arno Berger in Berlin SW. 11, Königgrätzer Straße 65 hat das Verfügungsrecht darüber. Herr Franz Walther i. F. Walther & Co., Berlin — dies ist der edle Spender und Veranstalter des Preisausschreibens — hat seinerzeit seine technische Ausbildung an den technischen Staatslehranstalten in Chemnitz auch nur mit Hilfe von Stipendien, die ihm in drei Semestern zur Verfügung standen, vollenden können und will durch diese Stiftung, die, wenn möglich, alle Jahre wiederholt werden soll, den Spendern der damaligen Stipendien seinen Dank abstatten. Nun hat unsere Jugend das Wort. Sie soll uns zeigen, was jugendlicher Geist und jugendliches Denken im Zusammenhang mit den in jahrzehntelanger Arbeit geschaf-

fenen technischen Grundlagen, die im „Stabil-Metall-Baukasten zusammengefaßt sind, hervorbringen kann. Das wird ein Wettarbeiten geben und jugendliche Rekordleistungen bringen, die der ausgesetzten Preise würdig sind. Die Bedingungen des Wettbewerbs wolle man von genannter Firma einfordern; Zusendung erfolgt kostenlos.

Die Sperlingsplage in der Landwirtschaft ist nach der Anleitung des Flugblattes Nr. 65 der Biologischen Reichsanstalt zu bekämpfen. Große Scharen dieser Schädlinge suchen namentlich in der kalten Jahreszeit die Scheunen und Ställe heim und richten dort erheblichen Schaden an. Das Flugblatt ist gegen Einzahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Rpf.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19 postfrei zu beziehen. Die Bestellung kann durch Angabe der Blattnummer auf der Zahlkarte erfolgen; Beträge bis zu 50 Rpf. werden in Briefmarken angenommen. Auf Wunsch werden Verzeichnisse aller Flugblätter kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Ein Vogel-Schongebiet am Bodensee. Die Bucht bei Rorschach, ruhig und reich an Nahrung, ist im Winter ein Sammelplatz für die zahlreichen Wasservögel. Bereits im Herbst ist die Bucht von Hunderten von Möven bevölkert, zu denen sich einheimische Wildenten aller Art gesellen. Mit Einbruch der Kälte kommen auch die nordischen Prachtenten dazu, und es entfaltet sich dort ein interessantes Wasservogelleben. Leider aber fallen diese Schwimmvögel zum großen Teil den Jägern zur Beute. Auf Anregung der Rorschacher und Goldacher Behörde sowie des Vereins für Vogelschutz hat nun die St. Gallische Regierung die ganze Riedtlibucht vom alten äbtischen Kornhaus in Rorschach bis zur Goldacher Mündung als Schongebiet für Wasservögel erklärt.

Eine Vereinigung von Gartenfreunden, Gärtnern und Wissenschaftlern ist die deutsche Gartenbau-Gesellschaft mit dem Sitz in Berlin N 4, Invalidenstraße 42 (Fernruf Amt Norden 12 262). Ihre Aufgabe ist, den Sinn und das Verständnis für Blumen- und Gartenkultur in allen Kreisen des deutschen Volkes zu wecken und zu fördern. Sie gibt seit 76 Jahren die illustrierte Monatsschrift „Gartenflora" heraus, eine Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde. Ihre Auskunftsstelle für das gesamte Gebiet des Gartenbaues erteilt allen Blumen- und Gartenfreunden sowie Fachleuten

Rat und Auskunft durch erste Wissenschaftler und Fachleute. Sie veranstaltet Vorträge, Besichtigungen und Ausstellungen zur Hebung der Blumenliebhaberei und Förderung des Gartenbaues. Sie besitzt eine der größten Fachbüchereien der Welt, für ihre Mitglieder kostenfrei.

Die Bergbahn auf den Predigtstuhl. Einer der unberührtesten und schönsten, an der Südwand des Reichenhaller Talkessels gelegenen Berge ist der 1727 m hohe Hochschlegel am Lattengebirge mit dem 1613 m hohen Predigtstuhl. Dieser wird nun durch eine Bergbahn, welche die Kreuzeckbahn-A.G. errichtet, erschlossen. An der Erbauung der Bahn wird schon seit einigen Monaten gearbeitet. Die Talstation liegt direkt vor Bad Reichenhall auf städtischem Grund, hart am linken Ufer der Saalach und am Fuß des Schroffen. Von hier aus führt seit Mitte September die Hilfsseilbahn zum Predigtstuhl, die es ermöglicht, Tag und Nacht täglich 50- bis 60000 kg Material zur Bergspitze zu befördern. Die Betonfundamente für die Bergstation sind bereits fertig, an den drei Stützen werden umfangreiche Sprengarbeiten ausgeführt. Die Arbeiten werden so gefördert, daß die Predigtstuhl-Bergbahn am 1. Mai 1928 dem Betrieb übergeben werden kann. Die Bahnspur führt über die Kesselbachschlucht nahe an den Teufelssattel heran, eine durch seine Wildheit und die groteske Form der Felsbildungen bisher unerschlossene Natursehenswürdigkeit. Die Bahn besitzt technisch ein geradezu ideales Profil, weil sie im großen und ganzen einer von der Natur gegebenen Linie folgt. Die Erbauung eines Hotels neben der Bergstation wird von der Kreuzeckbahn-A.G. den Reichenhaller Interessenten überlassen.

Ein ausgezeichnetes Mittel zur Mundpflege sind die in ihrem Darstellungsverfahren patentierten Mundwasser-Kugeln „Ortizon" der I. G. Farbenindustrie A.-G. (Pharmazeutische Abteilung „Bayer - Meister - Lucius"), Höchst a. M. Die Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind wissenschaftlich geprüft und liefern ein zuverlässig und nachhaltig wirksames, erfrischendes Mundwasser, das den Mund sofort geruchfrei macht, Speisereste, Bakterien usw. in der Mundhöhle loslöst und unschädlich macht, den Glanz der Zähne fördert, ohne Zahnschmelz, Zahnfleisch und Schleimhäute anzugreifen. Erhältlich sind diese unübertrefflichen Ortizon-Mundwasser-Kugeln in der Originalpackung „Bayer" zu 2 R.-Mk. 25 Pfg. in allen einschlägigen Geschäften.

Illustrirte Zeitung



MARKT IN PERUGIA (ITALIEN)

RADIERUNG VON HERMANN KUPFERSCHMID





Zum Tode des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern: Schloß Sigmaringen, das Residenzschloß des Fürsten. Links: Wilhelm Fürst von Hohenzollern, das Haupt der fürstlichen (katholischen) Linie des Hauses Hohenzollern, † am 22. Oktober, 63 Jahre alt. (Phot. F. Grainer, München.)





Die Einweihung des durch die Kameradschaftliche Vereinigung von 1872 errichteten Ehrenmals zum Andenken an die gefallenen Offiziere der Landwehrinspektion Berlin: Die Feier am 23. Oktober vor dem ehemaligen Landwehrkasino in Charlottenburg. — Im Oval: Vom Untergang eines italienischen Auswandererschiffes an der Ostküste Brasiliens am 26. Oktober: Die „Principessa Mafalda", ein Passagierdampfer der Navigazione Generale Italiana von 12000 Tonnen.





Links: Das Denkmal für die 914 im Weltkriege gefallenen Söhne der Stadt Merseburg (Entwurf von Bildhauer Paul Juckoff, Skopau), das am 30. Oktober enthüllt wurde. (Phot. A. Pieperhoff, Halle.)
Rechts: Von der Gedenkfeier zu Ehren des großen französischen Chemikers Berthelot in Paris anläßlich seines hundertjährigen Geburtstages: Der Festakt zur Begrüßung der Delegationen im Collège de France am 24. Oktober; während der Ansprache des Führers der deutschen Vertreter Prof. Dr. Schlenk, des Direktors des Chemischen Instituts der Universität Berlin.

DAS ZEITALTER OHNE FEUER

VON ANTON LÜBKE, MÜNSTER I. W.

Wir dünken uns als Kulturmenschen mit einer hochentwickelten Industrie und Technik so erhaben, daß wir glauben, es sei schon alles vollendet, es bedürfe keiner Umwandlung der Dinge mehr. Ozeanschiffahrt, Landverkehr und Luftschiffahrt haben in den letzten Jahrzehnten ein so gigantisches Ausmaß angenommen, daß wir glauben, einen Stillstand und ein Gleichmaß ruhiger Stetigkeit erwarten zu müssen. Aber dennoch, wo wir hinschauen in unserem Leben, in der Technik, im Verkehr, in der Industrie, ja selbst in unserem kleinen Wirkungskreis, harren noch so viele Probleme der Lösung und der Verbesserung, daß wir heute schon sagen können, in wenigen Jahren wird sich unser ganzes Leben mit seinen Behelfen vollkommen anders gestaltet haben. Ganz neue Möglichkeiten werden sich im Wirtschaftsleben, im Handel und Verkehr erschließen, zu denen heute schon die großen Grundlagen gegeben sind.

Trotz unserer Zivilisation gibt es noch viel Barbarisches und Rohes, was von einer Verfeinerung und einer weisen Sparsamkeit im Gebrauch kostbarer Lebensgüter noch sehr weit entfernt ist. Wir brauchen nur eine Seite des Wirtschaftszeitalters zu nennen, die des Kohlenverbrauchs. Welch ungeheurer Raubbau wurde und wird noch an diesen wertvollen Lebensgütern getrieben. Das 19. und 20. Jahrhundert bis zum heutigen Tage war das Zeitalter der rohen Kohlenverbrennung auf dem Roste. Ungeheuer war die Verschwendung, die diese Verbrennung mit sich brachte. Wenn man bedenkt, daß in unseren Stubenöfen und Lokomotiven kaum 15 Proz. des Kohlenwertes ausgenutzt werden, und daß wir mit den durch unsachgemäße Verbrennung verschwendeten Kohlenschätzen unseren gesamten Bedarf an Schwefel, Stickstoff und Öl, die wir bis heute für schweres Geld aus dem Ausland beziehen müssen, decken könnten, kann man sich einen Begriff machen, wie sehr sich unser Zeitalter der Verschwendung an dem wertvollsten Stoff unseres Planeten schuldig macht. Die Erkenntnis, daß diese große Verschwendung nicht fortdauern darf, wollen wir nicht eines Tages wieder in große Not geraten, ließ in den letzten Jahren darauf hinzielen, die Kohle immer mehr vor der rohen Verbrennung zu schützen und das Wirtschaftsleben dem feuerlosen Zeitalter zuzuführen.

Die bekannteste Bestrebung, der Kohle eine andere Form der Energieausnutzung zu geben, ist die Umwandlung in Öl. Der früher eingeschlagene Weg der Verkokung ließ noch sehr viele Energien verlorengehen. Heute lassen die bekannten Verfahren nach Bergius und Fischer in den Braunkohlen- und Steinkohlengebieten sehr große Verölungswerke entstehen. Damit hat aber das Bestreben, die Kohle von ihrer rohen Verbrennung zu erretten, noch keinen Abschluß gefunden.

Schon früh erörterte man das Problem, die Kohle feuerlos sich verzehren zu lassen und so aus ihr Energien zu gewinnen. Vor etwa 75 Jahren beschäftigte sich bereits der französische Chemiker Becquerel mit der Ausnutzung der Kohle in Brennstoffelementen. Ein anderer französischer Erfinder, der Chemiker Jacques, griff die Erfindung Becquerels auf und brachte es fertig, daß ein mit roher Kohle gespeistes Element eine Stromstärke von 150 P. S. lieferte. Der Erfinder war von seiner Arbeit derart überzeugt, daß er die Gründung von großen Kraftwerken mit seinen Brennstoffelementen propagierte. In illustrierten Zeitschriften konnte man seinerzeit die Abbildungen von Ozeandampfern sehen, die mit Brennstoffelementen versehen waren. Die Versuche, Brennstoffelemente zu bauen, wurden in der Folgezeit von Mond, Langer und dem Züricher Physiker Baur fortgesetzt, ohne zu einem größeren Ergebnis zu führen. Berechtigtes Aufsehen machte im Jahre 1925 der Engländer Prof. Dr. Wall. Nach den Angaben der Sheffielder Universität entdeckte Wall eine neue Art Elektrizität, die den damaligen Berichten zufolge eine vollkommene Umwälzung in der Kraftgewinnung hervorrufen sollte. Prof. Wall erklärte, er habe unter Benutzung eines neuen Legierungsprozesses eine praktisch verwendbare Form der Krafterzeugung direkt aus Kohle gefunden. Eine solche Anlage bedürfe nur einer Anfüllung mit Kohle, die dann von selbst ohne Verbrennung durch Feuer Elektrizität entwickele. Ob diese Idee in den letzten Jahren weiterausgebaut wurde, weiß man nicht. Ob es einmal möglich sein wird, aus der Kohle direkt, ohne Verbrennung, Energien zu gewinnen, soll dahingestellt sein. Jedenfalls werden die Bemühungen in dieser Hinsicht auch in der Gegenwart noch fortgesetzt, z. B. im Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. Ruhr. Es wäre für die Kohlenwirtschaft sicher zu begrüßen, wenn eine derartige Erfindung, die auch zugleich wirtschaftlich ist, gemacht würde.

Eine Idee, die der Kohlensparsamkeit gilt, scheint in den nächsten Jahren der Verwirklichung nahezukommen, und zwar das Problem der Fernheizungen. Alle Anzeichen sprechen heute schon dafür, daß wir in Mitteleuropa dem Beispiel Amerikas folgen werden, um von Zentralstellen aus unsere Wohnhäuser zu beheizen. Amerika ist, wie in allen technischen Dingen, auch in der Anlage von Fernheizungen großzügig vorangegangen. Neuyork verfügt heute bereits über eine einzigartig dastehende Fernheizung, die bedeutende Stadtteile mit Heizdampf und Kraft versorgt. In über 250 anderen Städten Amerikas befinden sich schon seit einigen Jahrzehnten Fernheizungen, so daß die Einzelöfen der Häuser überflüssig sind. Aber auch in Deutschland folgte man in den letzten Jahren diesem Beispiel. Die ersten hierauf bezüglichen Versuche wurden vor 25 Jahren in Dresden gemacht, wo heute schon über 30 öffentliche und private Gebäude an die Fernheizung angeschlossen sind. Nach dem Kriege sind dann auch in Kiel, Hamburg, Barmen, Braunschweig, München und anderen Städten die ersten Ansätze zur Anlage von Fernheizungen gemacht worden. Auch die Reichshauptstadt, die die Fernheizung in der letzten Zeit in großzügigem Maße in Angriff genommen hat, besitzt schon vier Fernheizwerke, in Charlottenburg, Neukölln, Pankow und das Heizwerk der Zentrale Buch. Der erste Zweck der Fernheizungen soll ja sein, Brennstoffe in weitestem Maße zu sparen, die große Zahl von Feuerstellen, die heute über einen dichtbebauten Stadtteil verstreut sind, in eine einzige zu vereinigen, die Rauchbelästigung, die Zufuhr von Kohle und die Abfuhr von Asche zu beseitigen. Es brauchen nun keine Kessel mehr geheizt zu werden, der Straßenverkehr wird entlastet und anderes mehr. Die restlose Verwirklichung dieser großzügigen Pläne wird natürlich noch Jahre erfordern, zumal noch manche Hemmungen überwunden werden müssen, beispielsweise vertragliche Abkommen mit Gemeinden, die Einführung eines tadellos funktionierenden Wärmemessers, den man bis heute noch nicht hat, u. a.

Eng verwandt mit dem Fernheizproblem ist das der Ferngasversorgung, um die erdschwere Kohle durch das beflügelte Gas zu ersetzen. Die im Ruhrgebiet im Jahre 1926 gegründete Aktiengesellschaft für Kohlenverwertung wird es als ihre erste Aufgabe betrachten, vom Ruhrgebiet aus ein Röhrennetz für Ferngasversorgung über ganz Deutschland erstehen zu lassen. Es wurde in der Öffentlichkeit über dieses Problem in den letzten Monaten bekanntlich sehr viel diskutiert, und es bleibt abzuwarten, ob die Hoffnungen, die man auf die Ferngasversorgung setzt, in Erfüllung gehen.

Die Bestrebungen, dem Wirtschaftsleben neue Kraftquellen zu erschließen, sind alle darauf gerichtet, die Menschheit dem feuerlosen Zeitalter zuzuführen. Die Elektrizität wird in Zukunft in ungeahntem Maße zur Geltung kommen. Die Elektrifizierung der Eisenbahnen nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen europäischen Staaten, nimmt ständig zu. Österreich, Bayern, die Schweiz, die nordischen Staaten und Italien haben die Elektrifizierung ihrer Bahnen nahezu vollendet, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die alte Dampflokomotive zu einem Museumsstück geworden ist. Die ungeheure Entwicklung der Überlandzentralen, die heute bis in das kleinste Dorf die elektrische Energie tragen, die Zentralisierung der Kraftstationen, das stete Suchen nach neuen Kraftquellen, neben der Kohle, dem Öl und dem Wasser, deuten klar darauf hin, daß das feuerlose Zeitalter nächstens anbrechen wird.

Unter den neuen Kraftquellen, die in Zukunft ungeahnte Möglichkeiten eröffnen werden, stehen die chemische Aufteilung des Wassers und seine Verwendbarkeit als Kraftquelle sowie die Zertrümmerung der Atome, als Ausgangsquelle einer ganz neuen Energiebasis, die alle anderen Energiequellen zu verdrängen imstande ist, wenn sie einmal Tatsache geworden ist.

Die Zeit wird kommen, da das Wasser nicht nur seine Kraft spenden wird in den von hohen Bergen herabstürzenden Bächen und den Gefällen der Flüsse, sondern auch durch die direkte chemische Auswertung seiner Bestandteile. Der bekannte deutsche Kohlenforscher Prof. Dr. Fischer machte schon auf der Weltkraftkonferenz in London im Jahre 1924 die interessante Mitteilung, daß man in der Theorie bei der Syntholgewinnung aus Kohlenmonoxyd und Wasserstoff auch von der Kohlensäure ausgehen könne, und daß es somit im Prinzip möglich sei, den so dringend benötigten Motorbrennstoff auch aus den Bestandteilen der Luft und des Wassers herzustellen. Die Kohlensäure könne aus der Luft, der Wasserstoff aus dem Wasser elektrolytisch gewonnen werden. Auf der im Jahre 1926 erfolgten Tagung des Märkischen Bezirksvereins des Vereins deutscher Chemiker wies Prof. Dr. Binz darauf hin, daß es vielleicht einmal in der Zeit des Kohlenmangels notwendig sei, aus den Tropen, z. B. aus Ägypten, Wasserstoff in die nordischen Länder einzuführen, um damit die Häuser zu beheizen und zu beleuchten. Im Jahre 1924 machte die aufsehenerregende Meldung die Runde durch die deutsche Presse und wurde auch verschiedentlich in Fachzeitschriften kommentiert, daß der bekannte Sorbonne-Professor Charles Henry in Paris einem vollkommen neuen Verfahren der Energiegewinnung aus dem Wasser auf die Spur gekommen sei, nicht etwa durch die Erfindung einer neuen Wasserturbine, sondern durch die chemische Zerteilung des Wassers mittels Katalysatoren. Henry glaubt, daß es in Zukunft möglich sei, auf diese Weise einen ganz neuen Brennstoff zu erhalten, so daß vielleicht unsere Autos und Flugzeuge nur mit Wasser gespeist zu werden brauchen. In gewissem Sinne ist dieses Problem ja schon gelöst bei dem in Bau befindlichen neuen Zeppelin, bei dem nicht mehr Benzin zum Betrieb der Motoren verwendet wird, sondern Kohlenwasserstoff, der daneben noch den großen Vorteil hat, weniger explosiv zu sein, und der auch nicht die Nutzlast des Schiffes beim Verbrauch vermindert.

Ausblicke von ungeheurer Dimension für die Energiegewinnung bietet die Atomzertrümmerung. Bekanntlich sind die Atome kleine Planetensysteme mit einem Atomkern mit positiver Elektrizität und den Elektronen, die sich mit negativer Elektrizität um den Atomkern bewegen. Das leichteste Atom ist Wasserstoff. Es hat die einfachste Form, der Kern trägt eine einzige Ladung, während er auch nur von einem Elektron umkreist wird. In den letzten Jahren ist es nun verschiedenen Physikern, Rutherford, Kirsch, Pettersson u. a., gelungen, Atome zu zertrümmern. Als übriggebliebenes Zertrümmerungsprodukt erwies sich überall Wasserstoff. Der englische Physiker Prof. Dr. Wall verwendete bei seinen Versuchen starke elektrische Ströme und magnetische Felder, wobei es ihm gelang, die Elektronen aus ihrer Bahn zu werfen und damit den Ausblick für eine neue Kraftquelle zu geben. Es kann hier nicht der Platz sein, auf die interessanten Ergebnisse der Atomwissenschaft der letzten Jahre näher einzugehen. Von den ungeheuren Energien, die bei der Zertrümmerung der Atome frei werden, sprach schon vor einigen Jahren der berühmte Atomforscher Sommerfeld: „Die Energiequellen (innerhalb der Atome), die sich (bei der Atomzertrümmerung) der Außenwelt erschließen würden, sind von ganz anderer Größenordnung als die Energien der sonstigen physikalischen und chemischen Prozesse. Die Welt des Atominnern ist von der Außenwelt im allgemeinen abgeschlossen. Sie wird nicht beeinflußt durch die Temperaturdruckbedingung, die im Äußeren herrscht. Sie wird beherrscht durch das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, des spontanen, durch nichts zu beeinflussenden Zerfalls. Nur ausnahmsweise öffnet sich eine Tür, die aus der Innenwelt in die Außenwelt führt. Die hierbei austretenden Strahlen sind Sendboten aus einer uns sonst verschlossenen Welt."

Wenn es einmal gelungen sein sollte, die Materie aus ihrem dynamischen Gefüge zu sprengen und dadurch aus jedem beliebigen Stoff einen neuen aufzubauen, wie es ja in gewissem Sinne bei dem Kohlenöl und dem künstlichen Stickstoff der Fall ist, wären der Menschheit ungeheure Möglichkeiten gegeben. Wir würden dann Gold aus Wasser, Kohle aus Stein, Silber aus Blei, Eisen aus Lehm u. a. herstellen. Das Zeitalter des Materialismus, der sozialen Not, der Energienot hätte ein Ende, denn der Mensch würde dann hineinversetzt in den rotierenden unerschöpflichen Kosmos, wo kein Mangel, keine Not, keine soziale Frage mehr das Dasein verbittern würde.

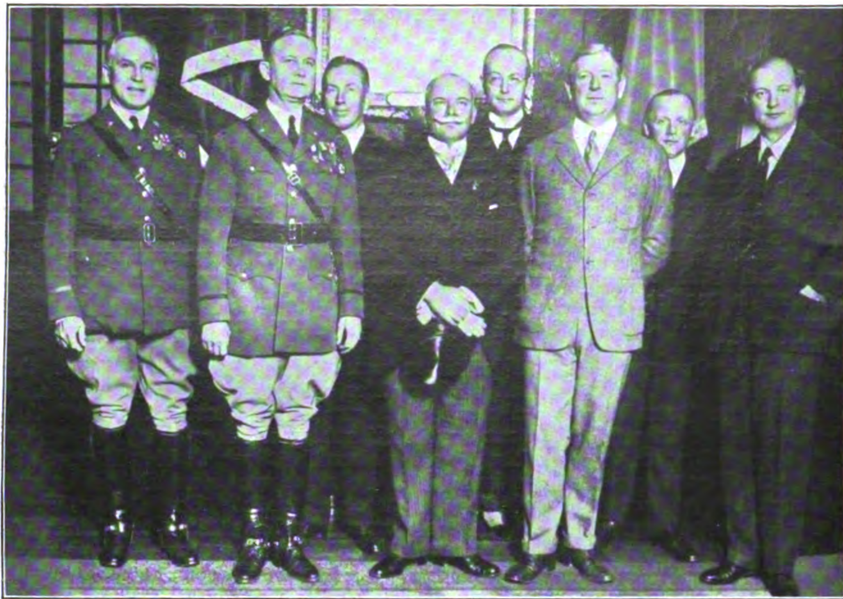
TAGESGESCHICHTE

In der großen Autohalle am Kaiserdamm in Berlin wurde am 22. Oktober eine **Werkstoffschau** eröffnet, verbunden mit der Werkstofftagung, an welcher der Verein der Deutschen Eisenhüttenleute, die Deutsche Gesellschaft für Metallkunde, der Zentralverband der Deutschen elektrotechnischen Industrie und der Verein Deutscher Ingenieure beteiligt sind. Die Schau zerfällt in zwei große Abteilungen: in eine Übersicht über die Werkstoffe und in die Werkstoffprüfung, auf der die verschiedenen Prüfungsmethoden der Werkstoffeigenschaften vorgeführt werden. Der Vorsitzende des Vereins Deutscher Ingenieure, Dr.-Ing. Wendt, hieß die Erschienenen willkommen, darauf hielt Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius eine die Bedeutung der Schau würdigende Ansprache.

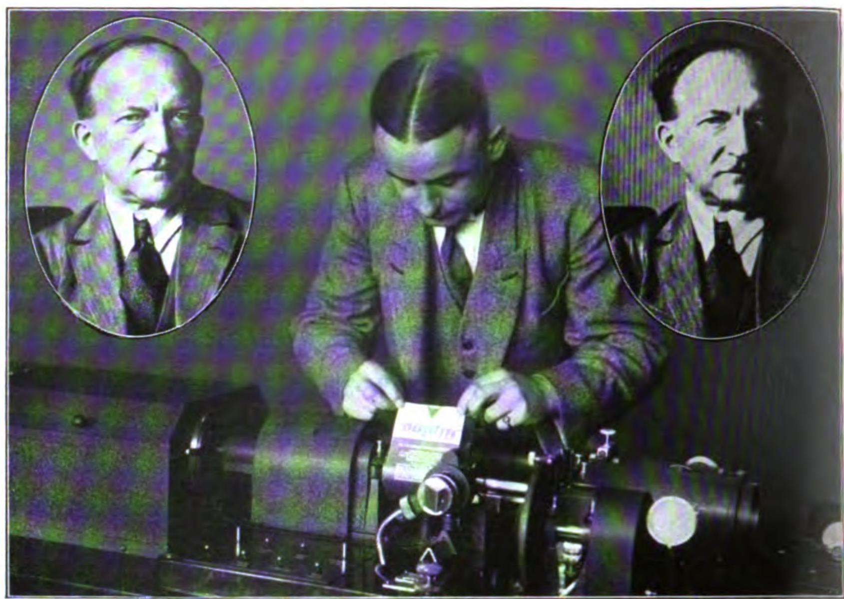
Dem Andenken der gefallenen Offiziere der **Landwehrinspektion Berlin** wurde am 23. Oktober vor dem ehemaligen Landwehrkasino in **Charlottenburg** ein von der Kameradschaftlichen Vereinigung von 1872 errichtetes **Ehrenmal** geweiht. Bei der Enthüllungsfeier erinnerte Feldmarschall v. Mackensen an die vorbildlichen Taten der Reserve- und Landwehroffiziere während des Weltkriegs. — Schöpfer des Denkmals, das die Gestalt eines gepanzerten Ritters trägt, ist Prof. Damann.

Im Rahmen der viertägigen Festlichkeiten aus Anlaß des **hundertjährigen Geburtages des französischen Chemikers Berthelot** fand am 24. Oktober im Collège de France in Paris die Begrüßungsfeier für die Delegationen statt. Auf die Willkommensgrüße antwortete als erster Vertreter der ausländischen Delegationen der Führer der aus neun Gelehrten bestehenden deutschen Delegation, Prof. Schlenk, Direktor des Chemischen Instituts in Berlin, mit einer Ansprache, in der er die friedensfördernde Zusammenarbeit der Wissenschaften feierte. Die eigentliche Gedenkfeier wurde am nächsten Tag im Pantheon veranstaltet; an sie schloß sich ein großes Festbankett im Spiegelsaal zu Versailles. — Marcelin Berthelot (geb. am 25. Oktober 1827, gest. am 18. März 1907), Mitglied der Akademie, lieferte bahnbrechende Untersuchungen auf dem Gebiete der Chemie; 1886—1887 war er französischer Unterrichtsminister.

An der Ostküste Südamerikas, bei den Abrolhos, einer zu dem brasilianischen Staate Bahia gehörenden Inselgruppe, sank am 26. Oktober der auf der Fahrt von Genua nach Buenos Aires befindliche italienische Passagierdampfer „**Principessa Mafalda**". Als Ursache des Unglücks vermutet man Auflaufen auf einen Felsen und anschließende Kesselexplosion. Von der etwa 1200 Mann betragenden Besatzung konnte die überwiegende Mehrheit durch herbeieilende Schiffe gerettet werden.



Vom Besuch des Chefs der Deutschen Heeresleitung in den Vereinigten Staaten von Amerika: Empfang General Heyes durch den amerikanischen Staatssekretär für das Heerwesen, Davis. Von links nach rechts: Kolonel N. Margetts; Kolonel Stanley Ford; Major Stumpf, Heyes Adjutant; General Heye; Konsul Rudolf Leitner; Davis; Dr. Kiep von der deutschen Gesandtschaft (ganz rechts).



Erfolgreiche Versuche von Bildübertragungen zwischen Berlin und Wien: Der Bildübertragungsapparat, mit dem Bilder, Schriftstücke, Schecks usw. telegraphisch übertragen werden. Oben ein Beispiel, wie vortrefflich der Apparat arbeitet: Das Original (links) und das übertragene Bild (rechts) des Grafen Arco, des bekannten Fachmanns auf dem Gebiete des Funkwesens.

Die Übertragung geschieht nach dem bewährten Karolusschen Verfahren; die Erfolge bei den von der Firma Siemens mit Unterstützung des Telegraphentechnischen Reichsamts ausgeführten Versuchen haben die Post zu der Absicht veranlaßt, die Einrichtung demnächst für den öffentlichen Verkehr freizugeben.

Am 22. Oktober verstarb im Alter von 63 Jahren Fürst Wilhelm von Hohenzollern, das Haupt der katholischen Linie des Hohenzollernstammes. — Fürst Wilhelm wurde am 7. März 1864 als Sohn des Fürsten Leopold von Hohenzollern und seiner Gattin Antonia, Infantin von Portugal, geboren. Zum Thronfolger in Rumänien gewählt, verzichtete er 1886 zugunsten seines Bruders Ferdinand. Am 8. Juni 1905 wurde er Fürst von Hohenzollern.

Ein überaus spannender Kampf der Lüfte spielte sich am 23. Oktober in Berlin auf dem Tempelhofer Flugfelde ab: das Kunstflugturnier um den Titel „König der Lüfte" zwischen dem Franzosen Marcel Doret und dem Deutschen Fieseler. Den Sieg errang mit einem Vorsprung von wenigen Punkten Doret, der dem Deutschen in dem Pflichtprogramm über war. In den Kürübungen war jedoch Fieseler der bessere. Seine auf dem Rücken geflogenen vertikalen und horizontalen Achten, seine aus dem Rückenflug ausgeführte Rolle und die Loopings nach vorn waren eine nie gesehene Sensation. Auf dem Flugplatz in Darmstadt wurden am 16. Oktober spannende Kunst- und Geschicklichkeitsflüge gezeigt. Am Abend starteten dann acht Freiballone zu einer nationalen Wettfahrt. Die weiteste Strecke, etwa 2000 km, das Doppelte der bei den internationalen Gordon-Bennett-Wettfliegen in Amerika erreichten größten Entfernung, legte der Ballon „Leipziger Messe" zurück, der am 18. Oktober in der Nähe von Moskau landete.



Von der am 22. Oktober eröffneten Deutschen Werkstoffschau in der großen Autohalle am Kaiserdamm in Berlin: In der Abteilung Werkstoffprüfung; das in Tätigkeit befindliche gewaltige Prüffeld, das zur Prüfung von Porzellan-Isolatoren für Hochspannung bis zu 1 Million Volt dient.

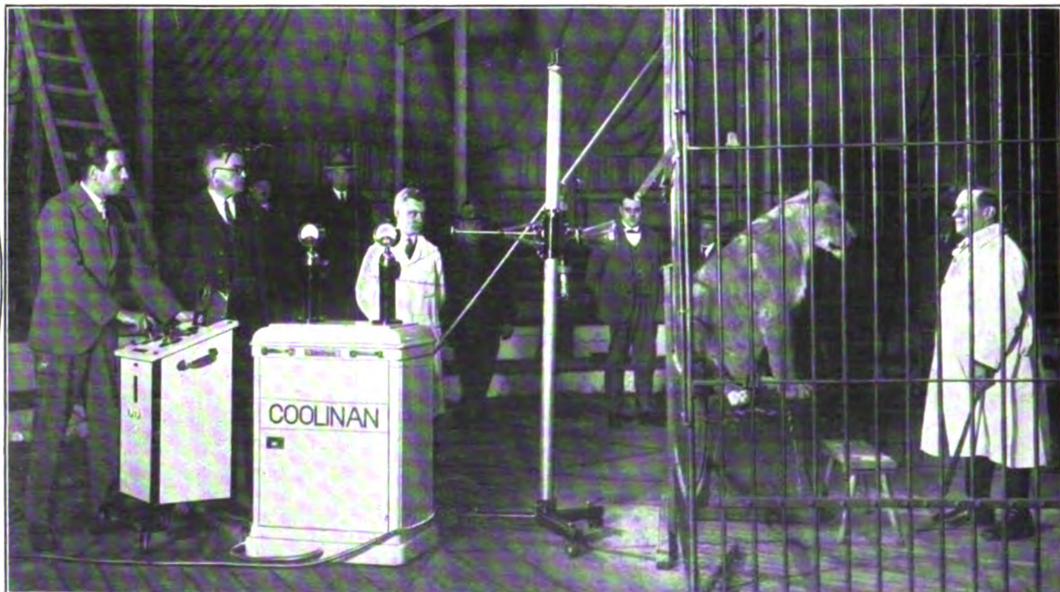
Bühnenschau.

„Die Traumgesichte des Adam Thor", Schauspiel in fünf Bildern von Max Halbe, ist, wie der Titel sagt, ein Traumstück, dem der Gedanke der Wiederholung des bereits vollendeten Lebens zugrunde liegt. Bei der im Residenz-Theater zu München erfolgten Uraufführung vermochte der Dichter zwar einen tiefen Eindruck seines Werkes, aber kaum merklich durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen.

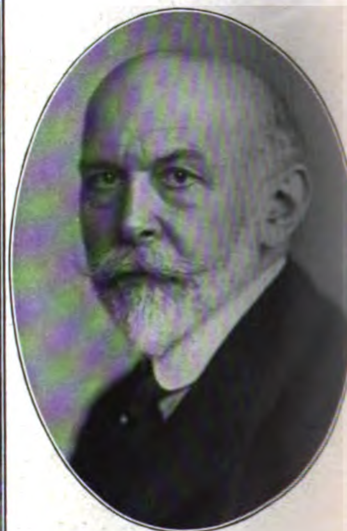
Zwei rheinische Dichter, Otto Brües und Heinz Steguweit, haben sich zusammengetan und in der Moritat „Lyonels Kinder" ein herzhaftes Volksstück gegeben, das dennoch eines ernsteren Hintergrundes nicht entbehrt. Träger der Handlung sind die Artisten einer Jahrmarktsschaubude. Das Schicksal des körperlich mißratenen Löwenmenschen Lyonel symbolisiert den Leidensweg des mißachteten, herzensgütigen Menschen im rauhen Treiben der Umwelt.



Prof. Dr.-Ing. Max Rudeloff, Geheimer Regierungsrat, erfolgreicher Forscher auf dem Gebiete des Materialprüfungswesens, früherer Direktor des Materialprüfungsamts (mechanischer Zweig) der Technischen Hochschule Berlin, konnte am 23. Oktober seinen 70. Geburtstag feiern.



Der Wüstenkönig wird geröntgt: Löwe Europa, von Kapitän Schneider nach vielen Mühen vor die Röntgen-Kamera dirigiert, hält endlich still. Er sollte nach steckengebliebenen Kugeln durchleuchtet werden, die auf ihn bei einem gefährlichen Ausbruch während einer Filmaufnahme in Rom abgefeuert worden sind.



Geheimrat Dr.-Ing. H. Muthesius, bekannter Architekt, früherer Dezernent für die preußischen Baugewerkeschulen im Handelsministerium, Erbauer verschiedener bedeutender Berliner Gebäude, † am 26. Oktober durch Unglücksfall im Alter von 66 Jahren.





Lauter nette alte Damen: Gemeinsamer Gesang im „Klub der Großmütter" zu London, dem nur Damen im Alter zwischen 50 und 60 Jahren beitreten dürfen, und in dem neben der Geselligkeit auch die Besprechung von Gegenwartsfragen gepflegt wird. — Im Oval: Zur bevorstehenden Trauung der 61jährigen Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe, einer Schwester Kaiser Wilhelms II., mit dem 28 Jahre alten Russen Alexander Zoubkow: Das ungleiche Paar.





Das Duell in den Lüften: Vom Kunstflugkampf um den Titel „König der Lüfte" zwischen dem Flugfeld in Berlin. Links: Doret bei einem wurde mit wenigen Punkten Vorsprun

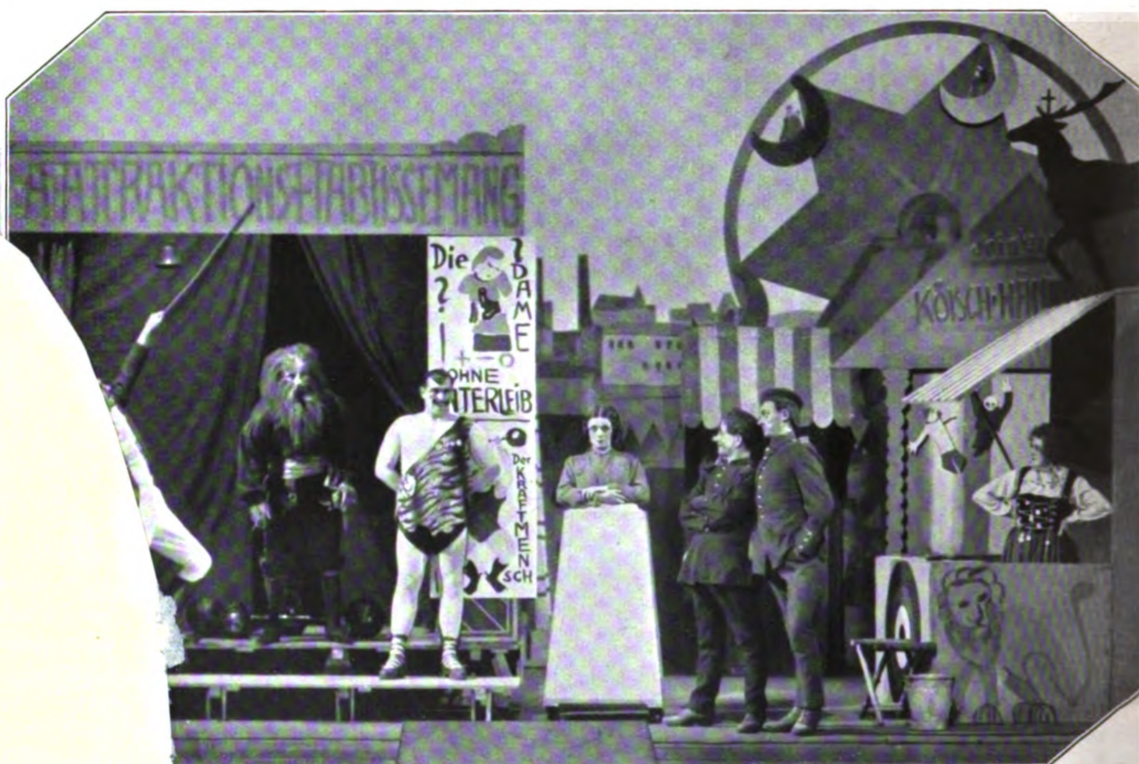




Links: Deutschlands jüngster Rennreiter: Der 14jährige Sohn des bekannten Herrenreiters Freiherr v. Schmidt-Pauli, de Vater. — Rechts: Vom nationalen Freiballon-Wettbewerb anläßlich des Flugtages in Darmstadt am 16. Oktober: T zwei Tage später in unmittelbarer Nähe von Moskau landete

Aus der Uraufführung von Max Halbes „Die Traumgesichte des Adam Thor", Schauspiel in fünf Bildern, am 25. Oktober im Münchener Residenz-Theater: Szene aus dem 1. Bild.

Von links nach rechts: Eugen Gura als Thors Vater; Gustav Waldau als Adam Thor; Georg Henrich als Leberthran; Karl Graumann als Grandelius, ein verstorbener Hauslehrer; Klara Boeck als Thors Mutter. (Phot. Schuster.)



)ie Rummelplatz-Schaubude, 'n beliebtes Requisit moder- :r Bühnenstücke: Szenenbild ıs „Lyonels Kinder", Mori- ıt in drei Akten von Otto 3rües und Heinz Steguweit, :raufgeführt am 23. Oktober n Stadttheater zu Krefeld. (Phot. Matthäus.)

Links nebenstehend:

:in klassischer Stern der Tanz- unst: Die weltberühmte russi- che Tänzerin Tamara Karsa-)ina, die gegenwärtig in Deutschland Gastspiele gibt.

Im Oval:



Felix Holländer,

)ekannter Schriftsteller, Verfasser :influßreicher Romane, konnte am 1. November seinen 60. Geburts- tag feiern. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(4. Fortsetzung.)

III.

Der Frühlingsmonsun raste um die Berge, heulte in den Tälern und Schluchten und pfiff durch die engen Gassen zwischen den hochragenden Felsenwänden. In mächtigen Lawinen brach der Neuschnee zu Tal, wild rauschende Bergbäche tobten in sprudelnden Kaskaden aus bläulich schimmernden Eishöhlen nieder. Das kleine Tal mit dem Tempelsee des Einsiedlers, von allen Seiten durch die Bergwände geschützt, schien ein Asyl in dem Toben der Natur. Bis an den Rand war der See gefüllt, aber er trat nicht über die Ufer. Bis an die die Baumgrenze der ringsum zuerst sanft ansteigenden Hänge waren die Lawinen heruntergedonnert, aber nicht weiter. Den heiligen Garten Buddhas hatten die Männer von Getschun Gomba den Tempel des Einsiedlers genannt, und in anderen Jahren waren im Winter, wenn das versiegende Wasser den Weg freigab, fromme Lamas in feierlicher Prozession zur Insel hinübergepilgert, um den Garten der Götter zu schauen, in dem es noch grünte, wenn ringsum der Schnee und das Eis das Land in ihren Bann zwangen.

In diesem Jahr war es nicht geschehen, weil die Krankheit des Heiligen und der lauernde Kampf zwischen Gelb und Rot das Kloster beherrschten. — — —

Traurig war es in dem Tempel des Einsiedlers. Elisabeth lag auf ihrem Lager. Nachdem die Weinkrämpfe sie erschöpft, war das Fieber gekommen und schwere Krankheit. Es waren ja erst acht Tage seit der Geburt des Knaben vergangen, als das Unbegreifliche geschah.

Schwach, wie sie war, hatte der Schmerz sie von ihrem Lager gerissen. Sie hatte den ganzen Tempel durchwühlt, sie war mit den beiden Männern im strömenden Regen hinausgestürzt an das Seeufer und hatte mit ihnen gesucht, dann war sie ohnmächtig zusammengebrochen.

Nie war ihnen die Zeit der Gefangenschaft im Banne des Gaurisankar so grauenvoll erschienen wie jetzt.

Elisabeth auf ihrem Lager, Stunden schwer atmend in unruhigem Halbschlaf, dann wieder plötzlich emporfahrend, mit groß geöffneten Augen umherstarrend, mit den Armen deutend und immer dieselbe Frage: „Wo ist das Kind, wer hat mir das Kind gestohlen?"

Und dann wieder in jammervollem Weinen an der Brust ihres Mannes hangend:

„Wo ist unser Kind?"

Heinz saß meist an ihrem Lager, war auch stumpf, sein Herz war von Jammer zerrissen, und auch sein Kopf zermarterte sich in der ewigen Frage: „Wo ist das Kind geblieben?"

Nur Bill Hunter war ruhig und besonnen. Auf ihm lag jetzt alle Sorge. Er hatte die Ziege aus dem Tempel geschafft und zum anderen Ufer hinübergebracht. Es hatte ihm widerstrebt, als Heinz das Tier, das sie den Winter über mit Milch versorgt hatte, schlachten wollte, weil Elisabeth immer wieder, wenn ihr Geist auf Minuten klar war, von dem Gedanken nicht loskam, die Ziege habe das Kind gefressen. Lächerlich der Gedanke, die Gras fressende Ziege! Aber sie war das einzige lebende Wesen, das mit ihnen den Tempel geteilt hatte. Warum sie schlachten, einer unglaublichen Wahnvorstellung zuliebe, zumal niemand ihr Fleisch essen würde?

Sooft Regen und Sturm es zuließen, war er draußen umhergeschweift, hatte einen Jak getötet und Fleisch in den Tempel getragen, hatte die Berge beobachtet, die Schneeschmelze und den erwachenden Frühling. Dann hatte er am Feuer gesessen, das Fleisch gebraten, die Maiskolben geröstet, und schweigend hatte Heinz, wie ohne zu denken, gegessen, während Elisabeth fast nur von der Jakmilch trank, die eine gezähmte Jakkuh willig hergab, seitdem Bill sie von der Herde getrennt und mühsam zur Insel hinübergeschafft hatte. Der Kranken konnte auch er wenig helfen; sie besaßen ja nicht einmal irgendwelche Arznei. — — —

Elisabeth schlief. Es war Abend, Heinz saß wieder teilnahmlos neben dem Lager, Bill hantierte am Feuer. Seit Elisabeths Krankheit, seit alle Pflichten auf ihm lagen, war es wie selbstverständlich, daß er die größere Abteilung des Tempels mit ihnen teilte, obgleich Elisabeth dort lag.

Er briet ein Stück Fleisch und sah unschlüssig zu dem Freunde hinüber, dann sagte er leise:

„So geht das nicht weiter."

„Was geht nicht weiter?"

„So gehen wir alle zugrunde. Wollen wir überhaupt einen Versuch machen, von hier zu entkommen, dann muß es in einem Monat geschehen. Ein bitteres Lächeln lag um den Mund des Freundes.

„Natürlich, du mußt gehen."

„Wir müssen zusammen gehen."

„Wir? Ich muß hierbleiben, das weißt du selbst."

„Du mußt dich aufraffen. Das Fieber hat nachgelassen bei deiner Frau. Sie muß sich zusammennehmen, sie muß wollen!"

Heinz sah ihn an.

„Es gibt Dinge, über die der Mensch nicht hinwegkommen kann. Ich bin kein Tor, ich weiß, daß Tausende von Kindern so jung sterben. Gewiß, wenn es heute auf natürlichem Wege geschehen wäre, ich würde es betrauern, aber ich würde ein Mann bleiben. Aber so! Dieses unglaubliche Geheimnis. Dieses Unfaßbare. Wenn ich, als Mann, unter dieser rätselhaften Gewalt zusammenbreche, wie sollte Elisabeth das überstehen? Bring uns den Beweis, wie das Kind gestorben ist, und sie wird es überwinden, wie ich. Aber so! Glaubst du, daß diese Frau, die dort liegt, fähig ist, über die Berge zu steigen? Oder glaubst du, daß ich sie verlassen könnte? Du mußt gehen, wenn es Zeit ist; du mußt versuchen, dich selbst zu retten, und wir müssen hierbleiben."

Er lachte wieder bitter.

„Wir müssen eben über uns ergehen lassen, was dieser große Zauberer oder Wundertäter, der das Kind verschwinden ließ, mit uns vorhat. Wer weiß, vielleicht sind wir morgen alle drei nicht mehr da. Es ist genau ebenso wahrscheinlich, daß wir morgen in Berlin aufwachen, wie es möglich ist, daß unser Kind aus dem Tempel verschwand." — — —

Es war wieder drei Tage später.

In jener Nacht hatte Bill Hunter schlaflos gelegen und nachgedacht, seitdem war er fast die ganzen Tage unterwegs gewesen und hatte die Revolver mit dem Rest der Patronen in seinem Gürtel gehabt.

An diesem Tage war Elisabeth ohne Fieber gewesen, aber sie war sehr matt, lag still da, und Tränen waren in ihren Augen, während sie leise die Hand ihres Mannes streichelte.

Gerade dieser wortlose Schmerz zerriß ihm noch schlimmer das Herz.

„Heinz! Heinz!"

Bill ruderte über den kleinen See, rief schon von weitem ganz laut, und Heinz fühlte sofort, daß ihn irgend etwas Neues bewegte, daß er irgendeine freudige Überraschung brachte. Heinz trat aus dem Tempel ins Freie. Bill stand vor ihm, schien in außerordentlicher Erregung und hielt ein Tier in seiner Hand. Ein kleines Tier, etwa von der Größe eines Fuchses, mit brandrotem Fell und einem sehr langen, dichtbuschigen Schwanz und großen Ohren.

„Was bringst du da? Einen Panda?"

„Freilich, einen Katzenbär, einen Panda."

Wie unwillkürlich erlosch die in ihm aufgestiegene freudige Erwartung.

„Und darüber bist du so vergnügt?"

Bill war aus dem Kahn gesprungen, faßte den Freund an der Schulter und raunte ihm ins Ohr:

„Du hast mir selbst gesagt, jede Gewißheit ist für dich eine Befreiung. Der Panda ist die Lösung des Rätsels."

Heinz starrte ihn an.

„Der Panda?"

„Sieh her, das ist der Beweis. Furchtbar, aber zum wenigsten eine Gewißheit."

Er h lt dem Freunde ein kleines, plump gemachtes, zerrissenes, beschm tes und blutgetränktes Kinderhemdchen entgegen.

Sie hatten ja alle drei die karge, in den Rucksäcken enthaltene Wäsche geopfert, damit Elisabeth daraus das Nötigste für das Kind zurechtschnitt und nähte.

Heinz starrte auf das Hemd.

„Das — das — der Panda — das Kind!"

„Ich habe ihn heute morgen überrascht, wie er einen Vogel in seine Höhle schleppte. Auch die Raubtiere sind hierzulande weniger vorsichtig und scheu, weil sie wissen, daß ihnen kein Feind droht. Ich habe das Tier beschlichen, und es war so in seinen Fraß vertieft, daß ich zum Schuß kam. Ich weiß selbst nicht, woher mir der Gedanke aufstieg. Wahrscheinlich, weil es das erste Raubtier war, das ich in diesem Tale gesehen. Ich untersuchte die kleine Höhle und fand das Hemd."

„Aber trotzdem, wie konnte der Panda?"

„Das ist nicht so schwer zu erklären. Du weißt, er klettert vorzüglich und schleicht katzenartig geräuschlos. Sieh, wie schlank und zierlich das Tier gebaut ist. Wir haben einen Rauchabzug in das Dach gemacht. Ein Mensch konnte nicht hindurch, aber dieses Tier, Furcht vor den Menschen kennt es sicherlich nicht. Erinnerst du dich des Tages, an dem deine Frau erzählte, sie hätte ein Leuchten in den Augen des Buddhastandbildes gesehen, als seien sie lebendig geworden? Weißt du nicht, daß du an jenem Abend den plötzlich herabgebröckelten Edelstein fandest? Vielleicht war das Tier schon damals in jenem Standbild, die Tür am Rücken hat ja Luftlöcher. Wahrscheinlich haben den Panda Hunger und Kälte zu uns gelockt. Weißt du, wie lange

er von unseren Fleischvorräten mitgelebt hat oder von den Maiskolben, die oben im Tempeldach hingen? Die Kolben waren oft halb geleert, und wir fanden Hülsen an der Erde. Wir glaubten, das habe die Hitze gemacht — das war der Panda."

Heinz starrte noch immer auf das nasse, schmutzige Hemdchen mit den getrockneten Blutflecken und sagte dumpf:

„Du hast recht, das war der Panda."

Bill fuhr fort:

„Das Tier saß irgendwo im Dache versteckt. Als wir in der Nacht schliefen, ist es heruntergestiegen. Vielleicht machte das Kind eine Bewegung — der Blutdurst des Raubtiers wurde gereizt."

Heinz wehrte ab.

„Beschreib es nicht länger, ich vermag es nicht zu hören. Der Himmel verzeihe mir, so furchtbar dies ist, es ist wenigstens eine Erklärung. Und doch — daß das Kind nicht schrie?"

„Ein Zeichen, daß es nicht gelitten hat und sofort tot war."

„Aber wie kam der Panda mit ihm durch den Rauchfang? Da müßten doch Blutspuren —"

„Wir werden morgen daraufhin noch einmal hinaufsteigen. An diese Spalte, die einen Menschen ja nicht hindurchließ, haben wir wenig gedacht, und wir hatten ja auch niemals die Spur eines Raubtiers in diesem Tale gesehen."

Sie hörten Elisabeth rufen, und Heinz sagte:

„Laß mich allein zu ihr. Ihr ist heute besser als sonst. Ich will versuchen, ihr das Schreckliche so schonend wie möglich beizubringen. Es wird sie natürlich wieder erregen und vielleicht für den Augenblick kränker machen, aber auch von ihrer Seele wird die Last des unbegreiflich Wunderbaren genommen."

Bill Hunter blieb draußen allein, während langsam die Dämmerung niedersank. Es fiel ihm eine Last von der Seele. Das Werk war gelungen, das er in den letzten Tagen vorbereitet hatte. Elisabeth und Heinz mußten gerettet werden, gleichviel, ob er zu einer Notlüge griff.

Er hatte in einem unbeachteten Augenblick eines der beiden Kinderhemdchen, die noch da waren, und die Elisabeth wie einen Schatz hütete, fortgenommen. In ihrer Krankheit hatte sie es nicht bemerkt, daß sie nur noch eines besaß.

Er hatte dieses Hemdchen mit Absicht zerrissen, beschmutzt und mit dem Blut des letzten getöteten Jaks getränkt. Dann hatte er in der Nacht ebenfalls Jakblut an die Öffnung des Rauchfangs und sogar auf den Kopf des Buddhastandbildes gestrichen. Er tat dies alles in dem festen Entschluß, ein Raubtier vorzutäuschen, aber ohne zu wissen, ob es wirklich hier ein solches gab. Jetzt schickte ihm der Zufall den Panda in den Weg, und es gelang ihm, ihn zu töten.

Nun hatte er gezittert. Es war ihm, als müsse Heinz erkennen, daß es Jakblut war, womit das Hemdchen beschmutzt war, als müsse er ihn durchschauen. Aber Heinz griff nach dieser Erklärung wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm.

Heinz und Elisabeth waren allein in dem Tempel. Er hielt sie in seinen Armen, sie weinte, aber es waren doch leichtere Tränen als sonst.

„Armer, kleiner, lieber Erwin. Oh, wie furchtbar!"

Heinz redete ihr zu.

„Zum wenigsten hat er nicht gelitten. Wer weiß, was ihm erspart blieb. Wie wäre es möglich gewesen, mit dem zarten Kinde den Weg über die Berge zu wagen, und welches Leben hätte es gehabt, wenn wir immer hiergeblieben wären! Diesen Winter war es möglich, zu leben. Jetzt aber ist der Mais verbraucht; wir hätten nicht einmal genug für eine neue Saat, und die wenigen Tiere wären bald aufgezehrt."

Elisabeth antwortete nicht, sie weinte, aber ihre Nerven waren ruhiger, und sie sank langsam und zum erstenmal in festen Schlaf.

Heinz trug den toten Panda, den er ihr gezeigt hatte, aus dem Tempel hinaus, das zerrissene Hemdchen verschloß er in den letzten leeren Sauerstoffbehälter. Jetzt war auch Bill Hunter in dem Raum.

„Komm, Bill, wir wollen eine Fackel machen und versuchen, zu dem Rauchfang emporzusteigen. Ich muß sehen —"

Er machte eine Art von Fackel zurecht, und Bill sagte:

„Ich werde auf die Kiste treten, und du steigst auf meine Schulter."

Nach einiger Zeit kam Heinz wieder herab.

„Ich habe dunkle Flecken gesehen, sowohl an dem Holz in der Nähe der Öffnung als auch auf dem Kopfe des Buddha. Wie war es möglich, daß wir das nicht gleich bemerkten? Es ist Blut — das Blut meines armen Kindes."

Er legte den Kopf an die Brust des Freundes, und jetzt zum erstenmal fand auch er Tränen und weinte.

Bill Hunter war sehr ernst. Es war ein Gefühl des Grauens, das ihn überkam, und auch wieder eine Zufriedenheit. Die beiden waren überzeugt. Es war das einzige Mittel gewesen, sie zu retten, daß Elisabeth genesen konnte, aber trotzdem — jetzt war er der einzige, auf dem das Wunder noch lastete, und deshalb drückte es ihn um so schwerer. Für ihn war die Wunderfrage noch immer offen: „Wo war das Kind?"

*

An dem Morgen nach dem Tode des heiligen Kutuchtu war im Kloster alles in Bewegung. Man hatte den Körper des Toten in die Stellung des heiligen Buddha gezwängt, so daß er auf untergeschlagenen Beinen saß, seine Hände auf den Knien lagen und sie betend nach oben geöffnet blieben. So hatte man ihn in ein großes Metallgefäß gesetzt, dieses vollständig mit Salz angefüllt und den Deckel geschlossen.

Die Lamas lagen in den verschiedenen Tempelhallen am Boden und sangen die Totengebete.

Der Gesub Rimpotschen saß in seinem Gasttempel und ließ sich das reichliche Frühmahl schmecken, da stürzte der junge Lama, den er bestochen hatte, und der heimlich ein Anhänger der Roten war, herein. Der Gesub Rimpotschen, der sich als Sieger fühlte, schrak aus seiner behaglichen Stimmung empor.

„Was bringst du, daß du so einfach hier eindringst?"

„Erhabener, eine schlimme Botschaft."

„Was ist geschehen?"

„Das Kind, das du mit dir gebracht hast —"

Der Gesub Rimpotschen vergaß vollkommen seine Würde, sprang auf und packte den unglücklichen Boten an der Schulter.

„Was ist ihm zugestoßen?"

„Es ist tot."

„Die Gelben haben es gesehen und ermordet?"

„Keiner von den Gelben hat es gesehen. Du kennst die einsame Hütte, in der die Witwe wohnt. Deine eigenen Begleiter haben ringsumher ihre Zelte aufgestellt und lagern dort."

„Aber!"

„Ich kam diesen Morgen dorthin, den Führer deiner Karawane an meiner Seite. Die Witwe, der wir das Kind in Pflege gegeben, stand in der Tür ihres Zeltes, war ganz nackt, trotz der grimmigen Kälte, tanzte auf und nieder, hielt das Kind in der einen Hand und in der andern einen Dolch. Sie war von Buddha mit Wahnsinn geschlagen. Als wir hinzusprangen, um ihr das Kind zu entreißen, warf sie es von sich und stieß sich hierauf selbst den Dolch in das Herz. Beide sind tot."

Der Gesub stand einen Augenblick in stummer Überlegung und bezwang seinen Wutanfall. Das Kind mit den sechs Fingern und den sechs Zehen war tot, seine List war mißlungen. Er sah in das entsetzte Gesicht des Boten. Dieser war treu, denn es wäre sein Vorteil gewesen, hätten die Roten gesiegt.

Er wurde ruhiger, nur zur Hälfte war die Schlacht verloren. Er hatte das Kind verloren, der rote Buddha konnte also nicht gefunden werden — aber auch der andere nicht, auch das weiße Kind nicht. Nun gut, so würde er mit dem Gelben zusammen im Kloster wohnen, so würde man warten.

„Beseitige das Kind. Niemand darf sehen, daß es die Zeichen des neuen Buddha trug. Das tote Weib übergib den Lagba." — — —

Der Chanzo Cusho sang feierlich das Totengebet für den verstorbenen Kutuchtu, in das die Lamas einstimmten. Neben ihm stand hoch aufgerichtet in seinem roten Kleide der Gesub Rimpotschen; nichts war an seinem Gesicht von der Erregung zu merken, in die ihn der Tod des sechsfingrigen Kindes versetzt hatte.

Im Tempelhof entstand plötzlich ein Lärm, ein hoher Lama eilte in den Tempel, und der Kanzler unterbrach das Gebet.

„Was ist geschehen?"

„Heil und Segen dem Kloster! Ein neuer Buddha ist gefunden."

Die Lamas lagen in ehrfürchtiger Andacht am Boden, der Gesub Rimpotschen war ungläubig erschrocken, sein Blick streifte den Chanzo Cusho, aber auch dieser schien überrascht.

„Wer sagt, daß ein neuer Buddha gefunden sei?"

„Hier — dieses Weib."

Ein Weib kam in höchster Erregung herein und warf sich zu Boden. Hinter ihr stand ein Mann, der etwas trug, und der Kanzler sagte in strengem Ton:

„Was willst du im Tempel? Wie kannst du behaupten, daß du den neuen Buddha gesehen hast?"

Sie lag auf dem Fußboden, war voller Demut, und doch wieder leuchtete Stolz aus ihren Augen.

„Ich habe den heiligen Buddha geboren."

„Wo ist das Kind?"

„Gestern früh habe ich es geboren. Braun war es, dunkle Augen hatte es und schwarzes Haar, sah aus wie alle Kinder, die ich gesehen. Gestern früh ist der Heilige gestorben. Mein Mann war im Tempel und hat gehört, welche Gaben der neue Buddha haben soll. Weiß seine Haut, strohfarben sein Haar, blau seine Augen. Mein Mann kam heim und schalt mich, warum ich selbst nicht den heiligen Buddha geboren hätte. Ich schloß mein Kind in den Arm und habe es nicht aus den Armen gelassen, weder den Tag über noch in der Nacht. Ich habe geweint und gebetet zum heiligen Buddha. Ich erwachte an diesem Morgen. Das Kind trank an meiner Brust, aber es war unglaublich gewachsen in dieser Nacht. Ich rief Tanga Togsen, meinen Mann; die Sonne war aufgegangen."

Das Weib sprang auf, breitete die Arme, war wie in wahnsinniger Ekstase. Sie riß das Tuch hinweg von dem Kinde, das der Mann in den Armen hatte.

„Seht her! In der Nacht hat Buddha mein Kind erwählt und verwandelt. Weiß ist seine Haut, strohgelb ist sein Haar, blau seine Augen."

Der Chanzo Cusho nahm das Kind auf den Arm, schien selbst von heiliger Begeisterung erfaßt, hob es hoch in die Luft.

„Buddha hat sich offenbart. Der neue Heilige ist uns geboren. Betet ihn an, den Heiligen der gelben Gelugba!" (Fortsetzung folgt.)



HERBST. GEMÄLDE VON OTTO BAURIEDL.

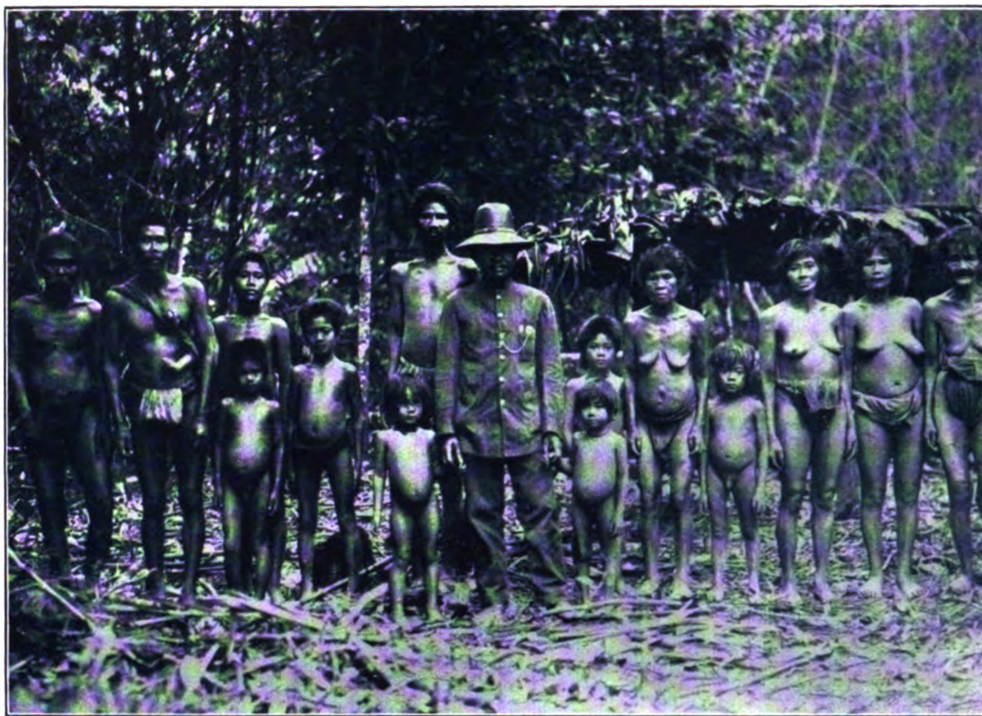
Kubu – die unbekannten Waldmenschen Sumatras

Während meiner zwanzigjährigen Pflanzerzeit auf Nord-Sumatra hatte ich öfters von dem merkwürdigen Nomadenvolk gehört, das in den Urwäldern des Südostens dieser großen Sunda-Insel leben sollte, und als ich nach den Gebirgsgegenden des Südens, nach den Hochländern von Palembang und Benkulen kam, vernahm ich noch mehr von den Menschen, die „wie scheue Rehe davonliefen oder wie Affen in die Bäume kletterten“, wenn sie einen Weißen sahen.

Durch mein eingehendes Studium der Batakvölker auf Nord-Sumatra hatte ich viel von den Sitten und Gebräuchen primitiver Menschen erfahren, und so war es denn mein sehnlichster Wunsch, jene geheimnisvollen Waldbewohner kennenzulernen.

Wie groß war meine Freude, als ich von der Niederländisch-Indischen Regierung den Auftrag bekam, eine Studienreise durch Südost-Sumatra zu machen, um auch von diesen Völkern Photographien und Beschreibungen zu verfertigen!

Wohl waren bereits verschiedene Aufsätze über dieses Volk erschienen, es ist mir aber nicht bekannt, daß einer der Autoren gerade in jene ungeheueren Urwälder der heutigen Residentschaft Djambi vorgedrungen ist, wo die Stämme der Kubu zu vermuten waren, die nur höchst selten mit Malaien, mit Europäern überhaupt nicht, zusammengetroffen waren.



Ein bei den Kubu als Vertrauensmann angesehener Eingeborener, der den Verfasser auf seiner Expedition begleitete.



Eine Kubu-Familie in ihrer primitiven Behausung.

Nachdem ich mich einige Wochen in Muara Bungo, einige Tagereisen den Batang-Hari-Fluß stromaufwärts gelegen, aufgehalten hatte, um an diesem letzten von der Ostküste aus dem Inneren zu gelegenen kleinen Ort und Standplatz eines Regierungsbeamten nähere Bekanntschaft mit der dortigen malaiischen Bevölkerung Minangkabauscher Abstammung zu machen, bekam ich endlich von den ausgesandten Boten Bericht, daß, ungefähr einen halben Tagesmarsch entfernt, im Urwald Kubu gefunden worden seien.

Auf Anraten des Demangs von Muara Bungo – des obersten einheimischen Beamten –– sandte ich einige seiner Leute unter Führung des Djenangs, d. i. jenes Malaien, der allein mit den Kubu umzugehen weiß, gewissermaßen ihr Vertrauensmann ist, mit Geschenken, bestehend aus Reis, Früchten, einigen Kleidern, Messern und Lanzenspießen, voraus, um dem furchtsamen Völkchen einiges Zutrauen einzuflößen.

Am nächsten Tage, frühmorgens um fünf Uhr, brach ich auf, und nach etwa fünfstündigem Marsch erreichten wir mitten im hohen Urwald einen Platz, wo Gestrüpp und Gesträuch kurz vorher gekappt worden war und in einigen „Hütten“ lautlos die lange gesuchten Kubu saßen.

Welch ein eigentümliches Gefühl, sich mitten im gewaltigen Urwald zum erstenmal bei solchen Menschen zu befinden! Selbst für mich, der ich doch als Pflanzer an die Eingeborenen gewöhnt war und oftmals bei den damals noch sehr primitiven Batakern übernachtet hatte. Niemand sprach ein Wort . . . lautlose Stille . . . meine Träger hieß ich außerhalb des Gesichtskreises der Kubu sich niederlassen, nur der Djenang und der Demang waren bei mir geblieben. Nachdem ich mich behaglich auf der Kiste meines photographischen Apparats zurechtgesetzt hatte, nahm ich aus der Feldflasche einen kräftigen Schluck und aß gemütlich einige Bananen, um auf diese Weise nach und nach den Leuten zu zeigen, daß sie keine Ursache hätten, vor mir bange zu sein.

Am meisten fiel mir auf, daß alle, namentlich die Kinder, gewissermaßen wohlgenährt aussahen, aber der Djenang erklärte mir zu meiner Enttäuschung, das wäre nur heute so, weil sie den ganzen Reis und alle Früchte, die ich ihnen gesandt hatte, auf einmal aufgegessen hätten, sonst wäre dies ein sehr abgeschlossener, schwierig zu erreichender Stamm, der nur durch ihn manchmal Reis und Bananen bekäme. Er erklärte mir auch, daß sie gar nicht verständen, etwas zu kochen, fast alles in rohem Zustand äßen, höchstens ein wenig angebraten, und ohne Gewürze, selbst ohne Salz. Die herumliegenden Speisereste bestätigten seine Aussage vollkommen. Bei genauer Betrachtung kam ich schließlich zu der Überzeugung, daß ich es hier in der Tat mit den primitivsten Menschen der Erde zu tun hatte, armseligen, gänzlich verwahrlosten Menschen, ohne jede Kultur.

Haut und Haare waren in furchtbarem Zustande, die meisten Körper mit einer Art feinster, sehr übelriechender Fischschuppen bedeckt – eine ansteckende Krankheit – die Haare ganz ungepflegt und voll unwillkommener Bewohner.

Männer und Frauen machten einen sehr wenig intelligenten Eindruck. Der Gang dieser Menschen ist sehr elastisch, schnell und behende, aber ihre ganze Lebensweise macht sie furchtbar träge. Nur vom Hunger getrieben, suchen sie Nahrung, die hauptsächlich in Kräutern und Früchten, namentlich aber aus Fleisch von allem, was da kreucht und fleucht, besteht. Ob es im allgemeinen seine Richtigkeit hat, daß sie Affen, Schlangen und Krokodile erlegen und verzehren, möchte ich nicht mit Bestimmtheit angeben, denn es gibt auch Stämme der Bataker, die Hunde und Affen essen, während es bei anderen wiederum als Schande gilt.

Der Djenang sprach einige Worte mit dem Häuptling, die übrigen lauschten nur anfangs der Unterhaltung, bald aber machte dieses Interesse ihrer allgemeinen Schlappheit Platz, und die meisten setzten oder legten sich wieder ganz gleichgültig und faul auf ihre Lagerstätten.

Ebenso wie bei den Batakern, finden wir auch hier zwei ganz scharf getrennte Typen vor: der eine fast über mittelgroß, schlank, meist mager, der Kopf ebenfalls lang und schmal, gut geschnitten, mit fein gezogener, ja selbst manchmal gekrümmter Nase und wenig breitem Mund mit schmalen Lippen – der andere, häufiger vorkommende Typus ist kürzer, schwerer gebaut, untersetzt, hat breite Schultern, kurze Stirn, grobe Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, dicke großlöcherige Nase, weiten Mund, schwere Lippen. Die Frauen sind im allgemeinen etwas kleiner als die Männer und zeigen durchschnittlich kleinere Köpfe. Daß manche dieser Urwaldbewohner einen nahezu mongolischen Einschlag aufweisen, ist nicht zu leugnen. Ferner fällt auf, daß oft der Oberkörper verhältnismäßig länger ist als die Extremitäten.

Die „Hütten“, in denen diese merkwürdigen Geschöpfe saßen oder lagen, können wohl kaum auf den Namen „Wohnung“ Anspruch machen. Nur einige frisch gekappte, in den Boden gesteckte Stöcke, darauf nur gerade so viele Palm- oder Baumblätter, wie nötig sind, um sich vor schwerem Regen zu schützen, auf einer Höhe von ungefähr einem halben Meter noch einige Querhölzer (manche davon gespalten), auf denen sie liegen – das ist das ganze Haus eines echten Kubu. Sie sind eben ein Wandervolk und können Wohnungen von längerer Dauer nicht gebrauchen. Finden sie an dem Ort, an dem sie sich niedergelassen haben, nicht mehr genügend Nahrung, so ziehen sie weiter.

Die Kleidung besteht bei diesen Naturmenschen nur aus dem „Tjawat“, das ist breit und weich geklopfte Baumrinde, die um die Hüften gebunden wird.

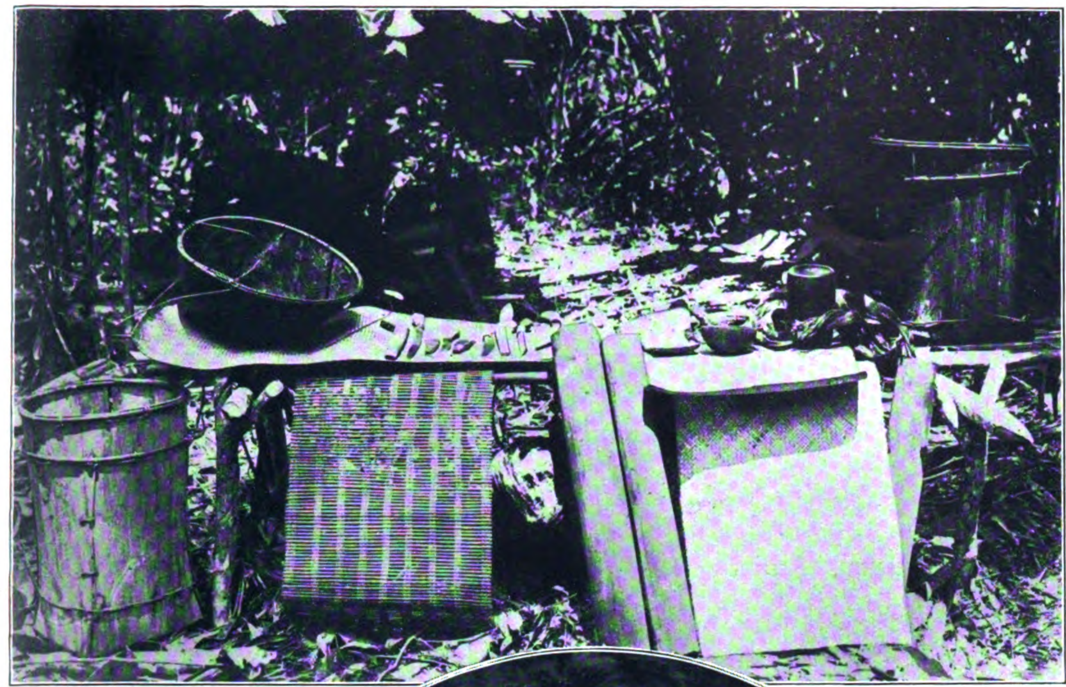
Die wenigen Waffen, die ich bei ihnen fand, deuten darauf hin, daß die Kubu keine Krieger sind. Außer der einfachen Wurflanze, ungefähr drei Meter lang, und dem malaiischen Kappmesser, die nur zur Verteidigung und zur Erlegung wilder Tiere dienen, besitzt ein Kubu keine Angriffs- oder Abwehrmittel.

Im allgemeinen gilt Monogamie als Regel, doch hat der Mann das Recht eine zweite oder auch mehrere Frauen zu heiraten. Es handelt sich bei diesem echten Naturvolk nur um Ehebündnisse aus Liebe und Neigung, rein dem Naturtriebe folgend, und ist dieser erloschen, so geht man in den meisten Fällen ganz einfach wieder auseinander, ohne jede Formalität. Die Kinder folgen der Mutter oder dem Vater, wem sie gerade mehr zuneigen; doch auch dieses hat nicht viel zu bedeuten, denn die Leute gehen ja in Wirklichkeit nicht fort, sondern bleiben bei der Sippe. Feindschaft in unserem Sinne des Wortes, kennt ein Kubu nicht. Mann und Frau verkehren einfach nicht mehr miteinander, jedes schlägt sein eigenes Lager auf, das ist die ganze „Scheidung“. Über Ehebruch konnte ich nichts Genaueres erfahren, möchte also auf dieses Kapitel nicht näher eingehen.

Das Leben im Urwald hat unsägliche Beschwerden! Es ist ein dauernder harter Kampf gegen Feinde und Widerwärtigkeiten aller Art, gegen alles was da kreucht und fleucht, wie der Laie sich ihn kaum vorzustellen vermag. Ein kurzer Besuch bei den Kubu, selbst an einem regenlosen Tage, lehrt uns schon zur Genüge, wie schrecklich die Moskitoplage ist, und mancher Kubu fällt dem Hunger eines Tigers oder dem Biß einer Schlange zum Opfer. Eine genauere Betrachtung des Körpers zeigt zur Genüge, welchen Gefahren diese armen Menschen fortwährend ausgesetzt sind; abgesehen von allerlei Hautkrankheiten, haben viele Wunden, Geschwüre und Narben. Der Häuptling des Stammes – auch dieser Begriff deckt sich nicht mit dem unsrigen, es handelt sich scheinbar nur um den Intelligentesten der Gruppe, der in besonderen Fällen um Rat gefragt wird – ist gewissermaßen der Medizinmann, er wird bei Erkrankungen gebeten, heilende Kräuter und Wurzeln zuzubereiten.

Helfen keine Heilmittel, so überläßt man den Unglücklichen einfach seinem Schicksal. Ohne sich noch weiter um ihn zu bekümmern, verläßt ihn der ganze Stamm aus Angst vor dem Tode. Von einem Begraben oder Verbrennen der Leichen ist bei den Kubu keine Rede, die Stätten, wo jemand gestorben ist, werden für lange Zeit gemieden.

Beim Suchen nach Gerätschaften fand ich einen großen, zusammengerollten, abscheulichen Lappen, und auf meine Frage, was das sei, erhielt ich zur Antwort: „Ein weißes Tuch, das der Temunggung (der Häuptling) gebraucht, wenn böse Naturereignisse einträten.“ Wenn sie von einem Erdbeben, von schwerem Unwetter,





Ein dürftiger Hausrat: Geräte, Werkzeuge und Waffen der Kubu.

Rechts oben: Zwei Kubu-Vertreter von verschiedenem Typus.

Pocken oder sonstiger böser Krankheit überrascht werden, bindet Temunggung dieses Tuch über den Kopf, bringt sich dann selbst in Trance und erfährt in diesem Zustande, was gegen das Unheil zu tun ist. Weder von Geistern noch sonst einem mit Religion zusammenhängenden Wesen oder Glauben konnte ich das Geringste erfahren.

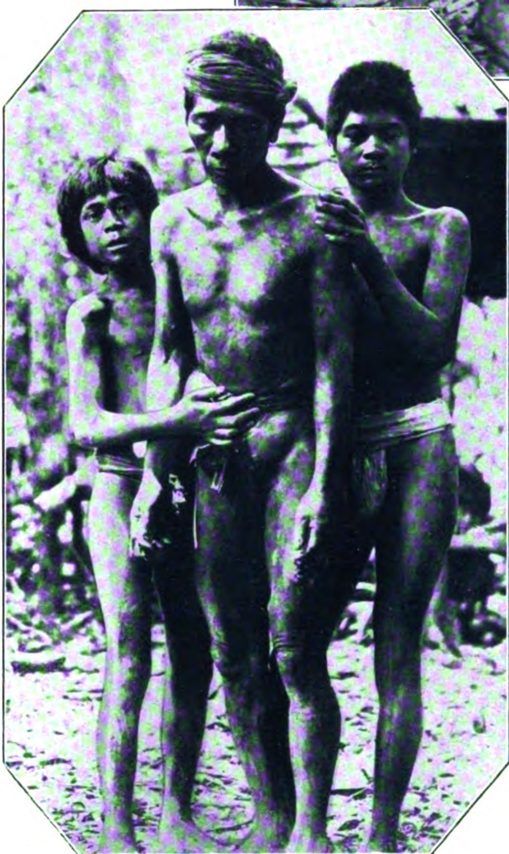
Die Sprache des Volkes ist ohne Zweifel Malaiisch. Meine diesbezüglichen Aufzeichnungen haben keine neuen Vermutungen erlaubt. Es ist aber bei so kurzen Besuchen kaum möglich, sie zu verstehen, denn, abgesehen von manch unbekanntem Wort, ist auch die Betonung sehr fremdartig. Schriftzeichen sind ihnen ebenfalls unbekannt, selbst der Häuptling hat davon keine Ahnung.

Ganz eigentümlich ist die Art und Weise, wie die meisten dieser echten, „wilden" Buschmenschen mit den Malaien Handel treiben. An einem bestimmten Platze im Urwald legen die Kubu ihre gesammelten Waldprodukte, namentlich Harzsorten, nieder. Kommt der Malaie und findet dann diese „Ware", so legt er einen nach seiner Meinung entsprechenden Gegenwert, Salz, Zündhölzer, gewöhnliche Tücher und verschiedenen Tand, daneben. Die Kubu untersuchen, ob sie mit dem Angebotenen zufrieden sein können, in diesem Falle nehmen sie es mit; sind sie damit unzufrieden, lassen sie es liegen. Der Malaie weiß dann, daß er noch mehr dazu geben muß. Erst wenn die Kubu den von dem Malaien gebotenen Gegenwert weggenommen haben, darf dieser die Walderzeugnisse mitnehmen.

Wir haben es also in jeder Hinsicht mit den primitivsten Menschen der Erde zu tun. Die Frage, ob sie die wirklichen Urbewohner Sumatras sind, oder ob sie eingewandert oder — wie schon angenommen wurde — einst von den Malaien abgestoßen wurden, ist leider noch ungelöst. Die bis heute unternommenen Forschungen sind so spärlich, daß nur ernsthaft zu wünschen bleibt, daß nun endlich eine Expedition nach den Urwäldern von Djambi gesandt wird, um diese so wichtige und interessante Frage zu lösen. Tassilo Adam.



Ein Kubu-Weib als besonders drastisches Beispiel der niedrigen Volkskultur.



Rechts nebenstehend: Primitiver Spiritismus: Die zwei großen Männer werden von dem kleineren mittels Handauflegen hypnotisiert.



Verschiedene Frauentypen der Kubu.

Rechts nebenstehend: Das Haupt der Kubu-Sippe im Trancezustand.



Kostbarkeiten altfranzösischen Kunstgewerbes: Emailarbeiten von Limoges.

Von Prof. Dr. Hermann Schmitz, Schloßmuseum, Berlin.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff.



Buchdeckel mit segnendem Christus. Arbeit aus Limoges, Grubenschmelz auf Kupfer, erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.



Reliquienschrein. Limoges-Arbeit aus dem 13. Jahrhundert, Grubenschmelz auf Kupfer.



Krümme eines Bischofsstabes. Aus Limoges, erste Hälfte des 13. Jahrhunderts; Grubenschmelz auf Kupfer.

Limoges ist eine kleine Stadt in Südfrankreich, die zwei große Blütezeiten der Emailkunst erlebt hat, deren Erzeugnisse in der Technik wesentlich voneinander verschieden sind. Die erste Blütezeit liegt im Mittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert, sie pflegte das Grubenemail, den Grubenschmelz auf Kupfer. Die zweite Blütezeit fällt in die Renaissance, in ihr wurde die Schmelzmalerei auf Kupfer, das Maleremail, geübt.

Das Limogesemail des Mittelalters, der Grubenschmelz auf Kupfer, bestand darin, daß man aus einer dicken Kupferplatte Gruben ausstach und diese mit farbigem, undurchsichtigem Glasschmelz, dem Email, ausfüllte. Die Zeichnung, namentlich die Umrißlinien erreichte man dadurch, daß man Stege zwischen den vertieften Flächen beließ. Die Emailkünstler von Limoges liebten es, auch ganze Figuren als Kupferflächen stehenzulassen, die sie dann vergoldeten und gravierten. Die Technik des Grubenschmelzes auf Kupfer arbeitet also mit nebeneinandergestellten, durch breite Stege getrennten Farbenflächen, in der Wirkung ähnlich wie die der Glasmalerei des Mittelalters, die farbige Glasflächen, mit Bleiruten dazwischen, zusammensetzt. Und tatsächlich hat der Stil der Grubenschmelzkünstler des 12. und 13. Jahrhunderts große Ähnlichkeit mit dem der gleichzeitigen Glasmalerei. — Die hauptsächlichste Farbe der Limogeskünstler des Mittelalters ist ein tiefes Blau. Dazu gesellen sich vor allem Weiß und Grün, nur vereinzelt Rot. Die Köpfe und einzelne Teile der in vergoldetem Kupfer gravierten Figuren sind häufig in Relief gegossen, wie dies auch die Platten des Buchdeckels mit dem segnenden Christus zeigen. Die Werkstätten von Limoges haben in dieser Zeit neben den Deckelplatten für Evangelienbücher hauptsächlich, wie das den damaligen Zeitverhältnissen gemäß ist, Geräte für die Kirche geschaffen: Reliquienkasten in Gestalt von kleinen Truhen mit Satteldach, Hostienbehälter, Leuchter, Bischofsstäbe, Meßgerät aller Art. Die Erzeugnisse der Werkstätten von Limoges sind im 13. Jahrhundert weit über Frankreichs Grenzen gedrungen.



Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens. Bildplatte, gefertigt von Nikolaus Laudin (1628—98) in Limoges; Emailmalerei auf Kupfer.

Auf einem ganz anderen technischen Prinzip beruht die Emailkunst der zweiten Blütezeit von Limoges, der Renaissance, des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie besteht in eigentlicher Malerei mit durchsichtigen oder undurchsichtigen Schmelzfarben auf einer dünnen Kupferplatte, die vorher mit einer Schmelzschicht vollständig bedeckt ist. Diese Schmelzmalerei, das Maleremail, setzt den Schmelzkünstler in den Stand, die Töne abzustufen und Umrisse sowie Lichter in Weiß und Gold auf die Grundtöne aufzusetzen, allerdings in einer durch die Glasschmelze und den Kupfergrund begrenzten Farbenskala. Es ist klar, daß diese Schmelzmalerei gegenüber dem mittelalterlichen Grubenschmelz zu bildmäßigen malerischen Wirkungen befähigt ist, und so ist denn auch die Emailkunst von Limoges der Renaissance in dem Streben nach bildmäßigen Malereien mit der übrigen Malerei dieser Epoche zusammengegangen. Die Frühzeit der Schmelzmalerei von Limoges, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, hat hauptsächlich religiöse Bildplatten für Hausaltäre in leuchtenden Farben hergestellt: ein tiefes Blau, ein leuchendes Violett und helles Grün herrschen vor neben den weißgehöhten Fleischtönen. Die führenden Meister dieser Frühzeit hießen Nardon Penicaud und Jean Penicaud. In der Hochrenaissance überwiegen Darstellungen aus dem Alten Testament und der antiken Dichtung und Geschichte. Die Graumalerei, auf schwarzem Schmelzgrund, die Grisaille, tritt mit der farbigen Malerei in Wettbewerb. Die fruchtbarsten Meister der Hochrenaissance waren Pierre Reymond und Léonard Limousin. — Später haben die Schmelzmaler von Limoges auch Szenen aus dem alltäglichen Leben, Bauerngesellschaften u. dgl., in Weiß auf schwarzem Grunde gemalt. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, im Zeitalter der Gegenreformation, ist in Limoges eine lebhafte Produktion von Bildtafeln mit Heiligen getrieben worden. Die wichtigsten Meister dieser Gattung gehörten der Familie Laudin an. Im Zeitalter Ludwigs XIV. wurde die Industrie von Schmelzmalereien in Limoges durch die Emailmalerei von Paris verdrängt.



Boas und Ruth unter den Schnittern. (Buch Ruth, Kap. 2.) Bildplatte von Léonard Limousin aus Limoges, Mitte des 16. Jahrhunderts.



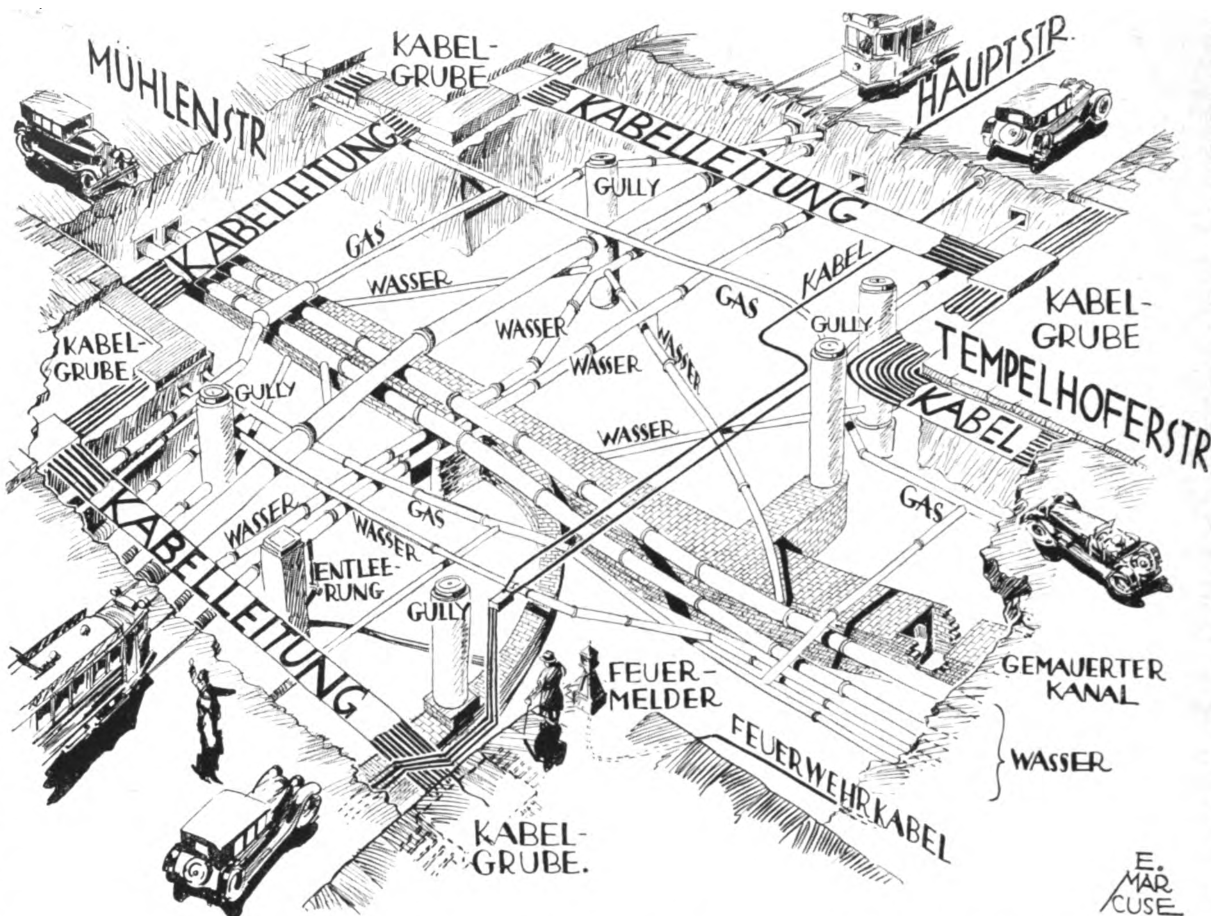


WERDEN UND VERGEHEN

ZEICHNUNGEN VON MAGDA SCHOLZ

Die unterwühlte Großstadt – ein menschlicher Ameisenbau.

Durch die Straßen der Weltstadt jagt und hastet fieberhaft der Verkehr. Auf der rollenden Treppe fahren wir hinab zu der Untergrundbahnstation und sausen in wenigen Minuten von dem einen Stadtviertel zum anderen. Mit der gleichen Sicherheit und Selbstverständlichkeit tun wir dies, wie wir, zu Hause angelangt, die Wasser-, Licht- und Kraftanlagen benutzen. Nicht einen Augenblick denken wir im Verlauf des Tages an den Weg, den der Wassertropfen machen muß, um in unser Glas zu gelangen, an die sekundenschnelle Fahrt durch die unterirdische Weltstadt, die unsere in das Mikrophon gesprochenen Worte zu überstehen haben, um das lauschende Ohr unserer Mitmenschen zu erreichen. Unter den spiegelglatten Asphaltstraßen ruhen Schätze von unerhörtem Wert. Eine Berliner Untergrundbahnstrecke von 3,4 km Länge kostete allein rund 23,5 Millionen Mark. Ungeheuerlich groß müssen die Kapitalien erscheinen, die im Laufe eines Jahres in einer Weltstadt unter dem Pflaster vergraben werden. Doch die Zinsen, die tägliche Nutznießung rechtfertigen nicht nur die Riesensummen, die für Tiefbau ausgegeben werden, sondern sie lassen sie auch zurücktreten und überwuchern das Vermögen.



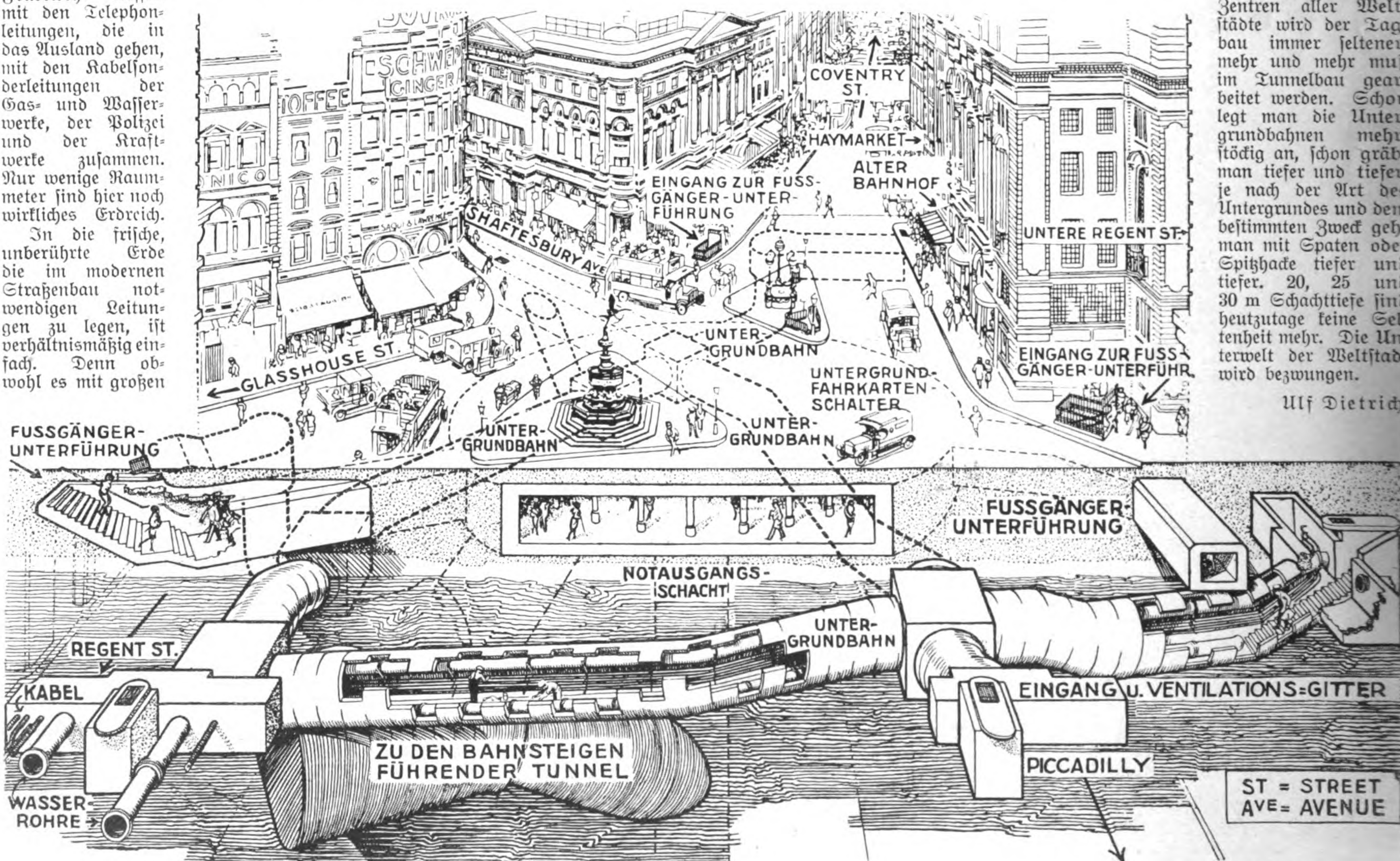
Schematische Darstellung des Gewirrs von Leitungen und Kanälen unter einer Straßenkreuzung in Berlin.

Sind die Straßen einmal aufgebrochen, dann tut sich ein interessanter Blick in diese Unterwelt auf. Wir sehen die Verlegung irgendwelcher Telephon- oder Lichtkabel oder die Versenkung von Wasserrohrleitungen. Unbedeutend sind diese Arbeiten im Vergleich zum Bau unterirdischer Kanäle oder neuer Untergrundbahnstrecken. Aber hier bereitet die Vielgestaltigkeit der Leitungen, Kanäle und unterirdischen Bauten Schwierigkeiten und führt insbesondere an den Kreuzungspunkten zu Verkehrsproblemen unter der Straße. An den Straßenkreuzungen sind die Treffpunkte der geheimnisvollen Nervenstränge. Wasser- und Abwässerkanäle, Gas- und Kraftleitungen, Ortstelephon, Rohrpost und die Kabel der Feuerwehr treffen mit den Telephonleitungen, die in das Ausland gehen, mit den Kabelsonderleitungen der Gas- und Wasserwerke, der Polizei und der Kraftwerke zusammen. Nur wenige Raummeter sind hier noch wirkliches Erdreich.

In die frische, unberührte Erde die im modernen Straßenbau notwendigen Leitungen zu legen, ist verhältnismäßig einfach. Denn obwohl es mit großen Kosten verknüpft ist, das eben der freien Landschaft abgerungene Straßenland für die Anlieger herzurichten und der Bebauung zu erschließen, gibt es doch selbst bei der Herstellung der modernsten Straße keine sonderlichen Hemmnisse. Schon müssen zwar zu den üblichen Anlagen Regenwasserkanäle, vielleicht auch Stau- und Sammelbecken, die die Niederschlagsmengen abfangen und fortleiten können zur Verhinderung von Überschwemmungen, gefügt werden, aber erst im Innern der Weltstadt, im Herzen, in der City, wo schon seit Jahrzehnten um jedes Quadratmeter Straßenland gekämpft wird, liegen für den Tiefbautechniker die Schwierigkeiten.

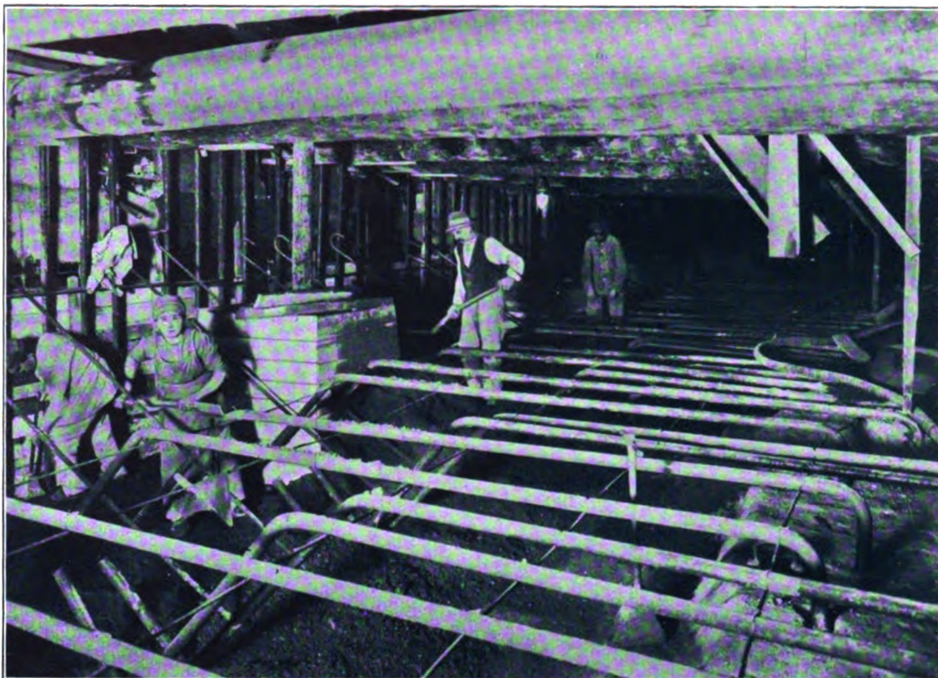
In Berlin wird der Luisenstädtische Kanal, der für die Zwecke der Schiffahrt keine Verwendung mehr fand, zugeschüttet. Dadurch war der Bau eines neuen, unterirdischen Ersatzkanals für die auf ein bestimmtes Gebiet entfallenden Regenmengen notwendig. Dieser Notkanal mußte eine Untergrundbahnstrecke und die Spree kreuzen. Ein Ingenieur-Kunstwerk ist der gedükerte (untergeleitete) Kanal geworden. In etwa 16 m Tiefe führte man in Stollen, die bergbaumäßig angelegt waren und stets von einem ganzen System von Pumpen grundwasserfrei gehalten wurden, den Bau des Kanals durch. Das Grundwasser ist neben der Raumnot im Stadtinnern der Feind der Tiefbauer. Unvorhergesehene Zwischenfälle unter der Straße, wie das Vorhandensein Jahrhunderte alter Fundamente oder Festungsbauten, das Auftauchen unbekannter alter Brunnen und Schächte, abgerechnet, bleibt die Raumnot das schlimmste Übel. Häuser, seien sie noch so groß und wuchtig, werden abgefangen und untertunnelt. Die alte Berliner Kunstschule in der Klosterstraße wurde seinerzeit neben zahlreichen anderen Unterfahrungen ohne Störung des Schulbetriebs so untertunnelt, daß das Gebäude keinen Schaden nahm. Mit den wachsenden Schwierigkeiten in den Zentren aller Weltstädte wird der Tagbau immer seltener, mehr und mehr muß im Tunnelbau gearbeitet werden. Schon legt man die Untergrundbahnen mehrstöckig an, schon gräbt man tiefer und tiefer, je nach der Art des Untergrundes und dem bestimmten Zweck geht man mit Spaten oder Spitzhacke tiefer und tiefer. 20, 25 und 30 m Schachttiefe sind heutzutage keine Seltenheit mehr. Die Unterwelt der Weltstadt wird bezwungen.

Ulf Dietrich.



Ein Blick in das unterhöhlte London: Neuanlagen der Picadilly-Untergrundbahn beim Picadilly-Zirkus.





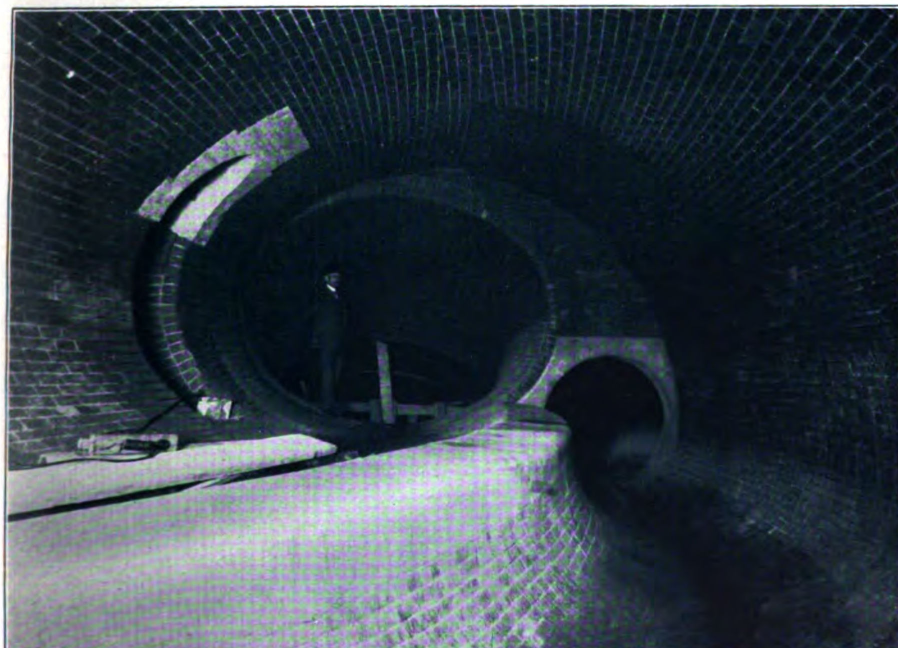
Bau eines Notkanals zum Ersatz für den zugeschütteten Luisenstädtischen Kanal in Berlin: In der Baugrube unter der Spree, 16 m unter der Straßenhöhe.
Rechts oben: Einbetonieren der Eisenarmierung in einer Tunnelsohle (Motzstraße). Das wagerechte Rohrleitungssystem dient während der Bauzeit der Trockenhaltung der unterirdischen Baugrube.



Für den Großstadtverkehr unter der Erde: Fertige Untergrundbahn-Strecke. Der mittlere Schienenstrang kommt nach Kreuzung mit dem rechten unter diesem hervor.



Der Graben unter der Erde: In Bau befindlicher Schmutzwasserkanal in der Maaßenstraße.





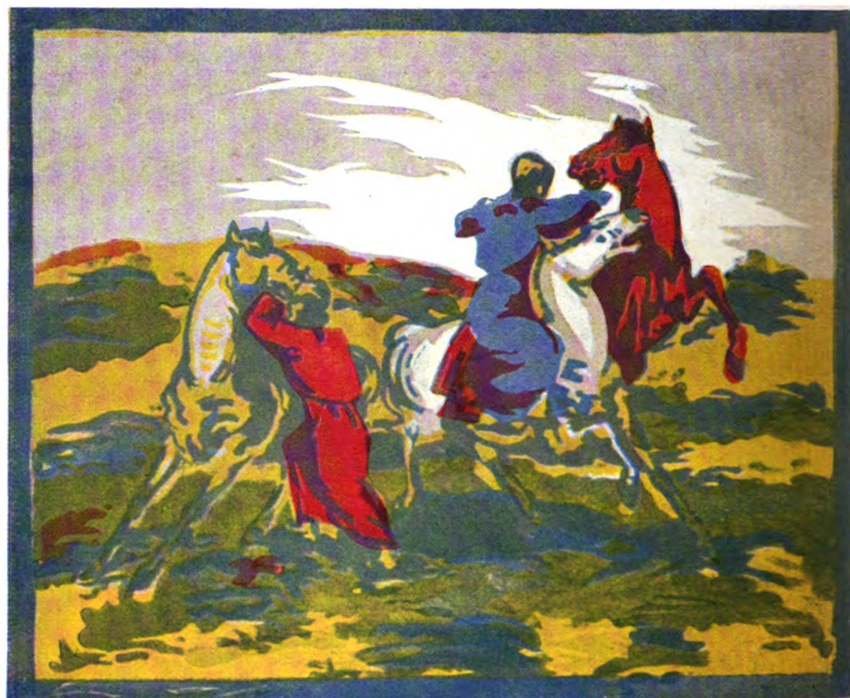
Links: Ein fertiger Ableitungskanal beim Nollendorfplatz. Der Mann im oberen Stollen gibt einen Begriff von der Größe der Kanalanlagen, die sich unter Plätzen, Straßen und Häusern der Großstadt hinziehen. — Rechts: Von den Ausschachtungsarbeiten für die neue Lichtenberger Untergrundbahn in Berlin: Die in ein richtiges „Bergwerk" verwandelte Frankfurter Allee.

ALLERLEI MAULWURFSARBEIT UNTER DER REICHSHAUPTSTADT

SERGEI KOLESNIKOFF, DER MALER DER MONGOLEI



IN DER NORDISCHEN MONGOLEI. (LINOLEUMSCHNITT.)



RITT IN DIE STEPPE. (LINOLEUMSCHNITT.)

Sergei Michailowitsch Kolesnikoff ist in Kalgan an der mongolisch-chinesischen Grenze geboren. Seine Eltern sind Russen mongolischer Abstammung, und seine Vorfahren waren noch Nomaden der Wüste Gobi. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er in Petersburg, wo er zuerst Schüler, dann Mitarbeiter Petrow-Wodkins war, der zu den bahnbrechenden Modernen in Rußland gehört. Vom Kultusministerium der Mongolei wurde Kolesnikoff nach Urga als Professor berufen.

Schon früh hat Kolesnikoff es sich zur Aufgabe gemacht, seine Heimat zu schildern, und in seinen Arbeiten versucht, dieses eigenartige, zum Teil gänzlich unerforschte Land darzustellen. Er hat es aber nicht nur als Maler getan, sondern er hat sich auch als Forscher Verdienste erworben. Im Auftrage des Geographischen Instituts in Petersburg, dessen Mitglied er ist, hat er eine Expedition und einige Exkursionen ins Innere des Landes geleitet. Der Teil der Mongolei, in dem einst Dschengis-Chan residiert hat, war das spezielle Gebiet von Kolesnikoffs Forschungen.

Heute ist die Mongolei eine vollständig unabhängige Republik geworden und gehört entschieden zu den wenigen Erdenwinkeln, in die die europäischen Einflüsse fast gar nicht eingedrungen sind, und in denen sich Sitten, Gebräuche und Trachten durch Jahrhunderte hindurch bis in unsere Zeit erhalten haben. Sicher ist es zum Teil dem Einfluß der dort herrschenden Religion, des Buddhismus, zu verdanken, daß aus den wilden Welteroberern ein friedfertiges, Viehzucht treibendes Nomadenvolk geworden ist. Bis vor kurzem stand die Mongolei noch ganz unter dem Einfluß der buddhistischen Priester, der Lamas, die in zahlreichen Klöstern erzogen werden, das Land durchziehen und überall bei den Einwohnern Annehmlichkeiten beanspruchen dürfen, die über unsere Begriffe von Gastlichkeit gehen. Das Amt eines Lamas ist darum äußerst beliebt.

Das Leben der Mongolen spielt sich sehr primitiv ab. Ihre Wohnung bildet ein kreisförmiges Zelt aus Filz im Durchmesser von ungefähr 4 m — die Jurte. Die Frau ist die absolute Dienerin ihres Mannes, und auch die übrigen Familienangehörigen haben sich dem Willen des Oberhauptes zu fügen. Der Tag des Mongolen verläuft ziemlich eintönig. Wenn er am Morgen erwacht, wartet ihm die Frau mit dem Morgentrank auf: etwas Tee in einer Schale. Dann schaut er nach dem Wetter. Sein Sohn oder Bruder hat das in der Nähe weidende Pferd, den notwendigsten Begleiter von frühester Kindheit an, einzufangen, und nun begibt er sich zu irgendeinem Nachbar, um Neuigkeiten zu erfahren. Dabei wird nicht selten so viel von dem aus Pferdemilch (Kumys) gewonnenen, alkoholhaltigen Getränk genossen, daß er abends gerade noch seine Jurte erreicht, um sich auszustrecken. Mit ungewöhnlicher Pracht wird im Sommer der wichtigste Feiertag des Jahres begangen. Aus allen Gegenden strömen an bestimmten Punkten die Einwohner zusammen. Groteske Maskentänze, Pferderennen und die seltsamsten Spiele werden veranstaltet. Adlern werden Fleischstücke zugeworfen, die sie in der Luft erhaschen, und Wettschießen mit Pfeilen und mystische Gottesdienste der Priester verbinden sich zu einem überaus malerischen Bild. Die bunten Trachten der wogenden Menge, die gelben und roten Gewänder der Lamas, die seltsamsten Kopfbedeckungen und Kleider der verschiedenen Stämme bilden für das Malerauge einen unerschöpflichen Schatz.

Diesem farbenprächtigen Leben ward in Kolesnikoff, der ein Künstler von starker moderner Auffassung ist, ein Interpret voll eingehenden Verständnisses. Er hat dafür in Rußland schon lange volle Anerkennung gefunden, und die Ausstellung seiner Arbeiten, die 1926 in Berlin stattfand, hat ihm nun auch in Deutschland verdienten Erfolg gebracht.

Leo Michelson.



MONGOLIN IN FESTTRACHT. (GEMÄLDE.)

Der Greyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(Schluß.)

Da erhob auch sie sich, freundlich reichte sie ihm die Hand, er zog sie an sich, und ihr Köpfchen ruhte einen Augenblick an der Brust des glückseligsten der Menschen. „O Florian," flüsterte sie, „ist es denn möglich?" Dann, sich ihm schnell wieder entwindend und seine Hand ergreifend, sagte sie: „Jetzt schnell zur Tante!"

Er aber zögerte. Es war ihm zumute, als wenn das Heiligenbild, das nun seit Monaten still leuchtend im Schrein seines Herzens gestanden hatte, plötzlich Leben und Gestalt gewinnend, aus ihm herausgetreten wäre. Flora stand vor ihm so blühend wie ihr Name, so schön und lieblich wie der junge Tag, und ihre ehrlichen Augen sagten ihm, daß er geliebt sei. Er konnte sich kaum fassen, sein Glück noch nicht begreifen; allerdings blieb ihm auch noch ein Zweifel, ob sie ihm wirklich werde angehören wollen, wenn sie erst seine Lage kenne.

„Weile noch, geliebtes Leben," sprach er, „und höre mich erst ganz aus. Flora, ich kam vorhin nicht recht dazu, es dir zu sagen. Ich bin so arm wie Hiob; ich habe nichts als mein Talent, das sich erst nach Jahren verwerten wird. Willst du so lange auf mich warten?"

„Ich werde dich ewig treu im Herzen halten bis in den Tod", erwiderte sie leise, indem sie sich von neuem an ihn schmiegte. „Aber angehören kann ich dir doch nicht ohne die, die jetzt Mutterstelle bei mir vertritt, geliebter Freund, komm, laß uns zu ihr eilen!"

„Aber sie wird ganz einfach nein sagen. Und was ist dann? Wäre es nicht besser, wir begnügten uns mit dem Bewußtsein unserer Liebe und Treue, bis ich ein Mann bin, der vor die Tante treten kann?"

„Sie wird nicht nein sagen, mein Florian, ganz gewiß nicht; sie achtet dich und hat den ganzen Tag von dir gesprochen. Ich flehe dich an, auf ewig geliebter Freund, laß uns keine Zeit verlieren und komme jetzt mit mir. Erst wenn die Tante die Dritte in unserem Bunde ist, sind wir unser sicher."

Da widerstand er nicht länger, und sie eilten den Weg zurück bis zum Kaffeehaus, wo sie den Wagen fanden. Flora aber wurde nicht müde, die Güte und Klugheit der Tante Florettchen zu preisen. „Du darfst dich nicht an ihre Form stoßen," sagte sie, „könntest es auch nicht, wenn du sie kenntest. Ihr Herz ist voller Güte."

VI.

Schnell flog der Wagen dahin, rollte schmetternd durch die hohen Gassen und lenkte endlich in das Portal des „Birnbaums" ein. An der Treppe wurden die Ankömmlinge von Eve Rosine empfangen, die den Auftrag hatte, den jungen Herrn seitens der gnädigen Frau zu ersuchen, den Tee mit den Damen zu trinken.

„Und wie geht es denn der Tante?" fragte Flora.

„Oh, sehr viel besser, Fräulein. Ich habe die Tropfen aus der Apotheke holen müssen, die der junge Herr geraten. Die haben schnell geholfen, aber ich soll nichts sagen!"

Das ist ja wie geboren! dachte Florian, dem es jedoch trotz dieser guten Nachricht ziemlich armensünderlich zumute war, und auch Flora schien den alten Mut nicht mehr zu haben, denn sie stieg, durch den Freund geleitet, nur langsam und schleppend die Treppe auf.

Aber Frau von Biestewitz empfing die Eintretenden mit heiterem Gesicht und frohen Worten. „Denkt, Kinder," rief sie ihnen entgegen, „ich bin fast ganz gesund. Die Schmerzen sind im Abziehen, und ich freue mich darauf, den Tee mit euch zu trinken."

Da schlang Flora ihre weichen Arme um den Hals ihrer mütterlichen Freundin, wollte etwas sagen und brach in Tränen aus.

„Freust du dich denn so sehr, mein Lämmchen," sagte diese, „daß es der alten Tante wieder gut geht? — Doch nein," fuhr sie fort, indem sie sich aus der Umarmung befreite und das junge Mädchen, von sich abhaltend, befremdet anblickte, „nein, das kann's nicht sein! Du siehst ja ganz entstellt aus, und auch der junge Herr steht wie eine Versteinerung da. Ist etwas vorgefallen, Kinder?"

„Ja, Tante," stotterte Flora, „wir haben etwas auf dem Herzen."

Da trat Herr Florian vor. „Gestatten die Damen mir das Wort", sagte er. „Einleitungen erschweren nur Geständnis wie Verständnis, und deshalb, gnädige Frau, erlauben Sie mir wohl —"

„Mit der Tür ins Haus zu fallen", unterbrach die alte Dame. „Recht so, Männchen! Geradeaus ist immer die beste Kanone."

Sehr ermutigt fuhr Florian fort: „Wenn das der Fall ist, so sei es kurz gesagt. Gnädige Frau, Ihr Fräulein Nichte hat mich an Sie gewiesen, da der Weg zu ihr nur durch die Frau Tante gehe, deren Einwilligung sie sich jedoch versichert halte. Gnädige Frau, unsere Herzen haben sich gefunden, versagen Sie uns nicht Ihren mütterlichen Segen."

Frau von Biestewitz trat einen Schritt zurück. „Wie war das?" fragte sie befremdet.

„In Wahrheit, gnädige Frau," wiederholte der junge Mann mit fester Stimme, „nach der Freiheit des Verkehrs, den Sie mir selbst gestattet haben, glaube ich nicht, daß mein Antrag Sie überraschen kann. Sie müßten mir denn kein Herz zutrauen. Ich erlaube mir daher die Bitte zu wiederholen, seien Sie uns nicht entgegen!"

Die alte Dame maß den Sprecher mit den Augen. „Hab' ich recht verstanden," sagte sie, „so denkt der Herr, die Flora da zu heiraten? Ist's so, Herr von Reiher?"

„Nur die Aussicht, gnädige Frau, Ihr Fräulein Nichte dereinst mein nennen zu dürfen, möchte ich mir durch Ihre gnädige Zusage gesichert wissen."

Sich ihr Tuch vor den Mund haltend und mit dem Lachen kämpfend, ließ Frau von Biestewitz sich in den Lehnstuhl sinken.

„Hast du's gehört, Flora," platzte sie heraus, „der gute junge Mensch will dich zur Frau haben? Was sagst denn du dazu?"

Flora klammerte sich fest an den Arm des Freundes, der für sie das Wort nahm: „Sie sehen, gnädige Frau, daß Ihr Fräulein Nichte einverstanden ist. Oh, bitte, widerstreben Sie uns nicht! Erbarmen Sie sich unser, fördern Sie das Glück zweier Herzen, die kein anderes Lebensziel mehr kennen, als sich einander anzugehören. Helfen Sie uns, teure gnädige Frau!"

„Laß ihn, Flora," wandte sich die alte Dame jetzt sehr ernst an diese, „und komm hierher zu mir!" Und sie bei der Hand fassend, sprach sie weiter: „Herr von Reiher, wenn Flora behauptet, von mir allein abzuhängen, so irrt sie, aber wenn dieses auch der Fall wäre, so haben doch Sie, mein Herr, das Vertrauen, das ich in Sie setzte, so arg mißbraucht, daß mich schon dies allein berechtigen würde, Sie jetzt mit einem einfachen Nein zu bescheiden. Von der andern Seite aber fühle ich mich Ihrem geraden Wesen und ehrlichen Gesicht gegenüber doch geneigt, Ihnen dieses Nein auch noch auf andere Weise zu motivieren. Setzen Sie sich, Herr von Reiher!"

Florian war leichenblaß geworden und griff nach einem Stuhl.

„So," fuhr die Dame fort, „wenn der Körper ruht, so urteilt sich's auch ruhiger. Vernehmen Sie denn, mein Herr, daß ich auch mit dem besten Willen und wenn Sie mir die schönsten Garantien gäben, unmöglich Ihre Wünsche fördern könnte, da Flora nicht mehr frei ist, ihre Hand ist schon so gut wie vergeben."

Florian sprang heftig auf. „Flora," rief er, „und davon hast du mir kein Wort gesagt? O Gott, man hat ein Spiel mit mir getrieben", und damit griff er nach seinem Hut und wollte fort. Flora aber riß sich von der Tante und suchte ihn zu halten.

„Florian, mein Florian," rief sie, „verlaß mich nicht! Ich schwöre es dir zu, daß ich von keinem Verlöbnis weiß. Die Tante scherzt, sie prüft uns nur. Bleib, teurer Freund, und brich mir nicht das Herz!"

„Auch ich", sagte die Tante, „muß den Herrn ersuchen, uns nicht so brüsk zu verlassen. Hören Sie einen doch wenigstens erst an, ehe Sie ungerecht werden! Kommen Sie, mein Herr, seien Sie vernünftig, und setzen Sie sich wieder! Herr von Reiher, wir haben weder ein Spiel mit Ihnen getrieben, noch habe ich gelogen, wenn ich Ihnen sagte, daß Floras Hand so gut wie vergeben sei; doch auch sie ist ganz in ihrem Rechte zu behaupten, daß sie davon nichts weiß. Ja, noch mehr, auch der, dem sie bestimmt ist, hat keine Ahnung, und doch würden beide es verzweifelt übelnehmen, wenn man die Sache hindern wollte."

„Diese Dinge sind mir zu hoch", erwiderte Florian nicht ohne Bitterkeit. „Wohl weiß ich, daß man in alten barbarischen Zeiten Säuglinge in der Wiege miteinander verlobte, mag aber in diesem Falle eine solche Abgeschmacktheit nicht glauben. Jedenfalls würde Flora durch ein Versprechen nicht gebunden sein, das sie nicht selbst gab. Was mich anlangt, so würde ich ganz gewiß einen jeden zu finden wissen, der es sich beikommen ließe, seine Hand wider ihren Willen nach ihr auszustrecken."

„Wen wollen Sie durch diese Drohung schrecken," versetzte Frau von Biestewitz, „den Säugling?"

„Verzeihen Sie meine Aufregung," erwiderte der Gefragte, „aber ich bin dergestalt verstrickt in ein Gewebe von Unbegreiflichkeit, daß mir Atem und Besinnung ausgeht. Haben Sie die Gnade, mir endlich reinen Wein einzuschenken."

Da öffnete Frau von Biestewitz ein Reisenecessaire, aus dem sie ein großes Kuvert herauszog. „Hier", sagte sie, „ist der gewünschte Reinwein. Um Mord und Todschlag zu verhüten, muß ich schon ein Geheimnis preisgeben, das nicht das meine ist. Lesen Sie dieses Schreiben dem leichtsinnigen Mädchen da mit Bedacht vor, und wenn Sie dann noch Lust verspüren, den zu erwürgen, dem Floras Hand bestimmt ist, so können Sie es ungestraft tun. Ich aber verlange nicht dabei zu sein, da es ohnedem in meinem Kopfe wieder stärker wetterleuchtet, als mir lieb ist." Damit nahm sie ein Licht und ging ins Nebenzimmer, begleitet von den verwunderten Blicken der beiden andern.

„Lauter Dunkelheit und Rätsel", sagte Florian. „Sonderbare Frau, will uns trennen und läßt uns wieder sorglos hier allein. Doch wir wollen lesen!"

„Was werden wir hören müssen?" klagte Flora, ihr Köpfchen weinend an die Schulter des Freundes lehnend.

„Mögen wir hören, was wir wollen," sagte dieser, indem er einen Kuß auf die Stirn des geliebten Mädchens drückte, „liebst du mich wirklich, wie ich dich liebe, so sei sicher, daß wir alle feindlichen Anschläge zunichte machen." Damit entfaltete er das Schreiben. Es war der Brief Silvies, dessen Anfang wir schon kennen. Wir beginnen also im folgenden Kapitel gleich mit dem uns noch unbekannten Teil.

VII.

Florian las:

„Was ich nun weiter sagen werde, laß Deiner Diskretion empfohlen sein. Es ist das Geheimnis des Fürsten, doch bin ich ermächtigt, Dir Mitteilung zu machen, um Dich in den Stand zu setzen, Deine Maßregeln zu nehmen und, wie Du es für angemessen halten solltest, vorbereitend auf das Gemüt der guten Flora einzuwirken, deren Zukunft es betrifft. Wenn ich aber zu diesem Zwecke etwas weit ausholen und vielleicht zu ausführlich werden sollte, so magst Du das dem Umstande zuschreiben, daß die ganze Sache mich aufs lebhafteste erregt hat. Nun höre:

Als ich vor einigen Tagen nach glücklich beendeter Kur aus Karlsbad zurückkam, fand ich die hiesige Gesellschaft sehr beschäftigt mit einer neuen Erscheinung, die sich mittlerweile am Hofe eingefunden hatte. Es ist dies ein Herr von Reiher, russischer Oberst außer Dienst, ein stattlicher alter Herr trotz seines hölzernen Fußes."

„Mein Vater", unterbrach sich Florian sehr befremdet.

„Und wußtest du denn nicht darum?" fragte Flora.

„Daß er in Dornburg sei, weiß ich seit vorgestern, weil er mir ein paar Worte von dort geschrieben. Doch habe ich keine Ahnung, was er am Hofe sucht." Darauf fuhr unser Held zu lesen fort:

„Der Fremde war im ‚Gelben Beutel' abgestiegen, hatte sich dort sogleich nach Geyersberg erkundigt, und da er erfahren, daß dieser Besitz jetzt zum fürstlichen Dominium gehöre, eine Audienz bei Sr. Durchlaucht nachgesucht. Der Fürst empfing ihn, und die Unterredung zog sich zur Verwunderung des diensttuenden Kavaliers so lange hin, daß die Jagd darüber ausgesetzt werden mußte, ein Umstand, der während der ganzen Regierungsperiode des hohen Herrn noch niemals vorgekommen. Darauf zur Tafel geladen, wurde der rätselhafte Fremde mit einer Auszeichnung behandelt, die sein sehr einfaches Auftreten nicht hatte erwarten lassen, und die man einigermaßen erst zu begreifen glaubte, als der Fürst seine Gesundheit ausbrachte und ihn bei dieser Gelegenheit dem gesamten Hofe als seinen Wohltäter und Lebensretter vorstellte."

„Unbegreiflich", rief hier Florian, las aber weiter, wie folgt:

„Du erinnerst dich, Florettchen, daß der Fürst, damals noch Erbprinz, als er sich bei Lützen während eines Reitergefechts zu weit vorgewagt und, von Feinden umringt, bereits verwundet war, von einem fremden Offizier mit unglaublicher Bravour wieder herausgehauen worden, es nachmals schmerzlich beklagend, daß er in der Betäubung, die ihm ein Kopfschmarrn zugezogen, und bei der Schnelligkeit des ganzen Vorfalls es versäumt hatte, sich nach dem Namen jenes Braven zu erkundigen, den später zu ermitteln nicht mehr gelang. — Nun aber denke Dir das merveilleuse Gedächtnis des alten Herrn: im Laufe jenes Gespräches beginnt ihm — jetzt nach mehr als zwanzig Jahren — in den Zügen des Herrn von Reiher eine Ähnlichkeit aufzutauchen; er forscht und fragt, und siehe, gemeinsam zutreffende Erinnerung stellt es bald außer Zweifel, daß der früher vergebens Gesuchte niemand anders als der Oberst ist, der es seinerseits kaum glauben will, daß der kleine Leutnant, dem er jenen Dienst erwiesen, ein so hoher Herr gewesen. Von nun an gestaltete sich zwischen den alten Kameraden ein lebhafter Verkehr. Unser teurer Herr ist immer noch er selber, seine Neigung, sich für neue Menschen zu echauffieren, mochte sich in diesem Falle um so weniger verleugnen, als sie durch ein edleres Motiv unterstützt wurde. Bald schien der Fürst ohne seinen Retter weder speisen noch ausfahren, noch jagen oder sonstwie auskommen zu können, und sogar Wohnung auf dem Schlosse wurde ihm angeboten, die er jedoch mit den Worten ablehnte, er wohne wohlfeiler im ‚Beutel', eine Antwort, die nachher von Mund zu Mund ging, den Fürsten aber nahezu entzückte, der nichts liebenswerter findet als dergleichen Ausweichungen von hergebrachten Formen. Wer ihm gefallen soll, muß geradeaus und recht und schlecht und nicht so fein wie alle andern auch. Übrigens finde ich, daß hier jedermann, auch die fürstlichen Damen nicht ausgenommen, den Geschmack des gnädigsten Herrn teilt, und selbst die Kavaliere sehen den neuen Günstling ohne Neid an, und selbst die Lakaien hinter den Stühlen können das Behagen nicht verleugnen, das ihnen das wohlwollende und ungeschminkte Wesen des russischen Herrn, wie sie ihn nennen, einflößt.

So hatte ich die Sachen bei meiner Rückkunft vorgefunden, als der Fürst mir heute nachmittag die Ehre seines Besuchs schenkte, mich nach alter Weise, wenn er gut gelaunt ist, schlechtweg Florine oder auch Cousine titulierte und mir sagte, er habe sich dieses stille Siestastündchen ausgesucht, mir nach langer Unterbrechung einmal wieder die Ruhe recht ordentlich zu stören. Dann fragte er dies und das nach meiner Reise, wie mir die Kur bekommen usw.; mit besonderer Teilnahme aber fragte er nach Euch beiden, wie ich Euch gefunden, und ob Du noch das alte schlaue Florettchen wärest mit dem Herzen auf der Zunge, und ob Flora recht hübsch und allerliebst und so gescheit geworden, daß sie einen Mann von einer Frau zu unterscheiden wisse. Von Euch kam er auf alte Zeiten und den seligen Bruder zu sprechen, daß es uns beiden ganz weich ums Herz wurde. ‚Ihre Familie, gute Florine,' sagte er endlich, ‚hat uns doch von jeher besonders nahe gestanden, näher als irgendeine andere im ganzen Lande Dornburg. Die Geyers sind allzeit unseres Hauses gute Vasallen, Freunde und Berater gewesen, von der Spindelseite her, wie die Cousine das ja weiß, sogar anverwandt. Sie mögen es mir glauben, daß ich das Erbe Ihres Hauses mit schwerem Herzen angetreten habe, bin aber auch niemals willens gewesen, es zu behalten. Was meinen Sie, Florine, wenn wir den ausgestorbenen Namen wieder wachriefen und ihm den alten Besitz restituierten?'

Ich wischte mir die Augen und sagte, daß Se. Durchlaucht auch Tote erwecken könne, sei mir unbekannt gewesen.

Das könne er freilich nicht, versetzte der Fürst, was er aber könne, wolle er mir sagen. Er könne ein heimgefallenes Lehen (wie das immer die Praxis seines Hauses gewesen) irgendeiner verdienten oder unverdienten Person, ganz nach Gefallen, wiederauftragen; auch könne er Bedingungen an solche Schenkung knüpfen. Er könne sie von einer Heirat, von der Annahme eines Namens oder Wappens abhängig machen und könne endlich beliebige Lasten darauflegen, z. B. die Zahlung ansehnlicher Leibrenten an die Hinterbliebenen des letzten Besitzers, insofern sie dieses bedürfen. Ob ich daran zweifle?

‚Nicht im Geringsten', sagte ich, doch könne ich noch nicht erraten, wo Se. Durchlaucht mit alledem hinauswollten.

‚So hören Sie', sprach der edle, großmütige Herr. ‚Ich hatte Geyersberg vorläufig in Besitz genommen und Ihre Nichte durch Verleihung des Charakters einer Hofdame unter meinen speziellen Schutz gestellt. Damit sollte die Sache übrigens nicht getan sein; ich dachte mehr für die Hinterlassenen meines verstorbenen Freundes zu tun, wollte mich aber in keiner Weise überstürzen, sondern mich der Gunst der Umstände überlassen. Ich gestehe, daß es mir noch dunkel war, in welcher Weise ich am besten die kleine Flora, ohne sie ungestümer Bewerbung preiszugeben und unter gleichmäßiger Wahrung der Interessen ihrer von mir geschätzten Tante, in den Besitz ihrer Väter setzen könne — da öffnet sich mir plötzlich ganz überraschend ein Weg, der meine Absichten aufs glänzendste zum Ziele führen soll. Wie gefällt Ihnen der Oberst Reiher?'

Diese Frage an diesem Orte überraschte mich nicht wenig. ‚Der Oberst,' sagte ich, ‚je nun, Durchlaucht, recht gut. Auch höre ich ja, daß die ganze hiesige Gesellschaft hier nur Gutes von ihm redet.'

‚Das freut mich', sagte der Fürst, ‚denn er verdient es. Er ist ganz nach meinem Herzen, und Ihnen steht er näher, als Sie denken.'"

„O Himmel," rief hier Flora beängstigt, „Florian, mein Geliebter! Wo will denn das hinaus?" Doch dieser fuhr ruhig fort zu lesen:

„Jetzt setzte mich der Fürst in Kenntnis von der folgenden höchst merkwürdigen Geschichte. Du erinnerst Dich vielleicht, Florettchen, von einem tragischen Ereignis gehört zu haben, das sich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in unserem Hause zugetragen haben soll; mir war es neu. Damals saß, erzählte mir der Fürst, auf dem Geyersberge ein alter Herr, namens Hans Florian von Geyer, mit zwei erwachsenen Söhnen, von denen der Jüngere, Wulf Florian, bei Gelegenheit eines Streites, der sich beim Tricktrack erhoben, dem älteren Bruder mit einem silbernen Leuchter dergestalt vor den Kopf schlug, daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Der Mörder war darauf landesflüchtig geworden, und da er nie wieder Nachricht von sich gab, wurde er endlich für verschollen erklärt, und Geyersberg vererbte, nachdem es mehrere Jahre unter fürstlicher Verwaltung gestanden, an unsere damals sehr verarmte Linie. Unterdessen hatten die Unruhen der Zeit, wie man das angenommen, den Wulf Florian keineswegs aufgerieben; es ging ihm vielmehr besser, als er es anfänglich selbst wünschen mochte, denn obgleich er, von der Furie seines Gewissens gehetzt, unter fremdem Namen den Tod im schwedischen Kriegsdienst suchte, fand er statt dessen nur Auszeichnung und Ehren und wurde rasch befördert. Nach beendetem Kriege folgte er der Armee nach Schweden und ward Kommandant von Reval. Hier scheint er sich mit dem Leben wiederausgesöhnt zu haben, wenigstens heiratete er noch in vorgerückten Jahren die Erbtochter einer angesehenen adligen Familie des Landes, erhielt mit ihrer Hand ein reiches Gut und wurde infolgedessen unter dem Namen Reiher von Reihersberg in die Matrikel der estländischen Ritterschaft aufgenommen. Von diesem Wulf Florian nun stammt eine Reihe von Gutsbesitzern, Offizieren und hohen Beamten in schwedischen und russischen Diensten, die im Laufe der Zeit unter allerlei Wechselfällen des Glücks ihren Ursprung gänzlich vergessen hatten, bis es endlich unserem Obersten gelang, sich darüber einiges Licht zu verschaffen. Derselbe nämlich, der als dienstunfähiger Pensionär vollständig Herr seiner Zeit ist, hatte sich, wie der Fürst sich ausdrückte, der wohltätigen Monomanie ergeben, urkundliche Nachrichten über die Besitzungen und Schicksale seiner Vorfahren einzusammeln, um sie zu einer eigenen Familienchronik zusammenzustellen. Zu diesem Zwecke durchstöberte er seit Jahren alle öffentlichen und Privatarchive der Provinz, in der die Familie zuzeiten sehr begütert war, bis er ganz vor kurzem auf dem Boden eines ehemaligen Geyerschen

Im Spätherbst.



Renée Peter in schwarz-weißem Kleid aus beidseitig verarbeitetem Crêpe Satin. — Oben Mitte: Weinrotes Crêpe-de-Chine-Kleid mit seitlicher Glocke und modernem Ärmel. Dazu grüner Samthut in Fliegerkappenform.





Die Schauspielerin Marion Mill trägt ein Lamé-Abendkleid mit schwarzen Samtansätzen und rotgelbe Kamtschatkafüchse.





Anny Maux zeigt ein neuartiges Hutmodell mit eingebrannten Falten.



Aufgeschlagener Hut aus gobelinblauem Soleil, dessen Rand zu einer kleinen Schleife geknotet ist.

Links: Schwarze aufgeschlagene Toque mit zwei Ecken und kleinem Gesichtsschleier, getragen von Anny Maux.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Modelle: Kuschnitzky und Gersil (Kleider); Berteaux (Hüte). Photos: Kitty Hoffmann.

Hauses einen Fund machte, der von großer Bedeutung für ihn wurde. In einer halb vermorschten Kiste, die allerlei vergilbte Manuskripte, Hausrechnungen und dergleichen enthielt, lag zu unterst ein altes wurmstichiges Aktenstück mit der Aufschrift: ‚Personalien einiger von Reiher.‘ Es enthielt nebst einigen Patenten, Diplomen und Bruchstücken von Tagebüchern auch eine eigenhändige Aufzeichnung des Stammvaters Wulf Florian, in der dieser unter Bezeigungen tiefer Reue die Geschichte seiner Entweichung vom Geyersberge erzählt. Beigelegt war ein kleines, sehr zerlesenes und halb zerrissenes Gebetbüchlein mit eingedrucktem Geyerschen Wappen, dem, wie der Fürst sagt, nur der Stern über dem Geyer fehlt, der ja auch erst später mit Annahme der Freiherrnwürde hinzukam. Auf der ersten Seite ist mit großen ausdrucksvollen Buchstaben die folgende Zueignung zu lesen: ‚Dem vielgeliebten Wulf Florian, den Christus segnen wolle, von seiner Mutter, Hedwig von Pfuel, verehelichte von Geyer.‘ Die Schriftzüge sollen, wie der Fürst versichert, mit denen der noch vorhandenen Wirtschaftsbücher derselben Hedwig vollkommen übereinstimmend sein. Kaum hatte der Oberst Einsicht in diese Papiere genommen, die ihm das erste Licht über die Vorgeschichte seiner Familie gaben, als auch der leidenschaftliche Wunsch in ihm erwachte, den Wurzeln seines Hauses an Ort und Stelle weiter nachzugraben. Zwar mangelten die Reisemittel, aber Liebhabereien überwinden alle Schwierigkeiten. Er erschöpfte seinen Kredit, machte zu Geld, was er entbehren konnte, und kam, geleitet von der Angabe der aufgefundenen Monographie, nach Dornburg. Hier erfuhr er, wie der alte Besitz der Geyers kürzlich in die Hand des Landesfürsten übergegangen, und meldete sich bei diesem mit dem Gesuch, ihm Zutritt zu der Quelle zu gestatten, deren er zur Vervollständigung seiner Arbeit bedürfe.

Nachdem der Fürst mir diese Mitteilungen, die anfingen, mich Floras wegen zu beunruhigen, gemacht hatte, sagte er: ‚Sie sehen ein, Florine, daß wir uns irrten, wenn wir den Mannesstamm Ihres Hauses ausgestorben glaubten, und werden sich mit mir der glücklichen Auffindung eines so durchaus geeigneten Pfropfreises freuen, durch das wir den absterbenden alten Stamm wieder verjüngen können. Was meinen Sie dazu?‘

In großer Bewegung erwiderte ich, es stehe mir kein Urteil über die Handlungen meines Herrn zu, doch bewundere ich die fast unbegreifliche Großmut einem fremden, unbekannten Menschen gegenüber, sich eines solchen Besitzes entäußern zu wollen.

Der Fürst nahm eine Prise. Dann sagte er: ‚Der Fremde, laut mannigfacher Zeugnisse in seinem Vaterland als Ehrenmann bekannt, dessen Abstammung vom Geyersberg freilich nicht rechtskräftig erwiesen, doch aber die größtmögliche moralische Wahrscheinlichkeit für sich habe, sei ihm jetzt kein Fremder mehr, und was die Großmut anlange, so sei sie nicht weit her. Er habe keinen Deszendenten, und seinen Herren Vettern und Kognaten sei er nichts schuldig, als etwa den Lehnscharakter des Gutes aufrechtzuerhalten.

‚Und das wollten Ew. Durchlaucht wirklich in diesem Falle unter den vorher genannten Bedingungen tun?‘

‚Ja, freilich, der Geyer muß sich entreihern und dann: raten Sie!‘

‚Doch nicht Flora?‘ rief ich.

‚Und warum denn nicht, Cousinchen?‘ versetzte er, ‚wollen Sie, daß das Würmchen leer ausgeht?‘“

Hier stockte der Vorleser und warf den Brief in großer innerer Erregung von sich. Endlich stieß er mühsam heraus: „Gegen den darf ich freilich meine Hand nicht erheben“, und seine Stirn auf den Rand des Tisches legend, stöhnte er: „Nun ist es aus!“

Doch mit überraschender Festigkeit entgegnete das junge Mädchen: „Ich aber darf die meinige verweigern, Florian! Ich will dir angehören oder keinem. Angesichts eines so rohen Planes fühle ich mich diesem Fürsten gegenüber frei.“

Da öffnete sich die Tür des Nebenzimmers, und Frau von Biestewitz trat ein: „Seid ihr zu Ende, Kinder?“ fragte sie.

„Ich glaube nicht“, versetzte Flora, sich fest an den Geliebten schmiegend. „Doch wissen wir genug. Tante! Ich werde dem Obersten Reiher meine Hand nicht reichen, bleibe lieber zeitlebens, wie ich bin.“

„Und willst Wäscherin werden, Flora?“ — „Ja, Tante.“ — „Ist das dein letztes Wort, mein Lämmchen?“ — „Mein letztes, Tante!“ — „Und Sie, Herr Florian, was denken Sie?“

„Erlassen Sie mir die Antwort!“ sagte dieser. „Trösten Sie dieses arme Mädchen, und vergessen Sie einen unglücklichen Menschen!“

Da nahte sich ihm die alte Dame. „Herr von Reiher“, sagte sie freundlich, „bei Ja und Nein, Sie scheinen mir in allen Dingen etwas zu rasch zu sein. Warum lesen Sie den Brief denn nicht zu Ende?“ Darauf ergriff sie das weggeworfene Schreiben, ließ sich den abgebrochenen Satz bezeichnen und las mit lauter Stimme:

„‚Wollen Sie, daß das Würmchen leer ausgeht?‘ — ‚Das süße Mädchen‘, rief ich entrüstet, ‚und der alte Stelzfuß! Wenn das Ernst ist, Durchlaucht, so werfen wir sie lieber gleich in den Brunnen, ehe sie von selbst hineinspringt!‘ Darauf mein gnädigster Herr laut lachend: ‚Es wäre doch nicht das erstemal, Cousinchen, daß ein junges Mädchen einen alten Mann nähme, aber freilich wegen des Brunnenspringens, so gibt es auch noch andern Rat.‘ Und nun offenbarte mir der sonderbare Herr, was er längst hätte tun können, wenn er nicht immer noch von dieser albernen Neigung zum Necken besessen wäre; er sagte mir, daß der Oberst einen Sohn habe. Ich fiel aus den Wolken.

Dieser Sohn, erfuhr ich nun, studiere gegenwärtig zu Dresden die Malerei und erfreue sich des besten Rufes. Durch Herrn von Rettig hat der Fürst genaue Erkundigungen über ihn eingezogen und das glänzendste Attest erhalten. Er soll ein selten schöner Mensch sein, wohlunterrichtet, ein Gentleman von den angenehmsten Formen, enorm tugendhaft und nach Aussage der Herren Professoren in jeder Beziehung befriedigend. Aber freilich, setzt der witzelnde Rettig hinzu, wenn man von dem Zustande eines Zylinderhutes auf die Verhältnisse dessen schließen dürfte, den er bedeckt, so sei anzunehmen, daß es dem jungen Reiher trotz aller seiner Vorzüge am Besten fehle. Inzwischen, meinte der Fürst, daß dem leicht abzuhelfen sei, und zwar mittels des guten Willens eines gewissen Würmchens, und nachdem er mir nun anvertraut, er habe jenen Phönix für die nächsten Tage hierherbestellt, erhielt ich schließlich noch den Auftrag, mit dem ich diesen Brief begonnen habe.

Es ist die Absicht des Fürsten, daß die jungen Leute sich hier kennenlernen und frei entscheiden. Des jungen Mannes soll der Vater vollständig sicher sein, und Floras wie unser aller Zukunft wird nun wohl in ihre eigene Hand gelegt sein. Das lehre sie bedenken, und sei in Erwartung baldigen Wiedersehens herzlich umarmt von

Deiner Schwester Florine.“

Der Brief war zu Ende, und die jungen Leute sahen sich fragend an, noch zweifelhaft, ob der Traum vorüber sei oder erst jetzt beginne. Die Tante aber sagte, indem sie Florinens Schreiben in das Kuvert schob: „Ihr begreift jetzt, Männchens, wie voreilig ihr gewesen seid, euch in diesem Rosental so heftig zu verlieben. Was wolltet ihr nun machen, wenn euer Unverstand nicht zufällig mit dem Verstand klügerer Leute zusammengetroffen und dieser enorm tugendhafte Florian nicht ein Pfropfreis und ein Geyer gewesen wäre? Ihr fragt zwar wenig nach Gunst und Geld und Gut und würdet euch wohl ohne das ein Weilchen mit eurer Schwärmerei beholfen haben, wie es aber auf die Dauer bei euch ausgesehen hätte ohne den Segen eines alten Vaters und zweier mütterlicher Vaterschwestern, mag ich nicht untersuchen.“

Frau von Biestewitz war noch nicht zu Ende, als Flora, den Geliebten nach sich ziehend, schon zu ihren Füßen kniete, unter Tränen ihr die Hände küssend. Da umfing die Tante beide armen Sünder mit ihren mütterlichen Armen und sprach mit Rührung: „Vergebt mir, Kinder, daß ich euch geängstigt habe, ich hatte gedacht, daß ihr's etwas verdientet, obgleich die Freiheit, die ich euch mit Absicht gab, euch auch entschuldigt. Nun ist ja alles gut geworden, und so segne euch denn Gott der Herr und mache eure Herzen fest, daß ihr euch Lieb' und Treue haltet bis zum Ende.“

VIII.

Mit dem Schluß des vorigen Kapitels könnte diese Geschichte ihren Abschluß finden, da er den Leser jedenfalls befähigt, sich das Wesentliche des weiteren Fortgangs selber nach Belieben auszumalen, doch mag noch das Folgende hinzugefügt werden:

Etwa ein Jahr nach jenem denkwürdigen Abend im „Birnbaum“ ward auf dem Dornburger Schlosse eine solenne Hochzeit ausgerichtet, und bald darauf belebten sich die alten ausgestorbenen Hallen des Geyersberges mit neuem, frischem Leben. Nach einer kurzen Hochzeitsreise, die unter anderen berühmten Punkten unseres deutschen Vaterlandes auch den Grund bei Plauen und das Leipziger Rosental berührte, etablierte sich das glücklich vereinte junge Paar beim alten Vater auf dem Geyersberge, um die letzten Jahre von dessen ödem Leben noch mit warmer Liebe und treuer Pflege zu umgeben. Der Oberst hatte die Feldwirtschaft verpachtet, sich nur die Wälder vorbehalten, deren Kultur er mit Hilfe eines einsichtsvollen Försters eifrig oblag. Aber auch am Schreibtisch blieb er tätig, und die Familienchronik, von Florian in Nebenstunden durch hübsche Federzeichnungen illustriert, rückte ihrer Vollendung täglich näher. Seine Hauptbeschäftigung fand der junge Mann jedoch nach eigener Wahl im Rittersaale, wo sich ein munteres künstlerisches Treiben gestaltet hatte. Unter Beihilfe des Freundes Berthold füllten sich die Wände jenes altehrwürdigen Raumes mit schönen Fresken nach Motiven aus der Geschichte der sächsischen Kaiser, wobei es auffiel, daß die edlen Kaiserinnen jener glorreichen Periode sämtlich Floras Gesichtszüge trugen. Ihrerseits schaltete die glückliche junge Frau im Hause wie im ganzen Gebiet, das dazu gehörte, wie ein guter, freundlicher, überall hilfreicher Engel, immer noch jenes halb verlegene jungfräuliche Lächeln in den zarten Zügen, das nicht aufhörte, Florian zu entzücken. Mit Dornburg ward die beste Nachbarschaft gehalten, der Hof verlor für Flora seine Schrecken, und der wohlwollende Landesherr ließ es sich nicht nehmen, nun auch den ersten Sprößling des neu von ihm gegründeten Hauses, wie ehemals dessen Mutter, aus der Taufe zu heben. Florettchen war durch die Geyersberger Rente, welche die Schwester ihr allein überließ, in den Stand gesetzt, die Dobritzsche Wirtschaft so zu heben, daß sie hoffen durfte, ihrem Sohn mit der Zeit ein schuldenfreies Gut zu schaffen; die alternde Tante Silvie aber gab schon nach einigen Jahren wegen zunehmender Kränklichkeit ihre Stellung am Hof auf, um da, wo sie geboren, auf dem Geyersberge, unter Floras liebender Pflege nun auch ihrem Ende entgegenzugehen.

So weit für diesmal. Vielleicht, daß spätere Ereignisse in der Familie uns künftig noch einmal zu allen diesen Florians zurückführen.



„Amusemens publics de Leipsic."

Das G. Geißler zugeschriebene Bild zeigt eine im hinteren Teile des Großbosesdhen Gartens, der ehemaligen Orangerie mit dem Lusthause, zwischen der heutigen Königs- und Lindenstraße, gelegene Gastwirtschaft mit zahlreichem Besuch, darunter eine Anzahl seinerzeit bedeutender Leipziger Persönlichkeiten.



„Napoleon im Bivouac am Galgen bei Leipzig — den 14. Oktober 1813."

Das nicht signierte Bild stellt Napoleon am Tisch vor einer Karte sitzend dar, dabei Generale und seinen ortskundigen Führer. Der Volksaberglaube schrieb diesem Standort „am Galgen" (jetzige Rabensteinplatz-Gegend) den für Napoleon unglücklichen Ausgang der Schlacht zu.

AUS LEIPZIGS VERGANGENHEIT: ZWEI STÜCKE AUS DER SAMMLUNG FRANZ STÖPEL, LEIPZIG.

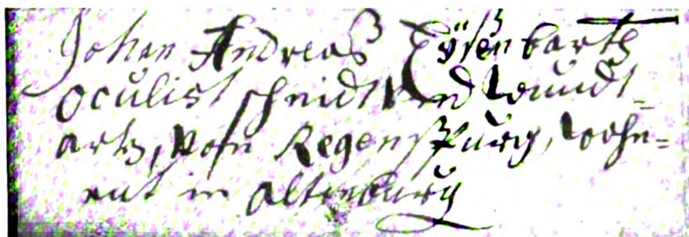
Die reiche Sammlung, die viele wichtige Originale, z. B. von Geißler, Opitz u. a., aus Alt-Leipzig, von Napoleon, der Völkerschlacht und aus Karlsbad enthält, wurde zur Hauptsache von dem Leipziger Kaufmann Gustav Stöpel († 1906) zusammengebracht und dann von seinem Sohn Franz Stöpel († 1927) ausgebaut. Die aus Bildern, Büchern und Porzellanen bestehende Sammlung ist gegenwärtig in den Räumen des Kunstvereins im Museum der bildenden Künste zu Leipzig ausgestellt und wird in der Zeit vom 10. bis zum 12. November durch C. G. Boerner in Leipzig versteigert.

„Ich bin der Doktor Eisenbarth!"

ZUM 200. TODESTAG DES POPULÄRSTEN WANDERARZTES ALLER ZEITEN.



Doktor Eisenbarth. Nach einem Originalstich von A. B. König aus dem Jahre 1717.



Namenszug von Doktor Eisenbarth aus dem Jahre 1688.



Der Grabstein des Doktor Eisenbarth.

Die Tafel bezeichnet ihn als „Königl. Grosbritannischer und Churfürstl. Braunschw. Lüneb. brivilegirter Landarzt wie auch Königl. Breußischer Raht und Hofoculiste". Zwei Engel tragen das Wappen, das sich Eisenbarth selbst entworfen und auch als Siegel zurechtgelegt hatte: Ein Vogel Strauß hält ein Hufeisen im Schnabel, das bartähnlich zu beiden Seiten herabhängt; aus dem eisernen Schildhelm wächst ein bärtiges Männchen heraus.

Wer kennt nicht das alte Volkslied vom originellen „Doktor Eisenbarth", dessen Parforce- und Radikalkuren schon mehr sagenhaft anmuten; wer hätte nicht davon gehört, wie der vermeintliche Till Eulenspiegel unter den Jüngern Äskulaps den Patienten die Zähne aus dem Munde herausschoß, die Pockenimpfung mit dem Bratspieß vornahm, den Star aus dem Auge entfernte, indem er dieses ausstieß, und eine Rheumatismusheilung durch Absägen des erkrankten Fußes anstrebte! In diesem Sinne lebt Doktor Eisenbarth im Volke fort und gilt meistens nur als mythische Figur.

Und doch hat dieser Mann wirklich gelebt; er war, um es gleich vorweg zu sagen, anders und besser als sein Ruf. Ja, die Forschungen haben sogar ergeben, daß Eisenbarth wohl zu den bedeutendsten und genialsten Wundärzten gerechnet werden darf.

Johann Andreas Eisenbarth wurde 1661 in Viechtach unweit Regensburg geboren. Seine Ausbildung als Chirurg empfing er durch den privilegierten Bruch- und Steinschneider Alexander Biller zu Bamberg.

Um das Wirken des seltsamen Heilkünstlers richtig beurteilen zu können, muß man den Stand der damaligen ärztlichen Wissenschaft berücksichtigen. Trotz der Zerrissenheit in der staatlichen Verwaltung wurden im Sanitätswesen streng drei Gruppen unterschieden: Die studierten, eigentlichen Ärzte, die privilegierten Heilkünstler oder Chirurgen und die Kurpfuscher oder Quacksalber und Winkelärzte. Die geringeren Gruppen hatten natürlich das Bestreben, durch allerlei Titel und leicht erworbene Privilegien die Standesunterschiede zu verwischen, und griffen mit Vorliebe in die innere Medizin ein, zum Verdruß der studierten Ärzte, die es ihrerseits wieder gerade für schimpflich hielten, sich mit der chirurgischen Praxis zu befassen; diese überließen sie vielmehr den privilegierten Wundärzten, zu denen auch Eisenbarth gehörte.

In seinen Glanzjahren reiste er mit einem überaus stattlichen Gefolge von Gehilfen, Dienern, Seiltänzern, Zauberkünstlern, Schlangenmenschen, Feuerfressern und dergleichen Gauklern und etablierte sich gelegentlich der Jahrmärkte in einer Schaubude, die meistens vor dem Rathaus aufgeschlagen wurde. Unter dem ungeheuren Lärm der anwesenden Komödianten betrat Eisenbarth, mit großer Lockenperücke, rotem Rock, Dreispitz, Galanteriedegen und zahlreichen kostbaren Ringen an den Fingern, das Podium ... Trommelwirbel ... Trompetenschall ... Grabesstille ... Eisenbarth stellte sich der harrenden Menge mit den Worten vor: „Hochgeehrte Herren! Ich bin der berühmte Eisenbarth!"

Ja, berühmt war Eisenbarth; er hatte es verstanden, sich der leidenden Menschheit als Weltbeglücker zu offenbaren, zu dem man unbedingtes Vertrauen haben mußte.

Nach langen Wanderfahrten, die u. a. über Altenburg, Weimar, Erfurt, Leipzig, Berlin, Stettin gingen, erwarb Eisenbarth im Jahre 1703 in Magdeburg das Haus „Zum Güldenen Apffel". Von Magdeburg aus unternahm dann der mysteriöse Mann seine Reisen und war 1704 auch in Wetzlar, wo es anläßlich seines Auftretens zwischen den beiden Präsidenten des Reichskammergerichts zu einem ergötzlichen Streit kam, in dessen Mittelpunkt Eisenbarth stand; dies trug seinen Ruhm erneut in alle Welt hinaus, zumal sich sogar der Reichstag zu Regensburg mit den Vorgängen befaßte.



Modell des Doktor-Eisenbarth-Denkmals im Museum zu Hannov.-Münden. Entwurf von Prof. Gustav Eberlein, Berlin.

Welches Ansehen Eisenbarth genossen haben muß, geht daraus hervor, daß er im Verlauf der Jahre Privilegien vom Kaiser, von den Königen von Preußen, England und Polen, von mehreren Kurfürsten und von sämtlichen sächsischen Fürsten besaß, desgleichen „Attestata" von verschiedenen medizinischen Fakultäten. Friedrich Wilhelm I. von Preußen verlieh dem erfahrenen Wundarzt im Jahre 1717 den Titel „Königlich Breußischer Raht und Hofoculiste".

Zu dieser Zeit stand der „Operator und Medicinae Practicus" auf der Höhe seines unerhörten Ruhms. Nicht nur einfache Leute aus dem Volke suchten ihn auf, auch hochstehende Persönlichkeiten vertrauten sich der Kunst des seltsamen Wundermannes an, der zweifelsohne dem Durchschnittskönnen seines Standes und seiner Zeit weit voraus war und tatsächlich Erfolge von nicht geringer Bedeutung zu verzeichnen hatte, gilt er doch auch als Erfinder einer Nadel zum Operieren des Augenstars. Die Konstruktion eines besonderen Instruments zur Entfernung der Nasenpolypen ist ebenfalls Eisenbarths Verdienst.

Daß ihm seine vielen Neider und Feinde ständig etwas Nachteiliges anzudichten versuchten, erscheint bei der besonderen Ausnahmestellung Eisenbarths nicht verwunderlich; sogar eine Spottmünze soll auf ihn geprägt worden sein. Das bekannte Lied „Ich bin der Doktor Eisenbarth" sang man jedoch schon lange vor Eisenbarths Zeiten, die alten Spottverse auf die marktschreierischen Wanderärzte wurden erst später mit Eisenbarths Namen versehen und erschienen zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstmalig in dieser Form im Druck.

Im Herbst 1727 hatte Eisenbarth eine Reise nach Westdeutschland unternommen, als ihn in Hannov.-Münden am 11. November im Hause des Gastwirts und Bäckermeisters Jost Barthold Schepeler der Tod ereilte. Auf dem Ägidien-Kirchhof fand der populärste Wanderarzt aller Zeiten seine letzte Ruhestätte.

Emil Kleemann, Berlin,
Direktor des Bäder- und verkehrswissenschaftlichen Instituts.

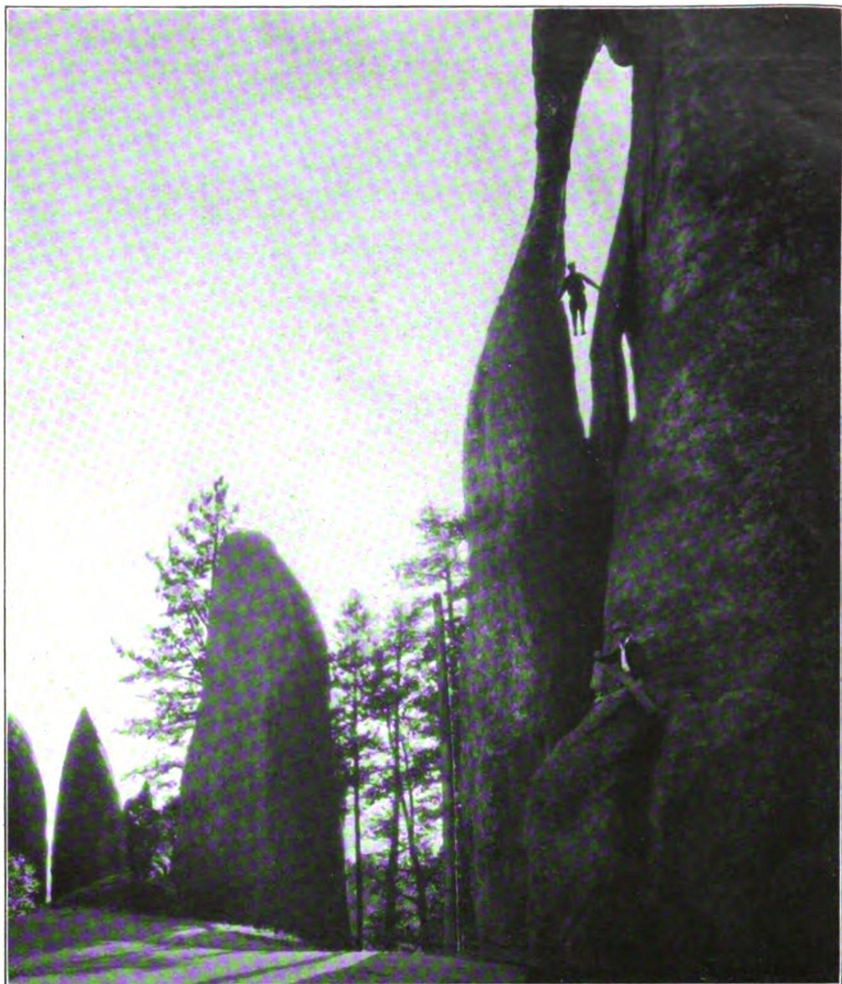


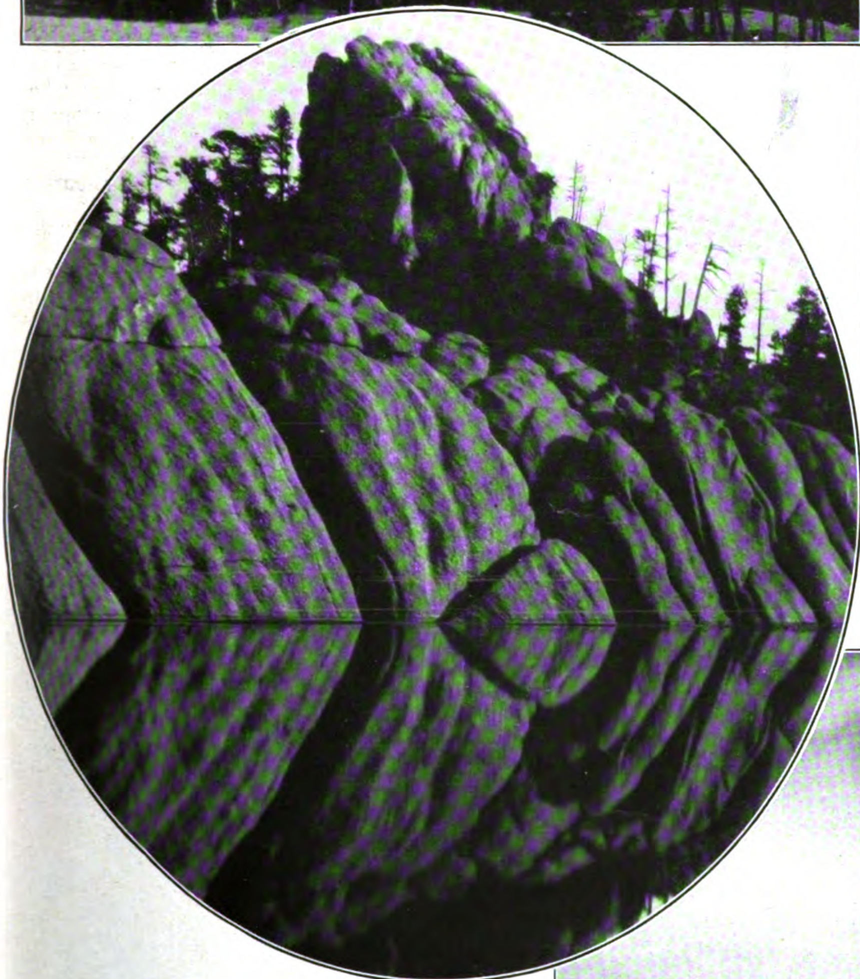
Wander- oder Marktärzte im 18. Jahrhundert. Kupferstich von Anton Maulpersch.

Bildhauerin Natur.

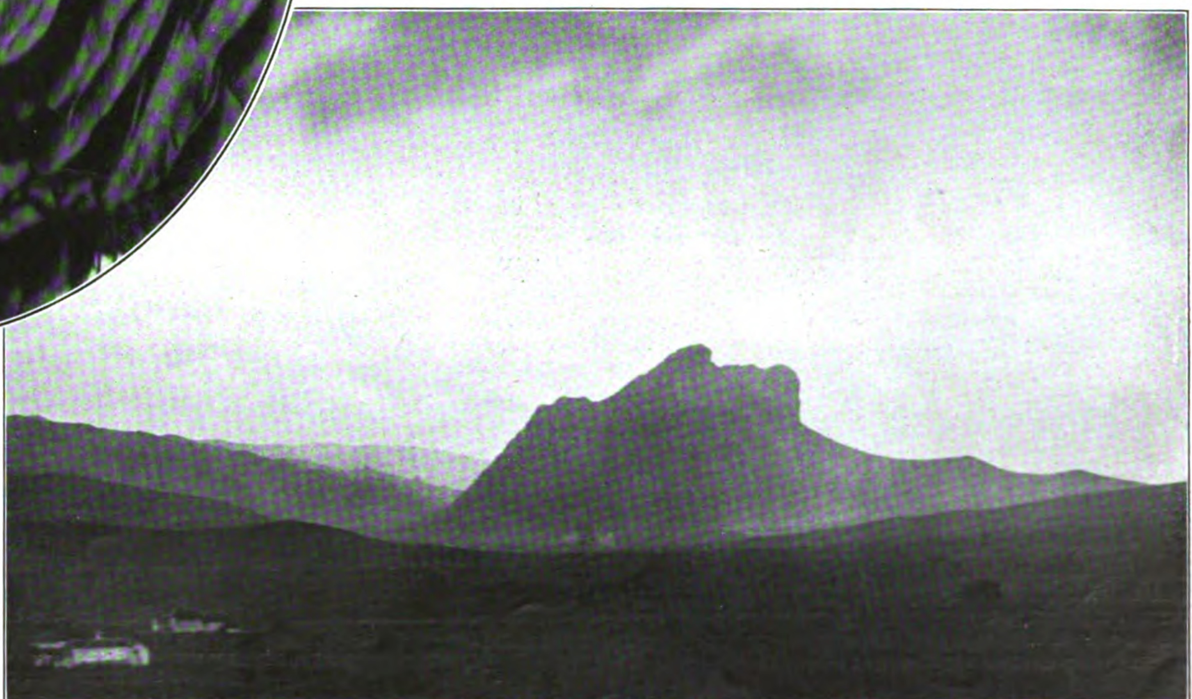
SELTSAME FELSBILDUNGEN.











Oben links: Der „Teufelsturm“ von Wyoming (U. S. A.), der wie ein riesiger Säulenstumpf aus Basalt den Hochwald überragt und weit im Lande sichtbar ist. — **Oben rechts:** Das „Nadelöhr“, eine eigenartige Gesteinsbildung in Süd-Dakota (U. S. A.). Der Kletterer gestattet einen anschaulichen Größenvergleich. — **Im Oval:** Die „Schwarzen Hügel“ mit ihrer seltsamen Spiegelung im Teufelssee (Süd-Dakota, U. S. A.). Sie finden die Teufelsfratze, wenn Sie das Bild seitlich von links betrachten. — **Mitte rechts:** Die Kamelgestalt im Felsen, eine Laune der Natur, in der südafrikanischen Steppe bei Kapstadt. — **Rechts nebenstehend:** Das steinerne Profil des Dichters Dante, eine seltsame Gebirgsformation in Spanien. Die Reisenden aus den Vereinigten Staaten von Amerika sehen indes hierin das Gesicht ihres früheren Präsidenten George Washington.

(Siehe hierzu den Beitrag „Seltsame Felsbildungen“ auf Seite 675.)

Wissen und Leben



Ein ganz gefährlicher Nesträuber: Das Eichhörnchen verläßt gerade ein Spechtloch, in dem sich das Gelege eines Höhlenbrüters befand.

Ameisen als Forstpolizei. Der Nutzen der roten Waldameise ist bis in die neueste Zeit meistens unterschätzt, selten übertrieben worden. Nach Forel sollten große Kolonien in vier Sommermonaten täglich 40000, im ganzen also fast fünf Millionen Insekten vertilgen, während Stäger nur täglich 1920, für den ganzen Sommer etwa 192000 als Bedarf eines großen Nestes zählte und berechnete. Im ersteren Falle kann es sich nur um eine günstige, seltene Ausnahme handeln, der letztere betrifft eine Zählung an der sehr ungünstigen obersten Grenze alpiner Waldung in fast 2000 m Höhe. Vielfach wurde auch behauptet, unter den von den Ameisen eingetragenen Insekten befänden sich viele tot aufgelesene, die sowieso nicht mehr schaden, und von den wirklich getöteten seien viel mehr nützliche Raub- und Schlupfwespen als Baumschädlinge. Alle diese Angaben konnten sich bisher auf keine systematisch durchgeführte Zählung und Untersuchung stützen. Jetzt haben sich in dankenswerter Weise Dr. Eidmann und B. Rock in verschiedenen Wäldern Hessens, der Oberpfalz und des Hochgebirges bei Berchtesgaden dieser Mühe unterzogen. Von den Ergebnissen, die hauptsächlich an einem großen Nest in einem Fichtenwald bei Babenhausen (Hessen) gewonnen wurden, interessiert folgendes. Das sichtbare Nest war nur 1 m hoch und 2 m breit, aber unterirdisch hatte es einen Durchmesser von 7,5 m. Die ganze Kolonie zählte mindestens 400000 Ameisen. Das lebhaftere Eintragen von Insekten begann erst nach Einsetzen der Volksvermehrung im letzten Drittel des Mai. Anfang Juli war diese Tätigkeit am größten. Im Laufe einer Stunde wurden zu dieser Zeit bei einem einzigen Rundgang um das Nest durch nur einen Beobachter durchschnittlich zweihundert Insekten den Ameisen abgenommen. Dr. Eidmann nimmt an, daß dies nur etwa der zehnte Teil aller während einer Stunde eingetragenen Tiere ist, und schätzt den Eingang in einem Sommer mit nur tausend Arbeitsstunden auf etwa zwei Millionen Insekten. Das wird nicht zu hoch gegriffen sein, denn von 400000 Ameisen braucht jede mindestens ein halbes Dutzend, was zusammen 2,4 Millionen ergibt. Wichtiger als die Menge ist für den Forstschutz die Art der erbeuteten Insekten. Nach genauer Bestimmung ergaben sich bei vierzehn zu verschiedenen Tageszeiten und Wetterlagen im April bis Juli vorgenommenen Einsammlungen 42 Proz. Forstschädlinge, 16 Proz. nützliche und 28 Proz. forstlich harmlose Insekten; der Rest von 14 Proz., hauptsächlich aus Teilen von schädlichen Schmetterlingsraupen bestehend, konnte nicht genauer bestimmt werden. Etwa die Hälfte waren also Forstschädlinge und nur ein Sechstel nützlich. In einem Falle wurden beispielsweise binnen einer Stunde 138 schädliche Blattwespenraupen eingetragen, ein Beweis dafür, daß in der Nähe sich ein Schädlingsherd bilden wollte. Gerade in solchen Fällen, in denen die Ameisen die drohende Gefahr im Keime ersticken, zeigt sich ihre große forstliche Bedeutung. Es trifft sich dabei gut, daß zufällig die schädlichsten Raupenarten am schwerfälligsten kriechen und deshalb leichter gepackt werden können, während die nützlichen Raubinsekten und ihre Larven rasch und gewandt der Ameisenpolizei entwischen, die überall, im Moos, auf Bäumen, Sträuchern und sogar in Sümpfen, umherstöbert. Von Vorteil ist es auch, daß die einzelnen Völker streng die Grenzen benachbarter Jagdgebiete respektieren und sich daher gegenseitig manche unnütze Streife und Streiterei ersparen. Daß sie auch mit größeren Tieren, wie Maikäfern und großen Schmetterlingen, fertig werden, wurde vielfach beobachtet. Den letzteren beißen sie oft gleich beim Ausschlüpfen aus der Puppenhülle die Flügel ab und hindern sie so am Davonfliegen. Das gemeinsame Fortschaffen solcher großen Stücke mit vereinten Kräften wird den Waldameisen durch ihren vorzüglichen Alarm- und Bereitschaftsdienst erleichtert. Die Forstpolizei der Ameisen verdient also vollauf den Schutz des die Störung ihrer Nester bei Strafe verbietenden Reichsgesetzes. Die entlegenen Wälder des Hochgebirges sind, wie jetzt feststeht, nur deshalb so auffällig von Insektenplagen verschont, weil man hier die Ameisen in Ruhe läßt.

Hermann Radestock.



Hausmaus, einen Getreidesack nach Körnern absuchend.

Verschwindende Krankheiten. Die Gefährlichkeit und Häufigkeit von Krankheiten ändert sich im Laufe der Zeiten. Der Scharlach hat gegen früher sein Bild geändert. Die Pest, im Mittelalter als „Schwarzer Tod" das Urbild einer hemmungslosen Seuche, ist stark zurückgegangen. Der Aussatz, im Altertum sehr häufig, ist zu einer Seltenheit geworden. Der Rückgang der Pocken hängt wahrscheinlich mit der Schutzimpfung zusammen. Die Heilserumbehandlung hat die Gefährlichkeit der Diphtherie herabgemindert. Hygienische Fortschritte, Verbesserungen in Anlage- und Abfuhrsystem der Städte ermöglichen die Einschränkung seuchenhafter Erkrankungen wie auch die raschere Heilung früher chronisch verlaufender Leiden. Hierzu kommt, daß sich die Krankheitserreger den Verhältnissen anpassen. Krankheiten verlaufen heute leichter als im selben Lande vor drei und vier Generationen. Wahrscheinlich ändert der wiederholte Aufenthalt von Krankheitserregern im Menschenleib seine Natur. Der Krankheitskeim paßt sich dem Wirt an, von dem er ja Nutzen zieht. Nicht alle Mitglieder derselben Bakterienfamilie bilden sich dabei gleichmäßig rasch zurück. So sind die Typhusbazillen noch gefährlich, während andere Angehörige der gleichen Familie, die Kolibazillen, sich schädigungslos in jedem Darm aufhalten. Die Sterblichkeitsziffer ist im Laufe des vergangenen Jahrhunderts bedeutend zurückgegangen. Überdurchschnittlich sind aber zurückgegangen: Pocken, Scharlach, infektiöse Darmerkrankungen, Diphtherie, Tuberkulose und Säuglingskrankheiten. Zur Abnahme der Gicht haben vielleicht bessere Ernährungsgewohnheiten beigetragen. Die auffallend starke Abnahme der Bleichsucht bei jungen Mädchen steht mit der gesünderen sportlichen Lebensführung der modernen Frau im

(Fortsetzung siehe Seite 674.)



Wenn die Zieselmaus sich sicher glaubt.



Eine Maus kurz vor dem Verschwinden in ihrem Schlupfloch.

Naturdokumente: Das mit der Kamera belauschte Tier.

Nach photographischen Aufnahmen von Hans Stephainsky-Tillowitz.

Zusammenhang, namentlich mit der gesunden Frauenkleidung. Die Abnahme der Rachitis und Tuberkulose beruht wohl auf günstigeren allgemeinhygienischen Verhältnissen. Bei Diphtherie und Scharlach waren früher schwerere Fälle vielleicht deshalb häufiger, weil sie erst im weiteren Verlauf einer Epidemie auftraten und die Epidemien länger währten. Heute ist die Diagnose sicherer zu stellen, die Kranken werden eher abgesondert, und dadurch erlischt die Epidemie früher. So kommt es vielleicht oft gar nicht zu den Fällen schwerer Erkrankungen, wie sie den späteren Verlauf einer Epidemie kennzeichnen würden.

Dr. W. Schweisheimer.

Die Buchhandlung als Kulturstätte. An keiner Stelle wirkt sich die Eigenart des Buches deutlicher aus als dort, wo es gehandelt wird, an der Absatzstelle, in der Buchhandlung. Dabei ist es noch nicht lange her, daß die Buchhandlungen dem Sondercharakter der von ihnen gehandelten Ware Rechnung tragen. Wenn man die Auslagen mancher Buchhandlungen betrachtet, so unterscheiden sie sich wenig von den Schaufensteranpreisungen anderer Geschäfte, die auf Massenabsatz eingestellt sind. Buchhandlungen wesentlicher Art sind keine Läden im üblichen Sinne, sondern Kulturstätten, geistige Zentralstellen, deren Bedeutung nicht abzuwägen ist, höchstens zu ahnen. Eine solche Stelle im Buchhandel nimmt die Buchhandlung Baedeker in Essen ein. In hundertfünfzigjähriger Tradition hat sie sich durch den Wandel der Zeiten in den Händen derselben Familie, stets der Sohn den Vater ablösend, an demselben Orte bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Jahre 1775 gegründet, erfaßt die Verleger-Tätigkeit der Familie Baedeker eine Reihe bedeutender Autoren von Tersteegen bis auf Peter Behrens, den Mitlebenden. Zäh und treu hüteten die Baedeker das Erbe deutschen Geistes im Buche. Dieser Kulturtat einer deutschen Verleger- und Buchhändlerfamilie, die zur Zeit durch Alfred Baedeker (geb. 19. Juni 1888 in Essen) repräsentiert wird, setzt das eben vollendete Baedekerhaus in Essen ein bleibendes Denkmal. Das Erdgeschoß dieses eindrucksvollen Baues nimmt die Buchhandlung ein. Der Grundriß ist ein großer rechteckiger Raum, den eine wirkungsvolle Säulenreihe in zwei Teile schneidet, von denen der eine der Straße, der andere dem Hofe zu liegt. Die Säulen sind ihres rein tragenden Charakters als konstruktiver Architekturelemente dadurch entkleidet, daß Bücherschränke an sie angebaut wurden, so daß sich der Raum lebhaft gliedert. Durch hohe Glastüren ist der vordere Teil des Raumes (s. nebenstehende Abbildung) gegen den hinteren abzutrennen, so daß ein geschlossener Vortragsraum entsteht, der etwa 300 Personen faßt. Der Charakter des Ladens ist verschwunden. Das Buch erscheint nicht mehr als Ware, sein Wesen als Freund und Helfer tritt in den Vordergrund. Wenn dann zwischen den Büchern sich Menschen versammeln, um dem Worte der Dichter und geistig Schaffenden zu lauschen, die hier im Angesicht ihrer Bücher zu ihren Freunden sprechen sollen, dann hat die Buchhandlung jenes vollendete Gepräge einer Kulturstätte erhalten, die dem Wesen des Buches entspricht und zugleich die wirtschaftlichste Art der Führung darstellt.

Dr. P. Bourfeind.



Eine vorbildliche Stätte des Buches: Blick in den Verkaufsraum des eben vollendeten Hauses der Buchhandlung Baedeker in Essen.
(Hierzu der nebenstehende Beitrag „Die Buchhandlung als Kulturstätte".)

Gute und schlechte Akustik. „Welch entsetzliche Akustik dieser Saal hat!" so hört man es oft im Konzerthaus flüstern. „Ich gehe im Theater nur auf die Galerie," sagt der Kunstverständige, „da ist eine bessere Akustik." Was hat es mit dieser Akustik, die auf unser Ohr eine so verschiedene Wirkung ausübt, für eine Bewandtnis? Dazu eine kurze Vorbemerkung. Was wir mit unseren Augen sehen, erscheint uns körperlich, „plastisch"; nicht allein infolge des Wechsels von Licht und Schatten an den beobachteten Gegenständen, sondern vor allem deshalb, weil wir zwei Augen haben. Beide Augen haben einen, wenn auch geringen Abstand. Die von ihnen — mit jedem Auge einzeln — aufgenommenen Bilder sind also nicht völlig gleich; das Gesamtbild ist deshalb eine Kombination zweier sich nicht genau deckender Bilder und hat daher die Eigenschaft des Plastischen, des Greifbaren. Praktisch ist dieses Prinzip bei den Stereoskopen angewandt. Dasselbe Landschaftsbild usw. wird von zwei um einige Meter voneinander entfernten Standorten aus photographiert. Beim Betrachten der beiden nebeneinanderliegenden Bilder durch ein Vergrößerungsglas hat man einen besonders „natürlichen" Eindruck dieses Bildes. — Wie wir also alles eigentlich doppelt sehen, so hören wir auch jeden Ton nicht einmal, sondern mehrmals. Die Schallwellen pflanzen sich bekanntlich mit einer Geschwindigkeit von 340 m in der Sekunde durch die Luft fort — sie erreichen unser Ohr, und wir hören den Schall. Treffen die Schallwellen in der Natur z. B. auf eine Gebirgswand oder einen Waldrand, dann werden sie dort zurückgeworfen und erreichen unser Ohr ein zweites Mal als Echo. Dieser Vorgang der Schallreflexion findet immer statt, wenn wir in einem Zimmer sprechen oder in einem Saal musizieren, ohne daß wir uns dieses doppelten Hörens eigentlich bewußt werden. Die Zeit, die zwischen dem direkten Schalleindruck und dem durch die reflektierenden Wände und Gegenstände des Zimmers hervorgerufenen Schalleindruck vergeht, beträgt nur Bruchteile einer Sekunde, so daß wir doch nur einen Schall wahrnehmen. Hier aber liegt die Ursache des „plastischen Hörens", die Bedingung für eine gute Akustik. Die Klangwirkung erhält ihre Frische, ihre Plastik durch eine gute Reflexion des Schalles an den Zimmerwänden. Es ist bekannt, daß mit dicken Teppichen ausgelegte Zimmer und Säle, deren Wände mit Stoffen verkleidet sind, eine schlechte Akustik haben. Des weiteren weiß man, daß ein leerer Saal besser akustisch wirkt als ein mit Menschen gefüllter. Durch die Teppiche, Stoffe, Kleider usw. wird der Schall verschluckt, also nicht zurückgeworfen; er gelangt nur einmal in unser Ohr, wodurch der Ton seine Plastizität einbüßt. Gute Erfahrungen in bezug auf plastische Klangwirkung hat man überall da gemacht, wo die Wände mit Holz getäfelt sind, weil dann die Holztäfelung selbst in Schwingungen gerät, die sich von neuem auf die Luft übertragen. Der Senderaum des Rundfunks wird heute aus diesem Grunde durchweg mit Holztäfelung versehen. Gerade beim Rundfunk hat man noch ein zweites Mittel in der Hand, eine gute Plastik der Schallwirkung zu erzielen. Man nimmt statt mit einem mit zwei Mikrophonen auf, deren jedes auf eine andere Wellenlänge geschaltet ist. Hat man am Empfangsort auch zwei Empfänger, die auf diese Wellen eingestellt sind, dann kann man mit zwei damit verbundenen Hörern dieselbe Darbietung gleichzeitig zweimal vernehmen. Die minimalste Unsymmetrie in der Schallübertragung ergibt Überlagerungen der doppelt auftretenden Schallwellen und dadurch eine plastische, sozusagen stereoskopische Schallwirkung. Im übrigen ist es natürlich in der Hauptsache Angelegenheit des Architekten, seine Theater und Konzertsäle so zu berechnen, daß unter Berücksichtigung der Gesetze des Schalles sein Bauwerk möglichst auf allen Plätzen eine gute Akustik hat. Theo Kühlein.

Seltsame Felsbildungen. (Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 671.) Wenn man von der Stadt Cheyenne aus durch den schlachtviehreichen nordamerikanischen Staat Wyoming fährt, tritt inmitten vieler bewundernswerter Naturschönheiten ein riesenhaftes Steingebilde aus Basalt in den Gesichtskreis, das wie der Stumpf einer riesenhaften Säule die Landschaft und den Hochwald überragt, der sagenhafte „Teufelsturm", eines der grandiosesten Gebilde, die der Zufall in der Natur erschuf. Aus ungezählten schmalen eckigen Säulen zusammengesetzt, übertrifft der „Teufelsturm" alles, was die Kunst der Menschen in ähnlichen steinernen Gebilden bisher errichtete. Die Natur ist mit solchen seltsamen Kunstgebilden jedoch keineswegs so sparsam, und wenn wir uns ein wenig in der Welt umsehen, finden wir überall in der Natur Eigenartiges genug. Eine seltsame Steinformation ist auch in Süd-Dakota, gleichfalls in den Vereinigten Staaten von Amerika, erhalten geblieben, ein beliebter Trainingsfelsen für Bergsteiger, der unter dem Namen „Das Nadelöhr" auch in Europa bekannt ist. Von der riesenhaften Ausdehnung dieser Felsgebilde kann man sich eine richtige Vorstellung machen, wenn man die Größenunterschiede zwischen der aufsteilenden Felsnadel und dem Kletterer beachtet, der auf unserem Bilde im Kamin emporturnt. „Das Nadelöhr" bildet einen sensationellen Anziehungspunkt für die Reisetrupps von Cook & Sohn, die mit der Northern Pacific Railway Wyoming und den Yellowstone-Park besuchen. Einen höchst originellen Anblick bilden die Steinformationen der „Schwarzen Hügel", die sich bei ruhigem Wetter im Teufelssee spiegeln. Bei unbewegtem Wasser kann der Beschauer die Fratze des Teufels erkennen. Man sieht sie deutlich auf unserer vorzüglichen Abbildung, wenn man diese in vertikaler Richtung betrachtet. In der Nähe Kapstadts, in Südafrika, steht einsam in der Eintönigkeit der Steppe der „Kamelfelsen" als ein bekanntes Wahrzeichen, dicht an der breiten Landstraße, die nach Norden führt. Aber nicht nur Tiergestalten hat die Laune der Natur in Felsen nachgebildet. In den originellen Umrissen der Berglandschaft Spaniens ist mit seltsamer Treue die Maske Dantes nachgezeichnet. Man muß die Photographie gleichfalls von der Seite betrachten. Die Ähnlichkeit dieses Felsgebildes mit dem großen amerikanischen Präsidenten George Washington ist verblüffend, zum Glück, denn Cook & Sohn würde kaum einen amerikanischen Touristen über den Atlantik nach Spanien hinüberlocken können, wenn es hier nicht mehr als nur die Totenmaske Dantes zu sehen gäbe. Der Präsident Washington ist für den Yankee doch etwas anderes. Dr. H. U.

Der Lungenkollaps. Bei schweren chirurgischen Operationen oder nach heftigen Krankheitsanfällen kommt es häufig vor, daß die Lunge auf einer Seite oder beiden plötzlich in sich zusammenfällt, so daß sie ihre Funktion, sich mit Luft zu füllen und sie von selbst wieder von sich zu geben, nicht mehr erfüllen kann. Diese Erscheinung bezeichnet man als Lungenkollaps. Er ist von sehr ernster Bedeutung, da ein vollständiger Lungenkollaps überhaupt keinen Eintritt von Luft mehr in die Lungen gestattet, so daß der Patient rettungslos verloren ist. Betrifft der Kollaps nur eine Seite, wie es gewöhnlich der Fall ist, so treten zwar schwere Symptome auf, aber sie verschwinden allmählich wieder, so daß nach zwei bis drei Wochen die Lunge plötzlich wieder normal funktioniert und der Patient wiederhergestellt ist. Dr. L. R. Sante aus Saint Louis hat kürzlich ein einfaches Verfahren entdeckt, das man bei chirurgischen Operationen anwenden kann, wenn dieser Kollaps auftritt. Er fand nämlich, daß man den Patienten nur auf die Seite zu rollen braucht, wo die Lunge nicht eingefallen ist. Veranlaßt man ihn dann, zu husten, so bläht sich der zusammengefallene Lungenflügel sofort auf und beginnt wieder normal zu funktionieren. Da man nun nach einer Operation nie sicher ist, ob ein Lungenflügel zusammengefallen ist und welcher, rät Dr. Sante, nach jeder Operation den Patienten erst auf die eine und dann auf die andere Seite zu rollen und dieses Verfahren in den ersten Tagen nach der Operation alle paar Stunden zu wiederholen, um den Patienten vor dem Kollaps zu bewahren. Wodurch der Kollaps eigentlich herbeigeführt wird, ist nicht sicher bekannt, aber er hängt offenbar mit einer vorübergehenden Schädigung der Nerven zusammen, die die Atmungswerkzeuge kontrollieren. Prof. Dr. Walter Anderssen.

50 Jahre Fernsprechtechnik in Deutschland. Als im Jahre 1877 der Fernsprecher in der Form des Telephons von Graham Bell aus Amerika zu uns kam, da konnte der Generalpostmeister Stephan seinen Plan, Fernsprechnetze für den allgemeinen Verkehr einzurichten, nicht gleich verwirklichen. Er entschloß sich daher, ihn zunächst als eine Ergänzung der Telegraphen-Apparate zu verwenden. Mit der Einrichtung der Linie Friedrichsberg bei Berlin—Rummelsburg am 12. November 1877 war die Reichspost die erste Verwaltung, die einen amtlichen Gebrauch vom Fernsprecher machte. Endlich konnte im Jahre 1881 das erste Fernsprechnetz Deutschlands in Berlin in Betrieb genommen werden. Ganze 8 Teilnehmer waren bei der inoffiziellen Eröffnung am 12. Januar vorhanden. Damit war das Eis gebrochen, der Fernsprecher setzte sich durch. In schneller Folge entstanden die verschiedenen Fernsprechnetze in den größeren Städten, kleinere folgten, und als es gelungen war, die Städte durch Fernleitungen miteinander in Verkehr zu bringen, da begann eine Entwicklung, die in stürmischen Schritten vorwärtsging; denn jetzt erst war der Fernsprecher ein vollkommenes Verkehrsmittel geworden, das den trennenden Raum überbrückte. Das Ziel, dem Benutzer des Fernsprechers die Handhabung so bequem wie möglich zu machen und die Güte der Verständigung auch über größte Entfernungen zu steigern, hat zu Schaltungen geführt, die an Verwickeltheit nichts zu wünschen übriglassen. Früher mußte man den Fernhörer abheben, einen Kontaktknopf drücken, dann meldete sich das Vermittlungsamt, man nannte die gewünschte Nummer, war die Verbindung hergestellt, so mußte man von neuem rufen, bis sich der Teilnehmer meldete. Hatte man schließlich das Gespräch beendet, so kündigte man den Gesprächsschluß durch ein erneutes Klingelzeichen der Vermittlungsstelle an, die darauf die Verbindung trennte. Wesentlich einfacher war es schon, als ein Abhängen des Hörers die Beamtin im Amt zum Melden veranlaßte, der Anruf des gewünschten Teilnehmers von der Beamtin erfolgte und die Trennung der Verbindung durch Anhängen des Hörers herbeigeführt wurde. Ganz selbständig ist aber der Teilnehmer beim Selbstanschlußbetrieb, der jetzt in größerem Maße eingeführt wird. Er kann sich durch Drehen der am Apparat befindlichen Nummernscheibe die gewollte Verbindung selbst wählen. Die Stromstöße, die er dadurch über seine Leitung schickt, setzen im Amt sogenannte Wähler in Betrieb, die selbsttätig die Verbindung herstellen, den Teilnehmer anrufen und durch Signale bekanntgeben, ob dieser frei ist und gerufen wird, oder ob er schon durch eine andere Verbindung besetzt ist. Auch die Trennung wird automatisch durch Hinlegen des Hörers auf die Gabel des Gehäuses bewirkt. Ist die Verbindung gesprächsbereit gewesen, so wird der Gesprächszähler in Gang gesetzt und schaltet das Zählwerk um einen Schritt weiter. Hat ein Teilnehmer mehr als zwei Anschlußnummern und ist die erste Nummer besetzt, dann schaltet der Wähler von sich aus weiter durch und prüft, ob eine der Folgenummern etwa frei ist, mit der dann die Verbindung zustande kommt. Zur Durchführung all dieser Schaltvorgänge dienen besondere Relais, die in sinnreichster Weise nacheinander in Tätigkeit treten, teils auf jeden Stromstoß sofort ansprechen und neue Stromwege schließen, teils erst nach einiger Zeit in Tätigkeit treten, damit gewisse Prüfvorgänge ausgeführt werden können. Daneben sind noch zahlreiche Signalisierungseinrichtungen vorhanden, die dem Bedienungspersonal anzeigen, wenn Unregelmäßigkeiten in der Einrichtung auftreten, damit dem denkenden Strom gesperrte Wege von Menschenhand freigemacht werden können. Aus dieser knappen Darstellung über die Einrichtung eines modernen Selbstanschlußamtes ist zu ersehen, wie kompliziert es ist, und welch umfassende Arbeit sein Bau erfordert. Deshalb ist es wohl verständlich, daß der Übergang von einem Handamt, wo die Verbindungen von Beamten ausgeführt werden, zum automatischen Amt nicht von heute auf morgen erfolgen kann. Sie macht auch erklärlich, daß für die Durchführung dieser Maßnahmen im Reich eine Reihe von Jahren gebraucht wird. Seitdem die Hemmungen der Kriegs- und Nachkriegszeit überwunden sind, hat die Reichspostverwaltung doch schon über 400 000 Teilnehmer an Selbstanschlußämter angeschlossen. Diese 400 000 Sprechstellen sind noch nicht ganz 25 Proz. der Gesamtzahl der vorhandenen Teilnehmer. Bis auch der letzte Teilnehmer seine Wählerscheibe in Tätigkeit setzen kann, werden noch etwa 10 Jahre vergehen. Die Darstellung über den erreichten Stand der Fernsprecherei wäre unvollständig, würde nicht auch der Einrichtungen gedacht, die zu einer wirksamen Überwindung des trennenden Raumes geführt haben. Die erste Maßnahme zur Verbesserung der Sprechmöglichkeit über größere Entfernungen bestand in der Verwendung des den Strom besser leitenden Bronzedrahtes; in folgerichtiger Entwicklung ging die Verwaltung im Anschluß daran dazu über, die Einzelleitungen durch Doppelleitungen zu ersetzen. Der wesentlichste Schritt jedoch, an Stelle der gefährdeten Luftleitungen Kabel zu verwenden, konnte erst später getan werden, als es gelungen war, die schädlichen Eigenschaften der Kabel durch geeignete Gegenmittel zu beheben. Bei gewöhnlichen Kabeln zeigte sich, daß sie die Sprache stärker dämpften als eine Freileitung von gleicher Länge; und da die höheren Tonlagen der Sprache ganz besonders stark benachteiligt wurden — die scharfen Konsonanten und der Vokal i fielen fast ganz aus — so klang die Sprache sehr dumpf, wie aus dem Keller kommend, und wurde deshalb leicht unverständlich. Die auf langen Strecken nebeneinander verlaufenden Drähte in einem Kabel wirken wie ein guter Kondensator, dessen Kapazität für die obengenannten Wirkungen verantwortlich zu machen ist. Es war bekannt, daß eine Selbstinduktion gerade in entgegengesetztem Sinne wirkt wie eine Kapazität; konnte man nun auf bequeme Weise in einer Kabelleitung die Selbstinduktion erhöhen, so mußte die Sprechverständigung sich steigern lassen. Nach den Vorschlägen von Pupin ließ sich das machen, indem an gewissen Punkten besondere Spulen — Eisenkerne mit einer Anzahl von Windungen aus isoliertem Draht — eingeschaltet wurden. Die erzielten Erfolge waren recht schön, aber ein Kabel für größere Entfernungen — 600 km — war sehr teuer, denn jede einzelne Ader mußte 3 mm stark sein, wenn die Energie groß genug sein sollte. An eine wirklich wirtschaftliche Ferntelephonie über tausend Kilometer konnte man erst denken, wenn es gelang, der Fernverbindung an gewissen Punkten neue Energie von außen zuzuführen und die geschwächten Sprechströme naturgetreu zu verstärken. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, geeignete Vorrichtungen für diesen Zweck zu schaffen; siegreich blieb allein die in der Radiotechnik erprobte Verstärkerröhre, die diese Aufgabe in hervorragend einfacher Weise erfüllte. Sie schuf die Möglichkeit, ein modernes Fernkabelnetz zu bauen, das heute schon alle größeren und mittleren Städte Deutschlands verbindet und auch Anschluß an die benachbarten Länder hat. Über 7000 km Kabel mit 98 bzw. 166 Doppeladern von 0,9 und 1,4 mm Stärke sind bereits verlegt, eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, welches Maß von wissenschaftlicher und technischer Arbeit aufgewendet werden mußte, um dieses Ziel zu erreichen. Das hier in ganz kurzen Zügen gezeichnete Bild von der Entwicklung des Fernsprechwesens wird vielleicht durch folgende Angaben noch etwas deutlicher. Das erste Fernsprechnetz Deutschlands umfaßte bei der Betriebseröffnung 42 Teilnehmer, heute sind 7510 Vermittlungsanstalten vorhanden mit 2,6 Millionen Anschlüssen. In den 50 Jahren der Entwicklung sind über 11 Millionen Kilometer Anschlußleitungen und fast 3 Millionen Kilometer Fernleitungen verlegt worden. Im Jahre 1925 wurden auf diesen Leitungen vermittelt 1760 Millionen Ortsgespräche, 35 Millionen Vororts- und Nachbarortsgespräche und 243 Millionen Ferngespräche. Damit hat der Fernsprecher eine Bedeutung erlangt, wie sie bei seinem Einzug nicht vorausgesehen werden konnte. Er schafft jedem einzelnen Volk ein weites Betätigungsfeld, hilft den trennenden Raum überwinden und wird auch so ein Förderer der Verständigung und des Friedens sein.

Telegraphendirektor Paul Riemenschneider.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf der Titelseite dieses Heftes stammt von Prof. Franz Kienmayer und stellt ein Chinesenmädchen dar.

ANEKDOTEN

KLEINE GESCHICHTEN VON GROSSEN LEUTEN

Theodor Fontane lernte in einer Gesellschaft die junge und schöne Gräfin H. kennen. Der 78jährige Dichter sagte ihr viel Galantes und Schmeichelhaftes. Man ging zu Tisch; Fontane bemerkte nicht, daß er an der Gräfin vorbeischritt. „Sehen Sie," sagte die Gräfin, „was ich von Ihren Komplimenten halten darf! Sie gehen an mir vorüber, ohne mich anzusehen." — „Hätte ich Sie angesehen, hätte ich nicht an Ihnen vorübergehen können", antwortete der Dichter.

•

Eine 74jährige Dame sagte zu dem 78jährigen Fontane: „Der Tod hat uns vergessen." — „Pst!" antwortete Fontane und legte den Finger an den Mund.

•

In Wien erregte es großes Aufsehen, daß die Sopranistin Frau Güttmann bei einem Konzert am Cumberländer Hof in Gmünden begeisterten Beifall gefunden hatte. „Ja, ja," sagte Hans v. Bülow, „mit den Welfen muß man heulen."

•

Signorina Elena galt bei ihren Bekannten für eine vollendete Pianistin. Bei jedem musikalischen Tee erweckte ihr Spiel die größte Begeisterung. Einmal befand sich Toscanini unter den Gästen, jeder erwartete zuversichtlich seine Kritik. Aber Toscanini sagte nichts. „Herrlich!" rief eine Dame ermunternd. „Wundervoll!" sagte eine andere. „Die Signorina kann aber doch auch alles auf dem Klavier!" — „Hoffentlich auch den Deckel zuklappen", meinte Toscanini.

•

Vor einer „Fidelio"-Aufführung, die Gustav Mahler im Leipziger Neuen Theater dirigieren sollte, herrschte so großer Andrang zur Theaterkasse, daß ein Polizist vor dem Eingang der Kasse aufgestellt werden mußte, um die Scharen der Musikbegeisterten in Schach zu halten. Der Kampf um die Theaterkarten war noch im vollsten Gange, als der berühmte Dirigent selbst auf dem Plan erschien. Er will eilig an dem Polizisten vorbei in den Kassenraum eindringen. Der Polizist hält ihn zurück. Ein heftiger Streit entspinnt sich, schließlich ruft Mahler in größter Erregung: „So lassen Sie mich doch endlich ins Theater — ich bin Mahler!" — „Nee," antwortete der andere ruhig, „und wenn Se Tapezierer sind, hier wird nur der Reihe nach reingelassen!"

•

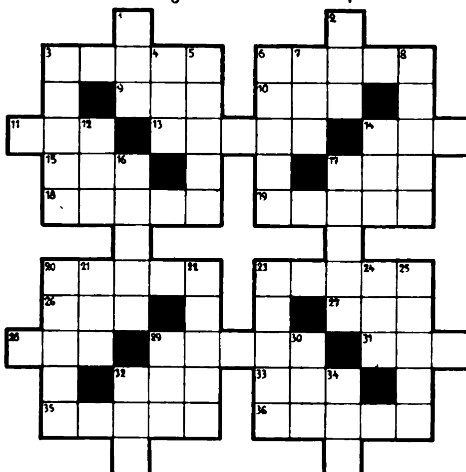
Zum Schluß noch eine Geschichte von einem ganz alten Prominenten: Tizian hatte ein Fest gegeben, bei dem sich seine Gäste ausgezeichnet unterhalten hatten. Als sie aber erfuhren, daß die Bewirtung nicht viel gekostet hatte, lachten sie über das Fest und über den Gastgeber. Die Rache des Künstlers war von echt renaissancemäßiger Größe. Er lud zu einem zweiten Fest ein. Man glaubte, daß er alles Versäumte nachholen würde und erwartete Außerordentliches. Die Gäste erschienen in Scharen. Keine Vorbereitungen sind getroffen! Nur im Kamin brennt helles Feuer. Die Spannung steigt aufs höchste; man ist auf ein Wunder gefaßt. „Ihr Herren," redet Tizian seine Gäste an, „Ihr schätzt nur den Aufwand eines Festes, nicht den Wert geselliger Unterhaltung. Seht her!" Der Maler ergreift ein Ehrengewand, das Karl V. ihm gegeben hatte, und dessen Wert auf 5000 Zechinen geschätzt wurde, dann nimmt er ein eben vollendetes Bild von der Staffelei, rollt beides zusammen und wirft Bild und Gewand in das Feuer des Kamins. „Ich zweifle nicht, Ihr Herren, daß mein Fest Euch gefallen hat, und daß Ihr zufrieden mit mir mein Haus verlassen werdet. Lebt wohl, das Fest ist zu Ende."

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — au — ba — bot — cu — de — de — der — dor — dot — e — e — es — fet — gel — grant — il — il — jagd — ki — la — men — mi — mo — neu — ran — re — salt — sen — su — te — ten — tich — tis — treib — tri — tu — wied sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Jacob Venedey ergeben (ch = 1 Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1 Märchendichter, 2 Rechenart, 3 Gefäß, 4 Auswanderer, 5 kleines Raubtier, 6 moderne Oper, 7 Ort in Thüringen, 8 Gebirgszug, 9 Jagdart, 10 Teil der Kanone, 11 Staat in Südamerika, 12 Gesteinsart, 13 Nordländer, 14 Stadt am Rhein.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 3 Nebenfluß des Mains, 6 alte deutsche Silbermünze, 9 Strom in Afrika, 10 Stadt in Württemberg, 11 Wassersäugetier, 13 Göttin der Jagd, 14 Klostervorsteher, 15 poetischer Name für Löwe, 17 Monatsname, 18 Hauptstadt in Europa, 19 Vorrichtung zum Antrieb des Pferdes, 20 weiblicher Vorname, 23 Eisenart, 26 Nebenfluß der Donau, 27 männlicher Vorname, 28 metallhaltiges Mineral, 29 kleines Raubtier, 31 Kanton in der Schweiz, 32 Abschiedsgruß, 33 sagenhaftes Wesen, 35 männlicher Vorname, 36 Gewässer; **senkrecht:** 1 Fluß in Galizien, 2 Fluß in Thüringen, 3 Siegeszeichen der Indianer, 4 Teil des Auges, 5 Prophet, 6 Land und Stadt in Afrika, 7 Stadt in Südtirol, 8 Edelstein, 12 biblischer Name, 14 poetischer Name für Adler, 16 Name mehrerer Päpste, 17 Inbegriff sittlicher Grundsätze, 20 Baum, 21 Nebenfluß des Neckars, 22 Raubvogel, 23 englischer Satiriker und Schriftsteller, 24 dürres Gras, 25 Stadt in Württemberg, 29 weiblicher Vorname, 30 Gewässer, 32 türkischer Ehrentitel, 34 feierliches Versprechen.

Zahlenrätsel.

16	16	17	18	18
18	18	19	19	19
19	19	20	20	20
21	21	21	22	22
23	23	23	24	24

Obige Zahlen sind so umzustellen, daß die Längs-, Quer- und Diagonalsummen 100 ergeben.

Merkwürdig.

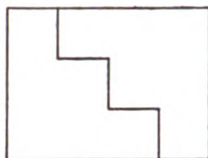
Zweimal hat mich stets der Herr,
Einmal nur der Diener.
Einmal hatte mich der Ger,
Dreimal Albrecht Dürer.
Hinten hat der Neger mich,
Vorn jedoch der Russe.
Erster bin beim Raufen ich,
Nennt mich nun zum Schlusse!

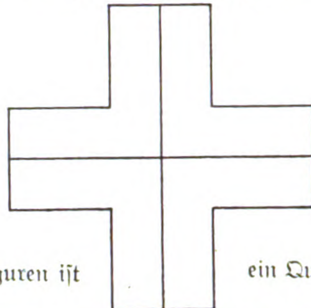
Tauschrätsel.

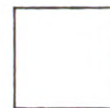
Alhambra, Erklärung, Gelage, Neufundland, Gewohnheit, Anleitung, Gedächtnis, Gewitter, Versammlung, Lagune, Erhöhung, Vermächtnis, Verwalter, Getreide, Erfindung, Beratung, Kanone, Erlebnis.

Von jedem Wort ist die mittlere Silbe zu streichen und durch eine andere so zu ergänzen, daß neue Wörter entstehen. Die Endbuchstaben der neu eingestellten Silben ergeben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort. Zur Verwendung kommen folgende neue Silben: be, bie, bir, fah, ge, häng, heim, kennt, leuch, lüb, mäh, mü, see, ser, sund, ter, tre, zie.

Geometrische Aufgabe.







Aus den Teilen der 3 Figuren ist ein Quadrat zu bilden.

Schlüsselrätsel.

6	4	8	4	9	4
1	9	6	1	8	11
8	1	12	2	1	9
8	4	7	11	4	0
7	9	3	7	4	9
5	10	1	9	7	11

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen; die Wörter bedeuten in wagerechter Reihe: 1 bekannte Person aus dem Buschalbum, 2 mitteldeutscher Freistaat, 3 Stadt in Schlesien, 4 Klettermittel, 5 Land in Asien, 6 Gestein. — Die Diagonale von oben rechts nach unten links ergibt eine ostpreußische Stadt.

Etwas über das Weinprobieren.

Der Weinkenner beachtet vor allem, daß die Temperatur des Weißweines ungefähr 11° Celsius und die des Rotweines 16,5° ist und, da eines der Hauptmerkmale des echten Weines dessen feiner Duft und die Blume ist, wird er das halbgefüllte Glas, das am besten die Form eines halbgeschlossenen Kelches hat, mit einer kleinen Kreisschwenkung an die Nase führen und den Geruch, die Blume, durch diese prüfen. Sodann nimmt er einen kleinen Schluck des Weines auf die Zunge, läßt ihn daselbst zerfließen, bewegt den rückwärtigen Teil der Zunge gegen den Gaumen zu und läßt gleichzeitig die im Munde sich entwickelnden ätherischen Teile des Weines durch die Nase nach außen entströmen. Sofort wird ihm das Wesen des zu verkostenden Weines klar. Die Nase empfindet die Feinheit, Art und Reife des Weines, ferner die Traubensorte, aus der der betreffende Wein gezogen wurde. Die Zunge gibt ihm Aufschluß, ob der Wein harmonisch ist oder ob irgend ein Bestandteil, sei es nun Säure oder Süße, vorherrscht, ob der Wein gut vergoren ist und ob er körperreich oder leer erscheint. Direkt daran anschließend geben die rückwärtigen Geschmacksnerven auf dem hinteren Zungenteil und dem Gaumen Aufschluß über den Charakter des Weines, ob er befriedigt oder nicht, ob er also jenes wohltuende Gefühl der Anregung auslöst, das uns unter allen Getränken nur einzig und allein der edelentwickelte, echte Wein gibt.

Wir entnehmen diese Anleitung der Jubiläumspreisliste der Naturweinkellerei Konrad Hammell in Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz), die seit 80 Jahren im Familienbesitz ist und sich wegen ihrer vorzüglichen Belieferungen, Schönheit und Wohlbekömmlichkeit ihrer Weine überall des besten Rufes erfreut.

Ergänzungsrätsel.

Ra — der	Bau — win
Mo — te	Wall — baum
Ehe — bahn	Hut — wurm
Post — mann	Gar — sicht
Lese — kleid	Vor — band
Sam — de	Ball — mahl

An Stelle jedes der Striche ist eine Silbe einzusetzen, die mit der vorhergehenden und nachfolgenden Silbe je ein Wort ergibt. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Silben ergeben alsdann ein Verkehrsmittel.

Verwandlung.

Am Himmel zieht es seine Spur,
Erlischt und fällt zu Erden
Und muß, nimmst du ein „o“ ihm nur,
Zum Längenmaße werden.

Schüttelrätsel.

Das Wort hat Anfang nicht und Ende,
Stets kehrt es in sich selbst zurück,
Geschüttelt aber ist's die Wende
Zu schnellem Tode oder Glück.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4313.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4311.

Die durstigen Rechner: Die Freunde gossen in folgender Weise um:

Gefäße		A	B	C
Fassungsvermögen	1	VI	V	II
Urfüllung	1	6	0	0
1. Umfüllung		1	5	0
2. Umfüllung		1	3	2
3. Umfüllung		3	3	0

Pyramidenrätsel: a, Ar, Rad, Erda, Narde, Andree, Leander, Oleander.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Abt, 2 Omega, 5 Belgien, 9 Diamant, 13 Leibl, 14 Enz; senkrecht: 2 Berg, 3 Ode, 4 Ale, 5 Bad, 6 Lea, 7 Ida, 8 Not, 10 Ill, 11 Main, 12 Nil.

Ergänzungsrätsel: 1 Erlkönig, 2 Hermelin, 3 Sperling, 4 Ammersee, 5 Berberei, 6 Feldberg, 7 Oleander.

Palindrom: Trabart.

Glück auf den Weg: Erfinder.

Quadraträtsel: 1 Alhambra, 2 Lavendel, 3 Heinrich, 4 Ave-Maria, 5 Metronom, 6 Bergstab, 7 Revolver, 8 Alhambra.

Umstellrätsel: 1 Barre, 2 Erle, 3 Elsa, 4 Torte, 5 Helm, 6 Ornat, 7 Vase, 8 Elster, 9 Nana. — Beethoven.

Geheimnisvolle Gleichung: a = Kai, b = Rat, c = Melk, d = Leo, x = Karamelle.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

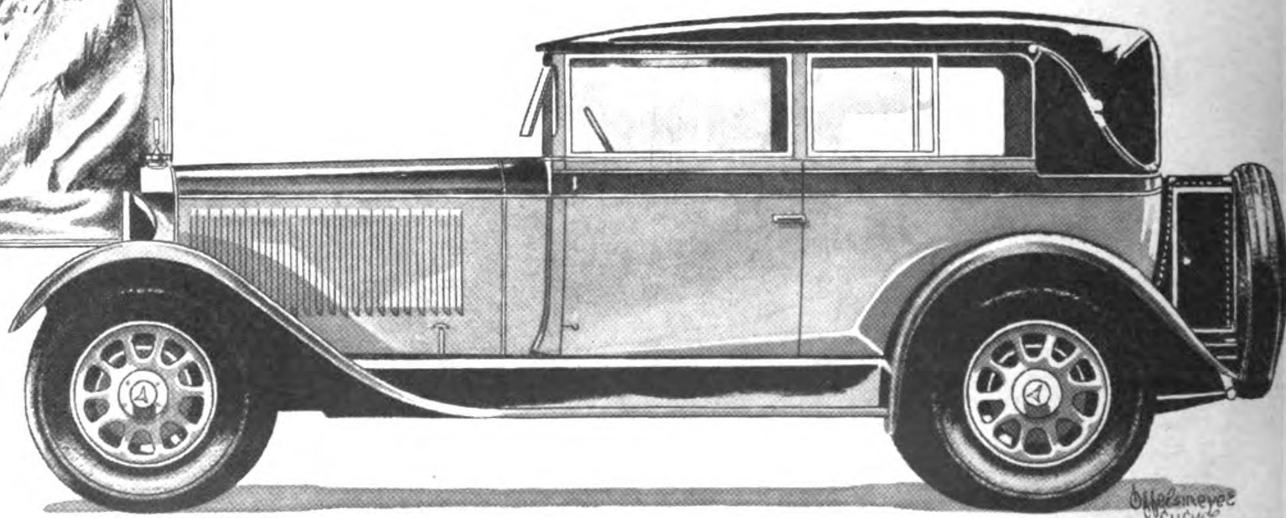


HOHE KLASSE



verpflichtet zu besonderer Leistung. Die einzigartigen Eigenschaften der Maschine, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Karosserien haben den neuen MERCEDES-BENZ-Sechszylinder-Modellen überall bewundernde Anerkennung gebracht. Sie werden nur ein Urteil hören: ein richtiger

MERCEDES-BENZ!



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4313. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 10. NOVEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Nr. 4313. 169. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 10. November 1927.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 R.-M. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C.2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

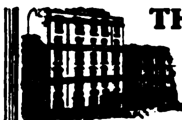
Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50

PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS
SONN-MATT
LUZERN VIERWALDST. SEE
Spezialbeh. v. Gicht, Rheumatism., Neuralgien (spez. Ischias), Gallenleid. 2 Ärzte. Pens. v. 10 Mk. an. Prosp.

Cannes, Hotel Gonnet et de la Reine.
Familien-Hotel allerersten Ranges. — Prachtvolle Lage am Bd. Croisette und am Meer. — Grosses Restaurant. — Anerkannte Küche. — Allergrösster Komfort.

Das Beste, was Paris bietet, ist das
HOTEL AMBASSADOR
das grösste Pariser Hotel
am neuen Boulevard Haussmann
600 Zimmer mit Bad
Einzelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-
COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
GROSVENOR
(für die Wintersaison Preisermäßigungen!)
DIREKTION: DUHAMEL



THE LANCASTER HOTEL
7 Rue de Berri — CHAMPS ELYSÉES
Telegr.-Adr.: Otelancast Paris
PARIS
Höchster Komfort.



Ein Bleyle-Anzug ist ganz auf Haltbarkeit und Strapazierfähigkeit gearbeitet. Als reinwollene, porös-elastische Oberkleidung entspricht er allen Anforderungen der modernen Gesundheitspflege.— Sorgliche und sparsame Mütter wählen daher für ihre Jungens die Marke *Bleyle*.

Illustrierte Kataloge gratis. Verkaufsstellen in allen Städten
Nachweis bereitwillig durch die alleinige Herstellerin Wilh. Bleyle G.m.b.H., Stuttgart S 12



10 Minuten von Monte Carlo **DIE PERLE DER RIVIERA**

DAS MILDESTE KLIMA EUROPAS — SAISON OKTOBER BIS ENDE MAI

Auskunft aller Art ersuchen bei untenstehenden Hotels einzuholen.

AM MEER (Ost-Bai Garavan): Anglais, Britannia, Beausite, Beau-Rivage, Cecil.
AUF DEM HÜGEL (Zahnradbahn): Annociata.
OBERHALB DER STADT: National.

ZENTRUM: Orient, Venise, Louvre, Mediteranée, Majestic, Atlantic, Malte, Ambassadeurs, Turin.
ZENTRUM (Am Meer): Royal, Westminster, Regina, Menton-Midi, Balmoral.
AM MEER (West-Bai): Carlton, Prince de Galles.

HOTEL CONTINENTAL
NIZZA
DIRECTION: LUIGI STEINSCHNEIDER

Das beste Geschenk.
Echte Heidschnuckenfelle, Marke „Silberbär", in schneeweiß, silbergrau, braunschwarz, sind ebenso schön wie
Silberbärfelle,
aber bedeut. bill., 12 u. 16 M. Uebergr. Luxusfelle 18 M. Auch Autopelzdecken, Fußsäcke, Schreibtischvorlagen, Schlittendecken. Katal. frei. Gustav Heitmann, Lederpelzfabrik, Schneverdingen 84 (Lün. Heide), Naturschutzpark.

HOTEL RADIO, PARIS
120 Zimmer. 64—66 Bd. Clichy. 80 Badezimmer.
Wurde im Mai dieses Jahres neu eröffnet.
Größter Komfort. — Restaurant. — Bar. — Keller.
Zimmer von RM. 5.—, mit Bad von RM. 7.—
TREFFPUNKT DER DEUTSCHEN
Telegr.-Adr.: Hotradio 90 Paris.

HOTEL MIRABEAU • PARIS •
DAS VORNEHME HAUS **8, RUE DE LA PAIX**

Allgemeine Notizen.

Preisausschreiben der Universität Leipzig. Die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig stellt in Verbindung mit der Kunststiftung folgende Preisaufgaben und setzt als Preis für jede zu lösende Aufgabe 1000 Mk. aus. 1. „Es ist eine eingehende Stilanalyse der Thidrekssaga zu geben, aus der die literarische Stellung der Thidrekssaga innerhalb der nordischen Literatur hervorgeht. Insbesondere sind die übrigen südländischen Sögur zu vergleichen." 2. „Läßt sich ein Einfluß der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England von 1871 bis 1914 auf das politische Verhältnis der beiden Länder zueinander nachweisen?" 3. „Beiträge zur Kenntnis des Baues der westerzgebirgischen Granitmassive." Die in deutscher Sprache abgefaßten Arbeiten sind bis zum 24. Juni 1930 beim Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig einzureichen. Die Bewerber müssen an der Leipziger Universität studieren bezw. dort studiert haben. Das Eigentumsrecht an den Preisschriften bleibt den Verfassern.

Für Landwirte. Der diesjährige letzte Kursus der Ausbildung von Motorpflugführern in der „Deulakraft" in Zeesen bei Königswusterhausen findet vom 28. November bis zum 22. Dezember statt. Die Ausgabe von 150 RM. für einen vierwöchigen Kursus einschließlich Verpflegung und Unterkunft ist im Vergleich mit den Ersparnissen, die ein gut ausgebildeter Führer bringen kann, so gering, das den Landwirten zu empfehlen ist, auch diejenigen Führer ausbilden zu lassen, die bis jetzt nur eine kurze Ausbildungszeit bei einer Firma genossen haben oder gar nur von einem Monteur einige Tage auf dem Felde angelernt sind. Anfragen sind an die „Deulakraft" in Zeesen bei Königswusterhausen zu richten.

Den regelmäßigen Kanada-Dienst nimmt zu Beginn des nächsten Jahres die Hamburg-Amerika Linie durch Anlaufen von Halifax wieder auf. Schon in früheren Jahren wurden viele Tausende von Passagieren von der Hapag zwischen Europa und Kanada befördert. Die Wiederaufnahme dieses Dienstes erfolgt mit den Dampfern „Thuringia" und „Westphalia", die beide erst vor wenigen Jahren erbaut wurden und mit allen technischen Neuerungen und Reisebequemlichkeiten versehen sind. Die Dampfer führen Kajüte und dritte Klasse. In beiden Klassen sind Speisesaal, Rauchzimmer, Da-



menzimmer, geräumige Promenadendecks usw. vorhanden. Sämtliche Passagiere der dritten Klasse werden in hellen freundlichen Kammern zu zwei, drei und vier Betten untergebracht. Die Zulassung von deutschen Staatsangehörigen ist in Kanada unbeschränkt, jedoch kommen hierfür vorwiegend Landwirte, Landarbeiter und weibliche Hausangestellte in Betracht. Solche Personen, die nach Kanada auswandern wollen, wollen sich wegen Überfahrtsgelegenheit und Reisebestimmungen möglichst bald an die Hamburg-Amerika Linie in Hamburg oder deren örtliche Vertretung wenden.

Bad-Nauheim. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß Bad-Nauheim in seiner diesjährigen Winterkurzeit einen lebhaften Besuch haben wird. Die Kurliste wies jüngst noch etwa 2000 Kurgäste auf. Die Zahl der täglich abgegebenen Bäder beläuft sich noch auf etwa 800. Das Kurhaus mit seinen gutdurchwärmten Gesellschaftsräumen, Konzert-, Lese- und Spielsälen bietet einen behaglichen Aufenthalt. Außer täglichen Konzerten finden öfters Veranstaltungen verschiedener Art statt. Das milde Klima Bad-Nauheims und die günstige Bodenbeschaffenheit ermöglichen ausgedehnte Spaziergänge im Freien. Zahlreiche Hotels und Pensionen bieten bei angemessenen Preisen vorzügliche Unterkunft. Zu der größeren Ruhe der Winterkurzeit gesellt sich der erfreuliche Vorteil, daß die Kurabgabe auf 15 Mk. herabgesetzt ist. Die Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim gibt auf Anfragen eingehende Auskünfte.

Der Weltkurort Karlsbad hat ebenfalls noch etwa 2000 Kurgäste. Es herrscht an den Quellen noch ein recht reges Leben, auch in den Badehäusern, bei den Konzerten, im Theater und sonstigen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Karlsbad hat dieses Jahr bis jetzt 62198 Kurgäste zu verzeichnen, 10079 mehr als voriges Jahr. Dazu kommen 58000 Passanten und 100000 Tagesbesucher. Zahlreich waren die Teilnehmer an den ärztlichen Fortbildungskursen, dem jährlichen Balneologenkongreß, den Versammlungen und Kongressen, den Studienreisen und wissenschaftlichen Ausflügen, die alle der Balneologie ein nicht hoch genug einzuschätzendes weiteres Blatt einfügen.

Friedrichroda (Thüringer Wald) unterhält das ganze Jahr hindurch den Kurbetrieb; seine drei Sanatorien, die meisten Hotels und die Pensionshäuser bleiben bei mäßigen Preisen auch im Winter geöffnet. Die städtische Kurverwaltung versendet auf Anfrage kostenlos Prospekt.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



ERBARME DICH UNSER!
GEMÄLDE VON OSWALD POETZELBERGER
(Aus Brakls Kunsthaus, München.)



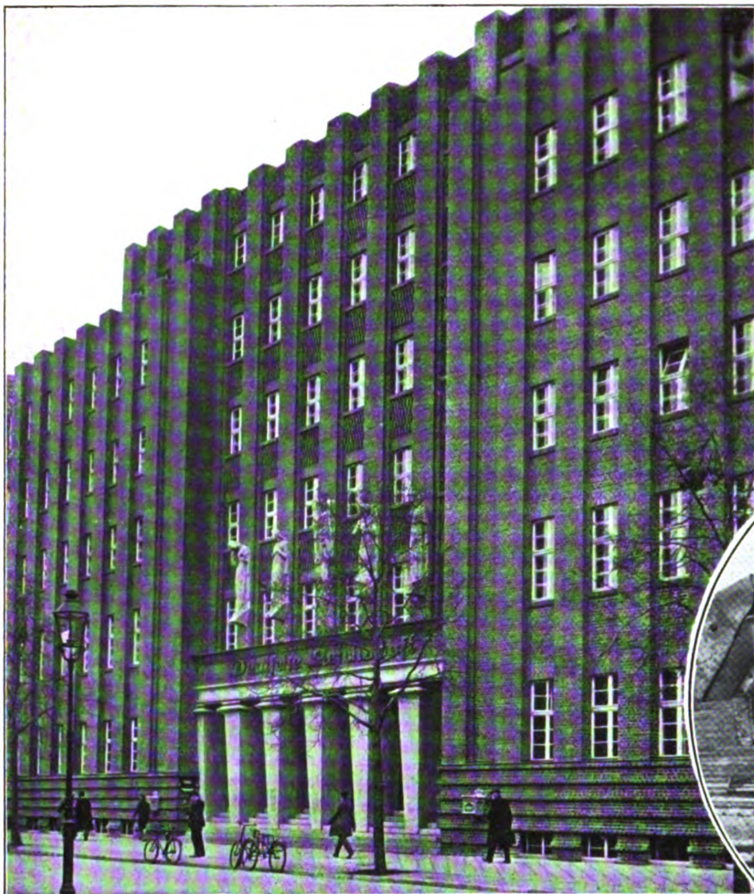


Von der Beisetzung des am 22. Oktober verstorbenen Fürsten Wilhelm von Hohenzollern.

Links oben: Während der Trauerfeier in der Erlöserkirche zu Hechingen (Sigmaringen) am 27. Oktober; unter den Trauergästen Kronprinz Wilhelm (zweite Reihe rechts), davor Exkönig Manuel von Portugal, der Schwiegersohn des Verstorbenen. **Rechts oben:** Die in der Kanonenhalle des Schlosses Sigmaringen aufgebahrte Leiche mit den fürstlichen Förstern als Totenwache.

Links nebenstehend:

Ein moderner Neubau in Magdeburg: Das soeben vollendete Hauptpostamt mit der charakteristischen Vertikallinien-Fassade.

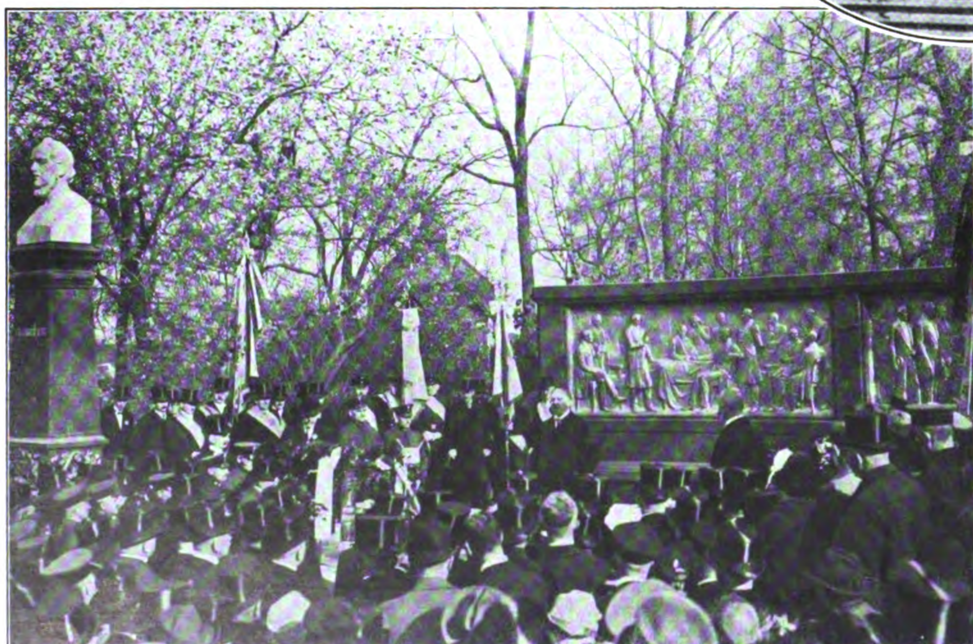






Zur Besetzung des durch das Ableben des Freiherrn Ago v. Maltzan freigewordenen Postens eines deutschen Botschafters in Washington: Dr. F. W. v. Prittwitz und Gaffron, bisher Botschaftsrat der deutschen Botschaft in Rom, der zum deutschen Botschafter für Amerika ausersehen ist, mit seiner Gattin.

Im Kreis: Todessturz beim Kunstflug: Der Pilot der Junkers-Werke Diplom-Ingenieur Karl Plauth, der bei dem Versuch, einen „Looping nach vorn" auszuführen, am 1. November auf dem Flugplatz der Junkers-Werke in Dessau tödlich verunglückte.





Links: Von der Einweihung des Denkmals für den Bahnbrecher des deutschen Eisenbahnwesens, Friedrich List, und „den Leipziger Ehrenbürger und Förderer des Eisenbahnbaues, Gustav Harkort, in Leipzig am 30. Oktober: Während der Kranzniederlegung durch den Oberbürgermeister Hepp der Stadt Reutlingen (Lists Geburtsort). — **Rechts:** Ein merkwürdiges Straßenbahn-Unglück: Der entgleiste Wagen der elektrischen Straßenbahn in Gablonz a. N. (Deutschböhmen), der am 27. Oktober in ein Haus fuhr und eine Wand eindrückte. Mehrere Personen wurden verletzt.

DER WELTKAMPF UM DAS ERDÖL

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz

Der englisch-russische Gegensatz, der in der Ausweisung der Direktoren russischer Ölgesellschaften letztens eine neue Phase fand, die in Kürze zu erwartenden amerikanischen Sensationsprozesse, die um den Namen des amerikanischen Ölmagnaten Sinclair spielen und schließlich die in diesen Tagen gemeldete Entdeckung neuer gewaltiger Erdölquellen um das Mossul Mesopotamiens lenken von neuem das Interesse auf das Erdöl als den augenblicklich so wichtigen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Machtfaktor. Die Interessenkämpfe um die Ausbeutung der Erdölquellen der Welt sind in ein neues akutes Stadium getreten.

Neben Kohle und Eisen ist das Erdöl unbestritten der wirtschaftlich und politisch bedeutungsvollste unter all den Rohstoffen, die für die industrielle Produktion und den Betrieb der modernen Verkehrsmittel in Frage kommen. Öl braucht man heutzutage in ausgiebigstem Maße, um Motoren jeder Art zu treiben, braucht es, um Tauchboote, Flugzeuge, Zeppeline, Kraftwagen, Motorräder, endlich Kriegs- und Handelsschiffe zu speisen und in Bewegung zu setzen. Daß mindestens 15 Millionen Tonnen, das ist ein Viertel der Welttonnage, durch Ölmotoren geleitet werden, und daß auch die Kriegsschiffe der Großmächte nachgerade zur Ölheizung übergegangen sind, kennzeichnet die Wichtigkeit des Öles sehr treffend. Dann sind aber die technischen, die militärischen wie auch selbstverständlich und ganz besonders die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge der Erdölfrage mit der Luftfahrt von eminenter Bedeutung. Nicht nur, daß Luftschiffe und Flugzeuge abhängig sind von den Kraftstoffen ihrer Motoren, es besteht auch noch eine mittelbare, aber nicht weniger bedeutsame Brücke zwischen diesen beiden Gebieten, denn so wie die Dampferlinien jeweils bestimmt werden von der Lagerung der wirtschaftlichen Zentralpunkte, so ist es sicher, daß sich die Luftverkehrslinien, zumindest ihre Zukunftsstraßen, nach dem Erdölvorkommen orientieren.

Der Zusammenhang der Ölfrage mit der Frage der Weltpolitik wird stets als Ausgangspunkt haben das geographische Vorkommen der Ölfelder, die höchstmögliche Versorgung der einzelnen Weltstaaten. Man muß davon ausgehen, daß Metallvorkommen sich meist über bestimmte Gebiete ausdehnen. Gold findet sich in einem langen Gürtel, der von Alaska die ganze Westküste der drei Amerikas entlang über Kalifornien und Mexiko bis nach Peru, Bolivia und Chile geht. Die Geologie sucht die Verteilung der Vorkommen und ihre Gesetzmäßigkeit durch die Theorie paralleler Risse zu erklären, doch ist darüber noch nichts Näheres bekannt. Jedenfalls zeigt aber ein Blick auf die Weltkarte, daß, abgesehen von den Vereinigten Staaten von Amerika, die wichtigsten Verbrauchsländer, wie England, Deutschland, Frankreich, Japan, wohl Kohle, aber keine erheblichen Ölförderungen im Lande haben, aus denen ihr Bedarf auch nur annähernd gedeckt werden könnte. Lediglich die Vereinigten Staaten von Amerika verfügen durch die Massierung der Ölgebiete in Nordamerika, Mexiko und den nahezu völlig unerschlossenen reichen Gebieten an der Nordküste Südamerikas in ihrer Gesamtheit noch für eine beträchtliche Zeit über eine Reserve an Kraftstoffen, die nirgendwo übertroffen wird.

Im Jahre 1859 ist mit der ersten erfolgreichen Tiefbohrung begonnen worden, und es kann die Weltproduktion heute auf etwa 16 Goldmilliarden beziffert werden, woran die Vereinigten Staaten von Amerika mit fast drei Viertel, im Jahre 1924 mit 704 Millionen Barrel (1 Barrel = 159 Liter), Deutschland mit der verschwindend kleinen Menge von nur 350 000 Barrel beteiligt sind. Daneben spielen vor allem noch in Rußland das Petroleumgebiet am Kaspischen Meer und die Ölfelder von Baku eine ausschlaggebende Rolle. An das geologische Vorkommen des Erdöls schließt sich die romantische Geschichte der Ölpolitik an. William Knox d'Arcy, ein Australier, war als Goldsucher vielfacher Millionär geworden. Nach großen Abenteuern kam er nach Südasien und wurde hier, neue Erwerbsmöglichkeiten suchend, auf Öl findig. Er gründete in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Lord Strathcona, die Persische Ölgesellschaft und verschmolz diese später mit einer Schwestergesellschaft in Birma. Die britische Regierung, die für Ölpolitik stets ein feines und klug vorausschauendes Empfinden hatte, blickte schon längst neidisch nach den Neugründungen, die sich hier in dem persischen Mesopotamien mit größtem Erfolg ausbreiteten. Sie suchte einen neuen Schachzug, um in den Besitz dieser Unternehmungen zu gelangen, und verfiel dabei auf dasselbe Mittel, das sie schon vorher angewandt hatte, um den Suezkanal zu erwerben. So wie sie sich damals der geräuschlosen Vermittlung eines Journalisten bediente, der dem stets geldbedürftigen Khedive allmählich so viele Suezaktien abkaufte, daß England bald die größere Hälfte und somit den eigentlichen Einfluß über den Suezkanal erlangte, so sicherte sich die britische Regierung dadurch das entscheidende Übergewicht über die neuen zukunftsreichen Ölgründungen, daß sie anläßlich der Verdoppelung des Gesellschaftskapitals die größere Hälfte übernahm. England hat es frühzeitig erkannt, daß der Besitz von Ölfeldern und Ölbunkerstationen für die Aufrechterhaltung seiner Seegeltung und somit seiner weltbeherrschenden politischen Macht unerläßlich sei. Bildete früher die Kohle die Grundlage für den Aufbau und die Erhaltung der Seeherrschaft, so kommt heute als Hauptfaktor noch das Öl dazu, in Verbindung mit den die Verteilung regelnden Ölbunkerstationen. Allein zur Versorgung der Schiffahrt mit Heiz- und Treiböl gibt es zur Zeit über dreihundert Bunkerstationen in allen wichtigen Häfen und Durchgangsplätzen. Die Tankflotte der Welt versieht die Transporte von den Produktionsgebieten nach den Orten des Verbrauchs bzw. den Umschlag- und Bunkerstationen. Dabei liegt ein großer Teil der Versorgung bei der Tankflotte der Anglo-Persian Oil-Co. mit einer Ladefähigkeit von rund 500 000 Tonnen. Der Freundschaftsbund der Burma und der Persian Oil-Co. vergrößerte sich bald durch Hinzutritt der Shell-Co. und der Royal Dutch-Co. Beide Gesellschaften, die sich anfänglich nur dem Handel widmeten, befaßten sich allmählich immer mehr mit der Erbohrung von Erdöl und schlossen sich schließlich, um die Konkurrenz auszuschalten, organisch zusammen. Wir haben so ein Riesengebilde, das über die weitaus meisten Ölquellen Südasiens und Inselasiens verfügt, mit annähernd 10—11 Milliarden Dollar Vermögen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß England mit großem Erfolg Ölpolitik getrieben hat. Von der Churchillschen Flottenpolitik und der Erschließung der persischen Ölfelder in der Vorkriegszeit bis zu den Weltkonferenzen von Lausanne, Genua und San Remo läßt sich die Ölpolitik in der englischen Außenpolitik verfolgen. Der wunde Punkt ist für England nur, daß es durch die Umstellung von Kohle auf Öl in größere Abhängigkeit vom Ausland und vom Seetransport gekommen ist. Jedenfalls hat sich England maßgebenden Anteil an der Erdölweltproduktion zugesichert, und die englischen Privatgesellschaften können sich gut auf ihre Regierung stützen.

Neben England hat es vor allem Amerika, hier allerdings in leichterer Weise, verstanden, Ölpolitik zu treiben. Der mächtigste Mitbewerber ist hier der Standard Trust Rockefeller. John Rockefeller, jetzt 86jährig, ist in Pennsylvanien geboren. Der Standardkonzern, dessen finanztechnischer Aufbau auf der New-Jersey-Co. beruht, umfaßt jetzt eine Unzahl von Unternehmungen mit einem Gesamtkapital von etwa 12—14 Milliarden Dollar. Für die Vereinigten Staaten von Amerika bestehen, obgleich diese noch über 70 Proz. der Weltproduktion im Lande haben, ebenfalls zwingende Gründe, am Wettlauf der Nationen um die Erschließung neuer Ölfelder teilzunehmen. Wie ein roter Faden ziehen sich diese Rücksichten durch die amerikanische Außenpolitik. Wiederholt war der Kampf um das Öl außenpolitischer Konfliktstoff. Schon 1913 wäre es über die unermeßlichen Öllager Mexikos beinahe zu einem Weltkrieg gekommen, und noch 1918 hat das Petroleum Bürgerkriege entfacht und mehr als einmal die Beziehungen zwischen den führenden Weltmächten gestört oder zumindest entscheidend beeinflußt.

In neuester Zeit sind noch andere bedeutende Ölmagnaten auf der Plattform internationaler Großwirtschaft erschienen: Sinclair, Boover und Stinnes. Unter diesen dreien ist der Name Sinclair mit Romantik und Sensation verknüpft, da er den Petroleumskandal von Washington herbeiführte und die Macht des Ölstoffes zu Korruptionen und Rechtskollisionen schlimmster Art ausarten ließ. Er bemühte sich um Konzessionen im Ural und in Nordpersien, er erhielt schließlich solche in Ostsibirien und Sachalin. Daneben sind noch andere Amerikaner auf den Plan getreten, deren Interessen nach dem Kaukasus, dem Ural, Turkistan und Sibirien hinüberzielen. Deutschland hat an der Erdölproduktion bis jetzt nur geringen Anteil, sein Hauptrepräsentant verkörperte sich bisher in dem Namen Stinnes. Es bedeutete eine neue Epoche, daß sich die gesamten deutschen großen, selbständigen Ölinteressen zu einem einheitlichen Gebilde verschmolzen haben. Damit ist ein seit vielen Jahren erstrebtes Ziel erreicht worden. Die hauptsächlichste Bedeutung dieser Transaktion liegt in der Konzentration der deutschen Erdölproduktion und des Ölhandels, die sich dadurch vollzogen hat, daß die Deutsche Petroleum-A.-G. Rütgerswerke einerseits, die Deutsche Erdöl-A.-G. andererseits eine einheitliche Verschmelzung ihrer Interessen auf dem Gebiet der Erdölgewinnung und des Ölvertriebes herbeigeführt haben, um so wenigstens einen bescheidenen Anteil an der Erdöl-Weltwirtschaft zu erlangen.

Bisher standen sich die von Rockefeller geschaffene Standard Oil Company mit ihren zahlreichen Untergesellschaften und einer gigantischen Organisation, die die ganze Welt umspannt, und ferner die englisch-holländische Royal Dutch-Shell-Gruppe, die unter der klugen Leitung Deterdings der Standard Oil allmählich ein fast ebenbürtiger Konkurrent wurde und ihre Ölfelder bis nach Mittel- und Nordamerika hineinschob, schroff gegenüber. Die sonst noch bestehenden Petroleumgesellschaften und Konzerne treten vor dem Übergewicht jener beiden Gruppen weit zurück. Wie schwer Amerika und England um Besitz und Einfluß auf dem Petroleummarkt miteinander rangen, ist aus dem berühmten Mossulkonflikt noch gut in der Erinnerung. Die jüngste Zeit brachte nun auf dem Rohölmarkt eine wirtschaftliche Sensation, deren Ursprung und Auswirkung auch politisch bedeutsam ist. Die Petroleumindustrie Sowjetrußlands, die bisher einer geschlossenen Front der beiden angelsächsischen Konzerne gegenüberstand, hat sich durch Verträge mit zwei der größten Gesellschaften der Standard Oil zur Lieferung von rund 100 000 Tonnen Rohöl jährlich verpflichtet, wodurch Rußland zu erkennen gab, daß es im Erdölkampf Amerika gegen England unterstützen wird. Diese Unterstützung wird sich für England besonders dort empfindlich auswirken, wo das russische Erdöl frachtgünstiger abgesetzt werden kann als das amerikanische. Das werden vor allem die um das Mittelmeer und im Fernen Osten gelegenen Länder sein, also Gebiete, die England aus wirtschaftlichen und militärischen Gründen als zu seiner Einflußsphäre gehörig zu betrachten, gewohnt ist. Nicht zum geringsten aus diesem Kampf um die Ölmacht erklärt sich der neueste Bruch der Wirtschaftsbeziehungen zwischen England und Rußland.

Was nun die Ölpolitik ganz besonders aus den Gleisen zu werfen und machtpolitischen Tendenzen auszuliefern droht, ist die Auffassung vieler Sachverständiger, daß mit einem völligen Verbrauch der Ölvorräte schon in 20—30 Jahren zu rechnen sei. Die drei wichtigsten Felder, das Gebiet von Los Angeles, ergaben z. B. Ende August 1924 ein Tagesergebnis von 392 000 hl gegen 1 046 000 hl zur gleichen Zeit des Vorjahres. Diese zu befürchtende Verringerung der Ölgewinnung steht gerade in umgekehrtem Verhältnis zu dem weiter steigenden Bedarf, der sich vor allem auch aus dem weltwirtschaftlichen Erstarken der Luftschiffahrt ergibt. Die ganze Flugzeugindustrie und damit Luftgeltung eines Staates führt nur in vollkommener Abhängigkeit vom Benzinbezug ihr Dasein. So ist es kein Zufall, daß die Hauptluftverkehrslinie der Welt: London—Bombay—Singapore drei Ölgebiete berührt: das galizisch-russische, persische und ostindische. Andererseits ist bekannt, daß der russische Luftverkehr gerade in den Distrikten des Kaspischen Meeres eine besondere Aktivität entfaltet und so eine Art „Zubringer“ spielt. Die große Konstellation der führenden Weltmächte läßt sich in zutreffender Weise überhaupt nur bei Einbezug der Erdölfrage betrachten. Man dürfte so z. B. die offizielle Annäherung Japans an Moskau auch auf diese Momente zurückführen, zumal Japan bei einer kriegerischen Auseinandersetzung nicht mehr auf den bisherigen Bezug aus Amerika rechnen kann. So wird das Ringen um die Ölquellen immer mehr ein Moment der Weltpolitik. Auch scheint es, als ob der Kampf um die wirtschaftliche Vorherrschaft in Südamerika, der nunmehr zwischen den Finanzmächten von Wallstreet, der City und der Berliner Burgstraße entbrannt ist, sich zu einem Kampf um das Petroleum zuspitzen werde. Andere hochpolitische Fragen tauchen in Sowjetrußland auf, wie überhaupt die Ententepolitik gegenüber Rußland in starkem Maße beeinflußt wird durch die Ölinteressen.

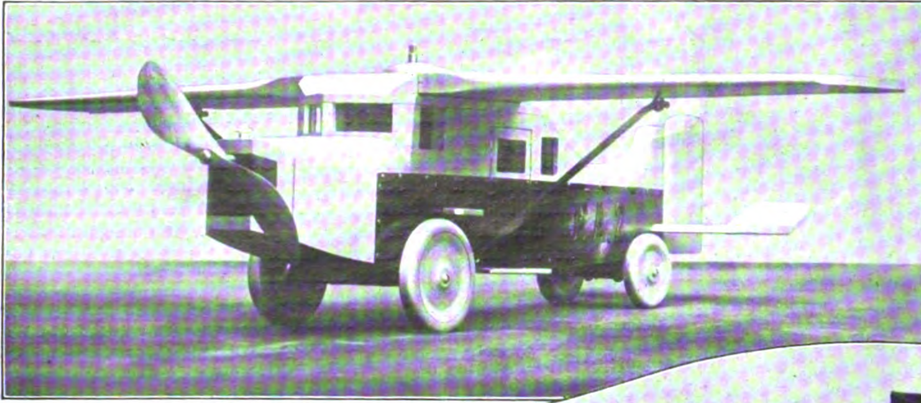
Letzten Endes ist der Kernpunkt der Mossulfrage auch nur die Entscheidung, wer die vielleicht sehr reichen Ölfelder Mesopotamiens erschließen soll. Es wäre niemals ein Zweifel an der Zugehörigkeit des Gebiets zur Türkei entstanden, wenn nicht England darauf ausgegangen wäre, das ölreiche Gebiet dem arabischen Irak Mesopotamiens, einem Reiche von Englands Gnaden, anzugliedern. Alles, was England zur Begründung seines Anspruchs vorbringt, ist nichts anderes als eine Verschleierung seines Interesses an den Petroleumquellen in Verbindung mit den von ihm schon ausgebeuteten des Iraks.

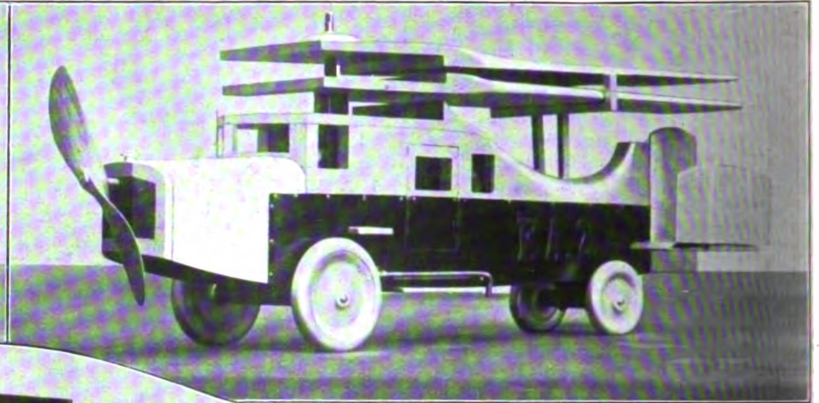
Wenn unter diesen Umständen der Kampf um das Öl durch die Befürchtungen, die hinsichtlich der Ölvorräte der Welt bestehen, sehr verschärft wird und bereits der „Daily Telegraph“ vom 21. November 1920 zitiert, daß „der nächste Krieg sich um die Mineralöle drehen wird“, und wenn ferner die letzten großen japanischen und amerikanischen Flottenmanöver auf der Grundlage eines Angriffes bzw. der Verteidigung der Ölfelder angelegt waren, so haben diese Vorgänge sehr reale Ursachen. Tatsächlich ist der Kampf um die Ölquellen auf der ganzen Linie entbrannt.

Eine kleine Unterminierung erfährt nun die internationale Ölpolitik von emsiger deutscher Forschertätigkeit. Unermüdlicher deutscher Arbeit ist es gelungen, unter Ausschaltung der bisher notwendigen und Energie verschwendenden Umwandlungsprozesse flüssige Brennstoffe direkt aus der Kohle zu gewinnen. Von den verschiedenen Patenten, die im Laufe der letzten Jahre angemeldet wurden, kommt dem Bergin-Patent des Generaldirektors Dr. Friedrich Bergius in Heidelberg besondere Bedeutung zu. Die J. G. Farbenindustrie, die Käuferin des Bergin-Patents, hat bereits im Bereich der Leuna-Werke im mitteldeutschen Industriegebiet — unweit Halle — Fabriken für Erdölgewinnung errichtet und erst vor kurzem die ersten Mengen zum Verkauf gebracht. Neben dem Berginverfahren verdient vor allem das von Professor Fischer, Mülheim, besondere Beachtung, der, wenn auch auf einem anderen Wege, d. h. ohne Druck, zu demselben Ziel gelangte.

Die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der neuen Erfindung liegt aber nicht nur in einer Erleichterung unserer Zahlungsverpflichtungen gegenüber dem Auslande — zumal die Einfuhr von flüssigen Brennstoffen einen ganz erheblichen Druck auf unsere Außenhandelsbilanz ausübt — sondern vor allem auch in ihrer Wirkung auf Weltwirtschaft und Weltpolitik, die ihr angesichts des Kampfes der Weltmächte um die Ölquellen zukommt. Vielleicht gelingt es dadurch Deutschland, seine ziemlich schwache Position in der Erdölfrage und seine Ölarmut wenigstens etwas zum Ausgleich zu bringen. Jedenfalls sind die weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Auswirkungen dieser wissenschaftlichen Großtaten noch gar nicht zu übersehen.

Die Interessenkämpfe um die Ausbeutung der Erdölquellen ziehen sich wie ein feiner Faden durch die Weltgeschichte — möge Deutschland hierbei seine Interessen zu wahren wissen!





Modell eines Passagier-Flug-Autos, konstruiert von dem Ingenieur Ernst Reinke: Links oben: Als Flugzeug benutzbar. Rechts oben: Als Landauto, bei angelegten Tragflächen nur 1,40 m breit. Mit wenigen Handgriffen kann die Maschine für den einen oder den anderen Zweck zugerichtet werden.



Links nebenstehend: Modell eines von einem ungarischen Ingenieur erfundenen Flugzeugs, das auf der Londoner Erfinderausstellung gezeigt wurde; es kann zu Lande als Fahrrad benutzt werden.

Lösungsversuche zu dem Problem der Kombination von Luft- und Landfahrzeug.

Tagesgeschichte.

In der Erlöserkirche zu Hechingen (Sigmaringen) wurde am 27. Oktober die Leiche des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern beigesetzt. Acht fürstliche Förster trugen nach Beendigung der kirchlichen Feier den Sarg nach der in der Kirche befindlichen Familiengruft. Dem Zuge folgten Fürst Friedrich von Hohenzollern, der älteste Sohn des Verstorbenen, der frühere König Manuel von Portugal, König Friedrich August von Sachsen, Kronprinz Rupprecht von Bayern, dann die übrigen Leidtragenden, unter ihnen der deutsche Kronprinz.

Auf dem Flugplatz der Junkers-Werke in Dessau stürzte am 1. November der Junkers-Pilot Diplom-Ingenieur Karl Plauth bei der Ausführung von Kunstflügen tödlich ab. Bei einem „Looping nach vorn" gelang es ihm nicht mehr, die Maschine (eine schwere Dreisitzer-Sportmaschine) wiederaufzurichten. Plauth vermochte im Weltkrieg 16 feindliche Flieger zu bezwingen.

In den Anlagen in der Nähe des Hauptbahnhofs erfolgte in Leipzig am 30. Oktober die Einweihung des List-Harkort-Denkmals, das von zwei büstengekrönten Eckpfeilern und einer verbindenden reliefgeschmückten Rückwand gebildet wird. Es ist ein Werk des Leipziger Bildhauers Prof. Lehnert. Oberbürgermeister Dr. Rothe übernahm das Denkmal in die Obhut der Stadt und würdigte in seiner Ansprache die Verdienste des eigentlichen Schöpfers der



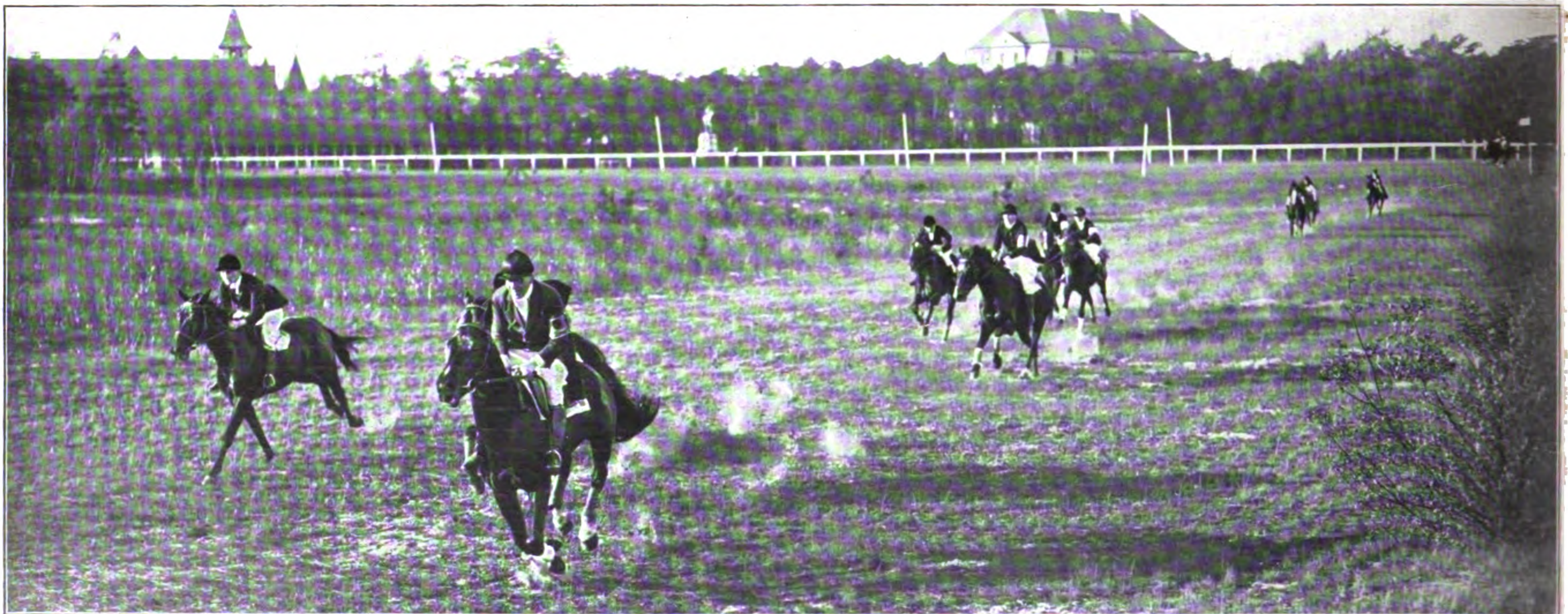
Maximilian Harden, früherer Schauspieler, bekannte vielumstrittene Persönlichkeit der Publizistik, Herausgeber der eingegangenen Zeitschrift „Zukunft", † am 30. Oktober, 66 Jahre alt.



Ein gesunder Rasensport, der auch unter den Damen immer mehr Anhänger gefunden hat: Eckballszene, durch das Tornetz gesehen, aus dem Hockey-Wettspiel der Damen-Mannschaften von Rot-Weiß und der Berliner Turnerschaft in Berlin am 30. Oktober.



Marie Curie, Professor der Universität Paris, bekannt durch ihre gemeinsam mit ihrem Gatten gelungene Entdeckung des Radiums, feierte am 7. November ihren 60. Geburtstag.



Saisonschluß in Karlshorst: Im roten Rock über die Meilenbahn.

Das Feld durchquert beim Parforce-Jagdrennen (am 30. Oktober) die von dem ausgetrockneten See übriggebliebene Mulde.





Links: Die Eröffnung des Schiffahrtskanals zwischen Maas und Waal, dem südlichen Mündungsarm des Rheins (Holland), am 30. Oktober: Von den Einweihungsfeierlichkeiten. Vorn Königin Wilhelmina der Niederlande; neben ihr der Minister des Wasserwesens, H. van der Vegte; dahinter links Prinzgemahl Heinrich der Niederlande. — Rechts: Vom Beginn der Jagdsaison in Frankreich: Ministerpräsident Briand bei der Erlegung eines Fasans anläßlich der feierlichen Eröffnung der staatlichen Jagden in Rambouillet bei Paris.



Die Feier der fünfjährigen Wiederkehr des Faschisten-Marsches nach Rom am 30. Oktober: Die Schwarzhemden im Hippodrom der Villa Gloria in Rom während der Ansprache Mussolinis.

Leipzig-Dresdener Eisenbahn, Friedrich Lists, und des Förderers des deutschen Eisenbahnwesens, Gustav Harkorts. Im Anschluß an die Rede des Oberbürgermeisters erfolgten zahlreiche Kranzniederlegungen mit entsprechenden Ansprachen. Als Auftakt zur Denkmalsweihe war am Vortage im festlich geschmückten Saal des Neuen Rathauses eine Friedrich-List-Feier vorangegangen, an der außer einer Reihe von Nachkommen Lists und vieler Vertreter der Behörden auch Reichsaußenminister Dr. Stresemann teilnahm.

Schwere Stürme, die Dammbrüche und Überschwemmungen zur Folge hatten, suchten am 28. und 29. Oktober Irland und die Nordwestküste Englands heim. Selbst in London machte sich die Gewalt des Sturmes so stark bemerkbar, daß einer der fast 20 m hohen Kräne, die beim Bau des Viktoria-Hauses in der Nähe des Britischen Museums verwendet werden, umgeworfen wurde, wobei ein vorüberfahrendes Auto zertrümmert ward.

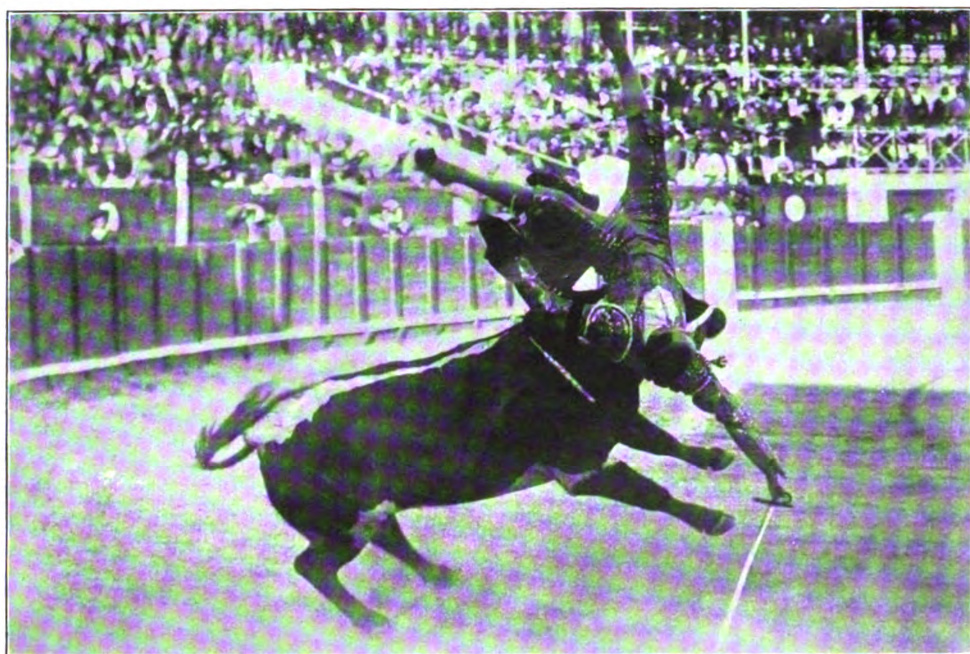


Sturmverwüstungen in London: Die Trümmer eines durch das Unwetter umgeworfenen, annähernd 20 m hohen Krans, der bei Bauarbeiten in der Nähe des Britischen Museums Verwendung fand.

Der fünfte Jahrestag des faschistischen Marsches auf Rom wurde am 30. Oktober in ganz Italien festlich begangen. Mussolini nahm eine große Parade über die faschistische Miliz ab.

In traditioneller Weise schloß am 30. Oktober Karlshorst die Saison mit dem Parforce-Jagdrennen, das von Herren im roten Rock zu reiten ist. Sieger in diesem über 7500 m führenden längsten deutschen Hindernisrennen wurde A. Vogdts Dorn II (Oberleutnant v. Metzsch).

SENSATIONEN AUS ALLER WELT





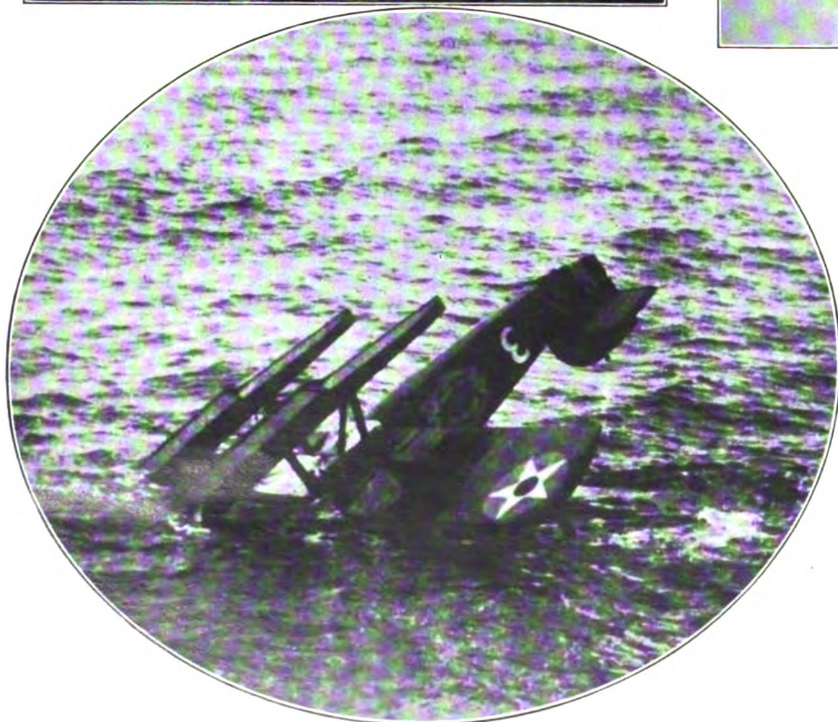
Der letzte Stierkampf des Toreros: Der berühmte Matador Felix Merino, in der Arena von einem Stier auf die Hörner genommen; die dabei erlittenen Verletzungen brachten ihn ins Grab.

Rechts nebenstehend: Ein gruseliges Bild in luftiger Höhe: Der auf dem Eiffelturm, 300 m über Paris, mit den Beinen Diabolo spielende Akrobat.





Wellenreiten und Wasserpolo, eine neue abwechslungsreiche Sportkombination: Zwei Wellenamazonen im Kampf um den Ball am Strande von Long Beach (Kalifornien). — Mitte links: Dies scheint ein höchst ungeeigneter Landungsplatz: Ein durch den Wind abgetriebener Fallschirmspringer, der bei den vor kurzem veranstalteten Flugsportvorführungen in Darmstadt auf dem Dach der Flughalle niederging und nur mit Mühe dem Absturz entgehen konnte.





Kopfsturz ins Wasser mit dem Flugzeug: Eine amerikanische Marine-Maschine, die bei Luftmanövern im Stillen Ozean ins Meer fiel, wobei die Piloten ums Leben kamen. — Nebenstehend: Ein Rückenschauer erregendes Motorradrennen, gezeigt in einem Pariser Zirkus: Im Inneren einer aus Stahlreifen gebildeten Kugel fahren zwei Motorradfahrer mit so großer Geschwindigkeit, daß sie auch zeitweilig mit dem Kopf nach unten die Innenfläche der Kugel durchrasen, ohne sich gegenseitig zu stören.

PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

Aus der Loge des Hausmeisters glimmt ein Fenster in die Märznacht. Kraftlos rötet der Schein das Geviert gestampften Schnees — sucht in die Bezirke eisigen Gartendunkels vorzudringen, tastet sich, seiner Ohnmacht bewußt, zurück in die Grenzen schläfriger Wachsamkeit.

An lanzenspitzen Parkgittern rüttelt der Sturm. Schleier von Pulverschnee stieben über den Boden hin. Ihr wirbelnder Übermut schüttet Diamantsplitter in das karge Licht der Funsel, und die alten buntgescheckten Platanen seufzen tantenhaft dazu.

Tot und passantenleer liegen die glitzernden, krachenden Bohlen der Fußsteige — tot und erstorben hebt sich jenseits der „Großen Million" die Kasernensilhouette des 1. Regiments der kaiserlichen Preobraschenskÿ-Garde vor fliehendem Nachtgewölk ab.

Tödlich erstarrte Stille gibt den huschenden, kichernden, stöhnenden Lauten dieser Stunde die Stimmen von Verliesen, die sich dem Licht nicht öffnen.

Aus dem Schatten des Mauerwinkels am Kasernentor löst sich die vermummte Gestalt eines Soldaten. Auf dem Flintenlauf blinkt Schneelicht. Der Posten stampft in groben Holzschuhen auf und nieder. Sein Räuspern klingt verdrießlich. Frost legt sich ihm wie ein narkotisch kühles Gift auf die Sinne. Er döst vor sich hin, während sich die Hände in die Mantelärmel vergraben und das Gewehr, zwischen Arm und Brust geklemmt, gleich einer ungefügen Puppe über die Schulter ragt. Sein Verlangen steht nicht nach Nacht und Wachsamkeit. Eher will er sich — hol' ihn der Teufel! — an dicke mehlige Piroggen mit Eiern und Fisch und gedünstetem Sauerkraut machen, wie sie so gut und nahrhaft nur Walcha zu kneten versteht. Noch ein Jahr und vier Monate, und er kann in Wolka-Lubaszowska beim Popen alles in die Reihe bringen. Auch der kleine triefnasige Kolcha bekommt dann einen Vater.

Der Posten seufzt tief auf. Das Gaukelbild eines roten Kopftuches und gewölbter Hüften unter schwankend kurzen Weiberröcken heizt ihm ein. Beine... feste, stramme, kuhdungbespritzte Beine hat sie und Arme, gleich zwei Paar Rippen damit zu brechen, und... ach, grübelt er und schleckt sich verloren das Maul, Piroggen und Wodka, viel Wodka darf beim Hochzeitsschmaus nicht fehlen; auch die Fischsuppe nicht, wie man sie so fett und würzig nur in seiner Heimat am majestätisch strömenden Dnjepr kennt. Was ist die Newa gegen dieses Meer! Unwirsch und verlassen will er sich in seinen Schattenwinkel zurückgleiten lassen — da trägt böiger Wind ein knirschend dumpfes Geräusch herüber.

Was, Satan! bedeutet das? Keine lebende Seele verirrte sich doch in dies Wetter, seit er hier steht! Allein das Soldatchen bewacht Väterchens Schlaf. Wer sollte — schreckliche Ahnungen befallen den Muschik. Weggewischt sind Piroggen und Stschi — weggewischt die quellend süße Trauer — keine Walcha und kein Kolcha, die ihm das Herz durstig machen —

Ernüchtert tritt er hart neben das Schilderhaus und späht den breiten eisgepanzerten Boulevard hinab. Leichter Geruch von Holzrauch weht vom Hafen her. Vom Turm der Kathedrale fallen tiefe Schläge in die Nacht.

Jenseits der Jordanbrücke nähert sich ein verdeckter Schlitten; jetzt donnern — keine zwölf Arschin sind es — Kufen über den Fluß, biegen ein in die „Große Million", schnurren und schurren, links und rechts zwei sprühende Schneeschweife hinter sich lassend, mitten auf dem Fahrweg heran. Der Kutscher hinten auf dem Bock klatscht und schnalzt und gibt den drei Gäulen den Kopf frei. Das Gefährt, dunkel und drohend, hält, ebenso plötzlich, wie es aufgetaucht ist, gegenüber vor dem Palais Lieven.

Also nicht Seine Hohe Exzellenz, der General-Gouverneur? denkt der Posten und atmet befreit auf. Drüben steht die in Dampfwolken gehüllte Troika — die tut ihm nichts. Wäre es Graf Pahlen gewesen oder gar Seine Kaiserliche Hoheit, der Großfürst Konstantin — oioioi, grinst Walchas Liebster, keiner von den hohen Herren hatte heute Lust, armen verliebten Tölpeln wie ihm einen guten Abend zu wünschen.

*

Im Palais wurde es lebendig.

Ljubowin grätschte mit gichtischen Knochen über die Glätte und schob den Riegel zurück.

Er erstarb in unterwürfigen Verneigungen: der Schein seines Windlichts fiel auf einen Feldjäger. Den Hauptmann Balatujew hatte Ljubowin schon gekannt, als der noch ein grasgrüner Kornett im Ssemenowschen Regiment war, und jetzt — Gott steh' mir bei — war's ein schnauzbärtiger Herr!

„Halte dich nicht mit den Faxen auf," der Hauptmann rührte den Alten hart am Arm, „Walujew kann von seinem Bock aus ganz gut auf die Pforte achtgeben. Laß sie offen!"

Der Pförtner starrte den Offizier an. In seinen rotgeränderten Augen waren Furcht und Erstaunen. Er bekreuzigte sich, stammelte, zitternd und aufgeregt, ein Wort der Abwehr.

„Du stiehlst mir mit deinem Quasseln nur die Zeit. Mach' voran!"

„Sie verlangen Unmögliches, Euer Wohlgeboren! Seine Exzellenz sind leidend — pflegen der Ruhe. Seiner Majestät Leibmedikus, der Doktor Bek aus England, kommen täglich, sich nach dem Befinden des Herrn Grafen zu erkundigen."

„Genug geschwätzt, Kerl!"

„Gewissen und Menschlichkeit, Euer Wohlgeboren — bedenken Sie doch —"

„Befehl des Zaren!" brüllte Balatujew. „Lauf, Alter, wie ich deinem verdammten Querkopf im guten raten möchte. Melde mich Seiner Exzellenz."

Ljubowin hüstelte erschrocken davon. Mit gegen den Sturm geneigten Schultern lief er voraus. Kindischer, greinender Haß brach in ihm auf. Der da brachte nichts, worüber der gnädige Herr sich würde freuen können. War ja eine grausame, eine gottverlassene Nacht war das!

Die englische Standuhr im Vestibül schlug $1/2$2 Uhr, als der Pförtner, jedes Knarren der Treppenstufen vermeidend, ängstlich in das obere Stockwerk stieg.

Er unterrichtete flüsternd Grizenko, den Kammerdiener, und schlüpfte an dem einen Ridingerschen Jagdstich betrachtenden Offizier vorbei. Der aber packte mit blitzschneller Wendung zu.

„Nennst du", knirschte er, „das meinen Willen respektieren? Soll ich antichambrieren, Hund, wo es um Allerhöchsten Befehl geht!" Ebenso plötzlich ließ er, Grizenko gewahrend, den Alten los. Dem andern hart auf den Fersen, betrat er das gräfliche Schlafgemach.

Die Mitte des großen Raumes nahm ein geschnitztes zweischläfriges Bett ein. Die farbig beschirmte Ampel spendete sanftes, schleierndes Licht. Seidene Gardinen hingen von einem mit Engeln und frommen Emblemen verzierten Baldachin herab. Auf dem zarten Gespinst der Fenstervorhänge schwankte der blasse, unruhige Schatten kahler Baumkronen. Ein paar hochlehnige, damastbespannte Stühle und ein rotholzener Betschemel standen mit geometrisch ertüftelter Akkuratesse im Zimmer. Zierliche kurländische bronzebeschlagene Schränkchen, ein grüner Onyxtisch mit vergoldeten Füßen, auf dem sich eine mächtige, mit getrockneten Sommerblumen gefüllte Malachitvase hochmütig langweilte, schatteten im Dunkel. In der Ecke, über der silbern tickenden Pendüle, glühte die Ewige Lampe.

Graf Lieven richtete sich in den Kissen auf. Seine jugendlichen Züge zeigten leises, schnell verebbendes Erschrecken.

Was sollte der nächtliche Einbruch? Man war dem Kaiser als krank gemeldet, hatte überdies den Verlust Allerhöchster Gnade zu beklagen und sich mit Würde in Unvermeidliches geschickt.

Und nun — was wollte Balatujew?

Ah, er kannte es auswendig, Pauls verwünschtes Handschreiben: „... Ihre Indisposition währt zu lange; und da die Geschäfte sich nicht nach Ihren Verdauungsstörungen richten können, so haben Sie Ihr Portefeuille des Kriegsministers an den Fürsten Gagarin zurückzugeben."

Punktum. Fertig! Man schritt über ihn hinweg. Perfid, dieser Hohn, hinter dem unausgesprochene Absichten lauerten. Immerhin, Gagarin war ein guter, war ein dummer Kerl — die Fürstin des Kaisers Mätresse; das erklärte alles. Alkovenintrigen. Vielleicht wandte sich das Blatt früher, als man dachte.

Aber jetzt, dieser da? Laune? Marotte?

Was für ein Datum schrieb man? — Abergläubisch, wie der Graf war, überlegte er: Den 11./23. März? Die Quersumme der Tageszahlen ergab sieben. In Verhältnis gebracht zu der Monatsziffer drei ... 7 : 3 — welch ungünstige Konstellation! Ihn fröstelte.

„Nun, Balatujew, ich höre. Was für einen Befehl habe ich zu erwarten?" Lieven gab seiner Frage einen gekünstelten ironischen Nachklang. Er zitterte vor der Antwort.

Der Hauptmann ließ leise die Sporen klingen. Grizenko hatte sich entfernt. Balatujew richtete den Blick von der Tür unschlüssig aufs Bett.

„Um Vergebung, Exzellenz, ich kann nicht laut sprechen."

„Die Gräfin? Unbesorgt, der Schlummer ihrer fünfzehn Jahre hat für Sie keine Gefahr. Ah, beruhigen wir Sie..." Flüsternd: „Dorothea Christopherowna... Täubchen? — Nun, sehen Sie selbst. Sprechen Sie."

Der Hauptmann neigte sich, die Hand am Munde:

„Der Kaiser befiehlt Ihnen, sich unverzüglich in sein Kabinett in dem Winterpalast zu begeben."

„Zu ihm? Jetzt? Und in den Winterpalast? Sie vergessen, daß Seine Majestät mit der kaiserlichen Familie seit zwei Monaten den Michaelpalast bewohnen."

„Ich wiederhole Euer Exzellenz die eigenen Worte des Kaisers, den ich soeben verließ."

„Aber Sie träumen doch: der Kaiser ist im Michaelpalast zur Ruhe gegangen ..."

„... und befindet sich noch dort. Trotzdem ersucht Seine Majestät Sie, Allerhöchstdieselben im Winterpalast aufzusuchen — auf der Stelle aufzusuchen. Ich habe strengste Ordre, Euer Exzellenz auf den Ernst und die besondere Dringlichkeit meines Auftrags aufmerksam zu machen."

„Ja, mein Gott, das ist doch unmöglich! Sie sagen, Seine Majestät befiehlt mich nach dem Winterpalais und befindet sich im Michaelpalast? Das heißt denn doch ungereimtes Zeug für blanke Vernunft ausgeben! Aufrichtig, Pawel Iwanowitsch: kennte ich Sie nicht als nüchternen und verständigen Soldaten, ich müßte fast vermuten, Sie seien betrunken."

Dem andern sprang das Blut in die Stirn.

„Exzellenz! Ich stehe vor Ihnen als Beauftragter Seiner Majestät und muß ersuchen, diese Eigenschaft zu respektieren. Ich schwöre Ihnen, daß ich über jedes Wort und seinen Sinn vollkommen im klaren bin. Ich bedauere, mich zu der Bemerkung gezwungen zu sehen, daß der Kaiser von jedem seiner Offiziere — von jedem — blinden Gehorsam erwartet."

Mit einem Satz war Lieven aus dem Bett.

„Herr, menagieren Sie sich!"

„Um Vergebung, wenn ich einen Schritt zu weit ging. Die Verantwortung, die ich auf meinen —"

Lieven winkte ab. „Genug, kommen wir zum Ziel. Also," forschte er kalt und ließ sich, in eine Pelzdecke gewickelt, auf dem Bettrand nieder, „was ist geschehen? Warum diese plötzliche und ungewöhnliche an einen Rekonvaleszenten gerichtete Botschaft? Warum hat der Kaiser den Michaelpalast verlassen? Zu welcher Stunde haben Majestät die Residenz gewechselt?"

Balatujew zeigte dem Hagel unwilliger Wißbegier ein verschlossenes, merkwürdig erstarrtes Gesicht.

„Erlassen Sie mir Details, Exzellenz; ich flehe Sie an, nicht weiter in mich zu dringen. Mein Gewissen bindet mich an ein Schweigegebot. Sie werden das später recht gut verstehen. Ich habe Ihnen für den Augenblick weiter nichts als einen versiegelten Auftrag zu überbringen. Inständig bitte ich Exzellenz, diesen Auftrag nicht zu unterschätzen." Seine Stimme sank zu kaum vernehmbarem Flüstern herab: „Leben und Zukunft hängen daran ..."

Der Graf schüttelte den Kopf. So sonderbar war das alles. Zweifellos barg das Geheimnis eine Falle. Tappte man hinein — hieß die Lösung nicht Festung oder Verbannung? Weigerte man sich, nun, auch dann war und blieb man jedenfalls Gefangener. Gefangener des Zaren ... ein magerer Ruhmestitel.

Lieven lächelte unsicher vor sich hin. Zukunft? Weiße ... schwarze Lose?

Hoffnung und Furcht verwirrten ihn. Was konnte, was sollte er verbrochen haben! Gründe? Fragte Paul nach Gründen!

Das Lächeln verzerrte sich in Hilflosigkeit. Was für Zeiten, in denen man lebte! Jeder Einflüsterung war dieser Kaiser zugänglich, jedem Einbläser schenkte er Vertrauen — um den Wicht, wenn es ihn danach gelüstete, in Ketten zu legen. Ein unglücklicher, ein gefährlicher Narr, dieser ... Gottgesalbte.

Unbehagliche Erinnerungen standen auf. Drohten. Grinsten.

Wie übel hatte er ihm erst neulich bei der Parade in Gatschina mitgespielt. Schickte ihm da aus lächerlichstem Anlaß einen Adjutanten, den dicken Albedyll, ins Haus. Und warum? Nur um ihn, den Kriegsminister, einen Dummkopf zu heißen. Der arme säbelbeinige Oberst hatte sich des mit allen Anzeichen des Schreckens herausgestotterten kaiserlichen „Grußes" solchermaßen geschämt, daß er ohne weitere Erklärung seinerseits davonstürzte. Begreiflich.

Ach, das waren ja Dummheiten, die einen belustigen oder ärgern konnten, aber sonst nichts angingen ... soweit sie eben Dummheiten blieben; solange sie nicht Vorboten von weit Schlimmerem waren!

Waren sie es? Wer es doch wüßte!

Unmöglich, sich von alledem ein Bild zu machen. Die trüben Charaktertiefen dieses Fürsten blieben noch jedem unerforscht. Ein Mensch, der in den ersten fünfunddreißig Jahren seines Lebens nur Kälte und Unfreundlichkeit erfahren hatte, den auf Befehl der kaiserlichen Mutter tags und nachts Spione umgaben, der unter dem Mangel an Achtung und Vertrauen gelitten hatte wie kein anderer, häßlich und ungestalt, sich von aller Welt gemieden sah — ein solcher erbarmungslos Ausgestoßener vergrub sich natürlich in den unterirdischen Verliesen des Hasses, verkroch sich in den Irrwegen verborgener und feindseliger Abwehr.

Aber dann wieder: Welch unbefangenen Geist hatte er als junger Zar offenbart! Wie zugeneigt war sein Urteil allen zarteren Dingen gegenüber gewesen! Wie aufgetan und verständnisvoll zeigte er sich bei Fragen, die die Literatur, die schönen Künste und Gott weiß, was noch, betrafen! Und richtig, so sehr selten waren die Besuche wirklich nicht gewesen, da er im klösterlichen Internat mit den kleinen Mädchen Blindekuh gespielt und im Ringelreihen mit ihnen gescherzt hatte. Einmal, vor vier oder fünf Jahren muß das gewesen sein — erzählte Dorothea Christopherowna nicht erst neulich wieder davon, als man auf der Soiree der Baronin Wera Borissowna kein gutes Haar an dem „Blutmenschen" ließ? — da hatte der Gelästerte in Begleitung des letzten Königs von Polen, des Prinzen Condé und des Marschalls Suwarow die kindlichen Institutsdamen im Kloster Smolna besucht und zu deren hellem Entzücken bunte Stiefelchen, Goldkettchen, Konfekt mit vielen anderen schönen Dingen verteilt. Wie ein netter Onkel war er bei den Mädeln aufgetaucht, und die Keckste hatte auch richtig den erbettelten „Kaiserkuß" zum bleichen Entsetzen der zaunsteckendürren Vorsteherin erhalten.

Der Graf verweilte bei diesen Erinnerungen, die ihm wohltaten. Wer den Kaiser kannte, mein Gott, der mußte doch wissen, daß er im Grunde seines Wesens gütig und voll verstehenden Wohlwollens war! Seine Seele glich einem unheimlich stillen Bergsee, dessen Tiefen oft, erschreckend oft, von unbegreiflichen tobenden Orkanen aufgewühlt wurden. Wenn dagegen sein böser Dämon Keime und Ansätze lauteren und zarten Wollens verschonte, wenn er sie nicht auf der Stätte rasender, jäh auflodernder Besessenheit und peitschender Menschenfurcht zerschlug ... man könnte in diesem Fürsten den Hort von Rechtlichkeit und Strenge verehren. Welch ein Unglück, daß seine ursprünglich gewiß edlen Neigungen, seine prachtvolle Freundschaft, seine großmütige Feindschaft nicht imstande waren, die Schlacken grausamer Seltsamkeiten zu zertrümmern, deren Wahnsinnsgelüste ihm gleich verborgenen Säften Geist und Gemüt vergifteten!

Lieven hob den Kopf.

„Ich fürchte, Balatujew," sagte er trübe, „Majestät sind krank. Versagen Sie mir wenigstens auf diese Frage die Antwort nicht: Wie befindet sich unser Herr?"

Sphinxhaft, ein sardonisches Lächeln auf den Lippen, erwiderte jener:

„Exzellenz vermuten recht. Der Kaiser ist sehr krank, und der Großfürst Alexander ... pardon, der Kaiser ist's, in dessen Auftrag ich vor Ihnen stehe."

Der Graf zuckte zusammen: Großfürst? Alexander? Kaiser? Was faselte der?

Gewißheit blendete ihn: Balatujew, der Worte gröbsten Widersinns mit nachtwandlerischer Sicherheit, ohne Zaudern wiederholte, der ihres blöden Widerspruchs nicht einmal innewarb, gehörte ins Tollhaus. Kein Zweifel! Wie anders ließ sich der stumpfe Wahn deuten, mit dem jener ihn zu, Gott weiß, welch dunklem Werk verleiten wollte? Ja, sollten das keine Spuren geistiger Verwirrung sein in diesen glühend verhexten Augen, die sich lautlos, unheimlich zwingend auf ihn hefteten? Komm! Komm! hämmerten ihm die Gedanken unter der blassen Stirn zu ... Komm! — Wohin? Finsternis mit einem Weglosen teilen?

Lieven raffte sich auf. Der Mund war ihm trocken wie ein Tuch. Er bot dem Hauptmann die Hand.

„Gut, Balatujew," sagte er rauh, „melden Sie dem Kaiser inzwischen meine tiefste Ergebenheit und den Wunsch, mich seines Befehls jederzeit würdig und gewärtig zu erweisen."

*

Er horchte den Schritten nach; stürzte ans Lager der Gräfin.

„Du hast gehört, Dorothea Christopherowna? Ich wußte es. Wir müssen zu einem Entschluß kommen." Sein Atem ging lebhaft.

Die kindhafte Frau reckte die Arme.

„Du wirst müssen, Lieber. Warum ich? An dich ergeht der Ruf. — Du zögerst?"

„Wundert dich das?"

„Wär' ich ein Mann, Christopher Andreijewitsch," spottete sie, „du brauchtest mich nicht um Rat zu fragen."

„So sei doch vernünftig!"

Sein Betteln verdroß sie.

„Und du kein Hasenfuß."

„Dorothea Christopherowna!" zürnte er und wand sich in Ängsten.

„Stürz' dich hinein in dein Abenteuer! Kopfüber! Das Klügste: klingle nach dem Schlitten." Sie verschränkte die Arme im Nacken. Starrte mit boshaftem Sibyllenlächeln ins Licht.

Lieven hob seufzend die Achseln.

Das war nun seine Frau!

Als er Dorothea Christopherowna vor wenigen Monaten heimführte, eine Waise, die ihre Erziehung im Adelsstift zu Smolna der mütterlichen Zuneigung der Kaiserin Maria Feodorowna verdankte, ahnte er wohl, daß ihm das zarte, nach Leben und Erleben lechzende Geschöpf geringes weibliches Verständnis entgegenbringen würde. Es war eine „arrangierte" Heirat gewesen, und die Wahl der Zarin geruhte, auf ihn, den Sproß aus altem livländischen Geschlecht, zu fallen. Seine Mutter stand Ihrer Majestät nahe. Die hatte schon die Kinder der Großen Katharina erzogen und ihnen an mütterlichen Gefühlen das zu ersetzen versucht, was das weiland bescheidene Zerbster Prinzeßchen sich für ihre Liebhaber aufsparte. Ihr ältester Sohn, Paul, hatte nach Erlangung der Macht seiner alten Obergouvernante die rührende Fürsorge während seiner verlorenen Knabenjahre nicht vergessen und suchte jede ihrer Guttaten an Christopher Andreijewitsch abzutragen. Seine Großmut dem jungen Lieven gegenüber kannte keine Grenzen. Er ließ ihn schnell avancieren. Nachdem der Jüngling im Schwedischen Kriege 1790 und 1794 in österreichischen Diensten gegen die Niederlande gefochten hatte, wurde er von seinem Souverän mit höchster Auszeichnung behandelt. Nach der Expedition gegen Persien 1796 verlieh der Zar dem Zwanzigjährigen das Oberstleutnantspatent und ernannte ihn







Frisuren u. Kleider für den Abend.

Oben links:
Elegantes Kleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit Libertyspitze. Modell: Philippe & Gaston, Paris.

Oben Mitte:
Schlicht gescheitelte Abendfrisur. Modell: Antoine, Paris.

Oben rechts:
Weißes, mit Flittern reich benähtes Abendkleid. Modell: Philippe & Gaston, Paris.

Unten links:
Schwarzes Crêpe-de-Chine-Kleid mit farbiger Bordüre aus Seidenvelours. Modell: Worth, Paris.

Unten Mitte:
Neuartige Bubikopffrisur „Geisha". Modell: Antoine, Paris.

Unten rechts:
Die Schauspielerin Poldi Müller in schwarz-weißem Stilkleid aus Tüll mit einer großen Straßschnalle. Modell: Berta Farnhammer, Wien.

Sämtliche Aufnahmen: Franz Löwy, Wien.







DIE I. JURYFREIE KUNSTAUSSTELLUNG IN LEIPZIG



M. Alfred Brumme: Hockende (Gips).

Juryfreie Ausstellungen haben zu allen Zeiten mit der Abneigung und dem Mißtrauen der Kunstrichter zu kämpfen gehabt. Das große Publikum hat sich solchen Veranstaltungen, in denen jeder, der glaubt, ein Künstler zu sein, ohne weiteres zugelassen ist, naturgemäß weit unbefangener und vorbehaltloser hingegeben. Daß der Fortfall jeglicher Qualitätsprüfung ein lawinenartiges Zuströmen von Minderwertigem, Dilettantischem, ja, Abstrusem zu entfesseln pflegt, hat die Erfahrung ja zumeist höchst drastisch gezeigt. Und insofern bedeuten juryfreie Kunstausstellungen immer eine Gefahr für geschmacksunsichere Besucher. Dem steht als Vorzug die ersprießliche Tatsache gegenüber, daß in solchen Ausstellungen von vornherein jedes Cliquenwesen ausgeschlossen ist, daß alle Richtungen zu Worte kommen können, daß einseitige Stil- und Geschmacks-Diktatur für keinen Könner zum Verhängnis werden kann. Hier also ist in Wirklichkeit die freie Bahn für den Tüchtigen weit geöffnet. Blättert man die Kataloge der ersten großen juryfreien Ausstellungen in Paris durch, so stößt man im Gewimmel der Durchschnittsgrößen, der Eintagsfliegen, der Auch-Künstler doch immerhin auf ein Dutzend Namen, die inzwischen der ganzen Welt geläufig geworden sind! Immer leben Talente irgendwo, die auf Gelegenheit warten, sich vor der Öffentlichkeit einmal in aller Freiheit und ohne alle Rücksicht entfalten zu können. Immer gibt es Außenseiter, Einsame, Alleingeher, denen es in den traditionell aufgezogenen Ausstellungen nicht behagt. Jede „Juryfreie" hat also Aussicht, solchen Verkannten, Stillen, Abseitigen zur Helferin und Retterin zu werden, und das ist in der Tat kein kleines Gegengewicht gegen den Nachteil der Dilettanten-Invasion.



Wilhelm Andreas: Start (Bronze).



Fritz Zalisz: Primaner (Rötelzeichnung).

Bisher waren juryfreie Ausstellungen immer der Ausbruch gärender Unzufriedenheit mit dem landläufigen Kunstbetrieb. Die erste „Juryfreie" in Leipzig (1. Oktober bis 15. November) dankt ihr Entstehen einem tieferen Motiv: der ganz offenkundigen wirtschaftlichen Not der Künstler im allgemeinen, wie sie sich als zwangsläufige Folgeerscheinung aus dem Umsturz in Deutschland, mit seiner Umschichtung aller Bevölkerungsklassen und dem Verschwinden der alten traditionellen Förderer der Künste, ergeben hat. Diese „Juryfreie" ist eine Not-Aktion der Leipziger Künstler auf breitester Grundlage, gerichtet gegen die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen. Sie will aufklären, aufrütteln, will die Maßgeblichen wie die breiten Massen in der Heimatstadt auf die trübe Lage der Künstler mit Nachdruck hinweisen. Zugleich aber will sie einmal in einem in Leipzig noch nicht erlebten Ausmaße nachweisen, wie viele Könner aller Richtungen in Leipzig leben, bereit und befähigt, jede Geschmackslaune eines Auftraggebers künstlerisch einwandfrei zu befriedigen ... So kommt es, daß diese Veranstaltung eine Fülle bekannter und angesehener Namen ins Treffen führen kann, die auf vielen streng jurierten Kunstausstellungen ihre Rolle gespielt haben. Vor allem sind es die jüngeren fortschrittlichen Leipziger Talente, die in breiter Phalanx in die Erscheinung treten und das gute Niveau mitbestimmen. Sehr beachtlich ist dabei, wie bei ihnen allen von uferlosem Experimentieren keine Rede mehr ist, wie sich alle zur Natur zurückgefunden haben! Selbstredend begegnet man neben diesen erfreulich reich nuancierten Könnern beider Richtungen auch dem großen Heerhaufen der Indifferenten, der Vielzuvielen. Aber man muß sagen: selten hat eine Juryfreie es mit solchem Geschick verstanden, die Wirkung dieses unvermeidlichen Ballastes abzuschwächen. Dabei kommen ihr die kleinen Meßkojen des Neuen Grassi-Museums bestens zu Hilfe, da sie immer nur eine kleine Zahl von Werken unterzubringen gestatten. So bekommt man nie zu viel auf einmal zu Gesicht und kann sich an dem weislich zwischen die Spreu verteilten Weizen doppelt rasch und stark erfreuen. Da es der Ausstellung auch nicht an etlichen erhofften Überraschungen und Entdeckungen abseitiger Talente fehlt, so darf man gestehen, daß sie so ziemlich alles geleistet hat, was man an Positivem von einer juryfreien Schau irgend erwarten kann. Überraschend guter Besuch erkannte denn auch diese Leistung an. Was man erreichen wollte, ist erzielt worden. Der Wirtschaftliche Verband bildender Künstler Leipzigs, der Urheber dieser Veranstaltung, wird auf diese erste Leipziger Juryfreie Kunstschau mit voller Befriedigung zurückblicken können.

Dr. Egbert Delpy.



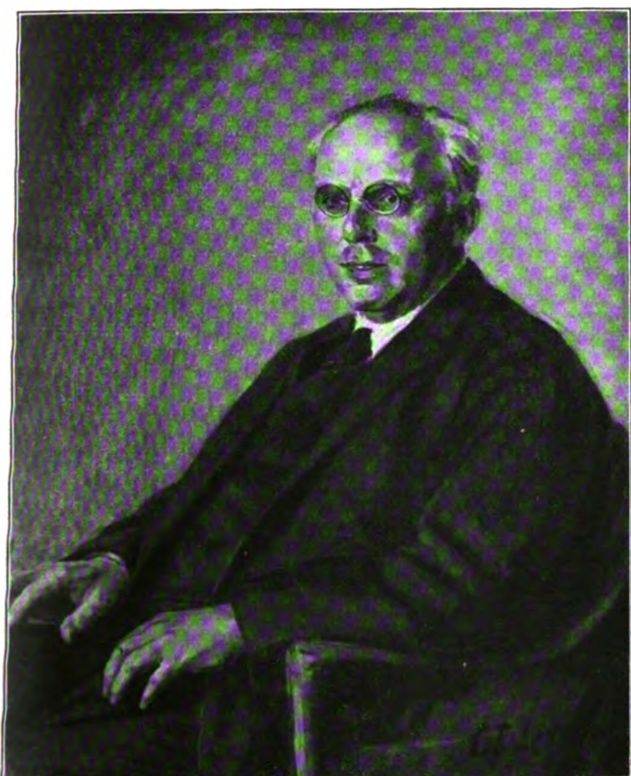
Max Zschoch: Schachtebeck-Quartett (Radierung).



Margarete Kroch: Clowns in der Arena (Gemälde).



Hans Proquitté: Rotmoosjoch (Gemälde).





Mitte links: C. F. Lederer-Weida: Prof. Dr. Straube, der bekannte Kantor an der Leipziger Thomaskirche (Gemälde). — Willy T aldlandschaft (G



Alfred Dietel: Knabe mit

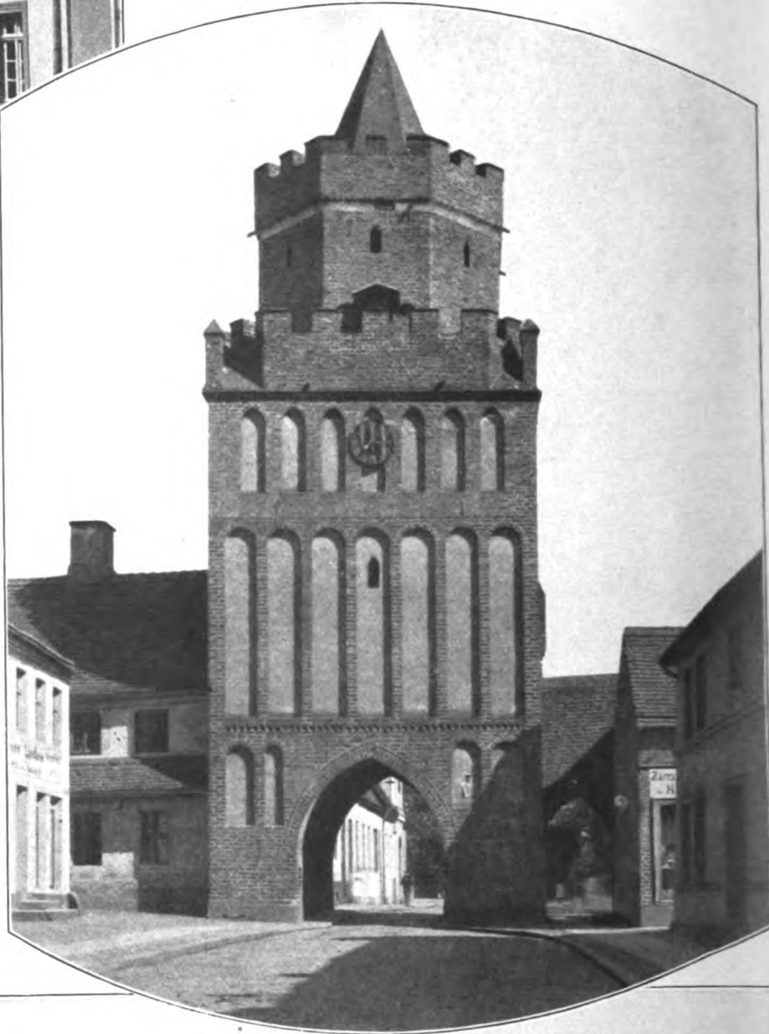


Thiele: Torso (Gips).



Versteckte Städteschönheiten: Königsberg in der Neumark.

Still und ein wenig abgeschlossen, minder bekannt als seine ostpreußische Schwester, liegt jetzt das neumärkische Städtchen Königsberg. Einst ein mächtiger fester Platz, viel umstritten in den Kämpfen der brandenburgischen Markgrafen mit den pommerschen Herzögen, ist es heutigentags eine schöne altertümliche Stadt voll mittelalterlicher Erinnerung.





Oben:
Blick auf das Chor der Marienkirche (vom ehemaligen Kloster aus gesehen).

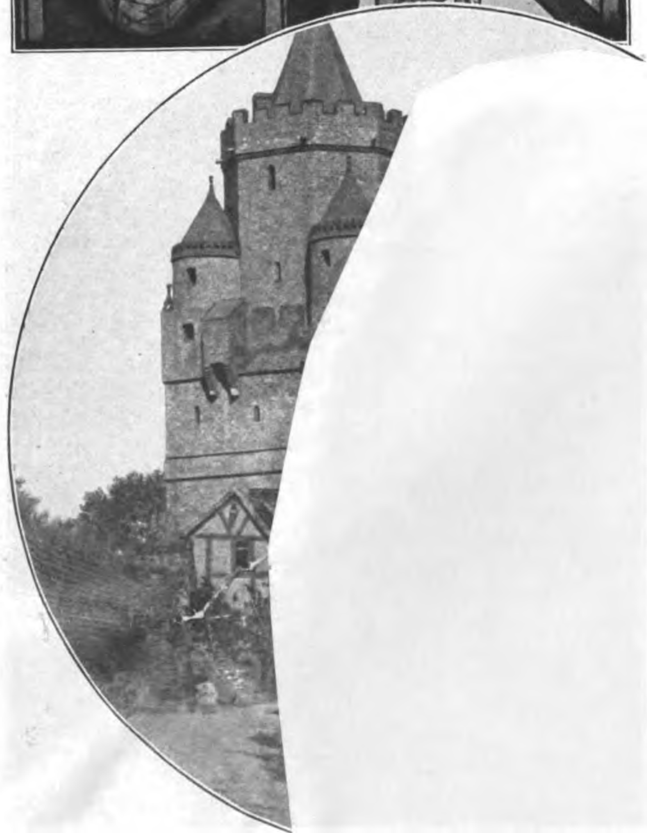
Links nebenstehend:
Glasgemälde in der Südkapelle der Marienkirche. (15. Jahrhundert.)

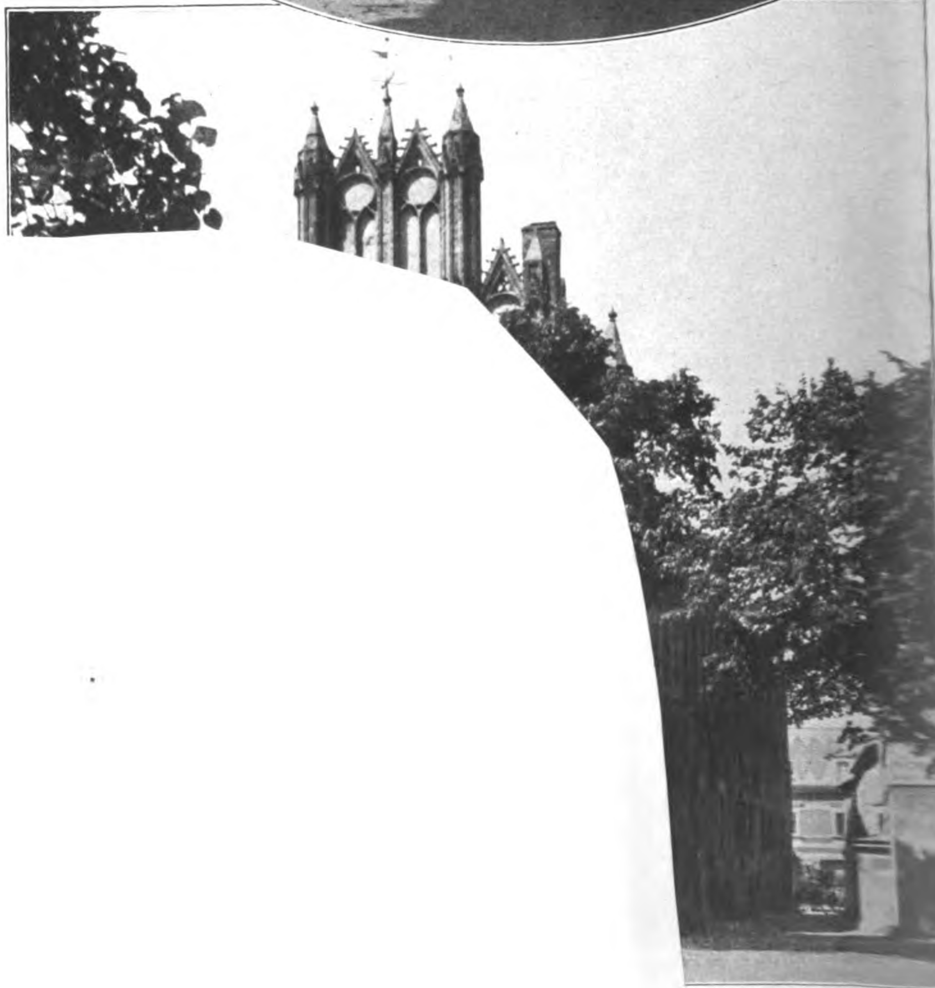
Rechts nebenstehend:
Das Bernickower Tor. (Anfang des 15. Jahrhunderts.)

Unten links:
Blick auf das Schwedter Tor, Innenseite des Mauerumgangs.

Unten rechts:
Das Rathaus. (Schauseite nach dem Marktplatz.)

(Sämtliche Aufnahmen: Werner Köhler, Berlin-Neukölln.)





DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(5. Fortsetzung.)

Der Gesub Rimpotschen, der Rote, war tödlich erschrocken. Einen einzigen Blick hatte er auf das Kind geworfen. Er sah mehr als alle die anderen. Das war das Kind, wie er es beschrieben hatte, wie er es gefordert hatte, weil er wußte, daß ein solches Kind hier nicht sein konnte. Das war ein Europäerkind, ein Kind, wie er es bei den weißen Männern des Westens in Indien gesehen hatte.

Wie kam ein solches Kind in das Kloster Getschun Gomba? Wie wäre es den Lamas möglich gewesen, ein solches Kind in einem Tage zu beschaffen? Ausgeschlossen war es, daß man etwa ein tibetisches Kind gefärbt oder verändert hatte, und klar war es, daß jenes Weib selbst keine Mitwisserin eines Betruges war. Unmöglich, daß ein europäisches Weib hier geboren hatte. Verbotenes Land waren Nepal und Südtibet. Er hätte es wissen müssen, wenn eine Europäerin hier war, und die Männer, die weit im Süden bisweilen versuchten, von dort aus in die Berge der Götter zu steigen, gebaren doch keine Kinder. Auf dem Altar stand stolz und glücklich die Mutter des jungen Buddha, die fest davon überzeugt war, daß es ihr eigenes Kind war, das in der Nacht die Götter verwandelt, hielt den Knaben an ihrer Brust, den Knaben, der nackt und weiß in ihren Armen lag, der von ihrer Brust getrunken hatte, und der jetzt, ohne zu schreien, mit großen, offenen blauen Augen umherblickte, mit Augen, die viel ausdrucksvoller waren als die eines gestern Geborenen.

Alle Lamas, auch der Kampu Bombo, lagen anbetend am Boden. Einen Augenblick sah der Chanzo Cusho den roten Gast an.

„Du siehst, Erhabener, Buddha hat gesprochen. Was tust du nun?“

Der Gesub Rimpotschen fühlte sich verwirrt und ergriffen. Das Kind, mit dem er hatte betrügen wollen, war tot — hier, dieses Kind, das unmöglich hier sein konnte. Zum erstenmal war es ihm, als ob die Gottheit, über die er im Innersten seiner Seele selbst spöttelte, mächtig zu ihm gesprochen hätte.

„Ich bete an.“

Und auch er kniete neben dem Chanzo Cusho und preßte den Kopf an den Boden. Der einzige aber, der alles wußte, Taschka Tschonga, der Arzt, saß einsam in seiner Zelle, verbrannte die Hüllen, die der kleine Knabe getragen, als er ihn raubte, und goß die Reste der Jakmilch in die Regenrinne des Daches.

*

Bill Hunter war mit seiner List zufrieden. Zwar hatten die Enthüllung und die dadurch gewonnene Gewißheit von dem Tod ihres Kindes Elisabeth für einige Tage wieder kränker gemacht, dann aber war es, als sei der Bann von ihr genommen. Sie dachte an Heinz. Zum erstenmal wieder fühlte sie, daß sie gesund werden mußte, um für ihn zu leben. Sie wollte genesen.

Die Frühlingssonne schien wieder herab in das Tal, wie durch einen Zauberschlag sproßten überall Knospen und Blüten und junge Triebe. Sie fühlte ihre Kräfte zurückkehren, auch Heinz war wieder ein anderer. Bill Hunter mahnte.

„Jetzt sind die zwei Monate, in denen der Monsun schweigt; wenn es möglich ist, die Berge zu übersteigen, so kann es nur jetzt geschehen.“ Heinz und Bill hatten überall Versuche angestellt. Jeder Weg war versperrt; daß Lobsen Kungu einen solchen gefunden hatte, glaubten sie nicht und meinten ihn unter dem Gletscher begraben.

„Wir müssen den Weg zurück, den wir gekommen sind.“

„Ohne Sauerstoff?“

„Wir müssen es versuchen, und es muß uns gelingen. Schließlich, es war nur ein Tag, und es bleibt uns kein anderer Ausweg. Damals wüteten die Stürme, jetzt schweigen sie still.“

Seltsam sahen sie aus, die drei Menschen. Aus gegerbten Ziegenfellen hatte in den Monaten des Winters, während sie das Kind erwartete, Elisabeth mit Jakhaaren in Ermangelung von Garn plumpe Kleider genäht. Ihre Rucksäcke waren mit getrocknetem Jakfleisch statt der Konserven gefüllt, und getrocknete Jakmilch war ihr Getränk. Auch der Kocher mit dem letzten Hartspiritus, den sie gespart hatten, und die letzte Streichholzschachtel wurden mitgenommen, sonst alles Überflüssige, auch die Revolver, zu denen sie keine Patronen mehr besaßen, zurückgelassen.

Bei Sonnenaufgang stiegen sie an einem hellen Tage langsam bergan. Jetzt war es ihnen, als verließen sie einen Ort, der ihnen in den langen Monaten zur Heimat geworden.

„Wenn es unmöglich ist, kehren wir eben zurück.“

Die Eispickel in der Hand, das Seil umgeschlungen, stiegen sie am Steilhang in die Höhe, bald mußten sie Stufe für Stufe in den harten Schnee schlagen.

„Warum wird uns das Atmen leichter als vor einem Jahr?“

„Wir haben über neun Monate in der Höhe von viertausend Metern gelebt; damals kamen wir aus der Ebene, jetzt haben wir uns gewöhnt.“

Und hoch über ihnen lag das unbesiegte, schneeglitzernde Haupt des Gaurisankar und neben ihm, tausend Meter über ihnen, das wilde, eisige Hochland mit dem Aufstieg zum Khombulapaß, zu dem sie hinauf mußten, der ihre Rettung war oder ihr sicherer Tod.

IV.

Der Taschi Lama, der Papst der Buddhisten, die menschliche Wiedergeburt der höchsten und erhabensten Gestalt Buddhas, das geistliche Oberhaupt von Tibet, dessen weltlicher Oberhirt in Lhassa wohnt, feierte in Taschi Lunbo das Fest seines fünfzigsten Geburtstags. Fast alle Klöster hatten ihre Äbte und große Abordnungen entsandt, und die elf heiligsten unter diesen Äbten, die sich selbst rühmen durften, gleichfalls Wiedergeburten Buddhas zu sein, waren mit großen Karawanen zur heiligen Stadt des Papstes gezogen, um der buddhistischen Welt das Schauspiel zu geben, den Gott in allen seinen Gestalten lebend zu sehen.

Auch aus Lhassa war eine große Karawane nach Taschi Lunbo gekommen. Der Dalai Lama selbst war nicht mitgereist, weil er Lhassa niemals verließ, aber er hatte seine höchsten Würdenträger als Boten entsandt, und langen Verhandlungen war es gelungen, auch einer Gruppe von Europäern, die in Lhassa weilten, die Teilnahme zu gestatten. Wohl nicht ganz ohne Absicht. Vielleicht wollte man diese machtvolle Kundgebung buddhistischer Pracht und buddhistischer Frömmigkeit den fremden Männern aus dem Westen, die man noch immer nicht gern sah und aus Klugheit doch duldete, zeigen.

Auch der deutsche Konsul Heinz Schröder aus Kalkutta, der mit seiner Frau auf einer Erholungsreise war, gehörte zu dieser bevorzugten Gruppe von Europäern, deren Führer der englische Kommissar für tibetische Angelegenheiten, Major Younghusband, war.

Die große Tempelstadt von Taschi Lunbo, die zu gewöhnlichen Zeiten über viertausend Mönche beherbergte, war überfüllt von Pilgern. Auf dem großen Festplatz, der von Tempeln umsäumt war, wogte die festlich gekleidete Menge, und auf den Altanen und flachen Dächern waren die von Baldachinen überdeckten Plätze der hohen Geistlichkeit hergerichtet und ein Altan den Europäern zur Verfügung gestellt. Auch den Damen hatte man gestattet, dem Feste beizuwohnen. Oberhalb dieser Galerie von Altanen befand sich ein zweiter Balkon, der mit kostbaren Vorhängen aus gelb und rot gestreifter Seide mit schweren Goldfransen geschmückt war.

Signale aus kupfernen Posaunen ertönten, eine Prozession hoher Priester schritt langsam und würdevoll über den Altan, dann kam der Heilige selbst, ebenfalls in gelbe Seide gekleidet, eine hohe Mitra auf seinem Haupt und den Rosenkranz in seiner Hand. Der Heilige nahm Platz und saß jetzt in der Stellung des betenden Buddha. Unten, auf dem Tempelplatz, war ein weiter Raum frei. Zwei Tänzer in Teufelsmasken tanzten dort einen feierlichen Tanz.

Nach langen Aufzügen wieder Posaunensignale. Langsam näherte sich der Zug der elf heiligen Verkörperungen des Buddha, voran die Äbte der ehrwürdigsten Klöster Sekija, Taschi-gembe, Kum-bum und Getschun Gomba.

Jeder war von den Würdenträgern seines Klosters umgeben, und fast hinter jedem ging eine einfach gekleidete Frau mit kahlgeschorenem Kopf: die Mutter, die so glücklich war, den Heiligen zu gebären. Während die Tausende von Menschen anbetend auf ihren Knien lagen, stieg die Prozession der Heiligen langsam zum Altan des Taschi Lama empor, grüßte die Verkörperung des obersten Buddha durch eine tiefe Verbeugung und empfing dafür seinen Segen. Jetzt setzten sich die Heiligen im Halbkreis, etwas tiefer als der Taschi Lama, und bildeten mit diesem eine harmonische Gruppe. Ein Murmeln erfüllten Glückes ging durch die Reihen der Tausende, die auf ihren Knien lagen und andächtig-scheu zu dem Altan aufblickten. Die Heiligen waren in verschiedenem Alter, vom zarten siebenjährigen Knaben bis zum erwachsenen Manne, aber allen diesen Gesichtern war eines eigen, auch dem des fünfzigjährigen Taschi Lama. Ein Ausdruck unglaublicher Güte, Milde und Reinheit, wie er nur Menschen zieren kann, die niemals mit dem Getriebe und den Kämpfen der Welt in Berührung kamen, sondern nur in den milden und reinen Lehren Buddhas in ihren Klöstern erzogen wurden.

Ganz besonders aber richteten sich aller Augen auf den jungen, fünfzehnjährigen Heiligen des Klosters Getschun Gomba, von dem man erzählte, daß er an demselben Tage wie der Taschi Lama, also an diesem Festtag, seinen fünfzehnten Geburtstag beging.

Anders sah er aus als alle die anderen. Der Ausdruck der Güte und Reinheit wirkte bei ihm noch stärker.

Er war ein schlanker, wohlgewachsener Knabe mit den Bewegungen eines gut erzogenen Fürstenkindes. Sein Gesicht zeigte eine weiße Hautfarbe mit der Röte der Jugend auf den Wangen; sein Haar war

blond und gelockt und seine Augen blau, um den Mund aber lag ein bezauberndes Lächeln.

Ein gellender Schrei ertönte von dem Altan her, auf dem die Europäer saßen. Auch Elisabeth hatte den festlichen Aufzug verfolgt, hatte ihre Blicke dorthin gerichtet, wo jener schöne Götterknabe saß, hatte den Schrei ausgestoßen und war dann ohnmächtig zusammengebrochen. Nur eine Sekunde war ein flüchtiger Blick eines der Hochwürdenträger zu dem Altan hinübergeglitten. Unten ertönten wieder Posaunen; es begann der feierliche Tanz, und währenddessen trugen einige Lamas die ohnmächtige Elisabeth aus der Tempelhalle, und Heinz Schröder ging mit ihnen hinaus. Ein tibetischer Arzt war sofort zur Stelle und bestrich die Stirn der Ohnmächtigen mit aromatischen Kräutern.

Sie schlug die Augen auf, richtete sich empor.

„Um's Himmels willen, Elisabeth, was ist geschehen?"

Sie überlegte einen Augenblick, dann war sie sich vollkommen klar.

„Nichts, nichts, es ist alles vorüber. Meine Nerven waren allzu erregt. Ich bitte dich, kehre mit mir in die Stadt und in unsere Herberge zurück."

„Du bist nicht stark genug, zu dem Feste zurückzukehren?"

„Ich bitte dich, komm."

Heinz sah ihr an, daß irgend etwas Schweres auf ihrer Seele lag. Sie war in den fünfzehn Jahren, seit denen ihnen unter namenlosen Schrecknissen der Rückweg über den Gaurisankar gelungen, eine tiefernste Frau geworden, aber auch eine starke Frau, die ihre Nerven in ihrer Gewalt hatte; daher erschreckte ihn dieser Zusammenbruch um so mehr, und er fühlte, daß er so schnell wie möglich mit ihr allein sein mußte, daß sie etwas in ihrem Herzen verbarg, was sie aussprechen mußte.

Während auf dem großen Tempelplatz kriegerisch gerüstete Tibeter mit phantastischen Waffen auf blitzschnellen Pferden kühne Reiterspiele darboten, rollte das Auto, in dem Schröder mit seiner Frau saß, den Tempelberg hinunter, durch die Stadt und zu dem Gasthof der Europäer.

Sie sprachen nichts, aber Heinz sah, daß Elisabeth in höchster innerer Erregung war, daß ihre Nerven zitterten, die Muskeln ihres Gesichtes zuckten und ihre Augen voll Tränen waren. Endlich hatten sie die Tür ihres Zimmers hinter sich verschlossen und waren allein.

Es wäre ohnehin kaum eine Möglichkeit gewesen, daß sie belauscht wurden, denn die ganze Stadt Schigatse war ausgestorben und auch die Herberge vereinsamt.

„Elisabeth, was ist mit dir geschehen?"

Sie sah ihn mit flackernden Augen an.

„Ich bin vollkommen bei Sinnen, ich bin ganz klar, ich weiß, was ich sage." Sie faßte ihn bei den Schultern und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich habe unseren Sohn Erwin gesehen."

„Elisabeth!"

„Unser Sohn Erwin ist der Heilige des Klosters Getschun Gomba."

„Du träumst."

„Ich träume nicht. Hast du ihn nicht gesehen? Den rotwangigen, schönen Knaben mit den blonden Locken und den blauen Augen."

„Ich sah in den Tempelhof hinab."

Elisabeth weinte auf.

„Er ist es, ich weiß, daß er es ist. Geh wieder hin, sieh ihn dir an. So sah ich aus, als ich fünfzehn Jahre alt war; genau so sah mein Zwillingsbruder Erwin aus, nach dem wir ihm den Namen gaben. Fünfzehn Jahre ist er heute. Fünfzehn Jahre! Jetzt ist mir alles klar. Heute vor fünfzehn Jahren war der unselige Tag, an dem unser Kind plötzlich verschwand. Weißt du, Heinz, wo das Kloster Getschun Gomba liegt?"

Auch Heinz war von steigender Erregung ergriffen, schritt auf und ab, strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Man hat mir gesagt, das Kloster läge am Nordabhang des Gaurisankar."

Jetzt schrie sie auf.

„Des Gaurisankar? Siehst du, dann ist es Wahrheit. Nicht der Panda hat unseren Erwin fortgeschleppt. Mönche haben ihn gestohlen, haben ihn in das Kloster gebracht. Was weiß ich, wie. Mönche, die uns aus den Augen des Buddha vorher angeblickt hatten. Sie haben ihn gestohlen, sie haben ihn zum Heiligen ihres Klosters gemacht. Mein Kind! Mein Kind!"

Sie weinte, daß ihr Körper erschütterte. Dann sprang sie auf, preßte beide Hände gegen ihre Schläfen, war plötzlich weich, sah wie gealtert aus und ließ beide Arme herabfallen.

„Aber nein, nein, ich habe ja das blutige Hemdchen gesehen."

Auch Heinz war in immer steigender Erregung.

„Das hat nichts zu bedeuten."

„Das blutige Hemd, das der Panda zerrissen?"

„Ich will dir etwas gestehen, etwas, das Bill Hunter mir anvertraute, als wir auf dem Rückweg den Khombulapaß überschritten hatten und in Sicherheit waren."

„Was willst du mir sagen?"

„Der Panda hat unser Kind nicht zerrissen."

„Er — hat — nicht...?"

„Bill Hunter hat das alles nur erdacht. Ein Panda lebt nur von Pflanzen und Früchten."

„Aber warum?"

„Bill Hunter hat uns durch sein Märchen das Leben gerettet. Er hat gesehen, daß wir beide an diesem Rätsel zugrunde gingen, daß du nie die Kraft gefunden hättest, dich vom Krankenlager zu erholen. Er hat eines der Hemdchen, die du noch hattest, mit Jakblut getränkt, als er den Panda erlegte. Er hat das Blut an die Wände des Tempels gestrichen."

„Dann also —"

„Es wäre nicht ganz unmöglich. Das Kloster kann nicht allzuweit von jener Schlucht liegen — heute sind es fünfzehn Jahre."

Sie war unwillkürlich auf ihre Knie gesunken. Da sprang sie wieder auf und schlang ihre Arme um den Hals ihres Gatten.

„Er lebt, Heinz, unser Erwin lebt. Er ist schön und gut, ist gesund. Ein glückliches Lächeln lag um seinen Mund. Heinz, er lebt!"

Heinz machte sich langsam von ihr los.

„Ruhe, ich flehe dich an, nur jetzt Ruhe, nur jetzt keine Übereilung. Fühlst du dich stark genug, noch einmal mit mir in den Tempel hinüberzugehen, ohne deine Beherrschung zu verlieren? Bedenke, wir müssen klug sein. Selbst wenn du recht hättest, selbst wenn er es wirklich wäre, er ist seit fünfzehn Jahren in jenem Kloster und gilt ihnen für die Verkörperung Buddhas. Darum müssen wir ganz vorsichtig sein und dürfen uns nicht verraten. Der geringste Zweifel der Tibeter an der Gottheit ihres Heiligen könnte zur Folge haben, daß sie ihn ebenso fanatisch ermorden, wie sie ihn jetzt anbeten."

Elisabeth saß auf dem Rand der Lagerstätte und sah vor sich hin.

„Unser Kind lebt, ist hier, nur wenige Minuten von mir entfernt, und ich soll nicht zu ihm, soll es nicht in meine Arme schließen!"

„Du mußt dich beherrschen. Wir sind in einem Lande, das noch vor wenigen Jahren jedem Europäer den Eintritt verwehrte, das auch jetzt noch jeden Fremden nur ungern sieht und jeden Forschungsreisenden, der es wagt, in sein Gebiet zu dringen, am liebsten hindert. Es ist kein Zweifel, daß jene das Kind, wenn es wirklich das unsere ist, für einen Sprößling einer tibetischen Mutter halten."

„Ein häßliches altes Weib stand dicht hinter ihm. Hinter den meisten dieser Heiligen standen solche Weiber."

„Nun also, dann ist das Volk überzeugt, daß dieses Weib seine Mutter ist. Ich bitte dich, ich flehe dich an, es ist immerhin möglich, daß du dich geirrt hast. Es ist nicht nur möglich, es ist wahrscheinlich. Bleibe du hier. Ich weiß, was es dich kostet. Laß mich allein noch einmal hinüber. Ich habe dich und deinen Zwillingsbruder als Fünfzehnjährige auch gekannt. Laß mich ihn beobachten."

„Du hast mir eben gesagt, daß ihm Gefahr drohe."

„Du verstehst mich falsch. Jetzt droht ihm keine Gefahr. Im Gegenteil, du sagst selbst, daß er glücklich aussah. Nur wir müssen vorsichtig sein."

Elisabeth überlegte, dann stand sie auf.

„Du hast recht, wir wollen zum Labrang zurück. Ich werde nicht mit hineingehen, sondern vor dem Kloster warten. Hier halte ich es nicht aus, allein zu sein, und ich weiß nicht, ob ich meiner Herr wäre, wenn ich ihn noch einmal sähe."

Sie gingen durch die leeren Räume der Herberge. Vor dem Hause stand das Auto, aber der Diener war verschwunden, der es gelenkt hatte. Das Tempelfest hatte zu mächtig gelockt, und er war nach dem Kloster zurückgelaufen. So lenkte Heinz selbst das Fahrzeug.

Vor der Stadt, auf einem Hügel hochragend, lag das gewaltige Kloster Taschi Lunbo. Die letzten Strahlen der sinkenden Abendsonne lagen auf seinen vergoldeten Dächern. Aus seinem Innern drang ein seltsamer Ton: das Murmeln und Rufen Tausender von Menschen, vereint mit dem Klingen von Glocken, dem Rasseln von Trommeln, dem Klang der Muschelhörner und Trompeten. Heinz Schröder hielt das Auto an. Während er in dem Tor der Klosterstadt verschwand und, von den Torhütern nicht gehemmt, den Steilweg emporstieg, ging Elisabeth einen Hügel hinan, auf dem ein paar windzerfetzte Bäume standen, und setzte sich hier nieder.

Ihr Herz war von tausend Empfindungen zerrissen. Sie verstand sich selbst nicht. Überzeugt, daß sie sich nicht geirrt, daß sie ihr Kind gesehen habe, war doch keine Freude in ihr, sondern namenlose Angst. Angst vor diesen fremden Menschen, vor diesem Volk, das so anders fühlte und dachte, Angst vor diesen Priestern des wilden, zerlumpten Volkes, die so kluge Gesichter hatten, die sich so würdevoll benahmen, und die doch so weltfremd in dieser Bergeinsamkeit in Anschauungen lebten, die sie nicht kannte, aber vor denen sie schreckte. Und unter diesen Menschen lebte allein, ganz allein ihr Kind. Aber diese Menschen konnten nicht schlecht sein, denn es lag ja ein glückliches Lächeln auf seinem Gesicht. — — —

Ein Lama führte Heinz wieder durch all die Irrgänge, Gäßchen und Treppen zu den oberen Tempeln und zu dem Altan der Europäer. Noch immer waren die großen Festtänze im vollen Gange. Nur daß sie jetzt, ebenso wie das ganze Bild, um vieles phantastischer und spukhafter erschienen. Oben saßen würdevoll, wie bei Beginn des Festes, die hohen Würdenträger des Klosters, während unten jetzt Mönche einen grotesken Tanz aufführten, in dem böse Geister und Dämonen von mutigen Kämpfern niedergerungen wurden. Die Tänzer trugen riesengroße Gespenstermasken und ritten auf geisterhaften Pferden, und da diese Papierpferde, ebenso wie die grell bemalten Fratzenmasken, von innen durch bunte Lampen erleuchtet wurden, hatte der ganze Anblick dieses von dumpfen Trommeln und schrillen Pfeifen begleiteten Tanzes etwas unheimlich Gewaltiges, und die Tausende der Tibeter, die aus den Bergdörfern herbeigeströmt waren, sahen mit andachtsvoll geweiteten Augen zu.

(Fortsetzung folgt.)



Vor dem Uhrturm in Riva am Gardasee.



Am Morgen vor dem Dogenpalast in Venedig.

Von einer Italienreise. Aquarelle von R. Duschek.

STEPPEN UND BERGE

BILDER AUS DEM TIENSCHAN UND CHINESISCH-TURKISTAN.

In die Steppen und Hochgebirge des nordwestlichen Mittelasiens führen unsere Bilder, in das Wohngebiet der Turkvölker, in jene Gebiete, wo russische und chinesische Politik seit Jahrhunderten miteinander ringen, wo westliche und östliche Kultur seit Jahrtausenden einander berühren und befruchten und zusammen mit vorderasiatischen, persischen und indischen Einflüssen zu mancher eigenartigen Kulturblüte geführt haben. Es ist im allgemeinen ein wasserarmes und niederschlagarmes Land. Daher ist der Tienschan, obgleich er bis über 7000 m aufsteigt (Chantengri 7200 m), viel weniger vergletschert als unsere Alpen, auch enthält er viel weniger Seen als unsere mitteleuropäischen Hochgebirge, und wo in unseren Alpen zwischen den einzelnen Gebirgsketten wasserreiche Flüsse auf enger Talsohle dahinbrausen, an steilen Bergflanken unten grüne Wälder und darüber saftige, blumen- und kräuterreiche Matten sich hinaufziehen, zwischen Vegetationsgrenze und Schneegrenze nur für eine verhältnismäßig schmale kahle Geröll- und Schuttzone Platz bleibt — da „erstikken", wenigstens auf der trockneren Südseite des Tienschan, die Bergketten „in ihrem eigenen Schutt", den keine Flüsse aus den Tälern hinausschaffen können, da sind seine Abhänge ganz mit Geröll überdeckt, die Täler mit den Verwitterungsprodukten der Bergketten bis hoch hinauf ausgefüllt, so daß sie keine schmalen Spalten, sondern weite Hochflächen bilden, die keine Wälder, meist nicht einmal eine zusammenhängende Grasnarbe tragen, sondern nur ein lockeres Kleid aus einzelnen Polstern harten Grases. In diese Hochsteppen treiben im Frühjahr die Kirgisen ihre Herden zur Weide. Kamele, Kühe oder Pferde tragen in das holzlose Land die Stangen, aus denen sie ihre festen Hütten oder „Aule" errichten, die Filzdecken, mit denen sie sie umkleiden, und das wenige Hausgerät: die Gefäße, in denen die Milch durch Gärung zum „Kumys" sich wandelt, und die Mörser, in denen das von den ansässigen, ackerbautreibenden Niederungsbewohnern eingehandelte Getreide nach der Röstung mit Holzkeulen zu Mehl zerstampft wird. Den Frauen mit ihrer nonnenartigen Kopfhülle liegt die ganze häusliche Arbeit und Viehwartung ebenso ob wie der Bau der beweglichen Hütten.



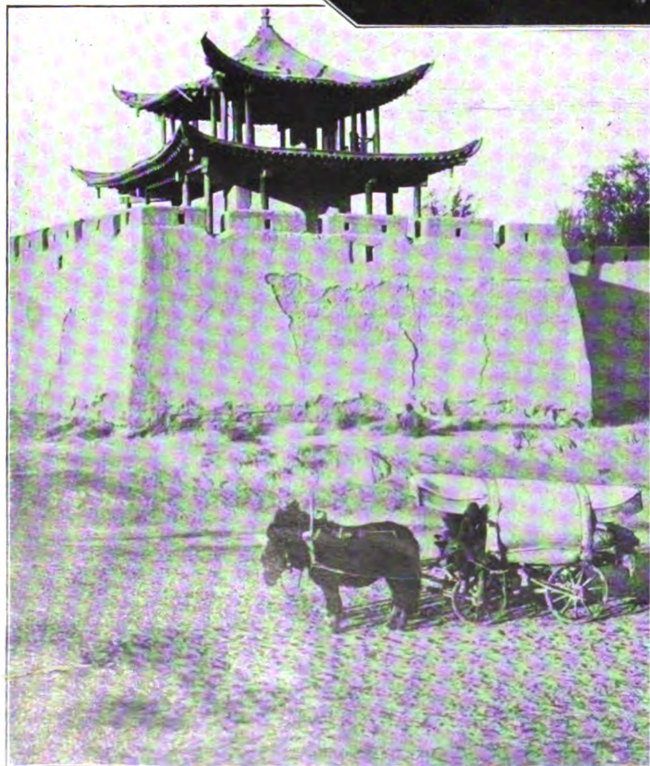
Steppe mit Kirgisenzelten vor der Alexander-Kette im Tienschan.



Saikal-Tal im Tienschan.

Die Männer reiten dagegen mit Vorliebe auf die Jagd, oft noch mit einem abgerichteten Raubvogel auf der Faust, der auf Gazellen oder Hasen stoßen muß. Oder sie steigen zu den Geröllfeldern des Hochgebirges empor und beschleichen den Steinbock. Wie er nahe verwandt ist mit dem Alpensteinbock, so ist der Maralhirsch, der in den Wäldern der feuchteren Nordwestseite des Gebirges lebt, der nächste Verwandte, vielleicht nur eine geographische Spielart unseres Edelhirsches, mit dem zusammen er bis in die Karpathen, ja, bis weit nach Deutschland hinein vorkommt, und von dem er sich nur durch größere Stärke und etwas andere Färbung unterscheidet.

Das seßhafte Bevölkerungselement stellen unter anderm die Tarantschen dar. Sie sind Nachkommen des alten turktatarischen Kultur- und Herrschervolkes der Uiguren und bilden einen Hauptbestandteil der Bevölkerung der Stadt Kuldscha. Kuldscha ist der Hauptort des Ili-Beckens, das sich zwischen dem eigentlichen Tienschan und dem Iren-Gebirge gegen Russisch-Turkistan (Semirjetschensk) hin öffnet. Die Stadt ist einer der westlichsten Stützpunkte chinesischer Händler und der Sitz der Verwaltung der „Chinesischen Dsungarei". Eine mächtige rechteckige Lehmumwallung schützt es gegen Überfälle räuberischer Nomaden; Angriffen der Russen oder der durch die Russen modern ausgerüsteten Mongolen wären seine Mauern und Türme natürlich nicht gewachsen. M. W. G.





Links: Vor einem Turm der Stadtmauer von Kuldscha.
Rechts: Kirgisen-Grabmal mit Storchnest.





Arme Kirgisen in einem Dorf russischer Siedler. Die Kuh trägt den ganzen Hausrat.

Im Oval: Kirgisenhäuptling mit Beizfalken.

Rechts nebenstehend: Kirgisenfrau beim Umzug.





Westmongolische Frauen und Kinder vor dem Zelt. Mehlbereitung durch Zerstampfen des Getreides.

Im Oval: Steinböcke als Jagdbeute im Tienschan.





Backofen der Tarantschen

Rechts nebenstehend: Erlegter Maralhirsch.



Die alte deutsche Volkstracht Nordwestböhmens

MIT 6 AUFNAHMEN DES VERFASSERS UND 2 AQUARELLEN VON GUSTAV ZINDEL.

In der Tschechoslowakei wohnen dreieinhalb Millionen aufrechter und kernfester Deutscher, zumeist in geschlossenen Gebieten, dem Böhmer Walde, Erz-, Elbsandstein-, Lausitzer-, Iser-, Riesen-, Adlergebirge, dem Böhmischen Mittelgebirge und den angrenzenden ebenen Gebieten, zum geringeren Teil aber in Sprachinseln oder doppelsprachigen Orten im Innern des Landes. Sie sind schon vor etwa 1000 Jahren hier seßhaft geworden und sind verschiedenen Stammes, sind Schlesier, Sachsen, Bayern oder Österreicher. Hier sei nur von jenem Teile der urdeutschen Bevölkerung Böhmens gesprochen, der in seiner nordwestlichen Ecke, im Egerlande und den angrenzenden Gebieten, wohnt und bayrisch-oberpfälzischen Ursprungs ist. Die Mundart des Ursprungsgebietes — zwischen Weiden und Nürnberg — hat sich in diesem Gebiet, abgesehen von manchen durch jahrhundertelange selbständige Entwicklung hervorgerufenen Eigenheiten, bisher treu erhalten. Auch die alte Volkstracht blieb bis um 1900 lebendig, wurde jedoch seither durch den alles verflachenden und gleichmachenden Verkehr von der städtischen Tracht verdrängt.

Allein jeder, der eine altehrwürdige Volkstracht aus der Väter- und Großväterzeit besitzt, hält sie



Bauer der Karlsbad-Tepl-Luditz-Planer Landschaft.



Halbstädtische Volkstracht der Umgebung von Karlsbad.

wie ein geheiligtes Erbe in den Truhen verwahrt und legt sie nur bei deutschen Festen aller Art mit Stolz und hoher Freude an. Und so kommt es, daß die Hunderttausende von Gästen, die im Sommer die reindeutschen Kurstädte Karlsbad, Marienbad und Franzensbad besuchen, bei Sommerfesten des Volkes das prächtige Schauspiel erleben, die alte Zeit in Tracht und Brauch wiederauferstehen zu sehen. In den letzten Jahren gab es da festliche Aufzüge, die eine Altegerländische Hochzeit, das Kammerwagenfahren, das Maibaumfest und andere schöne Bräuche darstellen, bei denen an 1000 Personen beiderlei Geschlechts in der alten prächtigen Volkstracht erschienen und den alten deutschen Brauch, die alten Tänze und das zu Herzen gehende, eigenartige Egerländer Volkslied neu zu Ehren brachten.

In dem Egerländer Sprachgebiet gab es bis um 1900 zwei Haupttrachten: die eigentliche im Umkreise von Eger getragene Egerländer und die der Karlsbad-Marienbad-Planer Gegend. Gegen die Sprachgrenzen nach Osten und Süden zu entwickelte sich die Volkstracht im Verlaufe der Jahrhunderte durch den Einfluß der benachbarten Slawen zu Sondertrachten, die jedoch mit denen der Hauptgebiete viel Gemeinsames aufweisen.

Die eigentliche Egerländer Volkstracht finden unsere Leser in mehreren unseren Ausführungen beigegebenen Abbildungen festgehalten. Zuerst in dem Aquarell von dem Maler Gustav Zindel in Rodenau bei Komotau in Böhmen „Aufrichten des Maibaumes in einem Egerländer Dorfe", dann in den zwei Schwarzdrucken „Mädchen aus dem Egerland" und „Eine Egerländer Bauernfamilie vor ihrem Hause". Das große, farbige Bild Zindels zeigt im Dorfbild auch einige prächtige Haustypen der Egerländer Bauweise um 1800 bis 1850.

Die Volkstracht des Karlsbad-Marienbad-Planer Gebietes ist wesentlich anders, wie auch aus unseren übrigen Abbildungen zu diesem Beitrag zu ersehen ist, von denen das Zindelsche Aquarell einen „Hochzeitstanz in der Karlsbader Gegend um 1840 bis 1850" und die Schwarzdrucke eine „Kindtaufe in der Karlsbader Landschaft" und einen „Bauern aus der Karlsbad-Tepl-Luditz-Planer Gegend" festhalten. Das Aquarell zeigt uns das Innere eines Altegerländer Tanzsaales, die „Kindtaufe" aber die schöne und höchst eigenartige Einrichtung einer Egerländer Bauernstube.



Mädchen aus der Umgebung von Eger.

Wir sehen da unter anderm ein Himmelbett, Schränke, Rundstühle, eine Wiege, alles bunt bemalt, ferner Bilder, Kaffeegeschirre usw. Auch eine Verwandte aus der Stadt ist zur Kindtaufe gekommen. — In kleineren Städten des westlichen Böhmens trugen die Männer zu aller Zeit die städtische Tracht, die Frauen und Mädchen aber eine der ländlichen sehr verwandte. Bei dieser städtischen Tracht waren die Formen zarter und die Farben matter gewählt. Unser Schwarzdruck „Halbstädtische Volkstracht der Umgebung von Karlsbad" läßt das Geschmackvolle dieser Tracht in bester Weise erkennen. **Josef Hofmann, Karlsbad.**





Kindtaufe in der Gegend von Karlsbad.

Oben: Mädchen aus dem Egerlande.



Egerländer Bauernfamilie vor ihrem Hause.



Hochzeitstanz in Donawitz bei Karlsbad. (Um 1840—1850.)

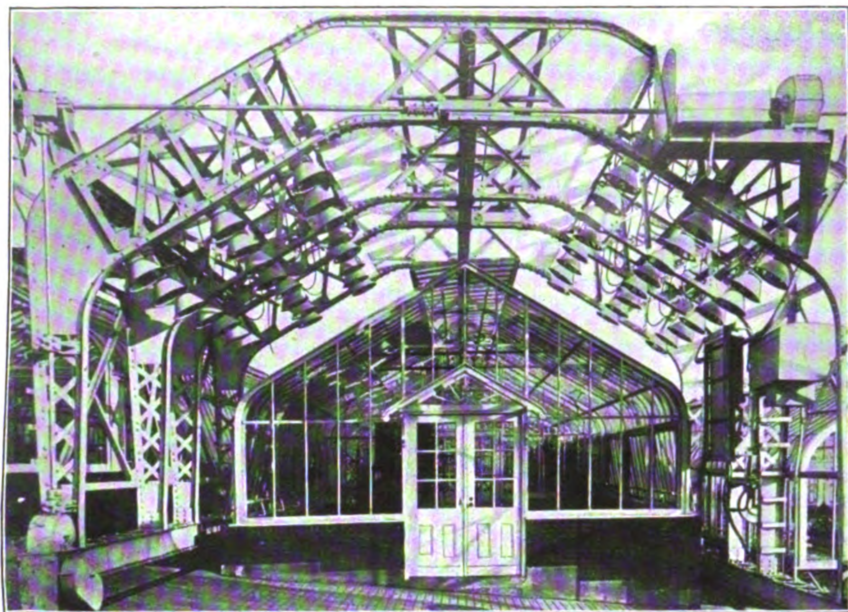
Aufrichten des Maibaumes in einem Egerländer Dorf. (Um 1850—1860.)

ALTES DEUTSCHES VOLKSLEBEN IM NORDWESTEN BÖHMENS

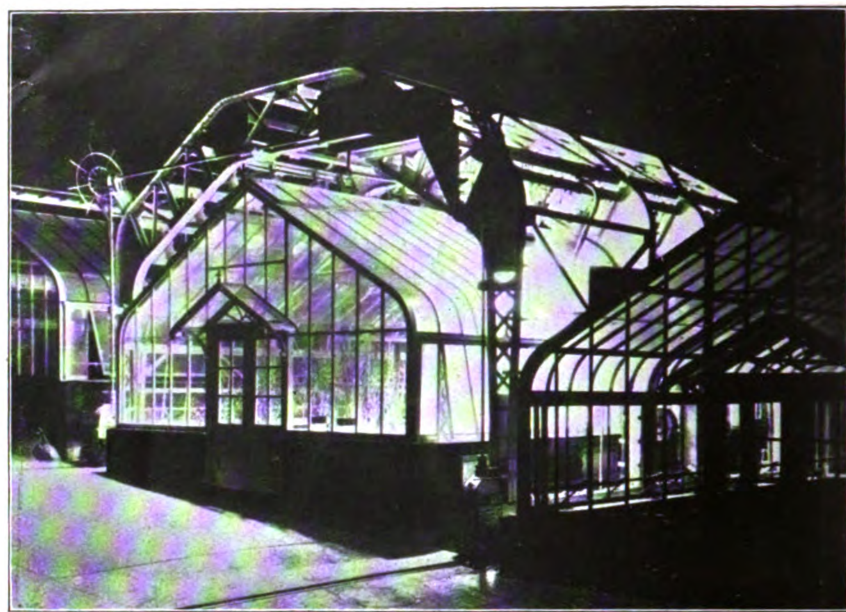
NACH AQUARELLEN VON GUSTAV ZINDEL

KÜNSTLICHE STEIGERUNG DES ERNTEERTRAGS

VON DR. P. MAGDEBURG / MIT ABBILDUNGEN VON ALICE MATZDORFF, BERLIN

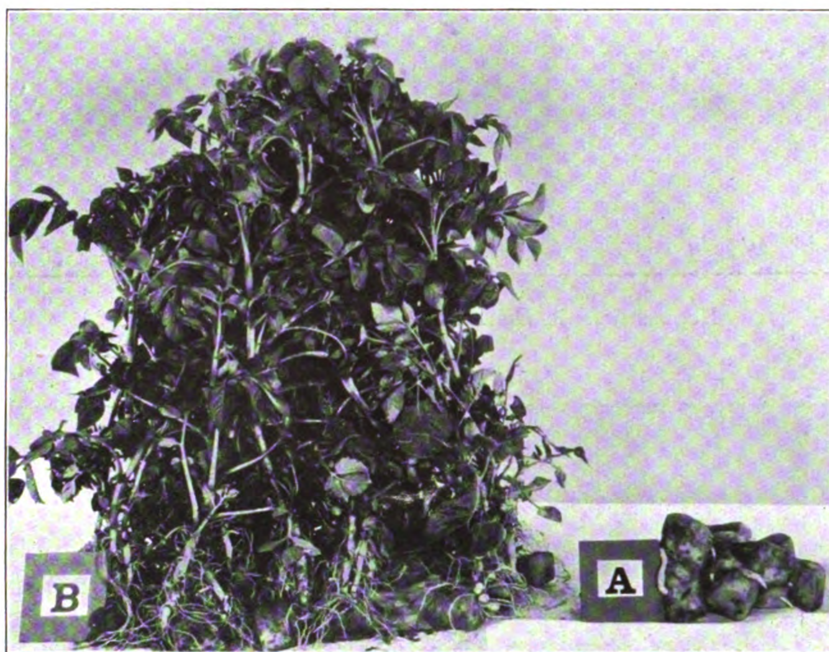


Laufkran zur verschiedenfarbigen Bestrahlung der Gewächshäuser.



Ein Gewächshaus mit dauernd gleichmäßiger Beleuchtung.

In den letzten Jahren ist die Frage der künstlichen Steigerung des Ernteertrags zum Ausgangspunkt ernster und leidenschaftlicher Auseinandersetzungen geworden, bei denen Vertreter der wissenschaftlichen und angewandten Botanik in gleicher Weise hervortraten. Es handelt sich letzten Endes wieder um die Herstellung ertragsreicherer Pflanzenrassen und um neue Möglichkeiten der Düngung, nur sind die Methoden naturfremder, laboratoriumshafter als früher. Suchte man bislang durch künstliche Ernährung und durch Rassekreuzungen zu besseren Ernteergebnissen zu gelangen, so spielen heute Röntgenstrahlen und Säuren, Gifte und dergleichen, die auf Samen und Keimlinge einwirken, eine bedeutende Rolle. — In großzügigster Weise tritt man neuerdings in Amerika dieser Frage entgegen. Für mehr als 7 Mill. Dollar hat man vor drei Jahren in Yonkers bei Neuyork eine botanische Versuchsanstalt — das Boyce-Thompson-Institut — gebaut. Was sich in Europa nur wenige botanische Institute in bescheidenem Maße leisten können, ist dort Selbstverständlichkeit. Statt eines Raumes mit konstanter Temperatur finden wir dort mehrere riesige Gewächshäuser, in denen die Temperatur monatelang Tag und Nacht gleichbleibt. In anderen Untersuchungshäusern herrscht immer gleiche Lichtstärke; in den einen ist es immer so hell wie an einem Sommertag, in anderen ist die Lichtstärke auf das Mehrfache gesteigert. In wieder anderen Räumen leben die Pflanzen dauernd in gelbem oder rotem Licht. Versuche, die im Kriege in Deutschland einiges Aufsehen erregten, werden dort wiederholt: man schlug damals vor, zur Ernteertragssteigerung die Kohlensäuregase der Hochöfen über die Äcker zu leiten. So wachsen im Thompson-Institut Obstbäume in Treibhäusern, in denen die Atmosphäre reicher an Kohlensäure ist. Die Untersuchungsfelder bedecken einen Raum von mehr als 800 Morgen, auf den einzelnen Feldern gedeihen die Pflanzen unter den verschiedensten Düngungsverhältnissen, ferner Pflanzen, deren Samen in der mannigfaltigsten Weise vorbehandelt ist. Manche sind in reinem Wasser aufgequollen, andere Samen haben sich eine Röntgenbestrahlung gefallen lassen müssen, wieder andere sind durch Salze und Säuren leicht vergiftet worden, um einen besonderen Wachstumsanreiz zu erhalten.



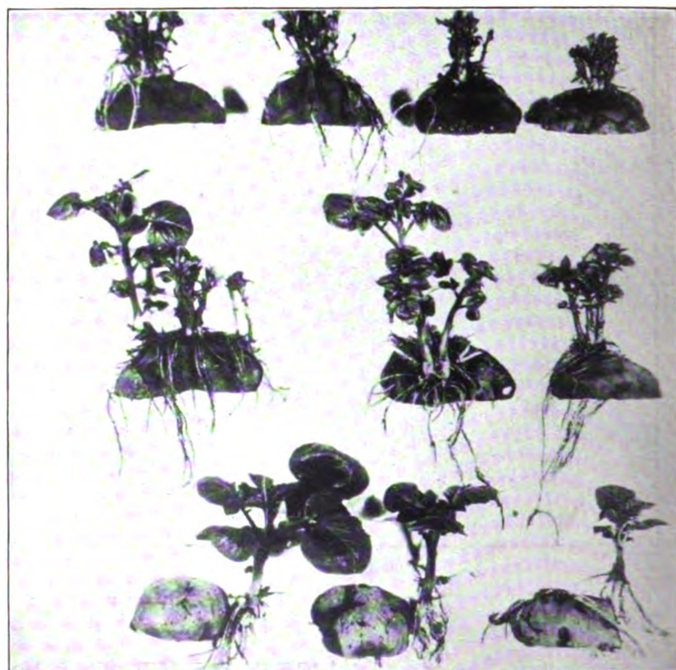
Künstliches Frühtreiben der Kartoffelknollen.
Die Kartoffelpflanzen (A und B) sind gleich alt und zu gleicher Zeit eingegraben. Die vorher mit Reizgiften getränkten Knollen B sind nach anderthalb Monaten schon vollentwickelte Pflanzen, während die normalen (A) gerade erst die Ruhezeit beenden.

Mit Rücksicht auf die Rentabilität wird behauptet, daß die Kosten des Instituts durch den Mehrertrag der Ernte schon gedeckt seien. Eine Forderung der Praxis war nämlich die Verkürzung der Ruhezeit der Samen und der Knollen der Kartoffel. Schon die alltägliche Erfahrung lehrt, daß Samen nicht zu jeder beliebigen Zeit auskeimen; sie brauchen eine bestimmte Ruhezeit. Die Kartoffel von Florida, Kuba usw. ist als Saatgut ungeeignet; man bedarf Saatkartoffeln aus nördlicheren Gegenden. Diese haben aber eine lange Ruhezeit, Keimung tritt ziemlich spät ein, während der Reife bricht aber der Winter an. Im Boyce-Institut gelang die Abkürzung der Ruhe durch die erwähnte Vorbehandlung der Knollen mit Giften. Die Abbildungen geben hiervon vielleicht besser eine Vorstellung als viele Worte. — Diese Tatsachen erinnern wieder lebhaft an die Versuche des Bulgaren Popoff während der letzten Jahre, der die schon 1845 von Braconnot unternommenen Experimente wieder in Angriff nahm. Auch hier wurde das Saatgut zur Hebung des Ernteertrags durch verschiedene Salze und Säuren „stimulisiert". Es scheint, daß man diesen Entdeckungen zu große Hoffnungen entgegengebracht hat, denn es handelt sich wohl kaum um eine Stimulisierung der Pflanze, sondern jene Gifte bewirkten nur ein Wegbeizen der dem Saatgut anhaftenden krankheitserregenden Pilzsporen. Umgekehrt finden die Versuche der Abkürzung der Ruhezeit ihre Bestätigung in den von Deutschland ausgehenden Arbeiten über das Frühtreiben. Auch hier sind es oft Gifte, die in den Ruhezustand der Pflanze störend eingreifen; die Folge ist ein Aufkeimen.

In manchen Kreisen betrachtet man jene Ausbeutungsattacke auf den pflanzlichen Organismus nicht ohne Bedenken. Ob jene zunächst tatsächlich vorhandene Ertragssteigerung nicht ein Danaergeschenk ist? Ob eine Pflanze es sich generationenlang gefallen lassen wird, in ihrem inneren Rhythmus tiefgreifend gestört zu werden und ihr Wachsen nicht nach ihren Normen, sondern nach des Menschen Wunsch lenken zu müssen? Man übersieht wohl zu leicht in Amerika, daß die Pflanze, auch die Kartoffel, nicht eine kleine Fabrik ist, die man nach Belieben ausbeuten kann, sondern ein lebendiges Wesen mit eigenen Gesetzen.



Gleichaltrige Kartoffelpflanzen, von denen die der oberen Reihe durch Schwefelharnstoff zum Frühtreiben gezwungen wurden.



Das Wachstum fördernder Einfluß von gewissen Chemikalien (linke und mittlere Vertikalreihe), daneben (rechts) normale Vergleichspflanzen.









Links oben: Gewandtheitsübungen am Hindernis. — Rechts oben: Dehn- und Streckübungen. — Unten links: Übungen mit dem Ball. — Unten rechts: Dehnübungen (Brücke).

ORTHOPÄDISCHES SCHULTURNEN IM FREIEN

Unsere Aufnahmen zeigen orthopädische Turnübungen, ausgeführt von Schülern der II. Realschule in Berlin-Wilmersdorf. Die Übungen sollen zur Stärkung der Bauch- und Rückenmuskulatur dienen und gesundheitsschädlichen Einwirkungen des Schulunterrichts vorbeugen.

Afrika in Südfrankreich

Eine Marseiller Reisestudie mit Bildern von Joachim Grieben.



Schwatzende Turkos.

An der Westseite von Marseille erhebt sich aus buntem Häusergewirr ein mächtiger Berg, der, gekrönt von der Notre Dame de la Garde, hoch in den blauen Himmel ragt.

Die Kirche haben Schiffer als Dank für Errettung aus Seenot der Gottesmutter geweiht, deren goldenes Standbild den ein wenig geschmacklosen, aber durch seine Lage doch eindrucksvollen Bau krönt.

Der Rundblick von da oben ist einzigartig. Zur Rechten liegt, weithin sichtbar, das wellige Vorgebirge der Seealpen. In den Tälern blüht eine fast tropische Vegetation, die schon die Nähe des schönsten Landstriches von Südfrankreich, der Riviera, ahnen läßt. Zur Linken schillert smaragdgrün und silbern, mit vorgelagerten Inselgruppen, das Mittelmeer, an dessen Rand sich in mächtigem Bogen die uralte Stadt dehnt.

Blendend weiß glänzen ringsum die Häuser im grellen Sonnenschein. Still und friedlich liegen die beiden Hafenbecken mit ihren schmucken, winzigen Schiffen. Aus den Villengärten im weiteren Umkreis der Stadt, aus dem Grün und Blaugrau der Oliven, Zypressen, der Palmen und Agaven schimmern lustig die roten Ziegeldächer der Landhäuschen. Doch hoch über dem prächtigen, märchenhaft schönen Bild steht die fürchterliche Sonne von Marseille. Eine heidnische Sonne, die erbarmungslos eine Glut ausströmt, wie sie nur das nahe Afrika kennt. Und wenn der Reisende, der die Stadt nicht näher kennt, sich an dem schönen Landschaftsbild weidet, ahnt er noch nichts von dem entsetzlichen Einfluß, von der rassenverheerenden, unheimlichen Macht des unkultiviertesten aller Erdteile, unter dem diese europäische Hafenstadt zu leiden hat. Noch kommt es ihm nicht voll zum Bewußtsein, daß es die afrikanische Küste ist, der Marseille seine beiden, die Häfen umschließenden Landarme weit hinaus ins südliche Meer entgegenstreckt, um von drüben den schlimmsten Abschaum schwarzer Rasse herüberzulocken, an sich zu ziehen, in sich aufzunehmen.

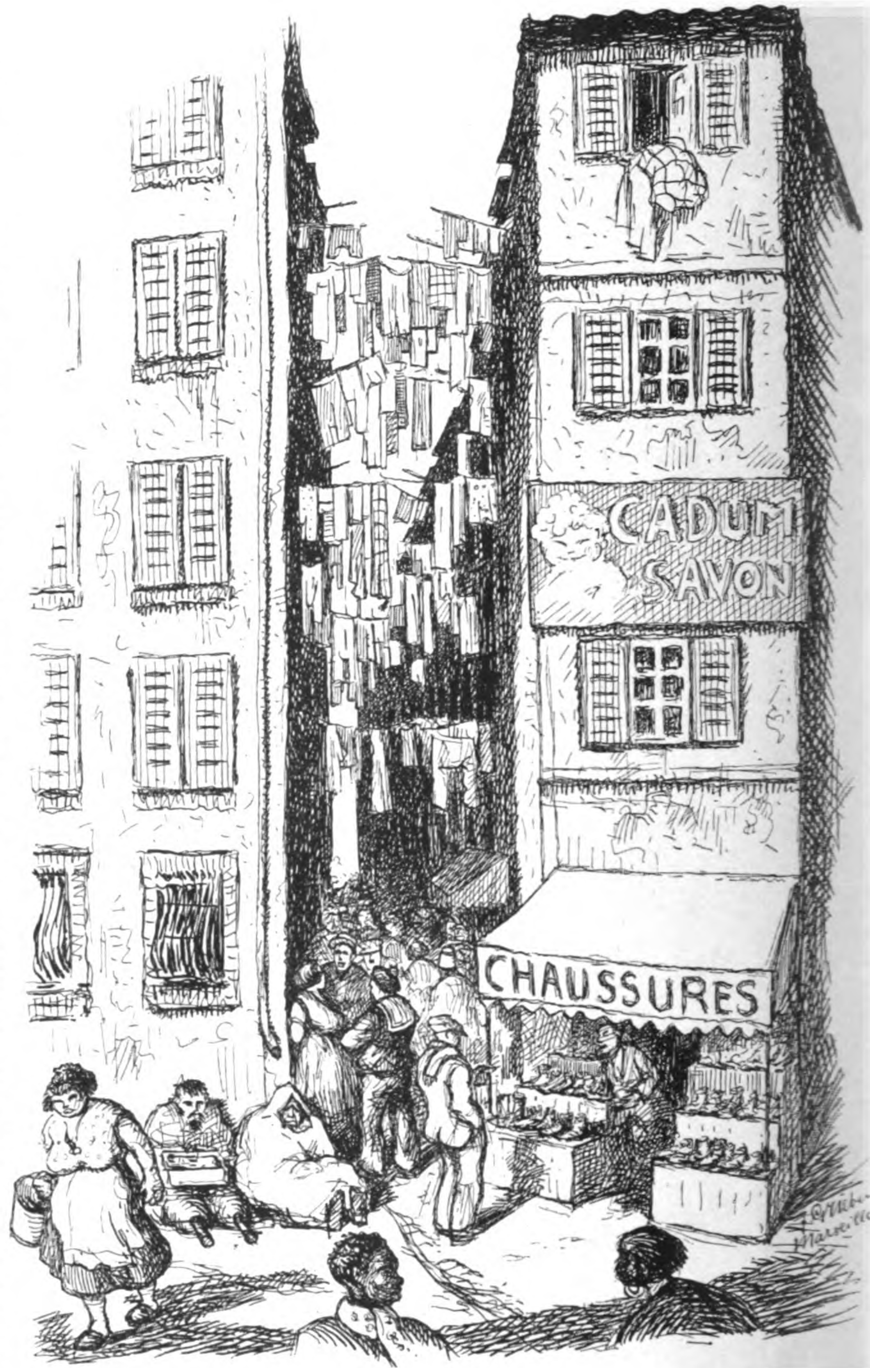
Schlendert der ahnungslose Besucher die großen Marseiller Boulevards entlang, dann meint er sich noch in einer typisch französischen Stadt zu befinden. Von der provenzalischen Romantik eines Avignon, eines Arles oder Nimes ist hier allerdings nichts zu sehen. Doch die breite Freitreppe aus weißem Marmor, die vom Bahnhof herabführt, in ihrem kitschig-überladenen Stil der neunziger Jahre, mit ihren Löwen und Waffenbündeln, mit ihren Emblemen und Allegorien, die die ganze Vorliebe der Franzosen für unwahre Pathetik in sich tragen, die großen platanenbepflanzten Straßen, wie die „Cannebière", die „Rue de Rome" und die „Rue Noailles" mit ihren luxuriösen Schaufensterauslagen, den Grands-Hotels und den eleganten Cafés — dies alles macht durchaus den Eindruck einer französischen Großstadt, ja, fast den eines „kleinen Paris". Hier promeniert die vornehme aus- und inländische Welt und Halbwelt, hier rasen die Autos der reichen Engländer und Amerikaner, die das Land überfluten und die Hafenstadt Marseille als Zwischenstation zur Riviera gern besuchen, hier sind die Cafés, gefüllt mit reichgekleideten, eleganten Menschen.



Familienglück in Schwarz-Weiß.

Aber kaum dreißig Schritt weiter, am Hafen, liegt das Grauen, starrt das entsetzliche, das wahre Antlitz von Marseille, nur noch ein Zerrbild europäischer Kultur. Es ist ein böses Volk, das sich hier herumtreibt, das Produkt jahrzehntelanger, übler europäisch-afrikanischer Blutschande. Alles hat schwarzes Blut in den Adern, vom jüngsten Hafenlümmel bis zum ältesten Budikenbesitzer, von der jüngsten Dirne bis zur ältesten Fischverkäuferin. Freilich, ein farbenfreudiges, interessantes Bild, dieses Gewimmel auf dem Quai de la Fraternité am Hafen. Blaubejackte Hafenarbeiter mit Apachenmützen und Seidenschals, zerlumpte Bettler, dunkle Existenzen mit ihren geputzten Weibern, die grellfarbige Tücher um die Schultern und faustgroße goldene Ringe an den Ohren tragen, und feilschende Marktfrauen. Aber wohin man blickt, die typische Physiognomie der Mischlingsrasse; gedunsene gelbe Gesichter, deren Farbe oft ins Aschgraue hinüberspielt, aufgeworfene dicke Lippen, blauschwarzes Haar. Dazwischen zahlreiche reinrassige Vertreter des „anderen" Erdteils: ebenholzschwarze Senegalneger, Beduinen, die sich faul in der Sonne rekeln und den Schmutz der ganzen Welt an ihrer weiten Gewandung und Kopfumhüllung tragen, Marokkaner und Turkos in Khaki-Uniform und knallrotem Fez. Arm in Arm schlendern französische Mädchen mit ihren Negerkavalieren den Kai entlang, Arm in Arm schieben französische Soldaten mit schwarzen Matrosen. Ewige Rassenvermanschung von alters her hat hier bei den Franzosen das

(Fortsetzung siehe Seite 712.)



Hafengasse in Marseille.



Der Alte Hafen von Marseille.

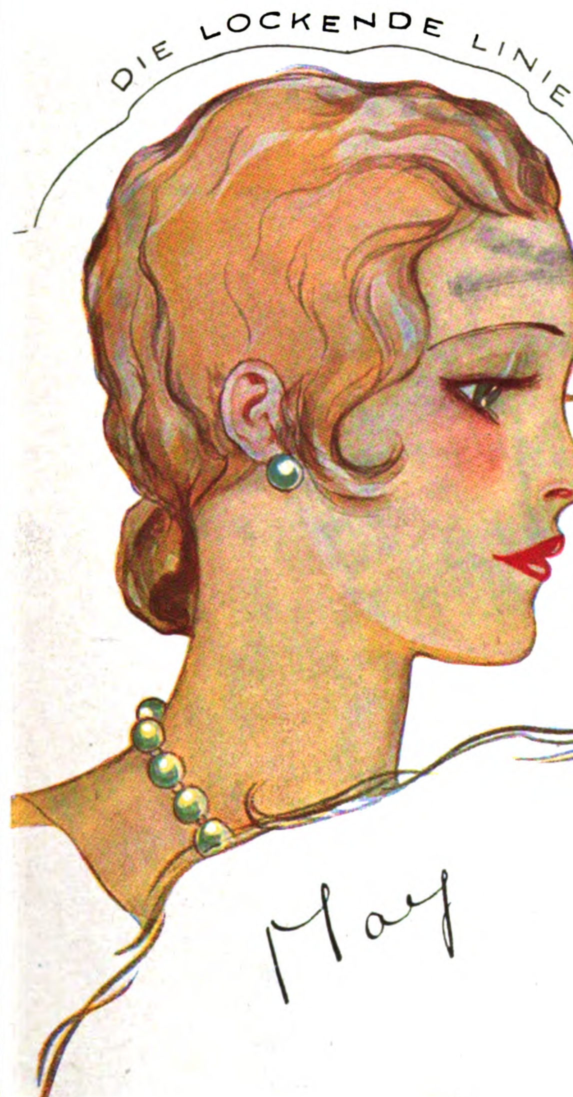


Ein Rattenfallenverkäufer.

„Werde ich gefallen? — das ist die Frage, mit der jede Frau ihr Ankleidezimmer verläßt. Noch einen letzten Blick in den Spiegel... charmant, wie das Haar des Bubenkopfes schmiegsam fällt, entzückend der geheimnisvolle Glanz und die duftige Fülle des Haares... Und dabei doch ganz leicht zu erzielen: Jede Woche eine Waschung mit Pixavon sichert den Erfolg."

PIXAVON





Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopf-Schnitte für Herbst 1927.

LINGNER-WERKE / DRESDEN

Gefühl für Rassenreinheit völlig getötet. Dazu sengt, gleißt, brennt die Sonne vom gläsernen Himmel herab mit einer irrsinnigen Glut.

Aber nur die drückende Hitze, kaum ein Sonnenstrahl, dringt in die engen Gassen am Hafen, die durch einen Baldachin schmutziger, an langen Stöcken aus den Fenstern hangender Wäschestücke verdunkelt werden. Diese Gassen am Hafen sind das Furchtbarste von Marseille. Die verrufensten Teile einer deutschen Hafenstadt sind Villenviertel im Vergleich zu jenen Gassen.

Achtstöckige Kasten, die den Namen Haus kaum verdienen — so baufällig, so verwahrlost sind sie — steigen steil empor, stehen einander so dicht gegenüber, daß der beständig flutende Menschenstrom eng zusammengepreßt wird. In den Gossen fließt ein dauernder Bach von stinkendem Spülichtwasser, das über die Füße der Passanten rieselt und die Luft unerträglich verpestet. Haufen von Fischen, Tintenfischen, Muscheln und Schnecken, die dicht neben dem Rinnsal auf Matten oder gleich am Boden vor schreienden Marktweibern ausgebreitet liegen, helfen auch nicht gerade, die Atmosphäre zu verbessern. Krüppel mit schrecklichen Verstümmelungen, verlauste Bettler und verworfenes, faul herumhockendes Gelichter bilden den dekorativen Schmuck längs der Häuserwände und an den Straßenkreuzungen. Auf kleinen wackligen Holzständen wird ein Fleisch feilgeboten, das jede Abdeckerei als unverwendbar ablehnen würde. Die Türen der Häuser sind ersetzt durch Glasperlenschnüre oder schmutzstarrende Lappen, vor denen grell geschminkte, aber schlampige Dirnen, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet, frech auf die Vorübergehenden lauern. Und während man, fest eingekeilt zwischen schwarzen, gelben und braunen Subjekten niedrigster und verdächtigster Kategorie, von dem Menschenstrom durch all diesen unsagbaren Schmutz, durch all dieses graue, schreckliche Elend unaufhaltsam weitergeschwemmt wird, sorgt eine starke Eskorte von Taschendieben und aufdringlichen Bettlern, die nicht loszuwerden sind, dafür, daß dem Fremden ja kein Sou in der Tasche bleibt. — — —

Mit überraschender Plötzlichkeit bricht die Dunkelheit herein. Um die Spelunken am Vieux Port streicht böses, lichtscheues Gesindel. Singen, Gejohle und verworrene Laute unmöglichster Sprachen dringen aus dem spärlich erhellten Innern der Kellerkneipen. Betrunkene schwarze Kanaillen lümmeln sich an den Bartischen herum, torkeln durch kleine windschiefe Türen hinaus ins Freie oder bleiben lang ausgestreckt mit stumpfsinnig-tierischem Gesichtsausdruck auf den Schwellen liegen.

Die Notre Dame de la Garde auf hohem Berge ist nur noch als verschwommener Schattenriß wahrzunehmen und der Goldglanz des Muttergottesbildes auf ihr längst erloschen. Das Eisengeflecht des mächtigen „Transporteurs", jener Schwebebahn, die am Tag unaufhaltsam die schwersten Lasten von einem Kai zum andern zu fördern hat, hängt wie das Netz einer Riesenspinne über dem dunklen Hafenbecken, aus dem die zahllosen Maste der Schiffe schwarz und drohend in den Nachthimmel stechen.

Aber kaum dreißig Schritt entfernt, auf der „Cannebière", auf der „Rue Noailles" und auf der „Rue de Rome" ist der elegante Nachtbetrieb in vollem Gange, flutet die vornehme internationale Welt. Und der feudale Fremde im Café, der in Marseille nur Station macht, um das Leben auf den Boulevards zu genießen, und dann bald wieder den Schnellzug besteigt, der ihn an das Luxusgestade der Riviera tragen soll, er ahnt nicht, daß er nur die Larve gesehen hat, die diese südfranzösische Hafenstadt trägt, die Maske kultivierten Europäertums, hinter der in Wahrheit ein ganz anderes Antlitz drohend lauert, die teuflisch-grinsende Fratze eines heidnischen Afrikas, das wahre Gesicht der unheimlichsten Stadt auf europäischem Kontinent.

Wissen und Leben

Die Ursachen der Rechtshändigkeit. Es muß eigentlich zu denken geben, daß die Organe, die im menschlichen Körper paarweise vertreten sind, stets in gleichem Grade ihre Funktionen ausüben, während bei unseren Greiforganen im großen und ganzen der rechten Hand der Vorzug gegeben wird, wenn es sich um Tätigkeiten handelt, die ein besonderes Maß von Geschicklichkeit und Kraft erfordern. Freilich wird meist die Ursache der Rechtshändigkeit vornehmlich auf Sitte und Erziehung zurückgeführt, eine Auffassung, die schon angesichts der Tatsache, daß sowohl zivilisierte Nationen als auch die auf niedrigster Kulturstufe stehenden Volksstämme Rechtshänder sind, das Problem nicht restlos erschöpft. Betrachtet man dazu Zeichnungen, Schnitzereien, Tierkopfprofile, Steinwerkzeuge u. dgl. aus den entlegensten Epochen der Geschichte, die darauf deuten, daß ihre Verfertiger sich der rechten Hand bedient haben, so muß man annehmen, daß die Rechtshändigkeit so alt ist wie die Menschheit selbst. Dafür bietet wiederum die Sprache einen schlagenden Beweis. Es kann kein bloßer Zufall sein, daß sich bei vielen Völkern mit der Benennung der linken Hand zugleich der Begriff des Unbeholfenen (die Hand, „die töricht zugreift", „die sich im Irrtum befindet"), mit der Benennung der rechten Hand dagegen der Begriff des Geschickten (die „mächtige" oder die „erfahrene" Hand) verbindet. Dieses „mächtige und erfahrene" Zugreifen der rechten Hand selbst bei unzivilisierten Stämmen hat man mit der Handhabung der Waffen in Zusammenhang zu bringen versucht. Indem der Krieger zum Beschirmen der linken Körperhälfte, insbesondere des Herzens, den Schild mit der linken Hand hielt, habe sich der Gebrauch der rechten Hand zur Führung der Waffe und dadurch die überragende Geschicklichkeit der rechten Hand allmählich von selbst ergeben. Wollte man diese Theorie gelten lassen, dann müßte man bei allen Völkern den Schild als bekannt voraussetzen, was tatsächlich nicht der Fall ist, und ferner eine Kenntnis von der Bedeutung des Herzens annehmen, die der auf niedriger Kulturstufe stehende Mensch sicherlich nicht besitzt. Entscheidend für unsere Frage war die Beobachtung, daß der Säugling bis zum siebenten oder achten Lebensmonat beide Hände ohne Unterschied betätigt, daß aber von da ab das Kind, besonders im Zustand der Erregung, der rechten Hand den Vorzug gibt. Sie widerlegte auch jene Erklärungsversuche, die die Lage des Schwerpunktes in der rechten Körperhälfte als Ursache der Rechtshändigkeit deuteten, da ja der Säugling die Rechtshändigkeit schon zu einer Zeit bekundet, in der er noch gar keine Versuche zum Aufrechtstehen oder Gehen macht. Vielmehr kommt man erst zu einer befriedigenden Lösung, wenn man die Rechtshändigkeit mit gewissen Eigentümlichkeiten der körperlichen Organisation in Zusammenhang bringt. Bekanntlich bezieht die Muskulatur der rechten Körperhälfte infolge der gekreuzten Nervenstränge ihre Nervenimpulse vom linken Großhirn und umgekehrt. Die anatomische Forschung fand nun, daß bei den meisten Menschen das linke Großhirn bedeutend besser entwickelt ist als die rechte Gehirnhälfte, und erkannte als Sitz des „Sprachzentrums" und des „Schreibzentrums" die dritte Stirnwindung und die sog. „Reilsche Insel" des linken Großhirns. Mit der Zerstörung dieses Nervenzentrums geht der betreffenden Person die Fähigkeit zu sprechen oder zu schreiben verloren. Dadurch wird zunächst verständlich, daß mit dem Erwachen des Geisteslebens des Säuglings

das Kind zur Unterstützung der Ausdrucksfähigkeit seiner ersten Sprechversuche durch Gesten die rechte Hand bevorzugt. Nun beruhen die im Gehirn sich abspielenden Nervenprozesse, die wir als Bewußtsein, Empfindung und Wille bezeichnen, auf gewissen, in den Gehirnzellen vor sich gehenden chemisch-physikalischen Veränderungen, die um so energischer ablaufen, je stärker die Nahrungszufuhr (Blut) zu den einzelnen Gehirnpartien ist. Vergleicht man in diesem Zusammenhang die Blutversorgung der beiden Gehirnhälften, so fällt es auf, daß dem linken Großhirn das Blut direkt aus dem Herzen und unter größerem Druck zuströmt als dem rechten Großhirn. Diese Tatsache ist aber gleichbedeutend mit einer wesentlich begünstigten Ernährung des linken Großhirns gegenüber dem rechten, was einem erhöhten Stoffwechsel und damit einer größeren Energie des Nervenstroms, der die rechte Körperhälfte versorgt, entspricht. Führt man das Prädominieren der rechten Hand auf die Wirksamkeit, der vom linken, reichlicher ernährten Großhirn ausgehenden Nervenströme zurück, so läßt sich andererseits die Linkshändigkeit in analoger Weise ohne Schwierigkeit erklären. Linkshänder, deren es nach der Statistik 2 bis 4 Proz. gibt, können trotz Erziehung und Unterricht niemals dazu gebracht werden, die Linkshändigkeit vollständig zu unterdrücken. Durch die in den Kulturländern von Kindesbeinen an auf den Linkshänder einwirkenden Einflüsse wird zwar die Linkshändigkeit zurückgedrängt; in der Regel wird er deshalb zum Ambidexter, d. h. er verwendet in den meisten Fällen beide Hände: die rechte zu den Verrichtungen des täglichen Lebens (Essen, Schreiben usw.), während die linke zum Zeichnen oder Werfen die geschicktere, zum Führen eines Werkzeugs oder zum Heben einer Last die kräftigere bleibt. Es mag dann noch darauf hingewiesen werden, daß bei Menschen, die unter dem Druck der Notwendigkeit Linkshänder wurden, wo etwa durch Verlust oder Lähmung die rechte Hand ihre Gebrauchsfähigkeit eingebüßt hatte, die linke Hand zu besonderer Kraft und Geschicklichkeit gelangte. In solchen Fällen, da der Nervenapparat im linken Gehirn durch einen Krankheitsprozeß in seinen Funktionen beeinträchtigt worden ist, wird im rechten Gehirn ein neues Schreibzentrum zur Entwicklung gebracht — ebenso wie sich bei dem geborenen Rechtshänder durch Erziehung und Unterricht das Schreibzentrum im linken Großhirn entwickelt. — Ehe ein abschließendes Urteil in diesem Fragenkomplex gegeben werden kann, werden die Anatomen noch zu entscheiden haben, ob bei Linkshändern stets eine bevorzugte Ausbildung der rechten Gehirnpartien nachgewiesen werden kann, und ob sich ferner die Linkshändigkeit mit den mehrfach beobachteten Unregelmäßigkeiten der arteriellen Blutversorgung des Gehirns in kausale Beziehung bringen läßt. Jedenfalls zeigt diese kurze Betrachtung, daß Linkshändigkeit nicht als Zeichen von Minderwertigkeit angesehen werden kann, denn sie ist ebenso die Folge des anatomischen Baues bestimmter Körperorgane und ebenso ein angeborenes Erbgut wie die Rechtshändigkeit.

Theo Kühlein.

Ergebnisse experimenteller Zellenforschung am „überlebenden" Gewebe. Der in Budapest tagende X. Internationale Zoologen-Kongreß befaßt sich unter anderm auch mit der Frage des künstlichen Weiterlebens abgetrennter Körpergewebe. Um einen Einblick in dieses hochinteressante Wissensgebiet zu bekommen, wollen wir einige besonders charakteristische Ergebnisse betrachten, die die experimentelle Zellenforschung in den letzten Jahren zutage gefördert hat. Sehr aufschlußreich ist z. B. die Beobachtung über Wundheilungsvorgänge am amputierten Finger von Axolotl (einer Molchart), die der russische Forscher Smirnowa in Petersburg machte. Er entfernte bei 3—6 Monate alten Axolotlen die Hand- oder Fußwurzel, trennte sodann die Finger einzeln ab und übertrug sie in Blutplasma (d. h. in Blutflüssigkeit, aus der die Blutkörperchen abzentrifugiert wurden) von Axolotlen oder Kaninchen. Nach 1—3 Tagen wurden Schnitte angefertigt und mikroskopisch untersucht. Es lag die Vermutung nahe, daß an den Amputationsstellen typische Gewebskulturen entstehen würden, daß also das freiliegende Epithel-, Knorpel-, Muskel- und Bindegewebe jedes nach seiner Art „wild" wachsen würde — strahlenartig das Bindegewebe, streifen- und zungenförmig das Epithel usw. Dies wurde aber nur in sehr seltenen Fällen beobachtet, und zwar an amputierten Gliedmaßen von Hühnern, also bei noch nicht völlig ausgereiftem Gewebe. Meist kam es zur regelrechten Wundheilung, so daß sich eine geschlossene, rings von Epithel bedeckte Bildung entwickelte. Der Heilungsprozeß am Axolotlfinger unterscheidet sich „in vitro" (d. h. im Versuchsglas) so gut wie gar nicht von einer Wundheilung im lebenden Organismus: bald nach der Operation kontrahieren sich die Wundränder, das aus den durchschnittenen Blutgefäßen stammende Blut bildet ein Gerinnsel, die am Rande der Wunde liegenden Epithelzellen verändern ihre Form, wandern als Zungen und Streifen über den Defekt und verschließen ihn innerhalb 24 Stunden. Schon 1914 hatte sich der Forscher Osowski mit diesen Fragen befaßt und deutete, da er keine Zellvermehrung fand, die Überkleidung der Wundfläche als aktive Zellwanderung. Smirnowa aber gelang es, in der abgetrennten Extremität zahlreiche in Teilung befindliche Zellen nachzuweisen — trotzdem faßt auch er die Überhäufung nicht einfach als eine rein mechanisch zu erklärende Folge der Zellvermehrung auf, sondern hält an der funktionellen Fähigkeit der Epithelzellen, sich auch in vitro an der Fläche zu bewegen, fest. — Hier handelte es sich um — teleologisch gesprochen — zweckmäßige Tätigkeit eines vom lebenden Organismus abgetrennten Gewebsverbandes (Knorpel, Muskel, Epithel und Bindegewebe), der in einer Nährflüssigkeit (hier Blutplasma) am Leben erhalten wurde. „Echte" Gewebskulturen in vitro sind dagegen Züchtungen einer einzigen Gewebsart — rein gezüchtet wurden bisher Epithelzellen, Lymphzellen (Lymphozyten) und die sog. Fibroblasten (die Bildungszellen des faserigen Bindegewebes). Solche echte Gewebskulturen können (darauf hat unter anderen Fischer in Kopenhagen nachdrücklich hingewiesen) für unbegrenzte Zeit nur in einer wachstumsfördernden Substanz gezüchtet werden, und zwar in aus embryonalen, also noch nicht vollentwickelten Geweben gewonnenem „Embryonalextrakt", der zur Protoplasmasynthese unbedingt notwendig ist. Betreffs der Frage nach der physiologischen Unabhängigkeit der Zellen ist zu betonen, daß eine Zellvermehrung in vitro nur dann erfolgt, wenn eine genügende Anzahl von Gewebszellen in protoplasmatischer Verbindung miteinander stehen. Zu überraschenden Ergebnissen führten Experimente, die Fischer mit den Zellen des Hühnersarkoms (Sarkom ist eine auch beim Menschen häufig vorkommende bösartige Bindesubstanzgeschwulst!) anstellte: diese Geschwulstzellen ließen sich nämlich auch ohne Embryonalextrakt unbegrenzt und unter Beibehaltung ihrer bösartigen Eigenschaften weiterzüchten, und sie vermehrten sich auch, im Gegensatz zu normalen Gewebszellen, wenn man sie isoliert hatte. Hier setzt denn auch das allgemein medizinische Interesse an diesen Spezialforschungen ein — denn das Krebsproblem ist ein Zellproblem (Krebs ist keine Infektionskrankheit — deshalb ist es auch unwahrscheinlich, daß man einen bakteriellen „Erreger" je finden wird!), dessen allmähliche Durchdringung vor allem durch den Fortschritt der experimentellen Zellforschung zu erhoffen ist.

S. Hupfer.

Wiedererweckte Samen. In weitgehender Weise ist die Lebensfähigkeit des Embryos, d. h. des Keimlings bei den Samenpflanzen von dem Gesundheitszustande und der Ernährung der Mutterpflanze abhängig. Auf schlecht ernährten Pflanzen sterben gewöhnlich alle Embryonen ab; Früchte mit vielen Samenanlagen beherbergen oft wenig sich normal entwickelnde Keimlinge, weil ein großer Teil, im Wettbewerb um die Nahrung in der Entwicklung gehemmt, zugrunde geht. Auch äußere Einflüsse, wie allzu große Nässe oder Trockenheit, beeinträchtigen oft ganz wesentlich die Samenbildung und demgemäß die normale Entwicklung des Keimlings. Dem Samenzüchter sind diese Erfahrungen mit nicht keimfähigen Pflanzensamen wohlbekannt. Bei Kreuzungsexperimenten nahm die Vererbungswissenschaft eine Reihe anderer Faktoren an, die die Lebensfähigkeit der Keimlinge beeinträchtigen.

Sie nannte diese Faktoren letale, ohne freilich damit eine Erklärung für die Tatsache zu geben, daß trotz erfolgter Befruchtung lebensfähige Samen nicht erzielt wurden. Demgegenüber haben nun neuere Untersuchungen dargetan, daß in vielen Fällen die Keimlinge sehr wohl lebensfähig sind, im Samen aber nicht die geeigneten Bedingungen für ihre Weiterentwicklung finden. Solche Samen erscheinen nur als keimungsunfähig. Läßt man jedoch diese Samen im Wasser quellen, präpariert alsdann die Keimlinge heraus und bringt sie in eine geeignete Nährlösung, am besten auf Agar mit Zucker und Knopscher Nährlösung, so entwickeln sich diese Keimlinge, dann in Erde versetzt, zu normalen Pflanzen. Wenn aber die Keimlinge in den noch nicht ausgereiften Samen frühzeitig absterben, so führt selbst eine Frühgeburt, d. h. ein Herausnehmen des Embryos aus noch unreifen Samen zu dem gleichen günstigen Ergebnis. Ob es aber auch Embryonen gibt, die aus inneren, in ihrer erblichen Konstitution liegenden Ursachen überhaupt lebensunfähig sind, muß die weitere experimentelle Forschung zu ergründen versuchen. Für den Züchter neuer Rassen durch Kreuzungen aus Samen, die bisher als keimungsunfähig galten, eröffnen diese experimentellen Ergebnisse neue Zuchtmethoden. Dr. Stange.

Sandkorallen-Riffe in der Nordsee. Es soll gleich vorweggenommen sein, daß es sich nicht um Korallenriffe handelt, wie sie aus der Südsee genugsam bekannt sind. Unsere Meere weisen keine solchen Kalkbauten der Anthozoa auf. In unserer Nordsee wachsen aber richtige Riffe, von „Sandkorallen“ gebaut. Gründliche Untersuchungen von Prof. R. Richter klären uns über die Natur dieser seltsamen Riffe auf, über „die selbst die Bücher der Wissenschaft kaum eine Nachricht enthalten“. Der Frankfurter Forscher fand im Süderpiep bei Büsum steilwandige, dunkelgraue Inseln, die zwar aus Sand bestehen, der aber eine festverbackene Masse bildet. Richter vergleicht diese Inseln mit einer „zusammenhängenden Wabe“; sie sehen aus wie ein „Stoppelfeld mit verwachsenen Halmröhren“. In jeder Röhre lebt ein „Sandröhrenwurm“. Es ist ein feuerroter Faden, dessen Kopfanfänge deckelartig die Mündungen der Röhren verschließen. Die Röhren sind nicht wie bei den Korallen aus Kalk, sondern aus Sand zusammengekittet. Die Würmer fangen gleichzeitig mit der Nahrung mit ihren Fühlern Sand auf, den sie mit eigenem, schnell erhärtendem Schleim verkitten. Gewöhnlich baut der Sandröhrenwurm keine solchen Riffe, sondern klebt seine Wohnröhren auf Gerölle oder Schalen anderer Tiere. Dann stehen die Röhren nicht wie Orgelpfeifen beieinander, sondern bilden Geflechte. Die Helgoländer Fischer nennen die Bauten des Sandröhrenwurms „Pümpwurm“. Sie sitzen oft auf lebenden Krabben, auf Austerschalen; die Auster geht an ihm zugrunde. Feinde des Sandröhrenwurms sind die Miesmuschel und schwimmendes Eis. Man hat beobachtet, daß der Orgelwuchs der „Sandkoralle“ gerade im Brandungsbereich sich typisch auswirkt, während bei anderen Tieren sich umgekehrte Verhältnisse finden. Wie in der Erdgeschichte genug Beispiele versteinerter Korallenbauten vorhanden sind, z. B. in den Dolomiten Südtirols, so müssen sich auch versteinerte Sandkorallenriffe erhalten haben. Zeugen fossiler Sandkorallenriffe liegen bei Neroth in der Eifel. Sie gehören den devonischen Quarziten an, die man „Pfeifenquarzite“ genannt hat. Kambrischen Alters sind die Pfeifenquarzite Schottlands. Also schon vor Hunderten von Millionen Jahren gab es in unseren Breiten Sandkorallenriffe. R. Hundt.

Neuentdeckte Kalilager der Erde. Durch den Verlust des Elsaß, wo 1904 bei Pechelbronn ein großes, aus der Tertiärzeit stammendes Kalisalzlager entdeckt worden war, ist das vor dem Kriege bestehende Kalimonopol Deutschlands durchbrochen worden. Heute teilen sich Deutschland und Frankreich in die Versorgung der Welt mit Kali, wobei durch den Kalivertrag von Lugano eine Aufteilung in der Weise erfolgt ist, daß auf Frankreich 3, auf Deutschland 7 Zehntel des Gesamtabsatzes entfallen — ein wenig gerechtes Verhältnis, da Deutschlands Kalilager zumindest 50 mal größer sind als das an Frankreich gekommene elsässische. Der außerordentlich hohe Wert des Kalis für landwirtschaftliche Düngezwecke, vor allem auch für Baumwollbau, und die immer wachsende Nachfrage haben nun aber bewirkt, daß man auch in anderen Ländern eifrig nach Kalivorkommen suchte, und verschiedentlich sind diese Nachforschungen in der Tat von Erfolg gewesen. Wenn auch in den nächsten Jahren von einer ernstlichen Bedrohung des deutsch-französischen Kalihandels noch nicht die Rede sein kann, so wird doch in immerhin absehbarer Zeit das bisherige Monopol beider Länder gebrochen sein. Schon vor dem Kriege war im nördlichen Spanien, im Ebro-Gebiet bei Suria, ein abbauwürdiges Kalivorkommen entdeckt worden, dessen Ausbeutung allerdings bisher erst in sehr geringem Umfang in Gang gekommen ist. Weiterhin ist auf afrikanischem Boden, in der italienischen Kolonie Erythräa am Roten Meer, ein kleineres Kalilager festgestellt worden. Mehrfach wurden auch aus Nordamerika Entdeckungen von Kalivorkommen gemeldet, die freilich anscheinend sämtlich zu gering zu sein scheinen, als daß eine Ausbeutung sich lohnte. Dagegen haben Studien jüngster Zeit erkennen gelehrt, daß einige schon seit langer Zeit bekannte, aber erst im Kriege als kalihaltig festgestellte Salzlager im westlichen Ural große Aussichten für die Zukunft eröffnen. Bei Solikamsk an der Kama, nördlich von Perm, finden sich, nach den Untersuchungen russischer Forscher, auf einem Gebiet von 480 qkm reiche Mengen von Kalisalzen, deren Masse bisher, allerdings nur auf Grund sehr roher Schätzungen, auf $5^1/_2$ Milliarden t Rohkali veranschlagt ist. Sollte dieser Voranschlag stimmen, so würden die russischen Kalilager drei- bis viermal größer als die elsässischen sein. Allerdings machen die schwere Zugänglichkeit der Gegend und die Rückständigkeit der Kultur in jenen Waldgebieten einen Wettbewerb auf dem Weltmarkt vorläufig nicht gut möglich, obwohl die Ausbeutung schon begonnen hat. Ein ungemein reiches Kalivorkommen stellt ferner das berühmte Tote Meer dar, jener berühmteste aller Salzseen der Erde, der bedeutend größer und auch tiefer als unser Bodensee ist, denn bei 78 km Länge und bis 17 km Breite weist das Tote Meer eine Tiefe von 399 m auf. Die Mineralschätze, die in diesem Gewässer in Gestalt von Kochsalz, Kali, Brom, Asphalt, Bitumen usw. enthalten sind, werden von amerikanischen Chemikern auf einen Gesamtwert von 5000 Milliarden (fünf Billionen!) Goldmark veranschlagt. Der Gehalt an Rohkali, in Gestalt von Kaliumchlorid, ist auf 1,3 Milliarden t im Werte von 280 Milliarden Mark errechnet worden. So überwältigend diese Zahlen klingen, so darf man doch nicht vergessen, daß mit der Feststellung und Errechnung der Werte selbst noch nicht viel gewonnen ist. Erst muß man noch eine Methode ergründen, wie man ohne allzu große Betriebskosten jene Mineralschätze mobilisieren und dem Weltmarkt zuführen kann. Und damit hat es anscheinend noch gute Weile! Die Dinge liegen ganz ähnlich wie bei der Ausbeutung des im Seetang vorkommenden Kalis, auf die man in den Vereinigten Staaten von Amerika in der Kriegs- und auch Nachkriegszeit große Hoffnungen gesetzt hatte. Als die Vereinigten Staaten durch den Krieg vom Bezug des deutschen Kalis abgeschnitten waren, das sie für ihre Baumwollplantagen dringend bedurften, gründete die Hercules Powder Co. im Jahre 1916 in Potash bei San Diego (Kalifornien) eine Seetangfabrik, in der 10000 Arbeiter beschäftigt waren und allmonatlich 24000 t Seetang verarbeitet wurden, um daraus Kali zu gewinnen. Als Notbehelf war diese Industrie lebensfähig. Sobald aber der normale Bezug von deutschem Kali wieder möglich wurde, mußte die Seetangfabrik stillgelegt werden, weil sie viel zu teuer arbeitete. Ähnlich mag es auch mit den Riesenschätzen des Toten Meeres gehen, deren Ausbeute sich wohl erst dann lohnen wird, wenn die gleichen Mineralien, die auf anderem Wege gewonnen werden, einmal knapp werden sollten. Wenn auch die Vorstellung, daß Kali allein in Deutschland (und im Elsaß) vorkommt, längst nicht mehr haltbar ist, so wird es doch noch lange Zeit dauern, ehe auf dem jetzigen Kalimarkt merkliche nationale Umwälzungen eintreten. Prof. Dr. R. Hennig.

ZUM NACHDENKEN

Scherzfrage.

Eine Flasche Wein kostet 2,50 Mk. einschließlich Flasche. Der Wein ohne Flasche kostet 2 Mk. mehr als die Flasche allein. Was kostet die Flasche ohne Wein?

Rebus.

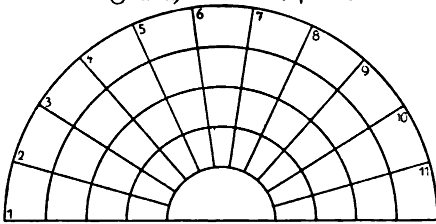
Wicht / G

Die Buchstaben:

a a a a b b b c e e c e e c
e c f g g g h i i i k k l l l n
n o o o o o p p r r r r s u z

sind derart in nebenstehenden Fächer einzusetzen, daß 11 Wörter mit einem gemeinsamen Endbuchstaben entstehen. Der Fächerrand von links nach rechts nennt einen österreichischen Dichter. Die Wörter bedeuten: 1 russischer Dichter, 2 biblische Person, 3 geographischer Begriff, 4 deutscher Maler, 5 Versammlungsort, 6 Singvogel, 7 Frucht, 8 Büchergestell, 9 Pelztier, 10 Verwandter, 11 russische Münze.

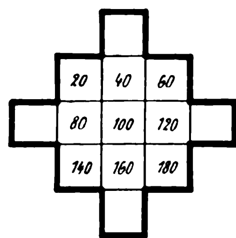
Fächerrätsel.



Kopfrätsel.

Tust du's mit „f", knurrt dir der Magen,
Tust du's mit „h", so wirst du jagen,
Tust du's mit „r", so wird's dich stärken
Zu neuer Kraft und neuen Werken.

Zahlenproblem.



Die 9 Zahlen sollen derart umgestellt werden, daß die wagerechten, senkrechten und die beiden diagonalen Reihen des Vierecks je 300 ergeben. Nachdem sind die leeren Felder mit bestimmten Zahlen zu versehen, so daß die wagerechte und die senkrechte mittelste Reihe je 400 ergeben.

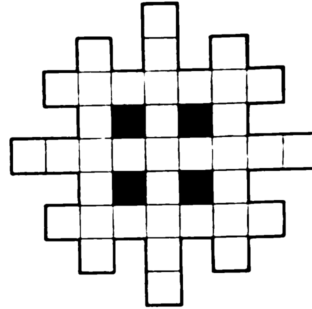
Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — be — be — bel — bis — dau — dau — del — den — do — e — e — fa — fe — gas — i — ir — land — men — na — ne — ne — nim — ra — ro — rod — sci — the — tom — ur sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1 Erzählung, 2 Lärm, 3 chemischer Begriff, 4 Gefäß, 5 Paradies, 6 Jäger, 7 Reinigungsmittel, 8 Vogel, 9 Nähwerkzeug, 10 Mädchenname, 11 Finger, 12 europäische Insel, 13 Fläche, 14 Bildhauer. — Anfangs- und Endbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen orientalischen Spruch.

Dieselben.

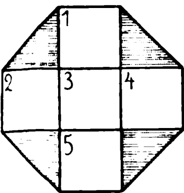
Mein Onkel, der lud sich Verwandte ein —
Glaubt mir, es ist nicht übertrieben —
Er drehte sie um, daß sie anders sei'n,
Und sind doch dieselben geblieben.

Figurenrätsel.



Die Buchstaben a a b b e e g g i i i i l n n o o o o r r r r r s s t t t t t t t t u u u sind so in die Figur einzuordnen, daß die drei senkrechten und die drei wagerechten Balken gleichlauten. Die Wörter bedeuten: 1. Räuber, 2. Oper von Verdi, 3. Fluß in Thüringen.

Silbendiamant.



1—2 Nahrungsmittel, 2—3 männlicher Vorname, 3—4 mathematische Bezeichnung, 4—5 Handwerkszeug, 1—5 Schnelligkeit, 2—5 Baum.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4314.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4312.

Silbenrätsel: 1 Andersen, 2 Regeldetri, 3 Bottich, 4 Emigrant, 5 Iltis, 6 Turandot, 7 Ilmenau, 8 Sudeten, 9 Treibjagd, 10 Lafette, 11 Ecuador, 12 Basalt, 13 Eskimo, 14 Neuwied. — „Arbeit ist Leben, Nichtstun der Tod."

Merkwürdig: Der Buchstabe „r".

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Saale, 6 Taler, 9 Nil, 10 Ulm, 11 Wal, 13 Diana, 14 Abt, 15 Leu, 17 Mai, 18 Paris, 19 Sporn, 20 Beata, 23 Stahl, 26 Inn, 27 Leo, 28 Erz, 29 Iltis, 31 Uri, 32 Ade, 33 Fee, 35 Edgar, 36 Teich; senkrecht: 1 San, 2 Ilm, 3 Skalp, 4 Lid, 5 Elias, 6 Tunis, 7 Ala, 8 Rubin, 12 Lea, 14 Aar, 16 Urban, 17 Moral, 20 Birke, 21 Enz, 22 Adler, 23 Swift, 24 Heu, 25 Lorch, 29 Ida, 30 See, 32 Aga, 34 Eid.

Zahlenrätsel:

21	20	22	18	19
17	23	20	24	16
23	18	16	19	24
19	21	23	18	19
20	18	19	21	22

Tauschrätsel: Al—**ge**—bra, Er—fa**h**—rung, Ge—bi**r**—ge, Neu—se**e**—land, Ge—sun**d**—heit, An—b**e**—tung, Ge—hei**m**—nis, Ge—bi**e**—ter, Ver—mä**h**—lung, Late**r**—ne, Er—zi**e**—hung, Ver—hän**g**—nis, Ver—tr**e**—ter, Ge—lü**b**—de, Er—m**ü**—dung, Be—leuc**h**—tung, Kase**r**—ne, Er—kenn**t**—nis. — Ehre, dem Ehre gebührt.

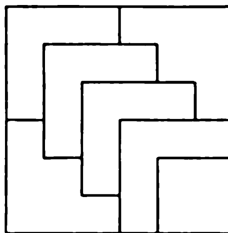
Schlüsselrätsel: Wagerecht: 1 Helene, 2 Anhalt, 3 Lauban, 4 Leiter, 5 Indien, 6 Granit; Diagonale: Elbing.

Ergänzungsrätsel: Die Mittelsilben lauten: **Sen**, **Tor**, **Ring**, **Amt**, **Stoff**, **Son**, **Er**, **Nuß**, **Band**, **Aus**, **Hut**, **Nacht**. — Straßenbahn.

Verwandlung: Meteor — Meter.

Schüttelrätsel: Kreis — Krise.

Geometrische Aufgabe:











Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI, Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier

Illustrirte Zeitung



Verlag · J. J. Weber · Leipzig

NR. 4314. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 17. NOVEMBER 1927

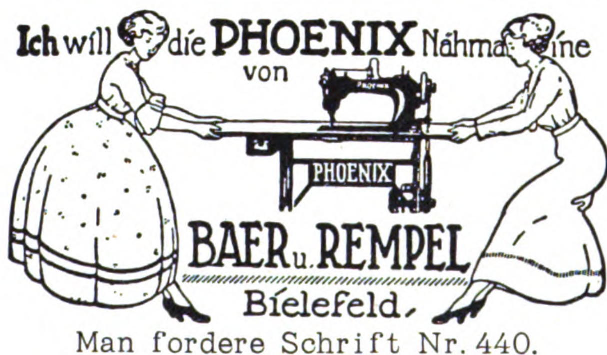


BERNDORFER BESTECKE



Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.





Gebr. Märklin & Cie., G. m. b. H., Göppingen 11 (Wttbg.)

Baukasten-Prospekt 27 L auf Verlangen gratis. Ausführl. Spielwaren- und Baukasten-Katalog in allen einschlägigen Geschäften oder direkt gegen Einsendung von RM. —.50.

Lieferung durch die Fabrik nur an Wiederverkäufer.

Trinkt täglich

Felsche KAKAO

er stärkt den Körper!



Mystik

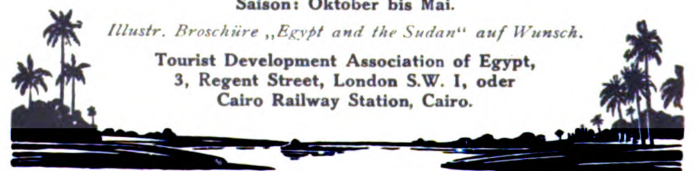
Die Sphinx ist das Sympol der Rätsel aller Zeiten, und Aegypten ist erfüllt mit Geheimnisvollem. Aber vielleicht das grösste Geheimnis Aegyptens ist, wie das Land denjenigen Kraft und Lebensmut wiedergibt, welche, überdrüssig des grauen Himmels, die Sonne suchen. In dieser klaren, trockenen Atmosphäre verschwinden menschliche Leiden gleich dem flüchtigen Schleier, welcher dem Verglühen der Sonne folgt.

AEGYPTEN

ist das Land der Geheimnisse und des modernen Lebens. Das letztere zeigt sich in dem Luxus seiner Hotels und in dem vollendeten Reisekomfort innerhalb des Landes.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustr. Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.



Illustrirte Zeitung

Nr. 4314. 169. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. **17. November 1927.**

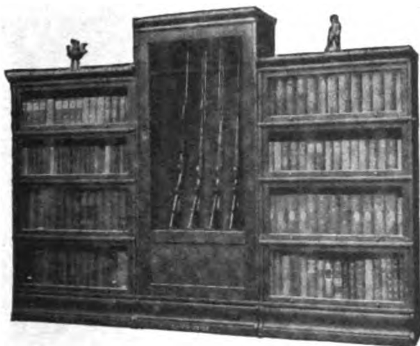
Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7 bezogen werden.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 R.-M. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Weihnachts-Anzeiger.



Mit den Büchern wächst der Schrank



(Schrank „Hubertus“ für Jäger)

UNIONZEISS-BÜCHERSCHRÄNKE

jedes Abteil für sich allein bestehend und beliebig viele zu einem einheitlich geschlossenen Ganzen zusammenwachsend, tragen dem Geiste der Architektur und des Ausbaues vollendet Rechnung

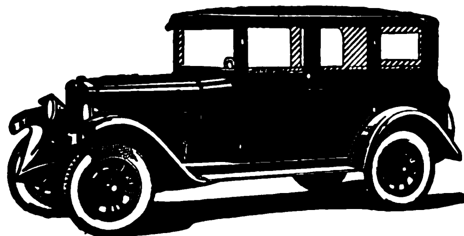
Verlangen Sie Katalog Nr 377

Heinrich Zeiss (Unionzeiss)
Frankfurt / Main

Muster-Ausstellung: Berlin SW 48 / München / Saarbrücken







Das große Sportereignis 1927

ist die ans Unmögliche grenzende Leistung der Wanderer-Wagen in der Bergfahrt auf die Hohe Wurzel bei Wiesbaden, der weitaus schwersten aller Prüfungen dieses Jahres. So kurz waren die geforderten Fahrzeiten, daß 38 von 46 Teilnehmern sie nicht einzuhalten vermochten. Spielend aber bezwangen die drei teilnehmenden Wanderer-Wagen (Fahrer: Frau Else Metz, Hessen i. Br., Herren Atmer-Berlin und Mader-Stuttgart) die schwere Prüfung, und ohne jeden Strafpunkt, in blendender Fahrt erreichten sie – als alleinige Fahrzeuge der 1½ Liter-Klasse – das Ziel. Mehr noch: die tatsächliche Fahrzeit der drei Wanderer-Wagen war erheblich besser als die Sollzeit und reichte hart an die von größeren Fahrzeugen geforderte Zeit hinan. In der Tat: ein klarer und überzeugender Beweis für die bedeutende Überlegenheit des Wanderer-Wagens, für seine überragende Bergsteigefähigkeit, seine ausgezeichneten Bremsen und sein glänzendes Anzugsvermögen.

Wanderer







SCHIMMEL



FLÜGEL ✶ PIANOS

mit der neuartigen

MUSOPHOT-Licht-Einrichtung

in allen Kulturstaaten patentiert.

WILHELM SCHIMMEL

Hof-Pianofabrik Leipzig. Gegründet 1885

Stadtverkauf: Neumarkt 35

MARSEILLE ✶ HOTEL LOUVRE & PAIX

An der Cannebière — Erstes Haus am Platze

WALDORF HOTEL

ALDWYCH, LONDON, W.C. 2

Ein Luxushotel
mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

Wir liefern zu Original-Verlegerpreisen **Bücher** aller Wissensgebiete und jeder Literatur bei einem Kredit bis zu 12 Monaten gegen Monatszahlungen von . . . . Rm. **3.–** an Die Erhebung eines Kredit- oder Teilzahlungszuschlages fällt fort. Ferner liefern wir **Bücherschränke** auch zusammensetzbare, patentamtlich geschützt. Auf Wunsch in jeder Farbe gebeizt, in tadelloser Ausführung zu gleichgünstigen Zahlungsbedingungen. Fordern Sie sofort kostenl. u. franko uns. illustr. Katalog. Auf Wunsch stehen illustr. Prosp. unserer Spezial-Abt. „Erotika“ kostenl. zu Diensten

Buchhandlung Bial & Freund, Berlin S 42

Gegründet 1864 / Postfach 436

Pflege u. erhalte deine Zähne mit dem *aus natürlichem Emser Quellsalz hergestellten und nach dem Urteil namhafter Fachgrössen* besten Mundpflegemittel



Emsolith

Verhindert Zahnsteinansatz u. damit viele Zahnkrankheiten.

Erhält die Zähne weiss und glänzend. Schmeckt frisch und angenehm und ist billig, weil sparsam im Verbrauch.

Staatl. Bade- und Brunnendirektion.

Allgemeine Notizen.

Die Technische Hochschule Dresden begeht kommendes Jahr die Feier ihres 100jährigen Bestehens. Hierfür sind die Tage vom Montag, dem 4., bis Mittwoch, dem 6. Juni 1928 (in der Woche nach dem Pfingstfest), in Aussicht genommen. An einen Empfangsabend am 4. Juni wird sich am Vormittag des kommenden Tages der Hauptfestaktus im Staatlichen Schauspielhaus, am Nachmittag ein festliches Zusammensein der Teilnehmer anschließen, während der dritte Tag (Mittwoch) Gelegenheit zur Besichtigung der wissenschaftlichen Institute der Hochschule, der Stadt Dresden und ihrer Umgebung bieten wird, um dann am Abend die Jahrhundertfeier in einem studentischen Fest ausklingen zu lassen. Bereits heute bittet die Technische Hochschule, daß ehemalige Studierende, die an der Festfeier teilzunehmen gedenken, bis zum Jahresschluß ihre Anschriften und Wünsche dem Ausschuß für die Jahrhundertfeier, Dresden-A. 24, George-Bähr-Straße 1, Zimmer Nr. 77, mitteilen. Bei der übergroßen Anzahl ehemaliger Studierender ist es leider im allgemeinen zunächst nicht möglich, deren Teilnahme an der Feier anders zu bewirken.

Der Internationale Hotelbesitzer-Verein (IHV.), die älteste, 1869 gegründete derartige Vereinigung, hat seine ständige Verwaltungsstelle im eigenen Heim in Köln am Rhein unter Leitung seines deutschen Syndikus, des rührigen Dr. Blömers; seine über 1700 Mitglieder verteilen sich über den ganzen Erdball und bilden eine für die Überbrückung der Entfernungen und der Gegensätze nicht hoch genug anzuschlagende Gemeinschaft aller gleichgerichteten Interessenten. Es ist ein nationaler Ehrentitel, daß die deutsche Hotelwirtschaft in diesem Verband so zahlreich und führend vertreten ist. Der Verband umfaßt heute 35 Nationen, einschließlich Amerika, England, Frankreich, Japan, China, Aegypten und dem Balkan. Es ist das Verdienst des für die beiden nächsten Jahre einstimmig zum ersten Präsidenten des IHV. gewählten Dr. Silenzi-Rom, durch überaus kluges und energisches Eingreifen bei Mussolini selbst auch das klassische Reiseland Italien wiedergewonnen zu haben. Der Unterstaatssekretär Bisi vom italienischen Wirtschaftsministerium, der Staatsminister Prinz Scalea (der bereits 1908 die römische Tagung des IHV. geleitet hatte) und der Vizegouverneur der Stadt Rom sprachen bei den



verschiedensten Gelegenheiten, auf dem klassischen Kapitol wie auf dem Festbankett im Excelsior, das warme Interesse der Regierung an den Bestrebungen des IHV. aus.

Der Zauber Ägyptens wirkt zwiefach: das malerische Leben der Einheimischen, seine Tempel und Gräber, seine Pyramiden und Paläste, die wechselnde Szenerie, die Eindrücke einer Winterreise durch dieses wunderbare Land, dazu das äußerst angenehme Klima, die trockene, heilsame Luft, in welcher der abgespannte Körper neue Kraft findet. Ägypten steht an der Spitze aller Erholungsstätten; seine Hotels sind Muster modernsten Luxus. Ausflüge, den Nil weit aufwärts, auf Nilbarken oder Touristendampfern, bedeuten eine Reihe von ruhevollen Tagen, voll von landschaftlicher Schönheit und Nächte gesunden Schlafes. Saison: Oktober bis Mai. Illustrierte Broschüre „Egypt and the Sudan" ist auf Wunsch erhältlich von der Tourist Development Association of Egypt, Egyptian Government offices, 3, Regent Street, London SW. I, oder von der Cairo Railway Station, Cairo.

Rundfunkstörungen durch Schiffssender. Die Deutsche Reichspost hat, um die durch den öffentlichen Seefunkverkehr an der deutschen Küste hervorgerufenen Störungen des Rundfunkempfanges zu verringern, im Lauf der letzten drei Jahre anstelle der veralteten Löschfunkensender bei den Küstenfunkstellen neuzeitlich tönende Röhrensender in Betrieb genommen. Dem Ersatz der Löschfunkensender auf den Schiffen durch tönende Röhrensender, der nur dann von Wirkung sein kann, wenn er international durchgeführt wird, stehen wegen der erheblichen Kosten zur Zeit noch große Schwierigkeiten entgegen. Um den Rundfunkempfang an der Küste weitgehend zu sichern, hat die DRP. den deutschen Schiffen im Bereich bis zu 250 Seemeilen von der deutschen Küste den Gebrauch der international häufig verwendeten Welle 450 m untersagt. Die Benutzung der international noch freigegebenen Welle 300 m ist nur bei Seenotfällen gestattet. Eine ähnliche Anordnung ist in Europa nur noch von der englischen Postverwaltung für den Küstenbereich von Großbritannien getroffen worden, in Amerika von den Vereinigten Staaten und Kanada. Es wird angestrebt, die internationale Seefunkwelle 600 m nur als Anrufwelle und für den Seenotverkehr zu verwenden. Verschiedene Wellen zwischen 600 und 800 m werden heute schon von sämtlichen deutschen Küstenfunkstellen und den meisten Borfunkstellen als Ausweichwellen benutzt.

HERMANN SCHNEIDER

Dr. phil. et Dr. med. Professor der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Leipzig.

Die Kulturleistungen der Menschheit

Erster Band.

Lex. 8°. XIV, 672 Seiten. Mit 3 Tabellen. Preis: Brosch. 27.30 RM. Geb. 30.— RM.

Der vorliegende erste Band kann auch nach und nach in 21 Lieferungen zu je 1.30 RM. bezogen werden.

Ein monumentales Werk deutscher Geschichtsforschung. Für jeden Gebildeten ein Führer durch die Kulturen der Jahrtausende.

„... Dieser Geschichtsdurchblick ... ist ein so ungeheurer Wurf, daß man ihn als künftige Grundlage aller wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung ansehen muß. Denn er hat seine Stärke nicht in werbenden Werturteilen oder persönlichen poesievollen Einfühlungen, sondern in der einfachen Kennzeichnung und logischen Aufzeichnung des Tatsächlichen und Greifbaren. Es ist die erste wirkliche Geschichte der menschlichen Kultur ...“ „Allgemeine Zeitung, Chemnitz“.

Der zweite Band, der die Völker Europas in der Neuzeit (seit 1200 nach Christi) behandelt, soll in absehbarer Zeit abgeschlossen und dann auch in Bänden und Lieferungen (voraussichtlich ab 1929) ausgegeben werden.

KARL HOLL

Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Geschichte des deutschen Lustspiels

Mit 100 Abbildungen. Geb. 13.50 RM.

„... ein wertvolles und sehr bedeutsames Werk literarhistorischer Forschung, das zugleich nach Form und Inhalt bestimmt und geeignet ist, auf alle literarisch interessierten Kreise, insbesondere auf Erzieher- und Theaterkreise zu wirken ... Man wird diesem Buch eine lange Geltungsdauer zusprechen dürfen. Ein sorgsamer Apparat (Register und Quellenangabe) macht es für jedes Studium und jeden Nachschlag brauchbar und es spricht für die moderne Grundeinstellung des Autors, wenn er sich entschloß, dem Texte hundert höchst interessante und apart ausgewählte Bildtafeln beizufügen“. „Heidelberger Tageblatt“.

HANS HEINRICH BORCHERDT

Professor an der Universität München.

Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland

Teil I: Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland. Geb. 14.50 RM.

„Ist der ernstgemeinte und weitausholende Versuch einer generellen Zusammenschau an sich schon dankenswert, so wird Borcherdts Buch rasch seine Unentbehrlichkeit dadurch nachweisen können, daß es über die selbstverständliche Sauberkeit der Darstellung und Charakterisierung hinaus auch die kulturpsychologischen Zusammenhänge zu geben wußte, die den Mutterboden des jeweiligen Dichtwerks doch erst analysieren und so die Möglichkeit präziserer Stilerfassung an die Hand geben. ... So entschlossene Zielstrebigkeit ist der Bewältigung der riesigen Stoffmasse entschieden zugute gekommen und hat uns schon mit dem ersten Teil ein Werk erbracht, daß, voll neuer Aufschlüsse, dem wissenschaftlich lange vernachlässigten Abschnitt neue Teilnahme und neue Diskussion sichert“. „Preußische Jahrbücher“.

H. A. KORF, o. Professor an der Universität Leipzig

Geist der Goethezeit

Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. — Erster Teil: Sturm und Drang. — Geb. 10.— RM. Zweiter Teil: Klassik. I. Buch: Weltanschauung. Brosch. 4.— RM.

„... Ungemein klar in Gliederung und Formulierung, reich und tief im Finden neuer Gesichtspunkte ist dieses Werk ... Es bedeutet ein Geschenk für die ganze Goethegemeinde Deutschlands und bei aller wissenschaftlich glänzenden Fundierung auch für den Laien eine leicht lesbare willkommene Lektüre“. „Heidelberger Tageblatt“.

„... zugleich historisches und systematisches Werk von monumentalem Charakter ...“ „Bund“.

Humanismus und Romantik

Die Lebensauffassung der Neuzeit und ihre Entwicklung im Zeitalter Goethes. 5 Vorträge über Literaturgeschichte. Geb. 3.20 RM.

„... die Antwort, die H. A. Korff darauf gibt, ist in dieser Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit bisher noch nie ausgesprochen worden ... Schon diesen wenigen kurzen Andeutungen ist zu entnehmen, welche entscheidende Bedeutung der an Umfang so kleinen, an tiefen Gedanken so reichen Schrift Korffs zukommt. Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden“. „Deutsche Allgemeine Zeitung“.

„... Jedenfalls handhabt Korff seine Methode mit Meisterschaft, mit einer glänzenden Gabe scharf zu formulieren ...“ „Frankf. Zeitung“.

Die Lebensidee Goethes

Geb. 6.50 RM.

„Der Reichtum einander ablösender und ergänzender Ideen scheint unerschöpflich; eine bedeutende Wahrheit reiht sich an die andere. Die ausgezeichnete Ausstattung des Buches entspricht dem hohen Werte des gediegenen Inhalts“. „Kölnische Zeitung“.

„... Der schmale Band, dem in Klarheit und Fülle der Gedanken wenig vergleichbares in der neueren Goetheliteratur zur Seite gestellt werden kann, sei allen Freunden unserer Klassik nachdrücklichst empfohlen“. „Bremer Nachrichten“.

Schloß Belvedere

Von Werner Deetjen.

Mit 20 Abbildungen. Geb. 3.— RM.

„Ein ganz reizendes Büchlein, das sich jeder Weimarfreund auf den Weihnachtstisch wünschen sollte. Prof. Deetjen erzählt zugleich sachlich und liebenswürdig; die meisten Leser, selbst gebildete Sachkenner, werden diese Bilder noch nie gesehen haben ... Hier haben sie einen Überblick über Wesen und Entwicklung dieses beliebten Ausflugsortes“. Der Türmer.

Auf Höhen Ettersburgs

Blätter der Erinnerung von Werner Deetjen.

Mit 31 Abbildungen. Geb. 3.50 RM.

Aus diesen Blättern spricht die glanzvolle Geschichte, die Ettersburg von den Zeiten Anna Amalias bis zu denen Karl Alexanders erlebt hat. Es wird hier zum ersten Male der Versuch unternommen, durch Sammlung und Verarbeitung aller vorhandenen Zeugnisse aus vergangener Zeit zu zeigen, was Ettersburg uns bedeutet.

Das Wittumspalais

der Herzogin Anna Amalia. Von Hans Wahl.

Mit 141 Abbildungen. Steif brosch. 3.— RM.

„Eifrige Archivforschung und schönes, künstlerisches Nachempfinden des Lebensstiles der Herzogin Anna Amalia befähigten Professor Wahl ... ein Bild ihres Witwensitzes entstehen zu lassen, wie sie ihn wirklich 33 Jahre bewohnte .... Viele Neuveröffentlichungen .... machen das Buch zu einer Fundgrube literarischer und künstlerischer Ergebnisse, das als Geschenk- und Erinnerungswerk überall herzliche Freude bereiten wird“. „Der Türmer“.

FRANZ NEUBERT

Goethe und sein Kreis

Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen.

Mit einer Einführung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit.

(16.—25. Tausend.) Geb. 13 RM.

„Die Einleitung erweitert sich zu einer, Biographie und Charakteristik gewandt vereinenden Gesamtübersicht von Goethes Werden; die Schlußbemerkungen ergänzen die Bilder durch eingehende zuverlässige Nachweise, ein kleines Goethe-Handbuch in alphabetischer Form. Jedem Besitzer muß die schöne Gabe zur Quelle dauernder genußreicher Belehrung werden“. „Literar. Echo“.

OTTO GÜNTTER

Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen.

Mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen.

Geb. 22.50 RM.

„Der Verlag von J. J. Weber in Leipzig hat sich durch seine ausgezeichneten Veröffentlichungen ‚Goethe und sein Kreis‘ von Franz Neubert und ‚Martin Luther‘ von Schreckenbach und Neubert große Verdienste um die deutsche Kulturgeschichte erworben. Ein ungeheures Anschauungsmaterial, von kundiger Hand sorgsam ausgewählt und musterhaft wiedergegeben, lehrt uns den Mann und sein Werk aus unmittelbarer Nähe erfassen und läßt eine Fülle von Tönen wieder erklingen, die einstmals die Zeitgenossen entzückten und die uns das gedruckte Wort verbirgt. Nun hat der gleiche Verlag das entsprechende Schillerwerk veröffentlicht ... Es wird vom deutschen Volke mit gleicher Freude aufgenommen werden wie seine Vorgänger. Aber auch die Forschung ist dankbar für das Gebotene ... So schließt sich der Schillerband seinen Vorgängern würdig an und sei unserem Leserkreise warm empfohlen“. „Hamburgischer Correspondent“.

PAUL SCHRECKENBACH und FRANZ NEUBERT

Martin Luther

Ein Bild seines Lebens und Wirkens.

Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen.

17.—26. Tausend. Geb. 13.50 RM.

„... Auf lange Zeit hinaus wird diese Sammlung von zeitgenössischen Darstellungen der wichtigsten Persönlichkeiten, von Bildern der hauptsächlichsten Lutherstätten, von Wiedergaben geschichtlicher Dokumente und bedeutsamer Handschriften, der wertvollste Bilderschatz zu Luthers Leben und Wirken sein“. „Mitteilungen der Luthergesellschaft“, Wittenberg.

GOETHESCHE WERKE MIT ILLUSTRATIONEN

Faust. Erster und zweiter Teil

Mit Bildern nach 7 Handzeichnungen von Goethe und zahlreichen Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Neubert.

Textlich nachgeprüft von Max Hecker.

2. Auflage. Geb. 6 RM.

Die Leiden des jungen Werther

Mit 71 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einer Einführung in Werther und seine Zeit von Fritz Adolf Hünich.

Textlich nachgeprüft von Max Hecker.

Geb. 4 RM.

Reineke Fuchs

Mit Illustrationen nach den 57 Radierungen von Allart van Everdingen.

Eingeleitet und herausgegeben von Johannes Hofmann.

Geb. 4 RM.

Hermann und Dorothea

Herausgegeben mit 56 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und eingeleitet von Hans Wahl.

Textlich nachgeprüft von Max Hecker.

Geb. 2.80 RM.

Das Märchen

Mit zehn farbigen Abbildungen nach Gemälden von Hermann Hendrich.

Textlich nachgeprüft und durch ein Nachwort erläutert von Max Hecker.

2. Auflage. Gebunden 3.25 RM.

Goethes Gedichte

Mit 93 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einem erläuternden Nachwort von Dr. Karl Hoppe.

Ausgewählt und textlich nachgeprüft von Max Hecker.

2 Bände. Geb. 11 50 R.-M.

J. J. Webers Klassiker-Ausgaben

Unsere Klassiker sind Leinenbände in geschmackvoller Ausführung mit Goldaufdruck und Goldkopfschnitt, auf holzfreies Papier in kräftiger Fraktur gedruckt. Die Ausgabe jedes Dichters enthält ein Bild und eine Einleitung. Jeder Klassiker ist einzeln lieferbar. Von Klassikern, die aus mehreren Bänden bestehen, werden einzelne Bände nicht abgegeben.

„... in saubersten Textgestaltung (bei unseren vielen Neudruck-Serien keine Selbstverständlichkeit!) ...“. „Hamburgischer Correspondent“.

Goethes Werke

In Auswahl herausgegeben von Professor Dr. Max Hecker und Dr. Hans Wahl. 10 Bände. 30.— RM.

Kleists Werke

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Werner Deetjen. 1 Band. 3.50 RM.

Mörikes Werke

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Band. 2.80 RM.

Schillers Werke

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 4 Bände. 12.— RM.

Hebbels Werke

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 2 Bände. 5.60 RM.

Lessings Werke

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Band. 3.— RM.

Novellen der Romantik

Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Max Hecker. 1 Band. 3.— RM.

Sturm und Drang

In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Band. 3.— RM.

Gottfried Keller, Der grüne Heinrich

Herausgegeben und mit einer Einführung in die Geschichte des deutschen Entwicklungsromans eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Band. 6.— RM.



Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7.



In dem „Le Grand Palais" in Nizza ist die Frage der Annehmlichkeiten des Eigenheims vortrefflich gelöst. Dieses auf den beherrschenden Höhen Nizzas prächtig gelegene stattliche Palasthotel allerersten Ranges hat in seinen 150 Wohnungen alles, was zur vornehmen Ausstattung einer solchen gehört: Tafelsilber, Wäsche, Porzellan sowie alle modernen Haus- und Küchengeräte. Jede Wohnung, mit Front gegen Süden, ist mit Zentralheizung, Warmwasserleitung und Telephon versehen. Neun Aufzüge, ein bequemer breiter Aufgang und ein ausgezeichnet eingerichtetes Bedienungssystem stehen den Gästen zur Verfügung; ebenso eine große Autogarage.

Das Hotel Radio, Paris, 64/65 Boulevard de Clichy eröffnete im Sommer dieses Jahres den Betrieb und ist nach kurzer Zeit eines der bekanntesten und bestempfohlenen Hotels geworden. Es vereint in sich alle die vortrefflichen Eigenschaften eines erstklassigen Palasthotels und die des bürgerlichen guten Heims: den modernsten Komfort, die glänzendste Lage, vorzüglichste Küche und recht billige Zimmerpreise von Mark 5,— bezw. Mark 7,— aufwärts. Deutsches Personal.

Illustrirte Zeitung



Im Hamburger Hafen bei St.-Pauli-Landungsbrücken.

Radierung von Hermann Kupferschmid.







Von der großen prunkvollen Hochzeit im italienischen Königshause zu Neapel am 5. November: Die Vermählungsfeier des Herzogs Amadeus von Apulien mit der Prinzessin Anna von Bourbon-Orleans: Der feierliche Zug nach der Trauung von der Basilika San Francesco di Paola nach dem Königlichen Schloß. Oben links: Das fürstliche Brautpaar im Hochzeitsstaate nach der kirchlichen Trauung auf dem Wege zum Schloß. Oben rechts: Aus dem Hochzeitszuge: Der italienische Kronprinz Humbert und die Prinzessin Marie von Belgien, deren Verlobung in nächster Zeit bevorsteht; dahinter Prinzessin Giovanna von Italien, die Braut des Königs Boris von Bulgarien, mit dem Herzog von Aosta.



V. Vuolijoki,
Finnlands neuer Gesandter für Deutschland, früher finnischer Verkehrsminister, der als Nachfolger des bisherigen Gesandten Holma auch mit der Wahrnehmung der Geschäfte in Wien betraut wurde.



Von der Enthüllung des Denkmals für den ungarischen Freiheitshelden Ludwig Kossuth vor dem Parlamentsgebäude in Budapest am 6. November: Der bekannte ungarische Politiker Graf Albert Apponyi bei seiner Ansprache am Fuße des Denkmals.



Geheimrat Dr. E. Schwartz,
Universitätsprofessor in München, der an Stelle des verstorbenen Geheimrats Prof. Max v. Gruber zum Präsidenten der bayrischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. (Phot. Wißmann, München.)

DAS ORCHESTER

VON HERMANN SCHERCHEN

Das Orchester ist eine der kostbarsten Schöpfungen menschlichen Kunstsinnes. Die Instrumente sind tote Materie; erst der Spieler belebt sie, erweckt ihren Ton. Das Orchester aber besteht aus Menschen — seine Möglichkeiten sind also kaum zu begrenzen. Hören wir eine der primitivsten Formen der Gemeinschaftskunst, wie sie im protestantischen Choralgesang besteht: die tonangebende Orgel hebt sich ab, ihr vorklingender Ton zieht die Singenden nach. Dasselbe Prinzip in kultiviertester Form vertritt der unhörbar gewordene Dirigent; mit Zeichen leitet er das Orchester, das wie unter magischer Beschwörung erklingt.

Konzertorchester in unserem Sinne existieren seit anderthalb Jahrhunderten. Ihre Anfänge bilden die Liebhaberorchester, Vereinigungen, die aus den musikalischen Übungen der Studenten hervorgegangen sind. Im Jahre 1781 wurde im Saal des Alten Zeughauses in Leipzig „das große Konzert" begründet. Während dieser ersten „Gewandhaus"-Konzerte war oft mehr Lärm als Musik zu vernehmen. Die Zuhörer schwatzten so ungeniert, daß der aufsichtführende Kaufmann während des Konzerts zuweilen mit dem Schlüssel auf das Klavier klopfen mußte, um den Spielenden Ruhe zu verschaffen. Gleiche Liebhaberkonzerte gab es in Hamburg, Dresden, in München und in Berlin. Die Leiter dieser Aufführungen waren Berufsmusiker, das Orchester aber bestand aus Amateuren. Nur für die selten gespielten Instrumente, wie das Fagott, zog man aushilfsweise Fachmusiker hinzu. Fanden damals wöchentlich drei Aufführungen mit verschiedenen Orchestern in Berlin statt, so übertraf das Londoner Konzertleben alles andere; konnte man doch hier an jedem Tag ein oder mehrere Konzerte hören. In London entstanden denn auch 1785 die ersten „Professional Concerts": Aufführungen, bei denen sich das Orchester ausschließlich aus Fachmusikern zusammensetzte. Damit war der entscheidende Schritt getan, der zu der Entwicklung des heutigen Konzertorchesters führte.

Der Berufsmusiker erlernte früher die Musik, so wie man noch heute das Handwerk erlernt. Kam für den Liebhaber ein Unterricht bei ausübenden Künstlern von allgemeinerer Bildung in Betracht, so war die „Stadtpfeife" eine handwerksmäßige Organisation mit ausschließlich erwerbsmäßigen Zielen. Der Leiter der Stadtpfeife, der Meister der Kapelle, hatte den öffentlichen Musikbedarf zu decken: Er stellte die Turmmusiken, die Tanzensembles und die Kapellen bei etwaigen städtischen Feierlichkeiten. Fand eine Hochzeit statt, so spielten die Stadtpfeifer; war wo ein Begräbnis, so gingen sie dem Zuge voraus. Dieser Meister hatte oft so wenige Kenntnisse, daß er kaum ein Instrument zu spielen vermochte. Da standen ihm dann die Gesellen zur Seite: ausgebildete und erfahrene ältere Musiker, die den eigentlichen Kern des Orchesters darstellten und die Ausbildung der Lehrlinge überwachten. Von dem künstlerischen Niveau, das auf diesen Musikschulen herrschte, geben zahlreiche Anekdoten Kunde; angefangen von jenem „Meister", der mit dem jüngsten Lehrling am Stadtturm vorbeigeht, als die Blasmusik spielt, und den Stift an seiner Seite fragt: „Was ist das für eine Tonart?", um diesem, als er aufhorchend erwidert: „C-Dur", zu drohen: „Wart' nur, ich frage gleich; aber weh dir, wenn's nicht richtig war" — bis zu jenem andern, der im Seebad die Kurkapelle leitet und den Musikern vor Beginn eines neuen Stückes zuruft: „Das ist schwer. Paßt gut auf, ich kann heute keine Zeichen geben; ich muß dieses Stück aus der Partitur dirigieren" — vom einen zum anderen ist das alles dasselbe, ein Niveau, das unwürdig wirklicher Kunstausbildung war. Und das Resultat entsprach in allem diesen Voraussetzungen: die Musiker der Stadtpfeifen waren roh und ungebildet und beherrschten oft kaum das Elementare ihres Berufs. Nur die Bläser bildeten manchmal eine Ausnahme. Die Zeit liegt noch gar nicht so weit zurück, daß die besten Trompeter und Posaunisten unserer Orchester ehemaligen Stadtpfeifen entstammten.

Die Bläserausbildung ging allmählich an unsere Militärkapellen der Vorkriegszeit über; die 12 Jahre dauernde Dienstzeit der Musiker ließ oft ausgezeichnete Instrumentalisten heranreifen. Die Streicher aber wurden Schüler der vielen überall in deutschen Städten aufblühenden Konservatorien. So wurde das Musikermaterial aufgeteilt, das früher fast ausschließlich der Stadtpfeife entstammte. Das war nur möglich durch die Verbesserung der sozialen Lage der Orchestermusiker; immer mehr waren Orchesterkonzerte der Grundstock der Musikpflege, die Musiker zu Künstlern und gesellschaftsfähig geworden.

So war die Situation in den Jahren vor dem Kriege: wessen Fähigkeiten nicht ausreichten, als Solist zu wirken, der entschied sich für eine Lehr- oder Orchestertätigkeit. Damit waren die Erwerbsmöglichkeiten des Berufs erschöpft. Die Tätigkeit als Kaffeehausmusiker nahm man nicht ernst; auch die Gagen dieser Kapellen überstiegen nicht wesentlich die der geachteteren Orchestermitglieder. Das veränderte sich, als im Verlauf ihres Studiums junge Virtuosen immer häufiger Salonorchester leiten, sich da eine hohe Einnahme schaffen und den Unterhaltungsmusikern einen besseren Ruf. Damit beginnt die gefährliche Entwicklung, die nach dem Kriege zu einer Krisis unserer Orchester führte. Ein Nachwuchs an Bläsern war nicht vorhanden, viele Militärkapellen hatte man aufgelöst. Die wenigen guten Bläser genügten nicht der großen Nachfrage, außerdem riß das valutastarke Amerika die Künstler an sich. Damals schien es, als würde in Kürze der Ruf der deutschen Orchester vernichtet sein. Da veranlaßten verantwortungsvolle Männer der Regierung gemeinsam mit dem Deutschen Musikerverband (der Berufsorganisation der Orchestermusiker) die Gründung der ersten Orchesterschule an der Berliner Hochschule für Musik. Das Unternehmen bewährte sich vorzüglich, und bald bereitete man weitere Gründungen vor, in Frankfurt a. M. und in Köln. Diese Tatsache kennzeichnet am besten die Wandlung, die sich im Laufe eines Jahrhunderts vollzogen hat: der ehemalige Stadtpfeifer wurde zum Musikhochschüler, sein Handwerk eine künstlerische Tätigkeit.

Während die äußere Stellung der Orchestermusiker sich allmählich zu künstlerischer Bedeutung erhebt, gehen die Anforderungen an sein Können einen anderen Weg. Im 18. Jahrhundert war den Mitgliedern des Orchesters eine weitgehende Selbständigkeit zugeteilt: jede Stimme mußte ausgeschmückt, mit Verzierungen und Figurationen versehen werden. Dem entsprach es, daß ein Dirigent in unserem Sinne fehlte. Der Cembalist (meistens der Komponist des Werkes) gab von seinem Instrument aus den Takt an das Orchester, den der neben ihm sitzende Konzertmeister übernahm und auf die Musiker übertrug. Die symphonische Musik verdrängt das Cembalo, ihre gesteigerte Bedeutung verlangt nach genauer Fixierung, und den Musikern werden Selbständigkeiten im Stimmenspiel verwehrt.

Ein Ereignis war es, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts Spohr und Weber zum erstenmal den Taktstock gebrauchten. Bis dahin war es Sitte gewesen, daß der Dirigent bei der Leitung das Publikum ansah. Jetzt aber beginnt mit Entschiedenheit jene Entwicklung, die den Dirigenten an die Stelle des Konzertmeisters setzt und das Orchester zu einem perfekten Mechanismus macht. Zwar sind die Forderungen der neueren Orchestermusik so weitgehend, daß nur virtuoses Können sie bezwingt; die Selbständigkeit des einzelnen aber ist verschwunden, ist völlig aufgegangen in der Persönlichkeit des Orchesterleiters.

Die Leistungen des modernen Orchestermusikers sind, wie gesagt, virtuoser Art; aber nicht nur sein Instrument muß er vollendet beherrschen, auch sein Bildungsniveau sollte der Tätigkeit entsprechen. Diese aber ist: im Laufe jedes Winters die Darstellung fast der gesamten symphonischen Literatur, d. h. der Werke Beethovens, Bruckners, Haydns, Mozarts, Brahms', Richard Strauß' — die Probleme der neueren Musik, der Arbeiten Schönbergs, Gustav Mahlers, Stravinskys und der Allerjüngsten. Eine Kunstschau, die kaum zu übersehen ist, und die geistige Kräfte ersten Ranges erfordert. Es ist fast undenkbar, daß diese Arbeit in vielen Fällen mechanisch geleistet werden kann. Das ist aber so, denn die Geisteswelt der Komponisten bleibt den Orchestermusikern meistens verschlossen. Hier versagt unsere Kunstausübung vollständig; wahrscheinlich, weil ihr Ideal veraltet ist. Schätzen wir doch am meisten den selbstherrlichen Dirigenten, dessen persönliche Leistung das Orchester verdeckt. Gelingt es, das Orchesterspiel so zu wandeln, daß jeder einzelne höchste Verantwortung trägt, daß jene geforderte Selbständigkeit der alten Musiker sich als künstlerisches Bewußtsein und individuelle Selbstentfaltung mit der mechanischen Vollendung des modernen Orchesterspiels vereinigt, dann erst wird dies herrliche Instrument-Orchester seinen ganzen Wundergehalt enthüllen. Der „Tristan", vom Musiker wissend gespielt, mit jener Strebeenergie der Stimme, die der Grund des leidenschaftlichen Wogens dieses Werkes ist, müßte als Ausdruck von explosiver Gewalt zur Wirkung kommen. Der Stilunterschied in der Wiedergabe verschiedener Werke wäre in ganz anderem Maße auszudrücken als heute, da der Dirigent vorzüglich durch technisch-mechanische Mittel der äußeren Charakterisierung die Kompositionen voneinanderscheidet.

Es ist kein Zufall, daß Arnold Schönbergs Kammersymphonie in späterer Zeit so starke Nachfolge findet. Liegt doch allen kammerorchestralen Werken das gleiche Bestreben nach höchster Belebtheit zugrunde; das aber bedeutet, auf das Orchesterspiel den Stil kammermusikalischer Selbständigkeit übertragen. Wird dies hier zunächst dadurch erreicht, daß keine Stimme des Werkes chorisch besetzt ist, daß jeder Menschenindividualität eine Musikindividualität entspricht, so gewinnen diese das eigentliche Orchester aufhebenden Werke dadurch größte Bedeutung für unser Ziel. Der Musiker ist hier schaffend, seine Intensität gibt den Ausschlag, und ohne seine künstlerische Persönlichkeit bleibt die Werkdarstellung ungenügend. So aber erst entspricht das Orchester der eigentlichen Bestimmung, wenn dieses herrliche, von jedem andern durch seine Belebtheit unterschiedene Instrument in jedem Mitglied voll persönlichen Bewußtseins und höchster künstlerischer Ausdruckskraft ist.

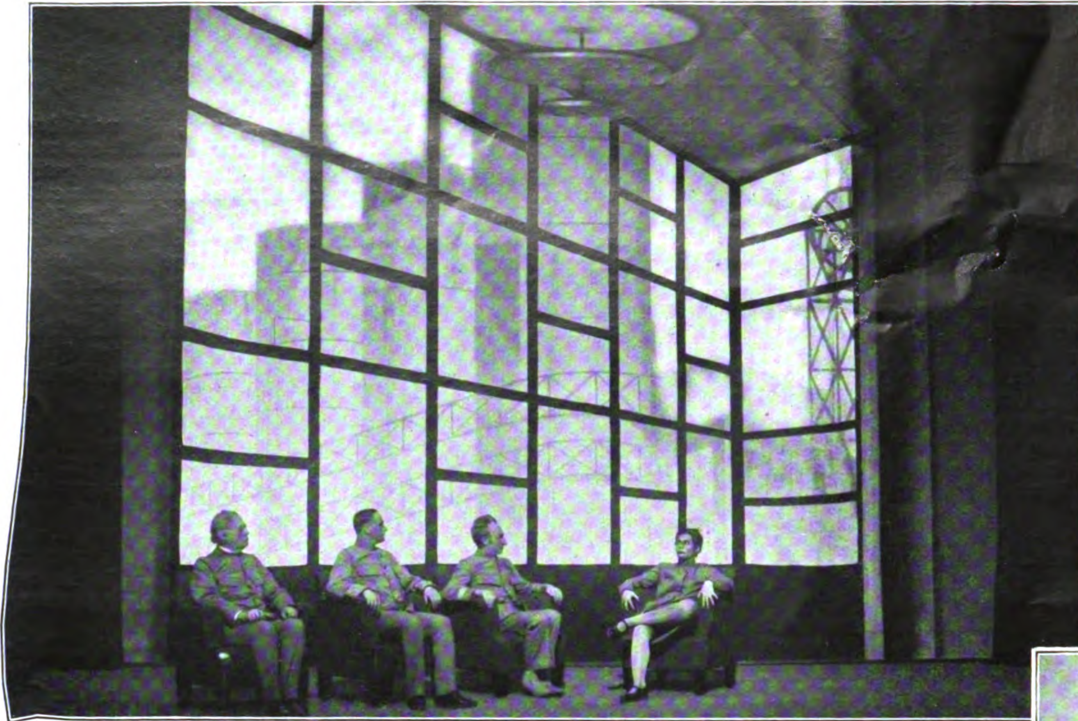
TAGESGESCHICHTE

In der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam wurde am 8. November die Trauerfeier für den Prinzen Friedrich Karl von Preußen abgehalten. Die sterblichen Überreste des am 6. April 1917 in Rouen (Frankreich) verschiedenen Kampffliegers waren am Tage vorher von dem Gefangenenfriedhof in St.-Etienne-du-Rouvray nach der Heimat übergeführt und aufgebahrt worden. Zu der Feier waren die Mitglieder der Hohenzollernfamilie fast vollständig vertreten, auch Reichspräsident v. Hindenburg und Generalfeldmarschall v. Mackensen befanden sich unter der Trauerversammlung. Über der Kirche zog ein Flieger mit schwarzen Trauerwimpeln seine Kreise und warf einen Kranz vom Ring der Flieger ab. Die Beisetzung erfolgte dann am nächsten Tage in der Familiengruft in Klein-Glienicke. Sehr weihevoll verlief auch am 7. November die Überführung der Leiche nach Nikolskoe. (Vgl. unsere Zeichnung auf der übernächsten Seite.) Der Sarg wurde von Reichswehrsoldaten aus der Bahnhofshalle in Neubabelsberg an Bord des Dampfers „Wannsee" getragen. An der Landungsstelle Pfaueninsel legte dann das Schiff an. Hier hatte eine Reihe von Abordnungen vaterländischer Verbände mit Spielleuten und Fackelträgern Aufstellung genommen. Sie begleiteten die Leiche mit dem Lied „Ich hatt' einen Kameraden" nach der Peter-Pauls-Kirche in Nikolskoe, wo der Sarg zur Trauerfeier aufgebahrt wurde. — Prinz Friedrich Karl war der Bruder des am 6. Juli beim Reitturnier in Luzern tödlich verunglückten Prinzen Sigismund, Enkel von Prinz Friedrich Karl, dem bekannten Heerführer im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, und Sohn des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen; durch seine Mutter Luise Sophie, Prinzessin zu Schleswig-Holstein, eine Schwester der verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria, war er ein Neffe Kaiser Wilhelms II. Der Prinz wurde als Rittmeister im deutschen Fliegerkorps am 21. März 1917 bei einer Notlandung in den englischen Linien schwer verwundet und erlag dann zwei Wochen später in einem englischen Feldspital seinen Verletzungen.

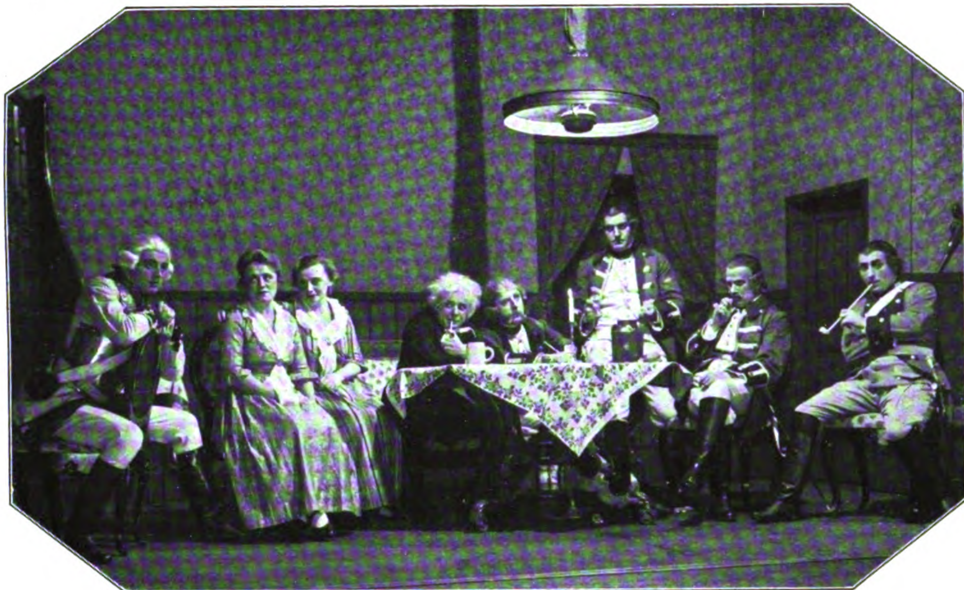
Im historischen Königsschloß Capodimonte zu Neapel fand am 5. November die Vermählung des Herzogs Amadeus von Apulien, Sohnes des Herzogs von Aosta, mit der Prinzessin Anna von Bourbon-Orleans statt, Tochter des Herzogs von Guise aus dem Hause Frankreich (Bourbon-Orleans), das Anspruch auf den französischen Thron erhebt. Im Anschluß an die Ziviltrauung wurde in der Kirche San Francesco di Paola die kirchliche Trauung vorgenommen. Als Trauzeugen der Prinzessin Anna fungierten König Alfons von Spanien und der durch den belgischen Botschafter vertretene König von Belgien, als Trauzeugen des Herzogs von Apulien der italienische Thronfolger und der Graf von Turin. Der Feierlichkeit wohnten außerdem bei: der König von Italien, alle italienischen Prinzen und Prinzessinnen sowie zahlreiche ausländische Fürstlichkeiten aus Bulgarien, Belgien, Dänemark und Österreich. Die Hochzeit wurde mit einem großen Aufwand von Prunk gefeiert; die Herzogin von Orleans trug Schmuckstücke, die einst im Besitze der Königin Marie Antoinette von Frankreich waren.

Auf dem Platz vor dem Parlamentsgebäude in Budapest, der nunmehr Kossuth-Platz heißt, wurde am 6. November das mächtige Marmordenkmal Ludwig Kossuths enthüllt. Es stellt den ungarischen Freiheitshelden, umgeben von seinen Ministerkollegen, zur Zeit des Befreiungskampfes dar. (Kossuth [1802—1894] war im Jahre 1848 im ungarischen Ministerium des Grafen Batthyány Finanzminister. Später wurde er Präsident des neuen Landesverteidigungsausschusses. Bei der Unabhängigkeitserklärung Ungarns am 14. April 1849 übernahm Kossuth den Posten eines regierenden Präsidenten. Nach dem Mißglücken dieser Bewegung ging er ins Ausland und lebte lange Zeit als Führer der ungarischen Emigranten in London und dann in Italien. So starb er auch im Exil am 20. März 1894 zu Turin; seine Leiche wurde kurz darauf nach Budapest übergeführt und dort unter großen Feierlichkeiten beigesetzt.) Bei der Denkmalsweihe hielt der greise Politiker Graf Albert Apponyi die Festrede. Außer dem Reichsverweser und den Mitgliedern der Regierung waren auch Angehörige des Hauses Habsburg, die Erzherzöge Joseph, Albrecht und Joseph Franz, zugegen.

Max Schmelings K.-o.-Sieg über Hein Domgörgen war keine Überraschung. Der Europameister im Halbschwergewicht kämpfte, auch in den Runden, in denen der deutsche Mittelgewichtsmeister Domgörgen führte, ganz überlegen. In der siebenten Runde, die schon so oft die kritische gewesen ist, mußte der Kölner Domgörgen durch einen wohlgezielten Rechten Schmelings zu Boden und wurde ausgezählt. Diesem großen Box-Ereignis, das von guten Rahmenkämpfen umgeben war, wohnten in der neueröffneten Sporthalle „Achilleion" auf dem Messe-Ausstellungsgelände in Leipzig über 8000 Zuschauer bei und jubelten dem Sieger wie auch dem anerkennenswert kämpfenden Unterlegenen begeistert zu.



Die Tragödie der häßlichen Frau: Szene aus dem Drama „Die Petroleum-Inseln" von Lion Feuchtwanger, das am 30. Oktober im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg zur Uraufführung gelangte. Ganz rechts Maria Krahn als Miß Deborah Gray, die Präsidentin der Petroleumgesellschaft auf den legendären Inseln im Stillen Ozean.



Von der Uraufführung des Schauspiels „Grenadier Felsing" von Ernst Geyer im Thalia-Theater zu Breslau am 5. November: Bühnenbild mit Lili Barnay als Frau des Grenadiers Felsing (zweite von links) und Sigurd Lohde in der Titelrolle (dritter von rechts).

Nebenstehend: Zur 500-Jahrfeier der St.-Georgs-Kirche in Nördlingen (Schwaben): Die Kirche zum Hl. Georg mit dem wuchtigen, 90 m hohen Turm, zu der am 30. November 1427 der Grundstein gelegt wurde. Ihr Turm, im Volksmund seit alters der „Daniel" genannt, beherrscht weithin die Ries-Landschaft um Nördlingen.



BÜHNENSCHAU

Ein durch seine Eigenart aus der Dramenproduktion unserer Tage herausragendes Experiment unternimmt Lion Feuchtwanger mit seinem am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg uraufgeführten Drama „Die Petroleum-Inseln". Diese erdölreichen Inseln liegen irgendwo im Stillen Ozean, und über sie herrscht die machtgierige Präsidentin einer Petroleumgesellschaft, der die Natur ein häßliches Antlitz verliehen hat. Diese Miß Deborah Gray, vom Volke die „Äffin" genannt, ist der Typus der geschäftstüchtigen Frau, die auch über ihre Gefühle volle Souveränität bewahrt, im Gegensatz zu ihrer Rivalin, Miß Charmian Peruchacha, einem Weibchen, das sich die Insel als tropisches Paradies wünscht. Einmal wird allerdings auch die Gray schwach, indem sie sich in den russischen Volkskommissar Ingram verliebt. Als Ingram ihren Weibesstolz verletzt, räumt sie ihn und ihre Nebenbuhlerin aus dem Wege und ist wieder ganz Mächtige und Siegerin. — Das aus kinomäßig aneinandergereihten Szenen bestehende Stück, in dem sich das von Feuchtwanger in dem Roman „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" gestaltete Thema wiederholt, fand einigen Beifall.

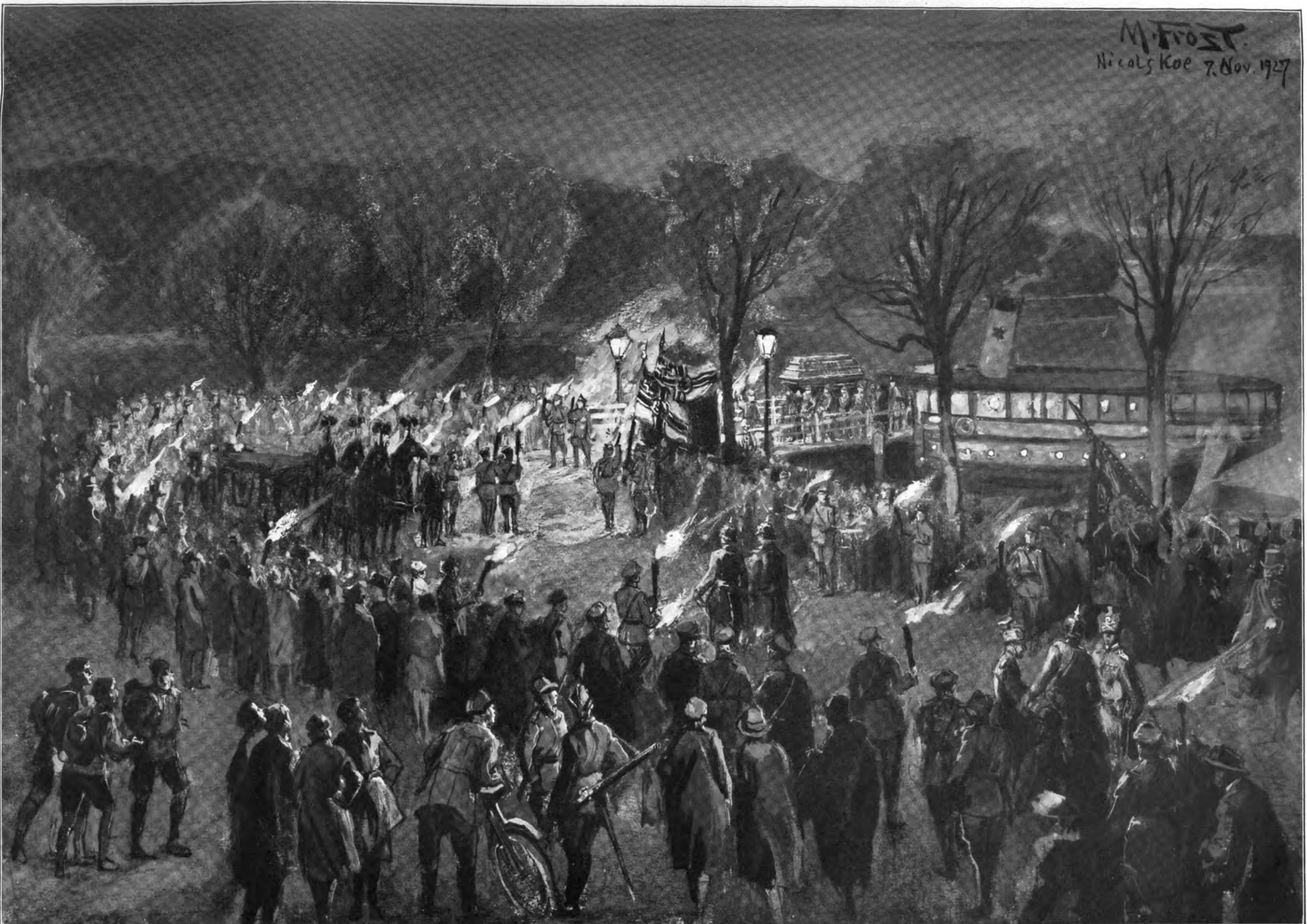
Im Breslauer Thalia-Theater stellte sich zum erstenmal als Dramatiker Ernst Geyer, seines Zeichens Arzt in Krummhübel, vor mit dem Schauspiel „Grenadier Felsing". Darin klingt die von Toller in „Hinkemann" behandelte Tragödie des im Kriege verstümmelten Mannes an. Grenadier Felsing ist in der Schlacht bei Burkersdorf (Siebenjähriger Krieg) schwer verwundet worden und muß nun fühlen, wie dadurch seine Ehe zum Unglück verurteilt ist. Als er merkt, wie seine Frau zu einem seiner Kameraden hinneigt, tötet er den glücklicheren Nebenbuhler. Die tiefe Tragik und der Ernst des Stückes übten starke Wirkung aus.





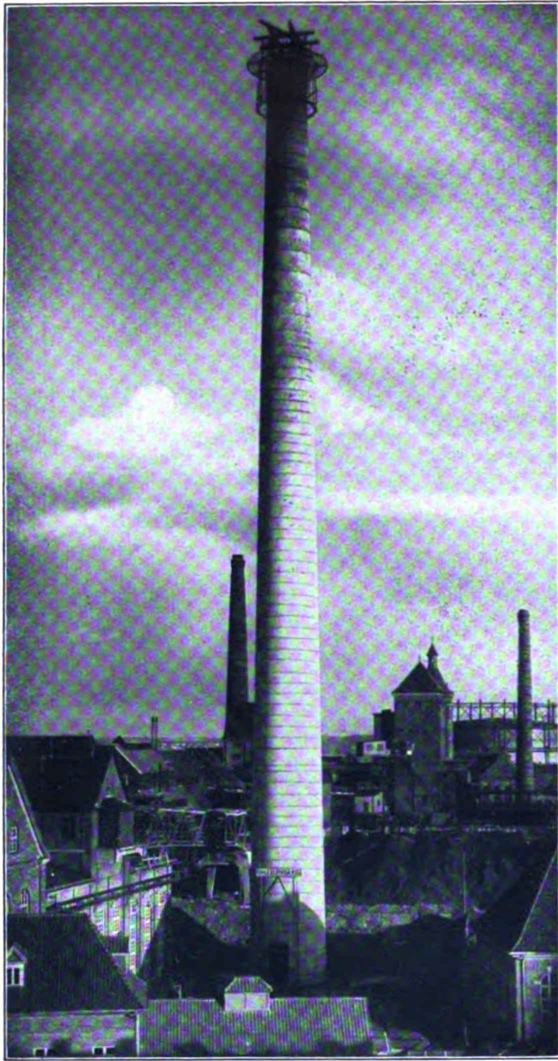
Zur feierlichen Überführung der Leiche des in Frankreich als Flieger gefallenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen nach Nikolskoe bei Potsdam am 7. November: Im Kreis: Prinz Friedrich Karl, geb. 6. April 1893, gest. 6. April 1917. (Phot. Eberth, Berlin.)

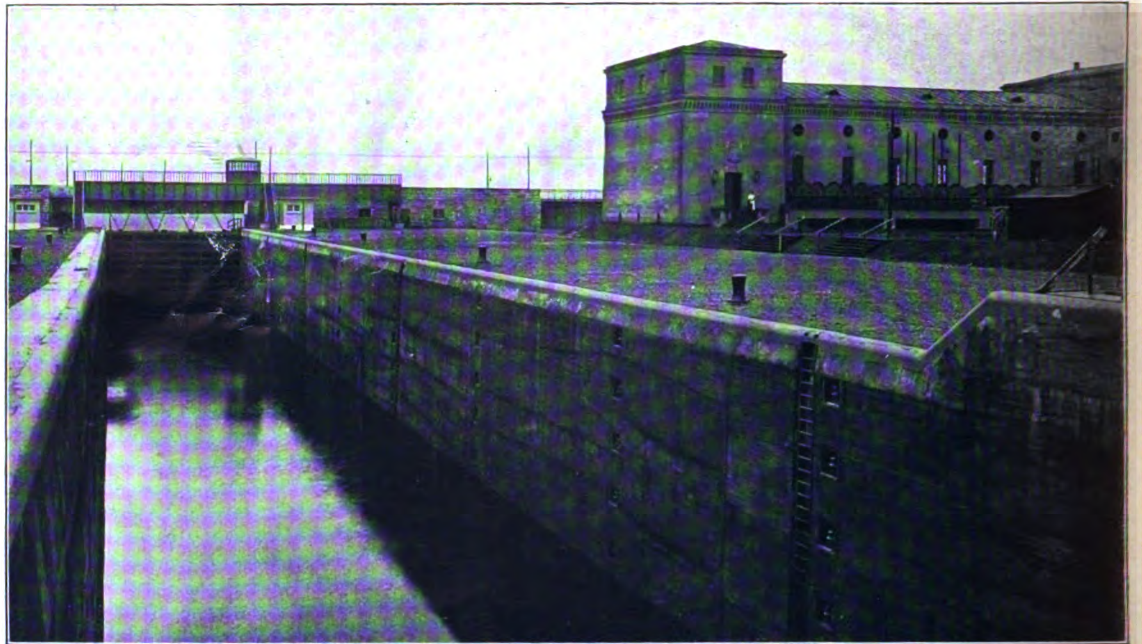
Aus den Tagen des Weltkrieges: Prinz Friedrich Karl mit seinem selbstkonstruierten Flugzeug, das er auch bei seinem letzten Flug benutzte. (Phot. A. Groß, Berlin.) — Hierzu auch die Zeichnung auf nächster Seite



Die Heimkunft der sterblichen Überreste des in Frankreich gefallenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen am 7. November: Der Sarg mit der Leiche des Prinzen wird an der Landungsstelle Pfaueninsel von Bord des Dampfers „Wannsee" an Land gebracht zur Überführung nach der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam (vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte").

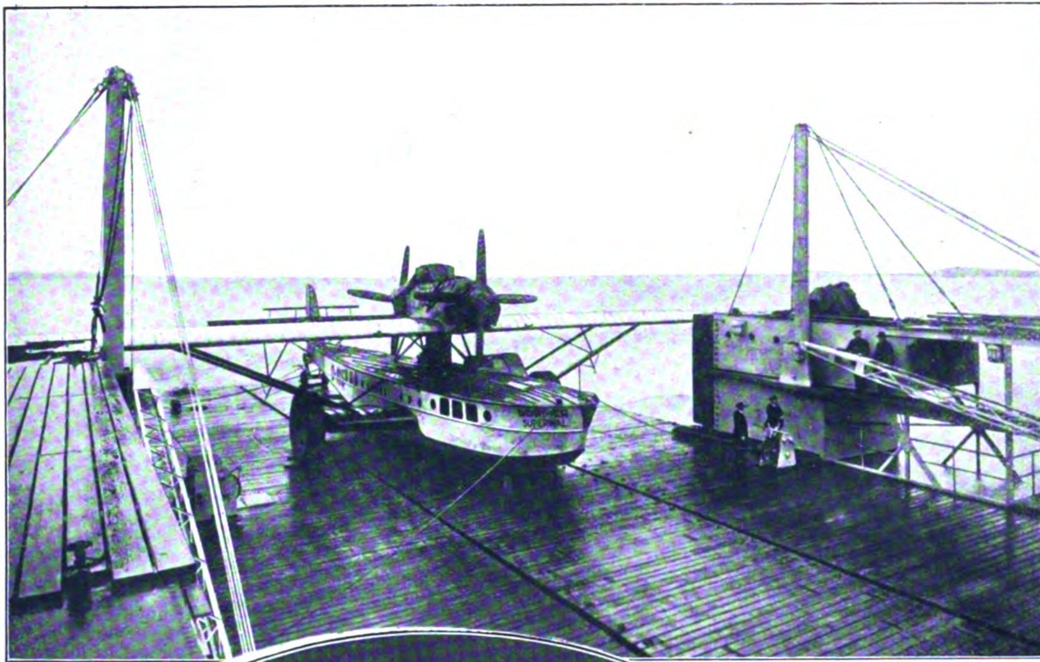
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



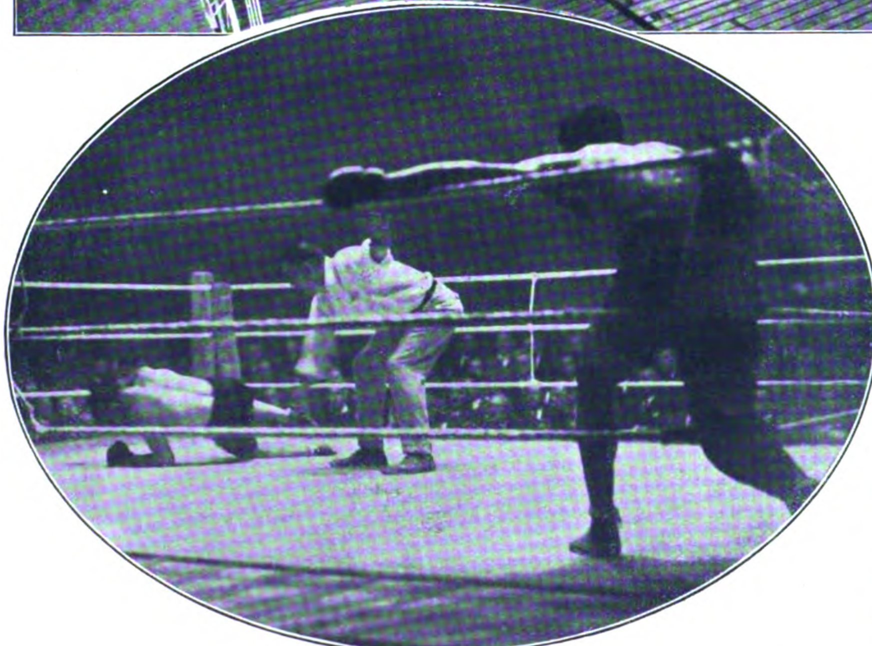


Zur Vollendung der Ruhr-Kanalisierung: Die vor kurzem eröffnete Raffelbergschleuse bei Mülheim, die die Ruhr mit dem Rhein-Herne-Kanal verbindet. Der 130 m langen und 13 m breiten Schleuse ist ein Kraftwerk angeschlossen. Links nebenstehend: Norddeutschlands höchster Schornstein: Der neue, 116 m hohe Schornstein der Überlandzentrale des Kieler Elektrizitätswerkes am Nordostsee-Kanal. Dieses erstmalig in Deutschland nach amerikanischer Bauart in Eisenbeton hergestellte Bauwerk wird die Rauchgase von etwa 38 Tonnen verbrannter Kohle (in der Stunde) abziehen. Rechts nebenstehend: Zur Silbernen Hochzeit des bekannten Violinvirtuosen Fritz Kreisler: Fritz Kreisler mit seiner Gattin, der Deutsch-Amerikanerin Harriet Kreisler, die sich in der Nachkriegszeit durch ihre Wohltätigkeit um Deutschland und Österreich große Verdienste erworben hat.





Nebenstehend: Das erste Flugzeugdock der Welt: Das von den Flender-Werken in Lübeck erbaute 100-Tonnen-Schwimmdock für Flugboote mit seinem ersten Patienten, einem Dornier-Superwal. — Unten rechts: Fußball-Tennis, eine neue Sportart, wie sie bei einem Londoner Fußballklub eingeführt wurde: Die Teilnehmer, die den Ball während des Spiels nicht auf den Boden kommen lassen dürfen, erhalten durch das „Köpfen" der Bälle eine ausgezeichnete Technik in dieser für den Fußball wichtigen Schußweise.



Vom Kampf um die Deutsche Halbschwergewichtsmeisterschaft zwischen dem Europameister seiner Klasse Max Schmeling und dem deutschen Mittelgewichtsmeister Hein Domgörgen in der kürzlich eröffneten Sporthalle „Achilleion" zu Leipzig am 7. November: Domgörgen (links) am Boden nach dem K.-o.-Schlag von seiten des Siegers Schmeling (rechts); in der Mitte Paul Samson-Körner als Ringrichter.



PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(1. Fortsetzung.)

Zwei, sagst du?" Er forschte, heiser vor Erregung. „Du erkanntest sie nicht? Auch nicht einen davon?"

„Besinn dich, Lieven! Jetzt verlangst du noch, daß ich mich auf die Physiognomien der Petersburger Lakaien kapriziere! Du bist übernächtig, mein armer Freund."

„Urteile doch selbst: Eine elende Mietskalesche und zwei Bedienstete?"

„Gewiß", lächelte sie geringschätzig. „Löse du das Rätsel!"

„Es ist gelöst."

„Und?"

„Die Diener sind verkappte Offiziere."

„Du!" schrie sie und griff hastig nach seinem Arm. „Recht hast du, natürlich — andere Erklärungen gibt es nicht! Wie Binden fällt's mir von den Augen. Und nun — wie seltsam — seh' ich auch klarer als vorhin... deutlich hellen sich die Gesichter auf. Warte, laß mich nur nachdenken. Den einen kannt' ich doch! Sein buschiger Backenbart hob sich scharf im Schneelicht ab: Pawel Duwarow... nein, nein, ganz unverkennbar. Unter Tausenden fänd' ich ihn heraus, kann mich da unmöglich täuschen. Er war's, er selber. Begreifst du das?" Sie zitterte vor Eifer.

„Duwarow?" murmelte Lieven, „des Kaisers Generaladjutant?"

Fest schmiegte sich da Dorothea Christopherowna an den Gatten:

„Geh, Lieber, nimm das Zeichen im Guten wie im Schlimmen: Warnung oder Lockung — es bleibt sich gleich... geh! Du mußt gehen!"

II.

Er kam aus den Zimmern des Zarewitsch. Sein Gesicht war bläulichrot. Die Adern traten an den Schläfen in quillenden Strängen hervor. Der Blick, auf das Geflecht des Läufers geheftet, war der eines gereizten Stieres. Schwelender Zorn wölkte auf niedriger Stirn.

Schwankend erklomm Paul die Stiege zu seinen Gemächern. Eine Fregatte, deren Steuer trunkenen Händen anvertraut ist, taumelte die geduckte, zyklopisch gedrungene Gestalt über die Korridore des Michaelpalastes und verschwand hinter einer unsichtbaren Tür, die sich geheimem Knopfdruck öffnete. — — —

„War er das?" fragte befremdet der österreichische Gesandte.

„Seine Majestät, der Zar aller Reußen, Paul I. von Rußland, unser Allergnädigster Herr, jawohl. Euer Exzellenz Scharfsinn ist bewunderungswürdig", lachte Graf Adlerberg.

Die Herren waren gerade noch rechtzeitig hinter einen Marmorkamin der oberen Galerie geflüchtet. Dem Trunkenen mochten sie nicht begegnen.

„Der Kaiser wird Sie in seiner Unpäßlichkeit kaum vermissen."

„Ja, aber schaun S' — die Audienz, Herr Graf?"

Adlerberg zuckte gleichmütig die Achseln:

„Läuft uns nicht davon. Wenn er seinen Rausch ausgekostet hat, schicke ich beizeiten Estafette. Kommen Sie — nein, nicht da hinauf. Das Säulentreppchen hinab. Glaub's schon, daß man sich im Michaelpalast verirren kann."

„Sagen S', Herr Graf, wie sind Majestät auf den Gedanken, auf... auf, verzeihen S' halt schon, die Absurdität solch kolossischen Bauwerks gekommen?"

Die Herren standen vor dem Dienstzimmer des Grafen.

„Die Frage läßt sich nicht in drei Sätzen beantworten. Interessiert Sie aber die ein wenig komplizierte Baugeschichte, mache ich mir ein Vergnügen daraus, Exzellenz ein kleines lokalgeschichtliches Privatissimum zu lesen — unter Berücksichtigung des — pst! — legendären Nimbus, der hier reichlich in Anspruch zu nehmen ist."

„Ah, da machen S' mich neigierig!"

Der Haus- und Adelsmarschall nötigte seinen Gast in einen bequemen Armstuhl.

„Sie wissen, daß dieser runde, dicke Bienenkorb, besser noch: der seltsam verwirrende, labyrinthisch verschlungene Fuchsbau erst im vergangenen Jahre vollendet worden ist?"

„Gewiß, gingen ja Wundermären umanand."

„Nun, der Zar hat den Palast aufführen lassen, da er, wie er meinte, den Befehl vom Himmel selbst empfangen hat."

„Vom Himmel selber? Ist kurios!"

„Ja. Man erzählte sich damals — es war im Frühjahr 1797 — daß ein kaiserlicher Wächter bei der Ablösung in einem Zustand der Verzückung begehrt hätte, vor den Kaiser geführt zu werden — er habe ihm große und geheime Botschaft zu überbringen. Der Wachthabende hielt den Mann, einen einfältigen Bauern aus dem Tulaer Gouvernement, für verrückt und wollte ihn kurzerhand einsperren lassen."

„Wohl wär' ihm gewesen", murmelte der Baron.

„Dem Wachthabenden oder dem Wächter?" mokierte sich Adlerberg. „Aber lassen wir das unentschieden. Der Leutnant schüttelte ärgerlich den Kopf. Kann man verstehen: Der Wunsch eines blödsinnigen Muschik, Seiner Majestät gewissermaßen einen schönen und guten Morgen zu wünschen, war ja blanker Wahnsinn, nicht wahr? Man mußte also den Narren vor sich selber schützen. Als man im Begriff war, ihn abzuführen, schrie er, ein überirdisches Leuchten im Gesicht: ‚Brüder! Brüder! Was tut ihr!' Betroffen von solch inbrünstiger Eindringlichkeit, meldete der Offizier die Sache dem Grafen Pahlen, und der unterbreitete sie schließlich dem Zaren. — Übrigens habe ich die Geschichte wortwörtlich von Pahlen. Sie können sie sich von ihm gelegentlich bestätigen lassen."

„Wär' net schlecht," verwahrte sich jovial Baron Wreden, „ist net gut Kirschen essen mit dem Generalgouverneur. Soll ein übel grandiger Herr sein, kenn' ihn eh kaum. Mit Ihnen, scheint mir, ist schon besser plauschen."

„Sie schützt doch Ihre Exterritorialität", scherzte Adlerberg. „Aber wirklich: Pahlen ist so übel nicht, werden ihn ja noch kennenlernen. — Er also meldet Seiner Majestät den Vorfall, nicht ohne anzudeuten, daß man es wahrscheinlich mit einem Idioten oder abgefeimten Schurken zu tun habe. Der Kaiser? — Reagierte auf die Warnung mit einem Grunzen. Das tut er, müssen Sie wissen, immer, wenn ihm was wider den Strich läuft, namentlich aber, wenn ihm einer mit dem schwarzen Mann droht. Mon Dieu! Wer sich, wie er, von Verrätern umgeben weiß, nimmt eben mit der Zeit seltsame Gepflogenheiten an. Hierzulande und insbesondere wir am Hofe sind, versichere ich Sie, einen merkwürdigen Umgangston mit dem hohen Herrn gewohnt... tja. Also: einer plötzlichen, dumpf witternden Eingebung folgend, gab Seine Majestät dem Pahlen einen Wink; eine Sekunde darauf führte der Graf den Soldaten herein.

Der Zar fixierte seinen sonderbaren Besucher eine Ewigkeit; mir wäre siedend heiß geworden, das dürfen Sie mir glauben. Seine Blicke sollen dem armen Teufel gleich schwarzen Pfeilen entgegengezuckt sein. Dabei spielte die Hand mit einem breiten Messer, dessen Heft aus durchscheinendem Email gearbeitet war — einem Ehrengeschenk übrigens der Gilde der Messerschmiede.

‚Sprich, Soldatchen,' lockte tückisch der Zar — wie eine Schlange, sagt Pahlen, die das Kaninchen umzüngelt — ‚wäre mir leid um dich, wenn das verirrte Seelchen nicht die Einfalt deines armseligen Knechtsgesichtes teilte. Weit ist der Weg über Tobolsk nach Irkutsk... weißt das ganz gut. Weit, immer weiter... Geschichtchen von Schnee und Kälte und Hunger klirren die Ketten meinen verlaufenen Kinderchen' — ein gräßlicher Singsang, wie Sie sich denken können — ‚klirren und verstummen auf Kadavern.'"

„Pfui Kuckuck!" Wreden schüttelte sich.

„‚Nur weiter... stärke dein Gedächtnis, Freundchen, über dem, was du mir zu sagen hast — damit du das Wörtlein Sibirien nicht vergißt. Gut mein' ich's mit dir... gut. Rede, du Stockfisch!'

Weiß Gott: eine heillose Situation für den waghalsigen Narren! Sengende Flugfeuer verkrampfter Wut brannten plötzlich auf den Wangen des Wahnsinnigen. Die argwöhnische, lauernde Freundlichkeit war in weibisches Kreischen umgeschlagen.

Was tut der Soldat — was glauben Sie wohl?

‚Väterchen! Gesalbter des Herrn!' — hebt, wie zum heiligen Osterfest der Pope das Sanktuarium, die braunen Bauernhände empor — ‚Siehe, ich bringe Gnade dir und deinem Haus. Ein Knecht bin ich, und Segen kündet dir mein Mund. Wisse, daß mir in dieser Nacht der Erzengel Michael erschienen ist. So geblendet war ich von der Fülle seines Glanzes... mein unreines Antlitz barg ich zitternd im Staube. Mit Namen rief mich der Heilige... sprach: Fedor Fedorowitsch! Bringe Botschaft deinem Herrn, dem Knecht Gottes und Zaren Paul, daß er einen Sohn haben wird, Michael soll er ihn heißen.'

Ein Keuchen quoll aus des Kaisers Brust.

‚Sprich, Bruder! Sprich!' röchelte er in jauchzendem Erschrecken. ‚Wer bist du, der mich glauben lehrt, was längst in mir erlosch? Als dein Hund will ich dir folgen... mit Gold will ich dir die Taschen füllen, frei sollst du sein und ein Herr an meiner Seite. Was offenbarte dir der Strahlende? Michael... Süßer... Kommender... Ungeborener — mein Anker wirst du sein, mein frommes Unterpfand... Fedor Fedorowitsch, Mann des Frohlockens, ich schäme mich der Tränen nicht; die Gnadenjungfrau selbst erquickte mich. Und lögst du ... ach, Lieber, zu hold wär' deine Mär, als daß man dich noch peitschen dürfte.'

Der Mensch machte eine milde, tröstliche Gebärde.

‚Glaube, du unser Vater! Vertraue, Zar Paul!' Er faßte seine Hand. ‚Mit Gottesfurcht sprenge den Zweifel, wie lebendiges Wurzelgeflecht toten Felsen bricht.'

Ein schlichter Wundertäter — seltsam und bannend. Sie lachen, Exzellenz? Nun, Pahlen verging der Spott. Ich selber gebe nichts auf komplizierte Dinge; gerader Weg bleibt immer die Vernunft. Und

Schwindel? Mystik? In diesem Falle nicht. Bestimmt nicht, die Sache hier ist höheren Ursprungs."

„Ah nein, verehrter Freind, wo denken S' hin! Ich dachte justament, der kleine Michael hat Wort g'halten."

„Der kleine? Ach so, Sie sind mir weit voraus."

„Pressiert net gar so arg, bitt' recht sehr um Vergebung — ein Scherz, ein gutgelaunter. Ja schaun S', Herr Graf, das große, das heilige Rußland liegt unserm Herrgott halt doch a weng näher als so manches andre Landel. Und nun, Sie sehn mich völlig bei der Sach'. Was, bitt' schön, tat der Zar?"

Adlerberg nahm lächelnd die Erzählung auf.

„Ich komme ohnehin zum Schluß. Der Soldat schwur Stein und Bein, daß ihm der Erzengel in jener Nacht nicht einmal, sondern dreimal erschienen sei, und dreimal habe er am Chinesischen Pavillon des Sommergartens Spruch und Verheißung vernommen. Den Befehl, an dieser Stelle einen Palast zu bauen, hat der Kaiser denn auch ohne Säumen ins Werk gesetzt, ‚damit sein und seines Kindes Ruhm hinaufwachse zu den Sternen', wie der Mann aus Tula ein bißchen vollmäulig versicherte. War wohl in so 'ner Art Ekstase. —

Das also die Vorgeschichte, die zur Grundsteinlegung des Michaelpalastes führte. Und während die Bauleute fronten, schenkte Ihre Majestät, wie Sie sich zu erinnern die Güte hatten, am 28. Januar 1798, also vor drei Jahren, einem Knaben das Leben: Michael."

„Sonderbar, höchst sonderbar", gestand der Baron.

„Ja, und vielleicht noch sonderbarer das Palais selbst. Ganz unrecht haben Sie nicht: ein wahres Monstrum seiner Art. Diesem Pauls-Labyrinth, einem vollendeten Baugeflecht mit Geheimgalerien, gewundenen unter- und oberirdischen Gängen und Schlupfwinkeln, verborgenen Türen, Pforten und Pförtchen, Treppen und Treppchen, Hallen, Rundläufen und Durchlässen könnten Sie sich unter keinen Umständen ohne zuverlässigen Führer anvertrauen. Da bedarf es schon eines jahrelang geschärften Ortssinnes, um sich leidlich auszukennen. Mir sagte mal ein kluger Mann, daß sich in diesem gigantischen Bau das steinerne Entwicklungsbild seines Schöpfers dokumentiere: der mächtige Haupteingang... die sämtliche Stockwerke verbindende, riesige Treppe — soweit ganz ordentlich; auch der junge Zar zeigte verheißende charakterliche Anlagen. Und denken Sie an die unendlich oft abzweigenden kleinen, unansehnlichen Seitengänge, die wieder im Grenzenlosen, Unentwirrbaren enden, so haben Sie, ins Menschliche übertragen, eine Verschlungenheit, die nicht mehr Anfang noch Ende kennt.

Und nun, Herr von Wreden, erweisen Sie mir nach diesem absonderlichen Vortrag die Ehre, einen kleinen Imbiß bei mir einzunehmen. Kennen Sie unsere Sakuska, unsere hübschen gaumenreizenden Sächelchen vor jeder rechtschaffenen Mahlzeit?"

„Fixlaudon no amal! Darauf brenn' ich schon lang", schnalzte der Baron. — — —

Als die Pferde anzogen, machte der Graf seinen Gast auf ein gewaltiges Steinband aufmerksam, das sich quer über die Palaisfront zog und eine aus 47 Buchstaben bestehende Bibelinschrift trug.

„Der Zufall wollte es, daß Paul gerade siebenundvierzig Jahre zählte, als er in den Michaelpalast übersiedelte. Das war vor zwei Monaten, fast auf den Tag genau."

„Hören S' auf, Herr Graf! Ganz marod machen S' mich noch mit Ihren wunderbaren Überraschungen!"

Lachend stoben sie davon.

*

Die Tür glitt ins Schloß.

Er stand auf der Schwelle. Wie festgewurzelt. Regungslos. Die Hände an die Pfosten gekrallt. Nur die mächtige Brust hob und senkte sich. Unablässig... pfeifend. Kein menschlicher — ein tierischer Blasbalg spie da berstende, rasende Flüche über verzerrte Lippen.

„Hund, gottvergessener sanftmütiger Lump! Zertreten will ich ihn, zermartern wie ekles Gewürm. Weniger als eine Kellerschabe ist er. Hohle, gleißnerische Fratze... da... da, äch" — er stieß mit der Faust ins Leere — „du Dreck! Du Aas! Nach der Krone schielt er, der schleimige Auswurf... nicht warten kann das Muttersöhnchen, bis es an die Reihe kommt... Satan! Satan!" —

Weinkrämpfe warfen ihn aufs Ruhebett. Zuckungen durchliefen den Körper. Die Fingerknöchel bohrten sich in die Augenhöhlen.

So lag er lange. Fühlte dann, wie der Sturm sich langsam sänftigte. Hob, fletschend und verängstigt, den struppigen Kopf. Mit spähendem Argwohn tastete er Türen und Wände ab. Ein Knistern im Gebälk, rieselnder Mörtel hinter Tapeten ließen ihn vor Furcht erstarren... Nichts?... Niemand, der ihn im verborgenen beschlich?

Paul richtete sich auf. Seit frühester Jugend war er von hemmungsloser Angst besessen, lebenslang eingepreßt gewesen in die Folter der Feigheit. Die Fesseln tobender Hilflosigkeit ließen ihn bei Tag Gespenster sehen. Halluzinationen zernagten ihm das Herz. Wie er es gewohnt war, seine Mutter mit zitterndem Mißtrauen zu betrachten, legte er nun zwischen sich und seine Familie den Eiswall des Argwohns.

„Unhold!" knirschte er. Der Gedanke an Alexander trieb ihm das Blut in die Augen. „Töten willst du mich, Verfluchter? Kaltmachen, wie die verbuhlte Mutter meinen Vater kaltgemacht hat? Erweckst den Anschein, als klebtest du an blöder Astronomie und Nautik. Streust listig und verschwiegen einen Wust von Blättern, Skizzen und Tabellen über deinen Tisch und stinkst nach fleißiger Verruchtheit. Dein schwacher Kopf hilft diesmal dir nicht aus der Schlinge... wir kriegen dich — und müßte ich selber dir das hochverräterische Eingeständnis mit Zangen aus dem Leibe zwicken. Verdorbener Komödiant! Läßt den Beweis vatermörderischer Gesinnung vor aller Welt offen liegen! Wozu hat man denn Schlüsselchen... Affe... äch... äch... schlechter ... äch... niederträchtiger Kerl."

Er erhob sich. Klingelte.

Maß Koutaissow mit glitzerndem Blick.

„Sie beraten den Zarewitsch bei seinen Studien... bei seiner Lektüre?" Mehr malmte sein Mund die Worte, als daß er sie sprach.

„Es gereicht mir zur höchsten Ehre, Sire."

„Ehre?"

Koutaissow wich zurück. Sah ein gedunsenes Gesicht. Über gelbes Gebiß fuhr blitzschnell die Zunge.

„Ehre?" Gleich einem Peitschenhieb gellte der Hohn. „Sie konspirieren! Wiegeln auf! Sagen Sie selbst, wie man Aufrührer ‚ehrt'!"

„Gott ist mein Zeu—"

„Ich bin Zeuge," schäumte der Kaiser, „daß Sie ein nachlässiger oder abgefeimter Schuft sind! Ich, ich selbst bezeuge es! Gott ist weit... Wollt ihr den auch mit euren eidbrüchigen Mäulern begeifern? Aber ich... ich..." Die Stimme überschlug sich.

„Majestät!"

„Schweig! Hund!... Hunde, ihr alle", heulte er, rasend vor Zorn. „Glaubt ihr, ich käme euch nicht auf eure Schliche? Sollen die Ahnenbilder der Romanows immer nur mit Blut gemalt werden? Oder hat es nichts zu bedeuten, wenn man sich, Seine Kaiserliche Hoheit und sein sauberer Berater, hinter verschlossenen Türen mit Tyrannenmord beschäftigt? — ‚Tragödie von Cäsars Tod' — du kennst den Schmöker ganz gut... Willst du's leugnen? Hast ihn dem Laffen vielleicht in die Hände gespielt? Nein? Dann hättest du's verhindern müssen. Das," er hieb dem Erschreckten beide Fäuste ins Gesicht, „kaue daran! Verrecke an deiner meineidigen Ergebenheit!"

Koutaissow klirrte gegen das Kamingitter. Sein Gesicht war aschfahl und verzerrt. Wie im Fieberfrost bebten die Glieder. Sein Herz tat rasende Schläge. Sollte er diesen tollen Hund da erwürgen? Schatten trübten den Blick. Gemach — nicht er war zum Werkzeug der Vergeltung bestimmt. Aber jener würde seinem Schicksal nicht entgehen. Niemand weiß um Zeit und Stunde seines Todes. Auch du nicht, Zar Paul!

Eisern hatte sich der General in der Gewalt. Und eisern war die Maske, die er seinem Herrn zuwandte.

„Sire," sagte er starr, „Sie beanspruchen das Vorrecht des Starken der Kreatur gegenüber. Gut. Ich trage die Schläge nicht als brennende Scham aus diesem Zimmer, denn ich habe vielfältigen Beweis für Ihre Güte. Aber daß Sie mich ins Herz trafen... das... daran könnte ich sterben."

Der Zar hatte kaum recht hingehört. „Lalala" machte er und drückte damit grenzenlose Gleichgültigkeit aus.

Seine lodernde Wut war zu einem kranken Flämmchen zusammengefallen.

Von einem hölzernen Gestell, das eine bescheidene Handbücherei enthielt, nahm er die „Geschichte Peters des Großen". Es schien, als habe er den Auftritt wieder vergessen. Während er in dem Bande blätterte, brummte und sang er dumpf und gaumig, in einer Art barbarischen Behagens, vor sich hin. Ein Soldatenlied. Die Kosaken hatten es aufgebracht. Auf und ab torkelte die rostige Stimme:

„Beim frohen Schmaus die Sporen klirr'n.
Was zahlt ihr? — fragt die schöne Dirn.
Der Preuße gibt den Taler her,
Der Pole einen Gulden schwer —
Der Sohn der Steppe aber spricht:
Kosaken trink'n, doch zahl'n sie nicht...

... trink'n, doch zahl'n sie nicht", lallte er und wiegte den quadratischen Schädel. „Sagen Sie selbst, Wladimir Wladimirowitsch, ob es Menschen gibt, die auch Blut trinken? Vampire... Nachtgespenster meine ich nicht... so Leute meinetwegen, wie Sie und Ihresgleichen... Haben Sie schon Menschenblut getrunken, Wladimir Wladimirowitsch? Äch" — er machte, ohne jenem Gelegenheit zur Antwort zu lassen, die Gebärde des Abscheues — „wie ihr lügt... wie ihr alle lügt!"

Seite für Seite umschlagend, setzte er den wüsten Gesang fort. Sadistisches Grinsen machte seine unschönen Züge noch abstoßender.

„Kosaken, meine Kosakchen... brave Burschen... tapfer und schneidig, trinken, was geb' ich dir, was gibst du mir? weißen Täubchen das rote sanfte Blut aus der Brust..." Wie Streicheln klang das Murmeln. In glotzendes Träumen sank der Trunkene.

Koutaissow stand steinern. Keine Muskel regte sich. Das da... war... entsetzlich. Wie lange er so verharrte — er wußte es nicht. Bis ihn die furchtbaren Augen trafen.

„Was starrst du, Mensch? Brauche keine Gaffer."

Grübelnd tastete er nach der Stirn. Was wollte er doch? Sein Kopf gab nichts mehr her. Der Blick fiel auf das Buch.

Und wieder befeuchtete er den Finger, emsig... von peitschender Hast angetrieben... bis er die Stelle gefunden hatte, die vom Tod des Zarewitsch, Sohnes und Erben Peters handelte: Alexeis, der auf Befehl des kaiserlichen Vaters ermordet wurde.



Wilhelm Hauff und die Gestalten seiner Dichtungen. Zeichnung von R. Duschek.

Existenz so, daß die dreijährige Verlobung im Februar 1827 zur Heirat führt. Ein Leben des Glücks und Erfolgs breitet sich vor Hauff aus. Der Plan zu einem großen Andreas-Hofer-Roman führt ihn im Sommer nach Tirol. Aber ehe er ans Werk gehen kann, wirft ihn Krankheit, wahrscheinlich Grippe, nieder; er sieht zwar noch seine am 10. November geborene Tochter, am 18., einem Sonntag, ist er aber dem Todesstreich erlegen, wissend nach eigenem Worte: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen unsterblichen Geist."

Das deutsche Volk hat, wenn man nach der Einrichtung der „Klassiker"bibliotheken urteilt, Hauff zu seinen Klassikern erhoben. Die Liebe hebt ihn hier zu hoch. Zu den urschöpferischen Geistern hat er nie gehört. Er war der reichbegabte Erzähler, der zwischen zwei Generationen steht: hier die Romantik, deren geistiges Wesen seine Innerlichkeit bejahte, und deren Farbfülle seine Phantasie befriedigte, dort der aufkommende Realismus, dem beginnende Erfahrung und scharfer Verstand zustrebten. Romantisch-realistisch ist darum auch seine Erzählerart, just in der rechten Mischung für die gute Volksdichtung. Kein Wunder also, daß aus seinen wenigen Liedern zwei, nämlich „Morgenrot, Morgenrot" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht", zu namenlosen Volksliedern wurden, daß sein historischer Volksroman „Lichtenstein", an Walter Scott geschult, ein Volksbuch wurde, daß seine Märchen unvergeßlich im Herzen der deutschen Jugend jeder Generation wie Grimms Volksmärchen leben. Kein Wunder drum auch, daß seine Novellen, wie das „Bild des Kaisers" oder der „Jud Süß", sein „Mann im Monde" oder die „Memoiren des Satans", ja selbst sein wundervolles, reifstes Werk, die mit launenhaftem Humor und schwungvoller Phantastik erfüllten „Phantasien im Bremer Ratskeller", denen Max Slevogt jetzt in Bremen das bildnerische Denkmal setzte, zu verblassen beginnen: Nicht die Gewalt des Dichtertums ist hier das Zwingende, sondern Hauff überwältigt dort, wo er Stimme der deutschen Volksseele in ihrer romantisch-realistischen Mischung ist. Darum liebt ihn auch das Volk immer neu: es feiert sich in ihm, und wir feiern in Wilhelm Hauff unser Volk. Ein schöneres Denkmal kann sich schließlich kaum ein Dichter denken, dem nur drei Schaffensjahre vom Schicksal vergönnt waren.

PICASSO-AUSSTELLUNG IN DER GALERIE FLECHTHEIM, BERLIN

ERINNERUNGEN AN EINEN BESUCH BEI PABLO PICASSO. VON DR. ALFRED KUHN

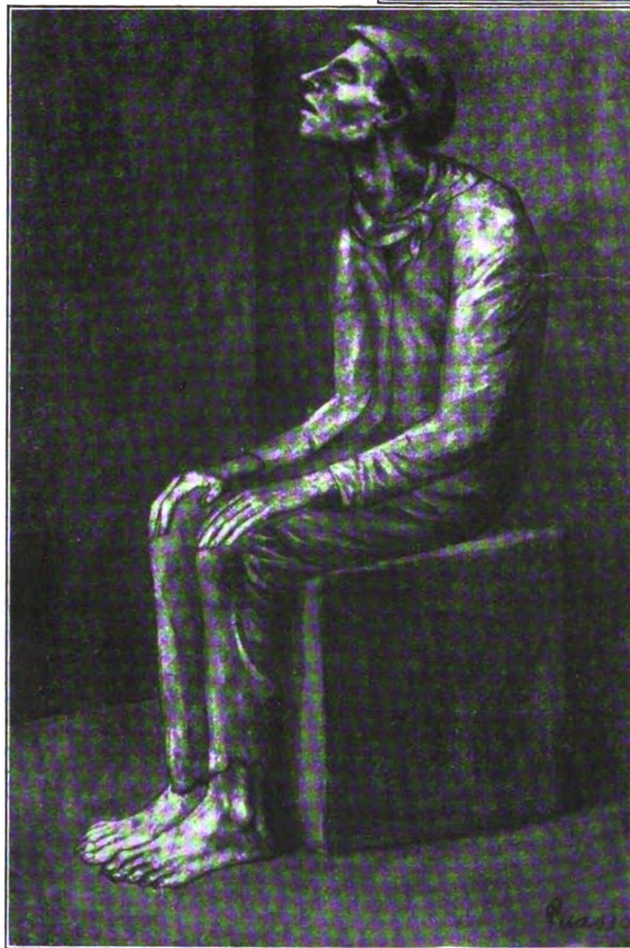
Es war während der schlimmsten Zeit der Ruhrkampagne, als ich auf einer Reise nach Spanien mich ein paar Wochen in Paris aufhielt, um festzustellen, was von all dem wahr und falsch sei, was eilfertige Berichterstatter von der neuen französischen Kunst gemeldet. Mehrere Maler und Bildhauer hatte ich schon besucht. Noch fehlte Picasso. Der deutsch-französische Kunsthändler, an den ich mich wandte, schüttelte bedenklich den Kopf. „Schwer, schwer! Sie wissen, jetzt kommen tagtäglich die Fremden, die Amerikaner besonders. Sie alle wollen Picasso sehen. Picasso ist sehr einfach und läßt sich nicht sprechen, im übrigen hat er auch so viel zu arbeiten.“ Was sollte man da machen? Moderne französische Kunst ohne Picasso, das ging nicht. Am Ende setzte ich es durch. Das war nun eine ganz andere Angelegenheit. In der elegantesten Gegend, in der Rue de la Boëtie eine ganze Etage, Fahrstuhl, großes Stucco-Vestibül mit Spiegeln und tiefen Teppichen: Die Sache setzte schon mit einem bezeichnenden Akkord ein. Ein kleiner Mann mit dichtem, in die Stirn gekämmtem, blauschwarzem Haar kam mir entgegen, nachdem ich die übliche Frist im Empfangszimmer gewartet hatte. Der erste Eindruck war: der unverkennbare Spanier. Als er den Mund auftat und redete, bestätigte sich das ohnehin. Es war das harte Französisch, das die Spanier sprechen. „Ja, ich bin aus Malaga,“ sagte er, „und ist es nicht eigentümlich, daß auch Juán Gris Spanier ist? Maillol ist Katalane! Na, wir haben ja auch allerhand in der Vergangenheit geleistet.“ — „Sie sind aber fast ein Franzose geworden, Herr Picasso.“ — „Das kann man nicht behaupten. Die Leute sagen wohl immer, meine Kunst sei echt französisch, aber sie ist doch nur meridional oder, wenn sie wollen, romanisch. Muß sie das am Ende nicht sein? Man malt im Süden notwendigerweise anders als im Norden. Schon das Sonnenlicht! Haben Sie einmal beobachtet, wie eine Mauer im Süden aussieht, auf der die Sonne liegt, und im Norden? Dinge, die man überhaupt gar nicht vergleichen kann. Auch die Gegenstände modellieren sich im Süden ganz anders. Ein Haus steht in Südfrankreich oder bei uns in Spanien wie ein Würfel vor dem hellen Himmel, es ist ganz plastisch, kubisch modelliert. Im Norden lösen sich die Konturen auf; die feuchte Atmosphäre — ich denke da besonders an England — macht alle Übergänge weicher, die Töne fließen ineinander hinein. Nicht umsonst hat England einen Turner oder einen Whistler hervorgebracht und Frankreich einen Poussin. Sehen Sie unsere spanischen Maler an, beispielsweise den Morales, wie hart bei ihm alles modelliert ist, wie plastisch tastbar Fläche neben Fläche steht. Sie finden das in der ganzen nordischen Kunst nicht.“ Ich wollte ihm darauf nicht erwidern, daß auch die alten deutschen Maler sehr tastbar und scharf modelliert haben; denn das war im Grunde eine kunsthistorische Angelegenheit, und gefühlsmäßig hatte er bestimmt recht. „Ja,“ antwortete ich, „da reden die Leute immer von der Internationalität der Kunst, und in der Nähe betrachtet, ist doch eine jede nur eine Pflanze, gewachsen auf dem Boden des Landes, das sie hervorgebracht.“ —

„Sehen Sie,“ fuhr Picasso fort, „das sind nun neue Bilder von mir.“ Er wies auf den großen Harlekino hin, der auf einer Staffelei im Atelier stand. Die Leute sagen, ich male jetzt wie Ingres. Welch ein Unsinn! Was ich mache, ist genau dasselbe, was ich die ganze Zeit getan habe, das heißt Bilder, die nicht Imitationen der Natur sind, Abschriften des visuellen Eindrucks, Impressionen, sondern wirkliche Bilder, also Kompositionen. Wenn ich hier unten ein Rot hinsetze mit einem Blau und einem Gelb und halte sie da oben im Gleichgewicht, wenn ich hier eine Linie herüberführe, die gestützt wird durch eine andere da drüben, so ist es vollständig egal, ob ich das ‚abstrakt‘ tue oder an einem Objekt der Erscheinungswelt. Sie sehen, nicht umsonst habe ich immer diese Harlekins gemalt, mit ihren quadrierten, buntwürfeligen Kostümen; sie gaben mir die Gelegenheit, reiner als woanders meine Gedanken über Komposition zu verwirklichen. Gewiß, zwischen meiner frühen Periode, ‚den blauen Harlekins‘, und den jetzigen ist ein sehr großer Unterschied. Ich bin sehr langsam zur Klarheit vorgedrungen, aber daß ich von vornherein das Gefühl des Romanen für die große Linie, für die bewußte Komposition gehabt habe, werden Sie mir nicht leugnen können, wenn Sie meine frühen Bilder vom Anfang unseres Jahrhunderts sich betrachten: etwa die ‚Armen am Meeresufer‘, 1904, oder den ‚Knaben mit dem Pferd‘, um etwa diese zu nennen. Ein paar Jahre später habe ich dann das Problem in seiner vollen Reinheit gesehen, und ich habe nicht ruhen wollen, bis ich es ganz scharf gefaßt und mit aller Unnachsichtlichkeit mir demonstriert. Nun bin ich so weit. Damit ist nicht gesagt, daß die ‚kubistische Periode‘ ein für allemal vorüber sei, ich werde immer wieder diese strengen Aufgaben mir stellen. Der Maler braucht das genau so wie der Klavierspieler seine Fingerübungen und der Komponist seinen Kontrapunkt.“

Was konnte ich Besseres tun, als zu Abbildungen, die Picassos Schaffen zeigen, hier Worte von ihm als Interpretation beizufügen?



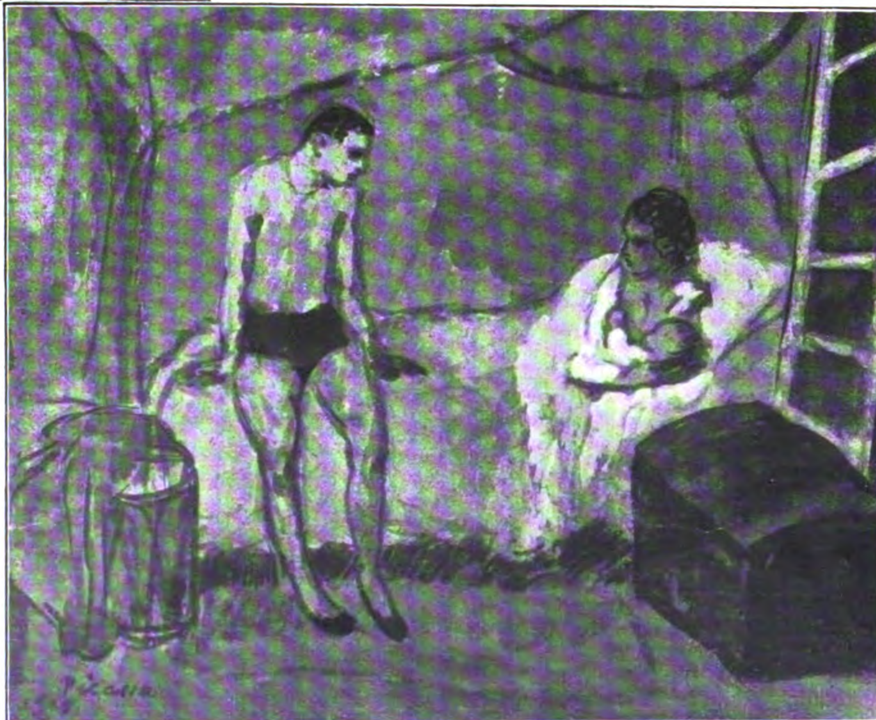
Ballettänzerinnen. Guasch, 1901.



Der Blinde. Guasch, 1905. (Sammlung Schüler, Bochum.)

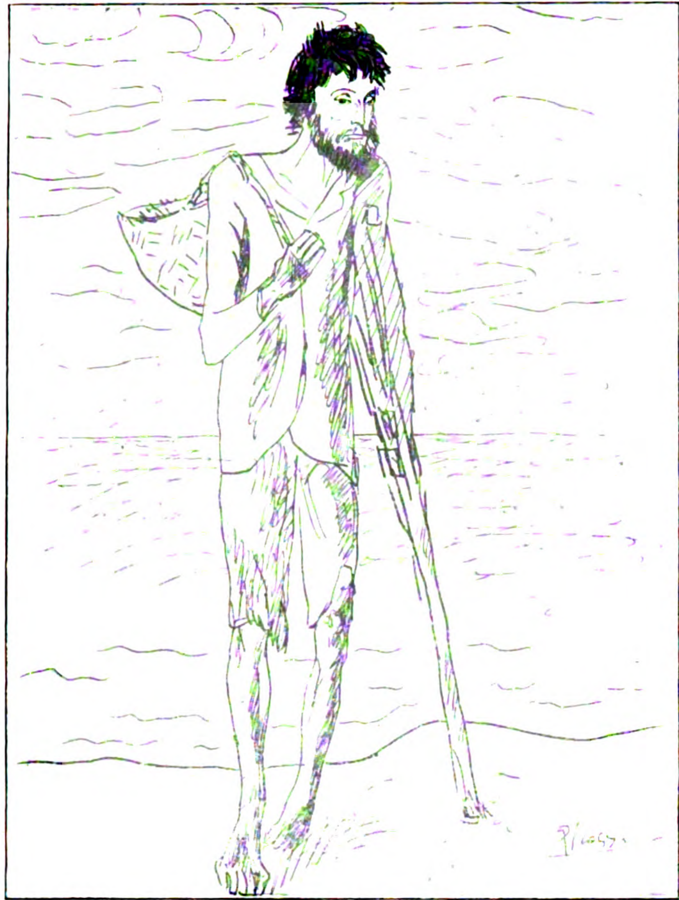


Apachenmahl. Radierung, 1905.

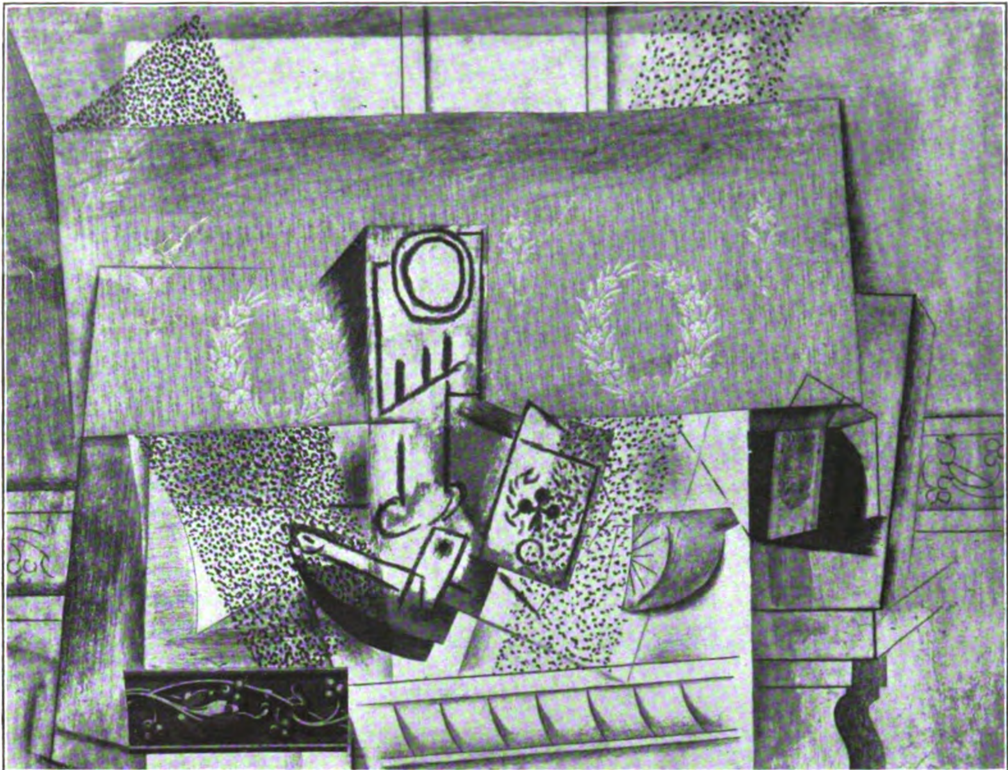


Seiltänzerfamilie. Guasch, 1905.

Die Wiedergabe der Bilder erfolgt mit Genehmigung der Galerie Alfred Flechtheim, Berlin.



Der Bettler. Federzeichnung, 1906. (Sammlung A. Flechtheim.)

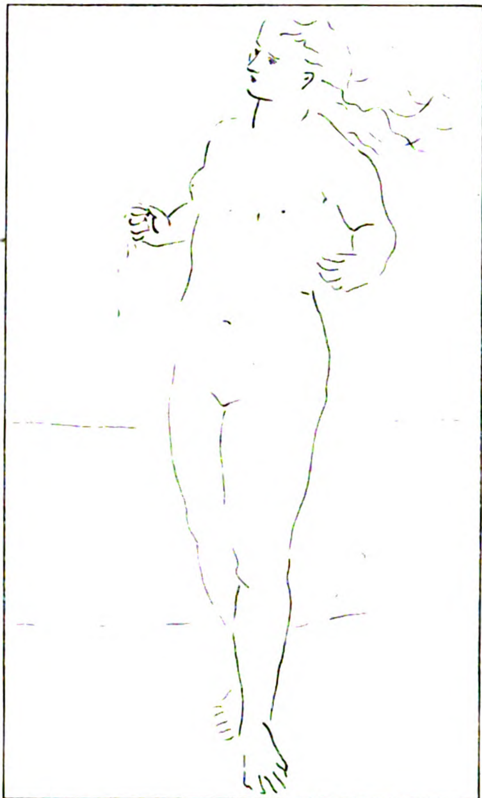


Der Kamin. Guasch. 1914. (Sammlung A. Flechtheim. Düsseldorf.)



Bacchanten. Pastell, 1923. (Sammlung Hans Simon. Berlin.)





Bildnis Frau R. Am Meer.
Zeichnungen, 1923. (Sammlung Dr. Reber, Lugano.)





Das Schaukelpferd. Tuschzeichnung, 1926.
Nebenstehend: Die Ernte. Bleistiftzeichnung. 1921. (Sammlung Dr. Reber.)

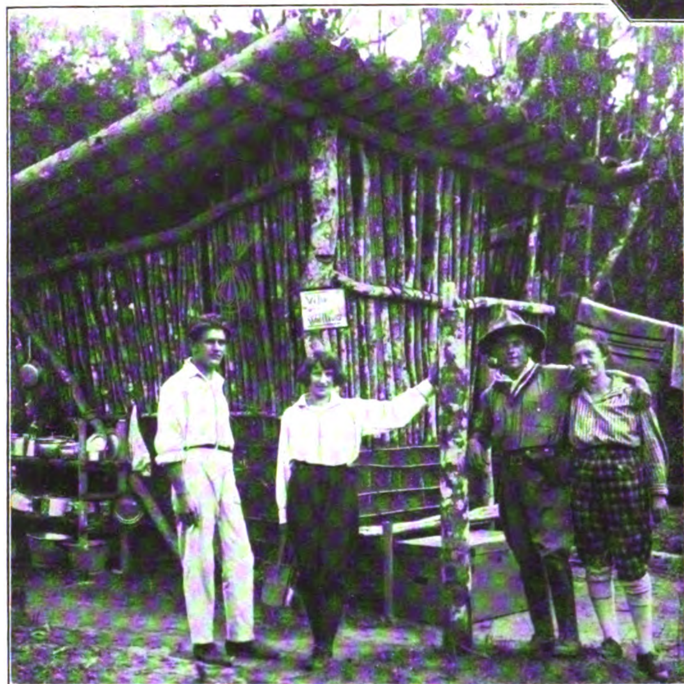
Deutsche Kolonisten in Brasilien.

Wie jedes Land, so hat auch das größte Land der Zukunft und der Teil Amerikas, der noch Millionen Menschen aufnehmen kann — Brasilien, seine Einwanderungsgesetze und seine mit strikter Innehaltung der Einwanderungsbestimmungen betrauten Beamten, die jedem einlaufenden Dampfer mit ihrer Pinasse entgegenfahren. Hafenpolizei, Sanitätsbehörde, Zollkontrolle und Beamte der Einwanderungskommission besteigen den vor Anker gegangenen Überseedampfer. Den Beamten wird zunächst die Passagierliste vorgelegt, und die Fahrgäste, die an Land gehen, d. h. aussteigen wollen, haben vor dem Arzt, der das Gesundheitsattest, und vor dem Polizeibeamten, der das Abmeldeformular einer Prüfung unterzieht, zu erscheinen. Die zollpflichtigen Gepäckstücke werden nach dem der Landungsstelle gegenüberliegenden Zollschuppen geleitet. Die Einwanderer begeben sich unter Führung nach der Einwanderungsbehörde bzw. nach den Immigrationsgebäuden, die sich an allen Landungsplätzen sowie in den größeren Städten des Hinterlandes befinden. Man unterscheidet zwei Arten von Kolonisation: Entweder weist eine Person oder eine Gesellschaft das Land zur Bebauung an, oder einer der 20 Regierungspräsidenten im Lande vergibt Urwaldgebiete an die Einwanderer. Im ersteren Falle sprechen wir von Privat-, im anderen von Regierungskolonisations-Unternehmungen. Fraglos sind die privaten Unternehmungen den Regierungsländereien vorzuziehen, da ein einzelner bzw. eine Privatgesellschaft die Aufteilung viel individueller behandeln kann, als dies auf einer Regierungskolonie der Fall ist. Dazu kommt, daß gerade unser deutscher Zuwanderer bestimmt mehr Landsleuten auf einer Privatkolonie begegnet als auf einer für alle Nationen offenen Regierungskolonie. Beide Siedlungsunternehmungen führen den Neuankömmling in Gegenden, von denen sich niemand in der Heimat eine Vorstellung macht, und deren gewaltiges Naturschauspiel jeden einzelnen bei seiner Ankunft erschaudern läßt. Kein Wunder, daß Mutlosigkeit und Verzagtheit sich einschleichen. Zuerst gilt es: Licht in das Urwalddunkel zu bringen. In tage-, ja, wochenlanger angestrengter Arbeit müssen das Unterholz und säulenstämmige, durch Brettwurzeln gestützte Baumriesen, deren weit ausladende Kronen zu „einem Wald über dem Wald" verschmelzen, niedergelegt werden. Nachdem dies geschehen, wird alles ein Raub der Flammen, Schutt und Asche der Dung für den Boden. Die „Roça ist geschlagen", sagt man, und nunmehr kann gepflanzt werden. Immer mehr kräftigt zum Übermaß die infolge des Regens in den Boden einsickernde Asche das Pflanzland, in das in gewissen Abständen Mais und Bohnen, Zuckerrohr und Tabak u. dgl. m. gepflanzt werden. Überall begegnet der Siedler dem gleichen Los, überall heißt es fürs erste: Zähne zusammenbeißen, denselben Kampf aufnehmen, wie er ehedem den alten Kolonisten — und seit 1821 datiert schon die Einwanderung deutscher Männer in Brasilien — beschieden war. Schier unmöglich erscheinende Arbeit ist zu bewältigen und dies unter schwierigsten, schrecklich primitiven Verhältnissen und recht, recht harten Bedingungen. Hierüber muß sich jeder, der auswandert, völlig klar sein. Nach wie vor werden es der frische Mut, die gesunde Ausdauer und die sehnengestraffte Zähigkeit sein und bleiben, Eigenschaften — beseelt von mannhaftem Willen und verankert in festem sittlichen Halt — die allein den Kolonisten in der Urwaldstille befähigen, den über hundert Jahre angesiedelten und heute zu hervorragendem Ansehen und Wohlstand gelangten Deutschstämmigen es gleichzutun!

In erschlossenen Bezirken, die sich im Süden Brasiliens hier und da finden lassen, liegen die Verhältnisse in vieler Beziehung günstiger. Allerdings ist hier der Kaufpreis bei weitem höher als in den Urwaldsiedlungen, zumal da die Kolonien und Besiedlungskomplexe schon das eine oder andere Gebäude aufweisen. Unbedingt notwendig ist es, sich über die gesundheitlichen Verhältnisse der Gegend, in der man sich ansiedeln will, zu erkundigen. Zu bevorzugen sind stets die hochgelegenen Territorien der Süd-Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana sowie die des Staates São Paulo. Dr. Rudolf Roch.



Soeben im Urwald eingetroffen: Kolonisten vor dem schnell errichteten Rancho (Hütte).



Zwei Kolonistenpaare vor ihrer Hütte.



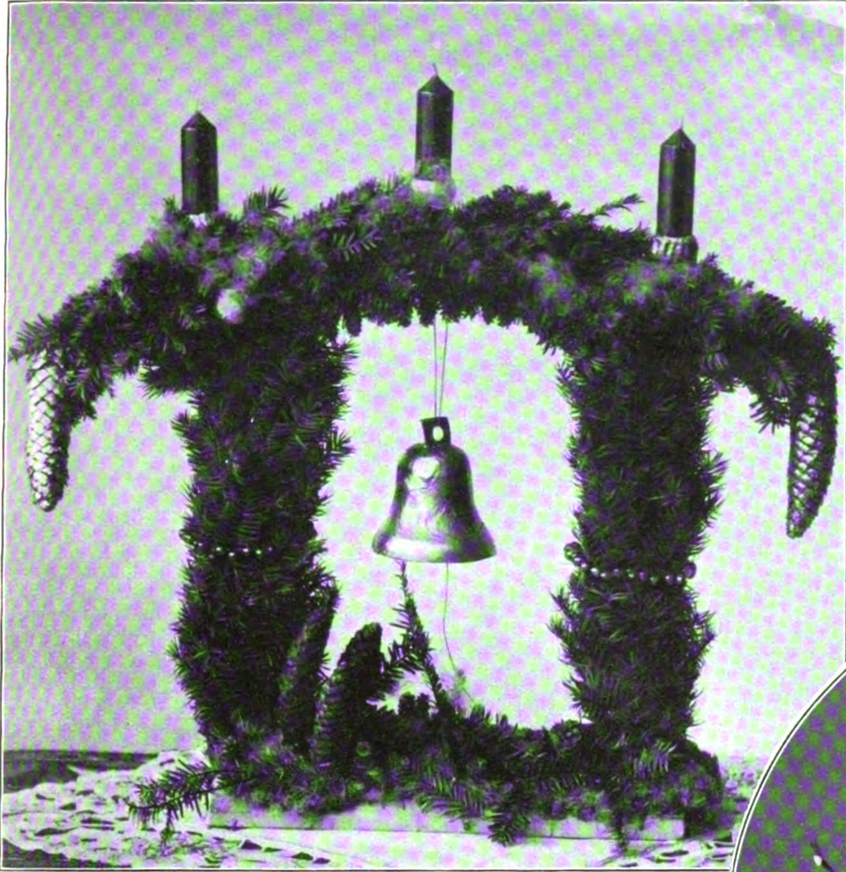
Eine für die Kolonisten einträgliche Anlage: Der Bienenstand.





Links: Siedlung im dritten Jahre nach der Niederlassung der Kolonisten. — Rechts: Joinville, Hauptort der 1851 auf Ländereien des Prinzen von Joinville vom „Hamburger Kolonisationsverein" gegründeten deutschen Kolonie Dona Francisca im Staate Santa Catharina.

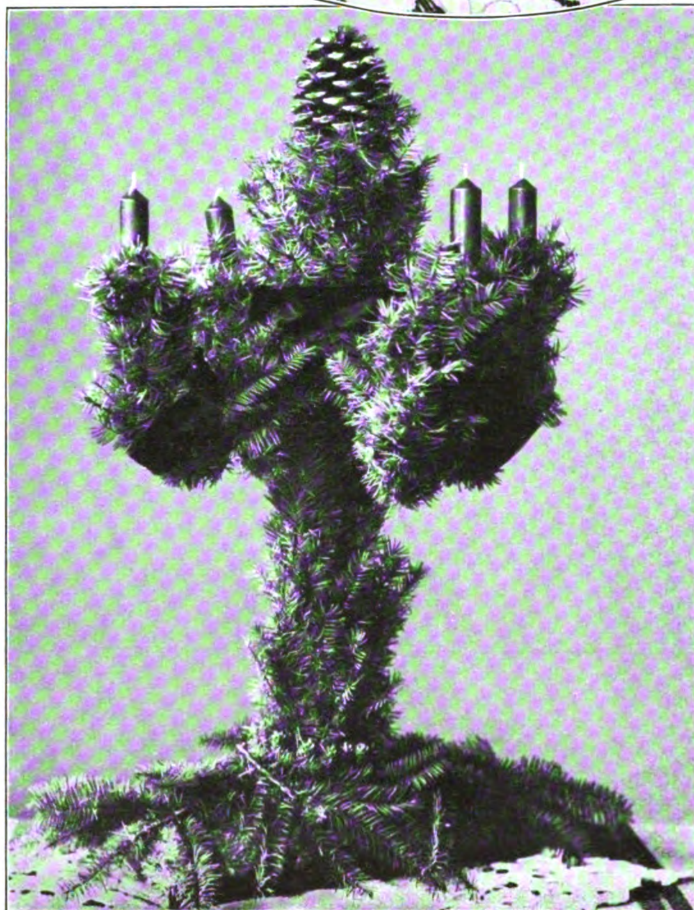
Heimschmuck für die Adventszeit.











Die Kunst der Zusammenstellung von Blumen und Grün hat ihre besonderen Ausdrucksformen, die mit der Jahreszeit und den Pflanzen wechseln. Die Vorweihnachtszeit, beginnend mit dem ersten Adventssonntag, hat ihre blumenkünstlerische Gestaltungsform in den Arbeiten aus Grün, Früchten, Zapfen, Lichtern und Bändern gefunden, wie sie unsere Abbildungen zeigen. Sie sind auf Gestelle gebundene Gründekorationen mit weihnachtlich-festlichem Ausschmuck, bei denen das dunkle Koniferen- oder Nadelholzgrün den Hintergrund abgibt für leuchtend rote oder gelbe, auch weiße Kerzen, bunte, meist rote Bänder, vergoldete Holzperlenschnüre, Zierzweige und Zierfrüchte mannigfacher Art aus Heimat und Ferne. Die Auswahl unter diesen Adventsarbeiten ist groß; für jeden Geschmack und jede Börse findet sich etwas. Vom einfachen Riesenpinienzapfen mit Licht und Beiwerk bis zum Lichterkranz in Größen, die jedem Raume angepaßt werden können. Dazwischen bewegen sich die Leuchter mit einem Licht bis zu vielen Lichtern und mehreren Armen, Glockenbogen, Glockenständer, Adventstempel und was es dergleichen Ausführungen mehr gibt. Gelungene Spenden dieser Art müssen sich durch Ebenmaß in den Formen und saubere Arbeit auszeichnen. Sie sollen eine gewisse Wuchtigkeit in der Masse verbinden mit der Anmut der Farbe und des zugehörigen Ausputzes.

Photographische Aufnahmen von der „Gartenschönheit", Berlin.



BERGKIRCHLEIN

NACH EINEM AQUARELL VON SASCHA KRONBURG

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(6. Fortsetzung.)

Heinz Schröder hatte für das alles keinen Blick. Sein Auge war nach dem oberen Altan gerichtet, wo inmitten der Heiligen der Taschi Lama saß. Die wohlüberlegte Kunst der Priester hatte auch hier etwas Zauberhaftes vollbracht. Der weite Altan war fast in Dunkel gehüllt, und klug angebrachte Lichter, die selbst versteckt waren, ließen nur die Gesichter des Taschi Lama und der elf Wiedergeburten des Buddha hell bestrahlt werden, so daß es den Eindruck erweckte, als ob diese zwölf Antlitze aus dem Dunkel der Nacht, von hoch oben auf die andächtige Menge herabblickten.

Heinz Schröder war jetzt selbst erschrocken. Er sah den Knaben, sah dieses kluge, von gespannter Begeisterung über das nie gesehene Schauspiel leicht gerötete Knabengesicht mit den großen blauen Augen sich aus dem faltigen, einem Frauenkleide ähnlichen gelben Seidengewand herausheben und sah dieses Haupt von einer Fülle blonder Locken umgeben.

„Elisabeth!"

Er erinnerte sich eines Tages, an dem er mit der fünfzehnjährigen Elisabeth, die bis dahin auf einem einsamen Gute gelebt hatte, zum erstenmal den Festzug und das Wogen des Kölner Karnevals erblickt hatte. Und dann wieder war es nicht Elisabeth, sondern ihr Zwillingsbruder Erwin.

Jetzt hatte auch er keinen Zweifel mehr, sah ihn immer und immer wieder an, während unten ein großer Holzstoß aufloderte, das Opfer gebracht wurde und dann mit einem Male alles Licht auf dem oberen Altan erlosch, die Gesichter der Heiligen verschwanden und unten das Fest ausklang.

Hastig eilte er die Treppenstufen hinunter und durch die Straßen dem Ausgang zu, um das Kloster zu verlassen, ehe der Schwarm der Tausende ihm den Weg sperrte.

Vor dem Kloster war es dunkel, Wolken zogen über den Himmel, die Mondsichel gab große Schatten und karges Licht. Heinz sah sich suchend um, aber Elisabeths an das Dunkel gewöhnte Augen hatten ihn schon erkannt, und sie rief ihn an.

Er eilte zu ihr den Hügel hinauf.

„Nun?"

„Er ist es!"

Sie jauchzte auf.

„Er ist es wirklich?"

„Es kann keine solche Ähnlichkeit geben. Ganz unmöglich, daß ein tibetisches Kind dir und deinem Bruder so gliche."

„O Heinz!"

Sie weinte laut an seinem Halse.

„Ruhe, Kind! Ich flehe dich an, sei ruhig."

„Wie soll ich ruhig sein, wenn ich weiß, daß mein Kind, mein seit fünfzehn Jahren als tot beweintes Kind lebt und mir so nahe ist, und ich darf es nicht sehen!"

„Ich bitte dich, du mußt dich beherrschen."

„Was soll geschehen? Was können wir tun?"

„Ich weiß es in diesem Augenblick selbst nicht. Ich muß sehen, mit Major Younghusband zu beraten. Er ist der einzige, der vielleicht einigen Einfluß hat."

Währenddessen hatten sich die Klostertore geöffnet, und wie gewaltige Schlangen schienen die Züge der Pilger, die den Labrang verließen, den Klosterhügel hinabzukriechen. Bewegte, glitzernde Schlangen, denn die meisten trugen Papierlaternen oder Fackeln. Viele blieben in den Pilgerhallen des Klosters über Nacht, viele waren Gäste der rückkehrenden Einwohner der Stadt, viele zogen auch noch in der Nacht auf allen Straßen, die sich nach den verschiedenen Richtungen verzweigten, zu ihren Dörfern zurück. Bald war aus den Schlangen eine riesenhafte Spinne geworden, die mit unzähligen leuchtenden Beinen über der ganzen Gegend zu ruhen schien und sich von Minute zu Minute weiter ausdehnte.

Die europäischen Gäste blieben noch in dem Kloster zurück, wurden wahrscheinlich bewirtet, sollten vielleicht warten, bis der größte Schwarm sich verlaufen hatte.

Auch Heinz und Elisabeth mußten lange harren, ehe es ihnen möglich war, das Auto zu erreichen und in die Stadt zurückzukehren.

Die Herberge war jetzt überfüllt. Heinz und Elisabeth bereuten es fast, daß sie die Einladung des englischen Vertreters, in seinem allerdings überfüllten Hause zu wohnen, abgelehnt hatten, um in der tibetischen Herberge besser das Volksleben studieren zu können. Europäische Hotels gab es hier noch nicht.

Nach einer Zeit ungeduldigen Wartens gingen sie schließlich wieder hinaus auf die Straße.

Es war nicht angenehm, sich durch den Schwarm der Tibeter zu drängen. Fanatisch aufgeregt durch die Tempelfeier waren alle Gemüter. Die beiden sahen in wilde, den Fremden feindlich anblitzende Gesichter. Endlich waren sie an dem Hause, das die Engländer für ihre Vertreter gekauft hatten, und fragten nach dem Major.

„Er ist eben heimgekommen. In einer halben Stunde erwartet er seine Gäste."

Sie hatten vergessen, daß auch sie für diesen Abend eingeladen waren.

„Ich bitte den Herrn Major in einer außerordentlich dringenden Angelegenheit um eine kurze Unterredung." —

Wie seltsam stach dieses im englischen Geschmack eingerichtete Zimmer, in das man sie jetzt führte, von der Enge des alten tibetischen Hauses ab.

Der Major trat ein, begrüßte Elisabeth höflich, war aber anscheinend erstaunt.

„Sie waren plötzlich erkrankt, gnädige Frau?"

Heinz antwortete statt ihrer.

„Wir kommen, um uns zu entschuldigen, daß meine Frau in einem plötzlichen Schreck die Beherrschung verlor."

Younghusband machte eine verbindlich ablehnende Bewegung.

„Ich muß Sie einen Augenblick um Gehör bitten. Es hat sich für uns etwas so Unfaßbares ereignet, daß ich Ihren Rat haben muß, denn Sie sind der einzige, der uns vielleicht helfen kann."

Der Major sah ihre große Erregung und wurde interessierter.

„Was ist denn geschehen?"

„Gestatten Sie, daß ich in deutscher Sprache rede. Es gibt immerhin manchen hier, der Englisch versteht."

Der Major erschrak. Er befürchtete, daß die Deutschen durch irgendeine Unvorsichtigkeit eine Verstimmung hervorgerufen hätten.

„Bitte, sprechen Sie, wie es Ihnen gut scheint."

Heinz trat dicht an ihn heran.

„Herr Major, so unmöglich es erscheint — der Heilige des Klosters Getschun Gomba ist unser Sohn."

„Ist — Ihr —?"

Es war klar, daß der Major zwei Irre vor sich zu haben glaubte.

„Lassen Sie mich, bitte, mit ein paar Worten erklären. Sie wissen, daß ich seit zehn Jahren deutscher Konsul in Kalkutta bin; vor sechzehn Jahren bin ich als Teilnehmer der deutschen Gaurisankarexpedition nach Asien gekommen."

„Ich weiß."

„Dann ist Ihnen vielleicht auch bekannt, daß meine Frau, ich und mein Freund Bill Hunter uns damals verirrten, in ein einsames Bergtal gerieten und dort den ganzen Winter über bleiben mußten."

„Ich weiß auch davon und auch von Ihrer glücklichen Rettung. Ich kenne Bill Hunter. Er ist ja jetzt wohl in Madras, und er hat mir von der fabelhaften Leistung Ihrer damaligen Rettung erzählt."

„Hatte er Ihnen auch gesagt, daß meine Frau damals in jenem einsamen Bergtal im Winter ein Kind geboren hat?"

„Auch das hat er mir gesagt, und auch, daß es auf so rätselhafte Weise von einem Panda geraubt wurde."

„Das ist eben nicht wahr. Als unser Knabe acht Tage alt war, ist er plötzlich verschwunden. Meine Frau war dem Wahnsinn nahe, ich völlig zusammengebrochen. Da hatte Bill Hunter das Märchen von dem Panda erfunden, wie er mir selbst nach unserer Rückkehr gestand, um uns zu retten. Und heute — Herr Major, jener Knabe, den sie den Heiligen von Getschun Gomba nennen, ist unser Kind, das im Alter von acht Tagen in unerklärlicher Weise in der Nacht von der Seite meiner Frau geraubt wurde."

Younghusband überlegte.

„Können Sie genau den Tag angeben?"

„Genau heute vor fünfzehn Jahren, und Sie haben gehört, daß jener Knabe heute seinen fünfzehnten Geburtstag feiert. Er feiert ihn acht Tage zu spät. Es scheint, als ob man den Tag, an dem er geraubt wurde, jetzt als den Tag seiner Geburt bezeichnet."

Der Major schien in seinem Gedächtnis zu suchen.

„Herr Schröder, ich muß Ihnen offen gestehen, ich habe das, was Sie mir sagten, für eine Phantasie, eine Selbsttäuschung gehalten. Jetzt ist mir plötzlich ein Gedanke gekommen. Sie wissen, ich war auch vor fünfzehn Jahren als Leutnant mit meinem Vater, der Ihrer Gaurisankarexpedition die Wege ebnete, in Lhassa. Damals gingen merkwürdige Gerüchte um. Sie kennen den ewigen Streit zwischen den roten Mönchen von Lhassa und den gelben von Schigatse. Damals kämpften sie um das Kloster Getschun Gomba. Der Dalai Lama hatte seinen Gesub Rimpotschen nach Getschun Gomba gesandt, um auf jede Weise das Kloster für die Roten zu gewinnen. Der sogenannte Heilige lag im Sterben, und ich glaube, man schlug damals ein Gottesgericht vor. Der Gesub hatte irgendein abnorm gebildetes Kind mitgenommen und die Forderung gestellt, wenn ein solches Kind — er hatte das mitgenommene in irgendeiner Hütte im Dorf untergebracht — gefunden würde, sollte dieses als Buddha angesehen und das

Kloster ‚rot' werden. Da er seiner Sache ganz gewiß war, gestand er zu, daß das Kloster ‚gelb' bleiben solle, wenn man ein weißes, blondes, blauäugiges Kind, also ein Europäerkind, fände. Er wußte genau, daß dies eine Unmöglichkeit war. Nach einigen Wochen kam der Gesub zurück, war selbst verwirrt und berichtete, Buddha, der in den Händen dieser hohen Geistlichkeit hauptsächlich ein Werkzeug zu ihrer Macht ist, habe in der Tat das Wunder vollbracht. Das blonde Kind sei plötzlich dagewesen. Sei von der eigenen tibetischen Mutter gebracht worden, und seine Mißgeburt sei verschwunden. Ich glaube, es war seit langer Zeit zum erstenmal, daß sich selbst dieser geistliche Machthaber vor Buddha beugte."

Elisabeth sagte voll Hoffnung:

„Das war unser Knabe."

„Möglich, sehr wahrscheinlich sogar! Ich muß zugeben, daß auch mir der Knabe durchaus europäisch erscheint. Vielleicht haben die Mönche des Klosters Getschun Gomba schon von der Geburt gewußt und deswegen das Orakel angenommen. Sagte nicht Hunter, daß Sie in einem Tempel wohnten?"

„Allerdings, in dem Tempelchen eines Einsiedlers."

„Wer weiß, ob nicht ein unterirdischer Gang von dem Kloster zu jenem Tempel führt."

Elisabeth war überglücklich.

„Dann ist ja alles gelöst."

„Im Gegenteil, die Schwierigkeiten beginnen erst."

„Beginnen?"

„Wenn es wirklich Ihr Sohn ist, was wollen Sie tun?"

„Ich muß ihn selbstverständlich wiederhaben."

„Ich verstehe Sie vollkommen, aber es scheint mir unmöglich."

„Das kann nicht unmöglich sein."

„Bleiben wir nüchtern. Das Kind ist im Besitz der tibetischen Lamas, es gilt ihnen als eine Verkörperung Buddhas, wie denken Sie sich jetzt den Fortgang? Wenn Sie dem Taschi Lama oder dem Dalai Lama in Lhassa sagen, daß jener Knabe Ihr Kind ist, gibt es nur eines von zwei Dingen: Entweder Sie oder das Kind werden ermordet. Sagen wir es dem Taschi Lama, dem Haupt der Gelben, daß die damalige Kriegslist verraten ist, dann sind Sie sicher verloren und sehr wahrscheinlich alle Europäer mit Ihnen. Wir befinden uns in einem Land, in dem jeder Fremde ungern ertragen wird. Sagen wir es dem Dalai Lama, dem Haupt der Roten, so wird er uns dankbar sein, aber dann wird das Kind sicher von den Gelben ermordet, ehe wir es in unsere Gewalt bekommen. Wir können doch nicht Tibet wegen Ihres Kindes den Krieg erklären — und wenn wir es täten, Ihr Sohn wäre trotzdem sicher verloren."

„Aber ich kann doch nicht auf mein Kind verzichten."

„Gnädige Frau, sind Sie denn auch gewiß, daß Sie Ihrem Kinde damit einen Gefallen tun? Der Knabe ist Tibeter, der Knabe ist überzeugter Anhänger des Buddha. Noch mehr, der Knabe ist selbst überzeugt, daß er mehr ist als ein gewöhnlicher Mensch; er fühlt sich als eine Wiedergeburt der Gottheit. Glauben Sie wirklich, daß er mit Freuden diese Gottheit aufgeben würde, um der Sohn zweier Europäer zu werden?"

„Aber die Stimme des Blutes!"

„Gnädige Frau, überschätzen Sie nicht zu sehr, was wir selbst uns konstruiert haben. Jetzt ist Ihr Sohn glücklich. Lassen Sie ihm seinen Frieden. Er wird sich doch niemals zu Ihnen zurückfinden können."

„Sie wissen nicht, wie eine Mutter empfindet."

„Ich fühle vollständig mit Ihnen; nur denke ich nüchterner und kenne die Verhältnisse. Ich bitte Sie, lassen Sie uns den Fall reiflich überlegen. Vielleicht haben wir morgen Zeit, darüber ausführlicher zu sprechen. Meine Gäste warten schon geraume Zeit. Sie können überzeugt sein, daß ich schon als Europäer und Christ mich Ihnen verbündet fühle, aber wir müssen unglaublich vorsichtig sein. Sprechen Sie zu niemandem über die Sache als zu mir, und vermeiden Sie möglichst auch miteinander jedes laute Gespräch, wenn ich auch wohl sicher bin, daß hier niemand die deutsche Sprache beherrscht. Mut, es ist doch schon ein unendliches Glück für Sie, daß Sie die Gewißheit zu haben glauben, daß Ihr Sohn lebt! Wir werden morgen weitersprechen. Darf ich Sie bitten, mir zu meinen Gästen zu folgen!"

„Sie verzeihen, es wäre mir unmöglich, jetzt unter Menschen zu gehen, ohne mich zu verraten."

„Ich verstehe. Mein Auto wird Sie in Ihr Quartier bringen."

Schweigend fuhren sie durch die noch immer wildbewegten Straßen. Dann blieben sie in dem engen Raum, der ihre Wohnung war, im Dunkeln und blickten hinaus durch die Fensteröffnung.

Es war jetzt eine sternklare Nacht geworden. Groß und gewaltig lag ihnen gegenüber die Klosterstadt auf dem Berge. Noch immer ruhte auf ihren goldenen Dächern ein heller Lichtstrahl.

Elisabeth schlang ihre Arme um den Hals ihres Mannes.

„Er lebt, Heinz, unser Kind lebt, nun muß es auch wieder zu uns zurückfinden."

V.

Am nächsten Morgen ließ Major Younghusband Heinz und Elisabeth im Auto abholen. Elisabeth sah abgespannt aus, auch Heinz war nervös. Sie hatten die ganze Nacht schlaflos verbracht, hatten alle Möglichkeiten erwogen, und jetzt erschien ihnen das Auto schon wie eine gute Botschaft. Der Major trat ihnen mit einer warmen Herzlichkeit entgegen, die seiner kühlen Natur sonst fremd war.

„Ihre überraschende Mitteilung hat mich nicht schlafen lassen, ich habe auch an diesem Morgen sehr genau darüber nachgedacht. Sind Sie denn wirklich Ihrer Sache sicher?"

Heinz nickte.

„Sie wissen es ja selbst, daß ich gestern noch einmal in das Kloster zurückgekehrt bin. Ich habe die Zeit während des großen Gespenstertanzes dazu benutzt, von dem hellbeleuchteten Gesicht des Heiligen von Getschun Gomba, in dem wir unseren Sohn zu erkennen glauben, eine photographische Aufnahme zu machen."

Der Major lächelte.

„Sie wissen, daß dies streng verboten war."

„Ich glaubte, dieser wichtige Fall sei eine Ausnahme. Außerdem hat in der Dunkelheit, die mich umgab, niemand etwas davon gemerkt; ich habe das Bild in dieser Nacht entwickelt und heute morgen kopiert. Der Zufall will es, daß ich auch ein Jugendbild meiner Frau bei mir habe, von dem ich mich niemals trenne. Wollen Sie die Güte haben, diese beiden Bilder zu vergleichen?"

„Die Ähnlichkeit ist in der Tat sehr groß."

Elisabeth sagte bestimmt: „Es ist kein Zweifel, er ist unser Sohn, unser geraubtes Kind."

Younghusband legte die Bilder aus der Hand.

„Es ist zum wenigsten durchaus möglich. Nehmen wir also an, er ist es, was kann nun geschehen?"

„Wir müssen eine Gelegenheit finden, ihn zu sprechen und aufzuklären; wir müssen ihn aus dieser Umgebung befreien, ihn mit uns nehmen."

„Ich habe Ihnen bereits gestern gesagt, daß alles dies sehr schwer sein würde; nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es unmöglich ist."

„Herr Major!"

„Lassen Sie mich, bitte, ausreden. Es hat durchaus keinen Zweck, sich leichtfertig in eine Unternehmung zu stürzen, die nicht den geringsten Erfolg verspricht.

Was wollen wir tun? Selbst wenn es Ihnen gelänge, eine Audienz bei dem Heiligen von Getschun Gomba zu bekommen, würde Ihnen dies nichts nützen. Sie würden ihn unter keinen Umständen allein sprechen, sondern nur von den Priestern umgeben. Sie beherrschen die Landessprache nicht und müßten einen Dolmetscher haben. Dieser würde aber sicher dem Heiligen nur das übersetzen und mitteilen, was der Dolmetscher und die Lamas, die dabei sind, für gut halten. Sie würden nur erreichen, daß diese Lamas Ihr Geheimnis erfahren und sich danach richten.

Und wenn der sogenannte Heilige wirklich etwas erfahren sollte, glauben Sie in der Tat, daß er es überhaupt begreifen oder verstehen könnte? Der Knabe ist in buddhistischen Lehren aufgewachsen. Jetzt zum erstenmal in seinem Leben sieht er Europäer. Sicher ist ihm von Kind auf der Haß gegen jeden Fremden eingeimpft. Er würde Ihnen mit Mißtrauen begegnen. Glauben Sie mir, es gibt keine Verständigung zwischen Ihnen und ihm."

Elisabeth sah ihn entschlossen an.

„Ich weiß nichts von alledem, auch nicht, ob Sie recht haben oder nicht. Nur das eine weiß ich: Ich bin seine Mutter, und er ist mein Kind. Ich habe es wiedergefunden nach fünfzehn Jahren, und nun muß ich zu ihm."

„Ich bewundere und begreife Sie, aber es ist nicht möglich."

„Dann müssen wir ihn von dem Taschi Lama fordern."

„Ich sagte Ihnen bereits, daß auch das unmöglich ist. Und selbst wenn wir den Dalai Lama in Lhassa einweihen würden. Er würde es wahrscheinlich aufgreifen, ihm wäre es ein willkommener Vorwand, die Gelben zu schädigen, aber Ihr Kind ist in ihren Händen. Wir können keinen Bruderkrieg in Tibet wegen Ihres Kindes heraufbeschwören; er wäre auch nutzlos. Ich sage Ihnen, ich lebe seit Jahren in diesem Lande. Wenn nur das Geringste bekannt wird, ist sein Leben und Ihr Leben verloren, und außerdem sind alle die kleinen Fäden, die wir langsam zwischen Tibet und der anderen Welt angeknüpft haben, zerrissen."

Elisabeths Gesicht war hart geworden.

„Sie meinen also?"

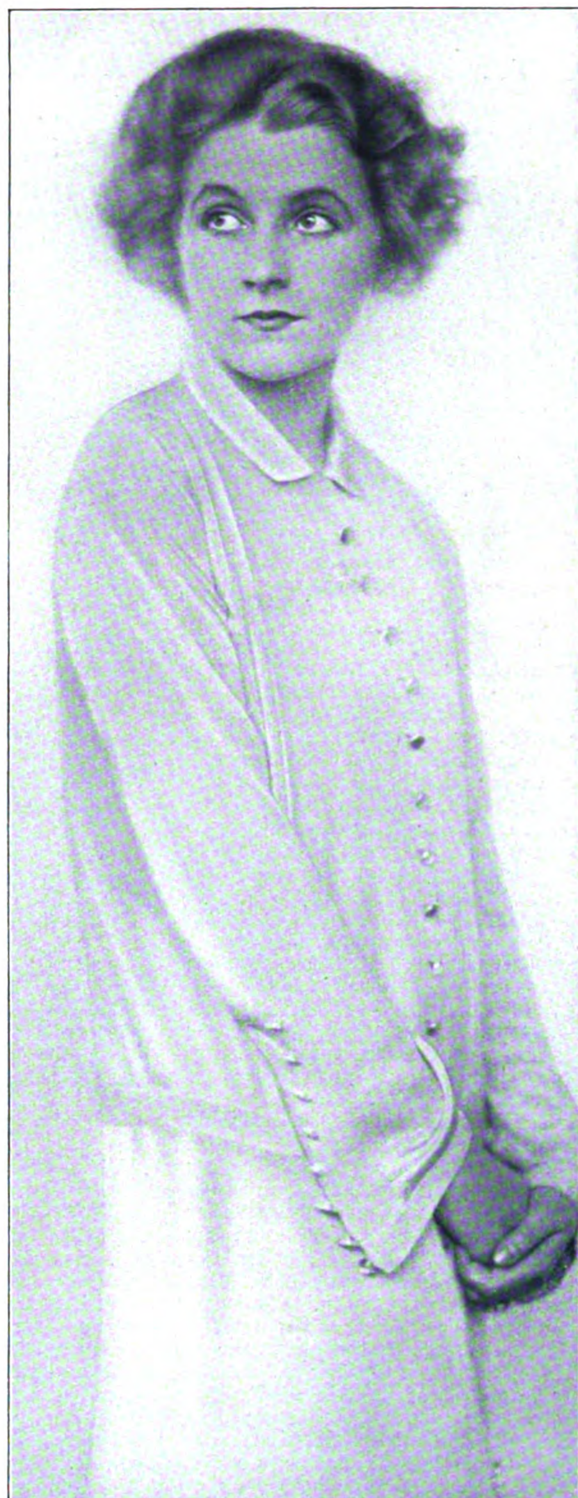
„Daß es leider das einzig Richtige ist, die Dinge zu lassen, wie sie sind. Reisen Sie so schnell wie möglich von hier ab. Sie sind eine kluge Frau. Vor fünfzehn Jahren haben Sie Ihr Kind als tot beweint, haben sich allmählich über den Schmerz beruhigt. Sie müssen den gestrigen Abend vergessen. Nein, Sie brauchen ihn nicht zu vergessen, denn Sie haben ja das Bewußtsein, daß es lebt und zufrieden und glücklich ist. Was können wir Eltern schließlich anderes erreichen und wünschen, als daß unsere Kinder zufrieden und glücklich sind?"

„Und wenn ich trotz alledem den Versuch mache, zu ihm zu dringen?"

„Ich müßte es Ihnen als Führer der hier weilenden Europäer verbieten und Sie mit Gewalt an übereilten Unternehmungen hindern. Ich muß sogar Sie und Ihren Gatten bitten, noch heute unter einer sicheren Begleitung, die ich Ihnen stellen werde, nach Indien zurückzukehren. Es wäre immerhin möglich, daß die Ähnlichkeit zwischen Ihnen und dem Heiligen von Getschun Gomba bereits auch den Lamas aufgefallen wäre. In diesem Falle wäre unser aller Leben gefährdet, und darum muß ich bei aller Würdigung Ihres Schmerzes darauf bestehen, daß Sie heute noch abreisen." (Fortsetzung folgt.)



Kurz-Haar-Frisuren





Oben links:

Die schlichte Sportfrisur, getragen von der Tänzerin Gipsy Rhomayé. Phot. Kitty Hoffmann.

Oben rechts:

Die Schauspielerin Friedl Hearlin bevorzugt für ihr blondes Haar den „Wuschelkopf". Phot. Kitty Hoffmann.

Nebenstehend:

Gitta Adam trägt den tiefen, schön ondulierten Seitenscheitel. Phot. Kemeny-Jeney, Budapest.

Unten links:

Zwei Etonköpfe: Die Schauspielerinnen Marion Mill und Hela Steels. Phot. Kitty Hoffmann.





Die „weibliche" Frisur: Die Filmschauspielerin Maria Szönyi mit ihren schwarzen Schlangenlocken. Phot. Kemeny-Jeney, Budapest.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Grabdenkmale aus vier Jahrtausenden



Mykenische Totenmaske.

Schon die ältesten Menschen haben die Erde als besten Bestattungsort erkannt. Die Erde hat über alle Jahrtausende hinweg die Toten und die Schätze, die sie ins Grab mitbekommen haben, wohlbehütet, während das meiste von all dem, was der Mensch über der Erde für die Lebenden gebaut und geschaffen hat, in Nichts zerfallen ist.

Die Kultur Ägyptens wäre verschollen, hätten die Grabmale im Wüstensand und Felsen sie nicht bewahrt, und Zeichen erstaunlich hoher Kunst sind in den Königsgräbern von Mykenä bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Kleidung und Alltagsleben der Griechen in der Zeit der klassischen Hochblüte, im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert, wären verschollen, hätten die Künstler jener Epoche nicht Alltagsszenen auf die Grabmale gemeißelt. Eine besondere Form des griechischen Grabmals wieder, die Stele, die schlank aufragende Platte, ist bis zum heutigen Tag Vorbild der Grabsteine in aller Welt geblieben. Aber als der gestrenge Lykurg um 330 v. Chr. den Luxus der kunstvollen Grabmale verbot, mußte man sich mit den Kionyskoi begnügen, niederen, gleichförmigen, nur mit ringartigen Leisten gezierten Säulchen, später sogar mit wagrechten Schachtgräbern.



Die alten phönizischen Katakomben, das heutige Cemeterium Sanctae Agathae, auf Malta.

Nebenstehend im Oval: Altgriechische Gräber. Oben Kionyskoi (Säulchen), unten Schachtgräber der späteren Zeit.

Oft wurden auch Felsenhöhlen als Grabstätten verwendet, so bei den Juden in Palästina, und wo Felsboden sich der Errichtung von Grabschächten widersetzte, trotzte der Mensch in unerhörter Arbeitsleistung dem Stein Raum für die Toten ab. Auf der höchsten Erhebung der Insel Malta, nahe der alten Hauptstadt Notabile, haben die Phönizier, die um 1200 v. Chr. hier ansässig waren, einen gewaltigen Friedhof tief unter der Erde aus dem Stein gehauen.

In diesen Katakomben hielt, wie auch in denen anderer Städte des Römischen Reiches, das junge Christentum Gottesdienst auf den Gräbern frommer Menschen, hier barg es seine Heilslehre bei verschwiegenen Zusammenkünften.

Auch die vom Osten heranbrausende Welle des jungen Islams führte die fromme Verehrung der Grabmale heiliger Männer mit sich.

Grabmale sind Merksteine des Völkerschicksals. Die Normannenkönige, die nordisches Herrentum nach Sizilien gebracht haben, ruhen in Palermo in gewaltigen Porphyrsarkophagen. Auch Friedrich II., der große römisch-deutsche Kaiser, ist hier unter tempelförmigem Baldachin bestattet, in einem wahrhaft kaiserlichen Grabmal voll ruhiger, wuchtiger Schönheit.

Aus dem Osten aber drang weiter der Islam vor. Im 15. Jahrhundert setzten sich die Türken auf dem Balkan fest und errichteten in Konstantinopel ihre prunkhaften Schlösser für die Lebenden, ihre Grabkapellen für die Toten unter ihren Großen. In der Türbé, der Grabkapelle, ist der türkische Sultan im Tode mit seiner Familie vereint: Ein gewaltiger Sarkophag zeigt die Stätte an, unter der der Herrscher in der Erde bestattet ist, kleinere Sarkophage sind die seiner Frauen, zahllose puppenhaft kleine die der unmündig verstorbenen Kinder. Über den Grabstätten des Sultans und seiner Söhne zeigen große weiße Turbane an, daß Männer hier beerdigt sind. Auch die Steindenkmale, die die Osmanen auf Einzelgräbern errichteten — die größte Zahl dieser Ruhestätten ist auf dem Büjük Mesaristan, zu deutsch: Großer Friedhof, auf dem asiatischen Bosporusufer vereinigt — betonen augenfällig den Unterschied zwischen den Geschlechtern: Ein steinerner Turban kennzeichnet das Grabmal des Mannes. Über den Gräbern heiliger oder schriftgelehrter Männer wölbt sich eine Kuppel, entweder nicht höher als ein halbes Meter oder — eine gewaltige Moscheekuppel.

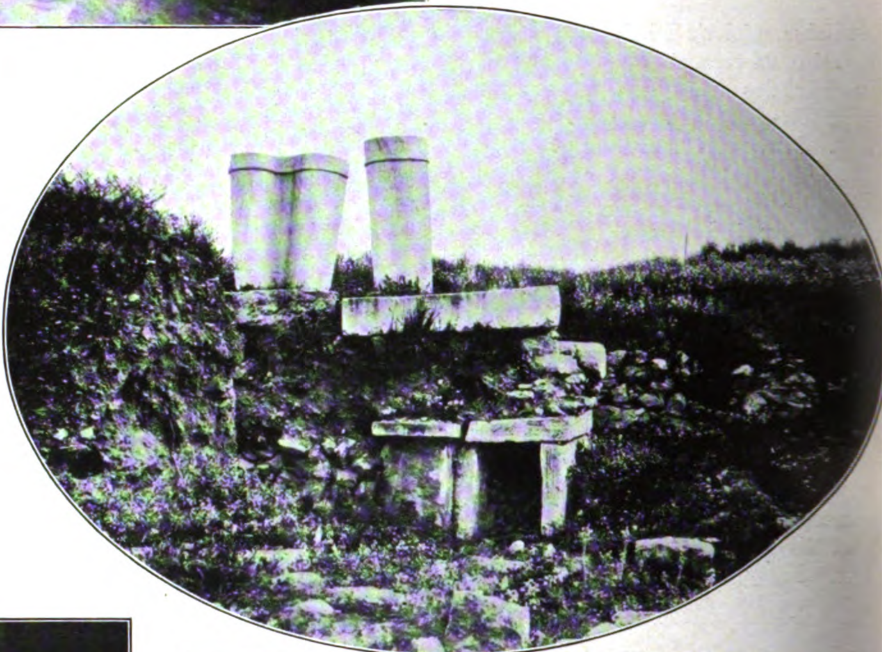
Kistenförmig, aus Stein oder Ziegeln errichtet, sind die Grabmale orientalischer Juden, die wagrechte Abschlußplatte trägt Schriftzüge und oftmals das Zunftzeichen des Verstorbenen. Hier und da ragt, als schmerzliches Symbol, eine gebrochene Säule auf. Blumenschmuck ist auf altjüdischen Friedhöfen verpönt, jeder Besucher legt ein Kieselsteinchen, einen „Besuchsstein“, auf das Grabmal nieder.

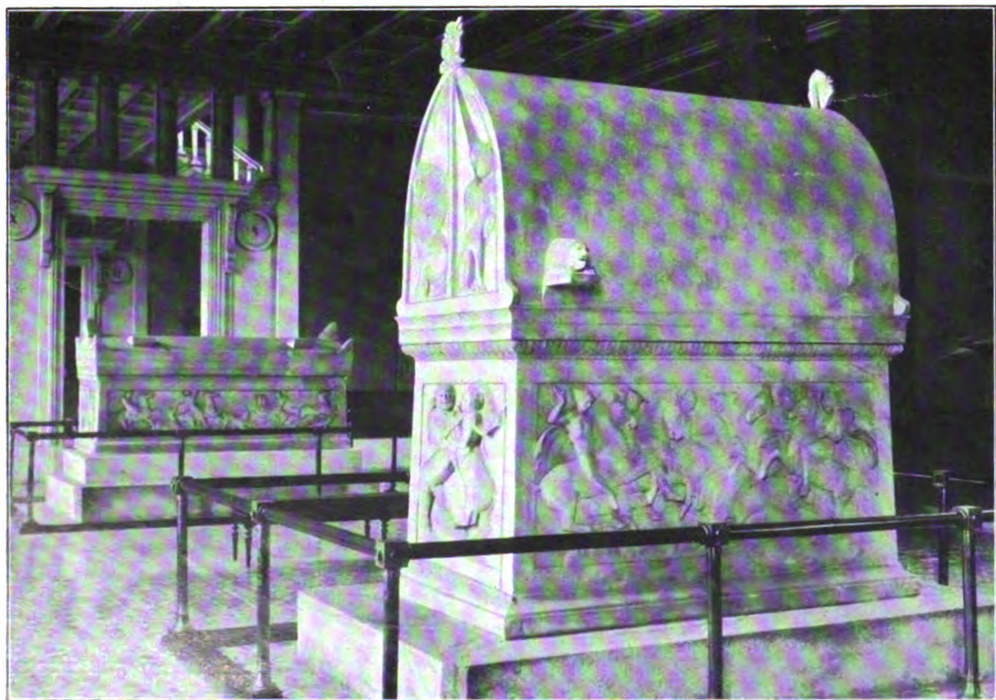
Diese bescheidene Form der Totenverehrung hat ihren schärfsten Gegensatz in einem seit Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1881 geübten christlichen Brauch, der die Leichen dem Leben, dem Anblick der Lebenden, überhaupt nicht entzieht. In der Gruft der Kapuziner bei Palermo wurden die Leichen von Priestern und von wohlhabenden Bürgern der Stadt nach flüchtiger Mumifizierung frei ausgestellt, an die Wand gehängt, in Regale oder offene Truhen gelegt. So stehen und liegen sie heute noch dort, grauenhafte Zerrbilder des Lebens.

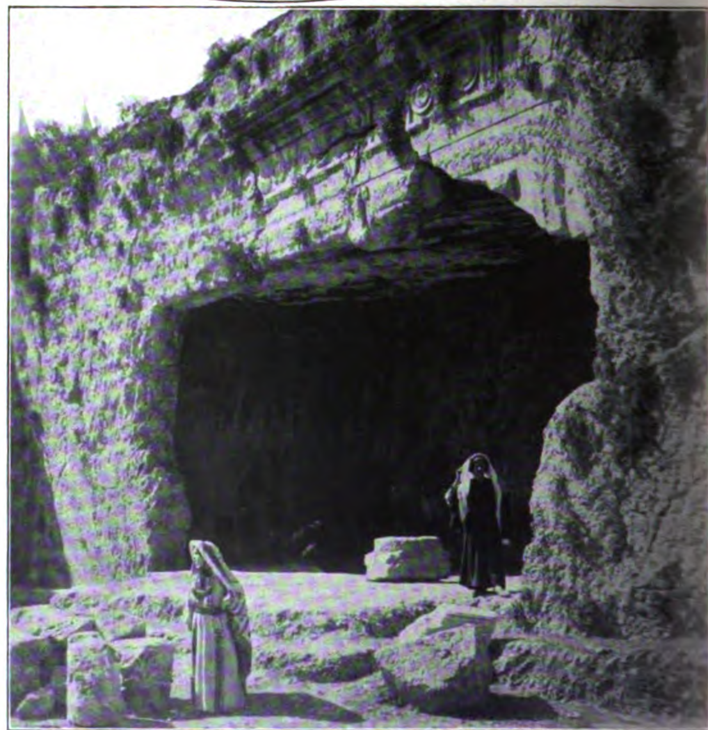
Die Kunst hat seit den Tagen der Renaissance wiedergelernt, das lebenswahre Bild des Verstorbenen als milden, schönheitsverklärten Trost den Trauernden zu zeigen. Sie tut damit dasselbe, was die Kunst in Althellas getan hat.

Das Leben kann dem Tode an sichtbaren Gütern nichts andres schenken als immer wieder Abbilder des Lebens. Aber die Liebe zu den Dahingegangenen, die Trauer, die wir in uns tragen, klammert sich an diese sichtbaren, greifbaren Dinge, die nur von dieser Welt sind.

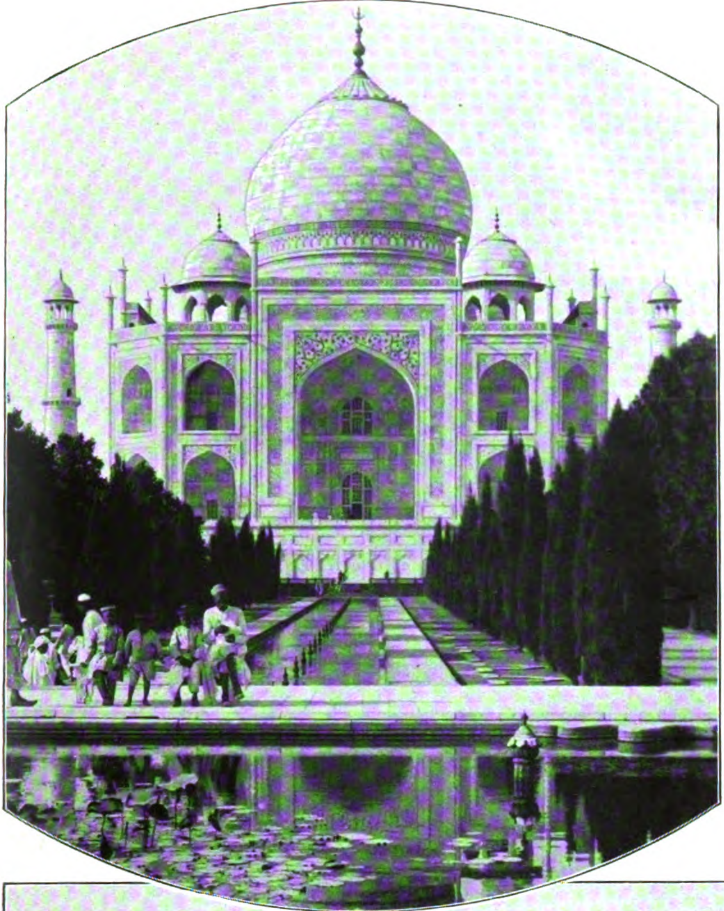
Friedrich Wallisch.







Der Lykische Sarkophag (vorn) aus Sidon in den Antikensammlungen zu Konstantinopel.
Rechts nebenstehend: Portal zur Felsenhöhle der Gräber der Könige zu Jerusalem. (Phot. Raffius.)





Arabischer Friedhof. Vorn Männer- und Frauengräber, rückwärts Kuppelgräber. — Links oben: „Ein Traum in Marmor": Das Grabmal Tadschmahal bei Agra (Vorderindien). — Rechts nebenstehend: Männer- und Frauengräber im Büjük Mesaristan auf dem kleinasiatischen Bosporusufer.











Eine schauerliche Bestattungsweise: Blick in einen der unterirdischen Gänge des Kapuzinerklosters in Palermo. (Phot. Raffius.)

Links Mitte: Die Gräberstraße Via Appia in der Campagna bei Rom. (Phot. Raffius.)

Links nebenstehend: Das Grab Michelangelo Buonarrotis in der Kirche S. Croce zu Florenz. (Phot. Raffius.)

Rechts im Oval: Grabmal des nordamerikanischen Präsidenten General Grant auf dem Riverside Drive in Neuyork. (Phot. Raffius.)

Hühnerzucht in der Geflügelfarm.



Ein Teil der „Fließarbeit“ auf dem Hühnerhof: Fallennesterkontrolle. Die Eier werden bezeichnet und ihre Herkunft in die Liste eingetragen.

Was wir am Amerikaner bewundern, das ist der geistige Schmiß seines Schaffens und die nicht zu überbietende Gigantik seines Werkes; was wir von ihm lernen, ist sein System. Unsere Landwirtschaft beginnt, sich die Erfahrungen der großen Geflügelfarm in Petaluma (Kalifornien) zunutze zu machen und sich ihre Praxis anzueignen.

Ihre Methode ist einleuchtend genug. Jedes Huhn legt im Monat zwanzig Eier. Während des Brütens und Führens legt es null Eier. Legt man ihm keine Bruteier unter, sondern brütet diese in Maschinen aus, so beträgt die Produktion im Jahre soundso viel Stück mehr.



Nebenstehend im Kreis: E 5867 erblickt das Licht der Welt.



Am frühen Morgen: Die Küken werden gefüttert und getränkt.

Das ist der Anfang des Systems. Man setzt es fort: dasselbe Huhn kann bei derselben Pflege und denselben Futterkosten noch weit mehr leisten. Man erstrebt höhere Lebenskraft, erhöhte Eiablage, höheres Eigewicht, Winterlegetätigkeit. Das sind die Ziele der Zucht; der Weg zu ihnen ist die genaueste Kontrolle der Legetätigkeit. Und weiter: rationelle Fütterung, weise Beschränkung auf wenige Rassen und Verteilung der Arbeit auf Spezialbetriebe: Zuchtfarmen, Brutanstalten, Aufzuchtfarmen, Eierfarmen. Es ist ein ganz gehöriger Apparat von Denkarbeit und Organisation, den unsere Geflügelfarmen von Amerika übernommen und ausgebaut haben. Denken wir nur an die „Fallennesterkontrolle“, durch die sich jedes in der Riesenfarm gelegte Ei nach seiner Abstammung feststellen läßt. Diese Nester fallen zu, wenn ein Huhn zum Legen hineingeschlüpft ist. In regelmäßigen Zeitabständen werden die Tiere nebst den inzwischen gelegten Eiern aus dem Gefängnis befreit, ihre Nummern von einem am Bein befindlichen Aluminiumring abgelesen, diese Nummern wiederum auf den Eiern vermerkt und das Ganze in die Legelisten eingetragen. Das ist der erste Schritt auf dem mühsamen Wege der Leistungszucht, die in der äußerst komplizierten Stammbaumzucht gipfelt.

In dieses System von mathematischer Exaktheit greifen die Zahnräder der Technik: in viele tausend Eier fassenden Brutapparaten werden die Eier ausgebrütet. Nur zum Teil können diese Maschinen die Menschenhand ersetzen. Genauestens müssen Thermometer und Hygrometer geprüft werden. Jede Woche erfolgt eine „Schierung“, bei der brutunfähige Eier ausgeschieden werden. Alle paar Tage müssen die Eier be-



Liebevolle Kleinarbeit, da hier die Technik noch nicht mitkann: Wenden der im Brutapparat liegenden Eier mit der Hand. Dieses Wenden hat täglich zweimal zu geschehen, auch müssen die Eier in bestimmten Abständen befeuchtet werden.



Die künstliche Glucke, die bei der Hühnerzucht mit Brutapparat die Gluckhenne ersetzen muß.

feuchtet und jeden Tag zweimal gewendet werden, bis am 21. Tag die angepickten Eierschalen den Erfolg der ungeheuren Arbeit verkünden. Schon nach wenigen Stunden hat sich das nasse und unbeholfene Tierchen zum lebhaften flaumigen „Eintagsküken“ entwickelt und findet in Aufzuchthallen unter künstlichen Glucken Wärme, Wartung, Pflege.

Das alles ist nicht eine in Technik erstarrte Maschine, sondern geistvoll arbeitender Organismus. Die moderne Geflügelzucht ist nicht das Privileg einiger Riesenfarmen. Auch das kleinste Bauerngehöft kann sich eine derartige Anlage in Miniatur schaffen.

Wolfgang Weber.



Nebenstehend: Vor dem Antritt der Reise: Eintagsküken im Versandkarton. Sie erwärmen sich gegenseitig und brauchen die ersten drei Tage keine Nahrung.



Serbisch-kroatischer Heiratsmarkt: Heiratslustige auf der Brautschau in Serajewo (Bosnien). Nach einer Zeichnung von Walter Hinze.

(Hierzu ein Artikel „Auf dem serbisch-kroatischen Heiratsmarkt“ auf S. 752.)

Wissen und Leben

Wurmschnecken bei der Fütterung im Aquarium. Die hier abgebildeten Schnecken der Gattung Vermetus leben im Mittelmeer und sind von anderen Meeresschnecken recht abweichend geformt, besonders was ihr Gehäuse betrifft. Dies ist ganz unregelmäßig in seinen Windungen und sitzt im Alter auf dem Grunde an Steinen fest. Man könnte diese Röhren mit den Kalkwohnungen gewisser Röhrenwürmer der Sippe Serpula leicht verwechseln. Über die Ernährung der festsitzenden Wurmschnecken im Meere lassen sich schwer Beobachtungen anstellen, zumal sie bis 20 m Tiefe vorkommen. Anders dagegen hinter dem Glas im Aquarium. Hier werden sie mit lebenden Daphnien, jenen kleinen Flohkrebschen oder Wasserflöhen, gefüttert. Dabei zeigt sich eine wunderbare Erscheinung. Sobald die Futtertierchen in den Behälter geworfen werden, schießen die Schnecken unsichtbare, wasserhelle Schleimfäden in das dichte Gewimmel der Daphnien, und nach ungefähr einer Minute erscheinen die daran hangenden Tierchen als weiße Punkte, wodurch der unsichtbare Faden erst, einer feinen Perlenschnur vergleichbar, sichtbar wird, weil sie sich hell vom dunklen Grunde abheben. Die so verankerte Beute wird nun in aller Ruhe von den Schnecken aufgezehrt, indem die ausgeworfenen Fäden langsam wieder eingezogen werden. Paul Neumann-Karlsberg.



Eine merkwürdige Ernährungsart: Wurmschnecken (Vermetus gigas) mit ausgestoßenen Schleimfäden zum Fangen der als Nahrung dienenden Wasserflöhe.
Nach eigenen im Berliner Aquarium gemachten Beobachtungen gezeichnet von Paul Neumann-Karlsberg. (Hierzu links obenstehender Beitrag „Wurmschnecken bei der Fütterung im Aquarium".)

Das Tragflächen-Segelboot. Interessante Versuche mit einem neuartigen Wasserfahrzeug sind auf der Oberspree bei Berlin von dem als Konstrukteur von Kleinflugzeugen bekannten Ingenieur Friedrich Budig in Grünau (Mark) gemacht worden. Das dafür verwendete und in untenstehenden Bildern wiedergegebene Fahrzeug stellt eine Kombination zwischen Segelboot und Segelflugzeug dar. Während vom ersteren die auf die Bootssegelei bezüglichen Momente, nämlich die Form des Bootskörpers entlehnt worden ist, sind die für die Fortbewegung maßgebenden Faktoren, d. h. in diesem Falle die Segelfläche, der Fliegerei entnommen worden. Wie die Bilder erkennen lassen, sind auf ein gigähnliches Fahrzeug von etwa 8 m Länge und rund 1 m Breite auf einem nach beiden Bordseiten schwenkbar angeordneten starren Turmgerüst in einer Höhe von etwa 2 m über Wasser zwei gegeneinander verwindbare Tragflächen von 6,20 m Spannweite und 1,32 m Tiefenausdehnung angebracht worden, deren Gesamt-Flächenausdehnung somit eine Segelfläche von 8 qm darstellt. Diese Tragflächen werden je nach der Wind- und Kursrichtung vor Wind und bis zu halbem (Seiten-)Wind in vertikale Richtung verwunden, wobei je nach der Windstärke die Projektion der Segelfläche größer oder kleiner gewählt wird. Bei Gegenwind, der das Fahrzeug — wie jedes andere Segelboot auch — zum Kreuzen zwingt, wird das Turmgerüst zur Seite geneigt und die jeweilig obere Tragfläche um wenige Grade nach vorn verwunden, worauf das Boot im gleichen Augenblick zu segeln beginnt. Das an sich nicht neue Moment der Verwendung von starren Profilsegeln hat hier eine neue Bereicherung insofern erfahren, als diese Profilsegel — es handelt sich übrigens um eine Verwendung des sogenannten Göttinger Profils 387 — horizontal, statt, wie bisher, vertikal angeordnet worden sind. Wenn das neue Fahrzeug auch noch gewisse Kinderkrankheiten aufweist, so sind doch die durchaus ernst zu nehmenden Versuche keineswegs zu übersehen, zumal sie nur den ersten Schritt zu einem vom Konstrukteur beabsichtigten weiteren Ausbau der Erfindung darstellen. W. Jacob.

Regen in Ostasien. Es ist nicht wie bei uns, wenn es in Ostasien regnet. Den ersten chinesischen Sommerregen erlebte ich in unserem Pekinger Hause. Er dauerte ununterbrochen nicht ganz einen Monat und verwandelte unsern Hof in einen See, über dem sich die Libellen wiegten. Unsere europäischen Regenschirme hatten sich nach der ersten Viertelstunde des Draußenseins in unbestimmte Hoffnungslosigkeiten aufgelöst, und wir wurden dermaßen durchgewässert, daß unsere Gefühle unbeschreiblich waren. Um diese nachzuempfinden, muß man einen Eimer Wasser sich über den Kopf schütten lassen und sich das als Dauerzustand denken. Den zweiten chinesischen, anderthalb Monate anhaltenden Sommerregen genoß ich im Gebirge westlich von Peking auf unserem flachen Hoteldach, das nochmals überdacht war. Zwar sah man nun nichts infolge der seitlichen Regenvorhänge, konnte aber auch nicht gesehen werden und badete sozusagen trocken. — In China ist der Regen betonte Natur, in Japan dagegen ist er betonte Kultur, und deshalb allein mache ich hier auf den Regen in Ostasien aufmerksam. Regnet es in Japan, so ergibt sich daraus gewiß auch manches in rein natürlicher Beziehung. Beispielsweise besteht keine Erdbebengefahr, solange die Auslösung der Wolken den Druck auf die Erde aufhebt oder mildert. Ganz abgesehen von Ernte-folgerungen, in denen sich selbstverständlich Japan nur wenig von China unterscheidet. Aber nahezu unbekannt ist bei uns die Tatsache, daß der Japaner viele Regenarten — 365, scherzt man — kennt und benennt und sich ihrer verschiedenen psychischen Auswirkungen bewußt ist. Der berühmteste japanische Regen ist der leise Frühlingsregen, der warme und sanfte „Harusame". Er steht vorwiegend im Dienst der Liebe und Poesie. Von den gegenwärtigen japanischen Dichtern besingt ihn besonders Banri Hirano. Mit dem Harusame fallen die Tränen — man wisse nicht, warum — sanft und warm. Da der japanische Frühling früher beginnt, ist nicht etwa der Mairegen gemeint, der vielmehr „Samidare" heißt und so vielen japanischen Bildern den Charakter gibt, dem Reisfeld wie dem Bauernhaus. Der Japaner behauptet, daß seine Landschaften durchweg im Regen am schönsten seien. Regenbilder sind in der Tat typisch für die japanische Malerei. Von dem geeignetsten Vorwurf, der japanischen Riviera bei Atami, sind sicherlich 90 Proz. Regengemälde. Der Samidare hat seine gefährliche Seite, denn mit ihm steigt die Hitze und die japanische Selbstmordepidemie. Allein in Tokio zählt man dann täglich 3 bis 4 Fälle. Demnächst zu erwähnen ist der Jiwuregen, der nach längerer Trockenheit fällt und das Volk von der Erdbebenfurcht befreit, auch die Pflanzen wieder tränkt und aufrichtet. Er gilt als besonderes göttliches Geschenk, um das man bittet, und für das man opfert. Oft löscht er auch Feuersbrünste, denen das allzu trockene Holz der japanischen Häuserchen sonst leicht zur Beute fällt. Der plötzliche Regenschauer, mit Blitz und Donner gemischt, aus pfeilschnell dahinschießendem schwarzen Gewölk kommend, heißt Yudaschi. Er wird geschätzt als der gründlichste und billigste Straßenreiniger der japanischen Städte, wenn er nicht etwa ein Stadtviertel unter Wasser setzt. Meinem japanischen Hause in Tokio stattete er ebenfalls durch das Dach überraschenden Besuch ab, ausgerechnet zur Nachtzeit und im Schlafzimmer. Seitdem stand ich ihm nur noch ablehnend gegenüber. Die eigentliche Regenzeit in Japan, die der am Anfang erwähnten chinesischen entspricht, heißt Tsuyu oder Nyubai. Sie beginnt Mitte Juni und währt einen Monat. Gewöhnlich wartet man ihr Ende ab, ehe man Reisepläne ausführt. Das, was man bei uns in Kurorten Saison nennt, beginnt in Japan daher nach dem Ende des Tsuyu. Wie sich danach im Blumen- und Schmetterlingslande die Natur entfaltet, kann man sich leicht denken. Im ganzen habe ich festgestellt, daß es in Japan durchschnittlich jeden zweiten Tag regnet, daß man sich aber dort besser darauf vorbereiten kann, weil die Hauptperioden sich immer wiederholen. Ganz im Gegensatz dazu zeigt China fast das ganze Jahr mit der erwähnten Ausnahme lachenden blauen Himmel, im Norden freilich dafür auch häufige Sandstürme, die aus der Mongolei hereinbrechen. Das ist nicht ohne Einfluß auf die

(Fortsetzung siehe Seite 752.)



Das startklare Boot. Links und rechts die versenkbaren Tauchflossen, die dem Boot Stabilität und Auftrieb geben.



Das Boot am Winde. Das Turmgerüst ist geneigt, die obere Tragfläche leicht nach vorn verwunden.

Ein neuartiges Segelboot: Das Tragflächen-Segelboot des Ingenieurs Budig bei Versuchsfahrten. (Hierzu obiger Beitrag.)

Selbst neben den kostbarsten Geschenken

Welch ein Staunen, wenn ein Geschenk am meisten begrüßt wird, das nicht durch seine Kostbarkeit wirkt, sondern durch den vornehmen Takt, mit dem es einen geheimen Wunsch errät.

So werden Elida Kassetten selbst auf dem vornehmsten Weihnachtstisch neben den kostbarsten Dingen mit Freude begrüßt.

Hinter jedem Geschenk steht unsichtbar der Geist des Spenders. Erraten Sie geheime Wünsche. Schenken Sie Elida Weihnachtskassetten!





ELIDA KASSETTEN

Kultur geblieben, die in China mehr Besinnlichkeit und passives Sichversenken, in Japan mehr Beweglichkeit und aktives Hervortreten zeigt. Diese Eigentümlichkeiten spiegeln sich in der Literatur der beiden ostasiatischen Völker nicht weniger als in der Politik. Prof. Dr. Waldemar Oehlke.

Auf dem serbisch-kroatischen Heiratsmarkt. (Vgl. hierzu die Abbildung auf S. 749.) Wohl selten hat man Gelegenheit, so viele verschiedenartige Typen und Volkstrachten zu sehen wie bei einer Reise durch die zu der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörenden Länder Bosnien und die Herzegowina, die seit 1919 Teile des serbisch-kroatischen Königreichs sind. Wenn schon die Natur diese Gegenden mit eigenartigen Reizen ausgestattet hat, so ist es nicht minder das farbenprächtige Leben, das den Fremden fesselt. Abgesehen von den echt morgenländischen Bauten, den Moscheen mit ihren vielen schlanken Minaretten, den zahlreichen Friedhöfen der Mohammedaner sowie vielen anderen dem Orient überall eigentümlichen Merkmalen, ist es hier die Kleidung der Bewohner, die sofort in die Augen fällt. Sieht man von den mannigfaltigen Gewändern der türkischen Einwohner (etwa 35 Proz.) ab, die in ihrer Zusammenstellung schließlich auch in anderen von Bekennern des Islams bevölkerten Ländern ebenso oder ähnlich anzutreffen sind, so fällt vorzüglich die Tracht der serbischen Bauern auf. Am besten kann man dies in der Hauptstadt Bosniens, dem an einem Gebirgsflusse gelegenen, zum Teil hoch an den Bergen emporkletternden Serajewo beobachten. Hier kommen die verschiedensten Stämme und Bezirke, deren jeder wieder besondere Merkmale in der Bekleidung hat, zusammen. Besonders bunt ist das Bild an den Sonntagen, wenn die Landbevölkerung mit Kind und Kegel zu Fuß oder im dicht bepackten Wagen ankommt, um die griechisch-orthodoxe Metropolitankirche zu besuchen. Neben diesem modernen, stattlichen Kuppelbau gibt es in der Serbenstadt noch eine alte serbische Kirche, die der Mittelpunkt des jährlich einmal, am serbischen Ostermontag, stattfindenden „Heiratsmarktes“ ist. Im Vorhofe der alten Kirche fängt die Beschau an. Die heiratsfähigen Mädchen der Serben stellen sich im vollsten Glanze und in großartigster Pracht, möglichst in Reihen oder kleinen Gruppen geordnet, auf, um die stattlichen Burschen, die sich ebenfalls so vorteilhaft wie möglich herausgeputzt haben, vorbeiziehen zu lassen. Kostbarer alter Familienschmuck, meist aus Gold, oft Stücke von großem Werte, schöne Silberarbeiten, wundervolle Stickereien und ähnliche zur Zierde beitragende Gegenstände schmücken die bunt gekleideten Frauen, deren Aussehen durch eine Art faltigen Hosenrock noch eigentümlicher wird. Die Aussteuer trägt jede Schöne deutlich sichtbar als Schmuck in Form von Gold- und Silbermünzen an der Mütze aus Samt oder an der Haube, am Tuch oder an der Kappe befestigt, wobei bisweilen ein großes Goldstück mitten auf die Stirn herabhängt. Auch sonst ist die weibliche Bevölkerung reichlich mit Zieraten beladen. Wo die Ohren nicht durch Tücher oder andere, manchmal wunderlich wirkende, oft geradezu entstellende Umhüllung bedeckt sind, zeigen sich wundervolle Gehänge und Ringe. Armbänder sowie breite Spangen in feinster Gold- oder Silberarbeit, prächtige große Gürtelschlösser, von denen merkwürdigerweise Perlenschnüre herabhangen, Halsketten mit Medaillons und Münzen, Fingerringe meist an fast allen Fingern sowohl der rechten als auch der linken Hand vervollständigen den Staat. Bisweilen kann man zum Überfluß auf den mit breiter Goldborte versehenen Jäckchen noch echten Pelzbesatz bewundern. Auch seidene Schärpen, die, um die Hüften geschlungen, mit den Enden vorn herabhangen, werden von einzelnen Mädchen bevorzugt. Sehr verschiedenartig ist ferner das Schuhwerk der Frauen, das bei einigen aus einfachen, auf hohen Querhölzern aufgebauten Holzpantoffeln, bei anderen aus Sandalen oder elegant aus bunten Lederriemen geflochtenen, mit Silberstickerei versehenen Schuhen besteht. Je nach Stämmen und je nach individueller Putzsucht variiert die Ausschmückung der zum edlen Wettstreit erschienenen Damen. Bei den männlichen Serben zeigt sich die Kleidung dagegen einheitlicher und einfacher. Alle tragen einfarbige dicke Anzüge aus groben, rauhen Stoffen, deren Ränder mit buntfarbiger Borte oder Schnur eingefaßt sind, wodurch die Eintönigkeit etwas behoben wird. Die kurzen Jacken haben sie meist abgelegt, so daß ein blendend weißes Hemd zum Vorschein kommt, dessen halblange Ärmel unten weit geöffnet und mit ausgezacktem Saume oder gar mit Spitzenbesatz, genau so wie bei den serbischen Frauen, versehen sind. Dazu passen die breiten Halskrausen und das fast stets um die Kopfbedeckung gelegte, halbgestärkte weiße Tuch, das hoch emporsteht, so daß es den daruntersitzenden Fes vollständig verdeckt, und bei allen in der gleichen Art geschlungen ist. Breite, besonders rote sowie grüne Ledergürtel, viele Taschen bergend, in denen, wie überall bei den Balkanvölkern, außer den üblichen Waffen alle nur möglichen und unmöglichen Dinge herumgeschleppt werden, sind auch hier selbstverständlich. Oft vervollständigt noch eine am Riemen um den Hals getragene, dicke Tasche die Ausrüstung. — Hübsche Burschen fangen mit sauberen Mädchen Gespräche an. Liebenswürdig und ermunternd lächelnd nehmen diese wiederum gern die Worte ihrer Anbeter entgegen. Indessen betrachten die Mütter in der Nähe mit Stolz die Erfolge ihrer Töchter. Manchmal scheint die Unterredung zwischen Männlein und Weiblein etwas intimer zu werden; ein freundliches Klopfen auf die Schultern, ein warmer Händedruck, selbst zärtliche Umarmungen zeugen davon, schließlich faßt der Bewerber kurzerhand seine Auserwählte unter den Arm und geht mit ihr davon. Die Zahl der heiratsfähigen Mädchen ist groß, so sind nur immer wenige so glücklich, gleich von der Brautschau aus von ihrem künftigen Ehegatten an den häuslichen Herd mitgeführt zu werden. Hört man das Resultat, so fühlt man dabei ein Bedauern angesichts des Aufwandes, der hauptsächlich von weiblicher Seite für diesen schicksalsschweren Tag gemacht worden ist. Dr. phil. Curt Priebatsch.

Äskulap, ein urgermanischer Heilgott. In dem alles ins Riesenhafte steigernden Weltkriege wurden auch die Ärzte in einem Umfang aufgeboten, daß sie für sich allein ein kleines Heer hätten bilden können. Der Äskulapstab auf den Achselstücken der Militärärzte bildete so eine auf Schritt und Tritt in die Augen fallende Farbennote in dem großstädtischen Straßenbilde. So mochte angesichts des Sinnbildes des griechisch-römischen Heilgottes mancher, der gewohnt war, tiefer zu denken, sich fragen, was denn wohl sein Name eigentlich für einen Sinn habe. Nun, „der Name ist durchaus dunkel“, das ist das Urteil, zu dem E. Thrämer in Roschers „Mythologischem Wörterbuch“ gelangt. Wenn man liest, was alles der zu den ältesten Gottheitsbegriffen der Hellenen gehörende Name bedeuten soll, begreift man, wie der Gelehrte zu diesem Urteil gekommen ist. Ein Teil der Alten hielt ihn für einen berühmten Arzt der griechischen Vorzeit, neueren Gelehrten ist er der Gott der Nässe in der trockenen Luft, seine Schlange aber ist das Sinnbild des fließenden Wassers. Wieder anderen ist er die milde, gesunde Luft des Frühlings nach dem ersten Regen oder auch wieder der Gott der Sinne und der Fruchtbarkeit. Adalbert Kuhn vergleicht ihn mit dem altindischen Götterarzt Dhanvatari; Preller sieht in ihm eine Emanation Apollos, und Schwartz zieht ihn in das Bereich seiner Gewitterwesen. Nach Welckers Auffassung hat er sich aus der dämonischen Heilschlange entwickelt. Eine neuere Richtung läßt ihn dagegen aus dem Totenkult hervorgehen. Eduard Meyer nennt ihn einen Erddämon. Salomon Steinach endlich führt den Namen auf die semitische Wortverbindung isch—kalbi (=Mensch-Hund!) zurück. Damit ist die Forschung denn glücklich bei dem Hunde angelangt. So hat man der Reihe nach alle alten Sprachen befragt, keine hat das Rätsel zu lösen vermocht. Nur eine mußte, wie gewöhnlich bei solchen sprachgeschichtlichen Untersuchungen alter Götternamen, als Aschenbrödel im Winkel zurückstehen — die germanische. Waren doch nach der noch immer in gewissen Kreisen eingewurzelten Anschauung die Germanen, als sie in den Gesichtskreis der Römer traten, ein Barbarenvolk und dementsprechend auch ihre Sprache noch wenig entwickelt; ja, nach der Ansicht Sigmund Feists haben sie sogar ihre frühere einheimische Sprache gegen

die germanische Mundart in vorgeschichtlicher Zeit eingetauscht. Nun aber mehren sich von Jahr zu Jahr die Beweise dafür, daß unsere Vorfahren bereits in den ältesten Zeiten auf einer überraschend hohen Gesittungsstufe standen. So unterliegt es unter anderm auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die bisher so dunkel und rätselhaft gebliebenen Benennungen vieler griechischer und römischer Gottheiten aus germanischem Sprachgute geprägt sind. Das gilt von dem Namen des Götterpferdes, wie in dem Aufsatz: „Woher stammt der Name Pegasus?“ in Nr. 4096 der „Illustrirten Zeitung“ nachgewiesen worden ist, das gilt auch von dem Namen des Heilgottes, der nichts anderes bedeutet als — Heilgott. Gott bedeutet der erste Teil des urgermanischen Wortgebildes Asklepios, also As in der nordischen Sprache, der in Pegasus den zweiten Bestandteil bildet. Der altnordischen Mehrheitsform: aesir entspricht buchstäblich die etruskische Benennung der Gottheit aesar, ein Wort, das auch in altitalischen Orts- und Flußnamen wie: Aesis, Aesaros, Aesernia u. a. auftritt. Ein anderes unzweifelhaft urdeutsches Wort ist helfen, niederdeutsch helpen. Hiervon ist abgeleitet das mittelhochdeutsche Beiwort: helfec, bayrisch: hilfig, niederdeutsch: helpig = hilfreich, Hilfe bringend. Die Verbindung beider Wörter ergab den Namen des Heil oder Hilfe bringenden Asen oder Gottes: Aschlapichos, Aischlabios, Aischalabios, Aiscalapios (auf Inschriften), lateinisch Aesculapius. Die Wortstellung: „Ase helpiger“ war früher auch in unserer hochdeutschen Schriftsprache üblich und ist es in gewissen Verbindungen und in der Dichtersprache noch heute, vgl. „Vater unser“, „Röslein rot“ usw. Über die Bedeutung des Namens des Gottes braucht man kein Wort zu verlieren. Führte er doch auch bei den Griechen die mit seinem eigentlichen Namen gleichbedeutenden Beinamen: Soter, Jatros, Jater = Helfer, Heiland. — Germanen sind es also gewesen, die in der Urzeit den Kult des Heilgottes und die in den Asklepieien (Sanatorien der Hellenen) geübte religiöse Jatrik (Inkubation oder Tempelschlaf und Traumorakel) nach Griechenland gebracht haben, und zwar verehrten die Urgriechen den Gott im Bilde der sich häutenden und so verjüngenden Schlange, die daher den gleichen Namen Askalabus führte wie der Gott selbst, und die, um seinen Stab sich ringelnd, das Sinnbild des hilfreichen Gottes geworden ist. So trennte man in einer vorgeschritteneren Zeit auch den ursprünglich als Tier, als Roß, gedachten Gewittergott Pegasos, den Pagen- oder Roßasen von der Gottheit und nannte den Reiter Bellerophontes, der dem bald Balder, bald Wotan genannten Gotte in dem Merseburger Roßsegen entspricht, während dem Pegasos (Pagasos) das Götterfohlen Phol gleichkommt.

Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg.

Anmerkung der Schriftleitung. In unserem Heft Nummer 4303 veröffentlichten wir einen Beitrag „Blitzschläge und Blitzschäden“. Auf Wunsch des Elektropathologischen Museums des Universitätsinstituts für gerichtliche Medizin in Wien teilen wir mit, daß die dem Artikel beigegebenen Abbildungen (außer der vom Blitz getroffenen Randtanne) aus dem Blitzschlagmuseum der Wiener Universität bzw. aus dem Buche „Spurenkunde der Elektrizität“ (Verlag Deuticke, 1927) stammen.

DAS JUBELPAAR

EINE LEGENDE VON J. PAUL KOEHLER

Sankt Matthäus war verdrießlich. Seitdem ihm die Verwaltung des Katasteramts für „Im Himmel geschlossene Ehen“ übertragen worden war, hatte er stets Ordnung in seinen Listen und Tabellen gehabt. Nun aber hatten die beiden ihm als Gehilfen beigegebenen halbwüchsigen Engel ein solches Durcheinander zustande gebracht, daß er sich selbst nicht mehr zurechtfand. Was sollte nur daraus werden? In seinem Taschenkalender, den er niemals von sich ließ, war für morgen ein dicker roter Strich vorgemerkt. Das bedeutete, daß ein zu seinen Schutzbefohlenen gehörendes Ehepaar morgen seine goldene Hochzeit feiern wollte.

Da gab es für ihn viel zu tun. Er mußte dafür sorgen, daß das Jubelpaar den goldenen Hochzeitstag in leidlicher Gesundheit und rechter Herzensfröhlichkeit begehen konnte. Der Geistliche, der es einzusegnen hatte, war mit einer ordentlichen Dosis himmlischen Geistes zu begaben, damit er selbst die Weihe des Tages recht empfand und diesem Empfinden einen würdigen Ausdruck verlieh. Auch mit dem heiligen Petrus mußte wegen des Wetters gesprochen werden. Und nun wußte man nicht, wer und wo das goldene Hochzeitspaar war! Es war wirklich, um sich krank zu ärgern, wenn dies bei dem unzerstörbaren himmlischen Gesundheitszustand überhaupt möglich gewesen wäre.

Da — während Sankt Matthäus im tiefsten, wenn auch erfolglosen Nachdenken war — kam der kleinere und artigere der beiden Hilfsengel herbeigesprungen. „Heiliger Matthäus,“ rief er aufgeregt schon von weitem, „heiliger Matthäus, wir haben das Paar gefunden, es sind die Schullehrerseheleute Franz und Rosa Stefflarn in Walddorf.“

Ein brunnentiefer Seufzer des Heiligen ward dem Verkünder der Freudenbotschaft zur Antwort. „Gott sei Dank, das ist ja das Dringlichste! Da wird sich das übrige schon noch finden.“ Dann aber vertiefte sich Sankt Matthäus schleunigst in die Lebensgeschichte des Jubelpaars. Und was er dabei fand, ließ ihn seinen Ärger bald vergessen. Das war wirklich eine Ehe, an der nicht nur Gott der Herr, sondern auch der etwas zum Mäkeln und Kritisieren neigende Heilige selbst seine Freude haben konnte. So sandte er denn sogleich den größeren Hilfsengel, der ohnehin beim Ordnen der Listen nicht zu brauchen war, mit einer wunderschönen Predigt auf die Erde und ließ diese dem Pfarrer von Walddorf während seiner Nachmittagsruhe eingeben.

Für prächtiges Wetter am goldenen Hochzeitstage hatte Sankt Petrus auf die Bitte von Sankt Matthäus hin gesorgt. Schon früh um fünf Uhr war der von Franz Stefflarn ausgebildete Kirchenchor, lauter Jünglinge und Jungfrauen von Walddorf, vor dem Schulhause angetreten und hatte zuerst „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ angestimmt. Und nach den fünf kraftvollen Strophen dieses Gesanges hatte die Sängerschar das zart-wehmütige „Aus der Jugendzeit“ folgen lassen. Als aber auch dieses Lied verklungen war und der greise Schullehrer mit wohlgesetzten Worten seinen und seiner Lebensgefährtin Dank auszusprechen begann, da wurde er durch einen weiteren Gesang, der freilich nicht im Festprogramm stand, unterbrochen. Auf der hohen, vor dem Schulhause stehenden Linde sang im Glanz der Morgensonne eine Amsel ihr Morgenlied zum Preise des Schöpfers aller Dinge. Und als zuerst die Amsel und dann auch der Jubilar mit dem, was jedes von ihnen zu sagen hatte, fertig geworden war, da führte die immer herrlicher leuchtende Sonne den schönsten Tag herauf.

Ein halb acht Uhr begann die Feier in der kleinen schmucken Walddorfer Kirche. Trotz des Werktags, an dem die meisten in Feld und Wald zu tun hatten, war das Kirchlein bis auf den letzten Platz gefüllt. Niemand aus dem Dorfe wollte am Ehrentag der beliebten Schullehrersleute fehlen.

Der Herr Pfarrer aber hätte die Hilfe des ihm von Sankt Matthäus zugesandten Engels kaum nötig gehabt; war er doch dem Jubelpaar und besonders dem greisen Schullehrer herzlich zugetan, so daß es ihm eine Ehrensache war, den Festtag nach besten Kräften verherrlichen zu helfen.

Schlicht und einfach sprach der Pfarrer. Er erzählte den aufmerksam zuhörenden Walddorfern die Geschichte dieser Ehe, von der er den ersten Teil aus den Erzählungen seines Vorgängers, die letzten dreißig Jahre aber aus eigener Anschauung kannte. Er begann also: „Vor mehr als fünfzig Jahren saß der junge Schullehrer

Franz Stefflarn eines Abends nach getaner Arbeit im Gasthof und las die Zeitung. Da fiel sein Blick auf eine Todesanzeige. Ein Bäckermeister in der Hauptstadt war gestorben und hatte nur eine Tochter hinterlassen. Das wäre nun nichts Besonderes gewesen, aber — das war ja der Nachbar seiner längst verstorbenen Eltern, und die hinterlassene Tochter Rosa war seine kleine Jugendfreundin! Franz Stefflarn sah das liebe Kind wieder vor sich, wie es ihm, dem zwei Jahre älteren, aber jungenhaft unbeholfenen Kameraden, so herzlich zulachte und manchmal auch etwas Gutes aus der väterlichen Zuckerbäckerei mitbrachte. Und die Rosa stand nun ganz allein in der Welt!

Eine Viertelstunde lang überließ sich der junge Mann seinen Erinnerungen und Gedanken, dann sprang er auf und stürzte zum Pfarrer, meinem Vorgänger, mit der Erklärung, daß er morgen keine Schule halten könne. Fünf Stunden mußte Franz Stefflarn in der Nacht, zum Glück bei Mondschein, über Berg und Tal wandern, um in der Morgenfrühe die kleine Station zu erreichen, von der ihn der Eisenbahnzug in die Hauptstadt trug.

Hier fand er die Jugendfreundin nicht nur in tiefer Trauer, sondern auch in großer Sorge. Die lange Krankheit des Vaters, dem die Frau schon vor Jahren im Tode vorangegangen war, hatte das bescheidene Vermögen aufgezehrt. Für Rosa hatte sich nun zwar eine Unterkunft gefunden, aber was es mit dieser auf sich hatte, konnte sie nicht sagen, und der Mann, der ihr den Platz geboten hatte, gefiel ihr wenig. Er war freilich ein Vetter ihres Vaters, und deshalb glaubte sie ihm folgen zu müssen. Er hatte eine kleine Schankwirtschaft, die sie nicht kannte; dort sollte sie mithelfen.

Kaum hatte Franz Stefflarn dies gehört, als er schleunigst sich nach dem Mann erkundigte und die Schankwirtschaft besuchte. Was er fand, war eine elende Spelunke mit einem zweifelhaften Frauenzimmer als Kellnerin, und was er über den Mann erfuhr, war nur Schlechtes.

Und diesem Menschen sollte seine liebe, feine Jugendfreundin — von der er erst jetzt merkte, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen war — sich anvertrauen! Das mußte er verhindern. Wie aber sollte er das fertigbringen? In seiner Not betete er lange vor dem Altar der allerheiligsten Jungfrau, und die Gnadenreiche gab ihm den rechten Gedanken. Noch an demselben Tage gelang es ihm, durch Vermittlung des würdigen Vormundschaftsrichters, der ihn einst selbst betreut hatte, für Rosa einen Platz als Wirtschaftsgehilfin in einem guten Bürgerhause zu finden.

Ein halbes Jahr später aber, heute vor fünfzig Jahren, führte Franz Stefflarn seine geliebte Rosa als seine Frau heim.

Vor diesem Altar legte mein ehrwürdiger Vorgänger ihre Hände zusammen zum Bunde für Zeit und Ewigkeit.

Nach menschlichem Ermessen war dieser Bund freilich ein Wagnis, denn es fehlte den Brautleuten an den nötigsten Geldmitteln. So arm waren sie, daß sie kein festliches Mal ausrichten, keine Gäste zu ihrer Hochzeit laden konnten. Aber in ihnen war etwas, wertvoller und köstlicher als Geld und Gut; das war die unermeßlich tiefe Liebe, die sie ganz erfüllte und über alle äußerlichen Schwierigkeiten hinaushob.

Und als mein Vorgänger die jungen Eheleute einsegnete, da gewahrte er auf ihren Gesichtern einen solchen Glanz überirdischen Glückes, daß er ausrief: ‚Wahrlich, diese Ehe wird im Himmel geschlossen.'"

Fester faßte bei diesen Worten Franz Stefflarn die Hand seines Weibes, und beider Augen begegneten sich in glückseligem Erinnern.

Mit erhobener Stimme aber fuhr der Pfarrer fort: „Die Wahrheit des Wortes meines Vorgängers können wir alle, die wir hier versammelt sind, bestätigen. Ist doch die Ehe unseres Jubelpaares allezeit ein Muster und unerreichtes Vorbild für andere Eheleute gewesen. Und weil unser Franz und unsere Rosa Stefflarn die wahre, vom Himmel stammende Liebe in sich trugen, so brachten sie diese nicht nur einander und den Kindern, die ihnen geschenkt wurden, entgegen, sondern umfaßten damit auch die anderen Menschen."

In steigender Ergriffenheit schilderte der Redner sodann, wie die beiden Söhne des Jubelpaars, nachdem sie sich zu tüchtigen Männern entwickelt hatten, in dem furchtbaren Weltkrieg, Seite an Seite kämpfend, an einem Tage hinweggerafft worden waren. Aber auch damals hätten die Herzen der Eltern sich nicht verhärtet. Trotz ihrer tiefen, schmerzlichen Trauer hätten sie nicht aufgehört, das große Gebot Gottes „Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst" zu befolgen, und seien stets bestrebt gewesen, ihren Mitmenschen Gutes zu erweisen.

Atemlos lauschten die Kirchgänger. Und als der hochwürdige Herr zum Schluß um Gottes Segen für das Jubelpaar gebetet hatte, da geschah etwas, was in dieser Kirche noch nicht vorgekommen war. Alle Anwesenden gingen an dem goldenen Hochzeitspaar vorbei und reichten ihm die Hand. Es war wie eine Huldigung vor einem gekrönten Haupt, aber die Huldigung war hier wertvoller, weil sie nicht erzwungen, sondern aus innerstem Herzensbedürfnis heraus entsprungen war.

Viel Ehre und Freude wurde den Stefflarnschen Eheleuten am Tage ihrer goldenen Hochzeit noch zuteil. Da war kein Bauer in Walddorf, der nicht ein Geschenk überbracht oder gesandt hätte, und selbst die Häuslers-Margareth, die ärmste Frau im Dorfe, kam mit zwei frischen Eiern, die ihre einzige Henne in den letzten Tagen gelegt hatte.

Am Abend wurde zu Ehren des Jubelpaars ein Fest im Gasthof veranstaltet. Als Franz und Rosa Stefflarn erschienen, war schon das ganze Dorf im großen Gasthofssaal versammelt. Nur die Häuslers-Margareth hatte sich nicht hineingetraut, sondern war an der Tür stehen geblieben, so daß Frau Rosa sie selbst hineinführen und ihr einen Platz anweisen mußte.

Vielerlei Reden wurden auf das goldene Hochzeitspaar gehalten, ernste und heitere. Große Heiterkeit erregte die Erzählung eines Bauern, dessen Haar auch bereits ergraut war, die Schilderung eines Erlebnisses aus seiner Schülerzeit vor mehr als 40 Jahren. Als er damals, ein zehnjähriger Bube, ein Vogelnest ausgenommen habe, sei er dafür von dem Jubilar fürchterlich verhauen und dann aus der Schulstube hinausgesteckt worden. Auf sein gottserbärmliches Schreien und Heulen sei die Frau Lehrer erschienen und habe ihn zwar zunächst auch ernstlich verwarnt, dann aber mit sich in ihre Stube genommen und, weil's ihr Mann gar so schlimm mit dem kleinen Buben gemacht, ihn nicht nur getröstet, sondern ihm auch das Gesicht gewaschen und schließlich etwas Talg gegeben, womit er seine Schwielen habe einreiben können.

Trotz aller Ehre und Freude, die das Fest ihnen brachte, waren die beiden Alten doch froh, als sie schließlich wieder allein in ihrer gemütlichen Wohnstube beisammensaßen. Um sie herum die Geschenke, die Blumen, die Briefe. Da nahm der Mann die Hand seiner Frau in seine beiden Hände, dann zog er seine goldene Hochzeiterin an sich heran und bettete ihren Kopf an seiner Brust. So saßen sie lange, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach die Frau das Schweigen: „So möchten wir bleiben bis an unser seliges Ende."

Da drückte Franz Stefflarn sein Weib fester an sich und dankte dem Herrgott aus tiefstem Herzensgrunde für den heutigen Tag und für sein ganzes Leben. Dann aber wandte er sich an die heilige Jungfrau und bat sie, die ihm und seiner Frau vor mehr als fünfzig Jahren beigestanden habe, daß sie auch jetzt ihnen gnädig sein, ihnen beiden ein schönes Lebensende und einen gemeinsamen Tod geben möge.

Dann küßten sich die beiden Alten zur „Guten Nacht".

Das Gebet aber drang mit der Schnelligkeit des Gedankens zu der Gebenedeiten in den Himmel. Und es rührte ihren gütigen Sinn, so daß sie sich

entschloß, den Wunsch des greisen Jubelpaars zu erfüllen, wenn es ihr nur irgend möglich sein würde.

Nach kurzem Besinnen suchte sie den Engel des Todes auf, um zunächst ihn zu fragen, wie lange noch das Leben für Franz und Rosa Stefflarn bemessen sei.

„Ein Jahr noch hat Franz Stefflarn zu leben und sechs Jahre Rosa Stefflarn. Ändern kann ich daran nichts, das vermag nur Gott der Herr", so lautete die kurze Antwort.

Wie es den beiden Leuten in der ihnen noch zugemessenen Lebenszeit wohl ergehen werde, forschte die heilige Jungfrau weiter. Das, erklärte der Todesengel, wisse er nicht. Aber der heilige Matthäus werde ihr darüber Auskunft geben können. Ob er ihn rufen solle.

Rasch war der Heilige zur Stelle gebracht und berichtete, daß Franz Stefflarn nach einer schweren, schmerzvollen Erkrankung sterben, Rosa Stefflarn aber nach fünfjähriger Witwenschaft, des Lebens satt, allmählich auslöschen werde.

Auf einen Punkt wies übrigens der heilige Matthäus noch hin. Ob denn die allerheiligste Jungfrau sicher sei, daß Rosa Stefflarn den Wunsch ihres Mannes nach gemeinsamem Tode ernstlich teilen würde, wenn sie wüßte, daß sie damit auf fünf Jahre ihres Lebens verzichte. Da antwortete ihm die gnadenreiche Mutter Jesu: „Ein rechtes Weib liebt unter Opfern und ist glücklich, wenn es für den Geliebten und mit ihm sterben kann."

Beschämt schwieg Matthäus.

Die heilige Jungfrau aber nahte sich Gott dem Herrn und kniete vor seinem Throne nieder. Der Allgütige hob sie auf und setzte sie neben sich. Was sie wünschte, wußte der Allwissende, er ließ es sich aber doch von ihr sagen. Und als sie, heiligen Eifers voll, davon sprach, wie die Eheleute Stefflarn ein so vorbildliches Eheleben geführt und nun den Wunsch hätten, das irdische Leben gemeinsam zu beschließen, da lächelte Gott der Herr ihr gütig zu.

Dieses Lächeln hatte eine wundersame Wirkung. Herrlicher noch als sonst klangen die himmlischen Chöre. Auf der Erde blühten die Blumen auf, die bisher verschlossen gewesen waren, und die Vögel sangen ihre schönsten Lieder. Die Menschen aber fühlten sich fröhlicher und gesunder und bemühten sich, besser zu handeln und besser zu werden.

Als die heilige Jungfrau das Lächeln des Herrn gewahrte, wußte sie, daß ihre Bitte erfüllt war. Sie neigte sich und flüsterte: „In der Christnacht soll der Todesengel die beiden holen."

In der Christnacht fand, wie alle Jahre, um Mitternacht in der Kirche zu Walddorf die Christmette statt. Franz Stefflarn spielte auf der Orgel wie sonst, aber doch nicht wie sonst; denn es war ihm, als ob ein anderer seine Hände regiere, als ob um ihn und in ihm eine himmlische Kraft sei.

Und die Menschen in der kleinen Kirche empfanden auch etwas von dieser Himmelsgabe. Vor allem schien es Rosa Stefflarn, die auf ihrem Platz in der vordersten Reihe saß, daß die Orgel unter ihres Mannes Händen noch niemals so geklungen hätte; und ob sie es auch nicht wollte, so mußte sie doch unaufhörlich weinen, aber es waren Tränen reinsten Glückes.

Nach der Christmette gingen die beiden Alten, eng aneinandergeschmiegt, ihrem Hause zu. Als sie aber in ihr Heim eintraten, da war ihnen, als ob ein goldnes Licht über sie hinwegginge — und ein Herzschlag setzte in einem Augenblick ihrem Leben ein gemeinsames Ende.

Der Engel des Todes schlug seine samtenen Fittiche um das Paar und führte es an die Himmelspforte. Dort wollte gerade der heilige Petrus damit beginnen, die Ankömmlinge in gewohnter Weise zu befragen, als plötzlich die gebenedeite Jungfrau erschien. Mit ihrem holdseligen Lächeln empfing sie die beiden Verklärten und führte sie zu ihrer Rechten und Linken an dem sich tief verneigenden Himmelspförtner vorbei zu den himmlischen Heerscharen.

ZUM NACHDENKEN

Notenrätsel.

A D E E M N N N O R T W

B E E G I K L N N S T T

E E E E I I M N N S S T

A E G I I N P R S S T T

Anagramm.

Aus je 2 Wörtern ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So wird aus:

1 Hero Inn = Fabeltier
2 Donna Reim = nordfranzösische Landschaft
3 Nero Ob = Oper von C. M. v. Weber
4 Latte Chor = Mädchenname
5 Nagel Hold = deutsche Insel
6 Gloria Tal = Panzerechse
7 See Rad = wohlriechende Pflanze
8 Mai Tand = Edelstein
9 Inge Dan = schweizerisches Hochtal
10 Galan Licht = Singvogel

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen eine Dichtung von Tennyson.

Gleichung.

a = Mitlaut b = türkische Würde
c = Freiheitsheld d = Selbstlaut
a + b + c + d = Kleinigkeit.

Kombinations-Kreuzworträtsel.

In jedes weiße Feld ist ein Buchstabe zu setzen. Die Buchstaben bilden Wörter. Ein Wort beginnt in einem Kreis und endet im nächsten Kreis. Die Wörter werden von links nach rechts und von oben nach unten gelesen. Bedeutung der Wörter: Wagerecht: 3 Raubvogel, 4 Fluß in der Schweiz, 6 Gewürz, 7 athenischer Gesetzgeber, 8 Stamm der Hottentotten, 10 Gartenblume, 11 Romanschriftsteller, 13 Ackergerät, 14 Stockwerk, 15 Zahl, 17 gehärtetes Eisen, 18 Fluß im Sauerlande; senkrecht: 1 Küstenlandschaft am Ionischen Meer, 2 Hausvogel, 3 Vorfahren, 4 Partie eines Schauspielers, 5 Insel an der Küste Kleinasiens, 7 Fluß im Harz, 8 inneres Organ, 10 abessinischer Königstitel, 11 Schmelzglas, 12 Sand- und Moorlandschaft am Teutoburger Wald, 14 Stadt in Holland, 15 weiblicher Vorname.

Verwandlungsrätsel.

Aus dem Worte „Index“ ist durch neunmalige Veränderung von je 2 Buchstaben an den mit Kreuz bezeichneten Stellen das Wort „Preis“ zu bilden. Die Zwischenwörter haben die nebenstehende Bedeutung.

1	I	n	d	e	x	
2	·	·	+	·	+	geographischer Begriff
3	+	·	+	·	·	Verwandter
4	·	+	+	·	·	Musikinstrument
5	·	·	·	+	+	wüstes Trinkgelage
6	+	+	·	·	·	Verwaltung
7	+	·	+	·	·	Reihenfolge
8	+	+	·	·	·	weiblicher Vorname
9	+	·	·	·	+	europäische Hauptstadt
10	P	r	e	i	s	

Homonym.

An jedem Tische ist's zu seh'n,
Dann auf dem Tische wird es steh'n;
Auch mancher Kopf muß sich bequemen,
Geduldig es in Kauf zu nehmen.

Besuchskartenrätsel.

Leo Viktor Mür

Hof

Was ist der Herr von Beruf?

Kammrätsel.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:
a a a b b c c d d d d e
e e e e g h h i i l l m m
n n n n n o r r r s s s s
t t t t t t t u u u
wagerecht: Staat in Europa; senkrecht: 1 Stadt in Sachsen, 2 deutsches Flüßchen, 3 Stadt in Pommern, 4 freie Hansastadt, 5 Stadt in Mittelfranken, 6 Stadt im Freistaat Lippe.

1 2 3 4 5 6

Im Kaufhaus.

Ich mußte zu der „Ersten“ geh'n,
Um dort mein Geld zu geben
Für eine „Zwei“ zum Wäschedreh'n. —
Am Lager war daneben
Die „Ganze“ billig zu bekommen;
Zum Kochen hab' ich sie genommen.

Gleichklang.

Die sind es, die im Kampfe mir zur Seite
Den Weg des Leidens und der Freude geh'n; —
Die glücklich doch in ihrem Leben waren,
Und die die Herrlichkeit der Welt geseh'n,
Die haben es, ob jung, ob alt an Jahren.

Magisches Doppelquadrat.

Nach Umordnung der Buchstaben: a a a a b b d d e e e e e e g i i l l n n n o o r r r r r t müssen die Reihen längs und quer ergeben: 1 Gangart, 2 Ansprache, 3 Blutleiter, 4 mächtiger Gebirgsstock, 5 Tier, 6 Tyrann, 7 Pflanze.

Seelenwanderung.

Ein Jäger in Amerika
Sich plötzlich kopf- und fußlos sah;
Durch dies Geschick, das er erlitt,
Ward er zum Pferde, das er ritt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4315.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4313.

Zahlenproblem:

40
40 180 80
20 140 100 60 80
120 20 160
60

Scherzfrage: 25 Pfennig.
Fächerrätsel: 1 Gogol, 2 Rahel, 3 Insel, 4 Leibl, 5 Lokal, 6 Pirol, 7 Apfel, 8 Regal, 9 Zobel, 10 Enkel, 11 Rubel. — Fächerrand: Grillparzer.
Silbenrätsel: 1 Fabel, 2 Radau, 3 Atom, 4 Urne, 5 Eden, 6 Nimrod, 7 Seife, 8 Ibis, 9 Nadel, 10 Dorothea, 11 Daumen, 12 Irland, 13 Ebene, 14 Vegas. — „Frauen sind die Blumen des Landes.“
Figurenrätsel: 1 Brigant, 2 Rigoletto, 3 Unstrut.
Silbendiamant: 1—2 Eier, 2—3 Erwin, 3—4 Winkel, 4—5 Kelle, 1—5 Eile, 2—5 Erle.
Dieselben: Neffen.
Kopfrätsel: Fasten, hasten, rasten.
Rebus: Übergewicht.

Schadet Schminken?

Gewiß; denn die Haut muß leben und darf nicht erstickt werden. Schminken macht die Haut wohl schön, aber auch krank. Will man letzteres nach Möglichkeit vermeiden, so reibe man sich abends vor dem Schlafengehen ein wenig Amor-Skin in die Haut ein. Amor-Skin ist präpariert aus regenerierenden Panzertierunterhautstoffen und regt die innere Sekretion erschlaffter Haut neu an. Deshalb sei auch empfohlen, vor jedesmaligem Schminken ein wenig Amor-Skin in die Haut zu verreiben; denn Amor-Skin macht die Haut natürlich jung und schön und nur zu besonderen Anlässen sollte man zu künstlichen Mitteln greifen.

Die Heimat des Kaffees



ist der sagenumwobene Orient. Derwische benutzten den braunen Trank zur Durchwachung der gebeterfüllten Nächte. Langsam erst fand der Kaffee seinen Weg von seiner Urheimat, dem Hochland Kaffa in Abessinien, zu den lauschigen Winkeln der Märchenerzähler des Morgenlandes.

Das Abendland mit seinem kälteren Klima lernte bald den Wert des heißen, aromatischen Getränkes erkennen. Die Liebhaberei für Kaffee stieg dann so sehr, daß die Ärzte auf die der Volksgesundheit drohende Gefahr aufmerksam wurden. Man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen! Was für die Tropen gut ist, paßt nicht unbedingt für uns.

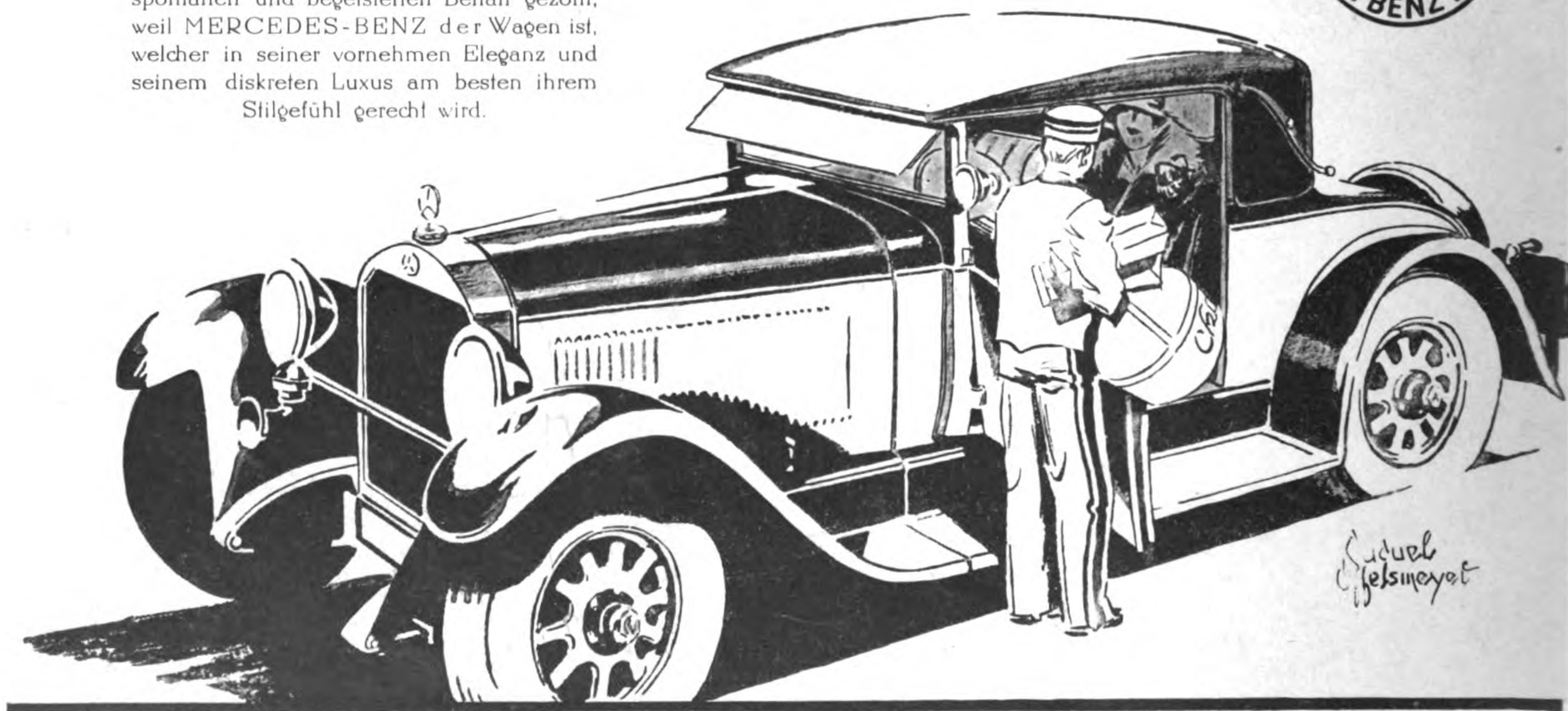
Deshalb muß der Kaffee so hergerichtet werden, daß er sich für unser Klima eignet. Dies besorgt die Kaffee Hag durch Entziehung des schädlichen Coffeins! Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.

Kaffee Hag schont Herz und Nerven



DIE ELEGANTE FRAU

hat den neuen MERCEDES-BENZ Modellen spontanen und begeisterten Beifall gezollt, weil MERCEDES-BENZ der Wagen ist, welcher in seiner vornehmen Eleganz und seinem diskreten Luxus am besten ihrem Stilgefühl gerecht wird.



DAIMLER-BENZ A.-G.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J · J · WEBER LEIPZIG

NR. 4315. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 24. NOVEMBER 1927

WEIHNACHTS-ANZEIGER

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4315. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. November 1927.

Allgemeine Notizen.

Der deutsche Theologentag in Eisenach führte zum erstenmal etwa 200 Vertreter der deutschen theologischen Wissenschaft zu gemeinsamer Aussprache über die Probleme der modernen Theologie zusammen und hat durch seinen erfolgreichen Verlauf bewiesen, daß diese seit Jahren geforderte Einrichtung einem weithin gehegten Bedürfnis der Theologen aller Richtungen entgegenkommt. Trotz der Verschiedenheit der in den Vollversammlungen und in den Sektionen erörterten Themen zeigte sich überall das ernsthafte Bemühen, die theologischen Probleme über die Gegensätze der Richtungen hinweg gemeinsam zu klären. Bei allem Unterschied der Meinungen, die in großer Sachlichkeit ausgetragen wurden, konnte deshalb der Vorsitzende, Prof. D. Titius (Berlin) in seinem Schlußwort eine weitgehende Einigkeit und die allseitige Mithilfe zu gegenseitigem Verständnis konstatieren. Besonderem Interesse begegnete der Vortrag von Prof. D. Bultmann (Marburg) über die Bedeutung der dialektischen Theologie für die neutestamentarische Wissenschaft, der eine lebhafte Aussprache über die neueste Strömung der gegenwärtigen Theologie hervorrief. Der Erfolg der Tagung führte zu dem Beschluß, den Theologentag nun zu einer ständigen Einrichtung zu erheben.

Die Deutsche Bücherei der deutschen Buchhändler wurde von den Teilnehmern der von der Hygiene-Organisation des Völkerbundes veranstalteten internationalen Studienreise unter Führung des Präsidenten des Sächs. Landesgesundheitsamtes in Dresden Dr. Weber und des stellvertretenden Direktors der Deutschen Bücherei Dr. Ebert besucht. Fast alle Länder Europas und von außereuropäischen die Vereinigten Staaten Amerikas, Argentinien und Japan waren vertreten. In seiner Begrüßungsrede führte Dr. Ebert aus, daß nichts das gegenseitige Verstehen und die geistige Zusammenarbeit der Völker in höherem Maß fördere, als das Studium jener Einrichtungen, die die einzelnen Völker, ihrer nationalen Eigenart und den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprechend, auf geistigem Gebiet geschaffen haben. Die Besichtigung der Deutschen Bücherei durch die ausländischen Gäste solle mit dazu beitragen, Verbindungen anzuknüpfen und zu verbessern, die auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, des Unterrichts, der sozialen Organisationen, seit Bestehen des Völker-

bundes mit Sachlichkeit und Ernst gesucht werden. Er gab dann einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Deutschen Bücherei und charakterisierte ihre Ziele und Aufgaben sowie ihre besondere Stellung unter den großen Bibliotheken Deutschlands. An den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine begeisterte Besichtigung der Deutschen Bücherei an, unter Führung der wissenschaftlichen Bibliothekare.

Zur Förderung von Deutschlands Handel, Industrie und Verkehr gibt die Hamburg-Amerika Linie seit 1921 alljährlich einen Führer „Through Germany" in englischer Sprache heraus. Der Führer wird an die Passagiere der ersten Klasse und der Kajüten der Hapag-Dampfer von Nordamerika und Ostasien nach Europa kostenlos verteilt. Die Reisenden haben während der Mußestunden Gelegenheit, das lehrreiche Buch einem eingehenden Studium zu unterziehen und sich mit den Schönheiten Deutschlands und seiner wirtschaftlichen und industriellen Leistungsfähigkeit bekannt zu machen. Die wirkungsvollen Kupfertiefdruck-Illustrationen tragen dazu bei, Deutschland als Reiseziel besonders hervortreten zu lassen. Neben der englischen Ausgabe erscheint auch eine spanische unter dem Titel „Por Alemania", die in gleicher Weise den Passagieren in der Hapag-Süd- und Mittelamerika- und Ostasien-Fahrt ausgehändigt wird.

Die Stollwerck-Post, Hauszeitschrift der Gebr. Stollwerck A.-G. in Köln, enthält in ihrem Heft 3 vom Oktober d. J. wiederum mancherlei Lehrreiches und Ergötzliches. Das Hauptinteresse nehmen der illustrierte Aufsatz aus der Feder des Dr. Heinrich Fincke-Köln „Vom Werden des Kakaos" und dessen Artikel „Über die Herkunft der Namen Kakao und Schokolade" in Anspruch.

Ein originelles Preisausschreiben veranstaltet die Schokoladenfabrik Mauxion in Saalfeld (Saale). Auf Anfordern unter Bezugnahme auf unsere Zeitung übersendet sie sechs Tassenproben Kakaopulver verschiedener Herstellung. Danach soll man bei gleichmäßiger Behandlung urteilen, welcher Art man in bezug auf Aroma, Geschmack, Löslichkeit, Feinheit, Bekömmlichkeit usw. den Vorzug gibt. Für gute und beste Arbeiten setzt genannte Firma eine größere Anzahl wertvoller Prämien aus; weniger gelungene Berichte sollen wohlschmeckende Trostpreise erhalten. Die Entscheidung des Preisgerichts soll so schnell als möglich erfolgen, damit die Preise noch vor Weihnachten zur Verteilung gebracht werden können.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk 9.— an.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ Wasser u. Zentralheizg.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Suderode

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Eisenach

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Davos

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

San Martino di Castrozza

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

BORDIGHERA (RIVIERA — ITALIEN)

— Idealer Aufenthalt — Golf — Tennis — Ermässigte Preise —

HOTEL CONTINENTAL
NIZZA
DIRECTION: LUIGI STEINSCHNEIDER



LE GRAND PALAIS NIZZA

150 luxuriös eingerichtete Appartements. — 150 Badezimmer. — 9 Lifte. — Inklusive Bettwäsche, Kochgeschirr, Porzellan u. Glasservice, als auch Silberbestecke etc. — Zentralheizung. — Fließendes warmes Wasser. — Garage. — Großer Garten und Terrasse. — Dominante sonnige Lage. — Prachtvolle Aussicht auf die Stadt u. auf das Meer. F. Rabouin, Direktor.



SAN REMO. VI.
Grand Hotel BELLEVUE
und **Villa Zirio**

(Nachweisbar mildestes Klima der Riviera). Führendes, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Haus in windstiller Lage mit Rundblick aufs Meer, inmitten eigener grosser tropischen Parkanlagen. / Tennis. / Garage. Das ganze Jahr geöffnet. Auf der Durchreise durch Mailand empfehlen wir das Grand Hotel „METROPOL" am Domplatz, nächst dem Scala-Theater.



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Cannes, Hotel Gonnet et de la Reine.

Familien-Hotel allerersten Ranges. — Prachtvolle Lage am Bd. Croisette und am Meer. — Grosses Restaurant. — Anerkannte Küche. — Allergrösster Komfort.

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C.2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50

Das Beste, was Paris bietet, ist das

HOTEL AMBASSADOR

das grösste Pariser Hotel am neuen Boulevard Haussmann

600 Zimmer mit Bad

Einzelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-

COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
GROSVENOR

(für die Wintersaison Preisermäßigungen!)

DIREKTION: DUHAMEL

HOTEL MIRABEAU • PARIS •
DAS VORNEHME HAUS **8, RUE DE LA PAIX**


Briefmarken-Preisliste reich illustr. auch üb. Alben kostenlos Max Herbst. Markenh. Hamburg Z


Zimmermann
Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem $3^1/_2$ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 2150.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

HOTEL RADIO, PARIS

120 Zimmer. 64—66 Bd. Clichy. 80 Badezimmer.

Wurde im Mai dieses Jahres neu eröffnet.
Größter Komfort. — Restaurant. — Bar. — Keller.
Zimmer von RM. 5.—, mit Bad von RM. 7.—

TREFFPUNKT DER DEUTSCHEN

Telegr.-Adr.: Hotradio 90 Paris.



HOTEL SEVRES-VANEAU
PARIS 86, rue Vaneau

Das Heim der Intellektuellen
Moderner Komfort. — Mässige Preise

ALFRED BOCK

Der Elfenbeiner
Roman
In Halbleinen 2.30 RM.
Broschiert 1.70 RM.

Das fünfte Element
Roman
In Halbleinen 3.50 RM.
Broschiert 2.80 RM.

Die leere Kirche
Roman
2. Auflage
In Halbleinen 2.40 RM.
Broschiert 1.80 RM.

Wirren und Wunder
Novellen
In Halbleinen 3.50 RM.
Broschiert 2.80 RM.

Kantor Schildkröters Haus.
Roman
2. Auflage
In Ganzleinen 4.— RM.
Broschiert 3.— RM.

Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.

Der volle, natürliche Duft frischgepflückter Blumen

ILLUSION
„Dralle"

IM LEUCHTTURM
DAS ORIGINAL ALLER BLÜTENTROPFEN OHNE ALKOHOL

EIN ATOM GENÜGT!

MAIGLÖCKCHEN
VEILCHEN
ROSE
FLIEDER
HELIOTROP U.S.W.
NEU: YLANG YLANG



PREIS: 3,- UND 4,50

J. A. Henckels
Zwillingswerk – Solingen
Stahlwaren Ia Qualität
und im besonderen:
„Noxida“-Messer (nichtrostend)
mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.
Hauptniederlage: **Berlin W. 8,** Leipziger Straße 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I, Paris.

Männer!

Sie kennen **Okasa** noch nicht?
(nach Geheimrat Dr. med. Lahusen)

Wir geben Ihnen Gelegenheit, das tausendfach bewährte Sexual- u. Nervenkräftigungsmittel kennen u. schätzen zu lernen. Wir versenden

umsonst 30000 Probepackungen!

Verlangen Sie hochinteressante Broschüre und legen Sie 30 Pf. für Doppelbrief-Porto bei. Sie erhalten diese sofort diskret in verschlossenem Briefumschlag ohne jeden Aufdruck.
Wir fügen noch bei: **1 Probepackung,** Urteile von Aerzten u. Anerkennungen dankbarer Verbraucher. Ihr Misstrauen wird schwinden, denn Sie werden sich selbst von der vorzügl. Wirkung überzeugen! Original-Packungen zu 9.50 Mk. erhalten Sie in den Apotheken, die Probepackung aber **nur** auf schriftl. Anforderung durch das Generaldepot Radlauers Kronen-Apotheke, Berlin W. 244, Friedrichstr. 160.

Briefm.-Haus Burbach, Köln
Krebsgasse 18. — **Gegr. 1898.** — Preislisten kostenlos. Anbieten alle verschieden 1000 3.—, 2000 8.50, 20 Albanien 2.50, 150 Bulgarien 5.—, 300 Deutsch. Reich 2.—, 200 engl. Kol. 4.—, 200 franz. Kol. 3.—, 400 Übersee 5.50, 40 Litauen 3.—, 25 Liberia 2.50, 50 Sowjet-Rußland 2.—.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Simi
Mitesser
Preis M. 2.— pro Flasche

Die
meistgelesene
darum
billigste große Tageszeitung **Wiens**
ist die
Volks-Zeitung
Auflage notariell beglaubigt.
Ankündigungen erfolgreichste Beachtung.
Probenummern, auch ins **Ausland,** kostenlos.
Verwaltung: **Wien, I.,** Schulerstraße 16.

MAN VERLANGE IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN:
JOSEPHINENHÜTTE
GES. GESCH.
Die Marke:
Josephinenhütte
Deutsches Edel-Kristall-Glas
JOSEPHINENHÜTTE A.G. PETERSDORF IM RIESENGEBIRGE

Wegener's Seltsamia,
die seltsamsten Geschichten, die Sie je gelesen, gegen RM. 1.20 durch
Dieffenbacher, Freiburg i. Br.,
Kartäuserstr. 37.

PHONOLA
FLÜGEL
UND
PIANOS

Kunstspiel-Instrumente in höchster Vollendung

Bequemste Teilzahlung

Hupfeld-Gebr. Zimmermann A.-G., Leipzig
A 137a

Kleinfilmkamera Leica

Die Kamera des Anspruchsvollen

Klein / Leicht / Handlich
Schnellste Aufnahmebereitschaft
Material für 100 Negative in 3 kleinen Kassetten
Doppelbelichtungen ausgeschlossen
Vergrösserungen schnell und mühelos mit dem Leica-Vergrösserungsapparat
Liste Leica Nr. 1587 kostenlos
Ernst Leitz, Wetzlar
Lieferung der Kamera durch die führenden Photogeschäfte

NSU
Greif zu!
500 ccm
Einzylinder
Das neue Modell
in seiner bisher unerreichten Vollendung!
ZWEIZYLINDER-
Sport- und Tourenmodelle
500 ccm, 1000 ccm.
Unvergleichliche Lebensdauer!
Konkurrenzlose Preise! Ratenzahlungen.
NSU - Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G.
Neckarsulm.

ES GIBT KEINE BESSERE
NÄHMASCHINE
für den modernen Haushalt als die
stickende und stopfende,
preiswerte und elegante
KAYSER
4-farb. reichillustr. Prospekt Nr. 38 kostenlos
Kayserfabrik A.G., Kaiserslautern 38.

JUNKERS
Gasbadeöfen
JUNKERS & CO. DESSAU

Dr. Lahmann
PFLANZEN-MILCH FÜR SÄUGLINGE
ALS ZUSATZ ZUR TIERMILCH
SEIT 40 JAHREN BEWÄHRT
GANZ BESONDERS BEI
MANGELNDER MUTTERMILCH
HEWEL u. VEITHEN
KÖLN AM RHEIN

Illustrirte Zeitung



GEGEN DUMMHEIT KÄMPFEN MENSCHEN NICHT VERGEBENS

GEMÄLDE VON PROF. MAX FREY

(Aus der „Kunstausstellung Dresden 1927", veranstaltet von der Dresdner Kunstgenossenschaft)





Vom Untergang des italienischen Passagierdampfers „Principessa Mafalda" am 26. Oktober: Links: Das sinkende Schiff, aufgenommen von Bord des englischen Dampfers „Empire Star" aus, der 210 Passagiere retten konnte. Rechts oben: Dem Tode entronnen: Durch den französischen Dampfer „Moselle" aufgenommene Schiffbrüchige von der „Principessa Mafalda".





General Booth, der Führer der Heilsarmee, in Deutschland: General Booth mit seiner Tochter Mary, Kommandeurin der Heilsarmee für Deutschland, in Berlin, nach dem Besuch bei Reichspräsident v. Hindenburg am 17. November.

Links: Eine Helden-Gedenkfeier in München am 13. November: Die Traditionskompanie der Reichswehr schießt eine dreifache Ehrensalve ab über das Gefallenendenkmal vor dem Armeemuseum.





Links: Vom Besuch deutscher Staatsmänner in Wien am 14. November: Der Empfang in der Präsidentschaftskanzlei. Von links nach rechts, in der vorderen Reihe stehend: Justizminister Dinghofer; der deutsche Gesandte Dr. Graf Lerchenfeld; der österreichische Vizekanzler Hartleb; Bundeskanzler Prälat Dr. Seipel; Reichskanzler Dr. Marx; Bundespräsident Dr. Hainisch; Reichsaußenminister Dr. Stresemann; vorn sitzend: Frau Schober; Frau Dinghofer; Gräfin Lerchenfeld; Frau Hainisch. (Phot. Willinger.) — Rechts: Vom Abschluß des in Italien wenig freundlich aufgenommenen französisch-südslawischen Freundschaftsbündnisses am 11. November: Während der Unterzeichnung des Vertrags durch den französischen Außenminister Briand (rechts) und den südslawischen Außenminister Marinkowitsch.

DER EINFLUSS DER SOZIALEN LAGE AUF DIE SEELISCHE ENTWICKLUNG

Von Prof. Dr. phil. et med. Erich Stern, Gießen.

Das seelische Leben, ja, strenggenommen, jede einzelne Lebensäußerung bildet den Schnittpunkt zweier Reihen: auf das mit bestimmten Anlagen ausgerüstete Individuum wirkt die Umwelt; sie bestimmt nicht nur einzelne Lebensäußerungen, sie schafft auch die Grundlagen für das Verhalten des Menschen, sie beeinflußt seinen Wesenskern, seinen Charakter. Nur als das Ergebnis des Zusammenwirkens von Umwelt und Inwelt kann das Verhalten des Menschen, kann der Mensch verstanden werden. Es ist eine vollkommen irrige Auffassung, wenn man meint, daß der Mensch eindeutig durch die Anlage bestimmt sei, daß ererbte Anlagen eindeutig über sein Schicksal entscheiden. Gewiß darf die Bedeutung der Anlagen nicht unterschätzt werden, und alles, was aus dem Menschen „herauskommt", muß irgendwie „in ihm" angelegt sein; aber ob dieses „Angelegte" sich entfaltet, in die Erscheinung tritt, darüber entscheiden erst die Einflüsse der Umwelt. Sie entscheiden aber auch weitgehend über die Richtung, in der die Entwicklung der Anlagen erfolgt.

Will man sich einmal einen Überblick über die von außen wirkenden Reize verschaffen, so kann man drei große Gruppen unterscheiden: auf den Menschen wirkt die ihn umgebende Natur, auf ihn wirkt die Kultur, in die er hineingeboren wird, und auf ihn wirken die Menschen, mit denen er sein Leben in Familie, Freundschaft, Beruf führt, oder mit denen das Leben ihn in Berührung bringt. Diese Gruppen lassen sich wohl für eine theoretische Betrachtung auseinanderhalten und sondern, im wirklichen Leben, das ja keiner unserer Einteilungen folgt, und das sich in keinen starren Rahmen einzwängen läßt, überdecken und überlagern sich die aus den verschiedenen Gruppen stammenden Einflüsse vielfältig. Das gilt auch da, wo es sich um eine Betrachtung des Einflusses der sozialen Lage auf die seelische Entwicklung handelt, ja, gerade hier überschneiden sich Einwirkungen aus den drei Gruppen mannigfach.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine erschöpfende Darstellung des Zusammenhangs zwischen seelischer Entwicklung und sozialer Lage zu geben; nur an einigen Beispielen sei mehr streiflichtartig die vorhandene Beziehung aufgezeigt. Wir wollen von der Jugend der sozial gehobeneren Schichten der Stadt, der großstädtischen Arbeiterjugend und der Landjugend kurz sprechen.

Von allen Jugendlichen haben die aus gehobeneren Schichten stammenden die günstigsten Lebensbedingungen; sie haben Zeit und Muße zu ungestörter Entwicklung, wirtschaftliche Sorgen sind ihnen im allgemeinen fern, wenigstens die unmittelbaren und schwersten Sorgen um die tägliche Nahrung; sie wachsen in einer Familie auf, von der sie abhängig sind und sich abhängig, aber auch bewacht und versorgt fühlen; ihnen stehen alle möglichen Bildungsmittel und Bildungswege offen, sie können sich ihrer inneren Bestimmung gemäß und gemäß ihren Neigungen und Interessen entwickeln; sie finden in der Schule wie im Elternhaus mannigfache Anregung, Besuch von Theater und Konzert, Reisen, Lektüre wirken belebend, sie haben teil an der Geselligkeit des Elternhauses, Eltern, Verwandte sowie Freunde des Hauses beschäftigen sich mit ihnen. Vieles wird von ihnen ferngehalten, manche schädlichen und gefährdenden Reize werden ausgeschaltet, ihr Leben wird behütet und bewacht. Hinzu kommt der höhere Bildungsgrad der Eltern, deren höheres Interesse, hinzu kommen ferner die verschiedenen Reize städtischen Lebens, die ihnen oft nur in einer Auswahl nahegebracht werden, die günstigeren Wohnungsverhältnisse usw. Ich weiß, daß ich hier einen idealen Fall schildere, von dem sich viele, leider gar zu viele wirkliche Verhältnisse weit entfernen, aber gerade der ideale Fall läßt die Eigenart der Lebensbedingungen besonders klar hervortreten.

Demgegenüber das Arbeiterkind: von früh auf eingespannt in meist enge Verhältnisse, oft von Sorgen umgeben, die es unmittelbar selbst spüren kann, wenn in Zeiten wirtschaftlicher Spannung und Unsicherheit der Verdienst nicht reichen will. Es hat teil an den Sorgen der Erwachsenen; häufig muß schon das Kind mithelfen, den Lebensunterhalt der Familie zu verdienen. Der Vater geht früh fort zu seiner Arbeit, die Mutter wandert gleichfalls in die Fabrik oder auf eine Arbeitsstelle; es fehlt die Aufsicht, das Kind ist sich selbst überlassen, es ist auf die Straße angewiesen, und was es dort sieht und hört, ist nicht immer dazu angetan, es günstig zu beeinflussen. Dazu aber kommen die mannigfachen anderen unmittelbaren und mittelbaren Verführungen der Großstadt: die Rummelplätze mit ihren Schaubuden, die Kinos, die Läden mit ihren Auslagen, Straßenhändler, die offene und die geheime Prostitution, Nachtlokale und Varietés — all das sieht der Jugendliche, und zwar in der häßlichsten und verzerrtesten Form. Er hat kaum Freunde, heute spielt er mit diesem, morgen mit jenem, Gruppen bilden und lösen sich auf; keine feste Gemeinschaft umfängt und bewacht ihn. Es fehlt der anregende Verkehr des Hauses, die Beeinflussung durch die Eltern. Für diese stehen die wirtschaftlichen und die politischen Fragen durchaus im Vordergrund, und wenn der Knabe oder das Mädchen von frühester Jugend auf von diesen Dingen hört, so muß ihn dieses Interesse unmittelbar mitteilen. In einem Alter, in dem die Jugendlichen der Erziehung, der Ruhe zur Entwicklung bedürften, werden sie in das Wirtschaftsleben hineingestellt, beginnt für sie die Arbeit. Und nun werden sie vollends in die Wirtschaft hineingezogen, und ihre Entwicklung erscheint einseitig durch diese bestimmt. Der Zusammenhang mit dem Elternhaus, an sich schon nicht sehr groß, lockert sich weiter, schwindet oft ganz, besonders wenn der Jugendliche wirtschaftlich unabhängig wird und sein Verdienst ausreicht, ihn zu erhalten.

Und endlich die Landjugend: sie lebt auch heute noch unter sehr viel einfacheren Lebensbedingungen. Vor allem ist sie mit der Natur viel enger verbunden als das Stadt- und besonders das Großstadtkind. Das Landkind fühlt sich mit dem heimatlichen Boden in viel engerem Zusammenhang, und die Dorfstraße, auf der es sich tummelt, ist von der Straße der Großstadt vollkommen verschieden: Hier fehlen die vielen Reize, es fehlen die großen, hellen Läden mit ihren Auslagen, es fehlen die vielen Autos und Wagen, die ständig die Aufmerksamkeit des Stadtkindes beanspruchen, wenn es nicht Gefahr laufen will, überfahren zu werden; es fehlen die mannigfachen Verführungen, und das Fest auf dem Lande mit seinen Schaubuden, Schaukeln und Karussellen ist doch sehr von dem Rummelplatz der Stadt verschieden: das Stadtkind steht hier allein, aber das Landkind befindet sich auch dort in einer Gemeinschaft, die jeden kennt, und die auf jeden ihr Auge hat; es hat einen Halt in dieser Gemeinschaft, wenn sie auch ohne Zweifel seine Entwicklung einengt. Es hat seine Freunde, mit denen es heute spielt, und die es morgen wiederfindet. Gewiß wird auch das Landkind frühzeitig in das wirtschaftliche Leben und Schaffen hineingezogen, aber seine Arbeit spielt sich doch im eigenen Hause, auf dem eigenen Boden ab, und was erzeugt wird, wandert zum Teil in den eigenen Haushalt, es wird dort verbraucht und verzehrt. Zudem arbeitet es mit den Eltern zusammen, es fühlt so das Drückende der Arbeit — die auf dem Lande ja auch nicht so geteilt und gegliedert ist wie in der städtischen Industrie — nicht. Es lebt in einer Familie, und es muß vor allem auch nicht die väterliche Erziehung entbehren. Freilich, mit der Erziehung sieht es nicht immer sehr rosig aus auf dem Lande. Man hat wenig Verständnis für des Kindes Eigenart, und der reine Nützlichkeitsstandpunkt, der den Mittelpunkt des bäuerlichen Lebens bildet, sieht in dem Spiel des Kindes leicht etwas durchaus Überflüssiges und meint, das Kind von früh auf in die Arbeit einspannen zu müssen, um es an die Arbeit zu gewöhnen. Es fehlen auf dem Lande manche Einwirkungen, die für die kindliche Entwicklung überaus wertvoll und fruchtbar sind, andere wiederum drängen sich sehr in den Vordergrund. Zu betonen ist noch, daß sich der Übergang in den Beruf da, wo das Kind auf dem Lande bleibt, sehr viel reibungsloser vollzieht als in der Stadt, und daß es auch dann noch in der Gemeinschaft und unter der Aufsicht und Führung der Eltern bleibt.

Vergegenwärtigen wir uns diese Verschiedenheiten des Milieus recht deutlich, so werden uns manche der Unterschiede verständlich, die sich zwischen den Jugendlichen der drei Schichten finden. Wir wollen nur einige von ihnen hier kurz betrachten. Zunächst das allgemeine Entwicklungstempo. Kein Zweifel, daß dieses auf dem Lande verlangsamt ist, daß sich die Landjugend langsamer entwickelt als die Jugend in der Stadt. Diese ist viel früher reif, oft sehr viel früher, besonders auch in geschlechtlicher Hinsicht, worin naturgemäß eine große Gefahr liegt. Die Fülle der Reize, welche die Stadt dem Lande gegenüber bietet, muß eben die Entwicklung in mancher Richtung beschleunigen. Was nun die Entwicklung der Intelligenz angeht, die wissenschaftlich am besten erforscht ist, so haben eingehende Untersuchungen der letzten Jahrzehnte, die in fast allen Kulturländern durchgeführt worden sind, deutlich die bestehenden Unterschiede gezeigt. Danach erscheint es als sichergestellt, daß die Entwicklung der Kinder der niederen sozialen Schichten erheblich (oft um ein bis zwei Jahre) gegenüber der Entwicklung der Kinder aus sozial gehobeneren Schichten verzögert ist. Es macht sich eben der Einfluß der Umwelt, besonders des Elternhauses, hier entscheidend geltend; die Eltern der sozial gehobeneren Schichten beschäftigen sich viel mehr und viel eingehender mit dem Kind, als dies für die niederen Schichten zutrifft, wo hierzu einfach die Zeit fehlt; daß der höhere Bildungsgrad der Eltern und der Familienangehörigen mitspricht, darf nicht übersehen werden. Weiterhin sei auf die mannigfachen anderen Anregungen, Reisen, Verkehr usw. hingewiesen. Zwischen den Landkindern und den Stadtkindern ist der Unterschied weniger deutlich; einige Untersucher glauben sogar festgestellt zu haben, daß das Landkind bis etwa zum 8. oder 9. Lebensjahr dem Stadtkind etwas voraus ist. Das wäre durchaus zu verstehen, da ja auf dem Lande das Kind ein lebendiges Anschauungsmaterial hat, das dem Stadtkinde fehlt. Aber die Reize bleiben eben immer die gleichen, und daher muß, wenn gleichsam ihre Einwirkung erschöpft ist, die Entwicklung etwa vom 9. Lebensjahr ab hinter der Entwicklung des Stadtkindes zurückbleiben. Indessen sind die Ergebnisse noch nicht ganz eindeutig und klar. Geringer sind der Wortschatz und die sprachliche Ausdrucksfähigkeit beim Landkind als beim Stadtkind. Man hat einmal ganz treffend gesagt: das Landkind weiß mehr, als es sagen kann, das Stadtkind hingegen sagt mehr, als es wissen kann. Diese sprachliche Gewandtheit täuscht sehr leicht ein Wissen und Können vor, das in Wahrheit nicht vorhanden ist.

Hinsichtlich der Phantasieentwicklung muß betont werden, daß die Phantasie bei den Kindern der sozial gehobeneren Schichten wohl am regsten ist, daß sie am geringsten beim Landkind entwickelt ist. Gerade die Nüchternheit des Lebens muß die Phantasie veröden lassen. Das gilt besonders auch für die späteren Jugendjahre. Was die Phantasie in der Stadt anregt, ist nicht allein das Stadtleben, sondern auch Kunst, Lektüre vor allem, und gerade damit ist es auf dem Lande meist sehr schlecht bestellt: die Jugend auf dem Lande liest nicht oder liest jedenfalls sehr wenig. Man hat hervorgehoben, daß die Religion auf dem Lande eine sehr viel größere Rolle spielt als in der Stadt, von einer Religions- oder Kirchenfeindlichkeit sei auf dem Lande nichts zu spüren. Das trifft wohl zu; aber auf der anderen Seite bedeutet das Festhalten an der Tradition noch durchaus nicht immer eine tiefere Religiosität, ja, neuere Untersucher heben im Gegenteil hervor, daß diese auf dem Lande, wo auch Religion rein vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet wird, nicht sehr häufig sei. Der Arbeiterjugend in der Großstadt indessen ist häufig jeder Zusammenhang mit der Kirche verlorengegangen, was natürlich noch nicht ohne weiteres sagen will, daß nicht auch sie eine Religiosität zeige. Am stärksten ist die kirchliche Bindung noch vielfach bei den Jugendlichen der gehobeneren Schichten. Daß dies naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung bleiben kann, ist leicht verständlich, und die stärkere Hinneigung zu Autoritäten hat hier zweifellos eine ihrer Wurzeln. Denn da, wo man gegen die Herrschaft der Kirche wettert, wo man auch die Herrschaft der staatlichen Mächte dauernd angreift, muß das Autoritätsgefühl überhaupt eine nicht unerhebliche Beeinträchtigung erfahren.

Aus den verschiedenartigen Lebensbedingungen wird auch die grundsätzlich andere Einstellung zur Politik, die wir in den drei Kreisen finden, verständlich. Der Bauer hat für die Politik im allgemeinen überhaupt nicht viel übrig, seine Politik ist im wesentlichen Wirtschafts- und Interessenpolitik, die nicht die großen Zusammenhänge berücksichtigen mag, sondern sich im allgemeinen auf den engen Kreis des Überschaubaren beschränkt. Auch die Landjugend ist politisch uninteressiert und vor allem für sozialistische Ideen nicht empfänglich. Der Arbeiter ist hingegen stark politisch eingestellt, und politische Ideen meist sozialistischer Art bringt die Arbeiterjugend aus dem Elternhause mit. Die Jugend der höheren Schule hingegen ist wesentlich konservativer, was sich nicht allein durch die andersartige Haltung des Elternhauses erklärt, sondern auch durch den andersartigen Bildungsgang, die größere Verbundenheit mit der Kultur der Vergangenheit und Gegenwart. Im allgemeinen ist das politische Interesse der Jugend überhaupt nicht sehr rege, und nur in politisch so erregten Zeiten wie heute wächst diese Teilnahme, oft auch nur infolge unmittelbarer Einflußnahme auf die Jugend.

So zeigen also die wenigen Andeutungen, mit denen wir uns hier begnügen mußten, daß die soziale Lage die seelische Entwicklung der Jugend weitgehend beeinflußt. Wir könnten noch andere Beispiele bringen, könnten insbesondere auf die Zusammenhänge zwischen Verwahrlosung, Kriminalität und sozialer Lage, zwischen unehelicher Geburt, Alkoholismus, verfehltem Beruf, Arbeit und sozialer Lage hinweisen, wir könnten ferner zeigen, daß auch zwischen körperlicher Entwicklung, körperlicher Gesundheit und sozialer Lage Zusammenhänge bestehen; indessen eine nähere Erörterung würde zu weit führen und den uns gesteckten Rahmen überschreiten. Was nachzuweisen war, war lediglich die Tatsache, daß der Mensch in hohem Maße von den äußeren Bedingungen, unter denen er aufwächst, abhängig ist. Das bedeutet nicht, daß er ein „Produkt der Verhältnisse", noch viel weniger daß er nur ein „Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse" sei; vielmehr hat der Mensch den Verhältnissen immer ein Inneres gegenüberzustellen; wie dieses sich aber entwickelt, dafür sind die äußeren Bedingungen in weitem Umfange mitbestimmend. Als Produkt aus Anlage und Milieu gilt es, den Menschen in jedem Falle zu verstehen.

Tagesgeschichte.

In München veranstaltete der Bayerische Kriegerbund eine Trauerfeier am Kriegerdenkmal vor dem Armeemuseum. Die Fahnen des alten Heeres waren am Denkmal aufgestellt. Nach Trauergottesdiensten der drei Konfessionen hielt im Beisein zahlreicher Ehrengäste, unter ihnen Mitglieder des ehemaligen königlichen Hauses, der Bezirksobmann des Kriegerbundes eine Gedenkrede auf die Gefallenen des Weltkriegs. Ein Ehrensalut der Reichswehr und Kranzniederlegungen beendeten die Feier.

Als Hauptvertreter der Reichsregierung reisten in Erwiderung des vorjährigen Besuches des damaligen österreichischen Bundeskanzlers Dr. Ramek Reichskanzler Dr. Marx und Reichsaußenminister Dr. Stresemann nach Wien. Bei ihrem Eintreffen in der Hauptstadt Österreichs wurde ihnen ein herzliches Willkommen dargebracht. Es folgten Besuche bei Bundeskanzler Dr. Seipel und Bundespräsident Dr. Hainisch. Am Abend gab der österreichische Bundeskanzler zu Ehren der Gäste aus dem Deutschen Reich ein Abendessen. Bei den dabei gehaltenen Ansprachen kam der Gedanke der Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreichs warm zum Ausdruck. An das Abendessen schloß sich dann ein Empfang an. Mit einer Einladung bei dem deutschen Gesandten Graf Lerchenfeld am nächsten Tag und einem Besuch im Kloster Neuburg fand der Aufenthalt der deutschen Regierungsvertreter ihren Abschluß.

Die Schwedische Akademie in Stockholm hat wieder einmal gesprochen und die fälligen Nobelpreise verteilt. Prof. Wagner v. Jauregg erhielt den Nobelpreis 1927 für Medizin und Physiologie, während Prof. Dr. J. Fibiger, Kopenhagen, denselben Preis vom vorigen Jahr erhielt. Der Wiener Psychiator bekam ihn als Anerkennung für seine Entdeckung der Heilbedeutung der Malariaimpfung bei Paralyse, der dänische Gelehrte für seine Verdienste um die Erforschung der Krebskrankheit. — Der Literaturpreis von 1927 ist ebenso wie der Chemiepreis von 1927 zurückgestellt worden. Der Literaturpreis von 1926 dagegen wurde der italienischen Schriftstellerin Grazia Deledda (geb. 1875 in Nuoro auf Sardinien) zuerteilt; sie ist auch in Deutschland durch ihre Romane, Novellen und Erzählungen als bedeutende Schilderin ihrer Heimat bekannt geworden. Bei der Verleihung des Physikpreises hat die Schwedische Akademie eine Zweiteilung zwischen den Professoren Arthur H. Compton, Chicago — auf Grund des von ihm aufgefundenen Compton-Effekts, bei dem es sich um eine Erweiterung des Geltungsbereichs der Quantentheorie handelt — und Ch. Th. Rees Wilson, Cambridge — der durch Dampfverdichtung die radioaktiven Alpha- und Betastrahlen sichtbar machte — beschlossen.



Julius Wagner v. Jauregg,
Professor der Universität Wien, Träger des Nobelpreises für Physiologie und Medizin von 1927.



Grazia Deledda,
italienische Schriftstellerin, der der Literatur-Nobelpreis von 1926 zuerkannt wurde.



Dr. med. Johannes Fibiger,
Professor in Kopenhagen, der den Nobelpreis für Physiologie und Medizin von 1926 erhielt.

Die neuen Nobelpreisträger.

Bühnenschau.

Das Schauspiel „Der letzte Ritter“ von August Strindberg, schon im Jahre 1909 von einem Stockholmer Theater aufgeführt, aber erst nach seinem Tod ins Deutsche übertragen, erschien im Dresdener Staatlichen Schauspielhaus zum erstenmal auf einer deutschen Bühne. Der große schwedische Dichter hat hier in die Geschichte seines Landes zurückgegriffen und stellt in einer Episode aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts die beiden grundverschiedenen Naturen des gütigen Reichsverwesers Sten Sture und des herrschsüchtigen Erzbischofs Trolle gegenüber.

Im Kieler Stadttheater kam Puccinis Oper „Die Schwalbe“, die vor Jahren in Wien durchfiel, zur reichsdeutschen Uraufführung. Die Liebesgeschichte einer als „Schwalbe“ bezeichneten Pariser Grisette, Madeleine, bildet die Grundlage des künstlerisch nicht allzu wertvollen Werkes. Leider beeinträchtigte das recht mäßige Libretto die Wirkung der musikalisch ansprechenden Stellen.

Ein Stück, das in Kopenhagen sich als Zugstück erwies, ist nun auch ins Reich gelangt: das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg brachte es, das Lustspiel „Die Premiere“ von dem Dänen Svend Rindom. (Übertragung von Erwin Magnus.) Ein junger Schriftsteller hat sein Stück bei einem Theater angebracht. Mißgeschick mit Hauptdarstellerin und Kritikern gefährdet den Erfolg bedenklich, aber zum Schluß wird es doch ein Schlager. Das Stück ist nicht übermäßig anspruchsvoll, aber es bietet ein paar Stunden harmlose, humorvolle Unterhaltung.



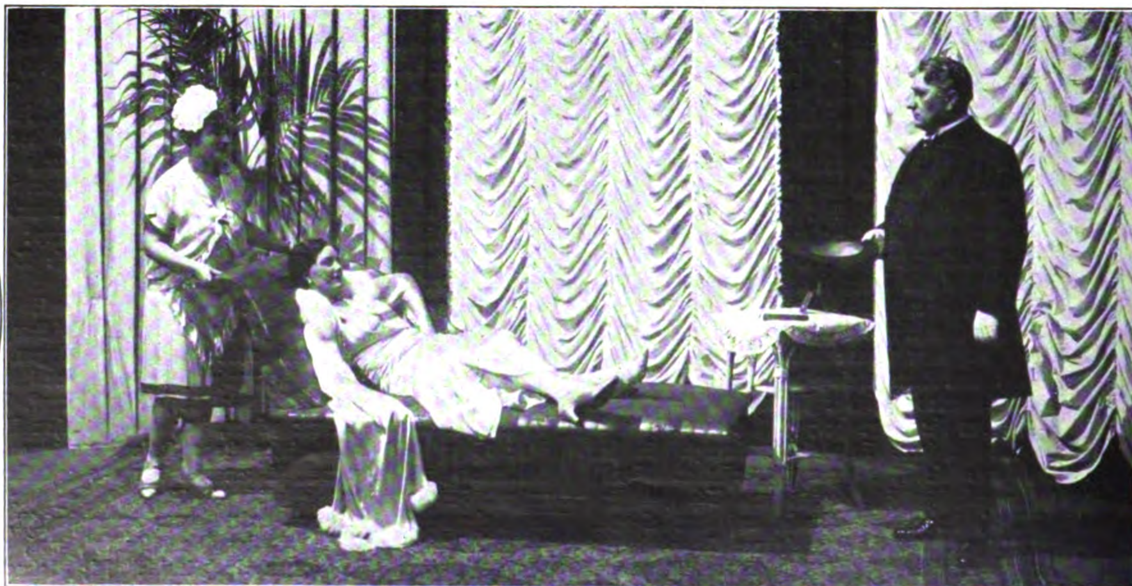
Bühnenbild aus Strindbergs „Der letzte Ritter“, reichsdeutsche Uraufführung am Staatlichen Schauspielhaus in Dresden am 17. November. Von links nach rechts: Alfred Meyer als Lübecker Bürgermeister Nik. Brömse; Tom. Farecht als Cord König; E. Klietsch als Hermann Israel; Paul Hoffmann-Ravoth als Reichsverweser Sten Sture; Frank Ostwald als ein Kontorist. (Phot. Ursula Richter.)



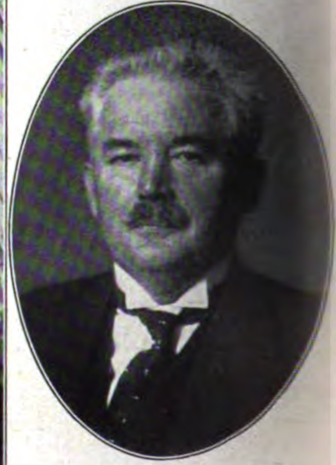
Von der Uraufführung des Lustspiels „Die Premiere“ von Svend Rindom im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 12. November: Boudoirszene mit K. Gebhardt als Magnus Kraft, Damenwäsche en gros, und Elly Burgmer als Schauspielerin Kamilla Grön. (Phot. Haas.)



Peter Paul Gaedt,
Großindustrieller, Generaldirektor der Wellner-Silber-Werke in Aue im Erzgebirge (Sachsen), der am 15. November seinen 60. Geburtstag beging.

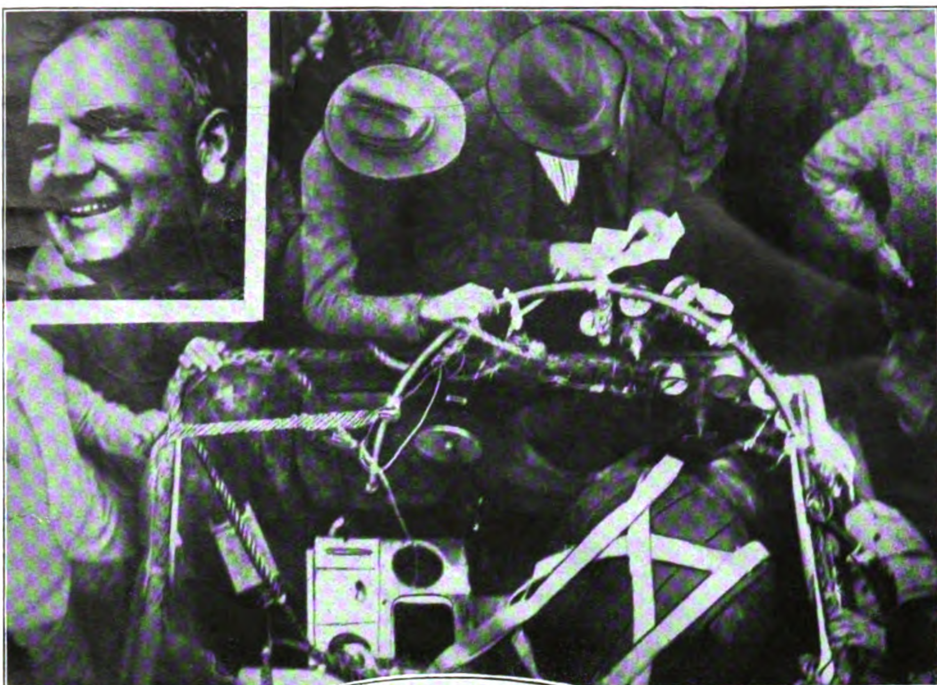


Szene aus dem III. Akt von Puccinis Oper „Die Schwalbe“, deren erste reichsdeutsche Aufführung am 5. November im Kieler Stadttheater stattfand. Von links nach rechts: Else Veith als Lisette; Erika Darbo als Madeleine; Hermann Eck als Rombaldo. (Phot. Freya Krah.)



Dr.-Ing. e. h. Ernst Sachs,
Geheimrat, Begründer der deutschen Kugellagerindustrie, Leiter der Firma Fichtel & Sachs in Schweinfurt, wurde am 22. November 60 Jahre alt.

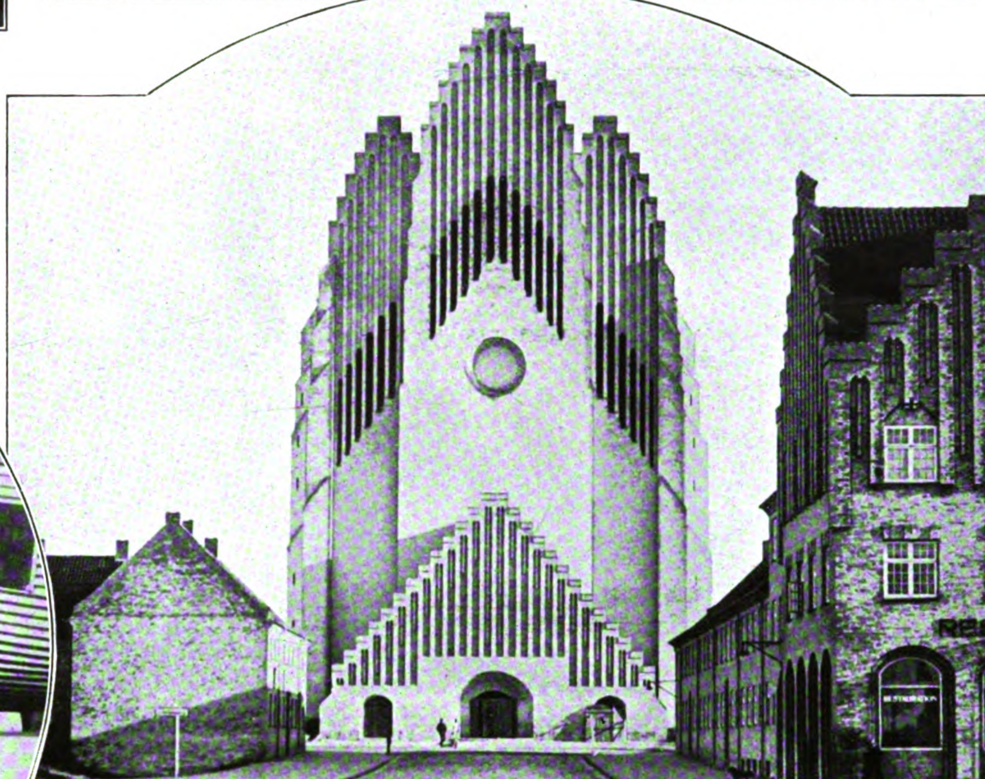




Luftpioniertod in 12 km Höhe bei dem Versuch, einen Höhenrekord aufzustellen: Die Reste des bei der Stadt Sparta im Staate Tennessee (U. S. A.) niedergegangenen Freiballons, mit dem Hauptmann Gray die Rekordhöhe von 12000 m erzielte; dabei überraschte ihn durch Unglück mit dem Sauerstoffapparat der Tod. Oben rechts: So wurde der tote Luftschiffer im Ballonkorb nach der Landung, etwa 24 Stunden nach dem Aufstieg, aufgefunden. Links oben: Porträt Grays.

Der bisherige Weltrekord wurde von den Deutschen Sürens und Berson gehalten, die am 31. Juli 1901 eine Höhe von 10800 m erreichten.





Wie eine riesige Orgel aus Stein: Die neue Grundvigskirche in Kopenhagen, ein Beispiel eigenartiger Kirchenarchitektur, die am 11. Dezember eingeweiht wird.

Im Kreis: Jubiläum eines Verkehrsfliegers: Der festliche Empfang des Piloten Karl Noack von der Deutschen Lufthansa bei seiner Landung im Flughafen Berlin am 10. November. An diesem Tage, dem 30. Geburtstag des Fliegers, hatte er sein 500000. Luftkilometer zurückgelegt.



Eine Huldigung für Hindenburg zu seinem 80. Geburtstage im Ausland: Der holländische Gouverneur van Kempen hält eine freundschaftliche Rede auf Hindenburg bei der Feier des Deutschen Vereins auf Sumatra.



Lina v. Beneckendorff u. Hindenburg, Schwägerin und Base des Reichspräsidenten v. Hindenburg, Witwe des zwei Jahre jüngeren Bruders Hindenburgs, † am 16. November, 74 Jahre alt, auf dem Familiengut Neudeck bei Freystadt i. Westpr., dessen letzte Besitzerin sie war.

(Phot. A. Kühlewindt, Königsberg.)



Mulai Jusef, Sultan von Marokko, Nachfolger des im Jahre 1912 abgedankten Mulai Hafid, † am 17. November in Fez.

Pariser Eleganz

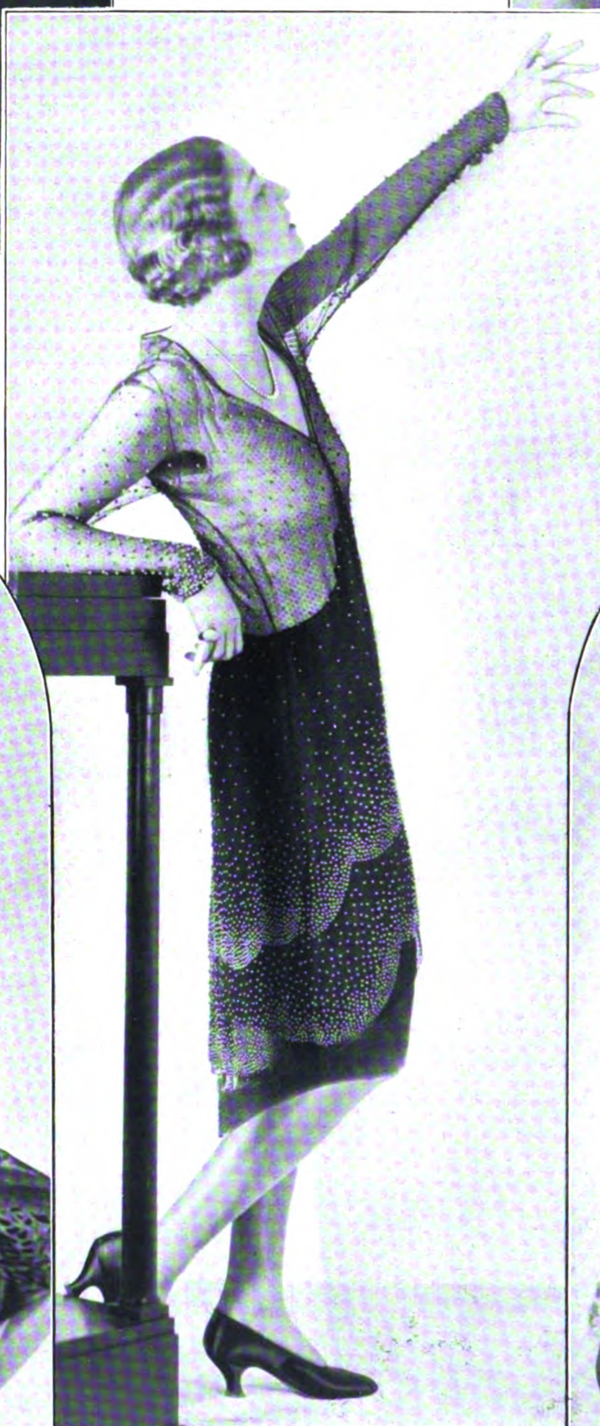


Für das Kostümfest: Kopfschmuck aus Silberlaméband mit weißen Federn. Entwurf: Antoine, Paris.



Biedermeierkopfputz aus Goldlaméband mit Kirschenverzierung für den Bal paré. Entwurf: Antoine, Paris.







Mitte: Nachmittagskleid aus schwarzem Tüll mit aufgenähten Goldperlen.

Links: Breitschwanzkleid, dazu schwarze Samtkappe mit großen Chenilletupfen. Modell (Kleid und Hut): Jenny, Paris.

Rechts: Mademoiselle de Bremon d'Ars in einem modernen Tanzkleid aus schwarzem Samt mit perlenbesticktem Überwurf.

Sämtliche Aufnahmen: Franz Löwy, Paris.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(7. Fortsetzung.)

Während der ganzen Zeit hatte Heinz Schröder gar nicht gesprochen, und Elisabeth stand jetzt auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Major, dann wäre ja wohl unsere Unterredung zu Ende."

„Jetzt zürnen Sie mir, und doch bin ich überzeugt, wenn Sie ruhiger geworden sind, werden Sie mir recht geben. Ich darf Sie bitten, sich für die kleine Karawane, die ich sofort zusammenstellen werde, und die Sie nach Indien zurückbringen wird, heute nachmittag bereit zu halten."

Heinz und Elisabeth verließen das Haus des Majors, dankten für das bereitstehende Auto. Sie gingen wortlos durch die Stadt, die fast ausgestorben war. In hellen Scharen zogen die Pilger in das Kloster hinauf zur Fortsetzung des Festes. Als sie außerhalb der Stadt allein waren, sagte Elisabeth voller Vorwurf:

„Kein Wort hast du gesprochen!"

„Weil ich von vornherein wußte, daß es zwecklos war. Der Major hat von seinem Standpunkt aus nicht unrecht. Mit Gewalt ist hier nichts zu machen."

„Er ist unser Feind."

„Das ist er nicht. Nur steht ihm das Wohl der Gesamtheit näher als unsere Einzelsorgen."

Elisabeth sagte fest und entschieden:

„Ich reise nicht von hier ab, ehe ich mit ihm gesprochen."

„Es ist unmöglich."

„So sprichst du als Vater!"

Heinz fühlte, daß sich zwischen ihm und Elisabeth zum erstenmal ein Riß auftat.

„Verstehe mich nicht falsch. Ich bin genau ebenso innerlich erregt wie du. Ich bin fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um ihn zurückzugewinnen. Aber wir dürfen nichts tun, was von vornherein unsere Absichten verriete und ihn und uns in Gefahr brächte."

„Komm zum Kloster."

Elisabeth war vollständig von dem einen Gedanken beherrscht. Sie waren während des Gesprächs auf einen Hügel hinaufgestiegen, von dem aus sie freien Ausblick hatten.

Eben öffnete sich ein Seitentor des Klosters, und ein Zug eiliger Kamelreiter verließ das Heiligtum. Es war eine stattliche Karawane, die jetzt den Berg herabkam und dicht an dem Hügel vorüberzog. Elisabeth faßte Heinz am Arm.

„Die Fahne des Klosters Getschun Gomba."

Zuerst Lamas mit der Fahne und allerhand Tafeln und Stangen mit wehenden Wimpeln, dann auf einem schneeweißen Kamel — der Heilige, der ihr Sohn war, und wieder eine große Anzahl von Lamas und tibetischen Soldaten. Diese ritten auf schnellen kleinen Pferden und umschwärmten andauernd den kleinen Zug.

Ganz deutlich konnten Heinz und Elisabeth den Knaben erkennen.

„Sie reisen fort."

„Sie kehren wahrscheinlich nach Getschun Gomba zurück."

„Vielleicht ist unser Geheimnis schon verraten."

„Ich muß zu ihm."

„Fasse dich, es ist ganz unmöglich."

Als der Zug die Ebene erreicht hatte, wendete er scharf nach Osten. Es wäre in der Tat unmöglich gewesen, den Wall dieser Soldaten zu durchbrechen und sich etwa an den Heiligen zu drängen.

Elisabeth sank weinend auf den Boden nieder.

„Da reitet unser Sohn, und ich, und wir..."

„Laß gut sein. Es bleibt uns vorläufig nichts anderes übrig, als heute abzureisen, wie der Major es wünscht."

Sie sprang wieder auf.

„Und ihn aufzugeben?"

„Gewiß nicht. Wir werden von der nächsten Stadt aus, die einen Telegraphen besitzt, nach Madras an Bill Hunter telegraphieren. Wir müssen in Ruhe überlegen. Jetzt sind wir machtlos und müssen klug sein. Vielleicht ist es eher möglich, nach Getschun Gomba zu reisen und ihn dort aufzusuchen."

„Wie sollen wir nach Getschun Gomba kommen, wenn wir jetzt wieder nach Indien müssen!"

„Eine solche Reise muß vorbereitet werden. Wir können nur durch List etwas erreichen und müssen vermeiden, daß der Engländer etwas von unserer Absicht ahnt. Solange er eine Verantwortung trägt, ist es seine Pflicht, uns zu hindern. — Wir müssen das alles mit Bill Hunter beraten. So wollen wir jetzt in die Herberge zurück und uns zur Abreise vorbereiten."

Elisabeth schmiegte sich an ihn.

„Wenn du wüßtest, wie schwer mir ums Herz ist."

Sie gingen in die Stadt, zur Herberge zurück. Wieder waren die Gassen ausgestorben und auch die Herberge leer.

„Nicht einmal der Wirt ist da, wir werden Major Younghusband überlassen müssen, ihn zu bezahlen. Gut, daß er die Sorge für Dienerschaft und Tiere übernommen hat."

Als sie über den Hof gingen, hörten sie das Schnarchen eines schlafenden Menschen. Unwillkürlich traten sie heran.

„Elisabeth, sieh hier!"

Erstaunt über das Interesse, das Heinz dem Betrunkenen zuwandte, bückte sie sich über den Kerl, der lang ausgestreckt auf dem Rücken lag und die Hände unter den Kopf gelegt hatte.

„Das ist ja Lobsen Kungu, unser Führer am Gaurisankar."

„Nicht wahr, es ist Lobsen Kungu? Er ist nicht tot. Das also ist der Beweis, daß es einen Ausweg gab aus jener Schlucht, den er uns nicht zeigen wollte. Auf diesem Weg ist uns das Kind gestohlen."

„Kann er uns jetzt etwas nützen?"

„Er hat uns damals verraten, und er würde es auch jetzt tun. Es ist am besten, wenn er uns nicht erkennt."

Sie gingen in ihr Zimmer und verriegelten ihre Tür.

Am Nachmittag kam Major Younghusband persönlich.

„Die kleine Karawane ist bereit."

„Wir sind es auch."

„Ich danke Ihnen."

„Ein letztes Wort, Herr Major. Wir haben gesehen, daß die Lamas von Getschun Gomba schon aufgebrochen sind. Tun Sie uns noch einen Gefallen. Wir sind voller Sorge, daß man Verdacht schöpfte. Können Sie in Erfahrung bringen, ob dies der Fall ist, und ob unserem Sohne Gefahr droht?"

„Ich habe gute Verbindungen und würde es erfahren, wenn in Getschun Gomba ein neuer Heiliger an die Spitze des Klosters träte."

„Sie werden uns Nachricht geben? Offen, was es auch sei?"

„Sie dürfen sich ganz auf mich verlassen." — — —

Die Karawane setzte sich in Bewegung. Elisabeth war dicht verschleiert und ritt neben Heinz. Sie wollte nicht, daß man sah, wie immer und immer wieder die Tränen über ihre Wangen liefen, während der stolze Klosterbau von Taschi Lunbo im Norden hinter ihnen verschwand. Major Younghusband gab ihnen bis zum ersten Nachtquartier das Geleit.

„Ich glaube bestimmt, daß bisher im Kloster noch niemand etwas ahnt." —

Von der ersten indischen Grenzstation ging ein Telegramm an Bill Hunter nach Madras.

*

Bill Hunter betrat das Haus des deutschen Konsulats in Kalkutta und wurde von Heinz Schröter mit offenen Armen empfangen.

„Alter Junge, was ist denn geschehen, daß du mich von Madras herüberhetzt?"

„Etwas Ungeheuerliches."

Der Engländer sah dem Freund ins Gesicht.

„Ist Elisabeth krank?"

„Wir sind beide in höchster seelischer Not. Nur du kannst uns vielleicht helfen."

Er führte den Freund in das Wohnhaus, und dort wartete Elisabeth bereits mit Ungeduld auf den Gast.

„Gott sei Dank, daß Sie hier sind."

Bill Hunter sah, wie bleich sie war, und wie unstet auch Heinz Schröder geworden. Die Dienerschaft hatte Wein und Erfrischungen gebracht, dann schloß Heinz sorgfältig die Tür.

„Entschuldige, wenn ich dir gar nicht Zeit lasse, dich von der Fahrt zu erholen. Seit Wochen, seit wir Tibet verlassen haben, sehnen wir uns nach dieser Stunde, denn du bist der einzige Mensch auf der Welt, der uns verstehen wird, und mit dem wir beraten können."

„So sprecht doch endlich!"

„Wir haben unseren Sohn gesehen."

„Den kleinen Erwin, der aus dem Tempel verschwunden?"

„Wir haben ihn in Taschi Lunbo gesehen."

„Seid ihr eurer Sache gewiß?"

„Dies ist sein Bild. Ich habe ihn heimlich photographiert, während des Tempelfestes — dies ist Elisabeths Bild, als sie fünfzehn Jahre alt war."

„Die Ähnlichkeit ist außerordentlich, es besteht kein Zweifel. Wie aber kommt er nach Taschi Lunbo?"

Heinz lachte etwas gezwungen.

„Er ist der sogenannte Heilige des Klosters Getschun Gomba."

„Des Klosters am Nordabhang des Gaurisankar?"

„Ja. Er wird als eine Wiedergeburt des Buddha angesehen."

„Wißt ihr, wie lange?"

„Seit fünfzehn Jahren, genau so lange, wie Erwin verschwunden."

„Dann ist also kein Zweifel, daß sie ihn gestohlen haben."

„Wir wissen auch, daß es einen anderen Weg aus jener Schlucht ins Freie gab. Wir haben nämlich auch Lobsen Kungu in Taschi Lunbo gesehen."

„Habt ihr mit ihm gesprochen?"

„Wir haben es vermieden, er hat uns damals verraten."

„Konntet ihr euren Sohn sprechen?"

„Major Younghusband hat es uns verboten und hat uns gezwungen, sofort abzureisen, aber unser Sohn kehrte noch vorher nach Getschun Gomba zurück."

Er erzählte ausführlich, was sich in Taschi Lunbo ereignet hatte, und Bill Hunter hörte aufmerksam zu, dann fragte Heinz:

„Was sollen wir tun?"

„Selbstverständlich euren Sohn holen."

Elisabeth schluchzte laut auf.

„Sie sind der erste, der mich versteht."

Bill Hunter schüttelte den Kopf.

„Sicher denkt Heinz wie ich, und auch der Major hatte recht. Es ist vielleicht das schwierigste Unternehmen, das je in Tibet versucht wurde. In Taschi Lunbo wäre es sicher mißglückt und hätte nur seinen und euren Tod zur Folge gehabt. Wir müssen nach Getschun Gomba."

„Sie wollen mit uns?"

„Natürlich, aber nicht jetzt."

„Wann denn?"

„Frühestens in einem Jahr."

Elisabeth erschrak.

„In einem Jahr?"

„Es kann sogar länger dauern. Das ist jetzt völlig gleich. Wir müssen erst ganz genau wissen, was wir wollen und können. Zunächst müssen wir alle drei so gut die tibetische Sprache beherrschen, daß wir keinen Dolmetscher brauchen; dann wird es gelten, alles sorgfältig vorzubereiten. Es wird eine sehr lange Reise werden. Heinz muß Urlaub nehmen oder seine Stelle aufgeben und ich einen Vertreter für meine Firma suchen. Dann müssen wir sehen, daß wir an irgendeine Expedition oder öffentliche Karawane Anschluß finden. Wir können unter keinen Umständen ein solches Werk allein wagen, auch müssen wir sehr gute Empfehlungen und Pässe von Indien und China besitzen, und endlich muß erst noch einige Zeit vergehen, damit Major Younghusband nichts von unseren Absichten ahnt und diese aus politischen Gründen hintertreibt."

Elisabeth seufzte: „Das kann in der Tat lange dauern."

Heinz nickte.

„Aber ich sehe ein, du hast recht."

„Es ist auch nichts verloren. Was tut es, ob er ein oder zwei Jahre länger im Kloster bleibt! Er wird dort gewiß nicht schlecht, und je älter er ist, um so eher wird er fähig sein, zu begreifen."

Elisabeth hatte ein stolzes Lächeln um ihren Mund.

„Sein Gesicht war schön, rein und gut."

„Dann seien Sie mutig, und danken Sie dem Geschick, daß Sie wissen, daß er lebt." — — —

Anderthalb Jahre waren vergangen seit dem Tage, da Bill Hunter Heinz und Elisabeth in Kalkutta besucht hatte. Unermüdlich waren die Vorbereitungen getroffen worden. Die ständige Tätigkeit hatte auch Elisabeth wieder beruhigt, und jetzt beherrschten sie alle drei vollständig jeden tibetischen Dialekt. Bill Hunter erschien plötzlich wieder in Kalkutta.

„Jetzt haben wir, was wir brauchen. In drei Monaten geht eine große Karawane in das chinesisch-tibetische Grenzgebiet. Eine amerikanische Expedition zur Aufsuchung von Naphthaquellen und mit ganz besonderen Empfehlungen versehen. Ich kenne den Leiter der Expedition und habe ihm einige Anleitungen gegeben. Wir dürfen uns anschließen, ich, du und dein junger Bruder."

Elisabeth fragte verwundert: „Meines Mannes Bruder?"

„Sie dürfen unter keinen Umständen als Frau mitgehen. In Getschun Gomba würde das alles verderben, und bei Ihrer hohen und schlanken Figur ist es auch sehr gut möglich, daß Sie in der passenden Kleidung für einen Jüngling gehalten werden. Sie werden allerdings Ihr Haar opfern und auch eine Brille tragen müssen. Es darf nicht zu erkennen sein, daß Sie eine Frau sind, oder daß Sie gar mit dem Heiligen Ähnlichkeit haben. Wir drei werden immer zusammen sein; Heinz wird schon dafür sorgen, daß Sie keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind."

„Ich bin mit allem einverstanden."

Zwei Monate später hatte Heinz seine Stellung aufgegeben und war mit Elisabeth und Bill Hunter auf dem Wege nach China.

VI.

Zwei Monate einer unendlich beschwerlichen Reise. Im Anfang ein buntes Bild. Von Kalkutta hatte sie das Schiff bis nach Rangoon an der Mündung des Irawadi gebracht, und von dort waren sie mit einem Flußdampfer durch Birma stromaufwärts bis nach Bhamo gefahren, wo sie mit der amerikanischen Reisegesellschaft zusammentrafen.

Bereits in Rangoon, wo sie den großen europäischen Dampfer verließen, hatte Elisabeth das Frauengewand mit einem Jünglingsanzug, einem Sportdreß, wie die meisten Reisenden trugen, vertauscht. Daß sie ihr Haar abgeschnitten, war schon unterwegs nicht aufgefallen, und jetzt nahm sie noch eine Hornbrille mit grünlichem Glas vor die Augen. Bei ihrer schlanken Figur sah sie jetzt in der Tat wie der jüngere Bruder ihres Mannes aus, und die leichten Falten der vorgeschrittenen Jahre konnte der ahnungslose Fremde für Spuren der Reiseanstrengungen halten.

Der Führer der amerikanischen Expedition, den Bill Hunter seit Jahren kannte, war ein verständiger Mann. Er wurde eingeweiht und begegnete dieser Mutter, die auszog, um im Innern von Tibet ihren Sohn zurückzuerobern, mit hochachtender Bewunderung. Auch die anderen weißen Reiseteilnehmern wurden ins Vertrauen gezogen und suchten in jeder Weise der mutigen Frau behilflich zu sein. Nur die einheimischen Diener der großen Karawane waren überzeugt, daß dieser blasse, schmächtige Jüngling der Bruder des Deutschen sei.

Eigenartiges Bhamo! Drei Welten stoßen vor seinen Toren zusammen. Im Süden die Dampfer aus dem Irawadi, die letzten vorgeschobenen Posten der abendländischen Kultur, im Nordosten die große Straße nach China durch das Gebiet räuberischer Stämme, im Norden der Weg nach Tibet.

Es war eine große Karawane, der sie sich angeschlossen hatten, und da der amerikanische Leiter des Zuges von allen Regierungen mit weitgehenden Pässen und Vollmachten versehen war, beachtete niemand Bill Hunter und die beiden Deutschen.

Langsam ging die Tropenwelt in den nördlichen Winter über, denn eisiger Winter lag über den Bergzügen, die sie mühselig zu überwinden hatten, und über den weiten, kahlen, verschneiten und von Stürmen überrasten Hochebenen von Tibet.

Elisabeth fühlte, daß diese siebzehn Jahre nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren. Schwer wurden ihr diese langen Ritte in der furchtbaren Kälte. Sie war nicht mehr das junge Weib, das sich einst vermessen hatte, im Wettstreit mit den Männern den Gipfel des Gaurisankar zu erzwingen. Trotzdem waren die ersten beiden Monate noch erträglich. Die große Karawane führte geräumige Zelte, reichlichen Brennstoff und europäische Nahrungsmittel mit sich. Dann aber kam der Tag der Trennung.

Während die Amerikaner ein großes Lager aufschlugen, um den Frühling zu erwarten und dann mit der planmäßigen Durchforschung der Gegend zu beginnen, mußten die drei sich von ihnen trennen und allein das schlimmste Stück ihrer Reise, den langen Weg über die fast menschenlose Hochebene und bis an die Nordabhänge des Gaurisankar erzwingen.

Jetzt war es nur noch eine ganz kleine Karawane: dreißig tibetische Eingeborene und die wenigen Zelte und Vorräte, die diese mit sich führen konnten, mit denen sie ihre Wanderung antraten.

Tag für Tag der ewige Kampf mit Kälte und Sturm, Nacht für Nacht in dem kleinen Zelt halb erstarrt in den Schlafdecken, jeden Augenblick gewärtig, daß ihre Führer sie verließen, daß räuberische Horden sie überfielen und niedermachten. Nur der große Wille, nur die gewaltige Mutterliebe, die nach dem Sohne verlangte, hielt Elisabeth aufrecht. — — —

Endlich kam ein Morgen, an dem ihr tibetischer Führer auf eine Bergkette zeigte.

„An jenem Felsen dort liegt Getschun Gomba."

Diese ganzen Monate hindurch war Elisabeth stark und zuversichtlich geblieben, wollte zuversichtlich sein, jetzt sank ihr plötzlich der Mut. Bisher hatte sie Gefahren und Mühen nicht gescheut. Mit unendlichem Fleiß hatten sie alle drei die tibetische Sprache erlernt, so daß sie mühelos mit jedem Eingeborenen sprechen konnten. Sie hatte den Gefahren der Reise getrotzt — jetzt kam das große Rätsel: Lebte ihr Sohn noch, lebte er noch? Hatte man damals in Taschi Lunbo Verdacht geschöpft? Hatte man ihn heimlich ermordet? Was konnte in diesen beiden Jahren geschehen sein? Vielleicht war längst ein anderer Heiliger in Getschun Gomba und ihre ganze Reise vergebens. Es war ihr, als würde sie dann nicht mehr die Kraft besitzen, den Rückweg in die Heimat zu machen.

Einige Lamas kamen ihnen entgegen, ließen die Glocken ertönen, hielten die Bettelschalen in ihren Händen und drehten eifrig die Gebettrommeln, die das ewige Om mani padme hum auf endlosen Papierstreifen herunterleierten.

Sie gaben reichliche Spende und tauschten die üblichen Fragen.

„Wohin des Weges?"

„Zum Kloster Getschun Gomba."

Mürrische Gesichter blickten ihnen entgegen. Nie hatte sich in diesen entlegenen Winkel ein Weißer verirrt.

„Getschun Gomba ist Fremden nicht freundlich, kehrt um."

„Wir wollen dem Heiligen unsere Verehrung erzeigen."

„Das Gesicht des Heiligen darf niemand sehen, der kein Rechtgläubiger ist."

„Wir sind es."

„Ihr gehört zu den Anhängern Buddhas?"

Elisabeth, die darauf brannte, mit diesen Männern zu reden, wich aus.

„Wir wollen den Heiligen verehren."

„Er wird entscheiden."

Sie tastete mit einer vorsichtigen Frage:

„Ist der Heilige schon ein Greis?"

„In wenigen Tagen werden es siebzehn Jahre, daß Buddha in seiner Gestalt auf die Erde zurückkam."

Sie mußte all ihre Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzujauchzen. — — —

Sie hatten ihre Zelte unweit der letzten Dorfhütten an einem geschützten Platz aufgestellt und ein kleines Lager errichtet. Es war



Dorfstraße

Vorortbahnhof

ABSEITS VON DER GROSSEN STADT

Gemälde von Karl Walther

später Abend, sie mußten noch eine Nacht warten. Vor ihnen, an die Felswand des Berges geklebt, eng ineinandergeschachtelt, lagen die Gebäude des Klosters. Auch diese Nacht banger Erwartung ging endlich vorüber. Bill Hunter, Heinz und Elisabeth stiegen langsam den Berg des Klosters empor. Ein Mann kam ihnen entgegen. Ein Mann in der Kleidung eines tibetischen Hirten. Er blieb stehen und sah sie an. Sie erschraken.

„Lobsen Kungu!“

Sie wären gern vorübergegangen, aber er hatte sie schon erkannt.

„Ich grüße die Zehennägel meiner erhabenen Wohltäter.“

Er warf sich vor ihnen auf den Boden und streckte als Zeichen tibetischen Grußes seine Zunge weit aus dem Munde.

„Es freut mich, daß auch du damals gerettet wurdest.“

Der Tibeter wunderte sich, daß Heinz Schröder ihn in seiner eigenen Sprache anredete.

„Buddha hat mich beschützt.“

„Nimm dies und sei unser Freund.“

„Ich bin euer Schatten.“

Die Hand Lobsen Kungus schloß sich gierig über den Goldmünzen, die Heinz ihm gegeben, dann trat er zur Seite, ließ sie vorüber, blieb stehen und sah ihnen argwöhnisch nach. —

Das Klostertor war verschlossen.

„Was begehrt ihr?“

„Wir möchten den Heiligen sehen.“

Es schien der Torwache ein unerhörtes Verlangen.

„Kein Fremder darf den Heiligen sehen.“

„Führe uns zu dem obersten Priester des Klosters!“

Sie hörten, wie die Soldaten berieten, und konnten ihre Worte verstehen, obgleich jene flüsterten.

„Der Chanzo Cusho ist verreist und wird erst in Stunden zurückkehren.“

„Wir werden den Kampu Bombo fragen.“

Einer der Männer schickte sich an, in das Innere des Klosters zu gehen, und Heinz rief ihm nach:

„Wir sind seit drei Monaten unterwegs, nur um dem Heiligen unsere Verehrung zu zeigen.“

„Wartet!“

Der Bote kam zurück: „Folgt mir!“

Sie stiegen über winklige Treppen und durch steile Gassen, sie gingen durch dunkle Gänge und über Höfe mit ragenden Tempeln, dann traten sie in ein Gemach.

Auf einer Bank saß ein uralter, hinfälliger Mann. Der Kampu Bombo, der schon vor siebzehn Jahren ein Greis gewesen, als der Heilige als Kind gefunden wurde. Er hatte ein gutes, vom Alter schon ein wenig blödes Auge. Sie wiederholten ihren Wunsch, und er sah sie erstaunt an.

„Ihr seid Weiße?“

„Wir sind Menschen wie ihr. Vor zwei Jahren haben wir den Heiligen in Taschi Lunbo gesehen und sind jetzt weither gereist, nur um ihn zu sprechen. Frage nicht, wer wir sind. Laß es dir genügen, daß wir deine Freunde sind und den Heiligen lieben. Sieh diesen Jüngling, er hat trotz seiner Schwäche die weite Reise gemacht, nur um eurem Heiligen seine große Liebe zu bezeigen. Er hat ein Gelübde getan, und er hat nur den einen einzigen Wunsch, einmal wenige Minuten allein mit dem Heiligen von Getschun Gomba zu sprechen.“

Der greise Kampu Bombo sah diese drei Männer erstaunt, aber auch geschmeichelt an.

„Habt ihr eine große Karawane, sind viele weiße Männer bei euch?“

„Wir sind ganz allein mit einigen tibetischen Führern.“

„Ihr sprecht unsere Sprache?“

„Wir haben sie gelernt, um die Worte des Heiligen verstehen zu können.“

Der Kampu Bombo nickte befriedigt.

„Ihr werdet warten müssen, der Chanzo Cusho, der Kanzler des Klosters, kehrt erst an diesem Abend zurück. Er wird bestimmen, aber ich sage euch, er ist den Fremden nicht günstig gesinnt.“

Bisher hatte Bill Hunter gesprochen, jetzt sagte Heinz:

„Gewähre meinem Bruder und mir die große Gnade! Sagt nicht Buddha, man soll des Flehenden Bitte erfüllen? Ist es dir oder dem Kloster ein Schade, wenn für wenige Minuten der Heilige, wie wir es uns wünschen, unsere Beichte hört und uns belehrt?“

Der Kampu Bombo überlegte wieder. Nicht unlieb war es ihm, einmal selbst handeln zu können, nachdem ihm der jüngere Chanzo Cusho die Macht aus den Händen genommen. Und zudem, war es nicht etwas Großes, daß diese weißen Männer kamen, um vor dem Heiligen von Getschun Gomba zu beichten? Er schlug auf einen Gong und winkte einem Getsul, einem jungen Priester.

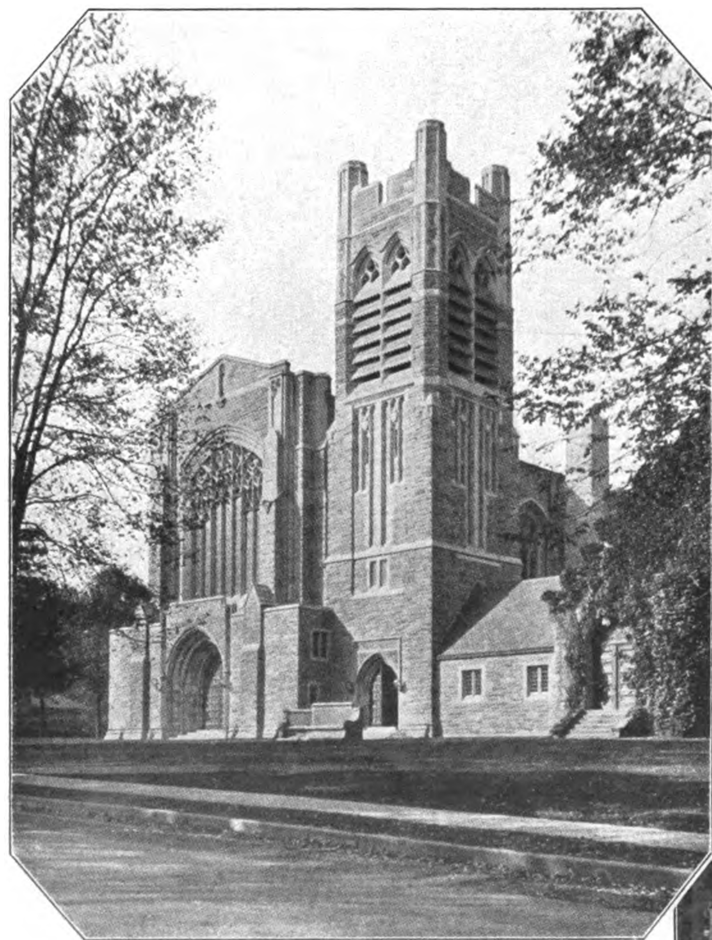
„Führe die drei Gäste zu dem Heiligen.“

„Buddha sei dir dankbar für deine Güte. Laß uns allein mit ihm reden.“

„Der Heilige wird entscheiden.“ (Fortsetzung folgt.)

MODERNE AMERIKANISCHE GROSSKIRCHEN

VON DR. SIEGFRIED SCHARFE

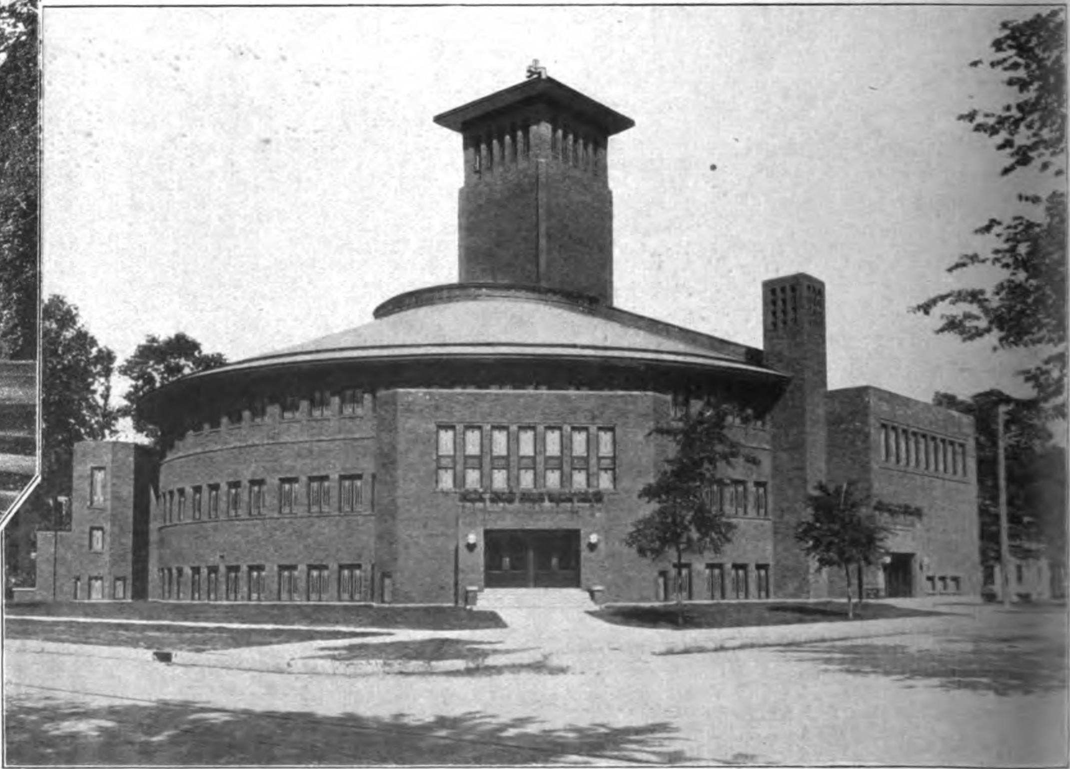


1. Die Erste Congregational-Kirche in Montclair (New Jersey).

In Deutschland werden heute nur wenige neue Kirchen gebaut. Aus Mangel an Mitteln können entstehende Vorstadt- und Industriegemeinden keine Bauaufträge geben. Und die Architekten müssen sich darauf beschränken, Entwürfe auszuarbeiten, wie man sie in diesem Sommer in der Juryfreien Kunstausstellung in Berlin sehen konnte. Diese Entwürfe zeigen wenigstens, daß architektonisches Können vorhanden ist, zum wirklichen Bauen kommt es dagegen, wie gesagt, nur ganz selten. Was für Deutschland gilt, trifft auch für das übrige Europa weithin zu. Nur in Amerika wird ein geradezu erstaunlicher kirchlicher Baueifer entfaltet. In jedem Jahre entstehen viele Hunderte neuer Kirchen. Die eine Stadt Detroit hat in einem der letzten Jahre allein dreißig neue Kirchen gebaut, und die Zahl der Kirchen, über die Chicago verfügt, ist bereits größer als tausend.

Die meisten amerikanischen Kirchen sind allerdings klein. Der Grund dafür liegt in der organisatorischen Zersplitterung amerikanischen Kirchentums. Wenn sich in einem Ort mit einer tausendköpfigen Bevölkerung fünf verschiedene Kirchengemeinden bilden, kann man sich vorstellen, daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Kirchengemeinden begrenzt ist. Solche kleine Kirchengemeinden können keine großen Kirchengebäude brauchen.

Sogar in den großen Städten Amerikas sieht es nicht viel anders aus als in kleineren Orten. Auch hier haben wir Kirchengemeinden von meistens nicht mehr als 200 oder 300 Mitgliedern.



2. Sankt-Pauls-Kirche in Cedar Rapids (Iowa).



3. Kirche zum Heiligen Herzen in Washington.

Infolgedessen ist die Geschichte des amerikanischen Kirchenbaues in erster Linie eine Geschichte der kleinen Kirche. Dome und Kathedralen sind nur ganz vereinzelt gebaut worden.

Erst in der neuesten Zeit beginnt das Bild sich zu ändern. Die moderne amerikanische Millionenstadt weiß mit kleinen Kirchen nichts mehr anzufangen. Nicht nur, weil sie Raum braucht für große Gemeinden und große übergemeindliche kirchliche Veranstaltungen, sondern vor allem deshalb, weil kleine, niedrige Kirchen, wie man sie früher baute, von den Riesengebäuden amerikanischer Geschäftsstädte einfach erdrückt würden. Es ist ja doch eine bekannte Tatsache, daß die zahlreichen kleinen Neuyorker Kirchen zwischen den vielstöckigen Turmhäusern einen kläglichen und unglücklichen Eindruck machen.

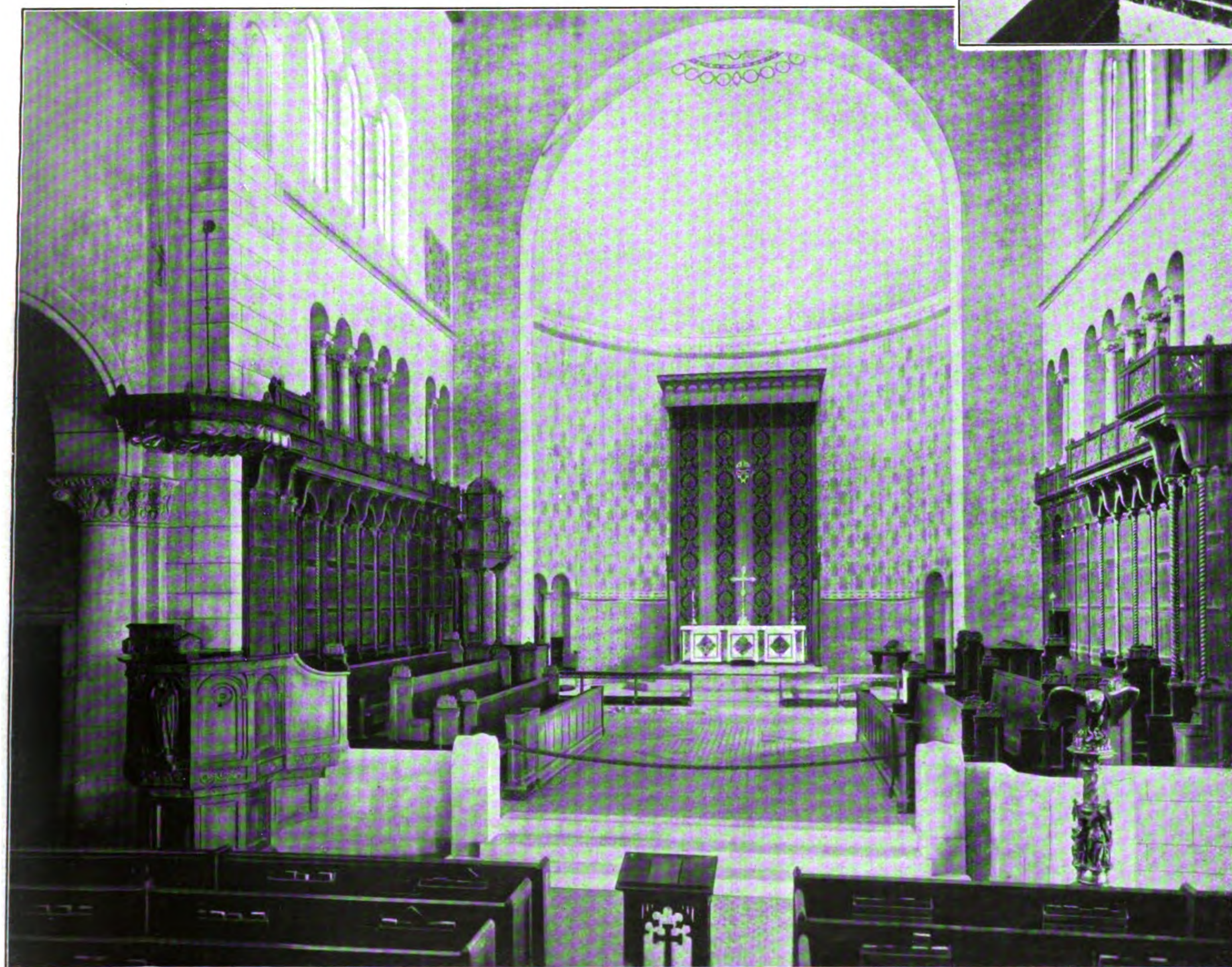
Der interessanteste neue Großkirchentyp ist die Wolkenkratzerkirche, wie sie in Chicago bereits ausgeführt worden ist (Abbild. 4), während ähnliche Bauten für Neuyork, Minneapolis und andere Städte geplant sind. Das Entscheidende bei der Wolkenkratzerkirche ist die Vereinigung eines Kirchenraumes mit einem darauf gesetzten Bureauhaus, Hotel oder Wohnhaus. Daß die Chicagoer Lösung architektonisch noch nicht befriedigt, steht außer Frage. Daß man es mit einem Stück kirchlicher Architektur zu tun hat, sieht man nur an dem wenig glücklichen Kirchturmsaufsatz.

Repräsentative Kathedralkirchen bauen sich vor allem die Katholiken und die ihnen liturgisch nahestehenden Episkopalisten (Abbild. 3 und 5). Die dabei zur Verwendung gelangenden Formen sind fast immer der Geschichte entlehnt, wie denn überhaupt der amerikanische Kirchenbau der Gegenwart sich noch immer in einem historisierenden Stadium befindet, das erst allmählich überwunden wird. Es gibt noch heute amerikanische Architekten, die nur „gotische" Kirchen bauen zu können glauben.



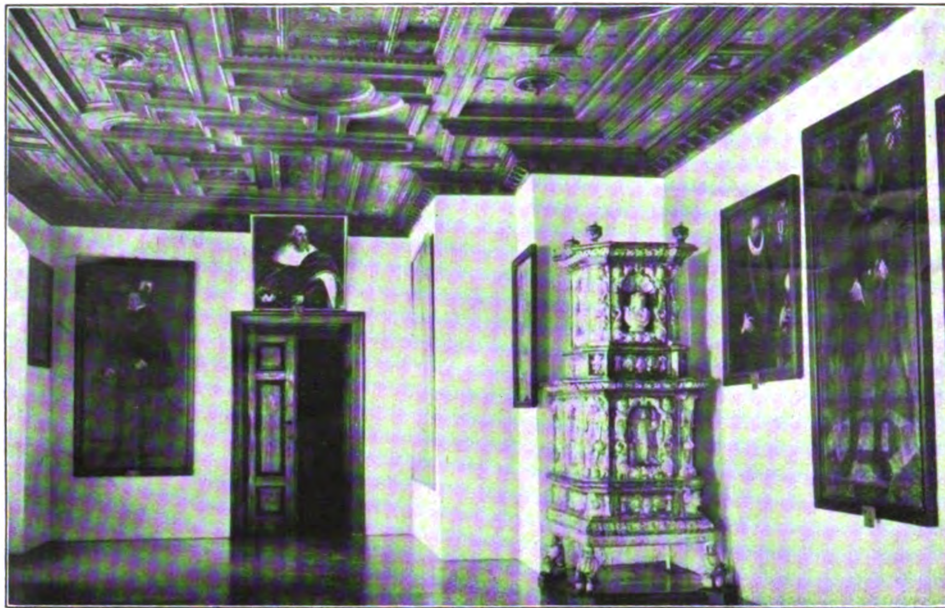
4. Die Kirche im Wolkenkratzer: Der „Tempel" in Chicago.

Schließlich kristallisiert sich als besonderer Großkirchentyp der der Massenkirche heraus (Abbild. 2). Für evangelisatorische Veranstaltungen großen Stils, für besondere Kundgebungen und beliebte Prediger werden sie gebraucht. Für die Massenkirche scheinen sich neue Formen an Stelle der verbrauchten alten noch am ehesten herauszubilden, wie sich das auf Abbildung 2 sehr vorteilhaft zeigt. Die Kirche der Abbildung 1 würde man vielleicht als Gemeindegroßkirche zu bezeichnen haben. Sie unterscheidet sich dadurch von der Massenkirche, daß sie nur für eine Gemeinde bestimmt ist. Auch bei den Gemeindegroßkirchen brechen allmählich moderne Formen durch, wenngleich vorläufig noch deutliche Anklänge an verflossene Zeitalter der Architekturgeschichte zu erkennen sind.



5. Blick auf den Altar der Sankt-Pauls-Kathedrale in Los Angeles (Kalifornien).

Die Abbildungen 2 bis 5 sind Wiedergaben nach photographischen Aufnahmen der American Seating Company, Chicago.



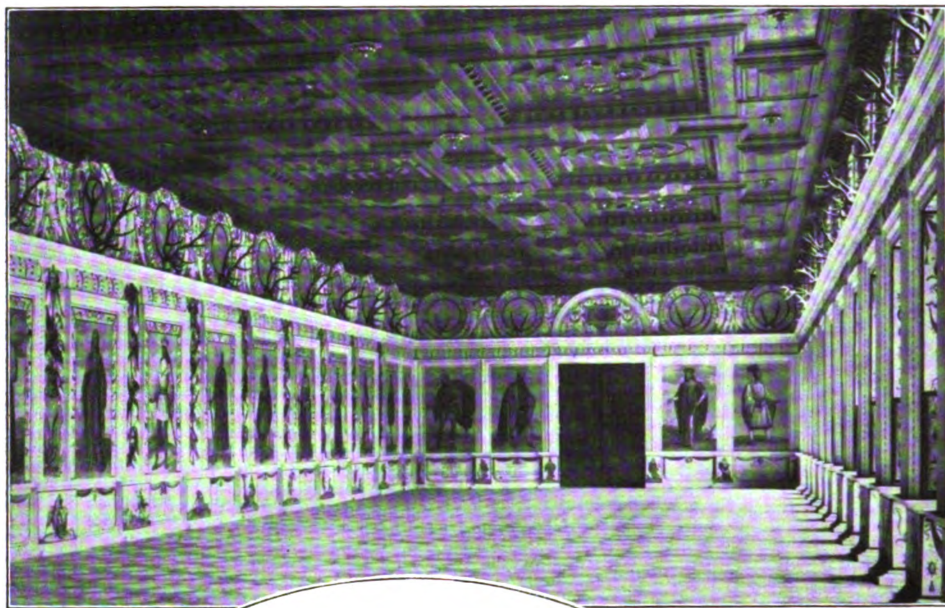
Das Zimmer deutscher Fürsten und Adeliger in Schloß Ambras, eines der Wohnzimmer der Philippine Welser.

Philippine Welser,

die glückhafte Gemahlin Erzherzog Ferdinands.

Nicht weniger als vier Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Philippine Welser zu Augsburg als Tochter einer Nebenlinie des angesehenen Patriziergeschlechts der Welser geboren war, und trotzdem ist die Erinnerung an sie noch allenthalben lebendig. Sie hatte ein weit größeres Glück als ihre Vorgängerin, die Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer, die ihre eheliche Verbindung mit dem bayerischen Thronerben Herzog Albrecht III. mit dem Leben bezahlen mußte. Und auch eine andere Augsburgerin, Klara Dett, die Stammutter der Fürsten Löwenstein, die mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz eine Verbindung eingegangen war, konnte sich den adelsstolzen Verwandten ihres Mannes gegenüber nicht durchsetzen und galt nie als ebenbürtig. Wenn nun schon die deutschen Territorialfürsten so auf die Unantastbarkeit ihres Stammbaums bedacht waren, daß eine eheliche Verbindung mit Bürgerstöchtern schlechthin als unmöglich galt, so mußte es um so mehr überraschen, als ein Angehöriger des habsburgischen Kaiserhauses selbst eine Bürgerstochter als Gattin heimführte. Es ist nicht einwandfrei überliefert und wird wohl immer strittig bleiben, bei welcher Gelegenheit Erzherzog Ferdinand von Habsburg-Österreich die schöne Welserin kennenlernte. Tatsache ist nur, daß er sie zur Frau nahm, und daß diese eheliche Verbindung lange Zeit geheimgehalten werden mußte, trotzdem aber glücklich war. Der kaiserliche Vater zürnte jahrelang, und erst in einem Briefe aus dem Jahre 1559 wird der rechtmäßige Bestand der unebenbürtigen Ehe vom Kaiser anerkannt und der ehelichen Nachkommenschaft Titel und Wappen, aber nicht die der Habsburger, zugebilligt. Philippine Welser, in der Atmospäre des weltstädtischen Augsburg aufgewachsen und erzogen und einer der ersten Familien des Reichs entsprossen, fand sich übrigens recht gut in die Rolle der Gattin des Erzherzog-Statthalters von Tirol. Jedenfalls machte sie ihren Hofhalt auf Schloß Ambras in Tirol, der bald in ganz Deutschland wegen seiner Gastfreundschaft berühmt war, zu einem Mittelpunkt der Künstler- und Gelehrtenwelt. Man umgab sich mit Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten aller Art, Philippine Welser nützte ihre Beziehungen zu den Augsburger Künstlern großartig aus, und so wurden nicht zuletzt infolge der Sammeltätigkeit und Prachtliebe der Philippine Welser die Ambraser Sammlungen der Grundstock des heutigen Wiener Kunsthistorischen Museums. Die Wiener Sammlungen beherbergen heute noch manches kostbare Stück, das sich nachweisbar im Besitz Philippine Welsers befunden hatte. Wenn auch der Luxus und die Prachtliebe des Ambraser Hofhalts sprichwörtlich waren, so ist es doch nicht an dem, daß Erzherzog Ferdinand und die schöne Philippine Welser dort nur ein lustiges Leben führten und ihre Tage in Schmausereien, Zechgelagen und Jagden dahinlebten. Philippine Welser hat beispielsweise sogar ein Kochbuch persönlich verfaßt, und Erzherzog Ferdinand nahm den lebhaftesten Anteil am Bau der Franziskanerhofkirche in seiner Hauptstadt Innsbruck, die ein getreues Abbild der Kirche Heilig Kreuz zu Augsburg ist. In der Franziskanerhofkirche ließ Erzherzog Ferdinand die zur Markgräfin von Burgau erhobene Philippine Welser auch nach ihrem Tode 1580 in der Silbernen Kapelle bestatten. Der Erzherzog überlebte seine Gattin noch um 15 Jahre und wurde 1595 neben ihr beigesetzt. — Von ihren beiden Söhnen widmete sich der älteste, Andreas, dem geistlichen Stande und starb 1600 zu Rom als Kardinal, der andere, Karl, wurde Markgraf von Burgau in Schwaben; er residierte bis zu seinem Tode 1618 auf dem Schlosse Günzburg, wo unter ihm Wallenstein Page war. Erregte Philippine Welser schon zu ihrer Zeit europäisches Aufsehen, so schätzen wir Heutigen sie als eine geniale Frau. Ihr feinsinniges Kunstverständnis, das auch ihren Gatten zu einem Mäzen großen Ausmaßes werden ließ, war für die Entwicklung der Künste in Augsburg und Tirol von Bedeutung. Die Augsburger Künstler wußten, daß sie in Ambras immer auf Abnahme rechnen konnten. Und auch manche der heute in Innsbruck befindlichen Kunstschöpfungen wäre wohl ohne sie nicht entstanden.

Hans Huber.



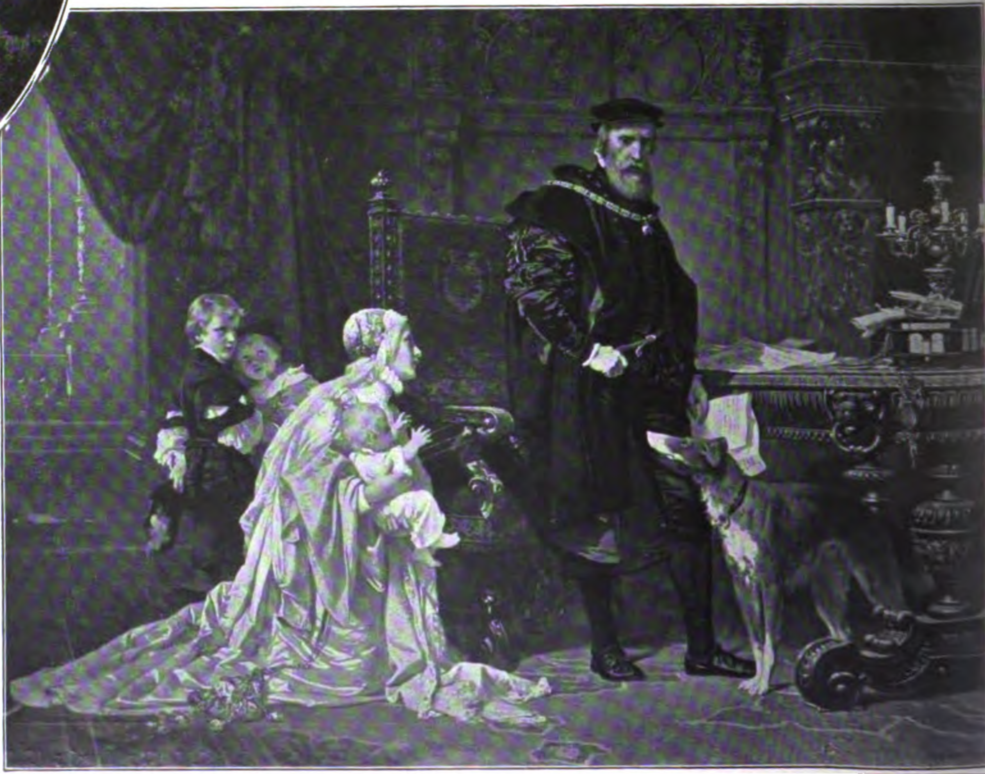
Der Spanische Saal in Schloß Ambras, erbaut in der Zeit Philippine Welsers.



Philippine Welser.
(Gemälde; Phot. Kunstverlag Hoefle [M. Lang], Augsburg.)



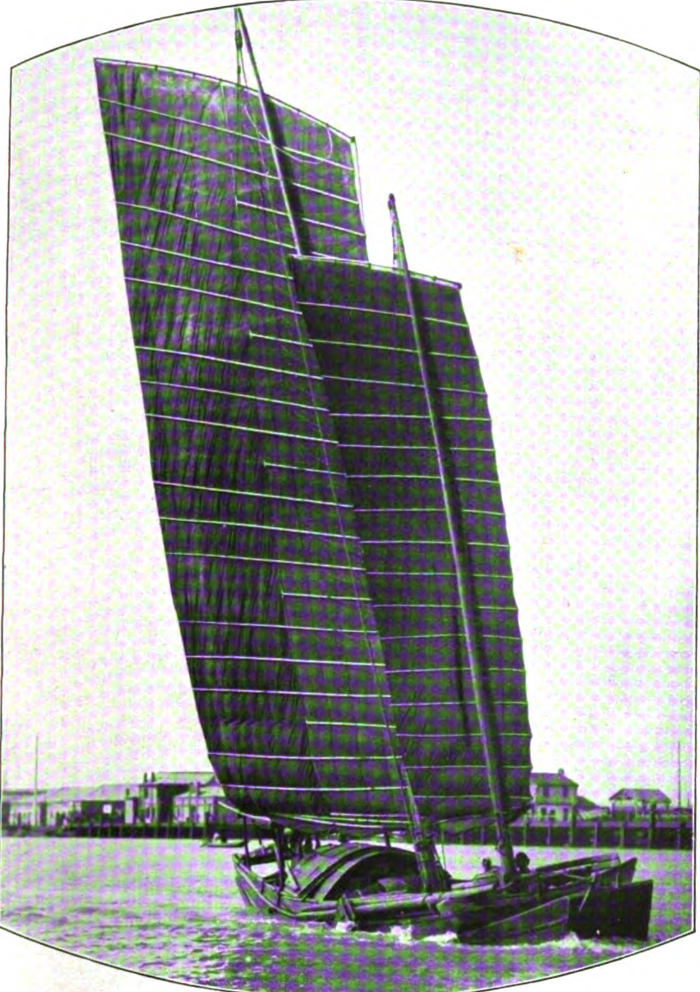
Blick auf das in den letzten fünf Jahren renovierte Schloß Ambras bei Innsbruck, den einstigen Wohnsitz der Philippine Welser als Gattin des Erzherzogs Ferdinand.



Rechts nebenstehend:
Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I., dem Vater ihres Gatten, des Erzherzogs Ferdinand. Gemälde von A. Liezen-Mayer. (Phot. Franz Hanfstaengl, München.)

Chinesisches Flußleben

(Siehe hierzu den Beitrag „China auf dem Wasser“ Seite 794.)

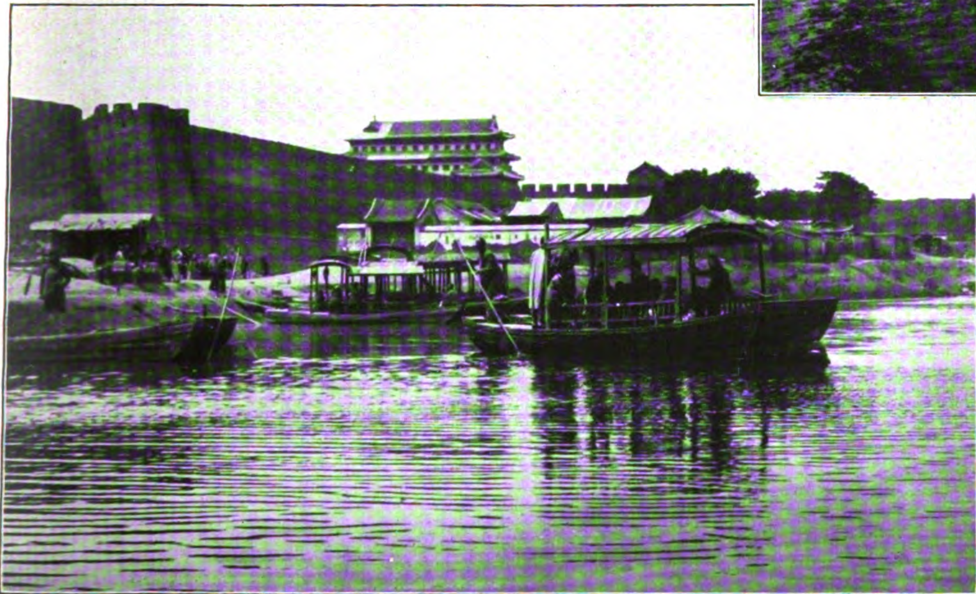




Dschunke bei frischer Brise.
Rechts oben: Zwischen den Felsufern des Jangtsekiang, des chinesischen „Rheins“.



Dschunken im Hafen von Schanghai.
Links nebenstehend: Boote mit Sonnendach.







Fluß- und Küstenboote im Hafen von Tsingtau.
Links unten: Familie eines schwimmenden Lumpensammlers. Sommer wie Winter auf seinem Boote lebend, fischt ein solcher Lumpensammler aus dem Wasser allen Unrat, um ihn dann an Produktenhändler zu verkaufen.



Der Taschner. Miniaturmalerei aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift; süddeutsch um 1310.
Zeigt den Minnesänger Dietmar v. Ast bei der Auswahl von reichverzierten Gürteln und Taschen, die an einer Stange hangen. (Phot. Feldhaus.)

Die Handtasche im Wandel der Zeiten.

So sind die Damen denn glücklich auf den Hund gekommen! Noch nicht auf den Neufundländer, wohl aber auf den King Charles, der, unter dem Arm getragen, nach Belieben geöffnet und geschlossen werden kann. Denn er, den alle Welt zuerst für lebendig hielt, ist die Verkörperung der neuesten aller modischen Launen: der Handtasche. Aus dem Innern des kleinen Köters werden alle die Utensilien ans Tageslicht befördert, die zur Auffrischung benötigt werden: Lippenstift und Puder, Kämmchen und Spiegel.

Bis ins 14. Jahrhundert kann man den Spuren der Handtaschen nachgehen, die damals, seitlich an einem Ledergurt hangend, getragen wurden. Gelehrte behaupten sogar, daß sie, als „balantion“ bezeichnet, schon bei den Griechen existierten, eine Bezeichnung, die man später unter dem scharmanten Namen „balantine“ wiederfand. Die „balantine“ war eine reichbestickte Seidentasche, die bis zum Knie hinabreichte und alles fassen konnte, was sonst in eine Kleidertasche hineinging.

Dann kam der „réticule“, aus dem der französische Volksmund bald „ridicule“ machte, weil der am Handgelenk baumelnde Filetbeutel allen „lächerlich“ erschien. Klein, ganz klein im Anfang, wuchs er sich schließlich zu einer Art Korb aus. Dieser Korb wurde in Paillettenstickerei auf den Stoff gebracht und mit einem Schloß versehen, an dem die zeitgenössischen Goldschmiede — genau wie heute — die Kunst ihres Handwerks zeigten. Von Perlen und Stickereien ging man zu den Handtaschen aus Leder über, einem steifen, grob gearbeiteten Leder, das keinen ästhetischen Anblick gewährte und den Gesamteindruck einer Toilette nicht erhöhte, für Reisen und Besorgungen aber recht bequem und praktisch war. Die Handtasche aus Leder war und wollte nichts anderes sein als ein Ersatz für die Kleidertasche.

Aber der künstlerische Geschmack Mode schaffender Kräfte arbeitete unablässig und brachte im Laufe der Zeit traumhafte Wunderwerke hervor. Feines, zweifarbiges sämisches Leder, bunte Seidenstickereien, Handmalerei und Perlen trösten ein wenig über Kalb, Eidechse, Hund und Schlange hinweg. Denn die Schlange hat ihr ewiges Opfer, die Frau, wiedergefunden und hat sich, da sie jene noch vom Paradiese her gewarnt weiß, nicht einmal die Mühe gemacht, ihr Aussehen zu verändern. Schillernd und schuppig präsentiert sie sich auf der Tasche in Portefeuilleform und wird — genau wie Anno dazumal! — mit Begeisterung empfangen. — Vor kurzem fand man in Mesopotamien, in der Nähe des Ortes, wo vor Tausenden von Jahren der Tempel Nebukadnezars stand, zwischen Möbelstücken in einem Grabmal eine Anzahl kleiner Handtaschen vor, in denen sich mit Lapislazuli, Cornaline und Felskristall verzierte Utensilien befanden, die für die Handpflege verwendet wurden. Dieser Fund hat die Beredsamkeit des Geschichtschreibers und Psychologen geweckt. Nur das Antlitz der Frau, die ihren Händen so sorgfältige Pflege angedeihen ließ, kennen wir nicht. Oder doch? Heißt sie nicht Eva, und ist sie nicht die Frau, die immer war und immer sein wird, und um derentwillen die neuen Moden nur alte sind, die immer wiederkommen?

Gertrud Röbner.

Nürnberger Taschner bei der Arbeit. Miniaturmalerei um 1419.
Dem in einer kleinen Marktbude arbeitenden Meister dient als Arbeitstisch der heruntergeklappte Laden, der gleichzeitig die Auslage darstellt. (Phot. Feldhaus.)



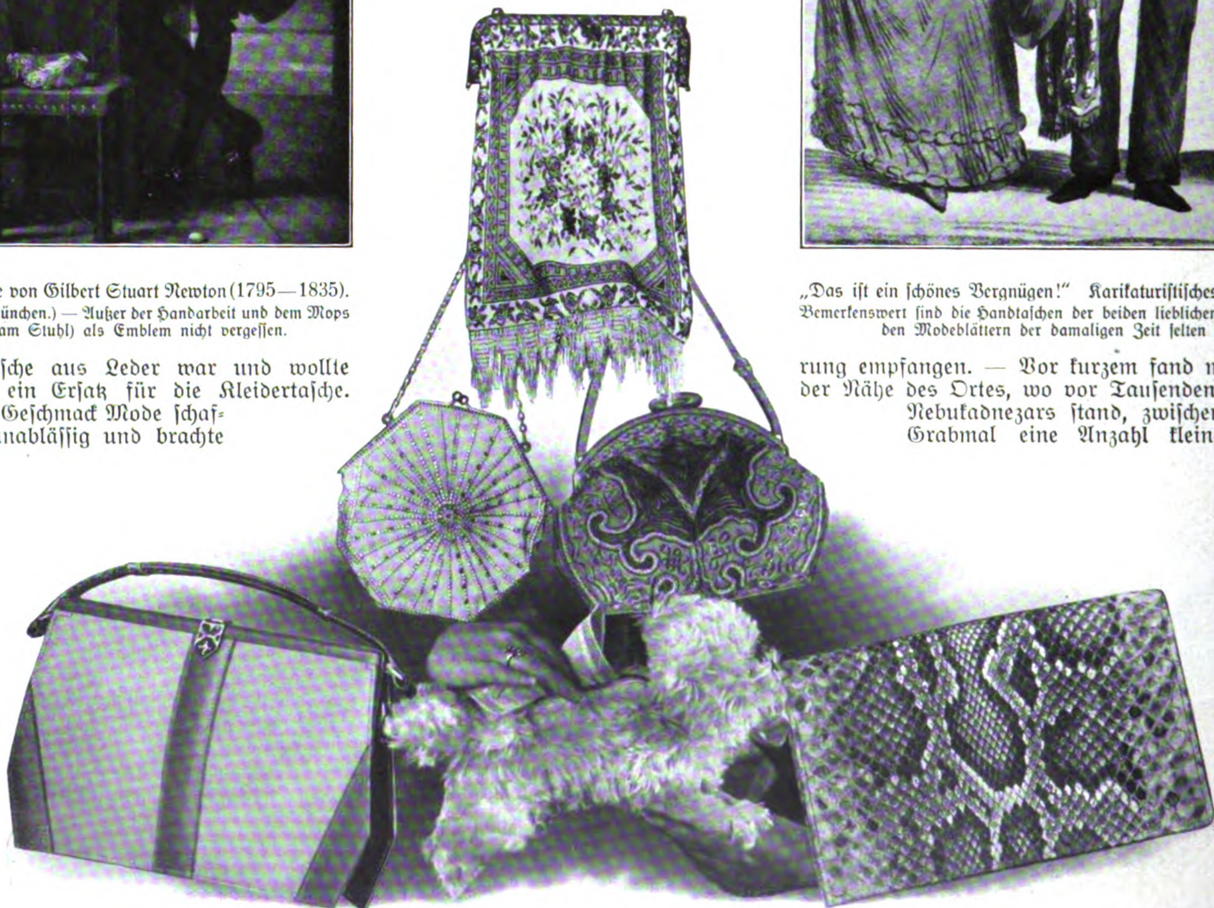
Handschuh- und Taschenmacher. Holzschnitt um 1580. (Phot. Feldhaus.)



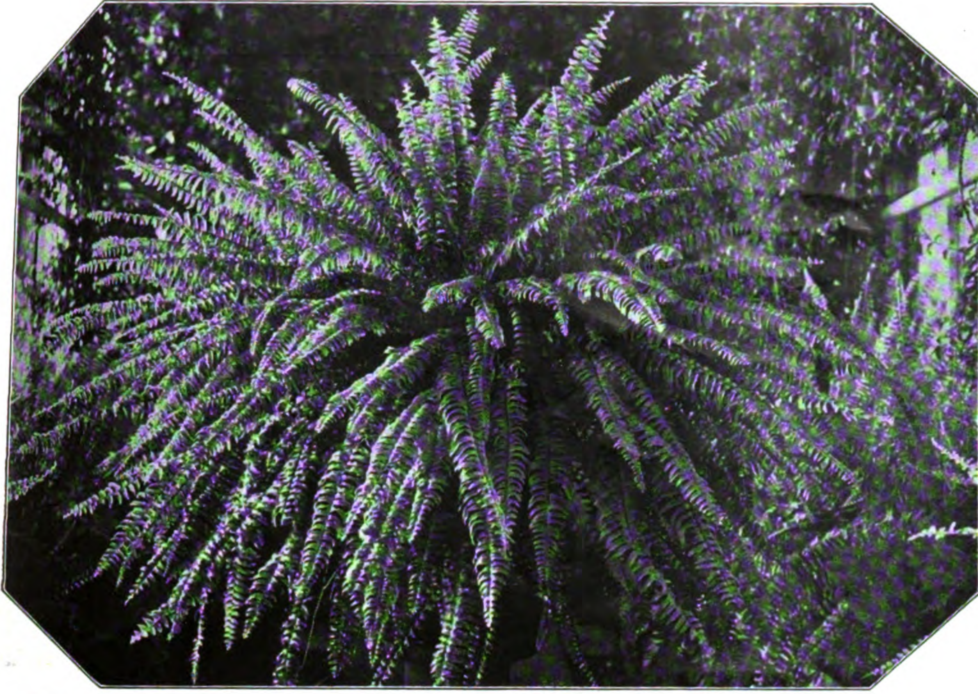
Yorick und die Grisette. Gemälde von Gilbert Stuart Newton (1795—1835). (Photographieverlag Hanfstaengl, München.) — Außer der Handarbeit und dem Mops ist auch der Pompadour (am Stuhl) als Emblem nicht vergessen.



„Das ist ein schönes Vergnügen!“ Karikaturistisches Modebild von Pigal um 1860. Bemerkenswert sind die Handtaschen der beiden lieblichen Damen; Handtaschen kommen auf den Modeblättern der damaligen Zeit selten vor. (Phot. Feldhaus.)



Und so sieht die moderne Handtasche aus.
Oben: Die handgestickte Perlentasche. — Mitte links: Kleiner perlenbesetzter Beutel. — Mitte rechts: Handtasche mit bunter Seidenstickerei. — Unten links: Tasche aus Sämischleder mit dunkleren Lederstreifen. — Unten Mitte: Das Neueste, ein bißchen verrückt: Der Hund mit Reißverschluß — als Handtäschchen. (Modell: Rosenheim; Phot. Suse Byk, Berlin.) — Unten rechts: Die Handtasche aus Schlangenhaut.



Schwertfarn Nephrolepis bostoniensis, eine der kulturwertesten Arten seiner Gattung.



Bunte Callisia repens, die beliebte Immergrüne für Zimmer und Wintergarten, eine nahe Verwandte der Tradescantia.

Ampelpflanzen für Zimmer und Wintergarten.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der „Gartenschönheit".

Die Hängepflanzen spielen neben den eigentlichen Blütenpflanzen und den größeren Blattpflanzen, die sich fürs Zimmer eignen, vor allem in ihrer Verwendung für Ampeln, eine große Rolle. Ein Wintergarten ist ohne sie undenkbar. Die großen Schwertfarne Nephrolepis mit ihren fast zwei Meter langen, schmalen Wedeln wollen sich ausbreiten und herabsenken. Sie wollen nicht kümmerlich in kleinen Töpfen ihr Leben fristen, denn sie brauchen Nahrung und vor allem zur Triebzeit genügende Bodenfeuchtigkeit und feuchte Luft. Dann verwandeln sie den Wintergarten und auch das große, tief ausgebaute Zimmerfenster in Szenerien, die uns an tropische Pracht gemahnen. Ihre Schwestern sind die hangenden Blattpflanzen, vor allem die Tradeskantien und das bunte Stachelgras, Oplismenus variegatus, die ihre bunten Triebe auch über den Boden spinnen und Ecken und Kanten lebendig begrünen. Die Tradeskantien vertragen etwas Schatten. Auch sie lieben im Sommer genügend Feuchtigkeit und lohnen gute Bewässerung mit üppigen Trieben. Beide lassen sich im Frühling leicht aus Stecklingen heranziehen, die man in recht sandiger Erde zu mehreren in weite Töpfe steckt.

Es gibt aber auch eine ganze Reihe schön blühender Ampelpflanzen. An erster Stelle ist der von den Kanarischen Inseln stammende Schotenklee (Lotus peliorrhynchus) zu nennen, der mit wenig Wärme vorliebnimmt und im Sommer auch am offenen Fenster oder an geschützter Stelle im Freien aufgehängt zu werden liebt. Dann bedeckt er seine feinen silbrigen Zweige mit schönen scharlachfarbenen Blüten, nach denen man ihn in seiner Heimat „Taubenschnabel" nennt. Ähnlich hart ist die neuseeländische Hängefuchsie (Fuchsia procumbens), die mit ihren kleinen Blättchen und wenig auffallenden Blütchen gar nicht wie eine Fuchsie aussieht. Auch unter den bekannten Gartenfuchsien haben wir eine Anzahl Formen, die sich für Ampeln trefflich eignen, wie etwa die violette „Marinka". Schließlich sei noch auf drei heimische Pflanzen hingewiesen, die man meist unter die Unkräuter zu zählen geneigt ist, die aber bei guter Kultur als Ampelpflanzen sehr ansprechend sein können: Goldnessel (Lamium oder Galeobdolon luteum), besonders in einer Abart mit dunklem Laube, Lysimachia nummularia, die gelbblätterig ist, und der Gundermann (Glechoma hederacea), die Form, die mit ihren weiß und gelb gezeichneten Blättern am häufigsten von den dreien im Kalthause oder im Zimmer und im Sommer im Freien angetroffen wird. Diese Kriecher und Hängepflanzen finden am Rande von Balkonkästen besonders günstigen Platz. Ihre Kultur ist die denkbar einfachste, ebenso einfach wie ihre Vermehrung aus Stecklingen im Frühjahr.



Kanarischer Schotenklee (Lotus peliorrhynchus), durch seine silberweißen, zierlich belaubten Triebe und die leuchtend scharlachfarbenen Schmetterlingsblüten eine der hübschesten Ampelpflanzen für das Zimmer und den kühlen Wintergarten.



Links: Gundermann oder Gundelrebe (Glechoma hederacea).



Buntes Stachelgras (Panicum), eine wegen ihres graziösen Wuchses beliebte Hängepflanze.

SCHATTENSPIELE UND TANZKUNST AUF JAVA.

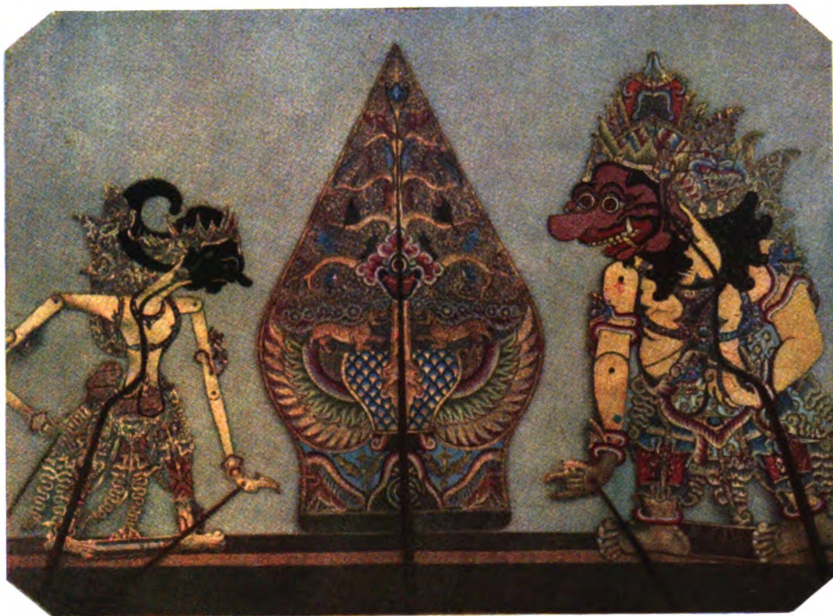
Nach Farbenphotographien von Tassilo Adam, dem Verfasser des gleichnamigen Beitrags in der Rubrik „Wissen und Leben".





Die neun Bedojo-Tänzerinnen des Susuhannan (Kaiser) von Surakarta in historischem Kostüm.

Rechts:
Die Tänzerin Bibi Radijah, jetzt Beifrau des Sultans von Djokjakarta, mit ihrem wundervollen Brillantschmuck.



Lederfiguren für Schattenspiele. In der Mitte der Gunungan (Lebensbaum), der stets kunstvoll geschnitzt und bemalt ist.

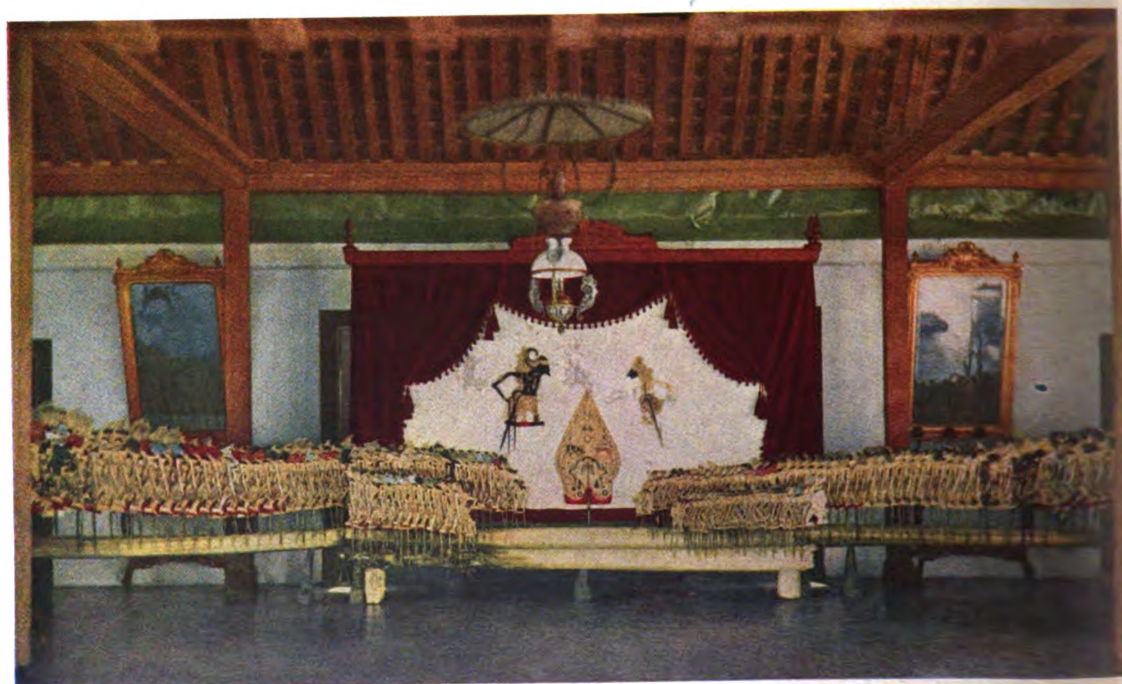
Rechts:
Die vier Langendrijans des Fürsten Mangku Negoro

Rechts unten:
Das kostbare Schattenspiel von Pangeran Ario Tedjokusumo, einem Bruder des Sultans von Djokjakarta.





Die Erste der Langendrijans des Fürsten Mangku Negoro, eine hervorragende Schauspielerin und Tänzerin.



PAUL RENOVANZ

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE

(2. Fortsetzung.)

Bald darauf verprügelte Zar Paul den Kollegienrat Dormann, einen kurzsichtigen Balten, dem die gichtgehemmte Verbeugung nicht geschmeidig genug geglückt war.

„Ein Narren- und Trauerspiel", seufzte der Gemißhandelte und humpelte eilends davon. Sein Peitschenmeister spie ihm ein Schimpfwort nach.

Grimm und Grauen gingen von diesem Manne aus. In den letzten sechs Wochen hatte er — allein von der Garde — mehr als hundert Offiziere in Arrest geschickt, nichtiger und lächerlicher Anlässe wegen. Diesem verargte er den kecken Mützensitz, jenem den Besitz eines Windspiels. Das Tier wurde auf der Stelle erschossen, sein Herr mit Dunkelhaft bestraft. Ein anderer mußte den zu hohen Halskragen, ein vierter seine Vorliebe für glänzendes ausländisches Uniformtuch büßen. Für jeden und jedes hatte Paul die „richtige Dosierung" bei der Hand. Nach seiner Meinung waren die stärksten Gifte gerade die wirksamsten. Würde er das Wort des alten Paracelsus gekannt haben: „Nichts ist Gift, die Dosis macht's, daß etwas Gift wird" — er hätte in mißverstandener Auffassung dieser feinen Weisheit verständnisvoll dazu gegrinst. Was schadete es, wenn man sich hier und da mal im Rezept vergriff! Seine Praxis... er lächelte brutal... war erprobt, und pariert mußte werden. Wozu, beim Henker, gab's Reglement und Kleiderordnung, wenn die nicht bis zum letzten Gamaschenknopf befolgt wurden!

Beunruhigt wandte Paul den Kopf. Spähte mißtrauisch die Straße hinab. Niemand außer Kutscher und Leibjäger folgte ihm. Ah, war gut so! Gut! Er setzte seinen Weg fort, sonnte sich plötzlich in breitem Behagen: Das einfache Soldatchen wenigstens glaubte an ihn. Blind und unverdrossen. War die feste, zuverlässige Stütze, deren seine Hand bedurfte. Mehr denn je bedurfte! Wenn der Dienst auch das Letzte aus ihm herauspumpte — wozu trug man des Kaisers Kokarde, he? Dafür gab's dann auch wieder fette Kohlsuppe und Schnaps. Viel Schnaps, guten Schnaps! Mochten ihn die Herren und Herrchen zum Teufel wünschen, der fromme Muschik kannte nur die Liebe zu ihm, seinem obersten Herrn; war demütig und von harmloser Fröhlichkeit, gut und voll Vertrauens... nicht anders, als Ochs und Schaf und Taube der fütternden Hand Anhänglichkeit bezeigen, auch wenn sie dafür bluten müssen.

Die Offiziere — das war Gelichter. Dachten zuviel; waren „aufgeklärt". Aufklärung! Das Wort — der Zar stieß mit dem Krückstock einen Kiesel beiseite — hatte der Satan erfunden. Die Pariser Revoluzzer hatten es in die Welt gebrüllt, und sein Echo war tief in Rußland gehört worden.

Verdammte lüsterne Sklavenseelen! Aus welchem Grunde fühlten sich gerade die Offiziere berufen, mit diesem höllischen Begriff zu liebäugeln? Hatten die sich zu beklagen? Und die uniformierten amtseingesessenen Idioten, die Räte erster Klasse, Präsidenten, bis hinauf zu den goldbeklecksten Hofschranzen und widerlichen Stellenjägern... bettelten und krümmten sie sich nicht, wenn sie ihn von weitem nur rochen? Aber falsch, schlangenfalsch waren sie alle. Oh, er kannte ihre scharmutzierende, katzbuckelnde Tücke, hatte seine Kreaturen, seine verläßlichen Spionchen; seine Schleichhunde drangen durch verschlossene Türen, erlauschten das leiseste verräterische Wispern. Auf langen Listen waren die Namen der Narren fein gereiht, die sich zutrauten, ihn, den Kaiser, hinters Licht zu führen. Dem Volke die Freiheit geben wollten die Wühlmäuse. Wer war denn „frei" in Rußland? Niemand, selbst er nicht! Aber jene, an deren Spitze er den eigenen Sohn wußte, würden jeden staatsfeindlichen Gedanken mit ihrem Kopf büßen müssen. So dumm war er nun nicht wieder wie damals bei der Affäre mit dem Panin. Depossedieren wollte ihn der gräfliche Schuft! Das Vizekanzlerchen hatte die Sache nicht schlecht eingefädelt. Sogar des wohlwollenden Verständnisses des sauberen Admirals Ribas und der verbrecherischen Loyalität Seiner scheinheiligen Lordschaft, des britischen Botschafters Whirtworth, wußte er sich zu versichern. Nun, den französischen Halunken hatte der Teufel geholt, und den Engländer kostete es den Diplomatenfrack. Schade, jammerschade! Der Bursche hätte hängen müssen! So schützte den die Exterritorialität. Aber Panin schmachtete für beide. Wie lange war's her? Laß sehen! Fast auf den Tag ein halbes Jahr, daß er ihn nach Sibirien verschickt hatte. Dort konnte er darüber nachdenken, wie übel man beraten ist, seinem Souverän in der Peter-Paul-Festung ein hübsches kleines Logis einzurichten und inzwischen selber ein bißchen den Regenten zu spielen.

Doch das Gefühl rachsüchtigen Triumphs erstarrte.

Die Erinnerung an überstandene Gefahr versank vor der Gewißheit neuer Anschläge.

Die Zukunft lastete ehern auf Paul. Das war's!

Er kannte sie fast auswendig, die Namen derer, nach deren Blut sein Haß lechzte. Er würde sie, vielleicht morgen schon, zu treffen wissen. Aber einer fehlte: Panins Natternkopf hatte er beizeiten zertreten — Pahlens wahres Gesicht blieb ihm verschlossen.

Pahlen!

Der Name fiel wie ein Blitz vor ihm nieder.

Konnte man dem Manne trauen? Könnte er's, er hätte die Schar der servilen unsichtbaren Feinde nicht zu scheuen. Auch Herkules schlug der Hydra die Köpfe ab und bezwang die züngelnd und ekel nachwachsenden schließlich doch. War jedoch Pahlen wider ihn...

Rasende, finstere Angst ließ den Kaiser plötzlich schneller ausschreiten. Argwohn zerfraß seinen ruhigen Glauben an diesen Mann.

Pahlen?

Fliehend, glühend, stiebend schossen um den Namen des Grafen, auf dessen Schultern er die wichtigsten Ämter des Reiches vereinigt hatte, Furcht und Hoffnung. Und ich will nicht, wehrte er sich verzweifelt, will, darf, werde nicht an der Ergebenheit eines Menschen irre werden, den ich groß gemacht habe. Habe ich ihm bisher vertraut, muß ich es auch weiterhin tun. Habe ich mich ihm nicht jederzeit gütig und großherzig erwiesen! Nun also: mag er gesinnt sein, wie er will — am Ende ist alle Überlegung nur ein Produkt gesunder Vernunft. Weshalb sollte Pahlen dann Ursache haben, eine Existenz, um die ihn viele beneideten, leichtsinnig aufs Spiel zu setzen! Sich auf ein Abenteuer, ein schlechtes dazu, einzulassen, das ihm mit ziemlicher Sicherheit das Haupt vor die Füße legen würde!

Feigheit wich blähendem Selbstbewußtsein. Warum man sich, zum Teufel, nur immer gleich so alterierte! Riskiert man, he, vier Ministerportefeuilles, ein Militärgouvernement und obendrein das Kommando über die Kaiserliche Garde bei einem Einsatz, über dessen sträfliche Dummheit ein Verrückter den Verstand wiedergewinnen könnte? Ach nein: der Graf war ihm doch verflucht gleichgültig! Wenn man die Dinge so betrachtete, gehörte wirklich nicht viel Witz dazu, an seine Harmlosigkeit zu glauben.

Paul mußte an die Lieven, das kleine entzückende Schäfchen, denken. Von der hatte ihm jemand mal erzählt, daß sie in Pahlen ganz fürchterlich vernarrt sei. Wer war das nur, der ihm neulich gesagt hatte, der Grasaff' wisse sich vor lauter Seufzern und süßem Herzweh nimmer zu lassen? Schwärme für seine breiten Schultern, die hohe Stirn, den... ja, richtig... den „offensten, ehrenhaftesten, liebenswürdigsten Gesichtsausdruck" und für was alles für Faxen noch. Oh, oh, das war ja zum Heulen schön! Aber sicherlich hatte der Dummkopf Christopher Andreijewitsch dabei weniger zu lachen. He, he, ob die dem guten Jungen am Ende nicht ein Paar ganz gewaltige Hörner aufsetzen würden?

Mochten sie, grunzte er. Ihm war's recht. Verliebte sind ungefährlich, namentlich wenn sie in fremden Revieren pirschen. Mochte sich der Damengötze huldigen lassen, soviel er wollte. Ein Narr war man, an diesem und gerade an diesem zu zweifeln...

Ein weites, weißverkrustetes Becken war die Newa. Eis, soweit der Blick reichte.

Barken und Flöße lagen frostgebannt an den Ufern.

Aus kleinen Blechrohren wölkten vereinzelt Strähnen zerflatternden Holzrauchs.

Kein Mensch, der sich sehen ließ.

Öde, ausgestorben, unwirklich hing eine große und tote Verlassenheit über dem Hafen. Fahl und feindlich verkroch sich die Sonne hinter Wolken. Die Quellen verduckten Lebens, die Schlupfwinkel der Wärme und Geborgenheit in den Bretterbuden der Wächter und den Kajüten der Fischer bargen keine Liebe für ihn. Er wußte es. Er fühlte sie, die lauernden, feindseligen Blicke, die aus hundert unsichtbaren Schlitzen nach ihm zielten.

Der Kaiser irrte das Ufer entlang, stolpernd, knurrend — ein böses, müdes Tier.

So zerschlagen, so verhaßt fühlte er sich, daß er mit sich selber jämmerliches Mitleid hatte. Sein Leben war ja schlimmer als das des kettenbeladenen Sträflings! Dem standen Kumpane, Leidensgefährten zur Seite. Er... wen hatte er? Nichts als schwarze, freudlose Gedanken.

Tief unter dem Schutt seines kranken Herzens rang sich ein Flüstern empor. Er erstickte es mit der Gebärde fratzenhaften Hohns... Maria Feodorowna, die Württembergerin? Die hielt es bestimmt wie weiland seine hochselige Frau Mutter: betrog den Gatten mit ihrem Madonnengesicht bei jeder Gelegenheit, die Gott werden ließ.

Beweise? Beteuerungen? Schwüre?

Er pfiff darauf. Sah die Früchte ihrer Untreue daran, daß sie ihre Kinder in dem Glauben erzogen hatte, ihr Vater sei ein Blutschreck und Menschenwürger.

Sie mochten sich hüten, der weichmäulige Alexander und sein kotzengrobes Brüderchen Konstantin samt der sauberen Frau Mama, daß er ihnen nicht zuletzt doch noch das Konzept verdarb!

Beweise sind, wenn man sie nicht hat, für die Dummen. Aber er, verdammt, besaß sie! Die „Tragödie von Cäsars Tod" war mehr als ein Beweis, war ein teuflisch schmutziges Eingeständnis.

„Wartet!" schnalzte er, „wartet!" Um seinen Mund grub sich grausame Entschlossenheit.

Paul winkte den Heiducken mit dem Kabriolett heran. Preschte an der Mauer des Sommergartens vorbei zurück zum Michaelpalast.

*

Der Kaiser litt. Er wehrte sich nicht länger gegen die Gewißheit, daß er umstellt war. Wie ein Fuchs hatte er sich in seinem Bau verkrochen.

Bei seiner Rückkunft fand er zwei Briefe unbekannten Ursprungs vor. Wer sie in sein Kabinett gespielt hatte, war nicht zu ermitteln.

Das eine Schreiben erging sich in dunklen Andeutungen und verschnörkelten Geheimnissen... drohte mit Gesichten und Verhängnissen. Der namenlose Warner ängstigte ihn damit, daß die unzähligen Eingekerkerten, die Opfer seines haßblinden Mißtrauens, im Volke eine gefährliche Mißstimmung wider ihn geschürt hätten. Der Unbekannte folterte sein Gewissen mit Hinweisen darauf, daß die Vergeltung die Hand bereits erhoben habe, der Schicksalsstreich vielleicht schon zu dieser Stunde auf sein Haupt niedersausen würde.

Der Zar stierte auf den Unglückswisch. Wohin sollte er fliehen, wo sich verbergen?

Die Blätter knisterten, als er sie wieder und wieder mit fahlen, verkrochenen Blicken las.

Plötzlich spürte er etwas wie zages Frohlocken. Wie? Glühte nicht heißes Mitleiden aus diesen Zeilen: „...schütze Dich, Zar Paul. Du unser rechtmäßiger Herrscher! Bete, Väterchen, daß Du Dein unsterblich Teil rein zu Gott trägst!" —

„Beten, ja," wimmerte er, „beten! Aber... wie soll ich beten, wo soll ich beten? Kann ich es denn überhaupt noch? Hilf mir, o süße Gottesmutter... hilf mir!"

Er stöhnte tief und notvoll auf.

Seine Hand tastete nach dem zweiten Brief.

Ließ ihn, als wär's glimmender Zunder, zu Boden fallen.

Starrte mit furchtgeweiteten Augen auf das graue Papier zu seinen Füßen. Hämmernder, schmerzlicher Zwang beugte langsam seinen Nacken. Von Neugier und Grauen getrieben, raffte er das Schreiben auf... taumelte zum andernmal zurück.

Haß gellte aus den Worten.

Haß erinnerte ihn an eine der schlimmsten Untaten, mit denen er seinen Namen befleckt hatte.

„Wo", dröhnte ihm entgegen, „ist der Stamm der Donkosaken, den Du, Verfluchter, dem Verderben geweiht hast? Wo sind sie, die Söhne, die Töchter, die Kinder des heiligen Stroms? Du hast sie hingeopfert teuflischen Lüsten. Wie Du sie ausgerottet hast, so wird Dich der Barmherzige ausrotten; wie Du sie in Not und Tod zwangst, also wird Dir das Tor der Finsternis aufgestoßen. Die Stunde ist nahe, da Du selbst von Gott verlassen sein wirst."

Ächzend sank Paul zurück. Gierig, unersättlich stürzte er brennenden, betäubenden Wacholderschnaps hinab.

Das Zimmer schwamm im zwielichtenen Glanz des goldenen Märzabends.

Die Buchenkloben warfen glosenden Schein über die zusammengefallene Gestalt. Schluchzen drang stoßweise aus der geängsteten Brust:

„Erbarmen, Herr! Nimm sie doch von mir, die Seelen der Getöteten und Gemarterten... Hörst Du denn nicht, Gott, großer Gott? Sie vergiften und verpesten mein Blut... mein Herz verzagt unter dem Alpdruck blutiger Gewichte... ich bereue... bereue! Was soll ich noch tun, mich zu demütigen! Bereue... bereue! Wenn Du ein Vater der Irrenden bist, erbarme Dich Deines unseligen Knechts! Gefehlt habe ich, aber schütze mich vor den Gespenstern der Rache; schließe sie ein in Nacht und Gräber!... Ach, wie sann ich falsch... wie böse und blind war ich, als ich trachtete, sie vom Erdboden zu vertilgen. Mann, Weib, Kind habe ich den Weg des Verderbens geschickt... nach Indien... dem Franzosenkaiser zu Hilfe, so sagten die versiegelten Befehle... den Fieberdünsten zu zehntausendfacher Beute — frohlockte mein arges Herz. Nun stehen sie wider mich auf, die Schemen der Verratenen, peinigen und foltern mich, schwingen das Schwert der Vergeltung über meinem Haupte. Finde nicht Rast noch Ruh' vor zweifelnder Angst, bin verdammt und verflucht, wenn Du mich nicht lösest. Oh, laß mich sie finden! Mit Lobsingen und in Demut will ich sie zurückführen, die verirrten Kinder des Don-Stromes. Will ihnen ihre konstitutionellen Wünsche erfüllen, denen ich so bitter gram war... wenn ich mir damit nur Ruhe und Frieden erkaufen kann. Aber wo finde ich sie... wo sind sie? Spuren verloren... Wege verloren... Gott — Gott! Du — bist — ja — nicht — mein — Gott..."

Er erschrak vor dem winselnden Klang seiner Stimme, die zerborsten war und alle Schrecknisse der Verlorenheit offenbarte.

Er horchte in die Minuten zurück. Grauen, Wut packten ihn.

„Weg mit euch, höllische Schatten!" brüllte er entsetzt. Duckte er sich vor einem Gott, der ihn verriet! Der sich in bequemes Schweigen hüllte, der nicht helfen wollte, weil er nicht helfen konnte! „Hahaha," lallte er, „Flasche... Trösterin... Spenderin... her mit dir! Nie, hörst du, nie verließest du mich... bist redlich und unverdrossen, gut bist du, hilfreich... treu bist... du... Flasche! Alles andere —" Ein unflätiges Wort zischte auf.

„Licht!" schrie er, „Licht!"

Schlegelnd hämmerten Fäuste und Stiefel wider die Tür.

Mit wirren Augen glotzte Paul dem alten Diener entgegen.

In dem Greis lebte seit seinen Jünglingsjahren das Gefühl grenzenloser Trauer um den Herrn. Geisterhaft beleuchtete der Docht seine gefurchten Züge.

„Ah... gut," schnaufte der Wahnsinnige, „Dunkel wird Klarheit. Dunkel taugt für Verliebte und Diebe... Bin ich dir je etwas schuldig geblieben, Schuft? Habe ich gestohlen, gemordet, geraubt, du Nachteule? Ach... laß! Hör' auf mit deinem Gekrächz!" Er stampfte wütend auf. „Hier, stell' her und mach' dich aus dem Staube, weimerndes Gespenst... da, fang!" Ein Zehnrubelstück blitzte in der Luft. „Begrab's unter Katzendreck und Jungfernblut! Gibt Segen für langes Leben!"

Das Lachen eines Irren lief hinter dem Alten drein und verlor sich in nächtigen Korridoren.

*

Stunden später.

Zar Paul malt über grobkörnigem, grauem Aktenbogen Zeile um Zeile. Die schnapsschmatzenden Lippen, wulstig und von dünnem Bartwuchs bedeckt, formen klanglose Worte...

„... und bestimme hiermit letztwillig, daß im Falle Meines Ablebens nicht Mein Sohn Alexander, sondern Mein Sohn Michael Krone und Insiegel erben und in kindlichem memoriam an seinen kaiserlichen Vater verwalten soll. Meine Gemahlin Maria Feodorowna verläßt Meine Residenz und begibt sich unter sicherer Eskorte in Schutz und väterliche Fürsorge des Metropolitans von Kiew und wählt das dortige Frauenkloster zu dauerndem Aufenthalt. Findet da Gelegenheit, sich mit ihrem Herrgott zu versöhnen, was sie hier so oft und gröblich vernachlässigt hat. Meine erstgeborenen Söhne Alexander und Konstantin gehen der Rechte ihrer fürstlichen Abstammung, deren sie sich durchaus unwürdig erwiesen haben, verlustig und haben den Rest ihres Lebens auf der Festung Kronstadt in strenger Haft zuzubringen. Für Meinen minderjährigen Sohn und Thronerben ernenne der Heilige Synod bis zu des Zarewitsch Großjährigkeit einen Regentenrat.

Ich bin müde, und die Menschen ekeln mich.

St. Petersburg (Michaelpalast), am 19./22. März 1801.

Paul."

Der Gänsekiel fiel schmierend und kleckſend auf den Bogen. Das Haupt sank dem Schreibenden herab. Tränen tropften auf das Pergament.

Zar Paul hatte sich seinem Schicksal ergeben. Er fand nicht mehr die Kraft zur Abwehr. Der gewohnte Paroxysmus tobender Hilflosigkeit war bleierner Schwäche gewichen. Gebrochen schaute er auf seine Fäuste, die mehr als ein Leben gelöscht, mehr als einen Menschen getötet hatten. Die Rollen waren vertauscht; die Menschen würden ihn hetzen und würden ihn töten.

„Töten?" keuchte der Zar. „Den Kaiser töten?"

Blitzschnell wechselte das Gesicht seinen Ausdruck. Aus bleicher Lethargie flammte Röte fieberischen Lebensdurstes. Die Finger gruben sich in die gepolsterten Armlehnen des Sessels. Der zurückgebäumte Körper schwankte in lautlosem Sturm.

War es schon so weit?

Töten wollte man ihn?

Wer sagte das? Wer wollte es wagen, sich am Gesalbten des Herrn zu vergreifen?

Wenn einer... nur einer konnte es sein... einer...

Schrecklich, wie er immer an ihn, immer nur an ihn denken mußte.

Worauf wartest du? höhnte er feiges Zaudern. Zögern heißt Tod; Entschlossenheit gewinnt dir Leben! Zerteile den Wahn! Nichts ist verloren, aber du stirbst an lähmender Ungewißheit.

Ein Zitterkrampf befiel ihn. Verlor sich in mählichem Abebben.

Vorbei.

Paul reckte sich. Wer sprach da? Waren das seine Gedanken gewesen? Nervöse Ungeduld peitschte ihn. Flackerndes Leben floß in seine Adern. Mut wuchs ihm zu, wie in den Tollen Riesenkräfte einströmen.

„Pahlen," murmelte er, „Pahlen..."

Sekundenlang, dünkte ihn, senkte sich der Name gleich einer schwarzen Wolke auf ihn nieder, die ihn zu erdrücken drohte.

Paul schnellte auf.

„Pahlen!" Der Schrei quoll ihm wie dunkles Blut über die Lippen.

Die Hand riß am Klingelzug. Auge in Auge mußte er ihn haben. Fragen, zwingen, unterjochen, seinem Wissen und Willen unterjochen, mußte er ihn sich. Entrinnen, entrinnen ließ er ihn nicht...

III.

Der Generalgouverneur verneigte sich. Geschmeidig. Nicht ohne das glatte, höflich sarkastische Lächeln um den selbstbewußten Mund.

Der Kaiser ließ ihn nicht aus den Augen. Sein seltsam zupackender Blick flößte dem Grafen Unbehagen ein. Warum sprach er nicht? Warum dies eigentümliche besessene Glimmen, mit dem er ihn fixierte? — Je nun, Possen... Narreteien, was sonst!

Gegen seine Gewohnheit bot ihm der Zar nicht die Hand. Er wies ihm, noch immer in demselben starren, prüfenden Schweigen, einen Sessel, dem seinigen gegenüber. Ihre Knie berührten sich fast; ihre Blicke hielten einander in Schach.

Blick in die Werkstätte des Bildhauers Ernst Paul Hinckeldey.
In der Mitte (vorn) ein für die Stadt Herford als Ehrenmal bestimmtes Bildwerk.

Pahlen überschlug in diesem Augenblick die Summe blutiger Spekulation. Weiß, ahnt er nur etwas, bist du verloren. Diese Sekunde entscheidet über zwei Leben: du oder er!

Er zwang sich zu äußerster Unbefangenheit. Fühlte, daß das Spiel auf Messers Schneide stand. Freiheit hieß der Gewinn; Kaltblütigkeit der Einsatz . . . Hasard.

Frösteln überkam den Zaren. Sein Wille, jenen zu erschüttern, erlahmte. Was übrigblieb, war hilflose Maske. Die gewinnende Natürlichkeit seines Gegenübers, seine überlegene Haltung bot keine Angriffsfläche. Dieser gepanzerten Glätte hielt er nicht stand.

Pauls Stirn senkte sich. Ratlos suchte er das Dokument, dessen Tintenspritzer den stumpfen Ton von eingetrocknetem Blut angenommen hatten.

Irgendwo in der Ferne tönte der Ruf der Wache. Tritte marschierender Soldaten drangen herauf. Paul lauschte in die Nacht. Mit vorgebeugtem Kopf folgte er dem Geräusch verebbender Schritte. Die Ablösung kehrte in die Kaserne zurück.

Die Stille lastete drückender als zuvor. Der Graf wagte kaum zu atmen. Die Gewißheit, einer großen Gefahr entronnen zu sein, erfüllte ihn mit heißem verborgenen Triumph. Einer, der sich umstellt, sich seinem unversöhnlichsten Feind ausgeliefert wußte, konnte so nicht aussehen. Paßte solch verducktes Wesen zu einem, der sich seiner Haut wehrt? Notwehr stellt man sich anders vor. — Sein Blick streifte das Papier auf dem Tisch. Es war unmöglich, ein Wort davon zu erhaschen. Der Kaiser arbeitete? Etwas Amtliches konnte es nicht sein; das schrieben andere ihm vor. Mehr als Pauls Unterschrift hatte selbst er kaum gesehen.

Pahlen kombinierte, reihte Vermutung an Vermutung. Wog und verwarf — kein Zweifel: das war sein . . . Testament.



„Die Arbeit." Relief.

Er schrak heftig zusammen, da er sich beobachtet sah; spürte die furchtbare lautlose Sprache des Argwohns bis in den letzten Winkel seines unruhigen Herzens; wußte, daß jener jeden seiner Gedanken erraten hatte. Diese Augen hatten nichts Menschliches mehr: Wölfisches brach aus ihnen hervor. Und als ob sich der Zar der lähmenden Wirkung seines Katz-Maus-Spiels bewußt geworden wäre, fiel er den Gouverneur mit lauerndem Forschen an:

„Es wird gegen mich konspiriert. Sie sind davon unterrichtet. Das Netz der Verschwörer, trägt man mir zu, ist auch von solchen gesponnen, die mir — angeblich — nahestehen. Sie, Pahlen, wissen darum."

Er stieß die Worte mit brutalem Instinkt hervor. Klammerte sich aufs Geratewohl an eine Behauptung, die ihm Angst eingab.

Was wußte Paul von dem Manne, um dessen Schutz er warb!

Er rüttelte den Erstarrten an der Schulter.

„Mann! Sie schweigen! Sie verheimlichen mir etwas? Pahlen!"

So benommen war er von dem Ergebnis seiner List, daß er mit Feigheit va banque spielte.

„Sprechen Sie!" röchelte er. „Sagen Sie um Gottes willen, daß Sie sich nicht zu dem Komplott bekennen . . . nichts . . . nichts mit ihm zu tun haben . . . wollen."

Der Graf hatte für Sekunden jegliche Gewalt über seine Zunge verloren. Der Kopf wirbelte ihm. Versuchte, sie, die tot und trocken am Gaumen klebte, zu bewegen. Würgende Ratlosigkeit saß ihm in der Kehle. Bis er, mit grenzenlosem ungläubigen Erstaunen, Pauls lügnerisches und angstblindes Scheinmanöver durchschaute. (Fortsetzung folgt.)

BESUCH BEI EINEM BILDHAUER: AUS DEM SCHAFFEN ERNST PAUL HINCKELDEYS (HERFORD I. W.)

SPAZIERGANG IN BUDAPEST.

VON MAX HAYEK, MIT ZEICHNUNGEN VON ADALBERT SIPOS.

Wenn von den schönsten Städten Europas die Rede ist, darf Budapest nicht vergessen werden, Ungarns Hauptstadt, die „Königin der Donau“. Der Strom führt seine braunen oder grauen Fluten in mächtiger Breite südwärts mitten durch die Metropole und teilt sie so in zwei Teile: in eine Altstadt (Buda oder Ofen genannt) und in eine Neustadt (Pest). Anders als Wien liegt Budapest „an der schönen, blauen Donau“ (die bekanntlich nur im Reflex eines sommerlich klaren Himmels blau zu erscheinen vermag). Ist die Donau in Wien Peripherie, so ist sie in Budapest Zentrum und schönster Reiz der Stadt. Und dieser Reiz wird noch erhöht durch ein paar Wunderwerke von Brücken, Kettenbrücken, die ihre grandiosen Bogen über den Strom werfen. Da ist die alte Széchényi-Brücke vom Jahre 1849, da die Margarethenbrücke von 1876 und da die jüngste ihrer Schwestern, die zauberhafte Elisabethbrücke von 1903. Städte, die von Strömen durchzogen werden, sind immer schön. Wasser und Brücken, nichts kann ein Stadtbild besser und reicher beleben! Was wäre Salzburg ohne die Salzach und die Staatsbrücke, was Prag ohne Moldau und Karlsbrücke, was Dresden ohne Elbe? Nun ist aber die Donau bei Budapest schöner und prächtiger als irgendwo — und vielleicht sind auch Budapests Brücken in Europa ohnegleichen. Gelassen und heiter wälzt die Donau ihre unendlichen Wasser dahin, von lustigen „Propellern“ befahren (wie die kleinen Überquerungsdampfer in Budapest heißen) und von allerlei Frachtschiffen belebt. An den Ufern ist Tätigkeit. Korn wird verladen, Ware verschiedenster Art — der Lastträger schwitzt unter der Bürde der vollen Säcke; Schlepper sind immer stromauf- und -abwärts unterwegs. Der herrliche Strom also mit seinen Brücken ist Budapests schönste Schönheit. Er schafft den Kai, die Promenade längs der vornehmen Hotels und Cafés (Budapest ist eine Stadt der Kaffeehäuser), wo die Gesellschaft am schönen Tag im Korso lustwandelnd zu sehen ist.

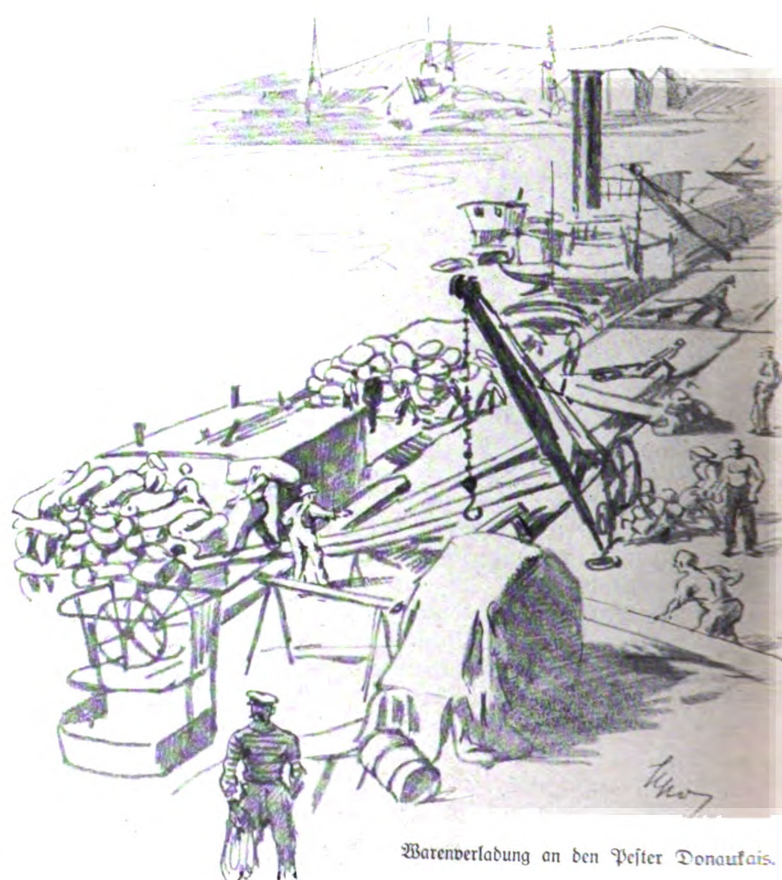
Schlendere die Donau hinab, bis zur Margarethenbrücke hin und suche die Margaretheninsel auf, das grüne, anmutige Eiland, das der Strom, der es mit mächtigen Armen umschlossen hält, der Stadt zum Geschenk macht! Da sind die Sportplätze, hier siehst du Jung-Budapest beim Training. Der Tennisball kommt nicht zur Ruhe. Wohlgepflegte Wege, an Buschwerk vorüber, überreden dich zum Gang um die Insel — und nun landest du im Restaurant, in dem heute konzertiert wird und altösterreichische Militärmärsche erklingen. Du hast dich auf der Terrasse niedergelassen, die dir den Blick auf den Strom freigibt, der seine sonnenglänzenden Wasser an dir vorüberführt. Du siehst den Schiffen nach, die da kommen und schwinden, bewunderst die geschickten Manöver der Frachtschiffkolonnen, die ein „Bataillon kehrt!“ inmitten des Stromes ausführen, belustigst dich an den flinken „Propellern“, die ohne Unterlaß herüber- und hinübersteuern, und versöhnst dich allmählich mit Gott und Welt, ja, bist sogar bereit, mit Carlos zu sagen: „O Königin, das Leben ist



Die schöne Hauptstadt Ungarns: Blick auf die beiderseits der Donau liegenden Stadtteile durch einen Bogen der Fischerbastei, eines Werkes des ungarischen Baukünstlers Friedrich Schulek auf dem Burgberg in Buda (Ofen).

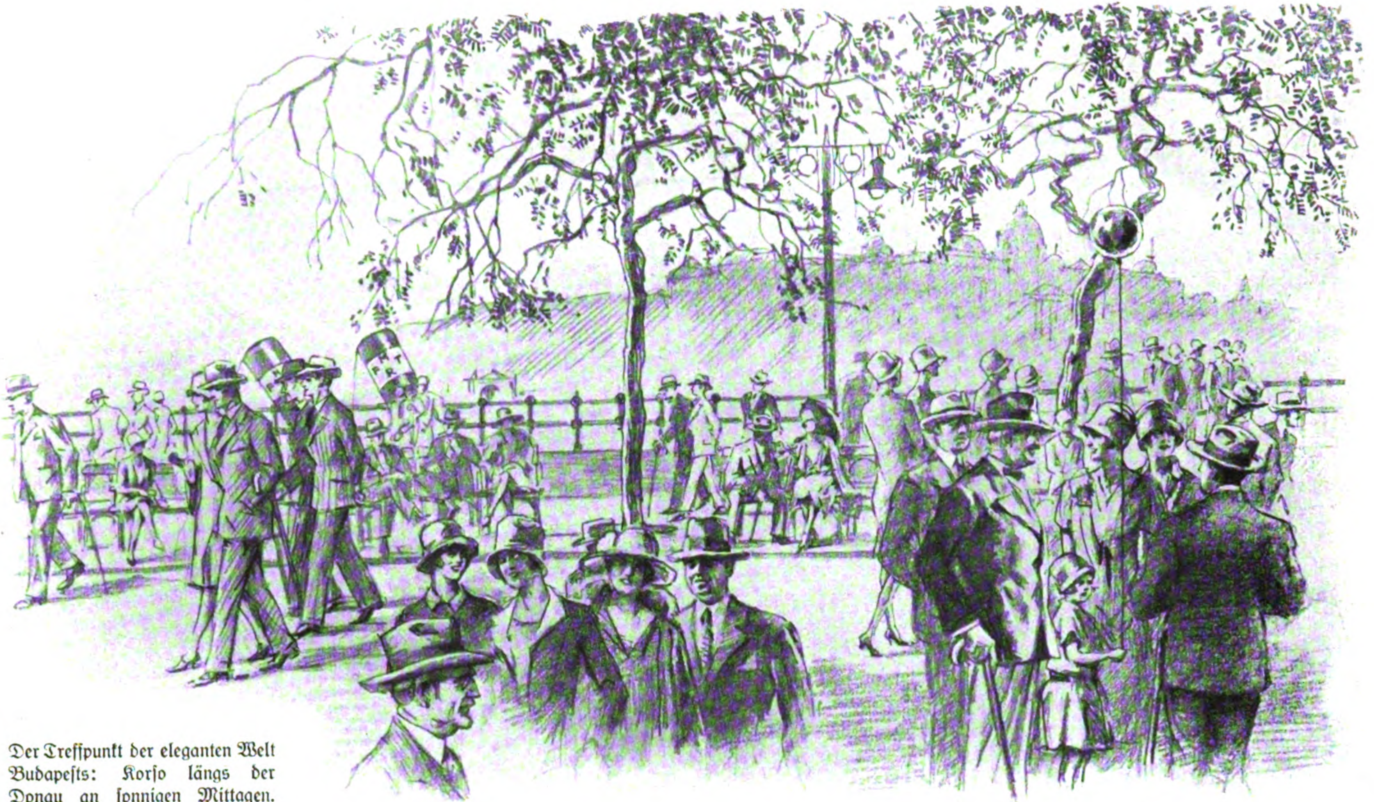


Links: Malerische Partie aus dem alten Ofen, dem früheren „Buda“.



Warenverladung an den Pester Donaukais.

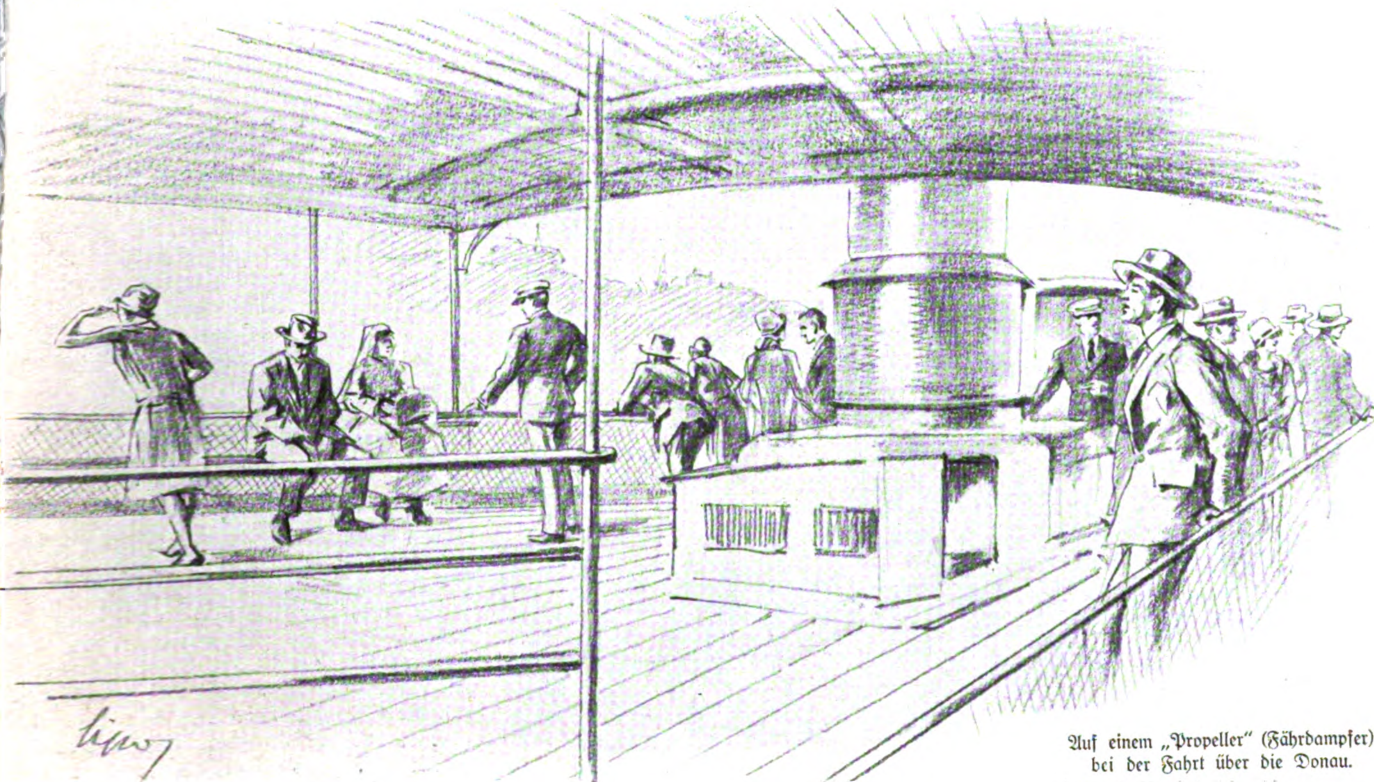
doch schön!" (Gelegentlich!) Denn wenn es in Budapest ein Fleckchen gibt, wo sich angenehm träumen und sinnen läßt, dann ist es jene Terrasse auf der entzückenden Margaretheninsel. Unweit dieser Insel, die ein Kleinod der Stadt zu nennen ist, dehnt sich die interessante und baulich famos gelöste Fischerbastei, ein Meisterwerk ungarischer Architektur. Man muß sich dieser Tore und Türme in der Nähe erfreut haben, muß durch einen Bogen auf Pest und auf das Parlament hinüber und dem Lauf der Donau nachgesehen haben, der sich endlich, fern im Grau des Horizonts verliert. Unmittelbar neben dem Durchblick (unser Bild hält ihn fest) steht die alte Krönungskirche der ungarischen Könige und das imponierende Reiterdenkmal des Königs Stephan. Durch Ofens Hauptstraße, die Fö utca, führt der Weg abfallend wieder zur Elisabethbrücke und von dort zur Königsburg hinauf, die wie ein Adler mit breiten Schwingen die Stadt vom Burgberg herab beherrscht. Vor dem Hauptportal ragt wieder ein stolzes Reiterdenkmal: das des Prinzen Eugen, des Türkenbesiegers, mit den Emblemen seiner Taten. Auf gewundenen Gartenpfaden, durch die Anlagen vor der Burg, geht's nun zum Strom hinunter — ein Fährboot führt den Passagier für ein paar Fillér von einem Ufer ans andere — und nun ist man wieder auf volkreichem Pflaster, inmitten großstädtischen Tohuwabohus. Und da sind sie nun alle, die bekannten Straßen und Gassen und Plätze: der Ring, die Andrássy-Straße mit der Oper und dem Octogon, der Vörösmarty-Platz, der Freiheitsplatz (Szabadság Tér). Auf dem Freiheitsplatz stehen vier neue Standbilder, Denkzeichen nationaler Trauer. Es sind bedeutende Plastiken, Gruppendarstellungen, die den unverwindbaren Schmerz Ungarns um die entrissenen Gebiete versinnbildlichen sollen: Ost, West, Süd, Nord. Denn das stolze Ungarn mit seiner patriotischen Bevölkerung, es wurde durch den Friedensvertrag von Trianon nicht weniger als zweier Drittel seines Territoriums beraubt. Rumänien, Serbien, die Tschechoslowakei teilten sich in den Kriegsgewinn — und selbst Österreich bekam das Burgenland (ohne Hauptstadt). Nun sind in den Straßenbahnen Budapests Gebete zu lesen, Gebete an den gerechten Gott, der Ungarns Not wenden, der Ungarns Herrlichkeit wiederherstellen soll. Das ganze Volk trauert und wird trauern, ehe ihm nicht Gerechtigkeit widerfährt, und ehe seinen glühenden Wünschen nicht Genüge geleistet wird.


Der Treffpunkt der eleganten Welt Budapests: Korso längs der Donau an sonnigen Mittagen.


Spiele, Zigeuner, spiel' mir ein Lied! — Zigeunerkapelle in einem Budapester Kaffeehaus.

Die Galerie in der Akademie der bildenden Künste Budapests enthält viele Meisterwerke von Weltrang und eine reiche Kollektion ungarischer Künstler. Szinei und Munkacsy sind bedeutend vertreten, aber auch alte Italiener wie neuere Franzosen, Engländer und Deutsche fehlen nicht. Böcklins „Frühlingsabend" und „Kentaur in der Dorfschmiede", ein sehr schöner „Bismarck" von Lenbach hangen dort.

Im Café Spolarich, wo, wie im Café Neuyork, abends großer Betrieb ist, musizieren noch die Zigeuner. Zwischen den alten, schwermütigen Magyarenliedern versuchen sie auch mitunter einen schmissigen Jazz oder Shimmy zu spielen. Aber sie treffen's nicht sehr gut. Ihr Element ist das alte Volkslied, die Zigeunerweise, der Tschardasch. Da hört der Gast hingegeben das Herz einer Nation schlagen, das Herz eines stolzen, mutigen und kühnen Volkes, das einen Rákóczi, einen Kossuth, einen Andrássy hervorgebracht hat, und dessen Dichter der feurige Petöfi war.


Auf einem „Propeller" (Fährdampfer) bei der Fahrt über die Donau.

DELFTER FAYENCEN

Von Prof. Hermann Schmitz. Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Matzdorff, Berlin





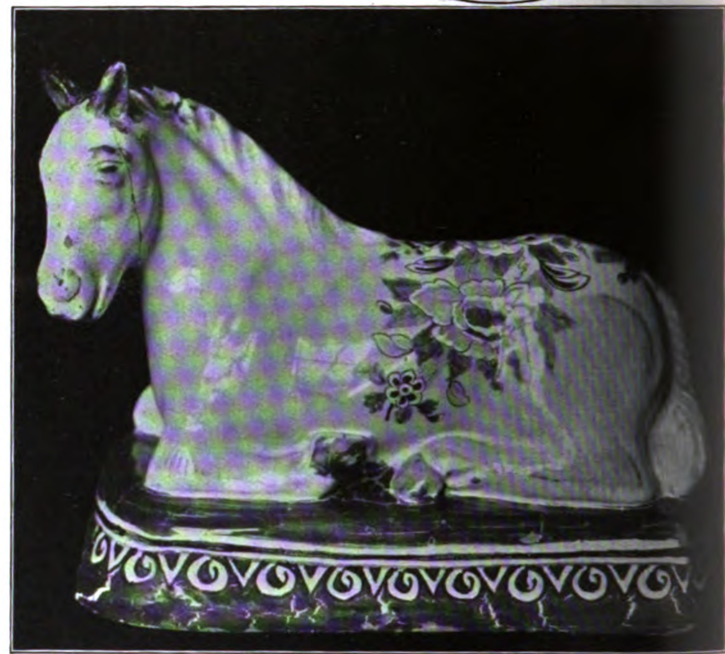


Fünftülliger Tulpenständer. — Links im Oval: Teebüchse (Nachahmung deutschen Porzellans). — Rechts im Oval: Vexierkanne in Scharffeuermalerei.

Als die holländische Kunst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, im Zeitalter Rembrandts und Ruisdaels, in ihrer höchsten Blüte stand, entwickelte sich auch das holländische Kunstgewerbe zu einer hohen und eigentümlichen Bedeutung. Unter den verschiedenen Gattungen des Kunsthandwerks in Holland, die sich damals entfalteten, steht die Delfter Fayence in erster Linie. Die Erzeugnisse der Fayencebäcker und -maler der holländischen Stadt Delft haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts internationalen Ruf gewonnen. Bis tief ins 18. Jahrhundert gehörten sie zu den am meisten geschätzten Erzeugnissen der Keramik. Auch in der Gegenwart hat der Name der Delfter Fayencen noch einen besonderen Klang. Die Neuzeit hat die Fayence-Industrie in Delft wieder zum Leben erweckt. Die namentlich in Blau gemalten Teller und Geschirre im Stile von „Alt-Delft“, die in großer Zahl in den letzten Jahrzehnten aus den neueren Delfter Fabriken hervorgegangen sind, werden in Laienkreisen oft mit den alten Erzeugnissen der Delfter Fayencewerkstätten des 17. und 18. Jahrhunderts verwechselt, und es ist gar nicht leicht, dem Laien den Unterschied zwischen den neuen und den alten, natürlich viel wertvolleren Erzeugnissen klarzumachen.



Tabakbüchse mit Muffelfarbenmalerei.



Liegendes Pferd. Sparbüchse in Scharffeuermalerei.



Soldaten vor der Schenke. Blaumalerei-Bildplatte von Abraham de Kooge, 1658.

Die alten Delfter Fayencen, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts ihren großen Aufschwung nahmen, sind ausgezeichnet durch einen besonders schimmernden Glanz der Zinnglasur, die dadurch entsteht, daß die bemalte Fläche mit einem feinen Glaspulver bestreut wird, das, im Brande schmelzend, die Malerei mit einem glänzenden Firnis überzieht. Der Scherben der Delfter Fayencen ist gelblich, und charakteristisch ist, daß er bei vielen Stücken durch die Glasur in kleinen Pünktchen durchscheint. In der Mitte des 17. Jahrhunderts, in der ersten Blüteepoche von Delft, herrscht die Blaumalerei vor. Die Darstellungen sind damals größtenteils dem holländischen Volksleben entnommen, wie die abgebildete Platte in Blau mit einer Soldatenszene verdeutlicht. Neben dem Soldaten- und Bauernleben spielte die Darstellung des Lebens der Schiffer und der Fischer eine große Rolle. In der Dekoration gewann im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts die Blumenmalerei und selbst das figürliche Element der chinesischen Porzellane, die in großen Mengen importiert wurden, starken Einfluß. Neben der Blaumalerei kam jetzt eine Reihe anderer Scharffeuerfarben auf: Eisenrot, Manganviolett, Olivgrün und Gelb. Nicht nur die Päonien-, Kirschblüten und -ranken der chinesischen Porzellane in der Malerei, sondern auch die Formen der Gefäße, namentlich Deckelvasen und Flötenvasen, sind den chinesischen Porzellangeschirren nachgebildet worden. Unter den Gefäßen sind als charakteristische Formen für die damalige gesellschaftliche Kultur Hollands hervorzuheben Tulpenvasen, mit einer Anzahl von Tüllen, Teebüchsen, Tabakbüchsen, Butterdosen, diese häufig in Form von sitzenden Tieren und Vögeln, und Räuchervasen. Seltener, von den Sammlern vorzüglich geschätzt, sind plastische Gruppen in Delfter Fayence, neben den sitzenden Vögeln in erster Linie Pferde und Kühe, oft mit farbigen Blumen bemalt, dann auch Bauern- und Fischerfiguren, stellenweise als Trinkgefäße, und selbst antike Gottheiten. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verfeinerte sich die Blaumalerei, und auch die bunte Malerei wurde zarter in den Tönen durch Anwendung der Muffelfarben, gewiß angeregt durch das Vorbild der Porzellanmalerei. Aber die kraftvolle Malerei der älteren Epoche wird von den Sammlern mit Recht bevorzugt. Man kann sagen, daß die Blütezeit der Delfter Fayencen zugleich mit der Epoche des Barockstils vorüber ist. Das Porzellan hat ihnen im Rokokozeitalter den Rang abgelaufen.



Überfall. Radierung von Friedrich Ritschel.

Wissen und Leben

Der Schillerpreis. (Zu den nebenstehenden Porträten.) Schon seit fast zwei Jahren war es spürbar, daß das Kulturgewissen in Deutschland inmitten des uns umgebenden Kulturverfalls und der technisch-sportlich-zivilisatorischen Massenpsychose wiedererwacht ist. Der Gründung des Deutschen Museums und der Deutschen Akademie folgte die Gründung der Dichter-Akademie in Berlin, die die Dichter endlich auch vor dem Staat ebenbürtig neben die bildenden Künstler und Musiker stellte und ihnen die Möglichkeit zu repräsentativer Wirkung im Staatsleben gab. Es war nur eine logische Folge, daß nun auch der zum Andenken Schillers am 9. November 1859 vom preußischen Staat gegründete Schillerpreis wieder zum Leben erwachte. Er hatte von 1859 bis 1908, also fast fünfzig Jahre hindurch, den Werken und Persönlichkeiten Hebbels, Heyses, Otto Ludwigs, Albert Lindners, Wildenbruchs, Wilbrandts, Anzengrubers, Fontanes, Klaus Groths, Schönherrs, Ernst Hardts u. a. Hilfe, Ansehen, Ehrung gebracht. Früher wurde der Preis alle drei Jahre für das beste deutsche Drama, das während der letzten drei Jahre erschienen war, zuerkannt. Seit der Statutenänderung vom 10. November 1901 war der Preis alle sechs Jahre für das während der letzten zwölf Jahre erschienene beste Drama von neun, gegen bisher sieben, Preisrichtern zu verteilen. Die jetzige Preisverteilung erfolgt nach den Statuten vom 18. Mai 1920 durch sieben Preisrichter, ohne Beschränkung auf ein Drama oder einen Erscheinungstermin. Der Schillerpreis wurde seit der Zuerkennung an Ernst Hardt, die noch der Kaiser vornahm, nicht mehr verteilt. Im Jahre 1914 verbot der Krieg die festliche Tat. Im Jahre 1920 waren Goering für seine „Seeschlacht“, Hermann Burte für seinen „Katte“ und Fritz v. Unruh für sein Gesamtwerk als Preisträger ausersehen; falls der Preis nicht dreigeteilt werden sollte, war Unruh als alleiniger Preisempfänger vorgeschlagen; aber der Kultusminister Boelitz konnte sich mit diesem Vorschlag nicht einverstanden erklären, und so verkroch sich der Preis in die Akten ... Jetzt ist er durch den Willen des Kultusministers Becker und durch die Macht der Dichter-Akademie endlich wieder verteilt worden. Keine hohe Summe, 5000 Mark, aber die angesehenste Dichterpreiskrönung, die wir kennen. Der Präsident der Dichter-Akademie, Wilhelm v. Scholz, konnte hier mit den anderen Preisrichtern, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, Friedrich Kayßler, Heinrich Lilienfein, Walter v. Molo und Julius Petersen, seinen Wunsch, das Gesamtwerk und die Gesamtpersönlichkeit zu krönen, erfüllt sehen: am 9. November erhielten Hermann Burte, Fritz v. Unruh und Franz Werfel den Schillerpreis 1927. Wir haben allen Grund, uns über diese Preisverteilung herzlich zu freuen. Denn der Preis krönt Dichter, die noch mitten im Schaffen stehen: Hermann Burte, dessen bürgerlicher Name Strübe ist, und der aus einer alemannischen Bauernfamilie in Lörrach, gegenüber von Basel, wo er auch lebt, stammt, ist heute fast 49 Jahre alt, Fritz v. Unruh, aus altadliger, in Hessen gebürtiger Familie — seine Mutter lebt dort heute noch auf einem Gute — ist 42 Jahre, und Franz Werfel wurde 1890 in Prag geboren. Der Preis befeuert also hier auch das kommende Werk und ist nicht nur ehrender Abschluß einer zum Alter gekommenen Lebensarbeit. Die Gegenwart ehrt und bejaht sich hier. Das ist um so höher einzuschätzen, als der heute etwa vierzigjährige Dichter es äußerst schwer hat, zum Erfolg zu kommen, weil das Publikum, die Theater, die Buchhändler noch zu sehr an den schon vor dem Kriege klangvollen Namen, deren Träger heute die Sechzig, ja, oft sogar die Siebzig überschritten haben, festhalten. Wäre es anders, so würden zum Beispiel Hermann Burtes Dramen längst auf allen deutschen Bühnen heimisch sein, da sie es nach Gehalt und Form als Ausdruck des ewigen Deutschtums längst verdienen. Richard Dehmel war es, der 1912 bereits die Aufmerksamkeit auf den Dichter anläßlich des Kleistpreises für den Roman „Wiltfeber“ lenkte. Burte ist ganz Gestalter der Persönlichkeitsbewußtheit und Gottverbundenheit im wesenhaft deutschen Sinn. Führer und Volk, Königtum und Volkstum ist sein Thema, volkhaft aristokratisch sein Wesen. Das beweisen schon seine ersten Einakter „Der kranke König“ von 1907, dann wieder 1910 die herrlichen Sonette „Patricia“, die aus der Liebe zu einer englischen Aristokratin wuchsen. Die Geschichte eines Heimatsuchers ist auch der Roman „Wiltfeber, der ewige Deutsche“, der in der Seele der heutigen Jugend seit 15 Jahren lebt: hier fand deutsche Geistigkeit, die die Heimat liebt, die die Sinne und Gott bejaht, eine prachtvolle männliche Form. Schicksalgesinnung ist hier lebendig und wirkt sich fortan aus in einer Reihe von Dramen, dem „Herzog Utz“, der das Fürstenwesen im Positiven, dem „Katte“, der die Staatsidee mit dem Herrschertum im Opfer veranschaulicht, dem „Simson“, der das Leiden vergeistigt, und im modernen „Letzten Zeugen“. Vor Jahresfrist trat noch das oratorenhafte Werk „Apollon und Kassandra“ hinzu: bejubelt von den Alemannen bei der Uraufführung in Freiburg i. Br. Denn die Alemannen wissen, daß sie an Burte, den sie schon vor Jahren durch den Ehrendoktor ihrer Heimatuniversität feierten, einen großen Dichter haben. In den Sonetten „Die Flügelspielerin“, vor allem aber in den alemannischen Gedichten „Madlee“ sammelte sich die lyrische Urkraft in einzigartiger Sprachfülle und Gesichtskraft. Burtes wachsendes Werk wird dem Dichter eines Tages die Liebe des ganzen Volkes zutragen. — Nicht anders wird es bei Fritz v. Unruh sein, während Franz Werfel heute schon den breiten Publikumserfolg sein eigen nennen kann. Unruh, als Sproß eines uradligen Geschlechts und späterer Offizier in alten Traditionen aufgewachsen, ging einen innerlich wie äußerlich schweren Weg bis zu seinen freieren Anschauungen vom Menschentum. Im Erstlingsdrama „Offiziere“ (1912) bekannte er den Zweifel: über den äußeren Pflichtbegriff, über den Gehorsam gegen die Stimme in seiner Brust, gegen den Dämon, gegen das Mysterium. Auch der „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“ (1913) brachte nicht die volle Entscheidung, die doch schon emporwuchs. Der Krieg brachte sie: das Gedicht „Vor der Entscheidung“ (vom Oktober 1914) enthüllte die Wandlung: das Bekenntnis zum Mythos. Der Krieg umarmt dann den Ulanenoffizier: das Prosawerk „Opfergang“ erzählt, wie der Preußendichter zum Anwalt des Friedens wird; die Hölle von Verdun überzeugte. Nun klärt sich das seelische Leben in der Tragödie „Ein Geschlecht“: die Mutter als Sinn des Seins. Dem Götzen Krieg und jeder Gewalt wirft sich 1920 das Drama „Platz“ entgegen, wie den Gefängnissen des Blutes das 1922 veröffentlichte, schon früher konzipierte Schauspiel „Stürme“. Mit großartigen „Reden“, mit dem Buch der Reise nach Frankreich und England „Flügel der Nike“ fand die erste Epoche der Wandlung Unruhs ihren Abschluß. Heute steht er, ganz männliches Pathos, mitten im neuen Aufstieg, den der vorjährige „Bonaparte“ ahnen läßt: von Unruhs Werk wird Deutschlands geistiges Antlitz künftig mitbestimmt. — Ob auch von Franz Werfels Werk? Wir wissen es nicht. Die Gegenwart nahm es voll auf. Werfel begann von der neuen Religiosität her: lyrisch im „Weltfreund“ (1911) und „Wir sind“ (1913) und aufsteigend über die Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Gottesliebe von „Einander“ (1915), zum „Gerichtstag“ (1919) über sich selbst. Leben und Dichtung als Kontrast führen ihn zum Drama: über eine schöne Verdeutschung der „Troerinnen“ des Euripides zu den Erlösungsdramen des „Spiegelmenschen“, zum reinen Liebesbekenntnis. Nebenher geht die Prosaentwicklung der Novellette „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“, auch hier Magie des Schicksals, gefangen in der Musik als Wesen; darum der „Verdi“-Roman von 1924. Der Weg zum Realen wird in den neuen Dramen „Juarez und Maximilian“ sowie „Paulus unter den Juden“ gefunden. Es ist ein magischer Realismus, das Sein des seelischen Menschen, der nichts weiter als dies sein will. Hanns Martin Elster.



Fritz v. Unruh.



Franz Werfel.



Hermann Burte.

Die Preisträger des Schillerpreises 1927.

Der junge Maler Karl Walther. (Zu den auf Seite 777 wiedergegebenen Gemälden.) Unter den jüngeren Leipziger Malern hat sich im letzten Jahre der heute erst zweiundzwanzigjährige Karl Walther mit überraschender Energie in den Vordergrund geschoben. Im Herbst 1926 erschien er zuerst mit einer größeren Kollektion von Aquarellen und Ölbildern in dem Leipziger Kunstsalon Barchfeld, dessen Besitzer und Leiter für solche Förderung verdienende, verheißungsvolle Talente stets einen besonderen Spürsinn bewiesen hat. Diese Ausstellung lenkte alsbald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den jungen Leipziger Maler, der sich hier als impressionistischer Landschafter von starker persönlicher Eigenart und reizvoll pointierter Technik offenbarte. Man sah in eine Entwicklung von

(Fortsetzung auf S. 794.)



Die dichtbehängte Wand, das Charakteristikum der Gemäldeausstellungen früherer Zeiten: In der Ausstellungshalle der Royal Academy zu London im Jahre 1787. Kupferstich von P. A. Martini nach einer Zeichnung von Johann Heinrich Ramberg.



KALODERMA

TOILETTE-SEIFE

von den Guten
die Beste

F. WOLFF & SOHN

erstaunlicher Schnelligkeit und Eigenwilligkeit hinein. Denn Barchfeld stellte damals neben den reifen letzten Malereien Walthers eine ganze Anzahl von Aquarellen aus, die bis in die Kinderzeit des jungen Künstlers zurückgingen. Und schon aus diesen Kinderblättern, die sich übrigens fast ausnahmslos mit landschaftlichen Vorwürfen befaßten, sprach eine so naive Sicherheit der Auffassung und Wiedergabe des Geschauten, ein so natürliches Gefühl für das Entscheidende des Blickpunktes, das Charakteristische des landschaftlichen Aufbaues, daß die künstlerische Berufung des ganz aus eigenem Impuls, ohne jede Anleitung schaffenden Knaben mit Händen zu greifen war. Wie sich der Sohn eines Gastwirts in dem Leipziger Vorort Ötzsch innerhalb weniger Jahre, kaum gestützt auf ein halbjähriges Studium an der Leipziger Akademie, aus eigensten inneren Kräften heraus weiterentwickelt hat, das ist wirklich staunenswert. Seine Öllandschaften aus Leipzigs Umgebung zeigten in jener Ausstellung — der auch unsere Bilder entstammen — eine ungeschminkte Kraft impressionistischer Darstellung, wie man ihr in unseren Ausstellungen kaum mehr zu begegnen pflegte. Hier war der Natureindruck mit einer ganz ungewöhnlichen Ehrlichkeit, Energie, Frische, Elastizität wiedergegeben. Dazu gesellte sich eine Keckheit und Rasse der Pinselführung, die in ihrer spritzigen Nervosität an sehr berühmte Franzosen erinnerte. Der Eindruck bei Presse und Publikum war entsprechend stark. Inzwischen hat nun Walther den Weg nach Berlin gefunden und hier mit einer Ausstellung seiner Landschaften (bei Victor Hartberg) einen weiteren großen Erfolg errungen, der für seine Laufbahn entscheidend werden dürfte. Seine Bilder aus neuester Zeit entfalten bei allem Schmiß der Pinselführung ein tieferes und feineres Leben farbiger Tonalität, so daß man wiederum Fortschritte konstatieren kann, die den Reichtum dieses neuen Leipziger Talents in helles Licht stellen. Dr. E. D.

Junge Füchse vor der Kamera. (Hierzu die nebenstehenden Abbildungen.) Für den Tierphotographen ist die Familie Reineke immer ein dankbares Objekt gewesen, jedoch dankbar nur in dem Betracht, daß gute Aufnahmen von Füchsen stets großes Interesse finden. Geben wir es aber ruhig zu: Das rege Interesse an diesen Schlaubergern wurzelt zu einem großen Teil in dem Gefühl, das man Schadenfreude zu nennen pflegt, gegen den, der die Überlegenheit dieser Räuber an sich auskosten mußte. Es ist eben eine alte Weltweisheit, daß man für den Spott nicht mehr zu sorgen braucht, wenn man Schaden erlitten hat. Und an dieser Erkenntnis scheiterte der Plan vieler Berufener, die da ausgingen, Füchse zu photographieren, und bald merkten, daß sie nicht die Auserwählten seien, denen gute Aufnahmen von den Reinekes vorbehalten waren. — Man kann die List des Fuchses nur durch ebenso große oder noch ausgefeimtere List übertrumpfen; wem das gelingt, der hat das Schlimmste überstanden. Das Photographieren der Jungfüchse an und für sich ist äußerst leicht, man muß nur Geduld und nochmals Geduld haben. Sobald man sich bei Familie Reineke als „alter Bekannter" eingeführt hat, legen die Kleinen jede Scheu, aber auch jede Etikette ab und benehmen sich gerade so, wie sich nur eine Horde ausgelassener, lustiger Kinder gebärden kann. Darum heißt es auch: ruhig Blut und Platten sparen, denn schnell ist der Vorrat verbraucht, und wenn ein immer noch interessanterer Augenblick kommt, sitzt man dann machtlos da und ärgert sich über das voreilige Arbeiten. Früh, ehe die Sonne den Horizont erklettert hat, muß man schon in seinem Versteck vor Malepartus sitzen und darf es nicht eher verlassen, als bis die Luft wieder rein ist; denn hat erst einmal die Fähe Verdacht geschöpft, so ist es vorbei, und wenn man das nächste Mal wieder am Bau sitzt, wird man allmählich merken, daß dort nichts mehr los ist. Über Nacht nimmt die Alte ihre sieben Jungen und wandert aus nach einem anderen, weit entlegenen Bau, den sie sich schon für solche Fälle zurechtgemacht hat. Und dann ist es vorbei mit der Kunst. Frau Reineke fällt ein zweites Mal nicht so leicht wieder herein. Sollte man doch noch das Glück haben, den zweiten Bau auszukundschaften, so kann man sicher sein, daß er schon die nächste Nacht wieder geräumt wird. Darum muß man mit aller Vorsicht ans Werk gehen und sich durch nichts am Bau verraten. Die kleine Überwindung, ruhig sitzen zu bleiben, wird ja überreichlich durch gute Aufnahmen belohnt. Gebratene Tauben fliegen einem nirgends in den Mund, am allerwenigsten bei der Tierphotographie; wer sich aber beherrschen kann und mit Ruhe und Überlegung ans Werk geht, der wird auch schließlich zum Ziele kommen. Lehrreich, fesselnd und amüsant ist die photographische Beschäftigung mit den schlauen Füchsen, denn stets wird man neue und unerwartete Beobachtungen bei ihnen ernten. Hans Stephainsky.



Im Kreis: Ausgewachsener Fuchs, vor dem Verlassen des Baues sichernd. — Oben links: Auf den ersten Schleichpfaden vom Kameramann ertappt. — Oben rechts: Schleichender Jungfuchs. — Unten: Ruhe vorm Tollen: Jungfüchse im Hauptloch und in der Nebenröhre des Baues. Im nächsten Augenblick schon können die Kleinen in ausgelassener Jagd von einer Röhre in die andere sich belustigen.

Jagd mit der Kamera auf Jungfüchse.

Naturaufnahmen von Hans Stephainsky-Tillowitz.

China auf dem Wasser. (Hierzu die Bildertafel „Chinesisches Flußleben" auf S. 781). China hat wenige Schienenwege, und Straßen in unserem Sinne wurden erst in den letzten zwanzig Jahren zwischen einigen großen Verkehrszentren geschaffen. Noch immer schiebt der chinesische Kuli (kiu-li = rohe Kraft) ungeheuere Lasten durch weite Ebenen, über Berge und Täler, wie seine Vorfahren vor mehreren tausend Jahren. Der größte Teil des Verkehrs spielt sich jedoch auf dem Wasser ab. China verfügt über ein großartiges Fluß- und Kanalnetz. Das Strom- und Wirtschaftsgebiet des Pai-ho im Norden des Landes umfaßt rund 500000 qkm mit 75 Millionen Menschen; das des Jangtsekiang mit seiner gewaltigen Länge (5100 km) und seinen vielen Nebenflüssen 1750000 qkm mit 180 Millionen Menschen und das des Westflusses (Hsikiang) weit im Süden des Reiches umfaßt immer noch 500000 qkm mit 50 Millionen Menschen. Der andere gewaltige Strom Chinas, der Huang-ho, hat gegenüber den aufgeführten Wasseradern nur untergeordnete Bedeutung als Verkehrsstraße; er ist versandet und bloß teilweise schiffbar. Die Chinesen haben den großen Wert der Wasserwege schon früh erkannt, und noch heute singt man von den sagenhaften ersten Kaisern Chinas, die vor fast 5000 Jahren gelebt haben sollen, Yao, Schun und Wu, weil sie Flüsse regulierten und Kanäle bauten. Es ist selbstverständlich, daß die vielen schiffbaren und fischreichen Flüsse einem ansehnlichen Teil des Volkes der Mitte Arbeit und Brot geben. Zehntausende von Booten, Kähnen, mehrstöckigen Dschunken, größeren und kleineren Dampfern beleben die Ströme Chinas. Tausende von Fischerfamilien besitzen nichts als ihr Boot, kein Stück Feld und kein Haus. Im kleinen Kahn wird der Fischer geboren, hier verbringt er seine Kindheit, hier lebt und stirbt er. In Kanton und auch in anderen großen Hafenstädten liegen unzählige Fahrzeuge jahraus, jahrein an derselben Stelle, ersetzen den Ärmsten der Armen Haus und Hof, Feld und Garten und schaffen Platz in den engen Gassen der Hafenviertel. Beide Ufer der Flußarme und Kanäle sind an manchen Stellen so dicht mit vielen Reihen von Fahrzeugen aller Art besetzt, daß nur noch eine schmale Fahrrinne in der Mitte verbleibt. Schwankende Stege führen von Bord zu Bord und zum Ufer hinüber. Dort haben die Fischaufkäufer und Spediteure ihre Niederlassungen, kaufen den reichen Segen des Stromes auf, empfangen und versenden die Erzeugnisse ferner Landschaften und fremder Erdteile. Weit draußen, in der Mitte des Stromes, bläht der Wind die braunen Bastsegel einer hochbordigen Dschunke. Schwarz und weiß leuchten die Zeichen für „Yin" und „Yang", für das männliche und weibliche Prinzip, für den Dualismus in Natur und Leben, wie zwei Augen zu beiden Seiten des Buges auf. Der Rudergast lehnt lässig am Steuer und singt in hohen Fisteltönen ein Lied von Li Tai-po, dem großen Dichter, der den Mond im Wasser greifen wollte und dabei in den Wellen sein Grab fand. Das Beiboot folgt dem kurzrumpfigen Fahrzeug und erinnert an das starke Flußpferd mit seinem Jungen. Hoch oben am Mast flattert lustig ein langer schmaler Wimpel in grellem Rot, der Farbe des Glückes. — Nur vom Heckruder wie durch die Schwanzflosse des Weißfisches bewegt, schießen flink und klein engbrüstige San-pans (Drei-Bretter-Boote) über die lehmigen Fluten, und das leichte Sonnendach aus Wind und Nässe durchlassender Matte leuchtet weithin über die glatte Fläche. Wenig nur braucht er für sich und die Seinen, der Fischer und Schiffer, der Händler in Lebensmitteln und Lumpen, und das beut ihm der Fluß und seine Bewohner. Nicht leicht verdient er seinen Unterhalt; er muß sich

(Fortsetzung auf Seite 796.)

Runzeln – entstellende Falten?

Übersehen Sie nicht dieses Warnungszeichen erschlaffter Hautgefäße, denn Runzeln sind auf ungenügende Ernährung der Hautgewebe zurückzuführen.

Wachen Sie über Ihren Teint! Die heutige Wissenschaft gibt Ihnen Mittel zur Erhaltung einer straffen, jugendfrischen Haut.

Lassen Sie sich aber nicht etwa durch schöne Verpackung minderwertiger Präparate blenden. Wählen Sie nur ein erprobtes Hautpflegemittel.

Creme Mouson, hergestellt auf Grund 130jähriger Erfahrung in der Kosmetik, vereinigt höchste Wirksamkeit mit der Annehmlichkeit unbegrenzter Anwendungsmöglichkeit.

Creme Mouson dringt infolge ihrer überaus feinen Verarbeitung unsichtbar in die Haut ein, gewährleistet ihre gründliche und naturgemäße Ernährung und verleiht dem Teint gleichzeitig ein vornehmes, mattes Aussehen.



In Tuben:
M –.50, –.75, 1.–
In Dosen:
M –.90, 1.–, 1.50, 1.60
Verwenden Sie auch
Creme Mouson-Seife M –.70

CREME MOUSON

mühen wie der Bauer und Karrenkuli, und oft beendet ein Fehltritt oder ein Stoß des Nebenbuhlers und Konkurrenten vorzeitig sein Leben. Stark und kühn, in Wind und Wetter auf zerbrechlichem Schiff, ist der Sohn des Flusses aber auch leicht bereit, auf minder beschwerliche Weise seinen Unterhalt zu suchen, durch Raub und Mord! Als harmloser Fahrgast betritt er mit Gleichgesinnten selbst unter europäischer Führung stehende Küstenklepper, und auf hoher See erschallt plötzlich sein Ruf: „Hände hoch! Her mit dem Geld! Wer sich wehrt, ist des Todes!" Die überraschte Mannschaft muß den Bug zur Küste lenken, die Herren Piraten steigen aus und wünschen „Glückliche Fahrt". Wilhelm Carl.

Schattenspiele und Tanzkunst auf Java. (Hierzu die farbige Bildertafel auf S. 784.) Das Schattenspiel der Javanen (Wajang Purwa oder Wajang Kulit) hat seinen Ursprung in schamanistischen Zeremonien primitivster Form. Lange bevor die Hindus nach Java kamen, also vor mehr als zweitausend Jahren, nahm der schamanistische Priester Palmblätter, aus denen er Figuren schnitzte, die er mit Hilfe einer Ampel als Schatten auf ein weißes Tuch warf. Selbst im Zustand von Trance, stellte er die Verbindung her zwischen anwesenden und abgestorbenen Personen. Die Hindus ließen dann ihre phantastischen Legenden des Mahabharata und Ramajana vermittels Puppen, die aus Leder geschnitzt waren, vorführen. Nach und nach wurde diese Form des Schattenspiels so kunstvoll ausgearbeitet, daß gegenwärtig bis zu vierhundert wundervoll geschnitzte Lederfiguren verwendet werden. Die Javanen, die streng an der Überlieferung festhalten, lassen bei besonderen Festlichkeiten auch solch eine Legende im Schattenspiel vorführen, und zwar muß die Aufführung immer von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang, ohne Unterbrechung, erfolgen. Das Gamelan-Orchester spielt die ganze Nacht hindurch improvisierte Melodien, und der Dalang spricht ununterbrochen zur Aufführung. — Die Tanzkunst wird an den Fürstenhöfen Mitteljavas heute noch in einer Weise gepflegt, daß es wohl zu den höchsten Genüssen asiatischer Kunst gehört, einen Festabend in einem der Paläste zu Djokjakarta oder Surakarta mitmachen zu dürfen. Am Hofe des Susuhunnans Paku Buwono X. von Surakarta und des Sultans Homengku Buwono VIII. von Djokjakarta werden bei besonderen Festlichkeiten, wie zum Geburtstag der Königin der Niederlande, des Fürsten oder bei Empfang hoher Gäste, die berühmten Serimpi- oder Bedojo-Tänze aufgeführt. Die ersteren werden von vier, die letzteren von neun Mädchen dargestellt. Die Serimpis sind nicht ausschließlich Prinzessinnen, sondern auch Mädchen niederer Abkunft, die aber dann schon von ihrem fünften Lebensjahr an im Palast eine sehr strenge Schule durchmachen. Es handelt sich hier nicht um Tänze nach unseren Begriffen, sondern um rein expressionistische Darstellungen einer Legende aus dem Mahabharata oder Ramajana der Hindus, Darstellungen, die für den Nichteingeweihten geradezu unverständlich sind. Die Art und Weise der Aufführung, das ungemein Feierliche, die beispiellose Grazie der Mädchen, der herrliche Klang der Instrumente, des wundervollen Gamelan-Orchesters, die geschmackvollen, kostbaren Kostüme, all das macht einen unvergleichlichen Eindruck auf die Anwesenden. Die Tänze an den Fürstenhöfen werden heilig gehalten, denn man lebt in der Überzeugung, es handle sich um eine Fortsetzung der Tänze von Priesterinnen der Shiwatempel, und es gilt daher als die denkbar höchste Ehrung eines Gastes, wenn dergleichen Tänze vorgeführt werden. Auch Fürst Mangku Negoro läßt sich in bewundernswerter Weise die Pflege javanischer Kunst angelegen sein. An seinem Hofe kommen aber keine Serimpi- oder Bedojotänze zur Aufführung, wie an den Festabenden in den Palästen des Susuhunnans von Surakarta oder des Sultans von Djokjakarta, sondern bei ihm treten die „Langendrijans" auf, die nach unserer Auffassung „Opernsängerinnen" genannt werden müßten. Sie singen und tanzen und spielen in vollendeter Grazie und Kunst, sowohl in Männer- als auch in Frauenrollen. Tassilo Adam.

Die Wiederkehr des Gleichen. Die neueste Entwicklung der Technik der ganz kurzen Wellen hat jetzt zu einem merkwürdigen Ergebnis geführt: man ist von der heute fast ausschließlich zu Schwingungserzeugung dienenden Elektronenröhre abgegangen und wieder zu der Methode zurückgekehrt, mit der Heinrich Hertz bei seinen berühmten Versuchen die ersten elektrischen Wellen erzeugte, nämlich zu der schon tot geglaubten Funkenstrecke. Wenn man auch modernere Mittel benutzt und vor allem eine weit größere Zahl von Funken in der Zeiteinheit angewandt hat, als es Heinrich Hertz möglich war, so ist doch die Tatsache der Wiederkehr der Funkenstrecke, der die Funktechnik und der Rundfunk den Namen verdanken, dadurch nicht beeinträchtigt. Sie lehrt eindringlich, wie wichtig es für den Forscher ist, auch die Geschichte seiner Wissenschaft zu kennen, die ihm noch manche Waffe zu bieten vermag. Die erwähnte Verwendung der Funkenstrecke bezieht sich auf Wellen in der Länge von 20 cm bis 1 m. Eine technische Verwendung finden solche Wellen vorläufig nicht, weil es noch nicht gelungen ist, für sie brauchbare Empfänger zu konstruieren; sie haben gegenwärtig vor allem physikalisches Interesse. Es ist aber zu erwarten, daß sie in der Medizin Nutzen bringen, und man wird wahrscheinlich bald Näheres darüber hören. Die Verwendung der Funkenstrecke an Stelle der Röhre hatte vor allem den Zweck, die Schwingungsenergie zu steigern. Mit der Röhre allein kam man nicht über einen Bruchteil eines Watts hinaus, die modernisierte Funkenstrecke dagegen ließ Energien bis zu 70 Watt erreichen. Will man in der Nachrichtentechnik größere Reichweiten sicher erzielen, ist eine gewisse Energie Voraussetzung. Freilich liegen auch Gegenbeispiele vor, doch darf man sich nicht verleiten lassen, daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. So hatte z. B. bei der Physikertagung im September d. J. in Kissingen die Luftfahrtversuchsanstalt in Adlershof ein Flugzeug entsandt, das in dauernder funktelegraphischer Verbindung mit Adlershof auf Welle 45 m stand. Zur Schwingungserzeugung diente lediglich eine kleine Empfängerröhre, so daß die Schwingungsenergie höchstens einige Watt betrug. Trotzdem, und obwohl die ganze Antenne nur aus einem über die beiden Flügel gespannten Draht bestand, wurde noch in Kissingen einwandfreier Lautsprecherempfang erzielt mit einem Empfänger, den lediglich ein Audion mit drei Stufen widerstandsgekoppelter Niederfrequenzverstärkung bildete. Im Vergleich zu unseren Rundfunksendern, die mit Antennenenergien von 4 bis 25 Kilowatt arbeiten, und zu deren Empfang man vor dem Audion mehrere Stufen Hochfrequenzverstärkung haben muß, wenn man einwandfreien Fernempfang erzielen will, ist diese Einrichtung äußerst einfach und billig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die künftige Entwicklung dahin gehen wird, den Rundfunk auf solch kurze Wellen zu verlegen. Dafür spricht schon der Umstand, daß man hierbei bei weitem mehr Sender unterbringen kann als gegenwärtig. Allein zwischen 10 und 20 m hätten zehnmal so viele Sender Platz, wie es augenblicklich in Europa gibt, wenn man den gegenwärtigen Abstand beibehalten wollte. Verdoppelt man ihn, was sehr zu wünschen ist, so hätten immer noch 500 Sender Platz. — Vorläufig sind allerdings die Ausbreitungsverhältnisse der kurzen Wellen noch etwas ungeklärt. Es galt bisher als feststehende Tatsache, daß die Kurzwellensender von einer Zone des Schweigens umgeben und erst in etwa 1000 km Abstand wieder vernehmbar seien. Das erwähnte Flugzeug hatte indessen ununterbrochen Verbindung mit Adlershof, von einer Zone des Schweigens ist nichts bemerkt worden. Weiter ist es noch nicht klar, welchen Einfluß Tag und Nacht auf die kurzen Wellen haben. Bei den normalen Wellen ist bekanntlich die Reichweite bei Nacht ein Vielfaches von der bei Tage. Bei Kurzwellen scheint es gerade umgekehrt zu sein. Wer sich mit Kurzwellenforschungen beschäftigt, der bemerkt bei Tage vor allem eine Unzahl von Oberwellen der europäischen und auch der amerikanischen Rundfunksender. Bei Nacht aber verschwinden sie fast alle. Nun werden aber die wichtigsten Stunden für den Rundfunk immer die Abendstunden

bleiben; wenn man daher den Rundfunk auf die kurzen Wellen verlegen will, so muß man sicherzustellen vermögen, daß sie auch auf größere Entfernung stets empfangen werden können. Es scheint, daß dazu die Form der Sende- und Empfangsantenne wesentlich beitragen kann. Endlich sind die Fadingerscheinungen noch wenig studiert. Im Gegensatz zu den Rundfunkwellen, die nur eine Art von Fading kennen, gegen die es freilich keinerlei Hilfsmittel gibt, hat man bei den kurzen Wellen drei Arten Fading gefunden. Aber, und das ist der wesentliche Unterschied, hier scheint eine zweckmäßige Form der Antenne diese üblen Störungen fast vollkommen zu beseitigen. Das letzte Wort in dieser Frage ist indessen noch nicht gesprochen. Bekanntlich wurde ja schon einmal durch Königswusterhausen auf Welle 100 m Rundfunk gegeben; leider sind die Versuche gegenwärtig unterbrochen. Ihre Wiederaufnahme wäre geeignet, die noch ungeklärten Fragen rascher zu lösen. Wer sich jetzt mit der Erforschung der Eignung der kurzen Wellen für den Rundfunk befaßt, ist in der Hauptsache auf ausländische Sender angewiesen. Von ihnen ist namentlich die australische Station Sindn ausgezeichnet zu hören. — Bei den Wellen unter 10 m Länge bis herab zu 1 m liegen noch verhältnismäßig wenige Beobachtungen vor. Sie haben nicht so sehr für den Rundfunk als vielmehr für die Telegraphie Interesse, und zwar deshalb, weil ihre Kürze die Anwendung von Spiegeln erlaubt, so daß eine ganze Richtungstelegraphie möglich ist. Atmosphärische Störungen sind bei ihnen überhaupt kaum zu bemerken, was natürlich als ein außerordentlicher Vorteil gelten kann. Auch die für größere Entfernungen notwendigen größeren Energiemengen hat man zu erzeugen gelernt, bis zu mehreren Kilowatt. Bei der großen Reichweite kurzer Wellen mit ganz geringen Energien dürfte das für alle Fälle ausreichen. — Mit diesen Ergebnissen hat sich indessen die Forschung nicht begnügt, sondern die Wellenlängen sind bis zu 20 cm und sogar noch darunter verkürzt worden. Eben bei diesen Wellen hat man, wie oben erwähnt, auf die Funkenstrecke zurückgegriffen. Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Ein Triumph der Vererbungsforschung bei der Saatzüchtung. Die neuesten Ergebnisse der Vererbungsforschung ermöglichen die Züchtung von viel ertragreicheren Kulturpflanzen, als sie bis jetzt angebaut werden, und ein ungeheuerer Umschwung in der Landwirtschaft bereitet sich vor. Für ein übervölkertes Industrieland wie das Deutsche Reich sind die Riesensummen, die es jährlich für die Einfuhr von Lebensmitteln und Viehfutter ausgeben muß, eine schwere Belastung und eine ständige Quelle drückender Not. Wenn wir jetzt durch planmäßige Züchtungsarbeit diese Last in absehbarer Zeit von uns abwälzen könnten, wie würden wir aufleben! — Ist es nicht doch nur eine Sehnsucht, ein schöner Traum? Nein, es kann in wenigen Jahren, höchstens Jahrzehnten, Wirklichkeit sein. So sagt ein Gelehrter von Ruf, der Direktor des Instituts für Vererbungsforschung in Berlin, Professor Erwin Baur. In einem Vortrag auf der Tagung für Vererbungsforschung hat er Tatsachen mitgeteilt, die zu weitgehenden Schlüssen und großen Hoffnungen berechtigen. Die Vererbungsforschung beschäftigt sich unter anderm mit der Frage: Wie erben sich die mannigfachen Eigenschaften von Pflanzen und Tieren bei der Kreuzung verschiedener Rassen fort? Es haben sich nach langjährigen Untersuchungen ganz bestimmte Gesetze feststellen lassen, nach denen sich die verschiedenen Eigenschaften auf die Nachkommen verteilen. Auf Einzelheiten hier einzugehen, würde viel zu weit führen, nur so viel sei gesagt, daß ganz planmäßig auch neue Formen gezüchtet werden können. Hier sind wir an dem Punkt, der für unsere Pflanzenzucht und daher auch für die Volkswirtschaft von ungeheuerer Wichtigkeit geworden ist. Denn besitzen wir heute von einer Nutzpflanze verschiedene Rassen, von denen jede einige wertvolle und ebenso einige wertlose Eigenschaften zeigt, so kann sich jetzt die Züchtung nach der genauen Kenntnis der Vererbungsgesetze die Aufgabe stellen, Kreuzungen hervorzubringen, die alle wertvollen Eigenschaften der gekreuzten Rassen in sich vereinigen, die wertlosen dagegen verlieren. Auf diese Weise vermögen wir einzelne wichtige Kulturpflanzen zu viel höherem Ertrag zu bringen, als sie heute abwerfen. Ein Beispiel: Für den Weizen ist die Rostkrankheit besonders gefährlich. Es gibt aber auch Weizenarten, die Eigenschaften besitzen, durch die sie der Rostkrankheit schwerer zugänglich werden. Solche Schutzeigenschaften findet man bei drei verschiedenen Weizenrassen, doch bei keiner handelt es sich um einen vollkommenen Schutz, sondern nur um eine Erschwerung der Krankheitsangriffe. Durch Züchtung ist es nun möglich, eine neue Rasse zu erzielen, die alle drei Teilschutzeigenschaften in sich vereinigt und auf diese Weise einen vollkommenen Schutz gegen die Rostkrankheit bietet. Der Weizenertrag kann dadurch beträchtlich gesteigert werden. So leicht, wie sich das hier anhört, ist die Lösung dieser Aufgabe natürlich nicht. Je mehr verschiedene Erbeigenschaften in einer neuen Rasse vereinigt werden sollen, je größer wird ja auch die Zahl der überhaupt möglichen Kreuzungsbastarde, unter denen die gesuchte Art dann nur eine ist. Wenn es sich z. B. um zwei Rassen handelt, die in zehn Dingen verschieden sind, dann können wir durch Kreuzung 1022 neue Rassen erzielen, und es bedarf großer Mühe und Geduld, eine ganz bestimmte Art aus dieser Fülle zu erhalten. Aber daß sich diese Mühe lohnt, mag ein anderes Beispiel erläutern. Auf dem geschilderten Wege wird es auch möglich sein, Weinreben zu züchten, die gegen Rebschädlinge und Krankheiten gefeit sind, dabei die Qualität der Trauben aber beibehalten. Bei dieser Aufgabe handelt es sich um nahezu vierzig verschiedene Erbfaktoren; man wird also nicht nur Tausende, sondern Millionen von Bastarden durch die Kreuzungen erzielen, und unter diesen Millionen ist die gesuchte Art nur eine. Die Züchtung dieser Rebart würde vielleicht mehrere Millionen Mark kosten, wenn man aber dagegenhält, daß wir jährlich zur Bekämpfung der Rebschädlinge 80 Millionen Mark ausgeben müssen, so kann man zur Züchtung einer widerstandsfähigen Rebart getrost einige Millionen aus Reichsmitteln bewilligen, denn es werden dann noch immer über 70 Millionen Mark jährlich gespart. Noch viel größer kann der Gewinn für unsere Volkswirtschaft sein, wenn es gelingt, eine Lupine zu züchten, die nicht giftig ist und nicht bitter schmeckt; dann würde der größte Teil der Kraftfuttereinfuhr überflüssig, und Riesensummen würden jährlich unserem Volke erhalten. Auch in der Getreidezucht kann durch planmäßige Arbeit eine Steigerung des Ertrags erreicht werden, die unsere Volksernährung vom Ausland unabhängig macht. Ähnlich verhält es sich mit den pflanzlichen Rohstoffen für die Kunstseide, bei denen eine beträchtliche Ertragssteigerung möglich ist. Es sind hier nur einige wenige Stichproben gegeben, aber sie lassen schon erkennen, welche Bedeutung die Wissenschaft der Vererbungsforschung erlangt hat. Professor Baur sagt, die Vererbungswissenschaft sei heute imstande, Kulturpflanzen mit ganz bestimmten Eigenschaften genau so exakt herzustellen, wie der Chemiker bestimmte Stoffe herstellt. Auf Grund dieser Aussage dürfen wir also für die nächsten Jahre und Jahrzehnte eine gewaltige Umwälzung in der Landwirtschaft erwarten. Eine Voraussetzung ist nur, daß der Vererbungsforschung sofort vom Reich und den Ländern großzügig die unbedingt nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Diese Summen werden bald hundertfach, vielleicht tausendfach wieder hereinkommen. Dr. Peter Graf.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild, das von Franziska Slopsnies stammt, stellt eine höchst moderne junge Dame dar, deren Friseur ihr dunkles Kurzhaar in kesse Wellen zaubert. — Auf Wunsch der Direktion des Zirkus Sarrasani teilen wir unseren Lesern mit, daß es sich bei den Löwen der Abbildung „Die Huldigung der Zirkus-Löwen vor dem Standbild Heinrichs des Löwen aus dem Jahre 1166 in Braunschweig“, die wir in Nummer 4309 auf Seite 540 veröffentlicht haben, um die Löwengruppe des genannten Zirkus handelt.

Ihr eigenes Ich und dessen Umgebung

(oder der 40000 Mark-Wettbewerb).

Einst trat eine sehr junge Dame in ein Tapetengeschäft mit den Worten: „Zeigen Sie mir Tapeten, die zu mir passen!" Merkwürdig und doch . . . !

Es gibt Damen, die können sich überhaupt nur chic kleiden und andere, die mögen sich Kostbarkeiten umhängen, soviel ... na, — einerlei!

Also jene Dame mit angeborenem Kunstsinn. Was sie auch wählt an Kleidern, an Ausstattung ihrer Räume, alles wird eins mit ihrer Persönlichkeit, vollkommene Harmonie. —

Und sitzen Sie im Empfangsraum, dieser Dame harrend, so ahnen Sie schon die Hoheit ihrer Persönlichkeit an der ganzen Atmosphäre des Raumes. Hier ist keine verblaßte Stelle, kein Kratzer, kein Spritzer oder Flecken, die Ihr Feingefühl verletzen. Der ganze Raum ist eine Symphonie. Sie möchten der Dame aus Dankbarkeit schon die Hand küssen, bevor Sie sie sehen.

Erscheint sie, so entringt sich Ihr Lob aus dem Innersten des Herzens, und Sie gäben viel darum, das Geheimnis dieses wohltuenden Behagens zu ergründen.

„Ach Gott, Sie sehen, ich habe einfache Möbel, einfache Stoff- und Tapetenmuster, keine Überschwenglichkeiten. Mein Geheimnis ist eigentlich keines. Was ich kaufe, muß gut sein, lichtecht und muß mir gefallen. Die Hauptsache im Raume sind die Wände. Sieht die Wand gering aus, dann taugt der ganze Raum nichts. Ich dulde kein Überziehen, Streichen oder Übertünchen der Wand; ich kleide sie richtig: entweder in Salubra oder Tekko, in jene Wandkleider, die mit den gleichen Ölfarben hergestellt sind, mit denen unsere alten Meister ihre Ölgemälde schufen. In diesem Grundsatz, in der Linienführung und Farbenharmonie der Tekko- und Salubra-Muster steckt eigentlich mein ganzes Geheimnis. — Und Tekko- und Salubra sind gut. Flecken darauf können weggewaschen werden. Die Wand bleibt neben den Bildern gleich frisch wie hinter diesen; aber was mich am meisten besticht, das ist der feine, edle Farbenschmelz auf allen meinen Wänden. Selbst die Decken habe ich, zur Wand abgetönt, mit Salubra bekleiden lassen, dann wird der Raum erst wie aus einem Guß, mollig und warm. Ich spare mir das öftere Tünchen und ärgere mich nicht mehr an den Sprüngen in der Decke." —

Dann wird Ihnen die Dame alle Fürstenschlösser, Regierungspaläste aufzählen, in denen Tekko und Salubra angewendet sind. Sie weiß auch, daß es eine Auswahl billiger Salubra gibt, in Einton und einfachen Mustern. — Und wenn Sie über all ihr Wissen staunen, lacht sie glockenhell und sagt Ihnen: „Salubra-Verbraucher sind eben Salubra-Enthusiasten." —

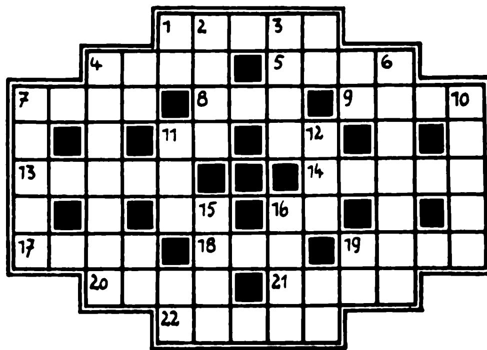
Will sie Ihnen aber besonders wohl, so verrät sie Ihnen noch mehr: „Ich habe in allen meinen Räumen die schönste Partie photographiert und die Lichtbilder an das Preisgericht der Salubra-Werke, Grenzach 43i (Baden) eingesandt. 400 Räume, in Tekko oder Salubra ausgeführt, werden gemäß den Bedingungen mit Mk. 4000.—, 3000.—, 2000.—, 1200.—, 800.— usw. prämiiert. Sollten Sie dasselbe tun, so wollen wir mal sehen, wer von uns den höheren Preis gewinnt. Die Salubra-Wettbewerbsbedingungen sind kostenlos erhältlich in guten Tapetengeschäften oder von Salubra A. G., Grenzach 43i (Baden)."

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung:

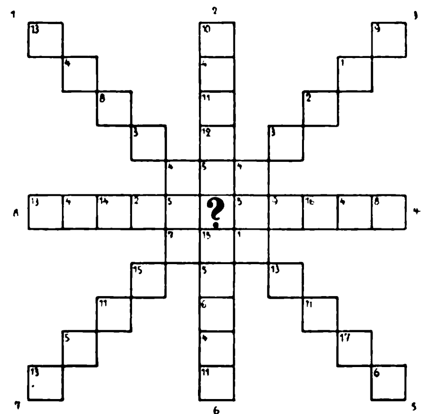
leins	des	deut	ein	des	bars
lich	ich	kraut	nach	ich	mal
auf	gern	ren	ren	grund	duft
schließ'	dort	sehn	gehn	mei	muß
ge	um	spü	tü	den	zu
der	gern			doch	ne

Kreuzworträtsel.



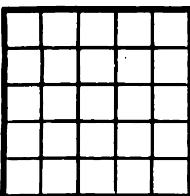
Wagerecht: 1 Vertreter einer Firma, 4 Badestrand von Venedig, 5 englischer Adelstitel, 7 Metall, 8 Naturerscheinung, 9 Nationalheld der Schweiz, 13 italienische Insel, 14 saure Flüssigkeit, 17 Gewicht der Verpackung, 18 männlicher Vorname, 19 Gewürz, 20 gefeierte Künstlerin, 21 Stadt in der Tschechoslowakei, 22 Kinderspielzeug; senkrecht: 2 überirdisches Wesen, 3 Zahl, 4 Raubtier, 6 deutscher Klassiker, 7 Meerbusen, 10 Wohnung, 11 Heldenromanze von Herder, 12 Wappentier, 15 Farbe, 16 Mastspitze.

Auszählrätsel.



Von außen nach innen sollen 8 Wörter von folgender Bedeutung mit dem gleichen Endbuchstaben gefunden werden: 1 Stadt in Amerika, 2 Maß, 3 Stadt in China, 4 Bekleidungsstück, 5 Stadt in Afrika, 6 Sport, 7 Stadt in Deutschland, 8 Gewächs.

Quadraträtsel.



Die Buchstaben: a a b b e e e e e e e e e e g g g g i i l n n s s sind so in das Quadrat einzuordnen, daß die senkrechten und die entsprechenden wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 berühmte Maler- und Bildhauerfamilie, 2 flaches Land, 3 Saiteninstrument, 4 Fischereigerät, 5 innere Bohrung im Lauf der Feuerwaffen.

Silbenrätsel.

a — an — be — be — dam — dol — e — el — en — er — fir — gelb — grab — im — ker — la — lä — men — na — ne — ni — nis — o — os — pa — ri — ru — see — stadt — sti — ster — ti — to — tus — vik — wald — wi — zi.

Aus vorstehenden 38 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide Reihen von oben nach unten gelesen, einen Wahrspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Farbstoff, 2 Novelle von Storm, 3 Alpenpflanze, 4 Schneemasse, 5 Vogel, 6 römischer Kaiser, 7 Stadt in Thüringen, 8 männlicher Vorname, 9 Land in Asien, 10 ölhaltiges Anstreichemittel, 11 Stadt in Holland, 12 griechische Sagengestalt, 13 deutscher Dichter, 14 Vorbau.

Einschieberätsel.

Es sind 7 Wörter von je 4 Buchstaben mit der Bedeutung unter a) zu suchen. Durch Einschieben eines fünften Mittelbuchstabens erhält man 7 fünflautige Wörter von der Bedeutung unter b). Bei richtiger Lösung ergibt die mittlere Senkrechte eine sächsische Stadt.

a)	b)
1 Verfall	Edelstein
2 Vogel	deutscher Dichter
3 Teilzahlung	Pflanzengattung
4 englischer Adelstitel	männlicher Vorname
5 Nebenfluß des Tiber	Fischer- und Badeort südlich von Rom
6 Kriegsgerät	Gesichtsausdruck
7 einzelnes Bauerngehöft	Ecke

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4316.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4314.

Notenrätsel: Ordnet man in jeder Reihe die Noten von der tiefsten zur höchsten, so ergeben die darunterstehenden Buchstaben, der Reihe nach im Zusammenhange gelesen: Wenn der Ton am besten klingt, / meistens eine Saite springt.

Anagramm: 1 Einhorn, 2 Normandie, 3 Oberon, 4 Charlotte, 5 Helgoland, 6 Alligator, 7 Reseda, 8 Diamant, 9 Engadin, 10 Nachtigall. — Enoch Arden.

Gleichung: B — Aga — Tell — e = Bagatelle.

Kombinations-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Adler, 4 Reuß, 6 Anis, 7 Solon, 8 Nama, 10 Nelke, 11 Ebers, 13 Egge, 14 Etage, 15 Eins, 17 Stahl, 18 Lenne; senkrecht: 1 Elis, 2 Huhn, 3 Ahnen, 4 Rolle, 5 Samos, 7 Selke, 8 Niere, 10 Negus, 11 Email, 12 Senne, 14 Edam, 15 Erna.

Verwandlungsrätsel: 1 Index, 2 Insel, 3 Onkel, 4 Orgel, 5 Orgie, 6 Regie, 7 Serie, 8 Marie, 9 Paris, 10 Preis.

Homonym: Platte.

Besuchskartenrätsel: Lokomotivführer.

Kammrätsel: Wagerecht: Deutschland; senkrecht: 1 Dresden, 2 Unstrut, 3 Stettin, 4 Hamburg, 5 Ansbach, 6 Detmold.

Im Kaufhaus: Kasse—rolle.

Gleichklang: Genossen — genossen.

Magisches Doppelquadrat: 1 Trab, 2 Rede, 3 Ader, 4 Bernina, 5 Igel, 6 Nero, 7 Aloe.

Seelenwanderung: Trapper — Rappe.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale. Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Sie erzielen mit der

IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX

spielend leicht die schönsten Bilder, denn die Kamera sieht für Sie und zeigt das Bild in seinen genauen Abgrenzungen schon vor der Aufnahme. Die

IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX

ist klein, leicht und stabil, sie ist die bedeutendste Erfindung des letzten Jahrzehnts im Kamerabau und von RM. 335.— an lieferbar.

Verlangen Sie unseren Prospekt
Die sehende „Kamera".

Lassen Sie sich die

IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX

von Ihrem Photohändler vorführen! Die bedeutendsten Photohandlungen des In- und Auslandes führen sie. Untenstehende Firmen halten sie vorrätig:



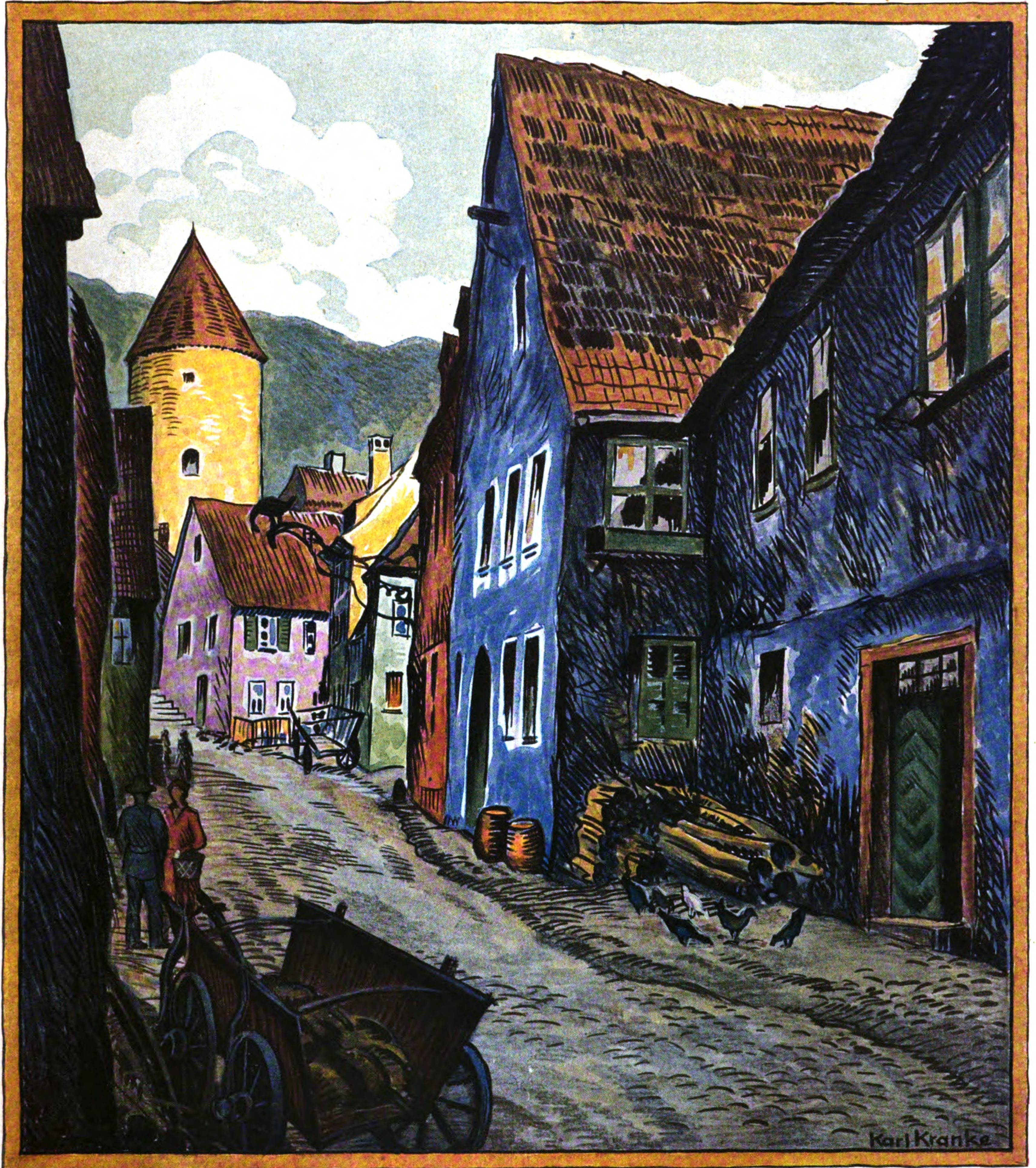
Die schönste Weihnachtsfreude ist die

IHAGEE PATENT-KLAPP-REFLEX

Verkaufsstellen der Ihagee-Patent-Klapp-Reflex:

Achim b. Bremen: H. Hoppe, Neue Kirchhofstraße 364
Allenstein: F. Krenz K.-G., Neues Rathaus
Alphen a. d. Rijn: P. Laros, van Manderloo-Str. 40
Altenburg: A. Kirmse,
Altona: R. Sommer, Holstenstraße 184/86
Alzey: J. Schlosser, Spiesg. 50
Amsterdam: Capi, Kalverstr. 115; „Lux", Nassaukade 361; Schaap & Co., Spui 8
Antwerpen: A. Vervoort, 38 Mutsaertstraat
Apolda/Th.: C. Müller, Bernhardstraße 29; G. Weiershäuser, Bahnhofstraße 17
Arnstadt: Johann Götze, Rosen-Drogerie
Arnswalde: Steintor-Drogerie Steintorstraße 30
Arosa: C. Brandt, Photohdlg.
Asch: Gust. Wunderlich, Drog.
Aschaffenburg: Gentner & Bader, Herstallstraße 43; August Röbke, Frohsinnstr. 2
Aue/Erzgeb.: O. Hofmeister, Bahnhofstraße 27
Auerbach i. V.: E. B. Rudolph, Hainstraße 4/6; O. Paul, Steinbrunnstraße 1
Augsburg: Photohaus Merkur, Am Moritzplatz C 1
Aussig: L. Gürtler. Teplitz. St. 20
Bärenstein b. Chemnitz/Sa.: Photoh. Weißgärber, Wilhelmstraße 52
Basel: E. Balzer, Ob. Rebg. 6; Braun-Wingert, Photohaus, Freie Straße 70; Kling-Jenny, Freie Str. 105; Photo-Metro N. Renfer & Cie., Gartenstraße 62; B. Wolf, Freie Straße 4
Bautzen: E. O. Hennig, Tuchmacherstraße 7; Photohaus Huth. Wendische Straße 13
Berlin: H. Albrecht, Wiener Straße 14 b; Photoh. P. Franke, Königgrätzer Str. 99; Photo-Hansal, Wiener Str. 14 b; Photoh. Humboldt, Kastanienallee 28; R. Kennert, Zoffenerstr. 28; F. W. O. Kietzer, Birkbuschstraße 47; K. H. Müller, Berlin-Schöneberg, Suadicanistraße 3; K. Römer, Blücherstr. 1; L. Sander, Luisenstr. 42; Schönfeldt & Co., Schellingstraße 9; W. Talbot, Jerusalemer Str. 42
Bern: M. Heck & Co., Marktg. 9
Beuthen: G. Goebler, Bahnhofstraße 4
Biberach: J. F. Thiermann Sohn
Bielefeld: W. Horstmann, Gehrenberg 10; R. König, Rathausstr. 8; E. Lohöfener, Gütersloherstraße 18 a; Chr. Zarnitz, Bahnhofstr. 36
Blumenthal (Hann.): Gebr. Haesloop
Bochum: Hucklenbroich, Brückstraße 35; H. Schulte-Ladbeck, Hochstr. 4
Bodenbach: P. Leinert, Theodor-Körner-Straße; Rudolf Metzner
Böhm.-Kamnitz: K. Günther, Marktplatz
Borken: J. Kolks, Brinkstr. 16
Brandenburg a. H.: R. Großmann, St. Annenstraße 15; Fr. Schroeder Nachf., Ritterstraße 17/18
Bratislava: S. Friedl, Langegasse 16
Braunschweig: Photo-Müller, Damm 6; Optiker Messerschmidt, Packhofstraße 7/8
Bregenz: Th. Immler, Anton-Schneider-Straße 32
Bremen: Photo-Brockshus, Sögestraße 65; M. Castner, Hamburger Straße 171; W. Heinze, Ostertorsteinweg 69; Photo-Schröder, Vor dem Steintor 7; Photohaus Sosna, Ecke Ansgaritorstr., Woll- und Ob. Straße 23/24
Bremerhaven: Dipl.-Opt. Cranel, Bgm.-Smidt-Str. 34; Photo-Müller, Bgm.-Smidt-Straße 77
Breslau: F. Bartsch, Poststr. 9; R. Birner, Kaiser-Wilhelm-Straße 10; V. Bittner, Neue Schweidnitzer Straße 11; Fischer & Co., Taschenstr. 25; Carl Gloger, Photohaus, Nicolaistraße 65/68; A. Heidrich, Schweidnitzerstraße 27; L. Janiak, Tiergartenstr. 28; M. Jordan, Schmiedebrücke 29 a; B. Matthias, Telegraph.-Str. 8
Brieg: Franz Kersten, Ring 46
Bruck/Mur: L. Roesch, Mitterg. 15
Brünn: Gustav Braun, Photoh.; Josef Petruj, Ceska Nr. 4; L. Wirwas, Rennergasse 23
Brüssel: A. Charlier, 19 Rue des Boers; H. Herrmann, 39 Rue van dermeersch
Brüx: A. Sonntag
Budapest: Calderoni & Co. V, Vörösmarty-tér 1; L. Chmura, Fereciek-tér 2; Hatschek & Farkas, Károly körut 26 u. Andrássyut 31; Hatschek E., Andrássyut 13; Magyar Fotoipar R. T. Teréz körut 5; Foto-Szakuzlet, Rakocziut 80; Pejtsik K., Varoshaz u. 4; Szakal Géza, V, Dorottya-Gasse 1; Wanaus Jozsef, IV, Sütö u. 2
Budweis: Kollmann, Nam. Svobody 25
Buer: Drog. Nolde, Hochstr.
Bunzlau/Schl.: R. Heinrich, Gartenstraße 2
Bütow: H. Schnase, Langestr. 73
Cannstatt: E. Kleiber, Königstraße 69
Cassel: Wichura, Hohenzollernstraße 5
Chemnitz/Sa: Max Gerth, Äußere Johannisstraße 2; E. Hofmann, Reitbahnstr. 26; Köhler & Löppert, Reitbahnstraße; Otto H. Kratzsch, Markt 10; H. Mahn's Wwe., Palmstr. 31; Hans Möbius, Friedrichstr.; Otto Mühlberg, Brühl 35; Max Petzold, Inn. Johannisstraße 2; Guido Seeber, Marktgäßch. 2
Cottbus: Max Rosenkranz, Photo-Kinohaus
Crimmitschau: Opt. Kretzschmer, Unt. Silberstraße 4
Danzig: W. Lulinski, Elisabethkirchgasse 1
Davos-Platz: F. Meerkämper; Dr. Bergerhoff vorm. Wieck, Photoartikel; J. P. Caspar, Engl. Viertel, Bel'Air
Delitzsch: O. Reime, Gerberplan 11
Demmin/Pommern: H. Jenß, Anklamer Straße 26; Chr. Oesterlin, Luisenstr. 17
Döbeln: P. Schröter, Obermarkt 12
Dortmund: K. Dissel, Westenhellweg 33; E. Helmich, Hansastraße 69; E. Isenberg, Ardeystraße 88; P. Prött, Am Markt
Dresden: O. Bohr, Ringstr. 14; R. Brockelt, Bayreuther Str. 4; Photoh. Gofferjé, Am Zöllnerplatz; Photo-Heinrich, Trompeterstr. 10; A. Hensel, Dornblüthstr. 21; P. Leinert, Weinligstr. 2; A. Patitz, Bautzener Str. 16; Carl Plaul, Wallstraße 25; M. Richter, Viktoriastr. 6; F. A. Sasse's Wwe., Prager Straße 31; M. Tauber, Schloßstraße 20; E. Wünsche Nachf., Ringstr. 34
Duisburg/Ruhrort: Fr. Walsleben, Ludwigstraße 7
Ebersbach i. Sa.: E. Behnisch, Hauptstraße 580
Eberswalde: R. Hornemann Nachf., Mühlenstraße 22
Eger: G. Böhm, Bahnhofstr. 33; G. L. Köstler, Markt 7
Eibenstock-Schönheide im Erzgeb.: Photo-Lisker, Karlsbader Straße 3
Eisenach/Thür.: W. Beyer, Johannisplatz 17; O. Leffler, Bahnhofstr. 1
Elsterwerda: Drog. Zikesch
Engelberg: E. Magerstädt, Hauptstraße
Erfurt: P. Ballin, Neuwerkstraße 20; Germania-Drog., Wenigemarkt 8; Gofferjé & Vollhaber, Anger 39/40
Erlangen: S. Katz, Photo-Kino-Projekt.
Falkenstein i. V.: O. Paul, Schloßstr. 3, Amtsstr. 11
Faurndau bei Göppingen: W. Veit, Äuß. Bahnhofstr. 264
Feldkirch/Österr.: J. Müller
Finsterwalde/N.-L.: Rudolf Geittner Nachf., Lange Str. 13
Flensburg: Fr. Drecoll Nachf., Große Straße 57; Photohaus Juul, Große Str. 35; Ernst Svenningsen, Toosbüystraße 13
Forst/Lausitz: W. Thumann, Promenade 1; Photo-Müller, Lindenplatz 13
Frankenstein: J. Unsinger, Oberring Nr. 1
Frankfurt/Main: W. Chelius Nachf., Bethmannstraße 50; H. Fischer, Allerheiligenstr. 3; G. F. Käpernick, Kaiserstr. 47; Drog. Stehling, Eschersheim. Landstraße 85; C. Wellhausen, Goethestr. 20
Frankfurt/Oder: Ed. Friecke, Regierungsstraße 12; Max Zäpke, Photoh., Jüdenstraße 15
Freiberg/Sa.: M. Vollmer, Poststraße 11
Freiburg/Br.: Christoph Clare Nachf., Holzmarkt 10; Opt. Falkenstein, Kaiserstr.; „Geaphot", Friedrichstr. 19; Foto-Kopp, Friedrichstr. 19; M. Meyer, Bertholdstraße 9; G. Röbcke, Photohaus; W. Wendt, Kaiserstraße 114;
Freital b. Dresden: E. Werner, Untere Dresdener Str. 112
Fulda: C. Pauly, Zentr.-Passage, Marktstr. 13 u. Steinw. 14
Fürstenberg a. O.: Thielenberg & Berndt Nachf., Inh.: H. Müller
Fürstenwalde: Leop. Sommer, Wünscheberger Straße 44
Fürth i. B.: E. Schütz, Schwabacherstraße 8
Gablonz: H. Schäfer, Gebirgsstraße 28; Ernst Zasche, Einhorn-Drog.
St. Gallen: L. Baumgartner, Hausamann & Co., Marktg. 13
Genf: R. Fehlmann, Place du Port 1, Rue du Rhône 47
Gelsenkirchen: J. Kochs, Marktgasse 6—8
Gera: M. Brühl, F. R. Unger, Zeppelinstraße; E. Wunderlich, Sorge 18
Gladbeck: K. Lelgemann, Am Markt
Glatz: G. Ludwig, Am Stadtbahnhof
Glauchau/Sa.: A. Schroth, Leipziger Platz
Gleiwitz: Foto-Wolff, Bahnhofstraße 4
Glogau: Mertens & Schmidt, Markt 17; E. Sauer & Co.,
Görlitz: O. Immisch, Berliner Str. 3, Obermarkt 28; Photohaus Jäschke, Postpl. 4
Goslar: Photo-Rochus, Hokenstr. 18, Fischemäkerstr. 6
Gotha: H. Gewalt, Pforteng. 5
Göttingen: F. L. Lanz, Lanz-Ecke
Graz: Baldur, Subenbergg. 9; H. Schmidt, Schloßbergkai 14
Greifswald: M. Albrecht, Lange Straße 67; H. Biel Nchf., Schuhhagen 12; C. A. Krause Nachf., Steinbecker Straße 36
Greiz: Photo-Böhme, Photoh.
Gronau/Westf.: Wilhelm ten Dam, Am Rathaus
Groningen: Capi, Kl. Pelsterstraat 3; D. van Veen Jzn., Heerestraat 86
Großschönau: A. Osterlow, Adler-Drogerie
Grünberg/Schles.: K. Rommel, Photohandlung
Guben: G. Kosmehl, Frankfurter Str. 21
Gütersloh/Westf. Ferd. Goldbecker, Berliner Str. 35
Den Haag: Capi, 124 Nordeinde; M. Kupferschmidt, 2 e Zoutmansstraat 59; A. ter Meer Derval, Frederik Hendrik Laan 196
Haarlem: G. Berman, Kruisweg 48
Hagen: W. Krenz, Bahnhofst. 23
Halberstadt: Photo-Kamm, Hoheweg 48
Halle/Saale: Oskar Ballin jr., Leipziger Straße 63; Ballin & Raabe, Poststr. 14
Hamburg: W. Campbell & Co. Nachf., Jungfernstieg 24; K. Grosse, Hammerbrookstr. 50; R. Karstadt A.-G., Mönckebergstraße; Photo-Koch, Kaiser-Wilh.-Straße 110; Oskar Miehlmann, Platz 4—6 und Glockengießerwall 20; Pech & Nega, Eimsbüttler Str. 38 u. Hoheluft-Chauss. 39; Fr. Wiesenhavern, Kleine Bäckerstraße 11
Hameln: H. Leesemann, Bahnhofstraße 41
Hannover: A. Kater, Georgstraße 21; Otto Lehmann, Georgstr. 19; Photo-Winter, Hildesheimer Straße 241
Harburg a. E.: C. Hansen, Bremer Str. 2
Haspe: L. K. Reiter
Haynau/Schles.: M. Saupe, Ring 71
Heidelberg: E. Bucher, Hauptstraße 1; Photo-Hergert, Unt. Neckarstraße 96
Heilbronn/Neckar: Photo-Mangold, Kaiserstr. 50; Max Lechler, Med.-Drogerie; A. Wendnagel sen., Marktplatz 10
Herford: W. Arnold, Brüderstraße 34
Herne: H. Schlüter, Bahnhofstr. 77
Hildesheim: Otto Kaufmann, Friesenstr. Ecke Paradepl.
Hilversum: P. J. Siewers, Kerkstraat 59 b
Hirschberg/Schles.: M. Bese, Bahnhofstraße 3
Hof: W. Gollwitzer, Karolinenstraße 46; J. Vanselow Nachf., Poststr. 1
Hohenstein-Ernstthal/Sa.: O. Fichtner, Dresdener Str. 8
Hörde/Wf.: Photoh. M. Kersting
Horice: J. Korinek,
Höxter: H. Manegold, Markt 15
Iglau: Alfred Smahel, Steinova Ulice C 11
Immenstadt: J. N. Kössel, Bahnhofstraße 70
Innsbruck: F. Miller, Institut für Optik u. Photographie
Interlaken: Ernst Magerstädt, Höheweg
Iserlohn: Photohaus Kopera; F. Thierbach, Wermingserstraße 28
Itzehoe: P. Eggers, Breitestraße 30; G. Geffers, Feldschmiede 79 Photohaus N. G. Thomsen
Jauer: M. Gorski, Goldbergerstraße 30
Jena/Th.: A. Bleyer, Johannisstraße 19; Opt. Gehricke, Johannisstr. 15; Walter Jeßnitzer, Engelpl. 10
Kamenz/Sa.: Photoh. Schulz, Bautzner Str. 20; R. Steinert, Photoh., Hoyerswerdaer Str. 30
Kamnitz: B. Rudolf, Bahnhofstraße 104
Karlsbad: Photohaus Julius Rindler, Kreuzstraße; Photohaus Rusy
Karlsruhe: W. Ganske, Kreuzstraße 37; A. Glock & Cie., Kaiserstr. 89; Fotoh. Veittinger, Kaiserstr.
Kehl/Rhein: E. Barth, Badenia-Drogerie
Kiel: A. Dahm, Bergstr. 18—20; F. Schultz, Holstenstraße 13
Kirchheim-Teck/Wttbg.: Arthur Pfau, Photohaus
Kleve: Photohaus Steiger,
Kolberg: E. Hopfmann, Kaiserpl. 13
Köln/Rh.: Photo-Brenner, Severinstraße 93 c; Willy Helfer, Neumarkt 32/34; Franz Müller, Photohaus, Brückenstraße 7; Richard Penningsfeld, Köln-Mülheim, Frankfurter Straße 14; Andreas Pillen, G. m. b. H., Hohenzollernring 34; Rohr & Assenmacher, Dürenerstraße 196
Komotau: Ardelts Photohaus, Schloßgasse 7
Königsberg/Ost-Preußen: M. Krüger Nachf., Börsenstraße 4; Schilling & Co., Steindamm 38; J. B. Schloesser, Junkerstr. 5
Königstein/Tau.: Fr. Schilling
Konstanz/Bodensee: G. Baur, Zollernstraße 6
Kötzschenbroda i. Sa.: S. G. Zschoche, Moritzburger Str. 5
Krefeld: H. Schambach, Ostwall 160
Kreuzburg: P. Goldberg, Krakauerstraße 1
Bad Kreuznach: Optiker Willberg, Mannheimer Str. 67
Kufstein: A. Seißl, Unterer Stadtpl.
Landsberg an der Warthe: Josef Elstner, Richtstraße 69; A. Meyer, Richtstraße 26; O. Zanke Nachf., Priesterstr. 6
Lauban/Schl.: Otto Roehricht, Photohaus, Richterstraße 7
Lauenburg/Pommern: F. R. Rieger, Stolper Str. 3
Lausanne: A. Schnell, 6 Place St. François
Leer: H. Drost
Leiden: J. v. d. Zanden, Breestr. 141
Leipzig: Albert Elgert, L.-Gohlis, Photoh., Lindenthaler Straße 56; R. Knoll, Dresdner Straße 24, Burgstraße 1—5; A. Mittelmann, Peterssteinweg 15; Photo-Mohr, Frankfurterst. 5; M. W. Schönfelder, Windmühlenstraße 2; Ch. Fr. Winter Sohn, Schillerstraße 5
Lemgo: F. Ohle, Haferstraße
Libau: E. Jakubowitsch, Kornstraße 34
Liegnitz: Kielmann, Frauenstraße 40
Lindau i. Bodensee: Martin Koch, beim Rathaus
Linz-Urfahr: H. Hirnczirs, Hauptstraße 55
Locarno: E. Magerstädt, Via Francesco Balli
Lörrach: G. Hupfer, Basler Str.; R. Hügin, Turmringerstraße
Löwenberg: P. Walter, Markt 189
Lübeck: Photohaus Appel, Königstraße 28
Luckenwalde: Optikermeist. Hofmann, Breite Straße 23
Ludwigshafen/Rh.: Optiker Drude, Kaiser-Wilhelm-Straße Nr. 15; Ph. Zipp, Röhrlachstr. 2
Lugano: H. Böhler, Via Nassa 42; A. Engler, Grd. Hotel Palace; Herbert Rüedi, Photoh. 34, Via Nassa, Filiale C. Cattaneo 9
Luxemburg: P. Bertogne, Grand Rue
Luzern: Ahrens & Co., Pilatusstraße 18; Wilh. Ecker, Opt., Kapellpl.; H. R. Egli, Theilingsgasse 4 und Waldenstraße 39
Magdeburg: R. Chasté, Cavalier Scharnhorst; O. Henneberg, Leiterstr. 6; C. Fr. Schröder, Heydeckstr. 7; Drog. Wienrich, Viktoriastr. 1; B. Wischeropp, Olvenstedter Straße 47
Mähr.-Ostrau: A. Haber, Teschnergasse 4
Mainz: Reinhold Grimmer, Neubrunnenstraße 11; A. Kämmer-le-Bret, Große Bleiche 24
Malmö: Th. Bengstsons, Photo-Affär, Kaptansgaten 25
Mannheim: A. Breunich, 0-6-4; Geo F. Käpernick, P-1-4, Breite Straße
Marienbad: Franz Friedrich, Photohaus, Hauptstraße
Meißen/Elbe: Bernh. Knauth Nachf., Elbstraße 4; P. Mitscherlich, Kleinmarkt
Mittweida i. Sa.: Optiker E. Doebelt, Rochlitzer Str. 63; M. Werner, Rochlitzer Str. 72; P. Zeyse, Rochlitzer Str. 52
Moers: Photohaus Steiger
St. Moritz: A. Pedrett, gegenüber Grand Hotel; Othm. Rutz, Photoh.
München: Brack & Cie., Bayerstraße 3, Perusastraße 1; Drog. Döderlein, Klenzest. 21; G. Geiger, Maximilianpl. 12 b; J. Häring, Bauhofplatz 6; Hildebrand & Co., Sendlingertorplatz 7; Kieser & Pfeufer, Marienpl. 22; R. Menzel, Residenzstr. 5; M. Obergaßner, Kaufing. St. 33; L. Reiser, Neuhaus. Str. 23/0; J. Rodenstock Nachf., Optik. Wolff, Bayerstraße 3 und Perusastraße 1; J. V. Schädler, Amalienstr. 53; Soennecken & Co., G. m. b. H., Kaufinger Straße 8 u. 11, Goethestraße 14; M. Stiehl, Zweibrückenstr. 1
Münster/Westf.: Arnemann & Schweitzer, Michaelispl. 1—2; H. Greve, Photoh., Drubbel 3
Naugard/Pomm.: R. Drechsel, Adler-Drogerie
Neiße/Schles.: Rich. Pfützner, Berliner Straße 24
Neugersdorf/Sa.: R. Schirmer, Hauptstraße
Neumünster: Herm. Kramer, Falken-Drogerie
Neunkirchen: C. Blättner, Oberer Markt 12
Neustadt/O.-Schl.: A. Weyde, Ring 52
Nienburg: W. Ressmeyer, Langestraße 77
Nijmegen: Capi, van Berchenstr. 13—17, Broerstr. 48
Nordhausen/Harz: J. Becker, Optiker, Neustadtstraße 12; H. Ockert Nachf., Jüdenstr. 15
Nürnberg: Deuber & Rau, Photohaus, Hefnerplatz 6; A. Heimel, Färberstr. 10; C. O. Krauß, Königsstr. 60; Photo-Porst, Lorenz. Pl. 15-19; Fr. Seeberger, Pfannnenschmiedsgasse 2; Georg Seeg, Löbleinstr. 11; G. K. Seitz, Pfannenschmiedsgasse 9; Photo-Schaumann, Johannesstraße 19; Photo-Schorr, Fürterstr. 60; M. Strauß, Wodanstr. 15
Oldenburg/O.: Hans Bourquin, Gaststraße 28; J. D. Kolwey, Lange Str. 43; Carl Wöltje, Heiligengeiststraße 6
Olmütz: Ortel, Photohandlg. Ocularium, Englischestr. 4
Oels: R. Niedergesäss, Ohlauerstraße 54
Oelsnitz i. Erzgeb.: A. Seifert, Alte Staatsstraße
Oppeln: C. Stober, Krakauerstrasse 51
Osterode: B. Schindler
Ostrau i. Sa.: E. Schmidt, Bismarckplatz 4
Oeynhausen: Photo-Richter
Paderborn: P. Lucas, Riemekestraße 22
Passau: J. Kaps Nachf., Bahnhofstraße; Passauer Photo-Börse, Residenzplatz
Peine/Hann.: L. Polstorff, Bahnhofstraße 25
Petersdorf: A. Leisching, Hauptstraße 208
Pilsen: Drog. Diana, Trida legii 6; Drogerie zum schwarzen Hund, Inh. J. Wolf; Foto-Houdalin, Namesti Republiky 40
Pirmasens: D. Justus, Hauptstraße 51
Pirna a. E.: H. Stein, Breitestraße 31
Plauen i. V.: Photoh. Colditz, Windmühlenstraße 4; A. Eichhorn, Am Tunnel; Richard Lehmann, Jägerstr. 8
Pößneck: J. Beck, Gerberstr. 1
Poznan: Kazimierz Greger, ul. 27 Grudn. 20
Prag: Arga Fotoh., Tynska 4; Jindra Kimla & Co., Ul. Karoliny Světlé č. 23; K. Kohlik, Smichow, Stefanikstraße 42; Dr. G. Koszler, Ujezd NC 600; A. Lederer, Vaclavské van 15; T. Loukota & Co., Narodni tr. 27; Foto-Martinec, Palackého tr. c. 22; K. Pizl, Kralodworska 25; O. Reis, Kralodworska Cis. 8; Egon Schleim, Platnerska 19/1; J. Skoda, Stepanska 53 a; M. Smolka, Stefanikova 51;
Prenzlau/U.-M.: Rud. Rieckoff, Friedrichstraße 254
Presov: Z. Roney
Quedlinburg: Meyer & Körtge
Radebeul bei Dresden: Hans Hirrschoff, Leipziger Str. 53
Regensburg: J. Kaps Nachf., Maxstraße 21, Kohlmarkt; Josef Zacharias, Maximilianstraße 18
Reichenberg/B.: C. Fischer, Wiener Straße; P. Sollors Nachfolger
Reutlingen: J. Akermann
Reval: E. Feldt, Langstr. 16
Rheine: W. Ganzow
Riga: A. Bojarski-Schleifer, Wallstraße 18; A. Calitz, Alexanderstraße 2; O. Draudsin, Gr. Königstr. 3; R. Weinberg & Co., Boulevard
Rosenheim: J. Riele, Rathausstraße 6
Roßwein/Sa.: Bruno Hanke, Döbelner Straße 22
Rostock: Ernst Aug. Hansen, Blutstraße 21
Rothenburg o. T.: Alf. Ohmayer, Röderstraße 17
Rotterdam: H. A. Reens, Hoogstr. 342
Rudolstadt/Th.: P. Reinicke, Photo-Kino-Projektion; Reinh. Wittig, Schwarzburg. Straße 31.
Saalfeld a. d. Saale: P. Klose, Photohaus, Markt 5
Saarbrücken: Fr. Altenkirch, Viktoriastraße 13
Saaz: V. Krauss, Drogerie
Salzburg: M. Rothmaier, Bismarckstraße 4; O. Wernhard, Makartplatz 3
Schaffhausen: C. Koch, Photohaus, Vordersteig 2; E. Romberg, Vordergasse 14; F. Seeberger, Optiker
Schandau: M. Kaiser
Schmölln: O. Jacob, Markt 31
Schramberg: Franz Marzari
Schwarzenberg: A. Vettermann,
Schwedt a. O.: M. Welz, Berliner Straße 3
Schweinfurt: Josef Schaap, Spitalstraße; I. H. Then, Brückenstraße 4
Schwenningen/Neckar: J. Banholzer, Stadt-Drogerie
Schwerin: Martin Brockmann, Kaiser-Wilhelmstr. 36; C. Garz, Wittenberger Str. 14
Schwerte: M. Mehlhose, Postpl.
Sebnitz/Sa.: A. Zick, Markt 12
Senftenberg/L.: Emil Weißgärber, Schloßstraße 81
Silz: E. Meerkämper, Photoh.
Singen: G. Stoffleth, b. Volksschule
Soldin: E. Fischer, Richtstr. 4
Sonderborg: Willy Weiß, Perlegade 25
Sonneberg/Th.: W. Hoffmeister, Robertstraße 7; Erh. Lauterbach Nachf.; Karl Venus, Drogerie
Sorau/N.-L.: E. Hennig, Wilhelmplatz 9 u. Oberstr. 23; Carl Müller, Niederstraße 3
Speyer/Rhein: Fritz Egem, Photohaus, Bahnhofstr. 9; L. Huxel, Apoth., Central-Drogerie
Spremberg/L.: B. Schulz, Friedrich-Ebert-Straße 12; H. Zimmermann, Markt 6
Stadthagen: J. Böhne, Obernstraße 35
Stettin: E. Clajus, Kaiser-Wilhelm-Platz; Fr. Naumann, Pölitzer Str. 21; Photo-Kinohaus Schattke, Königsplatz 4; Hans Siem G. m. b. H., Kohlmarkt 3; K. Visbeck, Louisenstr. 6/7; Opt. Witzel, Paradeplatz 9;
Stolp i. P.: A. Knauss, Magazinstraße 8
Stralsund: Optiker Ahrens, Ossenweyer Str. 30; Gebr. Ladwig, Apollonienmarkt 10
Straubing/Ndbay.: J. Deuerling, Fraunhoferstraße 22
Stuttgart: Oskar Hirrlinger, Lange Str. 23, Fil. Königstr. 1; Neubert & Riehle, Charlottenstraße 8; Ernst Spingler, Untertürkheim, Mühlstraße
Sulzbach: H. Weidner, Gartenstraße
Swinemünde: Albrecht Gluck, Königstr. 1 u. Herrenbadstr. 17
Tachau: Kl. Lang, Heumarkt
Templin: Fortuna-Drogerie
Teplitz-Schönau: Brüder Epstein, Lange Gasse
Čech. Tesin: J. Marek, Drog.
Thun: G. Schneiter,
Turn-Teplitz: F. Hruby, Kulmer Str. 18
Ulm a. D.: A. Kammerer, Donaustraße 3; Photo-Zentrale Tries, Südl. Münsterplatz
Uelzen: H. Jacoby, Bahnhofstraße 43
Uetersen: R. Lavorenz, Gr. Wulfhagen 16
Utrecht: De Bussy en Voorduin, Oudkerkhof 34; P. W. Hiele
Villach: Photo-Görlich, Franz-Josef-Str. 5
Waldenburg: E. Ucko, Ring 18
Waldheim: M. Hugk, Flora-Drogerie
Weida: K. Trömel, Geraer-Leiterstraße
Weimar: C. Schreiner, Jakobstraße 38
Weißenfels: H. Kind, Leopold Kellstraße 3
Werdau/Sa.: Erich Klitsch, Plauensche Str. 27; Alfr. Hofmann, Kreuz-Drog.
Werl: Goebels Photoh., Walpurgisstraße 32
Werne: M. Wassmann, Markt 24
Wesel: Ferd. Horrix, Brückenstraße 12
Wesermünde: Photo-Müller, Hafenstraße 154
Wien 16: Sport-Berger Lerchenfeldergürtel 51; K. Holzstein, Wipplingerst. 17; A. Huber, Stephansplatz 2; Richard Joakim, Taborstr. 1, Getreidemarkt 13 u. Alsterstraße 19; Chr. Schaller, Getreidemarkt 14, Wollzeile 31, Margaretenstraße 72; M. Tonsern, Mariahilferst. 89; S. Wachtl, Neubaugasse 34 und Graben 21; N. Wallner, Josefstädterstr. 6
Wiesbaden: Geo F. Käpernick, Wilhelmstraße 46; W. Markloff, Gneisenaustr. 15; Chr. Tauber, Kirchg. 20
Wilhelmshaven: Drogen-Meyer, Markt 18
Winterberg/Westf.: Photohaus M. Kersting
Wismar/Mecklbg.: C. Manthey, Hinter dem Chor
Wittenberge: E. Kluth, Bahnstraße 78
Worms: Photohaus Füller, Hardtgasse 9
Würzburg: M. Bauer & Co., Paradeplatz 2; A. Jost, Dominikanerg. 8; W. Sattler, Photohaus, Kaiserstraße 20;
Zeitz: H. Finkgräfe; E. Pitzschel, Roßmarkt 18
Zilina: F. Sebök
Zittau/Sa.: Robert Fehrmann Innere Weberstraße 5; Fritz Winkler, Bautzener Str. 16
Züllichau: Joh. Heß Nachf. Germania-Drogerie
Zürich: Photo-Bär, Löwenstraße 51; H. Haab, Bahnhofstraße 98; Optiker Koch, Bahnhofstr. 11; Carl Pfann, Bahnhofstr. 91; M. Weller, Neue Beckenhofstraße 3; Zulauf vorm. Kienast & Co. Bahnhofstraße 61;
Zweibrücken: H. Wery Nachf. Hauptstraße 24
Zwickau/Sa.: M. Gottseina, Marienplatz 10; Ernst Schneider, Bahnhofstraße 53; W. Gustav Voigt, Innere Plauensche Straße 22; Zwickauer Kräutergewölbe Hauptmarkt 18.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

NR. 4316. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. DEZEMBER 1927

WEIHNACHTS-ANZEIGER

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4316. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. Dezember 1927.

Sankt Nikolaus weiß, wie sehr sich die Kleinen nach den köstlichen Süßigkeiten sehnen. Darum spendet er ihnen





STOLLWERCK

SCHOKOLADE UND PRALINEN



"4711" Parfums

Die letzte Form der "4711" Parfum-Flakons ist die neue Schmuckflasche.

Schmal, elegant, einfach in der Linienführung, so wie alles, was heute für die Dame von Welt ersonnen und geschaffen wird.

Eine Auswahl wundervoller "4711" Parfums ist in dieser neuen Schmuckflasche zu RM 5.— und RM 9.— zu haben.



"4711" *Parfum-Schmuckflasche*



"4711" *Parfum-Versuchsflasche*

Der zarte Hauch
von Frühling und Sonnentagen
"4711" Rheingold

Die seltenen, fremdartigen Düfte
"4711" *Tosca* / "4711" *Chypre*

Die herben, rassigen Parfums
"4711" *Juchten* / "4711" *Ambra*

Der leichte Duft von Blüten und Blumen
"4711" *Brokat*
"4711" *Rosen a. d. Märchenlande*

"4711" *Parfums gibt es außerdem in den bekannten kostbaren* Luxusflaschen. — *Eine kleine Auswahl ist auch in zierlichen, achteckigen* Versuchsflaschen *zu RM 1.50 und RM 2.— erhältlich.*

Allgemeine Notizen.

Wilhelm Busch-Album Humoristischer Hausschatz. Schon allein die Tatsache, daß dieses Werk in 325. Auflage erschienen ist, eine Auflage, die nur wenige Werke der Weltliteratur erreicht haben, empfiehlt es von selbst, abgesehen davon, daß das Werk in einer prächtigen Ausstattung erschienen ist. Der Verleger Fr. Bassermann in München hat es sich besonders angelegen sein lassen, ein Geschenkwerk ersten Ranges herzustellen. Auf 355 Seiten Text in Zweifarbendruck die reiche Zahl von 1500 Bildern. Preis in Ganzleinen 35 Mark, in Halbleinen 30 Mark. Dieses Monumentalwerk deutschen Humors enthält die Meisterwerke des Künstlers, das Beste und Tiefste aus seinem Schaffen; es ist ein Familienhausschatz im besten Sinn des Wortes, eine Quelle echter Lebensfreude. Ein gütiges Lächeln, das aus der Jugend Frohsinn und an des Mannes Ernst greift, schaut uns aus dem Humoristischen Hausschatz entgegen. Das ist feinster Humor. Er kommt von Herzen und geht zu Herzen; er ist von erwärmender Kraft, sonniger Heiterkeit und geistsprühender Laune. Wer herzlich lachen will, der greife zum Humoristischen Hausschatz.

Gute Herbstsaison in Wiesbaden. In Wiesbaden geht man, da der Kurbetrieb ganzjährig ist, unbehindert der Kur nach. Alle Kurfaktoren sind ohne Einschränkung zu benutzen. Daß das Heilbad Wiesbaden jetzt seine gute Zeit hat, da Gicht und Rheuma und andere Stoffwechselkrankheiten sich stärker melden als zu anderen Jahreszeiten, ersieht man aus der rasch steigenden Fremdenziffer, die bereits 143 000 erreicht. Das Unterhaltungsprogramm ist zum Festprogramm erweitert. Das Kurhaus hat die jetzige Kurzeit mit großen Festkonzerten eröffnet. Vorträge wissenschaftlicher und unterhaltender Art vervollständigen das Programm. Die Stunden zwischen Kur und Abendkunst füllt das bunte Treiben dieser Stadt aus, die den für ein Bad so seltenen und eigenartigen Vorzug hat, ruhiger Badeort und lebhaft bewegte Großstadt zu sein; man kann also die Reize Wiesbadens ganz nach Geschmack auskosten.

Olympische Schwimmwoche. Der Vorstand des Internationalen Schwimm-Verbandes hat das genaue Programm für die Olympischen Schwimmwettkämpfe 1928 in Amsterdam, die sich auf die Woche vom 4 bis zum 11. August erstrecken, festgesetzt. Die Kämpfe finden statt:

4. August: 1500 m Herrenfreistil, Wasserball, 1500 m Herrenfreistil, 400 m Damenfreistil, Wasserball; 5. August: 1500 m Herrenfreistil, 400 m Damenfreistil, Wasserball; 6. August: 200 m Herrenbrust, Wasserball, 1500 m Herrenfreistil (Entscheidung), 400 m Damenfreistil (Entscheidung), Herrenkunstspringen, Wasserball; 7. August: 100 m Herrenrücken, Wasserball, 200 m Herrenbrust, 200 m Damenbrust, 400 m Herrenfreistil, Wasserball; 8. August: Damenkunstspringen (Entscheidung), 400 m Herrenfreistil, 100 m Herrenrücken, Wasserball, 200 m Damenbrust (Entscheidung), Herrenkunstspringen (Entscheidung), 200 m Herrenbrust, Wasserball; 9. August: Kombiniertes Turmspringen für Herren, 4mal 100-m-Damenfreistilstaffel (Entscheidung), 4mal 200-m-Herrenfreistilstaffel, Wasserball, 400 m Herrenfreistil (Entscheidung), 100 m Herrenrücken (Entscheidung), 200 m Herrenbrust (Entscheidung), Wasserball; 10. August: 100 m Herrenfreistil, Wasserball, 100 m Herrenfreistil (Entscheidung), Turmspringen für Damen, 100 m Damenrücken, Wasserball; 11. August: 100 m Damenrücken, 100 m Damenfreistil (Entscheidung), 4mal 200-m-Herrenfreistilstaffel (Entscheidung), Wasserball; Kombiniertes Turmspringen für Herren (Entscheidung), Turmspringen für Damen (Entscheidung), 100 m Damenrücken (Entscheidung), Wasserball (Entscheidung). Die 18 m breite und 50 m lange Schwimmbahn, die in der Nähe des Olympischen Stadions zu liegen kommt, läßt den Start von sechs Schwimmern gleichzeitig zu. Kommando: englisch.

Triebwagen mit deutschen Motoren für Norwegen. Auf der Linie St. Gallen-Wattwil der Bodensee-Toggenburgbahn sind neue Versuche mit Triebwagen unternommen worden, wie sie aus den Werkstätten der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur geliefert worden sind. Die Triebwagen sind für Norwegen bestimmt und in ihren Ausmaßen wesentlich größer als die bereits in Betrieb stehenden. Der Motor ist nicht zwischen den Rädern eingebaut, sondern in einem der beiden Radstände. Es handelt sich um 150-pferdige Dieselmotoren aus Friedrichshafen, für die nicht Benzin, sondern gewöhnliches Rohöl verwendet wird. Die Versuche auf der Bodensee-Toggenburgbahn gehen von der Eisenbahnverkehrsmittel-A.-G. in Berlin aus, die bereits eine größere Zahl solcher Wagen im Bau hat. Die innere Ausstattung der Wagen mit ihren 100 Sitzplätzen entspricht weitgehenden Anforderungen.

Illustrirte Zeitung



DIE VERSUCHUNG DES HEILIGEN ANTONIUS

Altarflügel (Gemälde von Duenwegge) vom Antonius-Altar im St.-Viktor-Dom zu Xanten, dessen 1600-Jahrfeier vor kurzem begangen wurde.

(Phot. P. Lölgen, Düsseldorf. Vgl. hierzu den Beitrag »Teufelsdarstellungen in der bildenden Kunst« auf den Seiten 822 u. 823.)





Joan J. C. Bratianu,
rumänischer Ministerpräsident, † am 24. November im 64. Lebensjahre.



Vintila Bratianu,
der Bruder des Verstorbenen, wurde vom Regentschaftsrat mit der Kabinettbildung betraut.

Zum Tode des rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu.

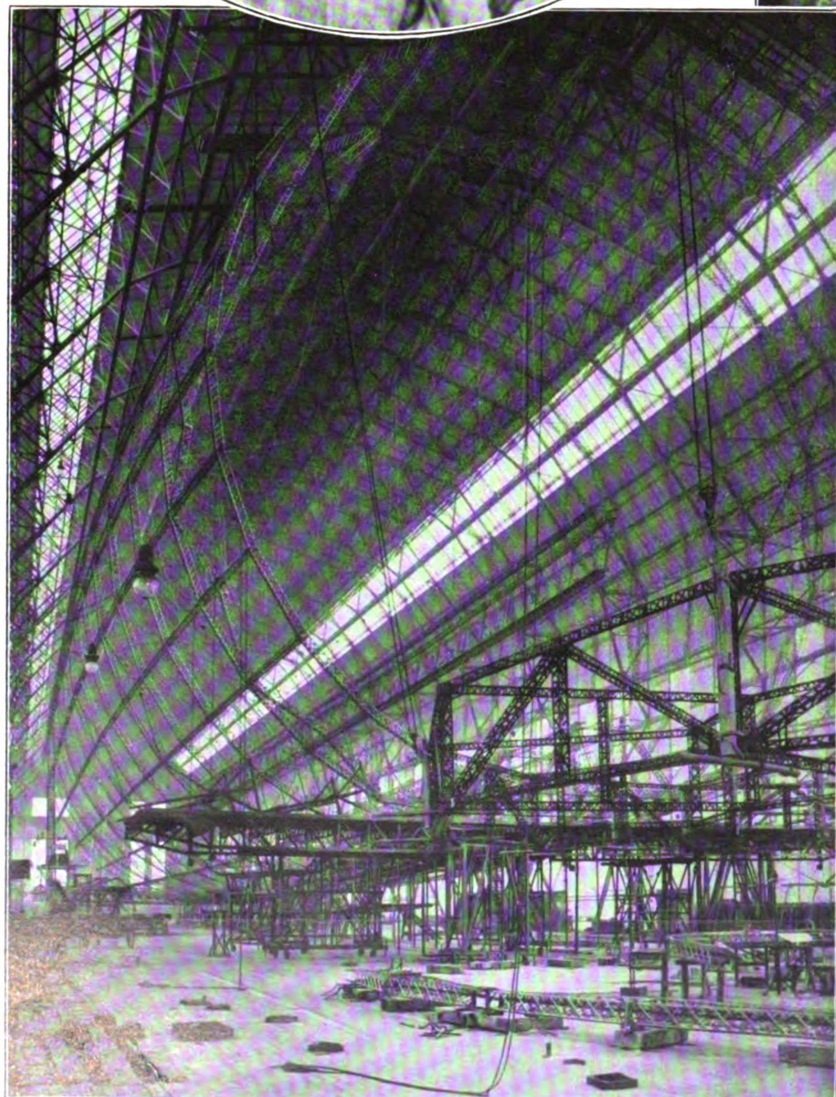
Links nebenstehend: Der junge König von Rumänien als Teilnehmer an einer religiösen Feier in Bukarest: (von links nach rechts) Patriarch Dr. Cristea, Mitglied des Regentschaftsrates; König Michael; seine Mutter Helene; seine Tante, Prinzessin Irene von Griechenland; (dahinter) Prinz Paul von Griechenland nach dem Gottesdienst.





Die Hochzeit der Schwester Kaiser Wilhelms II., Prinzessin Viktorias von Schaumburg-Lippe: Propst Atamantow vollzieht die Trauung der Prinzessin mit dem jungen Russen Alexander Zoubkow nach griechisch-orthodoxem Ritus in Bonn am 21. November.

Im Oval: Der neue Sultan von Marokko: Si Mohammed Hamada (rechts), der 17jährige, dritte Sohn des am 17. November verstorbenen Sultans Mulai Jusef, mit seinem Hofmeister. Die Versammlung der Ulemas, der geistlichen und weltlichen Würdenträger Marokkos, wählte ihn zum Nachfolger seines Vaters.





Schweres Unglück auf der Herkulesbahn in Kassel am 23. November, bei dem zahlreiche Fahrgäste, hauptsächlich Kinder, verletzt wurden: Die bei dem Unglück zertrümmerten Wagen, von denen der eine, auf falschem Gleis abwärts fahrende mit großer Wucht auf den entgegenkommenden auffuhr.

Links nebenstehend: Ein Stammhalter von Zeppelins Lebenswerk: Das im Bau befindliche neue Luftschiff „L Z 127“ in der Halle in Friedrichshafen. Unser Bild zeigt das Schiffsgerippe, im Vordergrund das Montagegerüst und den Montagering. (Siehe die Notiz unter „Tagesgeschichte“.)

DER ENGLISCH-RUSSISCHE GEGENSATZ UND SEINE TIEFEREN WIRTSCHAFTSURSACHEN

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Engländer sind in jedem Falle sehr ernst zu nehmende Politiker und englische Konservative, mit einer Dreiviertelmehrheit des Unterhauses hinter sich, ganz gewiß. Schon darum soll man den Bruch mit den Sowjets nicht für eine Stimmungspolitik halten. Das ist ein Schritt auf lange Sicht, eine Politik, die man, nachdem sie einmal beschlossen ist, nach englischer Tradition mit stählerner Willenskraft und langem Atem durchhalten wird. Und eine Opposition gibt es, bei aller Freiheit des Wortes, in England nicht, sobald die nationalen Belange ernsthaft in Frage stehen.

In den Jahren vor dem Weltkrieg hatte der Wirtschaftsverkehr der beiden Länder langsam an Bedeutung verloren, wenn auch die britischen Statistiken eine geringfügige prozentuale Zunahme ausweisen. Der Anteil Englands an der gesamten russischen Einfuhr betrug 1913 etwa 13 Proz., an der Ausfuhr 20 Proz. Um 1890 herum waren es noch 24 bzw. 29 Proz. gewesen. Im Jahre 1925/26 war der prozentuale Anteil Englands an dem russischen Export auf 31,6 Proz. gestiegen, während am Jahresimport Rußlands England im Jahre 1925/26 mit 18,4 Proz. beteiligt war. England stand im Gesamthandelsumsatz Rußlands an erster Stelle. Diese Handelsbeziehungen waren in England getragen von etwa 50 verschiedenen Organisationen. Sie können in sechs große Gruppen zusammengefaßt werden: a) Leitverbände (wie die Handelsdelegation); b) eigentliche Handelsfirmen: Gesellschaften m. b. H., in denen russisches Kapital arbeitet, und Genossenschaften; c) Agenturen russischer Staatsinstitutionen; d) Transportverbände; e) Versicherungsinstitute; f) Banken. An der Spitze aller dieser Organisationen stand die russische Handelsdelegation, der ein Konzessionskomitee angegliedert ist. Interessanter ist die Gliederung der eigentlichen Handelsfirmen. Die älteste und führende mit rein russischem Kapital war die im August 1920 gegründete Arcos, in deren Räumen die dem diplomatischen Bruch vorangegangenen Polizeirecherchen stattfanden.

In den sechs Jahren von Juni 1920 bis Ende 1926 betrug der erzielte Gesamtwarenumsatz 168,9 Millionen englische Pfund, die Russen verkauften an England für 86,4 Millionen Pfund Waren und bezogen für 82,4 Millionen Pfund. Durch Verdienste im Frachtgeschäft und Kreditprovisionen dürfte die Zahlungsbilanz trotzdem für England aktiv gewesen sein. England ist dazu in Rußland stark interessiert, und zwar nicht nur im Außenhandel, sondern besonders auch mit seinen 25 Konzessionen, deren Kapitalinvestition alle anderen Konzessionsländer übersteigt.

Entgegen der vulgären Auffassung, die in der britischen Außenpolitik stets nur den Niederschlag der jeweiligen Handelsbilanz sehen will, hat der Bruch der englischen Regierung mit Moskau die bestehenden Wirtschaftsbeziehungen angeblich außer acht gelassen. Diese Vernachlässigung will jedoch nicht besagen, daß keinerlei ökonomische Erwägungen diesem Bruch vorangegangen sind. Die Gründe liegen tiefer, und es sind die Verflechtungen zwischen Politik und Wirtschaft eben komplizierter, als die Statistiken erscheinen lassen. Wer die Geschichte der englisch-russischen Beziehungen kennt, weiß, daß die Gegnerschaft der englischen Regierung nicht nur gegen das heutige Rußland, sondern vor allem aus den asiatischen Interessen beider Länder resultiert. England verteidigt in Ostasien, genau wie auf allen Weltmeeren, seinen großen Handel, seine maritime Vormachtstellung und außerdem auch Indien und Australien. Sowjet-Rußland sucht in China einen Bundesgenossen für die Weltrevolution und im übrigen, ebenso wie früher das Zaren-Rußland, den Weg an das offene Meer. Darum die notwendige Gegnerschaft beider. Ganz China befindet sich in einem gewaltigen Gärungsprozeß, den auch der chinesische Kuli instinktiv miterlebt. Chinas Volk will sein Schicksal selbst bestimmen und sich von dem Joch des fremdländischen Imperialismus befreien. Fremde Völker haben auf chinesischem Boden Kolonien gegründet, die tatsächlich ein Staat im Staate sind. Die Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit des chinesischen Staates ist damit vernichtet. Sowohl Verbrechen von Chinesen gegen Fremde als auch umgekehrt werden von fremdländischen Gerichten abgeurteilt und finden naturgemäß keine rechte Sühne. Nicht zuletzt wendet es sich gegen die ganze internationale Seezollverwaltung seines Landes, die ja nicht nach den Bedürfnissen der chinesischen Wirtschaft, sondern nach den Wünschen der Fremden eingerichtet ist. Auch da ist es kein Zufall, daß ausgerechnet der Seezolldirektor in Kanton ein Engländer war. Wir Deutschen haben bekanntlich in dem mit China 1921 abgeschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrag auf alle diese Vorrechte verzichtet und können nur wünschen, daß das chinesische Volk seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit erringt und von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker Gebrauch macht. Schon lange hat sich nun gezeigt, daß Sowjet-Rußland geschickt Chinas Erwachen auszunutzen versteht. Der Gedanke der Ausbeutung des Proletariats durch den Kapitalismus wird in Verbindung gesetzt mit der Ausbeutung der Nationen durch fremde Völker, ganz besonders durch England. Die Moskauer lassen sich dabei durch ein Wort von Karl Marx leiten: „England ist der Despot des Weltmarkts, der alle Völker zu Proletariern macht.“ So tritt der alte Gegensatz zwischen England und Rußland, der gerade in Asien immer bestand, jetzt in neuer Form auf. Der kaiserlich-russische und der sowjetistische Imperialismus unterscheiden sich dabei in der Sache nicht wesentlich voneinander. So kann Sowjet-Rußland leicht den Haß der Chinesen gegen alles Englische bis zur Siedehitze treiben, und die Bolschewisten haben von ihrem Standpunkt aus also alles Interesse daran, die englische Stellung in Asien zu schwächen. Es handelt sich aber nicht in erster Linie um die Ausbreitung des Kommunismus, sondern um den Kampf Rußlands gegen das englische Weltreich, wobei Chinas Interessen auf der russischen Seite liegen. Da die Chinesen sehr tüchtige Kaufleute sind, so empfanden sie die brutale Herrschaft des englischen Elements in ihrem Wirtschaftsleben schon immer bitter, aber jetzt erst besaßen sie die Kraft, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Geführt von russischen Offizieren, besetzten chinesische Kadetten Kanton und brachten eine bolschewistische Regierung ans Ruder. Nun hat aber die einzige gemeinsame Sorge aller Mächte in Ostasien: das 400-Millionen-Volk der Chinesen bolschewistisch organisiert und von Moskau gegängelt zu sehen, außerordentlich an Gewicht verloren, seitdem der Süden Chinas an der Frage „Für oder gegen den Bolschewismus“ in seiner Einheitlichkeit zerbrochen ist. Moskau hat in China eine schwere Niederlage erlitten, die sich in ganz Asien auswirken muß. China bietet eben für den Kommunismus keinen empfänglichen Boden, da ihm eine nennenswerte Großindustrie und die proletarischen Massen fehlen. 80 Proz. der chinesischen Bevölkerung bestehen aus selbständigen und kleinen Grundbesitzern. Was wir bis heute sehen, bedeutet lediglich eine Art chinesischer Monroe-Doktrin, China den Chinesen. Für die wirtschaftliche und politische Weltstellung Englands ist die in seinem Sinne günstige Lösung des chinesischen Problems eine Lebensfrage. In China ist ein gewaltiger Teil des englischen Kapitals investiert, geht dieser Teil dem englischen Mutterlande verloren, so kann das unabsehbare Folgen nach sich ziehen. Politisch bedeutet ein mehr oder weniger verdeckter Rückzug aus China nicht nur eine Schwächung der englischen Stellung in Asien überhaupt, sondern auch eine unmittelbare Gefährdung Indiens, also eine Angelegenheit von ungeheurer Tragweite für das Empire. Es ist nicht anzunehmen, daß die englische Politik eine grundlegende Kursänderung vom Verhandeln zur Gewalt erfahren wird. Durch vorzeitige Gewalt könnte der Sieg, den England soeben über Rußland in Ostasien davongetragen hat, sehr schnell in sein Gegenteil verkehrt werden. China mit seinen 400 Millionen Einwohnern und ihrer Arbeits- und Konsumkraft sowie mit seinen großen Bodenschätzen und natürlichen Hilfsquellen ist gegenwärtig ein Objekt allgemeiner Ausbeutung, für die Zukunft aber auch ein sehr wertvoller und mächtiger Bundesgenosse. Darum streiten sich um dieses große Reich, um einen Anteil an dem dort zu holenden Vorteilen England, Rußland, daneben noch Japan, Nordamerika, Frankreich und Italien. Voraussagen läßt sich nichts. Nur steht fest, daß die bevorrechtigten Nationen weise handeln, wenn sie der chinesischen Freiheitsbewegung nicht mit äußeren Machtmitteln begegnen, die auf die Dauer doch erfolglos bleiben würden. Und so haben nicht die chinesischen Generale das letzte Wort, sondern die Kabinette in London, Washington und Tokio. Es ist eigentlich merkwürdig, daß der Kommunismus, der gegen die ganze Welt anläuft, nicht früher schon ernstem Widerstand begegnet ist. Die russische Sphinx, die der Welt das größte aller Rätsel aufgibt, fand bisher keinen Ödipus. Jetzt erst, nach zehn Jahren, nimmt Großbritannien, das sich das Imperium mundi nennt, den Kampf auf und glaubt seinen Imperialismus dem Sozialismus entgegenstellen zu können.

Nun steht England mit Rußland in einer andern Rohstofffrage, die sowohl für die Weltpolitik als auch für die Weltwirtschaft in den letzten Jahrzehnten ein ausschlaggebender Machtfaktor geworden ist, und zwar im Kampfe um das Erdöl, im schärfsten Gegensatz. England hat frühzeitig erkannt, daß der Besitz von Ölfeldern und Ölbunkerstationen für die Aufrechterhaltung seiner Seegeltung und somit seiner weltbeherrschenden politischen Macht unerläßlich sei. Es hat verstanden, stets geschickt Ölpolitik zu treiben, und hier kommt seine Machtposition in der Royal-Dutch-Shell-Gruppe, die sich neuerdings zu einem englisch-holländischen Konzern erweitert hat, zum Ausdruck. Sie ist unter der klugen Leitung Deterdings mit ihren zahlreichen Untergesellschaften zu einer gigantischen Organisation geworden, die ihre Ölfelder bis nach Mittel- und Nordamerika hineintrug. Allmählich hat sie sich zu einem beinahe ebenbürtigen Konkurrenten gegenüber der gewaltigen, von Rockefeller geschaffenen Standard Oil Company entwickelt. Nun spielen neuerdings in Rußland das Petroleumgebiet am Kaspischen Meer und die Ölfelder von Baku eine ausschlaggebende Rolle, deren Interessen nach dem Kaukasus, dem Ural, Turkistan und Sibirien hinübergehen. Mit größten Anstrengungen rangen Amerika und England um Besitz und Einfluß am russischen Petroleummarkt, bis die jüngste Zeit auf dem Rohölmarkt insofern eine wirtschaftliche Sensation brachte, als die Petroleumindustrie Sowjet-Rußlands sich durch Verträge mit zwei der größten Gesellschaften der Standard-Oil-Company zur Lieferung von rund 100 000 Tonnen Rohöl jährlich verpflichtet hat. Damit hat Rußland unverkennbar zu erkennen gegeben, daß russisches Petroleum den Kampf der Amerikaner gegen England unterstützt. Nur aus dieser neuen Kampfkonstellation ist die erst vor kurzem erfolgte Ausweisung der beiden russischen Direktoren, die in England die russischen Naphtha-Interessen vertraten, zu verstehen.

Im Interesse der natürlichen Weiterentwicklung der Weltwirtschaft würde es zu begrüßen sein, wenn der wirtschaftliche Bruch zwischen England und Rußland sich wieder überbrücken ließe. Die einzelnen Länder Europas sind zu stark aufeinander angewiesen, als daß sich nicht durch derartige unnatürliche Hemmungen des Wirtschaftsverkehrs auch nachteilige Folgen für sie bemerkbar machten.

TAGESGESCHICHTE

Der im Alter von 63 Jahren an den Folgen einer Halsentzündung **verstorbene rumänische Ministerpräsident Bratianu**, der „ungekrönte König“ des Landes, war der Begründer des großrumänischen Staates. Am Schlusse des zweiten Balkankrieges, als Bulgarien am Ende seiner Kräfte stand, ließ er die rumänischen Truppen in die zu Bulgarien gehörende Dobrudscha einrücken und gewann so dieses Land für Rumänien. Im Weltkriege stellte er sich vertragswidrig auf seiten der Entente. Mit dem Frieden von Bukarest, nach der gänzlichen Niederlage Rumäniens, schien allerdings seine Herrschaft erledigt. Der Zusammenbruch der Mittelmächte brachte dann jedoch seinem Lande neuen Gebietszuwachs. In der Nachkriegszeit hielt er die Zügel im Innern fest in den Händen und vermochte alle Erschütterungen glücklich abzuwenden. Mit seinem Tode ist nun der gefährlichste Gegner der Bewegung, die dem rechtmäßigen Thronfolger Karl zur Verwirklichung seiner Ansprüche verhelfen möchte, gefallen, und es ist abzuwarten, ob das Erbe seiner Innenpolitik wird aufrechterhalten werden können. — Nach dem Ableben Bratianus trat der nach dem Tode König Ferdinands eingesetzte Regentschaftsrat zusammen und beauftragte den Bruder des Verstorbenen, Vintila Bratianu, bisher Finanzminister, mit der Neubildung der Regierung. Dieser bestätigte und vereidigte daraufhin sämtliche bisherigen Kabinettsmitglieder in ihren Ämtern, so daß die neue Regierung zunächst in ihrer Zusammensetzung gegenüber der alten keine Veränderung erfahren hat.

Als Nachfolger des am 17. November verstorbenen Sultans Mulai Jusef wurde zum **neuen Sultan von Marokko** Si Mohammed Hamada gewählt. Er ist der jüngste der drei Söhne des toten Sultans und zählt erst 17 Jahre. Diese Wahl erfolgte entgegen den Ansprüchen der beiden älteren Söhne auf Betreiben des Großwesirs El-Mokri, des einflußreichen Staatsmannes des scherifischen Reiches, einer zuverlässigen Stütze des französischen Einflusses.

Im Palais Schaumburg in Bonn vollzog am 21. November Propst Atamanow, der Erste Geistliche der russischen Kirche in Wiesbaden, die feierliche **Einsegnung der Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe und des Russen Alexander Zoubkow**. Mit dem ganzen feierlichen Pomp der griechisch-katholischen Kirche ging dieser Akt vor sich. Nach der Zeremonie des Ringwechsels und der Befragung des gegenseitigen Willens hielten zwei der Trauzeugen, Graf Mehrenberg und Herr v. Treu, die goldenen venezianischen Kronen über die Häupter des Paares. Die Braut trug den Spitzenschleier ihrer Mutter, der Gemahlin Kaiser Friedrichs. Dieses kostbare Erbstück aus dem Besitze der englischen Königsfamilie trägt die Wappenblumen des Hauses Windsor, die englische Rose, die schottische Distel und das irische Kleeblatt.

Das große Kölner Stadion in Müngersdorf sah am 20. November das elfte **Fußball-Länderspiel Deutschland—Holland**. Über 50 000 Zuschauer wohnten diesem sportlichen Ereignis bei. Der Kampf, der mit einem Unentschieden (2:2) endete, enttäuschte; er brachte nicht das fußballerische Können zur Anschauung, wie man es von dieser Vorprüfung für die Olympiade des nächsten Jahres erwartet hatte.

•

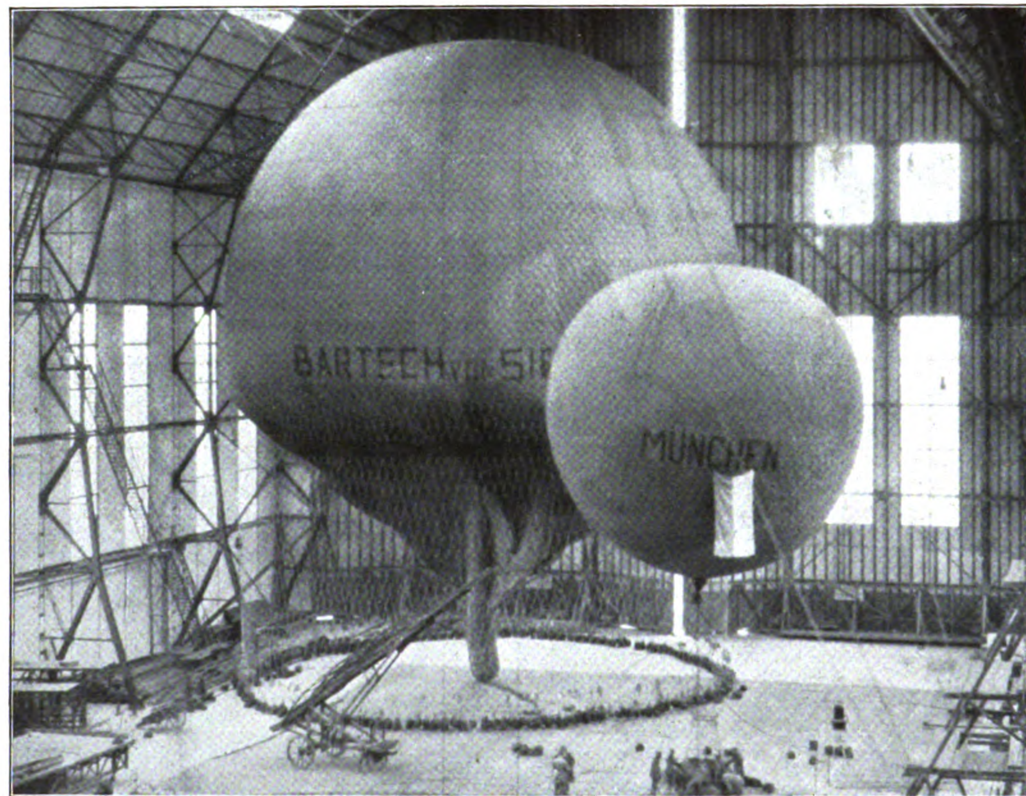
Der **Bau des neuen Transatlantik-Zeppelinluftschiffs „LZ 127“**, der mit Unterstützung der Zeppelin-Eckener-Spende erfolgt, ist im vollen Gange. Das Schiffsgerippe, das im Rohbau, 226 m lang, bis Februar 1928 fertiggestellt sein soll, ist in einer Länge von 85 m bereits montiert. Das Luftschiff wird um die Hälfte größer sein als sein Vorgänger. Fünf Maybach-Motoren von insgesamt 2650 P.S. werden ihm eine normale Dauergeschwindigkeit von 117 Stundenkilometer verleihen. An Stelle des bisher verwendeten flüssigen Brennstoffes wird man das neue Brenngas des Luftschiffbaues Zeppelin (vom spezifischen Gewicht der



Eine neuartige Überbrückung schiffsbelebter Gewässer: Die neue Eisenbahn-Hubbrücke über dem Königshafen in Rotterdam, erbaut von einer deutschen Firma. Der Mittelteil der Brücke kann bei Schiffsdurchfahrten hochgehoben werden (wie auf dem Bild).



Dr. e. h. A. Remmele,
bisher Innenminister und stellvertretender Staatspräsident, wurde am 25. November vom badischen Landtag zum badischen Staatspräsidenten gewählt.



Der Höhenforschungsballon Bartsch v. Sigsfeld, Deutschlands größter Ballon, der im Auftrag der Deutschen Versuchsanstalt, Berlin-Adlershof, erbaut wurde: Das Ungetüm, gefüllt, in der großen Zeppelin-Halle in Friedrichshafen (Bodensee); daneben ein normaler Freiballon von 800 cbm Gasinhalt. (Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte".)



Der neue Roland von Neuhaldensleben (Bezirk Magdeburg): Die vor dem Rathaus aufgestellte Nachbildung der ins Museum versetzten alten Roland-Reiterfigur (schon im Jahre 1419 erwähnt).



Dr. Paul Jeserich,
Altmeister der modernen Gerichtschemie, häufig bei Prozessen herangezogener Sachverständiger, starb vor kurzem im Alter von 73 Jahren.

Luft) benutzen. „L Z 127" soll als Verkehrsluftschiff für den Transport von Fahrgästen und Fracht über weite Strecken dienen. Zu diesem Zweck enthält das Schiff einen großen Aufenthaltsraum von 5 m Länge und 6 m Breite mit elektrischer Küche, zehn Schlafkabinen mit je zwei Betten, Waschräume für die Besatzung usw. sowie Laderäume für Post und Fracht. Die Besatzung beträgt 26 Mann.

Die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt in Adlershof bei Berlin hat von der Luftfahrzeugs-Gesellschaft, Werk Seddin, einen Freiballon für Höhenforschungszwecke erbauen lassen, der, nach dem verunglückten Luftschiffer Bartsch v. Sigsfeld benannt, vor kurzem seine Probe- und Abnahmefahrten glücklich abgelegt hat. Mit seinen gewaltigen Abmessungen — 9500 cbm Inhalt, 26,3 m Durchmesser — ist er der größte deutsche und der zweitgrößte überhaupt gebaute Freiballon. Er soll Untersuchungen in Höhen von 10 bis 12 km gestatten und dabei vier Personen mit der erforderlichen Ausrüstung tragen. Der Ballon weist einige bedeutende technische Neuerungen auf, insbesondere eine eigenartige Ableitung der im Prallzustand aus dem Füllansatz austretenden Ballongase; hierdurch wird die Mitnahme eines Versuchsmotors gestattet.



Ein Heiliges Grab in Görlitz (Schlesien): Die der Grabeskirche in Jerusalem genau nachgebaute Kapelle; Blick [in] die Unterhalle gen Osten. Der fromme Bürgermeister Emmerich ließ sie 1481—1489 nach einer Pilgerfahrt errichten.





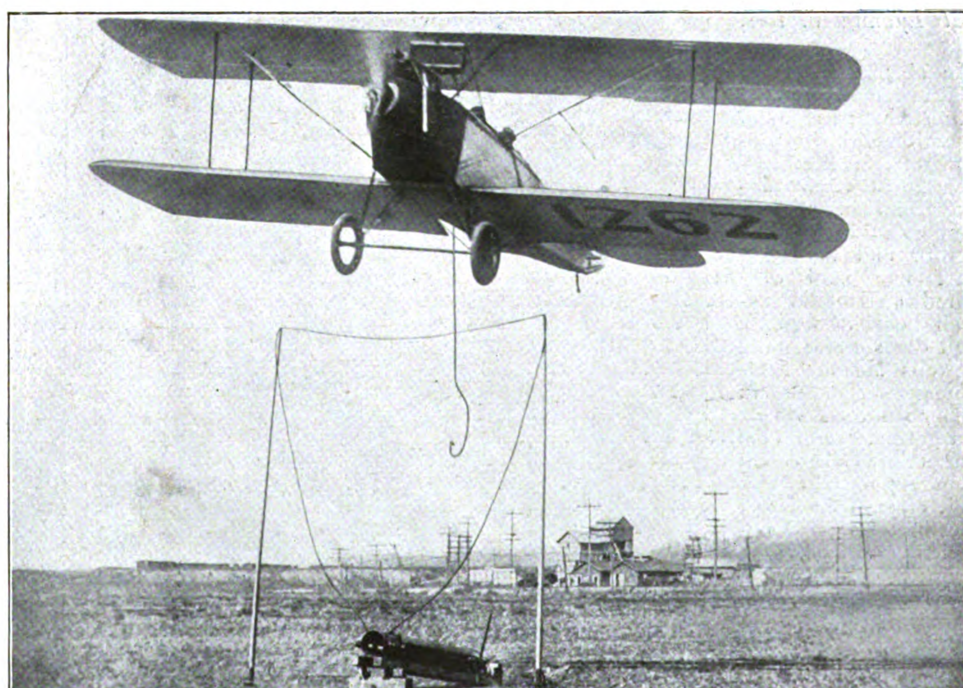
Vom elften Fußball-Länderkampf zwischen Deutschland und Holland in Köln am 20. November: Einzug der deutschen Mannschaft unter den Klängen des Deutschlandliedes und dem Beifall der 50 000 Zuschauer. Der Kampf endete unentschieden.
Nebenstehend: Vom Internationalen Billard-Turnier in Berlin, das am 20. November zum Abschluß kam: Europameister Moons (Belgien) und der Berliner Poensgen (rechts), bei dem von dem deutschen Altmeister gewonnenen Stichkampf.





Links: Im Trab quer durch U. S. A.: Dr. John Seiler bei seinem Dauerlauf von Atlantic City bei Neuyork nach Pasadena (Kalifornien). Er bewältigte die 4883,2 km lange Strecke in 56 Tagen. — Rechts: Feierlicher Einzug des vor kurzem von seiner Europareise zurückgekehrten Königs Fuad in Kairo. Im Vordergrund der Wagen des Königs.



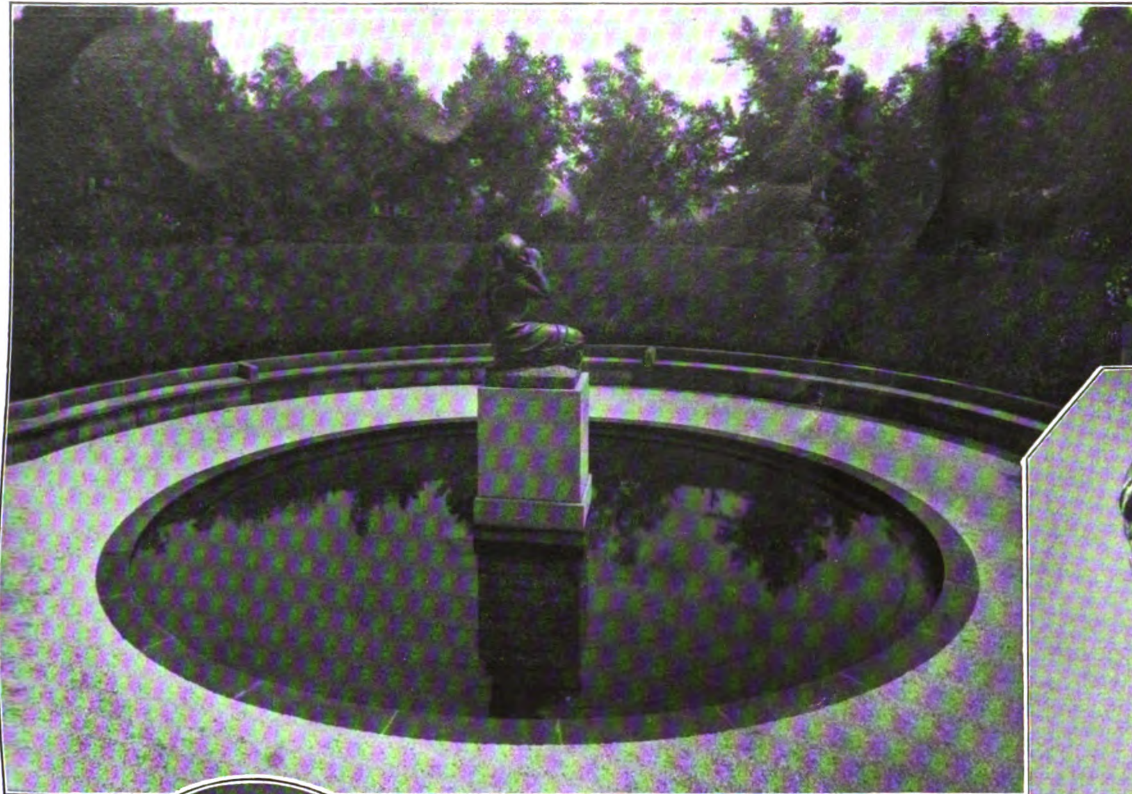


Paketabholung durch Flugzeuge unter Kanonendonner. Bei diesem von einem amerikanischen Flieger erfundenen System erfaßt ein am Flugzeug angebrachter Anker eine Leine, durch welche an der am Boden stehenden Kanone ein Schuß gelöst und dabei das Paket in die Flugrichtung geschleudert wird, um den Absturz des Flugzeugs durch den sonst unvermeidlichen Ruck zu verhindern. Für den Versand zerbrechlicher Waren sehr zu empfehlen!
Links nebenstehend: Möchten Sie auch so lang sein? — Die Geschwister van Dreußen, 2,18 und 2,30 m groß, die längsten Frauen der Welt. Zwischen ihnen zum Vergleich Frau Paula Busch vom Zirkus Busch, Berlin.

DER BILDHAUER BENNO ELKAN



ZU SEINEM 50. GEBURTSTAG AM 2. DEZEMBER



Das Gefallenendenkmal in Saarbrücken-Völklingen (Seitenansicht).



Figur der Trauernden vom Völklinger Denkmal. Polierter dunkler Granit.

Porträtbüste aus griechischem Marmor: Der Göttinger Völkerrechtslehrer Geheimrat Ludwig v. Bar.

In einer Zeit, deren Kunstempfinden und Kunstschaffen sich fast ausschließlich in programmatisch bestimmten „Richtungen“ bewegt, und deren Künstlerpersönlichkeiten von Kritik und Publikum fast nur nach dem Grad von Entschlossenheit beurteilt werden, mit der sie sich in die jeweils „letzte“ Strömung werfen — in einer solchen Zeit mag es guttun, wenn eine besondere Gelegenheit den Anlaß gibt, sich mit einem Künstler zu beschäftigen, der, unbeirrt von allen Schlagwörtern des Tages, in der ruhigen Zentralität seines eigenen Wesens verharrt, und der, ohne sich in Abseitigkeit oder individuelle „Manier“ zu verlieren, lediglich die innere Wahrheit seines Gegenstandes gestaltet. In den Werken Benno Elkans ist eine höchst lebendige und oft geistreiche Erfassung des äußeren Bildes zugleich durchdrungen von einer Vision des Monumentalen der plastischen Form. Diese Verschmelzung schafft jene seltene Harmonie, die von seinen Werken ausgeht; hier vielleicht liegt das Geheimnis eines Erfolges, der diesem Bildhauer und seiner stillen, gelassenen Kunst durch allen Wandel und Aufruhr der Zeit treu geblieben ist.

Erstaunlicher als die Vielseitigkeit seines Könnens und seiner Äußerungen ist das maßhaltende Gefühl für die Wesenheit der verschiedenen Kunstformen — von der spielerischen Zierlichkeit der Medaille und der bronzenen Kleinplastik bis zu der Unerbittlichkeit und ehernen Wucht überlebensgroßer Denkmalsschöpfungen. Weit über unsere Grenzen hinaus hat seine gewaltige Gestaltung des mütterlichen Schmerzes in dem „Den Opfern“ des Krieges errichteten Denkmal in Frankfurt a. M. — und in einem ähnlichen in Saarbrücken-Völklingen — Widerhall gefunden. In kleineren Maßen dokumentiert sich der gleiche Geist in den Grabdenkmälern, die Benno Elkan in zahlreichen Städten geschaffen hat. Neben figurenreichen Schöpfungen, die das Thema des Todes, der Klage und des Trostes gedankenvoll abwandeln — hierher gehört auch das berühmte Denkmal Frank Wedekinds auf dem Münchener Waldfriedhof — finden wir einfache architektonische Steine von klarer und zarter Schönheit. Von ganz besonderem Reiz aber sind die Bildnisbüsten und Medaillen, deren markanteste in vielen Museen zu finden sind. Hier hat der Künstler am ungehemmtesten seine Fähigkeit der Konzentration heterogenster Dinge entfalten können, und die Enge des Gebietes wurde zur stärksten Vertiefung. Das Goethewort wurde sichtbar: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ H. K. Z.



Bronzebüste des Feldmarschalls Graf v. Haeseler †.



Farbige Büste der Operettendiva Fritzi Massary.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(8. Fortsetzung.)

Wieder wurden sie über Treppen und durch Klostergänge hinaufgeführt, dann ließ der Getsul sie warten, ging hinein und kam wieder zurück.

„Der Heilige will euch sehen.“

Elisabeths Herz pochte, und während die beiden in das Vorzimmer traten und Bill Hunter zurückblieb, lächelte der alte Kampu Bombo vor sich hin.

„Zum wenigsten wird es den Heiligen erfreuen. Er ist zu ernst für seine jungen Jahre.“

Elisabeth wandte sich an Heinz. Sie war totenblaß, ihre Glieder zitterten, aber sie war vollkommen beherrscht.

„Ich bitte dich, laß mich allein reden — die Stimme der Mutter — wenn du mich liebhast —“

Der Lamapriester kam aus dem inneren Gemach des Heiligen zurück.

„Bereitet euch, den Erhabenen zu sehen. Ich werde euch zu ihm führen.“

Heinz hielt ihn zurück.

„Gestatte, daß mein junger Bruder zuerst allein zu dem Heiligen gehe.“

„Allein?“

„Er hat ein Gelübde getan, er will des Heiligen Rat.“

„Ist er nicht ein Anhänger des Gottes der Europäer?“

„Er ist ein schwärmender Knabe. Die Liebe und Verehrung des Heiligen haben uns beide über die Berge getrieben. Ich habe es dir schon gesagt. Es gibt niemanden, der den Heiligen so liebt wie wir beide, darum erlaube es.“

Der Priester hatte diese wundersame Rede schon von dem greisen Kampu Bombo gehört. Er war im Grunde geschmeichelt, wie es der Abt war. Weiße Teufel, die über die Berge der Götter zogen, um den Heiligen von Getschun Gomba zu sehen! Den Heiligen von Getschun Gomba und nicht den großen Pantschen Rimpotschen im Kloster Taschi Lunbo.

„Seine Erhabenheit, der Kampu Bombo hat eure Bitte bewilligt. Ich habe keinen Grund, ihr zu widersprechen.“

Er ging kopfschüttelnd, geschmeichelt und auch beleidigt zugleich, weil diese beiden sein Vermittleramt verschmähten, hinaus. Das Unglaubliche war geschehen. Heinz und Elisabeth waren allein, vor ihnen ein Vorhang und hinter diesem — ihr Sohn.

Noch einmal sammelte Elisabeth ihre Kraft, drängte die Tränen zurück, die ihr unwillkürlich aufstiegen, dann schlug sie den Vorhang zurück und trat ein.

Es war ein kleines Gemach. Viereckig, die Wände mit kostbaren Decken und Fellen behangen, allerhand Opfergeräte an ihnen, auf einem Tisch eine Anzahl mächtiger Folianten, Niederschriften der Jünger Buddhas, die von frommen Mönchen vor langen Jahrhunderten mühsam auf große Holztafeln in Spiegelschrift eingekerbt und dann mit Hilfe dieser einfachen und doch von unendlichem Fleiß zeugenden Platten gedruckt waren. Der Heilige selbst saß neben der offenen Tür, die zu einem kleinen Altan führte, in einem Sessel. Er war mit einem langen, schlichten gelben Gewand bekleidet, das seine Arme nackt ließ.

Wie er jetzt, ohne alle die Pracht, die ihn in Taschi Lunbo beim Tempelfest umgaben, hier saß und mit gespannter Aufmerksamkeit, mit einer gewissen verwunderten Neugier den Eintretenden entgegensah, war er ein lieber, schöner Jüngling an der Grenze des Knabenalters. Ein junger Mann zugleich, denn seine Augen waren klug, waren ernst und reif, während seine Züge, seine Gestalt noch die Weichheit früher Jugend besaßen.

Einen Augenblick stand Elisabeth, sah ihn an, sah in dieses reine, edle Gesicht, dann warf sie sich, wie es die Vorschrift besagte, vor ihm nieder.

Sie war glücklich, noch einen Augenblick der Sammlung zu haben, trotzdem — welch ein Widersinn! Die Mutter, die ihr verlorenes Kind findet, nach siebzehn qualvollen Jahren, und die sich jetzt, wie anbetend, vor diesem Kinde zu Boden wirft, anstatt es in ihre Arme zu pressen.

Erstaunter noch sah Tuban Toki auf seinen seltsamen Gast. Auf diesen Jüngling, von dem man ihm gesagt hatte, daß er Hunderte von Tagereisen durch Winter und Eis geritten sei, um ihn zu sehen, und der nun vor ihm auf dem Boden lag und seine Ergriffenheit, die der Heilige nur für den Ausdruck der Anbetung Buddhas hielt, nicht zu meistern vermochte.

Mit einem kindlich warmen Ausdruck sagte Tuban Toki:

„Steh auf, mein Gast, setze dich zu mir. Trinke den Tee, den ich dir bereiten ließ, und sprich, was dich zu mir führt.“

Wenn je noch ein Zweifel in ihrer Brust gewesen wäre, diese Stimme wäre der letzte Beweis gewesen. Diese Stimme, die tibetische Laute sprach, und die sie doch in ihrer Färbung, in ihrem Tonfall so unendlich an die ihres Zwillingsbruders gemahnte.

Sie stand auf und trank gehorsam den Tee, wußte, daß es eine Verletzung der Sitte gewesen wäre, wenn sie ihn nicht getrunken, bevor sie geredet.

Er sah ihr lächelnd zu.

„Nun also, was führt dich zu mir?“

Sie nahm sich zusammen, sah ihn an und sagte:

„Meine große, meine unendliche Liebe zu dir.“

Es war etwas in diesen Worten, in dieser zitternden Stimme, das den Heiligen aufhorchen ließ. So hatte noch niemand zu ihm gesprochen. Er lächelte etwas verlegen.

„Deine Liebe zu Buddha. — Du kennst mich nicht. Du siehst mich heute zum erstenmal.“

„Ich kenne dich. Ich kenne dich länger und besser als alle anderen Menschen auf dieser Welt. Ich bin der erste Mensch, der dich gesehen hat, noch ehe die Priester von dir wußten.“

Sie sah, daß in seinem Gesicht ein Zweifel aufblitzte. Sie fühlte, daß sie zu schnell gewesen.

„Verzeih, Heiliger, du verstehst mich nicht.“

„Nein, ich verstehe dich nicht, aber ich fühle, daß du leidest. Du hast von mir gehört? Du hast mich in deinen Andachten gesehen?“

Er kam ihr, ohne es zu wissen, entgegen. Nichts Seltsames war es für ihn, der selbst ein schwärmender Jüngling war, daß dieser andere Jüngling ähnlich war wie er selbst. Er hatte es an sich erlebt, daß frommes, aszetisches, stundenlanges Sichversenken in Meditationen der Seele Erscheinungen vorzauberte. Auch er war überzeugt, zu öfteren Malen Buddha selbst im Kreise seiner Jünger mit seinen Augen gesehen zu haben, und wenn er den Priestern davon gesprochen, hatten sie ihn in seinem Glauben bestärkt. Warum sollte dieser fremde Jüngling in seinen Gebeten nicht auch ihn, den wieder zum Leben erweckten Buddha, gesehen haben?

Elisabeth hatte sich gefaßt.

„Ich habe eine große Bitte an dich.“

Er war voller Teilnahme.

„Kann ich dir helfen?“

„Nur du, deshalb kam ich zu dir.“

„Was kann ich tun?“

„Versuche, mich zu verstehen.“

„Sprich!“

Trotz allem war Tuban Toki selbst innerlich verwirrt, hatte Empfindungen, die er nie gekannt. Besaß keine Erklärung für die Erregung dieses jungen Fremden.

„Darf ich ganz frei reden?“

„Rede!“

„Ich habe dich belogen.“

„Du hast —?“

„Du hältst mich für einen jungen Mann.“

„Wie sollte ich anders?“

„Ich bin eine Frau. Ich bin auch nicht so jung, wie meine Kleidung als Mann es vermuten ließ. Du hast den Mann in grauen Haaren gesehen, der dort im Vorzimmer sitzt und auf mich wartet. Er ist mein Mann, und ich bin sein Weib.“

Der Heilige erstaunte noch mehr, schüttelte langsam den Kopf, wollte reden, aber Elisabeth hob bittend die Hand.

„Laß mich sprechen. Ich bin ja Monate gereist um dieser Stunde willen, dieser einen heiligen Stunde. Zwei ganze Jahre, seit ich dich in Taschi Lunbo gesehen, habe ich um diese eine Stunde gefleht. Versuche, mich zu begreifen. Ich bin die Frau jenes Mannes und — bleibe ruhig, Heiliger — ich weiß nicht, wie ich dich nennen soll — ich — ich — sieh mich an, frage dein Herz — ist nichts in diesem Herzen, das dir unbewußt eine Erinnerung gibt, das dir sagt, daß ich dir nicht fremd bin?“

Ein leiser Verdacht stieg in Tuban Toki auf. Er sah den unendlichen Schmerz in dem Gesicht dieses Jünglings, der ihm sagte, daß er eine Frau sei. Es lag etwas Heiliges in diesen vergrämten Zügen, in denen er jetzt erst, als er sie genau betrachtete, die Spuren der Jahre zu erkennen glaubte, und doch dünkten ihn die Worte die eines Menschen, der nicht klar bei Sinnen schien.

„Wie sollte ich dich je gesehen haben?“

„Ich kann mich nicht länger beherrschen — ich — ich bin deine Mutter!“

Tuban Toki sprang auf. Unwillkürlich griff seine Hand nach dem Schläger, der den Gong erklingen ließ und die Priester herbeirief.

Wieder hob Elisabeth beide Hände.

„Laß mich sprechen. Ich bin nicht geistesverwirrt. Laß mich dir erzählen. Ich flehe dich an. Bei aller Liebe, die ich so heiß für dich fühle, bei all dem unendlichen Schmerz, den ich um dich gelitten.“

Er fühlte sich unwillkürlich ergriffen.

„Sprich!"

„Es war vor siebzehn Jahren. Nicht wahr, siebzehn Jahre zählt doch dein Leben?"

Er nickte leise.

„Ich war mit deinem Vater über die Berge gezogen, die du den Garten der Götter nennst. Wir wollten zu dem Eisgipfel des Gaurisankar emporsteigen. Wir haben nicht zu atmen vermocht in der Höhe des ewigen Eises und sind herniedergestiegen in eine Schlucht, in die uns der Zufall geführt hat. Wir waren in dieser Schlucht und fanden aus ihr keinen Ausweg mehr. Aber dort stand ein kleiner Tempel des Buddha. Ein Einsiedler hat ihn wohl früher bewohnt, denn wir fanden in einer Tschorte noch seine Gebeine. In dieser Schlucht, in diesem Tempel, den ein kleiner See umgab, da habe ich dich geboren, während das Wintereis bis zu uns herabkam und die wilden Stürme das Haus umtobten. Habe dich geboren, dicht zu den Füßen eines ehernen Buddhabildes. Und als du acht Tage alt warest, da warst du eines Morgens aus dem Tempel verschwunden. Dein Vater und ich, wir waren fast wahnsinnig vor Schmerz. Wir haben nach dir gesucht und fanden keine Erklärung dafür, daß unser Kind, in der Nacht aus dem verschlossenen Tempel und dicht von meiner Seite verschwunden war. Wir haben dich fünfzehn lange Jahre als tot beweint, und erst vor zwei Jahren, als in Taschi Lunbo das große Fest war, da habe ich dich wiedergesehen.

Weißt du nicht, welches Geheimnis deine Geburt umschwebte? Weißt du nicht, daß du ein Kind warst mit weißer Haut, blauen Augen und hellen Haaren? Weißt du nicht, daß damals, als der Heilige dieses Klosters gestorben war, der Kampf tobte zwischen den gelben und roten Mönchen, und daß die roten Mönche, die etwas Unmögliches zu verlangen begehrten, das Kloster nur dann den gelben Lamas wieder lassen wollten, wenn diese ein Kind fänden, das wie ein Kind der Europäer geartet sei? Du Lieber, der du in deinen Gebeten gar nicht ahnst, wie sehr die Lamapriester dich und alle betrogen.

Ein unterirdischer Gang führt wahrscheinlich vom Kloster Getschun Gomba bis zu jenem Tempel, in dem wir Zuflucht gefunden. Ich weiß das nicht genau. Die Priester und vielleicht du werden es besser wissen. Damals haben sie dich aus meinen Armen geraubt und haben dich einer tibetischen Mutter in die Arme gelegt und mit dir das Volk betrogen.

Du bist mein Kind, du bist das Kind, um das ich siebzehn lange Jahre gelitten habe. Versuche, mich zu verstehen."

Sie hatte zuerst mit gesenktem Haupt, wie für sich selbst, gesprochen, jetzt sah sie ihn wieder mit ihren großen, von Schmerz, Sehnsucht und Hoffen zerrissenen Augen an. Tuban Toki hatte sie ausreden lassen, aber er hatte sie angeblickt.

Alles das, was sie sprach, war ungeheuerlich, klang an sein Ohr mit Worten, die er nicht begriff. War das Wahnsinn? Was sollte es sonst sein? Wahnsinn, Lästerung? Und doch — er, fast noch ein Knabe, er hatte in seinem ganzen Leben niemand um sich gesehen als die Priester und das alte, häßliche Weib, das er seine Mutter nannte.

Er hatte nie in seinem jungen Leben bei irgendeinem Wesen eine so starke innere Bewegung gesehen wie bei dieser Frau. Alles um ihn herum ging einen ruhigen, kühlen Weg. Kühl, fast gleichgültig die Gebete der Priester, kühl die Weisheitslehren Buddhas, kühl des Wort des Chanzo Cusho und stumpf und kühl auch das Wesen seiner tierhaften Mutter. Nun sah er, der selbst leidenschaftliche Jüngling, der Jüngling, der nie mit einer Frau gesprochen hatte, der nie Sehnsucht nach einem Weibe empfunden, weil er außer seiner Mutter nie eines gesehen, in den Abgrund dieser verzweifelten, nach ihm ringenden Seele und wußte, daß aus dieser Seele ihm irgend etwas Großes, etwas Fremdes entgegenstrebte.

Er schüttelte den Kopf. Einmal hatte er in den Büchern von fanatischen Priestern gelesen, die in der Ekstase des Wahnsinns rasten. Auch diese Frau — er zweifelte nicht mehr, daß sie eine Frau war — mußte verwirrt sein, denn es war ja augenscheinlicher Wahnsinn, der aus ihr sprach. Er beugte sich zu ihr herab, die unwillkürlich wieder auf ihre Knie gesunken, und legte seine Hand auf ihre Stirn.

„Du Arme, wie du mir leid tust. Ich will zu Buddha beten, daß er die Qual des Wahnes von dir nimmt, ich will mit dem Chanzo Cusho und mit dem Kampu Bombo beraten —"

Elisabeth sprang auf, jetzt war ihre Stimme angstvoll.

„Sprich nicht zu ihnen! Sie wissen es ja. Sie sind es ja, die den Betrug verübt haben, sie würden dich und mich töten."

Unwillkürlich war auch Tuban Toki aufgestanden. Der plötzliche Ausbruch erschreckte ihn, zumal er innerlich überzeugt war, daß er einer Irren gegenüberstand. Wieder griff seine Hand nach dem Gong. Elisabeth faßte diese Hand. Sie zuckte zusammen. Nach siebzehn Jahren faßte sie zum erstenmal die Hand ihres Kindes und hielt diese zurück, da sie im Begriff war, sie und ihr Kind zu verderben.

„Du glaubst mir nicht. Es ist selbstverständlich, daß du mir nicht glaubst. Wie könntest du mir glauben, die du heute zum erstenmal siehst, die dir fremd ist, und die dein ganzes bisheriges Leben dir zur Lüge macht. Ich muß dir Beweise bringen. Sieh her. Dies ist mein Bild. Dies ist mein Gesicht, so wie es war, als ich siebzehn Jahre zählte, als ich so alt war, wie du jetzt bist.

Sieh her, dies ist der Tempel, in dem wir jenen Winter verbrachten, und in dem ich dich geboren habe."

Tuban Toki nahm die Bilder, aber der Erfolg, den Elisabeth erhofft hatte, blieb aus. Er warf einen flüchtigen Blick auf jenes junge Mädchen, das die Jugend der Frau verkörpern sollte, die vor ihm jetzt wieder aufrecht stand. Sein Auge glitt von dem Bilde zu jener hinüber. Er verglich, er nickte. Das war wohl möglich. Aber ein weiterer Gedanke kam ihm nicht, denn nie hatte er sein eigenes Bild in einem Spiegel betrachtet, und so wußte er nicht, wie ähnlich er selbst dem Bilde war. Dann warf er auch einen Blick auf das Bild des Tempels. Er kannte das Gebäude nicht. Es war für ihn irgendein Tempel, wie es Tausende gab in Tibet.

Trotz allem tat diese Frau ihm unendlich leid. Diese tapfere Frau und auch dieser Mann, den er draußen im Vorzimmer stehen sah, der alles mit angehört hatte, und der also gleich dieser Frau vom Wahne geschlagen war.

„Ich fühle mit dir. Buddha hat dich gestraft. Ich will zu den Priestern von dem nicht sprechen, was du mir gesagt hast. Du hast sie gelästert. Du hast auch Buddha gelästert. Ich will es glauben, daß du es unbewußt tatest. Geh. Verlaß das Kloster. Ich will dir nicht zürnen. Ich gebe dir meinen Segen, aber geh und reise unverzüglich in deine Heimat. Bete zu den Göttern, daß sie den Wahn von deiner Seele nehmen!"

Unwillkürlich hatte auch seine Stimme gezittert. Nie hatte ihn eine Rede so ergriffen wie die jener Frau.

Elisabeth schluchzte jetzt auf.

„Es ist kein Wahnsinn. Fühlst du es nicht? Ist denn nichts in deinem Herzen, in deinem Blut, was für mich spricht? Bei dem Allmächtigen, der über uns steht — nenne ihn Buddha — ich bin deine Mutter. Er soll mich vernichten, vor deinen Augen, wenn ich es nicht bin. Ich will jetzt gehen, dich verlassen und kehre in unser Zeltlager zurück. Deine Ruhe habe ich gestört, aber ich mußte es tun. Ich will ja nichts als das Gute für dich. Sprich nicht mit den Priestern, bleibe allein. Denke nach über das, was ich dir sagte. Denke nach, daß es doch ganz unmöglich war, daß eine tibetische Mutter ein Kind zur Welt brachte, wie du es bist. Denke nach über alles. Hier sind die Bilder, ich lasse sie dir. Betrachte dich selbst in dem Spiegel. Sieh, daß jeder Zug deines Gesichtes mir gleicht, forsche in deinem Herzen, und wenn du mich willst, dann rufe mich zu dir. In deiner Hand liegt unser Leben, unser Tod. Sprichst du mit den Priestern, dann sind wir selbstverständlich verloren, aber wir fliehen nicht."

Die Bewegung war übermächtig in ihr, wieder war sie auf ihre Knie gesunken, hatte seine Hände ergriffen.

„Denke nach, prüfe dein eigenes Herz — sieh mich an — denke an jenes Weib, das du Mutter genannt hast, und laß dir noch einmal sagen, daß es auf der ganzen Welt niemanden geben kann, der dich so liebt wie ich, niemanden, der so viel Unsägliches gelitten hat wie ich in diesen Tagen und Wochen und Jahren um dich."

Sie sank in sich zusammen, sie schlug ihre Hände vor das Gesicht und weinte ein jammerndes, herzzerbrechendes Weinen.

Heinz trat in das Gemach, dachte nicht daran, daß es der Heilige war, vor dem er sich hätte in den Staub werfen müssen, und sagte:

„Mein lieber Sohn Erwin, es ist alles heilige Wahrheit, was deine Mutter dir eben gesagt hat, denke nach über alles und prüfe dich selbst. Du bist nicht eine Wiedergeburt Buddhas, du bist unser Sohn, aber du bist auch frei von jener Schuld, die die Priester auf sich geladen, denn du warst ja ein unmündiges Kind. Wir verlassen dich nicht. Bedenke, das Leben deiner Mutter liegt in deiner Hand!"

Jetzt sah Tuban Toki auch diesen Mann. Auch diesen ernsten, grauköpfigen Mann, der ganz ruhig sprach, und der gewiß nicht aussah wie ein Lügner oder wie ein Irrer, und der ihn mit einem Namen angeredet hatte, den er niemals in seinem Leben hörte.

Diese Frau tat ihm unendlich leid; seine eigene, weiche Seele war voller Schmerz um das Leid dieser Frau. Die Stimme des Mannes ergriff ihn anders, wühlte sein ganzes Innere auf, senkte in seine Brust zum erstenmal wirklichen Zweifel.

Jetzt hatte auch Tuban Tokis Gesicht einen gequälten Ausdruck.

„Ich bitte euch, geht. Ich will nachdenken über das, was ihr gesagt habt, wenn ich auch weiß, daß es nichts ist als ein Frevel oder eine Versuchung der neidischen Götter.

Geht, ich bitte euch, und laßt mich allein!"

Noch immer lag Elisabeth weinend am Boden, und jetzt hob Heinz sie auf.

„Komm, unser armer, lieber Sohn hat recht, er muß jetzt allein sein."

Tuban Toki zuckte unwillkürlich zusammen, als wieder das Wort „Sohn" an sein Ohr klang. Er wandte sich ab, preßte die Hand gegen die Stirn und lehnte den Kopf an die Wand. Er war in diesem Augenblick nicht der Heilige von Getschun Gomba, sondern ein im Tiefsten erregter, schwer in seiner Seele erschütterter Jüngling.

Heinz legte den Arm um Elisabeths Schultern und führte sie langsam hinaus. Draußen stand der Lamapriester, der es nicht gewagt hatte, wiedereinzutreten, weil ja der Kampu Bombo diesen beiden gestattet hatte, allein mit dem Heiligen zu reden. Für ihn war auch jetzt Elisabeth keine Frau, sondern der Bruder des anderen Europäers. Er sah die beiden hinaustreten, er sah die Tränen in den Augen Elisabeths und lächelte. Ihm kam kein Zweifel, in ihm war ein Triumph über den gewaltigen Eindruck, den der Heilige seines Klosters auf die beiden weißen Teufel gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Nachkomme der alten volkstümlichen Kunst des Puppenspiels: Hinter den Kulissen des italienischen Marionetten-Theaters „Teatro dei Piccoli“. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

Die alte beliebte Puppenspielkunst hat in neuerer Zeit verschiedene Wiederbelebungsversuche erfahren. Eins der erfolgreichsten von diesen Unternehmen ist das Marionetten-Theater des Dr. Vittorio Podrecca, gegründet im Jahre 1912, das in ganz Europa sowie in Amerika lebhaften Beifall gefunden hat. Das umfangreiche Repertoire weist Opern, musikalische Märchen, Sketches, Possen und Varieténummern auf, wobei die Rollen von Marionetten gegeben werden, die bis über ein Meter hoch sind. Das Theater befindet sich auf einer Gastspielreise durch Deutschland und spielte kürzlich im Krystall-Palast zu Leipzig.

TEUFELSDARSTELLUNGEN IN DER BILDENDEN KUNST



St. Wolfgang und der Teufel. Pacher-Altar, München, Pinakothek.

Dem mittelalterlichen Menschen galt der Satan, die Personifikation des bösen Prinzips, mehr als lächerlicher Hanswurst, der zuletzt immer den kürzeren zog, Prügel bekam und ausgelacht wurde. Diese Vorstellung wurde begünstigt durch die mittelalterliche Bühne, die hauptsächlich religiöse Stücke zur Aufführung brachte, der derbsinnlichen Geistesverfassung des damaligen Publikums angepaßt. Die mittelalterliche Malerei fußt in hohem Maße auf der mittelalterlichen Schaubühne. Hans Holbein der Ältere und Wolgemut, Hans Burgkmair, aber auch die Niederländer haben oftmals geradezu Bühnenbilder, wie sie die damaligen religiösen Schauspiele brachten, als Gemälde der Nachwelt erhalten. Einer der besten Beweise hierfür ist wohl Hans Holbeins „Große Passion" in der Galerie zu Donaueschingen.

Entsprechend der Rolle, die dem Teufel in der mittelalterlichen Bühnenliteratur zukam, mußte er schon in seinem Äußeren möglichst abschreckend und häßlich sein. Er trat bald als „Ritter mit dem Pferdefuße", bald als lächerlicher Hanswurst auf, bald auch in so abschreckend häßlichen Masken und Verkleidungen, daß er jedermann sofort als Fürst der Unterwelt erkennbar war.

Eine der interessantesten und trefflichsten altdeutschen Teufelsdarstellungen der ganzen Kunstgeschichte ist wohl die des Tiroler Malers Michael Pacher (etwa 1435 bis 1498) auf seinem berühmten ehemaligen Kirchenväteraltar des Domes zu Brixen in Tirol. Dargestellt ist die Szene, wie der heilige Wolfgang den Satan, der in abschreckender Häßlichkeit geschildert ist, zwingt, ihm das Meßbuch zu halten. Dieses Gemälde, in seiner Art ein Kunstwerk von hohem Range, bildet ein sehr wertvolles Zeitdokument.

Die viel ältere Teufelsfratze des Domes zu Augsburg, von einer alten romanischen Erztür stammend, ist ebenfalls äußerst interessant für die Gedankenwelt der damaligen Menschen. Der Teufel will mit allen Mitteln die Leute am Betreten des Gotteshauses hindern. Aber er wird im Gegenteil zu seinem Ärger geradezu gezwungen, das Betreten der Kirche zu erleichtern, indem er als Türöffner dient.

Später, in der Renaissance-Epoche, als mit der humanistischen Bildung auch ein geläuterter Geschmack in Deutschland einzog, verschwinden die naiv derben Teufelsvorstellungen immer mehr, um vollendeten Kunstschöpfungen Platz zu machen, die seitdem nicht mehr übertroffen worden sind.

Noch halb auf dem Gedankenkreis der älteren Zeit fußt eine überaus kostbare Reliefplatte in der Altarpredella der Fuggerkapelle zu Augsburg. Sie stellt



Höllenfahrt Christi. Gemälde von Martin Schaffner in der Staatsgalerie Stuttgart.



Petrus und Paulus beschwören den Magier Simon. Münchner Schule, von 1457



Versuchung des heiligen Antonius. Schwäbische Schule.

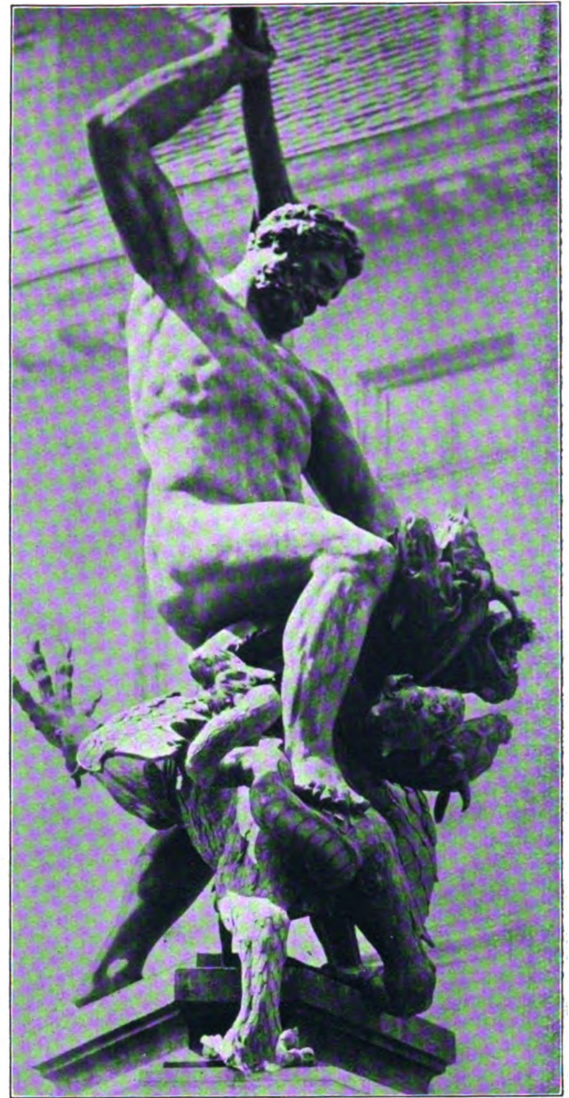
den Besuch Christi bei den Seelen der Vorhölle (Fegfeuer) dar, denen die Erlösung verkündigt wird. Der Satan gebärdet sich angesichts dieses Erlösungswerkes ganz verzweifelt.

Fast identisch mit dieser Plastik (wohl von Hans Daucher in Augsburg) ist ein Gemälde des gleichzeitigen Ulmer Malers Martin Schaffner, das jetzt in der Staatsgalerie zu Stuttgart hängt. Zwischen beiden Kunstwerken bestehen sicher Zusammenhänge; es liegt nahe, daß Schaffner, der ja auch viel und oft in Augsburg arbeitete, die köstliche Reliefplatte abgezeichnet und frei als Gemälde wiederholt hat.

Ist diese Arbeit noch zum Teil im Ideenkreis der mittelalterlichen Kunst begründet, so ist die grandiose St.-Michaels-Gruppe des Hans Reichel am Zeughause zu Augsburg eine vollendete Kunstschöpfung im Geiste der italienischen Renaissance (1602—1607). Sie zeigt den Höllensturz Luzifers durch den Erzengel Michael in überlebensgroßen Bronzefiguren. Bewunderungswürdig ist, wie es der Künstler versteht, dem Antlitz des Gestürzten alle Gebärden des Schreckens und Entsetzens zu verleihen. Diese Arbeit ist, auch rein gußtechnisch betrachtet, ein überragendes Kunstwerk, ebenbürtig den besten ähnlichen Arbeiten Italiens!

Hat hier Reichel den Kampf des guten und bösen Prinzips aus einem christlichen Motiv heraus begründet, so hat beinahe gleichzeitig Adriaen de Vries in seiner Augsburger Herkulesgruppe (auf dem Herkulesbrunnen) das gleiche Motiv aus dem Ideenkreis der antiken Sagenwelt heraus meisterhaft behandelt. —







Oben links: Die Michaels-Bronzegruppe am Zeughaus in Augsburg von Hans Reichel. Oben rechts: Herkules im Kampf mit der Hydra. Gruppe auf dem Herkulesbrunnen in Augsburg. Von Adriaen de Vries (1602). Im Kreis: Der Kopf des Luzifer von der Michaelsgruppe. Rechts nebenstehend: Teufelsfratze. Roman. Türhenkel am Dom in Augsburg. Unten links: Christus in der Vorhölle. Relief in der Fuggerkapelle der Annakirche in Augsburg.





Die weit überlebensgroße Gruppe des die Hydra bekämpfenden Herkules aus Bronze ist in ihrer Art auf der ganzen Welt, selbst in Italien, ohne Gegenstück. Auch die Herkulesgruppe ist aus Glockenmetall (Bronze) gegossen und eine gewaltige gießtechnische Leistung gewesen. Die um Hubert Gerhard, Hans Reichel, Adriaen de Vries, Wolfgang Neidhard usw. sich gruppierende Augsburger Plastiker- und Gießerschule war in ihrer Epoche die leistungsfähigste der ganzen Welt.

Ein Merkmal der Renaissance war es, die Person des Teufels nicht mehr als lächerlichen Hanswurst darzustellen. Vielmehr schildert man ihn, soweit man überhaupt religiös eingestellt ist und ihn nicht lieber der antiken Mythologie entnimmt, wie auf dem Fresko Licinios am Rehlingerhause zu Augsburg (Pluto), als tief unglücklichen gestürzten Engel, dem nur Schmerz und Entsetzen die Züge verzerren.

Es gibt unendlich vielerlei Motive der mittelalterlichen und späteren Kunst, bei denen der Teufel oder seine Vertreter (Magier Simon) eine Rolle spielen. Die Versuchung Christi, das Jüngste Gericht, den Höllensturz der Verdammten — man denke nur an Peter Paul Rubens — haben die Künstler oft und gern geschildert. Es gab sich da eine Gelegenheit, der Phantasie völlig freien Lauf zu lassen und je nach Einstellung den Teufel als gefallenen Engel oder als halbwilden Faun mit Pferdefuß darzustellen. All die vielen Bilder mit tanzenden Satyrn, Faunen usw. sollen ja ebenfalls das böse Prinzip, begründet aus der antiken Mythologie, darstellen.

Eine Stellung für sich nimmt der geöffnete Höllenrachen ein, wie er als Steinplastik an einem gotischen Portal des Domes zu Augsburg und auf einem Glasgemälde Hans Holbeins im Dome zu Eichstätt erscheint. Es ist ein offener Raubtierrachen, der alles verschlingt — ein Ausbund der abschreckendsten Häßlichkeit. Hans Huber.

Sämtliche Aufnahmen von Kunstverlag M. Lang, Höfles Nachf., Augsburg.

Das farbige Wohnhaus.

Von Karl August Walther. Mit 5 Aquarellen und einem Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Die Fragen praktischer Farbenkultur beschäftigen gegenwärtig nicht mehr allein die Fachkreise, sondern finden ständig wachsende allgemeine Beachtung. Länger als ein Jahrhundert war die Farbe aus Innenraum und Außenarchitektur verbannt, selbst in der Kleidung mußte sie weichen. Farbige Volkstrachten und schmucke Bauernhäuser bilden noch eine Erinnerung an farbenbunte vergangene Zeiten. Der Klassizismus mit seiner unverstandenen Lehre von der grauen und ungefärbten Antike verdrängte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer mehr die Farbe aus Kunst und Leben. Wenn im Zeitalter des Rokokos noch im Innenraum lebendige Farbenakkorde erklangen, so mußten diese bald einer kalten, blassen Eintönigkeit das Feld räumen. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Der Aufschwung in Industrie und Wirtschaft ließ Großstädte mit Fabriken und endlosen Reihen grauer Miethäuser wie Pilze aus der Erde schießen. Dazu kam die Durchsetzung unserer Volksseele mit dem verderblichen Geiste des Materialismus. Die Sucht nach Geld, Reichtum und Genuß machte die Menschen hastig und nervös; besinnliche Gemüter mußten in diesem Wettlauf um den Mammon erliegen. Der Einfluß Hegelscher Philosophie hatte die Heranziehung einseitig intellektualistisch geschulter Geschlechter zur Folge, denen praktischer Sinn und Urteilsfähigkeit den Zeiterscheinungen gegenüber abging.

Die Überschätzung des Verstandes bedingte eine Vernachlässigung des Gemüts. Wie der Verstand auf das Formale, Lineare, Zeichnerische gerichtet ist, so läßt das Gemüt vor allem das gesamte Eindrucksspiel der Farbe wirksam werden. Im Zeitalter der unumschränkten Herrschaft des Intellekts mußte alles das zurücktreten, was an farbigen Werten zum Gemüte der Menschheit sprach.

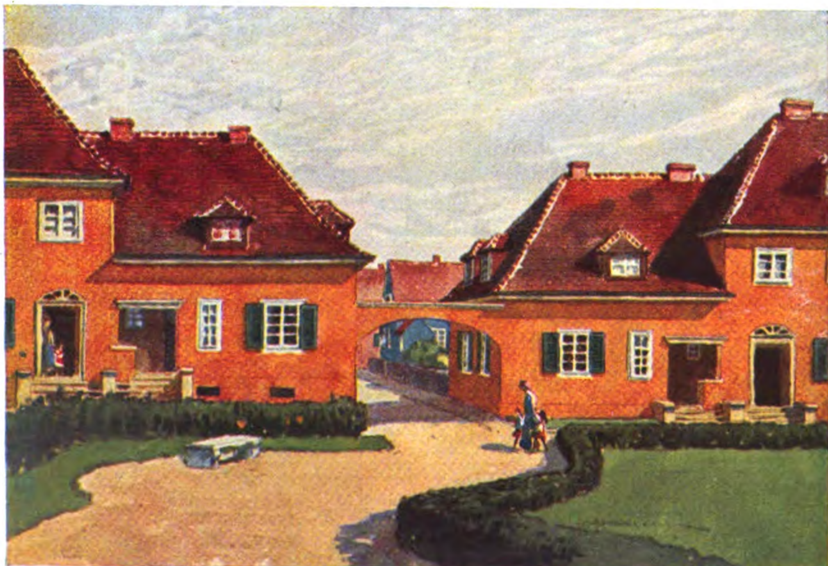
Der Materialismus hat abgewirtschaftet. Dem Intellektualismus ist der Individualismus gefolgt und diesem wiederum der Neu-Idealismus. Die materielle Verarmung weiter Kreise hat einer neuen geistigen Kultur den Boden bereitet, die nach harmonischem Ausgleich strebt. Ein wichtiger Vorbote ist der lebhafte Wunsch zur Sachlichkeit in Kunst und Literatur, in Politik und Wirtschaft. Diese Voraussetzungen konnten einer Farbenbewegung, deren Anfänge sich bereits zu Anfang des Jahrhunderts in Hamburg, Magdeburg, Dresden und anderen Plätzen zaghaft bemerkbar machten, zu jenem bedeutsamen Aufschwung verhelfen, der seinen mächtigsten Ausdruck in dem Zusammenschluß fast ausnahmslos aller Fachkreise in dem „Bund zur Förderung der Farbe im Stadtbild" gefunden hat. Die Aufgaben des Bundes und damit der Farbenbewegung für Außenarchitektur überhaupt sind künstlerischer, technischer und organisatorischer Art. Nicht nur die alten Beispiele farbiger Häuser müssen aufgedeckt werden, sondern es ist unter weiser Berücksichtigung geschichtlicher Erfahrungen auch dem Geschmack und Geist des 20. Jahrhunderts Rechnung zu tragen. Alte Häuser sind zweckmäßigerweise mit den ursprünglichen Farben zu behandeln, die vorwiegend gelbe und rote Erdfarben waren. Die neuzeitliche Farbentechnik gibt dem schaffenden Architekten eine Fülle geeigneten Materials in die Hand, seien es Buntfarben oder farbige Trockenmörtel (Terranova). Auch Ziegel- und Sandsteinbauten erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Unsere klargegliederte moderne Bauweise verlangt geradezu eine farbige Betonung.

Da mit dem steten Wachsen der Farbenbewegung immer mehr Pfuscher am Werke sein werden, sind organisatorische Maßnahmen, wie sie in einzelnen Städten bereits erfolgreich durchgeführt wurden, einer gesunden Entwicklung förderlich. Beratungsstellen und künstlerische Gutachter-Ausschüsse müssen geschaffen werden, um Gutes durchzusetzen und Ungesundes zu verhindern. Technisch schlechtes Farbenmaterial muß von der Verwendung ausgeschlossen werden. Institute, wie das von Professor Eibner in München vorzüglich geleitete, müssen der ständigen maltechnischen Forschung dienen. Aufklärung der Malermeister und Baumeister durch künstlerisch fähige und technisch kundige Fachleute ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die junge Farbenbewegung stellt. Fehler und Mißgriffe lassen sich nie vermeiden, sie müssen der Erfahrung und Belehrung nutzbar gemacht werden. Atmosphärische Einflüsse sorgen für Milderung schreiend greller Farben, deren Mißklang das Auge beleidigt, anstatt zu erfreuen. Harmonische Zusammenstellung bestmöglicher Farben am einzelnen Hause und in ganzen Straßenzügen, feine Abstimmung zur gesamten Umgebung sind die Ziele der praktischen Farbenkultur. Der Anblick des farbigen Wohnhauses wird nicht nur die Bewohner erfreuen, sondern auch den Vorübereilenden erfrischen. Das gesamte Stadtbild aber muß in farbiger Hinsicht ein harmonisches Ganzes bieten, um dem menschlichen Auge die Totalität des Eindrucks zu vermitteln.

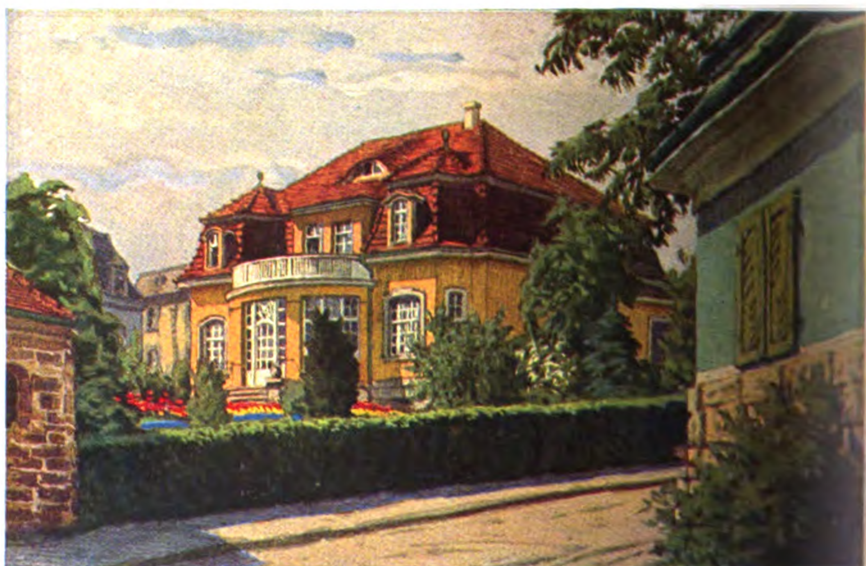
Die sechs abgebildeten Beispiele farbiger Wohnhäuser nach Aquarellen und einem Gemälde



Altstadthaus in Frankfurt a. M. (Gemälde.)



Siedlungshäuser bei Frankfurt a. O. (Aquarell.)



Haus in Dresden-Blasewitz. (Aquarell.)



Altes Bürgerhaus zu Berching in der Oberpfalz. (Aquarell.)



Haus Sorgenfrei in der Niederlößnitz bei Dresden. (Aquarell.)

von Professor Beckert, Dresden, zeigen die wichtigsten verschiedenen Typen, wie sie in Deutschland vor allem zu sehen sind. Ein herrschaftliches Landhaus mit hellrotem Anstrich finden wir in dem „Haus Sorgenfrei" in der Niederlößnitz bei Dresden. Als neuzeitliche städtische Einfamilienvilla wird ein Haus in Dresden-Blasewitz gezeigt, dessen ockergelbe Fassade zu dem ziegelroten Dache in gefälliger Beziehung steht. Das blaugrüne Gartenhäuschen der Nachbarvilla bietet dazu ein reizvolles Gegenspiel. Die vorwiegende Verwendung der gelben Farbe, wie bei den Siedlungshäusern bei Frankfurt a. O. und den alten Bauernhäusern in Wachwitz bei Dresden, rechtfertigt sich durch die besondere Anpassungsfähigkeit dieses natürlichen Farbstoffes an die Dinge der Umgebung. Von älteren farbigen Bauwerken, die als Wohnhäuser dienen, mögen noch ein rosa getünchtes Bürgerhaus mit wundervollem Treppengiebel in Berching und ein Altstadthaus in Frankfurt a. M. als Beispiel geboten werden.

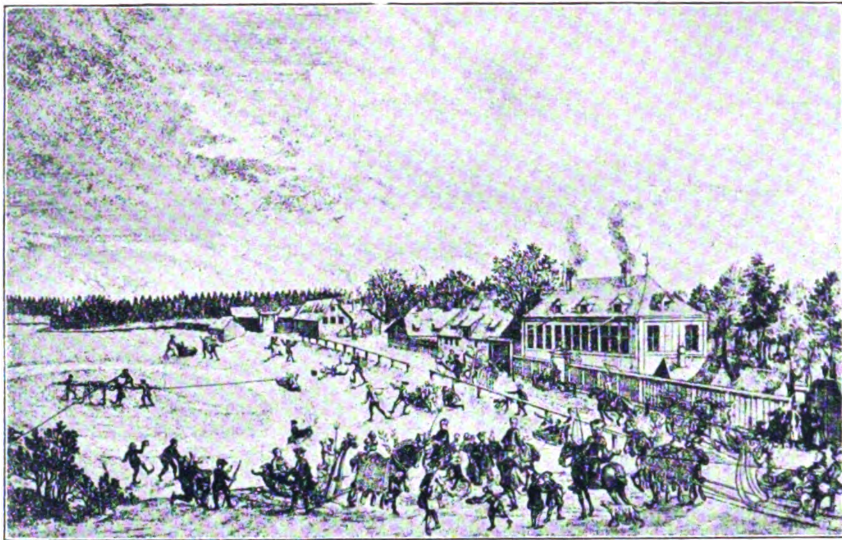
Nicht allein das Wohnhaus soll in Zukunft farbige Fassaden schmücken, sondern auch Industrie- und Verkehrsbauten müssen, dem Geiste unserer Zeit entsprechend, vom trostlosen Grau des vergangenen Jahrhunderts befreit werden. Ebenso wird der Innenraum, dessen Ausgestaltung jener Entwicklung bereits gefolgt ist, immer mehr zu einem Zeugnis feiner Farben- und Geschmackskultur werden.

Wenn es gelingt, in den kommenden Jahrzehnten die grauen Steinwüsten der Großstädte farbig zu beleben und neu zu gestalten, so wäre damit nicht nur eine hohe soziale Tat durch Erhöhung der Lebensfreude geschehen, sondern es wäre wieder in weiteten Kreisen der Sinn für Farbenschönheit wachgerufen, der im Gemüte des Menschen wurzelt.



Alte Bauernhäuser in Wachwitz bei Dresden. (Aquarell.)

Karussell und Schaukel – unsterbliche Rummelplatz=Requisiten.

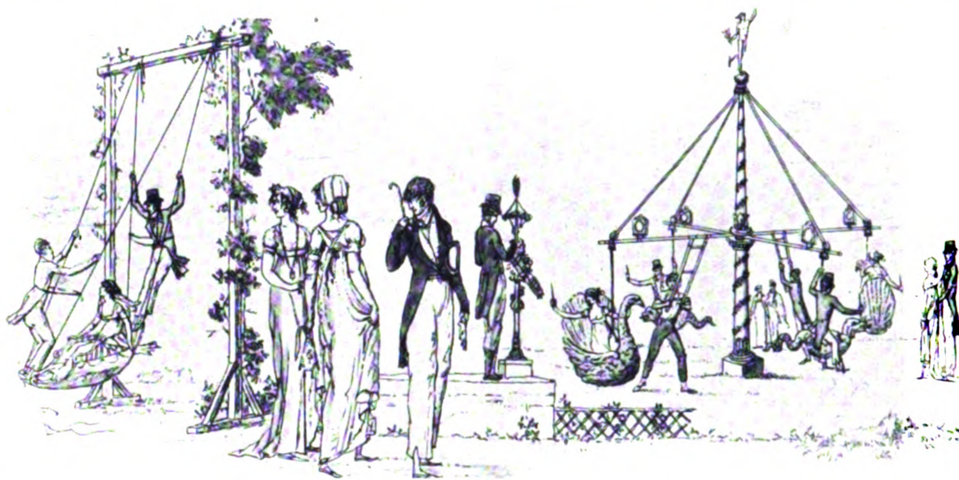


1. Winterfreuden unserer Vorfahren: Schlittenkarussell auf dem Dutzend-Teich zu Nürnberg um 1725. Nach einem Stich von J. A. Delsenbach.



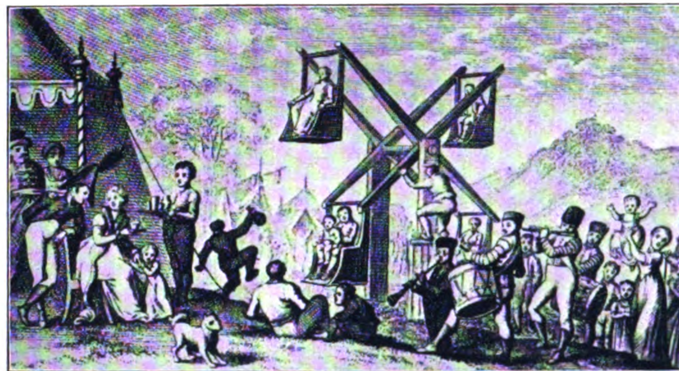
2. Vergnügungen der Pariser Gesellschaft in Jardin de Monceau um 1775: Karussellfahrt mit Ringstechen.

Das Karussell hat aus den Reiterspielen sich entwickelt und von dorther auch seinen Namen erhalten. Ein einfaches Drehkreuz, auf dessen Arme man sich setzte, diente der Belustigung unserer Vorfahren. Eine eigenartige Antriebskraft eines Karussells finden wir um 1610 auf einer Malerei in einem Kodex der Berliner Staatsbibliothek. Die Figuren eines Mönches und einer Nonne stehen auf einer Drehscheibe, die sich durch die Reaktionskraft von Raketen dreht. Am 25. November 1673 nimmt Raphaell Folyarte das englische Patent Nr. 172 auf ein „Royal carousal" (königliches Karussell), zum Vergnügen und zur Anweisung in der „Reitkunst". Die Beschreibung der „Maschine" läßt leider die Art der „Maschine" nicht erkennen. Im Jahre 1648 sah Mouconys ein Drehkarussell mit Holzpferden zu Konstantinopel. Eine Bilderhandschrift „Des Ottomanischen Reichs Ursprung . . . Sitten und Trachten" der Berliner Staatsbibliothek stellt 1686 ein Karussell dar, das aus einem auf hohem Baum wagrecht drehbaren Rad besteht; an dem Rad hangen drei Schlingen, in denen drei Menschen sitzen. Sie werden von einem Mann, der auf der Erde steht, mittels eines Seils herumgeschleudert.



3. Belustigung um 1800 auf Schaukel und Karussell. Kolorierter Stich.

Im Winter war das Karussellfahren einfacher, man band an die Arme eines Drehkreuzes Schlitten und ließ sich im Kreise herumschleudern. Ein derartiges Eiskarussell auf dem Dutzend-Teich zu Nürnberg hat uns J. A. Delsenbach um 1725 in einem Kupferstich (Abbild. 1) festgehalten. Ein sehr schönes Karussell beschreibt Feldhaus in seinem grundlegenden Werke „Die Technik der Vorzeit". Dieses Karussell stand um 1775 in Jardin de Monceau bei Paris (Abbild. 2). Es war im chinesischen Stil erbaut, hatte ein feststehendes Dach und einen drehbaren Boden, der von Dienern in chinesischen Kostümen gedreht wurde. Man setzte sich bei der Fahrt auf weitausladende Sitze, die von Figuren (Chinesen oder Schlangen darstellend) gehalten wurden. Während der Fahrt wurde mit Stäbchen nach vier vom Dach herabhangenden Ringen gestochen. Man nennt das Karussell wegen des Ringstechens auch — z. B. in Österreich — Ringelspiel. Ein Karussell, bei dem sich das Dachgerüst um den Mittelbaum drehte, sieht man auf einem kolorierten Stich etwa von 1800 (Abbild. 3), der sich in der Lipperheideschen Sammlung des Kunstgewerbemuseums zu Berlin befindet. Man setzte sich bei diesem Karussell auf Drachen, in Muscheln, oder man hing sich an Leitern. Am Abend wurden Laternen auf dem Drehkreuz angezündet. — Karusselle mit Tierfiguren erfreuen sich immer einer besonderen Beliebtheit, namentlich wenn Pferd und Schwein sich „naturgetreu bewegen". Auf ein Karussell mit Holzpferden, das von den fahrenden Personen durch hin und her gehende Pedale in Bewegung gesetzt wurde, nahm am 8. Juni 1802 der Ingenieur-Geograph Cardinet das französische Patent Nr. 263. Um die Reibung möglichst zu mindern, setzte er den Mittelbaum, auf dem sich das Ganze drehte, auf einen Kranz von Kugeln oder Rollen (Kugellager!). Zwei Pferde und zwei kleine Wagen mit Zubehör verwahrt das Marstall-Museum zu München als Reste eines um 1830 im Schloß zu Würzburg aufgestellten Karussells, das 1896 verbrannte.



4. Die Luftschaukel bei einem Volksfest in Rußland im Jahre 1815.

Auch den Ursprung der Schaukel können wir weit zurück verfolgen. Griechen und Römer hingen einen vierbeinigen Stuhl an den Ecken an vier Seilen auf und schufen sich so eine primitive Schaukel. Die Schaukel in Form eines kleinen Schiffes — ein Vorläufer der bekannten „Schiffs-Schaukel" auf Jahrmärkten — finden wir auf dem bereits oben erwähnten kolorierten Kupferstich in der Sammlung Lipperheide des Kunstgewerbemuseums zu Berlin (Abbild. 3). Schaukeln macht nicht nur Spaß, man tut's auch, um mit Reuter zu sprechen, „von wegen der Bekömmlichkeit". Schon zur römischen Zeit empfahl man das Schaukeln; dann findet man jedoch diese Therapie erst wieder bei Kratzenstein im Jahre 1765.

Eine Abart der Schaukel bildet die Drehschaukel, allgemein „Russische Schaukel" genannt. Von einer Drehschaukel mit Zahnradantrieb hören wir 1783. Eine indische Handschrift des Museums für Völkerkunde zu Berlin bringt die indische Malerei einer Schaukel um 1800. Abbildung 4 zeigt eine Luftschaukel auf einem Volksfest zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ihr größtes Ausmaß hat die Luftschaukel in den bekannten Riesenrädern der Weltausstellung zu Chikago und Paris gefunden.

Das „moderne" Karussell wird „selbstverständlich" mit Dampf und Elektrizität betrieben und erstrahlt abends in nie geahntem Lichterglanz. Es ist ihm jedoch nicht gelungen, seinen Vorläufer, das handbetriebene Karussell, zu verdrängen. Und noch jetzt findet man, selbst auf großen Jahrmärkten, Karusselle, deren „Betriebskraft" aus Jungen aller Volksschichten besteht, die für diese Leistung ab und zu kostenlos mitfahren dürfen. Mancher Leser, der jetzt zu Amt und Würden gekommen ist, dürfte in seiner Jugend „mitgeholfen" haben.

Dr. Karl Koll.



5. Karussell und Schaukel neben anderen Rummelvergnügen als Belustigungen der großen und kleinen Jugend von heute: Am Eröffnungstage des Hamburger Doms auf dem Heiligengeistfelde in St. Pauli, des alten Hamburger Dommarkts, der schon seit langer Zeit alt und jung einige Wochen vor Weihnachten Anlaß zu Vergnügungen bietet. Zeichnung von Martin Frost.



Nachfahren eines alten Kunstgewerbes: Blick in den Arbeitssaal einer Gobelin-Manufaktur.

Zeichnung von Adalbert Sipos.

Die Erzeugung künstlerisch hervorragender Tapisserien in der Handwebetechnik der früheren österreichischen staatlichen Betriebe in Wien wird jetzt fortgeführt von den in einigen Parterreräumen der ehemaligen Kaiserlichen Hofburg untergebrachten Werkstätten. Im Unterschied zur maschinenmäßigen Herstellung ist hier der Betrieb auf hochwertige Handarbeit eingestellt.

Wenn Wasser zur Kostbarkeit wird....

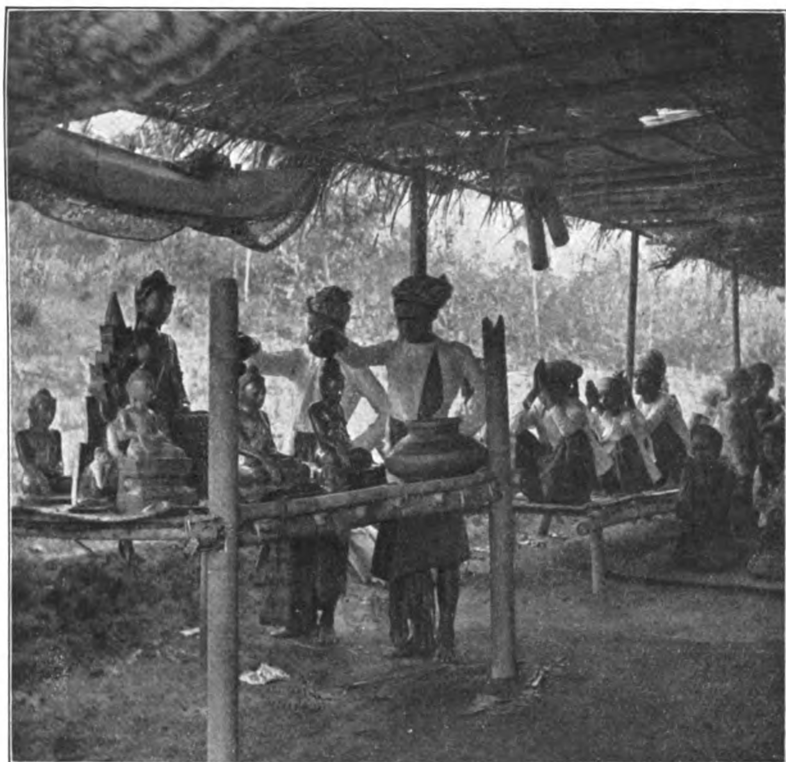
ABBILDUNGEN NACH AUFNAHMEN VON FRANZ OTTO KOCH

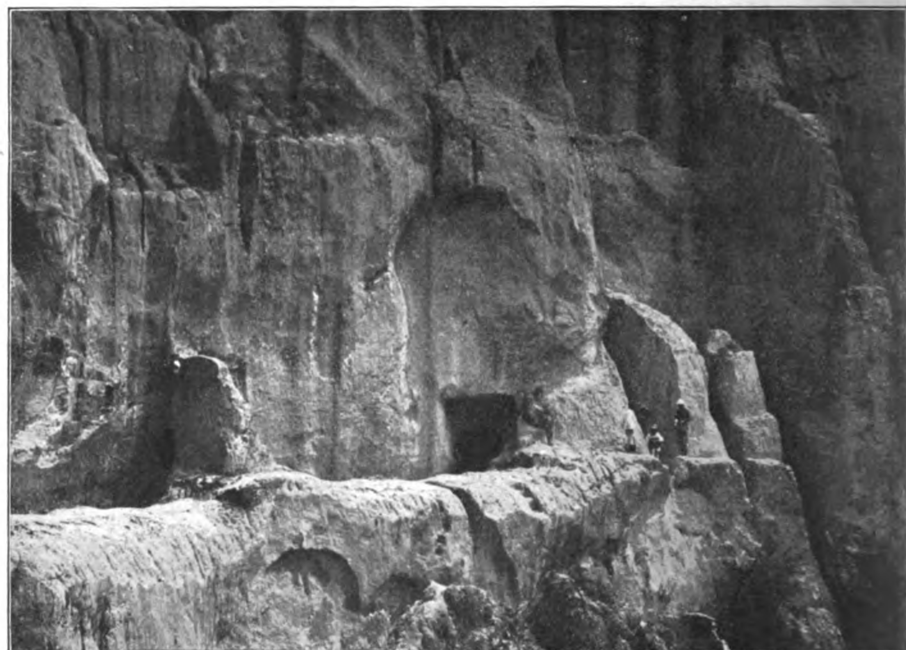


Mit Wasserkannen bepackter Esel in Malaga (Spanien). Der Händler holt das Wasser vom Brunnen und verkauft es in dem höher gelegenen, an Trinkwasser armen Stadtteil.

Nebenstehend: Typischer Wasserständer in Birma (Hinterindien). Es gilt als ein frommes Werk, einen solchen Wasserständer zu errichten und immer für wassergefüllte Gefäße zu sorgen.







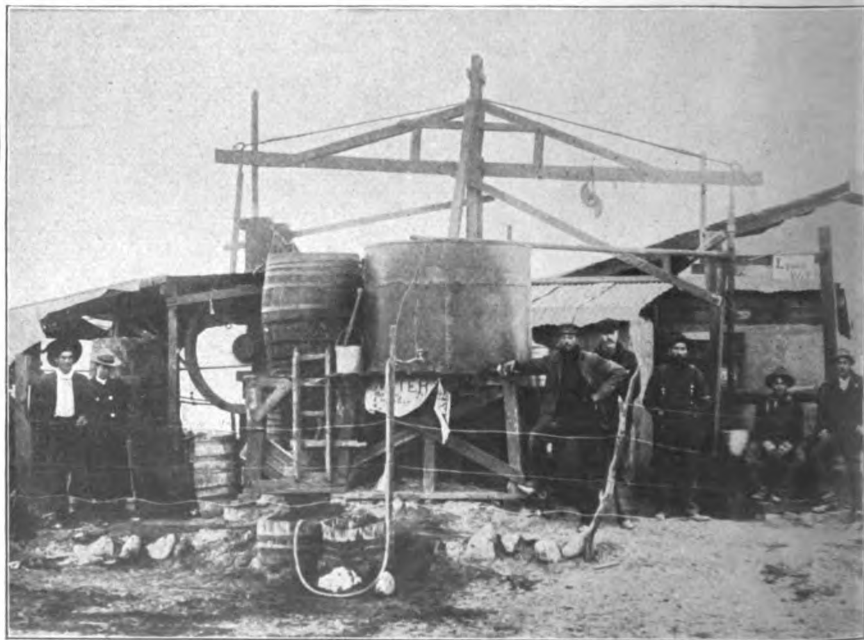
Für die Zuleitung von frischem Bergwasser in die Niederung: Anlage der Wasserleitung in dem Sandsteinfelsen bei Balige am Tobasee auf Sumatra. In dieser 20 km langen Wasserleitung haben die Batake mit primitiven Werkzeugen eine technische Hochleistung vollbracht.

Links Mitte: Wasseropfer zum Neujahrsfest in Birma: Übergießen der Buddhabilder mit Wasser, das infolge der zu dieser Zeit herrschenden Trockenheit als kostbarste Gabe gilt.



Das abgemessene Trinkwasser: Eingeborener, amerikanischer Beamter auf den Philippinen beim Verteilen der mit frischem Quellwasser gefüllten Blechgefäße an die eingeborenen Wasserträger, die die Gefäße den umwohnenden Landsleuten und Europäern bringen.

Nebenstehend: Gold für Wasser: Verkaufsstelle für Wasser auf den kalifornischen Goldfeldern.



PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(3. Fortsetzung.)

Pahlen schüttelte gräßlichen Zwang ab. Sprang mit seinem herzlichsten, bestrickendsten Lächeln auf die Füße.

„Sire!" Seine Gebärde, in der Entzücken und Entsetzen sich komödiantisch mischten, rief den Himmel zum Zeugen für seine Aufrichtigkeit an. „Dafür, daß Sie mich einen Augenblick irritiert, daß Sie mich geradezu niedergeschmettert sahen, bitte ich um Vergebung. So unmöglich, so unfaßbar war mir der Gedanke, mein Herr könnte Zweifel in meine Ergebenheit setzen, daß es mir einfach die Rede verschlug... eine, wie ich gestehe, beschämende Contenance. Indessen bedenken doch Euer Majestät, daß, wenn gegen Höchstdieselben konspiriert oder nur irgend etwas unternommen würde, was den Gesetzen der Krone widerspricht, ich daran notwendigerweise beteiligt sein müßte! In diesen meinen Augen versinnbildlicht sich das russische Gewissen, das wachsam und unbestechlich ist wie die Sakramente unserer heiligen Kirche. In diesen meinen Händen laufen die Fäden von tausend dem Wohle des Reichs und dem Schutze seines Souveräns dienenden Organisationen zusammen. Es gibt nichts, was sich meiner Kenntnis entzöge. Und gäbe es etwas, das Ihnen auch nur den Schatten eines Verdrusses bereitete: ich wollte nicht anstehen, alle meine Ämter, die ich dem beglückenden Wohlwollen meines Herrn verdanke, zur Sühne darzubringen."

Paul hatte mit einfältiger, banger Gläubigkeit gelauscht. Vielleicht, daß ihm das gefährlich Schauspielerische hinter unwiderlegbarer Logik verborgen blieb... vielleicht auch, daß die Sucht nach Ruhe und Tröstung seine letzten Kräfte der Abwehr aufgezehrt hatte. Er vernahm, was er zu hören begehrte. Nun, wo Not- und Todesgedanken von ihm abfielen, sah er Licht. Er empfand es inbrünstig, dies Irrlicht einer kleinen, armen Freude.

„Ich vertraue Ihnen," sagte er glücklich und leise, „vertraue Ihnen; und kommen Sie oft. Nicht nur, wenn man Sie ruft. Ihre Nähe tut mir wohl... unsagbar wohl, Peter Ludwig Pahlen."

*

Müdigkeit machte ihn fast empfindungslos.

Dennoch war etwas, das ihn nicht rasten ließ.

In seinem Schlafzimmer wandelte Paul auf und ab. Sein tappender, taumelnder Schritt suchte den schnurgeraden Bohlenbrettern zu folgen... auf und ab... ruhelos. Mitternacht war nicht mehr fern. In seinen Ohren spürte er noch den leidenschaftlich überredenden Klang von Pahlens Worten. Wie der ihn eingelullt hatte! Sachtes Rieseln war sein Beteuern; Weihrauch sanfter Bändigung. Das Blut hatte ihm Herz und Sinne zu sprengen gedroht — nun war alles Ebbe und Stille.

Gut war's. Gut. Man schlief beinahe im Schreiten...

Wäre nur nicht dieser bittere Einsamkeitszwang... der Kerker in der eigenen Brust!

Sollte er nicht lieber doch nach Maria Feodorowna schauen, sie bitten, die Nacht plaudernd mit ihm zu verbringen? Ach, ein Wesen! Ein atmendes Wesen, dessen Nähe gut und milde machte...

Er legte die Hand auf die Klinke — da riß ihn jener unselige Zwang vergiftender, mißtrauischer Abneigung zurück.

„Nein," flüsterte er, und sein Mund war häßlich in boshafter Verzerrung, „ich will nicht! Will nicht und will nicht!" Er krallte die Finger in die Portiere. „Was könnte sie hindern, mich im Schlafe zu töten! Lieferte sich nicht auch Simson einem falschen Weibe aus?"

Und als wollte er Wälle, unübersteigliche Hindernisse zwischen sich und seiner Gemahlin aufrichten, der er so schmählich verleumderischen Arg ansann, verriegelte er die Tür zum angrenzenden Gemach. Wuchtete mit hastender Wut einen schweren doppelflügeligen Schrank davor. Betrachtete mit hämmernden Pulsen und schweißbedeckter Stirn das Werk der Verbarrikadierung. Die körperliche Anstrengung hatte ihn heiß gemacht, ihr erregender Wahn ihn aufs neue verwirrt.

Da stand das palisandergetäfelte Bett. Der Irre starrte es finster und verlangend an. Wandte sich. Hockte auf einem Taburett nieder, hart neben dem Fenster.

Er würde kein Auge zutun diese Nacht, die zuckend und voll fratzenhafter Geheimnisse war.

*

Das erste und dritte Bataillon des zweiten Garde-Regiments waren alarmiert.

Der General-Gouverneur selbst hatte den Befehl gegeben.

Über Absicht und Zweck bewahrte er sogar den Kommandeuren gegenüber Stillschweigen.

Soeben hatte er im Kasino hinter verschlossenen Türen fünf Offizieren seiner nächsten Umgebung letzte flüsternde Instruktionen erteilt. Nun entließ er die Vertrauten mit knappem Händedruck.

„Noch einmal: Ruhe! Absolute Ruhe! Sie, Rittmeister Jaschwil, folgen bedingungslos den Anweisungen des Oberstleutnants Skellerdt. Im übrigen entscheidet der Augenblick. Subow, Bennigsen und Argamakow werden Sie bei der Ausführung Ihres Befehls bedingungslos decken. Und vergessen Sie nicht: auch im Falle des Mißlingens ist mir auf schnellstem Wege Meldung zu machen. Sie treffen mich in der Avenue unmittelbar vor dem Michaelpalast. — Gehen Sie. Es lebe das heilige Mütterchen Rußland!"

Als letzter drückte sich der Riese Subow hinaus.

Pahlen war allein. Überdachte nochmals das seltsame Erlebnis vor wenigen Stunden mit dem Kaiser. Das Kalkül mußte stimmen, selbst wenn Unvorhergesehenes sich hindernd in den Weg stellte. Befreite man Rußland von einem Menschen, dessen Gier nur auf Blut und Tränen stand, so fand man in Alexander einen Nachfolger, der sich lenken und leiten ließ, wie er es für gut befand. Der Zarewitsch war jung und unerfahren: Wachs in geschickten Händen. Glückte das Komplott, würde das Volk ihn, Pahlen, als Erretter und Erlöser von vierjähriger unerhört despotischer Gewaltherrschaft feiern. Es mußte gelingen! Ein millionenfacher Jubelschrei würde ihn grüßen. Der Anschlag, in dieser stürmischen Märznacht ins Werk gesetzt, erhob ihn zum Idol Zahlloser, die sich in Sklaverei niedergelegt hatten und trunkenen, frohen Unglaubens erwachten. Sie würden wie zum Auferstehungsfest den Osterkuß tauschen.

„Menschen, die nach Glück hungern, soll man sättigen, auch wenn das Brot ein wenig nach Blut... nach Tyrannenblut schmeckt — ein bei uns übrigens gar nicht so seltener Leckerbissen", lächelte Pahlen grausam.

Er sah nach der Uhr. In frühestens einer Stunde konnte er Gewißheit haben. Wenn nun aber, zögerte der Verschwörer und fühlte sein Gesicht starr werden, wenn nun diese Gewißheit trog... die Sache schief ging? Zweifel waren immerhin möglich.

Pahlen überlegte, dann nickte er brutal: Gewiß, auch einen Fehlschlag hatte er vorgesehen. In diesem Falle hieß es den Tatsachen ehern ins Gesicht sehen. Den Fünfen freilich war dann nicht zu helfen; waren Märtyrer ihrer Gesinnung, die Gott oder der Teufel holen mochte. Er hatte mit ihnen nichts mehr zu schaffen. Man änderte dann eben seine Taktik.

Man brachte dem Kaiser „Hilfe" und gerierte sich ein bißchen als rettender Engel. Majestät hatten ihn ja vor wenigen Stunden, als Höchstdieselben mit weibischer Angst Blindekuh spielten, hellhörig genug gemacht. Was war einfacher, sich Zarendank zu verdienen, als wenn der General-Gouverneur selbst sich an der Spitze einer kleinen Kriegsmacht die Nacht um die Ohren schlug und im kritischen Moment Vorsehung spielte!

Pahlen lachte schallend auf: Das sollte ihm mal einer nachmachen — unerschrocken und dabei nicht zu fassen! Das Ganze war ja nichts weiter als ein Spiel mit doppelten Karten. Die besten Trümpfe behielt man natürlich selber in der Hand und überließ den anderen die Überraschung. So oder so: man durfte sich schon auf Fortunen verlassen. — Zunächst aber mußte man etwas essen; das flaue Gefühl taugte nicht.

Pahlen kaute mit langen Zähnen an einem schnell zubereiteten, in Kümmel gedünsteten Hammelgericht, Reste aufgewärmter Mannschaftskost vom letzten Mittag. „Man muß", sagte er mit galligem Humor, „Opfern geneigt sein. Das Krönungsmahl soll mich an diese Stunde erinnern."

*

„'ne dumme Geschichte", raunte Skellerdt Jaschwil zu. — Die Verschworenen hatten sich aus dem unverschlossenen Arbeitsraum in Pauls Schlafzimmer getastet. „Finden wir ihn hier nicht, geht's uns an den Kragen."

Unschlüssig, auf Rückzug bedacht, berieten sie.

„Was gibt's?" forschte der bärenhafte Subow, der mit den übrigen nachgedrängt war. „Das Nest leer? Das Vögelchen ausgeflogen? Seht unters Bett, Brüder. Wie..." — er verhielt wie ein witterndes Tier — „regte sich da nichts?"

Ein Zweig klopfte an das Fenster. Huschend. Unheimlich.

„Was sollen wir tun?" wisperte einer und wehrte sich gegen aufspringende Furcht.

„Nichts übereilen!" warnte Jaschwil. „Noch ist Zeit, Geschehenes unge—sehen zu lassen."

„Die Sache ist mir nicht geheuer; der wichtigste Punkt stimmt in Pahlens Rechnung nicht", flüsterte Bennigsen, heiser vor Wut.

„Unsinn," knurrte Subow, „mit Geschwätz ist nichts getan. Durchstöbert alle Winkel. Wir müssen ihn stellen! Ihr vergeßt, daß wir nicht zum Vergnügen hier sind. — Teufel! ist mir doch so, als röche ich ihn."

Sie verteilten sich über den Raum.

Bennigsen steckte schnüffelnd die Nase in den Alkoven. Jaschwil fuhr mit der Degenklinge unters Bett. Subow, der sich am Fenster zu schaffen machte, warf polternd einen Wandschirm um. Im selben Moment zischte er erschrocken auf.

Ehe ihm brennender Schmerz unterhalb des Knies recht ins Bewußtsein drang, sah er, wie sich Argamakow auf einen zusammengeknüllten Schatten am Boden stürzte.

„Viper!“ hörte er ihn knirschen.

„Wußt' ich's doch!“ brummte befriedigt der Riese und zog seine Hand zurück, die warm und klebrig von Blut war. Er nestelte einen Kerzenstumpf aus der Tasche, warf ihn Bennigsen zu:

„Da, mach' hell!“ befahl er. „Unser Väterchen könnte sich auf die Reise machen, ohne daß ich sie ihm gesegnet hätte.“

Wie ein Tier, das in die Falle geriet, hatte sich Paul hinter Gardine und Paravent verborgen. Der Stoß, der ihn seinen Mördern verriet, traf ihn selbst. Hätte ihn Entsetzen in seinen Schlupfwinkel gebannt — wahrscheinlich wäre er gerettet gewesen. So wurde das Ringen des Einen, des Kauernden, gegen die Fünf zu grausigem Nachtspuk.

Argamakow traf, den dumpf Aufbrüllenden am Schreien hindernd, an der Stirn.

Glitzernd stierten die Augen des Betäubten im leblosen Gesicht.

Ohne Wort und Widerwort verrichteten die Männer ihr furchtbares Werk. Zu stumpfen, stöhnenden Henkern machte sie der Blutrausch. Keuchende Leidenschaft und Schweißgeruch quollen auf.

Nur einer genoß seine Rache kalt: Subow wand dem Wehrlosen die Schärpe um den Hals und zog die Enden langsam zu. Bekümmert glotzte er auf das Opfer.

„Es mußte sein, Väterchen Zar,“ murmelte er, „wärst deines Lebens nicht mehr froh geworden.“

Er hielt die Schlinge und ließ sie nicht aus den Fäusten...

Längst war das Leben erloschen.

Des Gemordeten Haupt sank dem Koloß auf die Knie.

Da ruhte es, wie sich ein Kinderkopf im mütterlichen Schoße birgt.

*

In der Großen Avenue des Palastes lauert Pahlen. Nervös. Mit wirbelndem Blut. Ein Häscher im Hinterhalt.

Die Bataillone stehen, in Kompaniefront gestaffelt, auf der Schloßfreiheit. Der Morgen ist noch fern. Die Leute vertreten sich die froststeifen Beine. Ihre bärtigen Bauernköpfe bewegt die Frage, wozu Gott und Väterchen sie mitten in Nacht und Nebel hervorgerufen haben.

Ein Gerücht taucht auf... schlüpft von Mund zu Mund, gleitet wispernd die Reihen hinab. Einer gibt es dem andern weiter: Der Kaiser gefangen... sie und ihre Oberen sollen ihn heraushauen.

Das Flüstern erstirbt — sie glauben es nicht. Er, den Gott selber krönte, ihn zum allbarmherzigen Werkzeug seiner himmlischen Gnade erhob, sollte ihres armseligen Schutzes bedürfen? Sie geben sich keine Mühe, hinter das Geheimnis dieses Alarms zu kommen. Wozu auch? Ihre Gedanken fließen zäh und stockend. Ihr Glaube gehört Gott und dem Kaiser. Einer von ihnen wird schon wissen, warum sie diese Nacht um ihren Schlaf gebracht werden.

Da nähert sich jemand im grauen flatternden Mantel. Sie bemerken, wie der Schatten Schmutzlachen überhüpft. Vom Schlosse hastet er her... ein Offizier. Jetzt sieht man auch die Adjutantenfangschnüre. Von weitem schon hat man den Ruf vernommen:

„Wo ist Seine Hohe Exzellenz, der General-Gouverneur? Meldung für Graf Pahlen!“

Der Gesuchte tritt in den Schein eines Windlichts.

„Wer ruft? Hierher!“

Skellerdt hebt hart und starr die Hand an den Hutrand. Die Stimme zittert in verhaltenem Triumph: „Tot!“

Pahlen sieht sich vorsichtig um. Ein paar Schemen in Kaftanen und Bastschuhen huschen davon.

„Geschmeiß. Kommen Sie, Iwan Iwanowitsch!“

*

In der ungeheuren grauen Front des Winterpalasts glimmt aus einem Fenster des zweiten Stocks einsames Licht. Ab und zu gleitet ein Schatten über den Vorhang. Den nachtwandlerischen Kronprinzen flieht der Schlummer.

Alexander war nicht so ganz uneingeweiht gewesen. Daß ihm der Gedanke schmeichelte, die Krone Rußlands vielleicht vor der Zeit zu tragen, hatte er sich niemals verhehlt. Aber entschieden, mit einem Rest von Sohnesgefühl, weigerte er sich, sich von Pahlens Absichten ins Vertrauen ziehen oder gar für das blutige Komplott gewinnen zu lassen. Er zweifelte daher — bis vor kurzem — keine Sekunde daran, daß man nicht wagen würde, das Leben seines Vaters auch nur anzutasten. Mit seiner Billigung sollte der Kaiser wohl entthront und auf ein Gut weit weg von Petersburg verbracht werden... aber töten... erwürgen, wie einen tollen Hund... das hatte er nicht gewollt.

Ihn schauderte.

Die Kunde von dem Zarenmord hatte ihn getroffen wie ein Keulenschlag. Von all dem begriff er nichts. Was wollte man von ihm? Sollte er die Untat mit seinem Namen decken?

In seiner Brust war nichts als furchtbare dumpfe Trauer. Bar jedes klaren Gedankens, ergab sich der junge Mensch haltlosem Wehklagen. Sein tränenblinder Blick klammerte sich an das Muttergottesbild unter dem rubinglühenden Lämpchen.

„Zu Fürbitte“, stammelte er, „für ihn, für mich, für unsere Sünden. Erhöre mich, mein Licht und mein Heil! Du weißt es, daß an meinen Händen kein Blut klebt. Gib ein Zeichen, du Teure, Heilige: Bin ich ein Vatermörder?“ — Gellend schrie Alexander seine Schuld zu dem lächelnd milden Bild empor.

„Sie schweigt... schweigt,“ schluchzte er, „will mich Unseligen nicht hören. Wie durch ihr Herz sieben Schwerter gingen, also wird auch mir geschehen. Schlimmes habe ich gesonnen und Arges erfahren. Mein Gewissen ist unrein, mein Leben verflucht. Wo, Gott im Himmel, ist der Weg, den ich gehen soll?“

Zwischen Wachen und Weinen verbrachte der junge Zar die Nacht im Betstuhl.

Dunkel und feucht zog der Morgen herauf.

Versunkene Ruhe lag über dem Winterpalast, selten von einem lebendigen Laut durchbrochen.

Da pflanzte sich in den Korridoren ein Ruf fort, kam von fern, wuchs und stand rauh vor dem Zimmer: „Achtung!“ Gewehrkolben klirrten salutierend auf den Fliesen.

Die Tür flog auf: Pahlen huldigte als erster dem neuen Herrn.

Alexander hob ihn auf. Zog, seines Schmerzes nicht mächtig, den Verräter an die Brust.

„Mein Vater! Mein armer Vater! Was habt ihr getan?“

Welche Sprache? Ihm dieser Vorwurf? Pahlen verschloß seine Bewegung hinter stolzer Gelassenheit.

„Unhaltbaren Zuständen ein Ende gemacht, Sire. Das Reichsinteresse gebot es so.“

Alexander stieß ihn zurück.

„Das lügen Sie! Schimpflich ermordet habt ihr ihn! Erschlagen wie einen Wolf! Oh, Unmenschen, die ihr seid...“

Er vergrub sein Gesicht in den Händen.

Pahlen zuckte übellaunig und übernächtig die Schultern.

„Gewiß war es auch nicht mein Wille, ihm das anzutun. Aber bekennen wir doch in Demut: Gott hat die Hand seines Werkzeugs geleitet. Und es ist gut so“, fügte er hart hinzu. „Die dringendste, die vornehmste Pflicht, die Eurer Majestät wartet, heißt: Widerruf aller grausamen Verfügungen, den ich dem Verewigten gestern noch abzuringen versuchte. Die Flüche, die dem Toten gelten, werden Ihnen zum Segen gereichen, wenn Sie heilen, was er verwundete. Öffnen Sie die Gefängnisse, Majestät! Damit werden Sie sühnen, was Paul fehlte. — Und nun bitte ich um Dispens. Ich darf nicht ruhen — darf aber ebensosehr des guten Glaubens sein, recht gehandelt zu haben... selbst wenn“ — sein Blick suchte lauernd die Wirkung seiner Worte — „man mich zwänge, für mein Tun allein einzustehen.“

Pahlen wartete vergebens auf einen Blick... eine Äußerung beschwichtigender Güte.

Grimm brannte hinter seinen gesenkten Lidern.

Da hatte er sich wahrhaftig besseren Lohn erhofft als diese verleugnende, feige Verachtung.

Seine Verneigung war herrisch und unbeherrscht. Verletzt schritt er zur Tür, durch die eben Lieven trat.

Die Herren gaben sich mit knappem, höflichem Gruß den Weg frei. Noch vor kurzem hatte einer im andern den Rivalen beargwöhnt.

Lievens Gesicht war bleich und bewegt, als er dem Nebenbuhler von gestern nachschaute. Dann wandte er den Kopf.

„Eure Kaiserliche Majestät,“ stammelte er, „ich kann es nicht fassen... unser gnädigster Herr... tot? Auf dem Wege hierher begegnete ich dem Großfürsten Konstantin, inmitten einer Suite von Generalen... Bachmetjew, Korff, Jermolow, Adlerberg unter ihnen ... traf sie in einem Rausch der Begeisterung. Was ging hier vor? Oh, ich ahne es, ahnte es, als mir Balatujew Ihren Befehl überbrachte...“

Alexander stürzte ihm entgegen. Scham brannte auf seinen Wangen. Dieser da war treu... ein Reiner unter Besudelten. Der junge Kaiser fiel ihm um den Hals.

„Bleiben Sie bei mir, Christopher Andreijewitsch! Denken Sie um Christi willen nicht arg von mir — Sie dürfen es nicht... dürfen mich jetzt nicht mehr verlassen, hören Sie? Sie müssen mir helfen, habe ja nichts weiter als den Schatz Ihrer Freundschaft. Raten Sie, sprechen Sie, was soll ich tun, wo beginnen mit all dem Verwirrenden! Fahren Sie Pahlen nach. Er wollte zu Madame Lieven. Kommen Sie ihm zuvor. Verständigen Sie die Mutter, bringen Sie ihr meine Bitte, der Kaiserin in ihrem Leid beizustehen... sie anzuflehen, den Ort zu verlassen, den furchtbaren, verfluchten...“

Er küßte ihn. Überströmend. Hemmungslos.

IV.

Um fünf Uhr morgens stand Pahlen im Schlafgemach der Obergouvernante.

Die Kammerfrau trieb er mit einem Blick hinaus... „Sie schläft fester, als es für Leute ihres Alters schicklich ist“, knurrte er verdrossen.

Die Vorwürfe des „jungen, unreifen Menschen“ hatten ihn aufs äußerste verstimmt. Der stolze Mann litt unter der empörenden Enttäuschung mehr, als er sich eingestehen mochte... Warten wir's ab! beschwichtigte er knirschend quellenden Grimm. Den harten Schlag, der sein Selbstbewußtsein traf, würde er schon parieren... Lohn und Anerkennung fielen ihm von selber noch als reife Frucht zu. Er konnte warten.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Gesellschaft

Links: Abendkleid aus beigefarbenem Crêpe de Chine mit kastanienbraunem Überwurf. Modell: Worth, Paris. — Rechts: Grüngoldenes Lamé bildet das Material für dieses brillantenbesetzte, im Rücken tief ausgeschnittene Kleid. Modell: Worth, Paris. — Im Oval: Jugendliches Tanzkleid aus weißem Crêpe Georgette mit cremefarbenen seitlichen Volants. Modell: Jenny, Paris. — Unten links: Schwarzes Pailletten-Abendkleid. Modell: Lucien Lelong, Paris. — Unten rechts: Hauchdünnes schwarzes Seidenkleid mit Spitzenansätzen am Boleroteil der Bluse und am unteren Rockrand. Modell: Lucien Lelong, Paris.









Adam und Eva, ihr Glücklichen!

Kleiderablage – die Kehrseite des Vergnügens.

MIT ZEICHNUNGEN VON RUDOLF LIPUS.



Erstens sparen wir, zweitens haben wir warme Knie und dann kommen wir auch nicht ins Gedränge!

Ein dummer Streich, diese Apfelesserei im Paradiese! Wenn die Menschheit noch heute im Garten Eden wandeln dürfte — wieviel Ärger würde ihr erspart bleiben, wieviel Ärger mit dieser vermaledeiten Garderobe! Wenn du sie abgeben willst: „Ja, mein Herr, Nummer 785 ist auf der anderen Seite!" Und wenn du sie wiederhaben willst? Erstens hat sich zwischen dir und deiner Garderobe eine zwölffache Mauer von Menschen aufgebaut. Zweitens hört man aus deinen verzweifelten Randbemerkungen zur Lage, daß jemand deine Lackschuhspitzen auf Tragfähigkeit hin prüft. Und wenn du dich schließlich bis zur ersten Reihe durchgekämpft hast, merkst du, daß dir die Garderobemarke abhanden gekommen ist . . .! Adam und Eva, ihr Glücklichen! Später freilich, als euch der liebe Herrgott Feigenblätter schenkte, damals war die Geburtsstunde der Garderobefrau! — Und doch ist der Garderoberaum eine ganz unbezahlbare Studienanstalt für Charakterforschung. Wer Menschen kennenlernen will, betrachte sie aus der Perspektive der Garderobefrau. Da sondert sich aus der breiten Schar der Konzertgäste zunächst das Fähnlein der Pfiffigen ab. Die rechnen aus, was sie sich für das Garderobegeld alles leisten könnten, und behalten ihre Siebensachen bei sich, nach dem Grundsatz: Omnia mea mecum porto! (Ich schleppe alles, was ich habe, mit mir!) Diese Drückeberger tragen ganz wesentlich zur Luftveredelung in Vortragssälen bei. Wenn sich die durchnäßten Überzieher und Strickjacken erwärmen, verbreiten sie jene feuchten Dünste, an denen Bazillen und Bakterien ihre helle Freude haben. Sobald der Garderobestapel auf dem Schoße lästig wird, verwendet man zuweilen Windjacke und Mantel als Sitzkissen. Solche Herrschaften sind besonders geschätzt; zusehends wachsen sie und sorgen, daß der Hintermann von den Vorgängen auf der Varietébühne nichts mehr sieht!

Eine andere Spezies von Besuchern legt nur während des ersten Teils die Garderobe ab und läßt während der Pause den Saaldiener als wandelnden Kleiderständer aufmarschieren. Ganz raffinierte Mitbürger stürzen in der Pause vor dem letzten Akt oder Konzertstück hinaus und kehren dann, meist erst nach Wiederbeginn der Vorführung, mit dem Abglanz lächelnder Zufriedenheit und mit Mänteln, Hüten und Schirmen beladen in den Saal zurück. Im Bestreben, immer das kleinere Übel dem größeren vorzuziehen, tragen sie heroisch die Kleiderlast auf ihren (und ihrer Nachbarn) Knien, um zum Schluß nur ja den Kampf der Arme und Gelenke an der Garderobe meiden zu können.

Neben den Drückebergern, den Bequemen und den Vorbedachten gibt es noch besonders liebenswürdige Zeitgenossen, es sind die Ellbogen-Menschen. Die erbringen nach dem Konzert im Garderoberaum den Beweis für die Leistungen moderner Bizepskultur nnd arbeiten sich nach dem Grundsatz: Freie Bahn dem Tüchtigen! durch das dichteste Knäuel Wartender unentwegt hindurch. Sie haben zwar soeben einem Redner Beifall geklatscht, der mehr Takt im Verkehr mit Mitmenschen forderte, aber in der Garderobe ist das alles längst vergessen. Hier darf man den Schwergewichtler spielen und alle Kniffe anwenden, die man den Helden des Boxrings ablauschte. Der Vortragende hat zu besinnlicher Lebensführung und philosophischer Tiefenschau gemahnt und den Sinn auf Ewigkeitswerte gelenkt, aber in der Garderobe siegt wieder kleinliche Minutenhast. Ja, wenn man genau wüßte, daß man am Stammtisch auch um 23 Uhr noch seine geliebte Schweinsknochenportion vorfände, würde es in der Garderobe gemütlicher zugehen. Aber kann man rücksichtsvoll bleiben, wenn solche wichtige Lebensfragen auf dem Spiele stehen?



Nach der großen Pause: Unverschämtheit von dem Kapellmeister, schon anzufangen!

Manche Leute haben ein begnadetes Talent, der Garderobefrau das Leben so sauer wie möglich zu machen. Sie geben siebenerlei Garderobestücke ab, nicht eingerechnet die Gummischuhe, eine Aktenmappe, Regenschirm, Handschuhe und ein Halbdutzend sperrige Weihnachtspäckchen. Unter der Garderobetafel sieht es aus wie in einem Trödelladen, und wenn dann mit dem Vorrat schnell geräumt werden muß, gesellen sich zuweilen zwei linke Gummischuhe zueinander, und es gibt nach einiger Zeit ein umständliches Sortiergeschäft (mit Liebenswürdigkeiten).

Ist es endlich dem Ehegatten geglückt, die Familiengarderobe zu erbeuten, stellt sich eine neue Schwierigkeit ein: er wird die Kleider nicht los, sintemalen Frau Gemahlin und Fräulein Tochter vor dem



Der feine Mann läßt sich seine Sachen schon vor Schluß vom Saaldiener holen — eine überaus angenehme Rücksichtslosigkeit.

Der Kampf ums Kleid.

Spiegel stehen, den Hut malerisch ins Haar drückend und die Stirn mit Löckchen garnierend. Diese Minuten erziehen zu überirdischer Geduld. Man wird philosophisch und grübelt über den Sinn der Garderobe. In Berlin kann man derweilen kleine Plakate studieren: „Eintritt frei, Garderobe 1 Mark." (Garderobe ist ein Fremdwort, es heißt zu deutsch: dunkle Schiebung!) — Eine Tantalusqual besonderer Art aber ist's, wenn man sich nach allerhand unangenehmen



Der lebende Garderobeständer: Das Ewig-Weibliche hält uns gern auf.



Wo hab' ich nun bloß wieder meine Garderobemarke gelassen?

Abenteuern bis zum Garderobentisch durchgearbeitet hat und nun öffentlich feststellen muß, daß man die Marke nicht ausfindig machen kann. Wo hält sie sich verborgen? In der Westentasche? Im Portemonnaie? Zwischen Finger und Ehering? In der Hosentasche? Ruhig Blut! Wenn sich der Schwarm verlaufen hat, müssen sich ja schließlich Mantel, Hut und Schirm auch ohne Marke als Eigentum ausweisen! Aber welche Enttäuschung, wenn statt des seidenen Regenschirms mit Horngriff nur noch ein Spazierstock vorhanden ist, einer von der Art, wie man sie zur Bändigung störrischer Ochsen verwendet. Solche Metamorphosen gehören nicht zu den Seltenheiten des Garderoberaums ... P. G. Münch.

Vom Mikrophon bis zur Schallplatte.

Neuzeitliche Aufnahmetechnik



Nicht für den Rundfunk, sondern für eine Schallplatten-Aufnahme spielt das Orchester vor dem Kathodophon, dem ebenfalls im Rundfunk verwendeten elektrischen Aufnahmeapparat. Links davon ein Reißmikrophon.

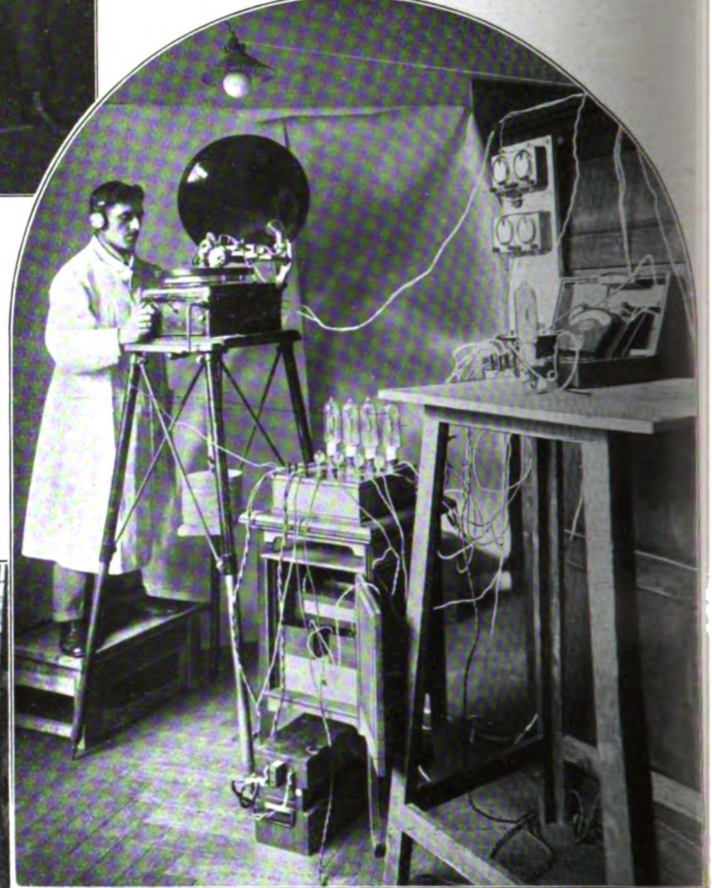
An dem Prinzip, das Edison an seiner genialen Erfindung der Sprechmaschine vor nunmehr etwa einem halben Jahrhundert praktisch zur Anwendung brachte, hat sich wenig geändert. Daß man die ursprünglich verwendeten Walzen durch die heute allgemein üblichen Platten ersetzte, geschah nicht nur zum Zweck der leichteren Aufbewahrung und des geringeren Raumbedarfs, sondern auch, weil die Herstellung von flachen Platten einfacher ist als die der zylindrischen Walzen.

Ein weitverbreiteter Irrtum ist der, daß die Schallplatten aus Hartgummi bestehen. Der Hauptbestandteil ist vielmehr Schellack, dem gewisse Füll- und Farbmittel, Schwerspat, Wolle, Ruß u. a., zugesetzt werden. Der Bedarf an Schellack ist so groß, daß eine einzige deutsche Schallplattenfabrik jährlich für mehrere Millionen Mark von diesem Produkt verbraucht. Dieses Plattenmaterial findet aber nur zum Prägen der Schallplatten, nicht zur Aufnahme Verwendung.

Die Technik der Aufnahme von künstlerischen Darbietungen zum Zwecke der Schallplattenherstellung ist außerordentlich von der Technik des Rundfunks beeinflußt worden. Das Mikrophon und der elektrische Röhrenverstärker sind heute Hauptbestandteile des Aufnahmeapparats geworden. Mit ihrer Hilfe wird die Stahlnadel in Schwingungen versetzt, die die Töne in eine Wachsplatte einritzt. Diese Wachsplatte ist vor Beginn der Aufnahme vollkommen glatt geschliffen und hochglanzpoliert. Schon die kleinste Unebenheit würde ja auf der fertigen Grammophonplatte hörbar werden. Der schneckenförmige Ablauf der Nadel auf der Platte wird durch ein besonderes Uhrwerk bewirkt. Ist die Aufnahme beendet, so wird von der Wachsplatte ein galvanoplastischer Abdruck hergestellt. Die Platte wird mit feinem Graphit bestäubt und in ein Kupferbad gehängt. Hierbei wird durch eine besondere Einrichtung die Platte in ihrem Halter dauernd gedreht, damit der Kupferüberzug vollkommen gleichmäßig wird. Nach etwa 16 Stunden ist dieser Überzug stark genug geworden. Er bildet ein negatives Abbild der Wachsplatte, so daß man mit ihm Platten prägen könnte, die die Wiedergabe der Töne ermöglichen. Da aber die Wachsplatte außerordentlich empfindlich ist und schon leichte Beschädigungen sie unbrauchbar machen würden, bezeichnet man nicht die Wachsplatte, sondern den von ihr genommenen ersten galvanischen Abdruck als Original. Dieses wird aufs sorgfältigste aufbewahrt, und es werden von ihm wiederum galvanische Abdrücke gemacht, von denen endlich in nochmaliger Umkehr die endgültigen Preßmatrizen gewonnen werden. Diese Preßmatrizen sind etwa 0,4 bis 0,5 mm starke Kupfergalvanos, die unter hohem Druck auf stärkere Messingplatten aufgelötet werden. Eine Nachbearbeitung auf der Drehbank macht sie verwendungsfertig, so daß sie in die Preßformen eingelegt werden können. Nunmehr kann das Schallplattenpressen seinen Anfang nehmen.



Nebenstehend: Galvanische Bäder zur Herstellung von Schallplattenmatrizen. Die einzelnen Galvanos hangen in drehbaren Rahmen, um gleichmäßige Verkupferung zu erzielen.



Ein Radio-Apparat? Nein — ein elektrischer Aufnahmeapparat für die Herstellung von Schallplatten.

Sorgfältig vorbereitete Plattenmasse wird in etwa 10 × 20 cm große Plättchen auf Wärmeplatten gelegt, auf denen gleichfalls die Preßformen angewärmt werden. Die Plattenmasse wird durch die Erwärmung leicht knetbar. Ein entsprechendes Quantum wird in die Form gelegt und diese, nachdem vorher die Schallplattenetiketten eingelegt worden sind, geschlossen und unter die Presse gelegt. Nach wenigen Sekunden ist der Preßvorgang beendet. Die Platte wird aus der Form genommen, und lediglich eine kleine mechanische Nachbearbeitung, Abschleifen des Randes und allgemeine Kontrolle, ist nötig, um die Platte versandfertig zu machen.

Ausschlaggebend für die Güte der Platten in rein mechanischer Hinsicht ist ihr Gehalt an Schellack, einem ziemlich teueren Rohprodukt. Alle Mühe aber, die man bei der fabrikationsmäßigen Herstellung der Platte verwendet, ist vergeblich, wenn die Originalaufnahme nicht gelungen ist. Man stellt heute außerordentlich hohe Anforderungen an die naturgetreue Wiedergabe von Musik und Sprache durch die Sprechmaschine. Vor allen Dingen verlangt man die plastische Tonwirkung, den sogenanten Raumton, der weniger ein Produkt des Wiedergabeapparats als vielmehr der Aufnahme selbst ist. Man ist davon abgekommen, in kleinen Aufnahmeräumen, die durchaus den heute noch vielfach benutzten Besprechungsräumen der Rundfunk-Sendegesellschaft gleichen, die Aufnahmen herzustellen, sondern man hat für den Zweck sorgfältig ausgesuchte große Räume gewählt, in denen sich akustische Wirkungen erzielen lassen, die natürlich der Aufnahmeapparat mit allen Feinheiten aufnimmt.

Unzweifelhaft sind durch die Zusammenarbeit hervorragender Künstler und erfahrener Techniker gerade in der letzten Zeit in der Schallplattenherstellung Fortschritte erzielt worden, die die deutschen Erzeugnisse mit zu den besten der Welt machen. G. D.



In der Schallplattenpresserei. Plattenform und Schallplattenmasse werden auf dampfgeheizten Wärmplatten angewärmt. Die hydraulischen Pressen arbeiten mit 150 Atmosphären, damit alle Feinheiten herauskommen.

HEIMISCHE EULEN

Bildurkunden nach Aufnahmen von Martin Schlott, dem Verfasser des gleichnamigen Beitrags auf Seite 836.







Abwehrstellung der Schleiereule.

Oben rechts: Schleiereule (Altvogel) an ihrem Schlafplatz.

Im Oval: Unvollständiges Gelege der Schleiereule in einer Scheune.





Abwehrstellung der Waldohreule (2. Daunenkleid mit sprossendem Endgefieder).

Rechts nebenstehend: Junge Waldohreulen im Übergang zum 2. Daunenkleid im Horst. Das mittlere Tier geht in Abwehrstellung über.







Alte Waldohreule vor ihrer Wohnhöhle (Winterquartier).

Im Kreis: Frisch ausgefallene Jungvögel des Steinkauzes in ihrem Nestloch in einer Pappel (1. Daunenkleid).

Unten rechts: Alter Steinkauz, Bücklinge machend.

Wissen und Leben

Heimische Eulen. (Hierzu die Bildertafel auf S. 835.) Mit zu dem anregendsten Zweige heimischer Vogelbeobachtung gehört die Beschäftigung mit Eulen. Der Fernerstehende rechnet diese ihm stets fremd und geheimnisvoll bleibenden, ja, oft direkt unheimlichen Vögel infolge ihrer Eigenschaft, sich fast ausschließlich vom Fleische getöteter Beutetiere zu ernähren, und wegen ihres Krummschnabels und der Dolchfänge als „Nachtraubvögel“ zu den Raubvögeln, also etwa den Falken und Adlern. Sie haben jedoch mit diesen außer derartigen gleichlaufenden Anpassungen, bedingt durch die ähnliche Lebensweise, nichts gemein. Die Wissenschaft faßt sie heute vielmehr als selbständige Ordnung auf oder stellt sie als Unterordnung zu den Rackenvögeln und dokumentiert so ihre Sonderstellung innerhalb der Vogelgruppen. Am besten werden wir mit den augenfälligsten Eigentümlichkeiten des Eulengeschlechtes vertraut, wenn es uns vergönnt ist, einen Blick in ihre Kinderstube zu tun, etwa in die der so wundervoll geperlten Schleier- oder der uhuähnlichen Waldohreule, oder in die des Totenvogels des Volkes, des Steinkauzes. Die Anlage der Jugendwiege geschieht ohne besonderen Aufwand, da so gut wie alle Eulen keine Nestbauer sind, sondern sich mit vorhandenen Gelegenheiten begnügen. Während aber die einen als Freibrüter ihren Brutplatz etwa in einem alten Krähen- oder Bussardhorste wählen (z. B. Waldohreule), richten ihn sich die anderen als Höhlenbrüter (Steinkauz, Waldkauz, Schleiereule usw.) in einem Baum- oder Gemäuerloch oder in einem Gebäude ein. Hier ruht das Gelege, weiß und glattschalig, ohne irgendwelche Nestvorbereitung (mit Ausnahme einer geringen Platzsäuberung) auf den vorgefundenen Bodengrund abgelegt, meist schon vom ersten oder zweiten Ei ab bebrütet. Die Brutdauer ist bei den einzelnen Arten etwas verschieden, ebenso die Eizahl und Eigröße. Eine gewisse Ausnahmestellung nimmt hierbei die sonst auch in ihrer Entwicklung oft abweichende Schleiereule ein, deren im Verhältnis kleine Eier nicht rund, wie bei den anderen Eulen, sondern langgestreckt sind und länger als bei gleich großen Arten bebrütet werden. Ist die Schlüpfzeit des Geleges herangekommen, dann fallen helle, kleine Daunenbälle aus. Meist weiß, dicht und wollig ist ihr Kleid, nur bei der Schleiereule auffallend dünnfedrig, so daß hier die faltige Haut zum Durchschein kommt und den Jungen ein häßliches, fast greisenhaftes Aussehen verleiht. Die Eulenvögel weisen ihr molliges Jugendkleid in Übereinstimmung mit den Raubvögeln auf. Während sie aber blind zur Welt kommen und je nach der Art verschiedene Zeit (etwa 5 bis 10 Tage) gebrauchen, bis sich die Augen öffnen, fallen die Raubvögel sehend aus dem Ei. Blickt man zu solchem Zeitpunkt in eine Eulenwiege, werden schon recht bewegliche Junge darin gefunden, die mit eigenartig schiebend-bohrender Bewegung ihre Ortsveränderungen vornehmen. Mit Ausnahme der langsam wachsenden Schleiereule entwickeln sich die Eulenjungen verhältnismäßig rasch. Ganz eigenartig, ja, direkt alleinstehend innerhalb der Vogelreihe, geschieht dabei ihre Federentwicklung. Zwischen Daunen- und Endgefieder schiebt sich hier nämlich ein Zwischengefieder ein, das für gewöhnlich einen halbdaunigen Übergang zum Endgefieder darstellt und nur ausnahmsweise in seinem Bau letzterem schon fast ganz entsprechen kann (z. B. Steinkauz) oder ganz rein daunig bleibt (nur bei der Schleiereule) und nicht zum Endgefieder vermausert, sondern von diesem mit emporgehoben wird und schließlich abfällt. Normalerweise geschieht die Vermauserung zum Endgefieder bald nach dem Flüggewerden, und um diese Zeit zeigen die Jungeulen auch ihre eigenartige, je nach der Art mehr oder weniger verschiedene Kampf- oder Abwehrstellung am prägnantesten, sobald sie, jetzt noch unsicher fliegend, bei ihrer Tagruhe im Gezweig überrascht werden. — Bei der Besichtigung eines Eulennestplatzes müssen schließlich auch die reichlichen Gewöllansammlungen auffallen, die hier zu finden sind. Das Ausspeien des Gewölls ist im Eulengeschlecht ganz besonders ausgeprägt, bedingt durch ihre eigentümliche Nahrungsaufnahme und Verdauung, die sie wiederum von den Raubvögeln scheidet. Während letztere es nämlich nach Möglichkeit vermeiden, Haare und Federn mitzufressen, die gefressenen Knochen mit verdauen und daher nur selten Gewölle auswerfen, fressen die Eulen stets Federn oder Fell und Knochen mit und speien ganz regelmäßig Gewölle aus, die diese Bestandteile unverdaut wieder enthalten. Da die Knochen gut erkennbar bleiben, läßt sich durch Gewölluntersuchungen die Nahrung der Eulen jeweils sicher bestimmen und so ihr für den Menschen überwiegend nützlicher Nahrungserwerb unwiderleglich dartun. Durch gesetzliche Verordnung sind die Eulen das ganze Jahr geschützt; ihr Fang, Abschuß, die Ausnahme von Nestern usw. ist also strafbar. Martin Schlott, Breslau.



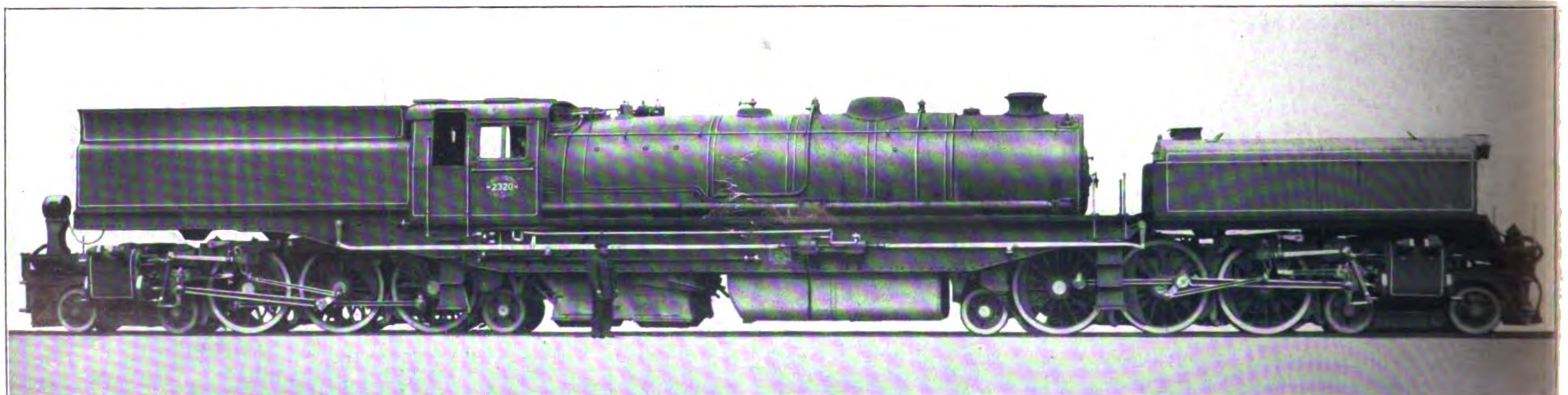
Albrecht v. Haller, ein bedeutender vielseitiger Gelehrter und Dichter des 18. Jahrhunderts, dessen Todestag sich am 12. Dezember zum 150. Male jährt. Nach einem Stich aus dem Jahre 1775. (Vgl. hierzu den nebenstehenden Beitrag.)

Albrecht v. Haller. (Vgl. hierzu nebenstehende Abbildung.) Zu den interessantesten Erscheinungen unter den Gelehrten des 18. Jahrhunderts gehört Albrecht v. Haller, der vor 150 Jahren am 12. Dezember starb. Nicht nur die Vielseitigkeit seines Wissens und seiner Begabung ist bewundernswert. Wichtiger ist, daß er in ganz verschiedenen Zweigen der Wissenschaft Grundlegendes schuf. Auf den verschiedensten Gebieten, vor allem auf denen der Physiologie, der Anatomie und der Botanik, kam er zu neuen, bahnbrechenden Erkenntnissen. Seine sich stets auf genaueste Naturbeobachtung und Experimente stützenden Forschungen ließen ihn Zusammenhänge erkennen, deren Richtigkeit erst viele Jahrzehnte später voll bestätigt wurden. So bekämpfte er aufs eifrigste die Linnésche schematische Klassifizierung der Pflanzen, die sich auf rein zufälligen Äußerlichkeiten aufbaut. Er setzte an ihre Stelle eine natürliche Anordnung, bei der er auf Wandelbarkeit der Formen und auf die innere Verwandtschaft äußerlich sehr verschiedener Gebilde hinwies. Trotz des hohen Ansehens, das Haller in der wissenschaftlichen Welt der ganzen Erde genoß, war die Zeit noch nicht reif für diese seine Erkenntnis, und der Linnésche Schematismus setzte sich durch. Heute sind wir längst zu der von Haller zuerst angegebenen Gruppierung übergegangen. Seine Erkenntnis von der Wandelbarkeit der Arten hat später volle Anerkennung gefunden. Seine physiologischen und anatomischen Arbeiten, wie die über die Reizbarkeit der Muskeln, das Wachstum der Knochen, die Lebensvorgänge im bebrüteten Ei, haben bestimmend auf die Entwicklung dieser Wissenschaften gewirkt. Großen Einfluß übte Haller auch als Philosoph auf seine Zeitgenossen aus. Seine philosophischen Schriften verfaßte er zum Teil in seiner Jugend, zum Teil in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, die er in Bern, wo er am 16. Oktober 1708 geboren war, verbrachte. Man hatte ihn dort in den Großen Rat berufen und zum Ammann ernannt. Haller wirkte auch hier in der Regierung des Landes vorbildlich, verbesserte die Einrichtungen von

(Fortsetzung s. Seite 838.)

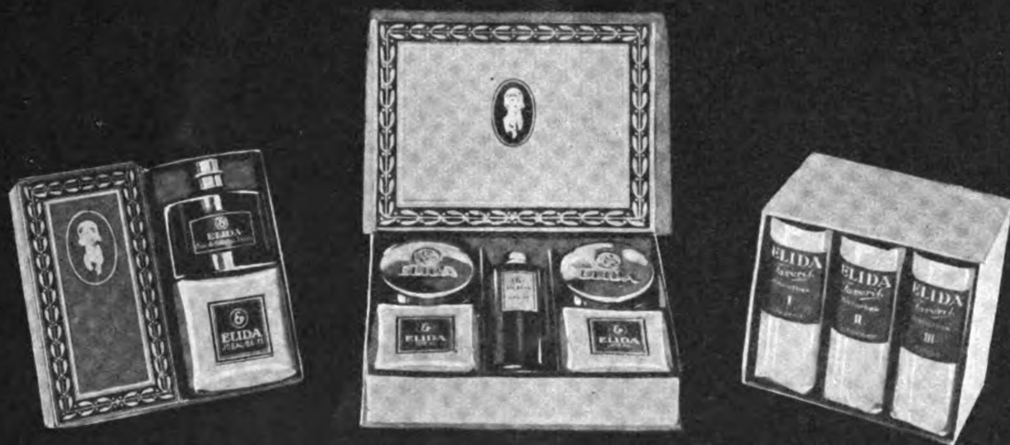


Ein Kraft erforderndes Spiel: Sauerländer beim „Op de Dicken“, einem alten Kegelspiel mit „Kegeln und Kugeln“ aus Hartholzklötzen. (Hierzu der Beitrag „Op de Dicken“ auf Seite 838.)



Riesenleistung deutschen Lokomotivbaues: Eine der für die südafrikanische Gebirgsstrecke Kapstadt-Pietermaritzburg von der Lokomotivbauanstalt J. A. Maffei A.-G. in München gebauten Lokomotiven, der schwersten je in Europa hergestellten Zugmaschinen ihrer Art. (Die Erklärung hierzu s. Seite 838.)




ELIDA
ELIDA
ELIDA
ELIDA
ELIDA
ELIDA

Bergwerken und Krankenhäusern, setzte sich für die Schaffung neuer Unterrichtsanstalten ein und stellte seine Kenntnisse in den Dienst der Landwirtschaft, die durch ihn eine wesentliche Förderung erfuhr. Aber auch in rein politischen Angelegenheiten gab seine Stimme den Ausschlag. — Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit jedoch fällt mit seiner Göttinger Professur zusammen, in die Zeit von 1736 bis 1753. Das sind die Jahre, die seinem Namen Weltgeltung verliehen. Der Glanz dieses Namens strahlte auf die junge Universität zurück. Haller gehörte ihr seit dem Gründungsjahr an. Viele ihrer Einrichtungen, wie der Botanische Garten, eine Entbindungsanstalt, anatomische Institute usw., verdanken ihm ihre Entstehung. Seine berühmteste Göttinger Gründung war die durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen hoch angesehene „Königliche Sozietät der Wissenschaften". — Schon in früher Jugend war Haller auch mit poetischen Versuchen hervorgetreten. Die von ihm verfaßten Lehrgedichte, in denen er vielfach seine philosophischen Gedanken niederlegte, wurden nicht nur viel gelesen, sondern auch viel nachgeahmt. Seine Zeit stellte ihn auch als Dichter sehr hoch. Er starb am 12. Dezember 1777 in Bern. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er geistig und körperlich schwer leidend, was sich auch in seinen letzten Veröffentlichungen in Form tiefer Schwermut widerspiegelt. Dr. A. Neuburger.

„Op de Dicken", ein altes Kegelspiel aus dem märkischen Sauerlande. (Hierzu die mittlere Abbildung auf Seite 836.) Das märkische Sauerland ist die Wiege unserer heute so gewaltig dastehenden Industrie. Noch ehe die Dampfmaschine erfunden und die Steinkohle entdeckt wurde, rasselten in den Gebirgstälern des Sauerlandes schon die uralten Wasserhämmer, in denen Schwerter, Sensen und Pflugscharen geschmiedet wurden. Es ist ein ununterbrochenes wüstes Berg- und Waldland mit ganz engen Tälern und breiten, bewaldeten Bergkuppen. Das Wohnen in den kalten, engen Tälern gefiel dem freiheitliebenden starken Bauernvolke nicht, und so finden wir denn die alten Siedelungen und Höfe ausschließlich auf den Bergen. Der reiche Holzbestand lieferte ihnen Kohlen zum Schmieden und die „rote Erde" das Eisen. Nicht einen einzigen Bauernhof finden wir hier, auf dem nicht ein oder mehrere Schmieden lägen, die zum Teil noch heute in Tätigkeit sind. Hier wurden seit uralter Zeit Schafscheren, Feilen, Zangen und sonstiges Handwerkszeug mit der Hand geschmiedet. — Es ist ein rauhes und starkes Geschlecht, das in diesen wilden Bergen haust, und ebenso rauh sind seine Manieren und Spiele. Diese starken und rauhen Menschen, die wochentags das Eisen hämmerten und den steinigen Acker bauten, konnten auch an den Feiertagen nicht ruhen und rasten, und entsprechend ihrer robusten Kraft schufen sie sich ihre Spiele und Unterhaltungen. Und in diesem Sinne ist denn auch das Kegelspiel „Op de Dicken" so recht ein Spiel der Hammerschmiede. Schon das Material, aus dem es besteht, zeigt uns einigermaßen seine Herkunft: Neun dicke Buchenklötze nehmen in entsprechenden Abständen die Stelle der Kegel ein, während zwei oder mehrere länglichrunde Hartholzklötze als Wurfgeschosse dienen. Nur ein starker Arm, der den schweren Hammer zu schwingen gewohnt ist, vermag diese gewaltigen Klötze umzuwerfen. Vor vierzig oder fünfzig Jahren war dieses Spiel noch auf fast jedem Bauernhof zu finden, und die Schmiedegesellen vertrieben sich Sonntags damit die Zeit. Später artete es zum wirklichen Sport aus. Tüchtige Werfer waren gesucht, und die Parteien zogen von Hof zu Hof. Auch öffentliche Wettkämpfe mit entsprechenden Preisen wurden nicht selten veranstaltet. Man spielt in Parteien, ähnlich wie auf der Bohlenbahn. Die Kegel heißen Pinne. Man spricht von Vorder- und Eckpinn. Der mittelste Kegel führt bei entsprechender Größe den Namen König. Die Partei, welche die meisten Pinne umwirft, hat gewonnen. Geschickte und kraftvolle Werfer bringen es fertig, mit einem einzigen Wurf zwei oder wohl gar drei Pinne umzuwerfen. Heute findet man dieses Spiel nur noch ausschließlich auf den Höfen der Wirtshäuser. Aug. Kohlenberg.

Eine Riesenleistung deutschen Lokomotivbaues (siehe die untere Abbildung auf Seite 836) hat die Münchener Lokomotivbauanstalt J. A. Maffei A.-G. in den zwei Gelenk-Lokomotiven vollbracht, die sie für die südafrikanischen Eisenbahnen gebaut und in diesen Tagen abgeliefert hat. Die Maschinen wurden nach dem Entwurf der Firma und in Zusammenarbeit mit den Ingenieuren der südafrikanischen Bahnen nach einer der Firma patentamtlich geschützten Konstruktion hergestellt. Sie werden auf der schwierigen, kurvenreichen Gebirgsstrecke von Kapstadt nach Pietermaritzburg schwere Schnellzüge befördern. Die hinsichtlich ihrer Bauart und Größe sehr bemerkenswerten 12achsigen Lokomotiven sind die schwersten bisher in Europa gebauten. Ihre Länge beträgt, zwischen den Puffern gemessen, 26,5 m, das Dienstgewicht 186 t. Die Zugkraft erreicht den hohen Wert von 27 000 kg. Die drei gekuppelten Achsen an jedem Maschinenende werden von Zwillingsdampfmaschinen angetrieben. Zur Einstellung der Umsteuerung dient ein eigener Dampfzylinder, so daß der Maschinenführer nur geringe Kräfte dafür aufzuwenden hat. Auch sonst ist die Bedienung der gewaltigen Maschine sehr erleichtert. Die Rostfläche von 5,5 qm braucht nicht von Hand bedient zu werden, sondern der Transport der Kohle und deren Verteilung über den Rost geschieht mechanisch. Der Heizer hat also nur auf das richtige Funktionieren der Hilfsmaschine zu achten und kann darum seine Aufmerksamkeit mehr der Signalbeobachtung zuwenden. Die mit dieser Lokomotive zu vollbringende Leistung wird um so erstaunlicher, wenn wir erfahren, daß die Spurweite in Südafrika nicht, wie die unserer Eisenbahnen, 1435 mm beträgt, sondern nur 1067 mm (Kapspur).

Künstlicher Kautschuk. Das Problem der künstlichen Kautschukgewinnung ist nicht neu und war im Prinzip bereits vor dem Kriege gelöst. Unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse erfuhr es in Deutschland lebhafte Förderung, so daß man am Ende des Krieges sagen durfte, daß technische Schwierigkeiten für die künstliche Kautschukgewinnung überwunden waren. Nicht aber waren es die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Die Erzeugung künstlichen Kautschuks scheiterte daran, daß kein genügend billiger Rohstoff vorhanden war, der es dem künstlichen Kautschuk ermöglicht hätte, mit dem billigen Naturprodukt zu konkurrieren. Fast alle Länder der Welt, außer England, haben das größte Interesse daran, daß künstlicher Kautschuk zu wettbewerbsfähigen Preisen an den Markt gelangt, um das lukrativste aller Weltmonopole, das englisch-holländische Gummimonopol, zu durchbrechen. Der englische Schatzkanzler Churchill hat vor nicht allzu langer Zeit einmal erklärt, daß die Kriegsschuld Englands an die Vereinigten Staaten von Amerika mit Kautschuk bezahlt werden soll, und da Amerika gezwungen ist, jährlich für 2 Milliarden Goldmark Kautschuk von den Engländern zu kaufen, erscheint dieser Ausspruch nicht übertrieben. Auch Deutschland ist gezwungen, für jährlich beinahe 200 Millionen Goldmark Kautschuk zu importieren. Die gesamte Kautschukerzeugung der Welt beträgt für das Jahr 1927 über 600 000 Tonnen (à 1000 kg). Die wirtschaftliche Herstellung künstlichen Kautschuks ist daher ein äußerst verlockendes Problem und ist gerade in den Laboratorien deutscher Fabriken aufs eifrigste gefördert worden. Noch vor kurzem hat die russische Sowjetregierung ein hoch dotiertes Preisausschreiben an die Chemiker aller Länder erlassen für Ausarbeitung eines Verfahrens zur wirtschaftlichen Erzeugung von künstlichem Kautschuk. Bei diesen Voraussetzungen ist es um so erfreulicher, daß es wiederum deutschen Chemikern gelungen ist, einen Rohstoff für die künstliche Kautschukgewinnung aufzufinden, der es ermöglichen wird, in wirtschaftlicher Weise synthetischen Kautschuk zu gewinnen. Geheimrat v. Weinberg, Verwaltungsmitglied der J. G. Farbenindustrie, machte auf der 50jährigen Jubelfeier des Vereins zur Wahrung der Interessen der Chemischen Industrie Deutschlands die hochbedeutsame Mitteilung: „Durch Kontaktsynthese wird es uns ferner gelingen, die Ausgangsstoffe für die Synthese von Kautschuk und Guttapercha in bequemer Weise zu gewinnen." Damit dürfte das Problem der künstlichen, wirtschaftlichen Er-

zeugung von Kautschuk gelöst sein. Angebracht ist daher ein Blick in die Geschichte der künstlichen Kautschukgewinnung. Chemisch versteht man unter künstlichem Kautschuk hochmolekulare, kolloidale Kondensationsprodukte gewisser ungesättigter Kohlenwasserstoffe, wobei dem natürlichen Kautschuk das aus dem Kohlenwasserstoff Isopren erhaltene Produkt am nächsten in seinen Eigenschaften kommt. Schon Bouchardat erkannte im Jahre 1875 den innigen Zusammenhang zwischen Isopren und Kautschuk, und es gelang ihm bereits, ohne daß dieser Tatsache technische Bedeutung zugekommen ist, aus Isopren durch Behandlung mit gasförmiger Salzsäure kautschukähnliche Gebilde zu erhalten. Erst der deutsche Chemiker F. Hofmann erhielt im Jahre 1909 zum erstenmal synthetischen Kautschuk, der dem Naturprodukt in den wichtigsten Eigenschaften glich. Im D. R. P. 250 690 wurde diese wichtige Erfindung niedergelegt, und die Elberfelder Farbenfabriken, jetzt J. G. Farbenindustrie, führten die Erfindung in technischem Maßstabe durch. Weiter hat sich dann der vor kurzem verstorbene deutsche Chemiker Harries große Verdienste bei der Synthese von Kautschuk erworben. Erstmalig erhielt die Fachwelt Kenntnis von dieser bedeutenden Tatsache durch einen Vortrag in Wien im März 1910. Bemerkenswert ist noch, daß die Zahl der Patentanmeldungen in den Jahren 1910 bis 1914, die sich auf die Kautschukgewinnung beziehen, nicht weniger als 500 betrug, und in der Folgezeit sind bis heute zahlreiche weitere Patente hinzugekommen. Viel Scharfsinn, Fleiß, Zeit und Geld sind an die technische Ausarbeitung der Kautschuksynthese vor allem in Deutschland gehängt worden. Bereits vor dem Kriege kam synthetischer Kautschuk in den Handel, der aber, als der Preis des natürlichen Kautschuks von 30 auf 4 Mark fiel, nicht mehr konkurrenzfähig war. Im Krieg wurde dann die Erzeugung synthetischen Kautschuks in Deutschland wiederaufgenommen, und 1917 konnten die Elberfelder Farbenfabriken 2 Millionen kg liefern. Nach dem Krieg mußte die synthetische Kautschukgewinnung aus wirtschaftlichen Gründen wieder verlassen werden. Heute aber stehen wir an der Schwelle einer Zeit, in welcher der künstliche Kautschuk berufen sein wird, ein gewichtiges Wort zu sprechen, und wiederum hat die Synthese ein Weltwirtschaftsmonopol, in diesem Falle ein englisches, durchbrochen. — Was nun die technische Seite der Kautschukgewinnung angeht, so kann nur so viel gesagt werden, daß der Rohstoff für die Kautschukerzeugung bei den bekannten synthetischen Prozessen der J. G. Farbenindustrie gewonnen wird, ob im Anschluß an die Kohleverflüssigung (Herstellung künstlichen Erdöls) oder im Zusammenhang mit der sogenannten Methanolsynthese (Herstellung künstlicher Alkohole), entzieht sich der Kenntnis Außenstehender, ist auch für die Bedeutung der Synthese belanglos. Jedenfalls sind heute die eigentlichen Rohstoffe der Kautschukgewinnung, die Kohle und das Wasser bzw. das aus diesen erhältliche Wassergas, ein Gemenge von Kohlenoxyd und Wasserstoff, das durch Kontaktsynthese in den Rohstoff für die Kautschukgewinnung, wahrscheinlich das Isopren, übergeführt wird. — Prophezeien ist auf dem chemischen Gebiet eine mißliche Sache. Ob das Kunstprodukt das Naturprodukt verdrängen wird, bildet eine Frage, die erst im Lauf der kommenden zehn Jahre zu beantworten sein wird. Wenn man den Siegeslauf des synthetischen Stickstoffs in knapp 10 Jahren betrachtet, der Deutschland von einer Einfuhr ausländischen Stickstoffs, die vor dem Krieg sich zahlenmäßig um 200 Goldmillionen bewegte, frei machte und Deutschland in die Reihen der Stickstoffexporteure eintreten ließ, dann muß mann sagen, daß das synthetische Produkt wenigstens auf dem deutschen Markt das natürliche (Chilesalpeter) in einer beinahe unglaublichen und wohl von niemandem vorausgesehenen Zeit verdrängt hat, und, was ganz besonders wichtig ist, daß das natürliche Produkt (Chilesalpeter) heute 50 Proz. teurer ist als das synthetische Produkt. Ob sich in der Erzeugung künstlichen Kautschuks ähnliche Verhältnisse ergeben werden, muß die Zeit lehren, wobei man nicht vergessen darf, daß die Preise, die heute von den monopolistischen Erzeugern des natürlichen Kautschuks gefordert werden, im Verhältnis zu den Selbstkosten viel zu hoch sind und noch beträchtlich gesenkt werden können. Für Deutschland ist jedenfalls das eine wichtig, daß es in absehbarer Zeit in der Lage sein wird, seinen Kautschukbedarf aus der synthetischen Erzeugung im eigenen Lande zu decken, und daß dadurch eine merkliche Entlastung der Außenhandelsbilanz eintreten wird. Die chemische Industrie — und dies ist ihre volkswirtschaftlich bedeutendste, vornehmste und von den leitenden Männern der deutschen chemischen Industrie voll gewürdigte Aufgabe — macht Deutschland immer unabhängiger vom Bezug ausländischer Rohstoffe. Immer mehr erweist sich die chemische Industrie als ein Eckpfeiler der deutschen Gesamtwirtschaft und trägt in großem Maße durch ihre genialen Synthesen dazu bei, die Auswirkungen des Versailler Vertrags und des Dawesplans zu mildern. Dr. Freitag.

Infektion als Krankheitsursache im Wandel der Jahrtausende. In einer jüngst erschienenen Arbeit des Münchner Hygienikers Karl Kißkalt über „Entstehen und Vergehen von Seuchen" weist dieser Forscher, dem wir wertvolle epidemiologische Forschungen verdanken, auf folgende wichtige Tatsachen hin: „So groß unsere Achtung vor den Leistungen der griechischen und römischen Ärzte ist, zweierlei wundert uns immer, wenn wir an ihre Auffassung von Infektionskrankheiten denken: das eine ist, daß sie die akuten Exantheme, Pocken, Scharlach und Masern, nicht beachtet haben, und das andere, daß damals keine Maßnahmen gegen die ansteckenden Krankheiten getroffen wurden." Demgegenüber muß aber daran erinnert werden, daß man auch in der antiken Medizin die Übertragbarkeit gewisser Krankheiten und die von einzelnen Patienten ausgehenden Gefahren gekannt hat. Es mag hier nur erinnert werden an die Pestschilderung des Historikers Thukydides, die in verschiedener Weise gedeutet und vielleicht als Fleckfieber oder Milzbrand angesehen werden darf. Weiter werden bei Plato übertragbare Bindehautkatarrhe erwähnt, und bei Galenos wird auf die Gefahr des Verkehrs mit Pestkranken und Leuten, die an Augenentzündung, Krätze und Schwindsucht leiden, hingewiesen. Im 3. Jahrhundert gedenkt Aretaios von Kappadozien der Ansteckung mit Lepra (Aussatz), die, wie bei der Pest, durch die Atemluft erfolgt. Aber sonst wird in der Tat in der ganzen griechischen Literatur nur von einer allgemeinen Ursache der Epidemie gesprochen, von dem, was in der Hippokratischen Schriftensammlung als „Miasma" bezeichnet wird (von miaino = ich verunreinige). Diese Unreinlichkeiten sollten von sumpfigen Stellen aufsteigen und der Ausgangspunkt z. B. der Malaria (= schlechten Luft) sein, als deren Erreger wir seit Laverans Untersuchungen die Mücken kennen, an deren Existenz übrigens schon römische Schriftsteller dachten. Irgendwelche Allgemeingültigkeit hat aber der Infektionsgedanke in der griechischen Medizin nicht bekommen, wie Diepgen hervorgehoben hat. Erst das Mittelalter bringt hier den Umschwung, indem es die Infektion als Krankheitsursache voll erfaßt. Von Osten her lernt man in dieser Zeit die Ansteckungsfähigkeit der Leprösen kennen, die schon in den mosaischen Isolierungsvorschriften lebendig war, und im Laufe des 13. Jahrhunderts lernt man die akuten pestartigen Fieber, die Wundrose, den Milzbrand, Influenza, Diphtherie, typhöse Erkrankungen usw. kennen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts trat die Pest in schrecklichen Epidemien auf; auch zeigte sich die Syphilis, gegen die man schon damals graue Quecksilbersalbe verordnete. Gegen die Pest, als deren Überträger Ratten in Betracht kamen, schuf man in einzelnen Häfen im Jahre 1377 die erste Quarantäne und in Marseille die erste Schiffsstation, der in Venedig (1403) ein Quarantänelazarett folgte. Wochenlang wurden die Häuser gelüftet und ausgeräuchert und die Betten den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ja, sogar die Briefe wurden geräuchert und das infektiöse Geld mit Essig gewaschen. Die Anmeldepflicht bei den Seuchen begann Gestalt anzunehmen, und Maßnahmen wurden ausgebaut, die heutzutage wieder im Reichsseuchengesetz erscheinen. Erich Ebstein, Leipzig.

Das Rätsel Roter Seen im Hessenland. Seen, die Augen der Landschaft, haben stets das Interesse des Naturfreundes und Wanderers gefunden, namentlich dann, wenn sie eine Berühmtheit in der Biologie deutscher Süßwasserseen und damit in der allgemeinen Limnologie überhaupt erlangt haben. Ein solch interessantes Ge-

wässer bietet sich im Roten See bei Dens (Kreis Rotenburg, Richelsdorfer Gebirge) dar. Dieser See liegt im Gebiete des Richelsdorf-Sontraer Kupferschiefer-Gebirges, und zwar im Plattendolomit der oberen Zechsteinformation. Er ist etwa 100 m lang und 55 m breit, seine größte Tiefe beträgt etwa 7 m. Als merkwürdiges Gewässer erweist sich der See einmal dadurch, daß er bei starken Niederschlägen, die an anderen Stellen Hochwasser herbeiführen, fällt, daß hingegen in trockenen Jahren sein Niveau steigt. Der Denser See wird wahrscheinlich nicht nur von den Atmosphärilien gespeist, sondern auch von unterirdischen Quellen, da die Temperatur von etwa 9 Grad in 8 m Tiefe nur wenig von der an der Oberfläche (etwa 10 Grad) abweicht. Auf dem Boden des Sees hat sich eine mehrere Meter starke Schlammschicht abgelagert. Dieser blauschwarze, kalkhaltige Faulschwamm setzt sich zusammen aus dem durch die atmosphärischen Niederschläge eingeschwemmten Erdreich der Seeumgebung und aus den Ablagerungen der durch die unterirdischen Quellwasser herbeigeführten Materien, die sie beim Passieren der Kupfer- und Kobaltlager im Richelsdorfer Gebirge und seinen Ausläufern bei Sontra gelöst haben. Dabei nehmen die Wasser Spuren von Vitriolen auf; sie lassen deshalb einen starken Geruch nach Schwefelwasserstoff erkennen. Aus der Schädlichkeit dieses Gases für Tiere und Pflanzen erklärt sich, daß in ihm keine Fische sich tummeln und an seinen Ufern auch Pflanzen nicht gedeihen. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume belebt Ufer und Wasserspiegel, selbst die Wasserlinse nicht, die sonst überall auf stagnierenden Gewässern ihre grünen Schleier webt. „Du möchtest den See ein Totes Meer im kleinen nennen, weil die steinige Küste ohne alles Leben ist.“ Sonst weist der See ein reiches Plankton auf. Wir haben damit auch die Lösung des Rätsels gefunden, das der See seinen Anwohnern häufig gegeben hat; die zweite Merkwürdigkeit besteht nämlich darin, daß er sich von Zeit zu Zeit blutrot färbt. Schon im Kirchenbuch von Nentershausen ist davon öfters die Rede: „Anno 1769, den 13. Januar, wurde hiesiger See wieder rot. Diese Röte dringet auf der Seile nach Nentershausen nach Bernd Wetteraus Haus unter den Steinen herfür und überziehet manchmal den ganzen See. Es ist aber kein Blut, wie die gemeinen Leute dafür halten, sondern eine karminrote Farbe, und dieser mein darunter stehender Name und Charakter ist damit geschrieben: Matthäus Simon, Pfarrer zu Dens. 1769.“ Noch mehrere Male haben spätere Pfarrer mit dem roten Wasser des Sees, das seine Färbung durch Wasserflöhe (Gattung Ceriodaphnia) erhält, ihren Namen verzeichnet. — Ein anderer Roter See liegt bei Witzenhausen, etwas unterhalb der Kuppe des Bilsteins, der höchsten Erhebung des Kaufunger Waldes (640 m). Hier befand sich in früheren Jahren ein Basaltsteinbruch, dessen Säulen die Freude jedes Naturfreundes bildeten; es war der bekannte Hesselbühl. In der basaltarmen Gegend war das äußerst harte Gestein des Basalts sehr begehrt, und so wurden die an 30 m hohen Säulen abgebaut. Im Jahre 1915 war der Basaltbruch ziemlich ausgebeutet, da traten plötzlich aus der Tiefe aufsteigende Quellwasser ein, und der Bruch ersoff. Aber das Wasser zeigt keine klare, sondern eine merkwürdig rote Farbe, die von den grauweißen, ziemlich steilen Sandsteinwänden absticht; sein Farbton ist am besten mit einer Tomatensoße zu vergleichen. Es mutet ganz seltsam an, wenn man auf dem Wege vom Bilstein nach Witzenhausen plötzlich am Rande des mächtigen Kessels steht, in dem der etwa 100 m lange und 45 m breite, durchschnittlich 6 bis 7 m tiefe See mit seiner eigenartig roten Färbung aufleuchtet. Die Rötung dieses Sees erfolgt nicht durch Organismen, wie beim Denser See, sondern hier liegt eine natürliche kolloidale Lösung vor; man erhält beim Filtrieren des Wassers durch gewöhnliches Filtrierpapier eine absolut klare und farblose Flüssigkeit. Das Seewasser ist so gut wie geschmacklos. Die Prüfung der chemischen Natur des kolloidgelösten Anteils im Chemischen Institut der Forstakademie Hann.-Münden ergab die Anwesenheit von Eisen, Silizium und Aluminium. Der Farbstoff dieses Roten Sees entstammt den in einer Seitenwand von Buntsandstein eingelagerten schmalen Schichten hochroten Schiefertons von äußerst feiner Stoffmasse sowie dem aus dem Basalt ausgelaugten Eisen.

Dr. Hermann Böhme.

Großzügiges Suchen eines Luftschiffhafens. Wenn ein Luftschiffhafen angelegt werden soll, muß auf die vorherrschenden Wetterverhältnisse sorgfältig Bedacht genommen werden. Wälder, Hügel, Gebäude usw. können den Wind wirbelig (oder kollerig, wie die Windmüller nach dem unregelmäßigen Gang ihrer Mühle sagen) und damit gefährlich für Flugzeuge machen. Die Aussichtweite und Landungsmöglichkeit leiden durch Nebel und Industrierauch. Während des Krieges wurde z. B. in Nordwestdeutschland ein Flugplatz mit sehr großen Kosten nahe einer weiten, wiesenreichen Flußniederung angelegt; aber bald zeigte es sich, daß sich gerade in den für Flugübungen wegen der Luftruhe günstigsten Morgen- und Abendstunden die ganze Niederung und ihre Nachbarschaft mit Bodennebel bedeckte, und nun erst, nachdem etwa 1 Million Mark angelegt war, wurde ein Meteorologe beauftragt, die Nebelhäufigkeit der Gegend festzustellen! Hätte man vorher im Landeswetteramt angefragt, so wäre ein besserer Flugplatz gewählt worden. Ähnliches ist auch bei unseren Feinden vorgekommen. So legte das englische Kriegsministerium in Schottland für eine halbe Million Pfund einen Flugplatz an, um Flieger im Abwerfen von Bomben einzuüben. Aber der Flugplatz konnte nie benutzt werden, weil er von Hügeln so umgeben war, daß Böen und Wirbel das Fliegen allzu gefährlich erscheinen ließen. — San Francisco geht hierin vorsichtiger vor. Allerdings kennt man hier sowohl aus unmittelbarer Wahrnehmung als auch aus früheren Beobachtungen die Eigentümlichkeiten des Klimas. Vom Mai bis zum September, in welcher Zeit es wenig Regen gibt, ziehen dafür regelmäßig mächtige Nebelbänke von der See heran, hüllen Stadt und Hügel ein und dringen auch in die Bai ein. Deshalb ist die Wahl eines Flugplatzes hier besonders schwierig, und man wird es begreifen können, wenn man hört, daß die Stadt für Untersuchungen dazu nicht weniger als 10 000 Dollar ausgeworfen hat und ruhig ein Jahr oder selbst mehr warten will, damit alles sorgfältig erforscht werden kann, denn es kommen neun Plätze in der Umgebung in Frage. Ein Meteorologe und ein Beobachter vom Wetteramt San Francisco erhielten für ein Jahr Urlaub, um die Untersuchungen auszuführen. An allen neun Plätzen wurden Windfahnen und Windmesser, Sondierballone und andere meteorologische Instrumente aller Art aufgestellt und werden täglich beobachtet.

Prof. Dr. C. Kaßner.

SCHNURREN

Einst begegnete Hutten auf einer Reise einem deutschen Abte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Abt, der ein ungemein dicker Mann war, erzählte, daß er in ein Bad gehen wolle, weil er gar zu feist würde, auch allen Appetit zum Essen verloren habe, um durch das Bad etwas von seiner Korpulenz zu verlieren und wieder Eßlust zu bekommen. „Oh,“ versetzte Hutten, „dafür weiß ich ein gutes Mittel; ich werde Euch mit auf mein Schloß nehmen.“ Dies geschah. Hier nun schloß Hutten den Abt in ein Gemach ein und ließ ihn daselbst einige Tage fasten. Darauf ging er zu dem Gefangenen und fragte, ob er nicht schon etwas abgenommen habe, und ob er Appetit zum Essen spüre? „O ja, recht sehr!“ versetzte der Abt. Hutten ließ ihm nun ein gutes Mahl vorsetzen, das dem Abte trefflich schmeckte. Nach der Mahlzeit sagte Hutten zu dem Abte: „Seht Ihr wohl, daß mein Mittel bewährt ist! Aber nun ist es





Zwei Generationen — zwei Welten: Die Jungen vor alter, die Alten vor junger Kunst. Zeichnungen von Hermann Schlittgen.

auch billig, daß Ihr mir den Doktorlohn zahlt.“ Dem Abte blieb nichts übrig, um in Freiheit zu kommen, als sich dazu zu verstehen, und Hutten ließ sich von ihm zweihundert Goldgulden bezahlen.

Von dem Wittenberger Professor Taubmann (1565—1613) wird erzählt: Zur Winterszeit gingen etliche Studenten bei Mondenschein vor seinem Fenster vorbei und erzeigten sich ihrer gewöhnlichen Art nach recht lustig. Inmittelst schlich sich Taubmann geschwinde zur Hintertür hinaus und machte sich unbekannterweise unter sie, gab ihnen auch folgends den Anschlag, man könnte sich keine bessere Ergötzung machen, als Taubmanns alte Fenster mit Schneeballen einzuwerfen. Inmaßen er denn selbsten hierzu den Anfang machte, worauf ihm die andern in solchem nachtschwärmerischen Beginnen desto getroster nachfolgeten. Nachdem er sie nun genugsam kennenlernen und meistenteils ihre Namen erforschet, verlor er sich unvermerkt wiederum in sein Haus, ließ sodann die Fensterstürmer des folgenden Tages vor den

Rectorem Magnificum fordern und brachte ihnen so klare Zeugnisse bei, daß sie die Tat nicht länger leugnen konnten, sondern ihm neue Fenster machen lassen mußten, wodurch er die alten los wurde.

Luther sollte einmal, so erzählt Zincgref in seinen Apophthegmen, einen Neuling predigen hören. Als aber derselbe gleich anfangs steckenblieb und nur immer die Worte des Textes: „Ich bin ein guter Hirt" wiederholte und weiter nicht fortkommen konnte, hieß ihn Luther von der Kanzel herabsteigen und sagte: „Ein albern Schaf mögt Ihr wohl sein, aber kein guter Hirte." Dieser Neuling war — Philipp Melanchthon.

Piron, der seine Worte nicht immer auf die Goldwage legte, erlaubte sich einst an der Tafel der Marquise v. Ch. Äußerungen, die so sarkastisch waren, daß sie die Schranken des Anstandes überschritten. Die Marquise sagte unwillig: „Sie sprechen einmal wieder wie ein Pferd." Piron stand, mit der Serviette in der Hand, sogleich vom Tische auf. „Wo wollen Sie hin?" fragte ihn die Marquise. „In den Stall", erwiderte er ärgerlich. „Und da nehmen Sie Ihre Serviette mit?" fuhr die Marquise fort und hatte die Lacher auf ihrer Seite.

Ein Händler stand auf dem Markte mit einem Korb voller Löffel, die er feilhielt. Ein Bekannter kam vorbei und fragte: „Na, Jakob, wie geht's?" Der Gefragte erwiderte: „Wie den Kranken." — „Was soll das heißen?" — „Na, alle Stunden ein Löffel."

Bei Gelegenheit eines Freitheaters, das bei einer fürstlichen Vermählung in Wien vor langer Zeit stattfand, war auch ein Mann im Theater, der früher noch nie eine Oper gesehen hatte. Er saß ganz ruhig und hörte aufmerksam zu. Als aber ein Duett gesungen wurde, sagte er zu seinem Nachbar: „Nun, da haben wir's: weil heute nichts bezahlt wird, geben die dort oben sich gar keine Mühe. Jetzt singen nun gar zwei auf einmal, damit sie nur geschwinder fertig werden."

König Friedrich von Neapel brachte einst das Gespräch auf Mittel, geeignet, das Auge zu schärfen. Da nannte Sannazar den Neid, denn „er sieht schneller, besser als andere und vergrößert alles, was er sieht".

Die spanischen Taler, Duros, vom Jahre 1684 haben die Umschrift: „Unus non sufficat" (Einer ist nicht genug).

FÜR DEN WEIHNACHTSBÜCHERTISCH

Knabenbücher. Unserer Knaben Lieblingsjahrbuch ist „Der Gute Kamerad", von dem soeben der 41. Band erschienen ist (Union, Stuttgart). Durch Reichhaltigkeit des Inhalts und der Bilderausstattung bietet er heute, wie die vier Jahrzehnte seither, eine Fülle der Unterhaltung und Anregung: Spannung erweckende Erzählungen, belehrende Aufsätze aus Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Technik, Naturwissenschaften und Sport; Anleitung zu Experimenten, Bastelei, Spielen und Sammlungen; Rätsel und Anekdoten. 960 Abbildungen und 12 Kunstbeilagen beleben den vielseitigen Text. — „Das Neue Universum", dessen 48. Jahrgang die Union, Stuttgart, vorlegt, bietet Gelegenheit, über die immer vielfältiger, immer verwickelter werdenden technischen Probleme, wenigstens in großen Umrissen, Kenntnisse zu erwerben. Ein Anhang „Häusliche Werkstatt" gibt dem Bastler auf allen Gebieten reiche Anregung. 478 zum Teil farbige Illustrationen begleiten in zweckmäßiger Auswahl den Text. — Dem General v. Lettow-Vorbeck, dem unbesiegten Helden von Ostafrika, gewidmet ist „Am Kilimandjaro", Abenteuer und Kämpfe in Deutsch-Ostafrika, von Friedrich Wilhelm Mader (Union, Stuttgart), mit farbigem Titelbild und 8 Tondruckbildern von Karl Mühlmeister sowie 2 Kartenskizzen. Auf Grund genauester Quellenstudien gestaltet der rühmlich bekannte Verfasser hier den ersten Abschnitt des vierjährigen Feldzugs in Afrika unter Lettow-Vorbeck zu einer packenden Erzählung. — Geschichten vom andern Ende der Welt enthält das neueste Buch des Korvettenkapitäns F. Witschetzky „Der Cormoran" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart). Der Verfasser schildert die Erlebnisse, die er als jüngster Leutnant an Bord des Kanonenbootes „Cormoran" 1911 bis 1913 hatte, in zwei sonnigen, unvergeßlichen Jahren, voll bunter, froher Erinnerungen. Durch die ganze Südsee, nach Australien und Neuseeland, nach Tsingtau und Japan geht es. 29 Abbildungen sind nach Originalaufnahmen des Verfassers wiedergegeben. — „Der rote Freibeuter" von J. F. Cooper, diese spannende Abenteurer-Erzählung, erfreut sich seit Generationen größter Beliebtheit. Die vorliegende, äußerst preiswerte Ausgabe, bearbeitet von E. Trautmann, neu durchgesehen von Karl Hobrecker, von Karl Mühlmeister mit flotten Schwarzweiß-Zeichnungen versehen, ist im Rahmen der Union-Jugendbücherei (Stuttgart) erschienen. — „Jungdeutschlands Fliegerbuch", herausgegeben von Edgar Bleker-Kohlsaat (Union, Stuttgart), mit Beiträgen namhafter Flieger und Fachmänner des Flugwesens, bietet eine gründliche und ernsthafte Einführung in das Gesamtgebiet des Flugwesens in seiner heutigen Gestalt. Über die geschichtliche Entwicklung, die deutschen Flugleistungen im Weltkrieg, die Handelsluftfahrt, den Verkehrsflug, über Flughäfen, Fluginstrumente und Flugmotoren gibt das Buch in Wort und Bild vollständige Auskunft.

Mädchenbücher. Das illustrierte Mädchen-Jahrbuch, „Das Kränzchen" (Union, Stuttgart), mit 660 Abbildungen und 12 Kunstbeilagen, erscheint soeben mit seinem 39. Bande. Der Gegenwart angepaßt sind die Erzählungen; ein frischer, fröhlicher Ton herrscht hier vor, gepaart mit Ernst, Verantwortungsgefühl, Tatkraft. Lehrreich und anregend sind die Aufsätze und Plaudereien. Da ist an alles gedacht, wofür ein junges Mädchen Interesse hat, an Geschichte, Naturwissenschaft, Sport, Mode und Handarbeiten, Häusliches, Blumenpflege, Rezepte. — Ein neues Jahrbuch für Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren ist „Jungmädchenwelt", Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Plaudereien über Kunst und Wissenschaft, Länder und Völker, Beruf, Sport, Haus, Hof und Garten (Union, Stuttgart; mit 119 ein- und mehrfarbigen Abbildungen). — Eine Festgabe für Mädchen bis zu 12 Jahren ist „Der Jugendgarten", 52. Band (Union, Stuttgart; mit 127 ein- und mehrfarbigen Abbildungen), Erzählungen, Gedichte, Unterweisungen aus Natur und Haus, Beschäftigungen, Sport und Spiele. — Umfangreichere Erzählungen für junge Mädchen sind „Die Weberskinder" von Eva Gräfin v. Baudissin, mit mehrfarbigem Umschlagbild von H. Schultze-Görlitz (Union, Stuttgart) und „Schloß Urphershofen" von C. Freiin v. Crailsheim-Rügland (Union, Stuttgart; mit 19 Textzeichnungen von Lutz Ehrenberger; Kränzchen-Bibliothek, Band 32). Gräfin Baudissin schildert auf dem Hintergrund der alten Hansestadt Lübeck die glückliche Jugend dreier Geschwister und die Sitten, Anschauungen und Lebensweise der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Carola v. Crailsheims Buch „Schloß Urphershofen" erzählt von einem jungen Mädchen unserer Zeit, wie es sich mutvoll und pflichttreu Bahn bricht, vieles erträgt und endlich, nach Einsamkeit und allerlei Not, das Glück findet, das aus Liebe erblüht.

Für die Jugend beiderlei Geschlechts. „Der gute Gerhard von Köln", Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Gerhard Hennes, mit Bildern ausgestattet von Fritz Bergen (Verlag J. P. Bachem G. m. b. H., Köln) bringt die

bereits von dem mittelalterlichen Dichter Rudolf von Ems erzählte Sage in abgerundeter, lebendiger Wiedergabe. — „Renhard der Spielmann", Erzählung aus dem Jahre 1525 von Marie M. Schenk, mit 4 Bildern und einer Umschlagzeichnung von Franz Müller-Münster (Verlag J. P. Bachem G. m. b. H., Köln). Die Sprößlinge der Burgen Lichtenstein und Hölnstein waren vor dem drohenden Bauernsturm geflüchtet unter dem Schutz des Spielmanns Renhard, der einmal ein ihm anvertrautes Kind ins Unglück geraten ließ und nun sein Vergehen in der Betreuung fremder Kinder sühnt. — „Tristan und Isolde", erzählt von Will Vesper, mit vielen Schwarzweiß-Zeichnungen, vier ganzseitigen farbigen Vollbildern und einem farbigen Einband von Paula Jordan (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Die schöne Dichtung Gottfrieds von Straßburg hat Will Vesper für die Jugend in einem klaren und feinen Stil wiedergegeben. — Jonathan Swifts „Lemuel Gullivers vier Reisen in fremde Länder." Neu bearbeitet von Will Vesper. Mit 4 ganzseitigen farbigen Vollbildern in Offsetdruck und vielen Federzeichnungen sowie farbigem Einband von Walter Waentig (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Das seltsame Buch, ein in seiner Art einzigartiges Werk der Weltliteratur, behandelt die abenteuerlichen vier Reisen zu den Zwergen, zu den Riesen, zur fliegenden Insel und in das Reich der Pferde. Wunderwelten erträumt die kindliche Phantasie, und Wunderwelten findet sie hier. — „Die Jugendbibel", nach der Heiligen Schrift neu erzählt für die deutsche Jugend und das deutsche Volk von Will Vesper. Mit 12 farbigen Vollbildern in Offsetdruck sowie 47 Schwarzweiß-Zeichnungen von Paula Jordan (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Die Bibel ist, ganz abgesehen von ihrer religiösen Bedeutung, eine Hauptgrundlage der gesamten abendländischen Bildung, der Dichtung, der bildenden Kunst und des Denkens. Wer nicht die Bibel kennt, kann an dieser Bildung nicht eigentlich Anteil haben. — Ebenfalls für jung und alt bestimmt ist das Buch „Frohes Schaffen" (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien). „Frohes Schaffen" hat sich in seinen Erzählungen wie in den wissenschaftlichen Aufsätzen und den erläuternden Abbildungen ein hohes Ziel gesetzt. Dr. Th. Heinr. Mayer unterrichtet über die Welteislehre, Prof. Dr. J. Weiß über das Erdbild im Wandel der Zeiten, Generalmajor Karl Korzer behandelt das Luftbild in Technik und Wissenschaft, Ministerialrat Ingenieur Hermann Baravalle schildert die Eroberung der Höhen durch die Eisenbahn. Perlen der Novellendichtung sind u. a. Rudolf Greinz' „Mein Urahndl", Hans Francks „Ernemanns Opfer" und Karl Hans Strobls „Die Empörung der Steine". 500 zum Teil farbige Bilder ergänzen den Text. — Der neueste Band der Sammlung „Naturwissenschaftliche Jugendbücher des Union-Verlags" ist „Streifzüge durch die Geschichte der Naturwissenschaften" von Dr. Hans Wohlbold, mit 55 Abbildungen im Text. In einer Reihe von Aufsätzen zeigt das Buch, wie sich das naturwissenschaftliche Weltbild im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden allmählich herausgebildet hat. Die Abbildungen geben zum großen Teil bisher noch nirgends veröffentlichtes Material des Deutschen Museums in München wieder. — „Mart und Margot." Ernste und heitere Tiergeschichten von Louis Pergaud. Deutsch von Dr. Adolf Heilborn. Reich illustriert von Adolf Dahle (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin). In diesem mit dem Goncourt-Preise ausgezeichneten Buche, das von innigem Empfinden für die Natur und von tiefem Wissen um die Seele der Tiere erfüllt ist, steht Pergaud in der ersten Reihe der in- und ausländischen Erzähler aus dem Tierleben. — „In den Schluchten des Prisats" von Edmund Kiß, mit 20 Bildern von E. Liebenauer und einer Karte (Union, Stuttgart) ist ein Buch, das nicht nur bei der heranwachsenden Generation auf begeisterten Beifall rechnen darf. Auch Erwachsene werden mit Spannung diese Bilder aus einer Welt lesen, in der wilde Romantik noch Wirklichkeit ist. Besonders gern dürften alle die, welche im Weltkrieg das schöne Land zwischen Veles, Monastir und Strumitza selbst kennengelernt haben, von diesem Buche sich wieder dorthin führen lassen. Die meisterliche Erzählungskunst des Verfassers führt den Leser nach Mazedonien zu dem Freiheitskämpen, der in den verschiedensten Gestalten auftaucht und unter dem Namen „der Babunski" den Feinden ein Symbol des Schreckens, den Unterdrückten zum Nationalhelden geworden ist. — „Die Mine der Azteken." In diesem mit 4 Tondruckbildern und 11 Textzeichnungen von Karl Mühlmeister ausgestatteten neuen Band der vielbegehrten Sammlung „Fahrten und Abenteuer in aller Welt" (Union, Stuttgart) erzählt Otto Rubert spannend die aufregenden Erlebnisse eines jungen deutschen Ingenieurs im heutigen Mexiko und bietet zugleich ein wahrheitsgetreues Kulturbild von Land, Leuten und Zuständen in dem umstrittenen, von Erschütterungen heimgesuchten Staate.

Sagenbücher. „Nordlandhelden." Ein Sagenbuch von Hermann Eide. Mit 10 Original-Holzschnitten von Hanns Zethmeyer (B. G. Teubner, Leipzig). Hermann Eide bringt in diesem Buche die nordisch-heroische Welt dem deutschen Volke in freier Nachdichtung nahe. Er stützt sich dabei nicht nur auf die Edda, sondern auch auf die deutsche, schwedische, dänische und angelsächsische Überlieferung, wie z. B. Beowulf, Brawallaschlacht, Starkad. — „Meer — Marsch — Heide": „Niedersächsische Sagen" und „Südhannoversche Sagen". Erzählt von H. Karstens, Abbildungen von Th. Herrmann-Bremen (Verlag Hegel & Schade, Leipzig). Der Heimatkundler H. Karstens-Goslar erzählt in diesen beiden Bänden die schönsten Sagen des niedersächsischen Tieflandes zwischen Elbe und Ems und Südhannovers vom Brocken bis nach den Emsmooren. Die Stoffe entstammen zum Teil dem Volksmunde, zum Teil dem verstreut gedruckten, vielfach auch vergriffenen oder vergessenen Volksgut.

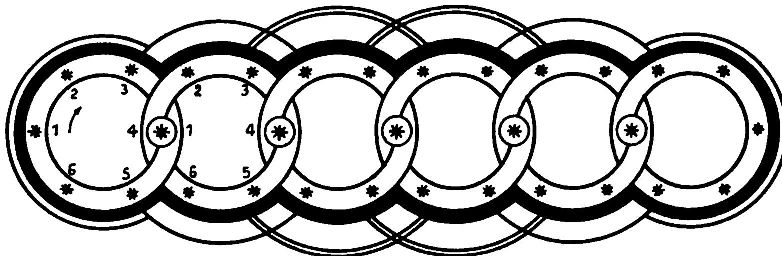
Bilderbücher. Der Verlag Gerhard Stalling in Oldenburg bringt diesmal folgende unzerreißbare Pappenbilderbücher ohne Text mit Bildern von Else Wenz-Viëtor für das Weihnachtsfest: „Schau hier hinein, alles ist Dein!", „Die kleine Welt, die Dir gefällt!", „Liebe kleine Sachen zum Schauen und Lachen". Die folgenden, ebenfalls unzerreißbaren, für unsere Kleinsten bestimmten enthalten schon ein ganz klein wenig Text und sind besonders empfehlenswert für 3- bis 6jährige Kinder: „Wir fahren und wir reiten womit und wohin?" mit Bildern von Helmuth Skarbina; „Was ich werden will", von Paula Jordan; „Was alles des Nachts nicht schläft", von Gottfried Eisenhut; „Mein Spielzeug", mit Bildern von Hilde Bauer. „Vom Gang der Jahreszeiten laß fröhlich Dich begleiten", herausgegeben von Karl Hobrecker, mit Bildern von Hildegard Weinitschke. „Guten Abend! Gute Nacht! Guten Morgen! Aufgewacht", mit Bildern von Else Wenz-Viëtor ist ein entzückendes Kleinkinderbuch mit Wiegenliedern, Gebeten, Gutenacht-Liedchen, Morgengrüßen und Anziehliedern. — Bilderbücher von J. F. Schreiber Verlag, Eßlingen: „Jumbo." Eine lustige Elefantengeschichte. Bilder in vielen Farben und Reimen von Karl Rohr, der der Kinderwelt bereits durch das „Teddy-Bilderbuch" bekannt ist, von dem jetzt die Jubiläums-Auflage 95/106 000 erscheint. Von dem Bilderbuch „Etwas von den Wurzelkindern" von Sibylle v. Olfers liegt die 22. Auflage vor; 8 vielfarbige Vollbilder, Text in Versen. — „Güldenkettlein." 50 neue Kinderlieder von Albert Sergel. Buchschmuck von Ernst Kutzer (Verlag von Franz Borgmeyer, Hildesheim). Es ist eine Wonne, dem Dichter in sein sonniges Kinderland zu folgen. Neckisch, ja, fast übermütig, dann auch wieder besinnlich und traut fließen die Verse dahin. Köstliche Federzeichnungen hat der Wiener Meister Ernst Kutzer dazu gefunden.

Schreibers Beschäftigungs- und Arbeitsbücher für Elternhaus und Schule: Heft 71, „Allerhand Geschenke zum Selbstherstellen"; Heft II. Von Käthe Schuppe. — Heft 73, „Anleitung zum Bau freifliegender Flugzeugmodelle". Von Ingenieur Fritz Hohm. Hierher gehören Schreibers „Volks- und heimatkundliche Bauhefte": Heft 6, „Buschnegerdorf in Surinam mit Missionshaus", enthaltend 10 Modellierbogen in 20 : 26 cm nebst Text und Anleitung; „Anleitung zum Zeichnen für Elternhaus und Schule": Heft 14, „Kulturgeschichtliche Bilder". 15 Vorlagen nebst Anleitung und Aufgaben in 20 : 26 cm; „Ausnäharbeiten für Kindergarten und Familie", 3 Mappen.

ZUM NACHDENKEN

Kreisrätsel.
(Zu nebenstehender Figur.)

Die Buchstaben: a a b b c e e e e e g h i i i i l l l l n n n o r r s s u u v sind so an Stelle der Sternchen zu setzen, daß in jedem Ring ein Wort entsteht und die 5 Buchstaben in den Knotenpunkten einen deutschen Dichter bezeichnen. Die Wörter der einzelnen Ringe von links nach rechts bedeuten:



1 Gärtnergerät, 2 weibliche Gestalt aus Goethes „Faust", 3 Stadt in der Nähe der Danziger Bucht, 4 Bezeichnung für feinen Spott, 5 Höhengleichheit, 6 Kaukasusgipfel.

Wichtiges.

Die erste ist ein großes Tier,
Zwei, drei, gar oft erdichtet;
Das Ganze heißt ein Stück Papier,
Das Wichtiges berichtet.



Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post
bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Die Sektmarke der Feinschmecker. Etwas besonderes ist es für Feinschmecker, wenn eine alte Firma der Öffentlichkeit eine neue Sektmarke übergibt. Die wegen der ausgezeichneten Qualität ihrer Erzeugnisse bekannte Sektkellerei Schultz Grünlack A.-G. in Rüdesheim a. Rhein bringt in diesem Herbst eine Sektneuheit auf den Markt, die geeignet ist, das berechtigte Aufsehen und das Entzücken aller Liebhaber eines guten Glases Sekt zu erregen. Die neue Marke dieser Sektkellerei, die seit mehr als einem halben Jahrhundert durch die Herstellung von Qualitätssekten berühmt ist, wird den Namen „Freiherr von Schorlemer-Lieser" tragen und ist aus edlen Weinen der Saar bereitet, die aus den Kellern des Freiherrn von Schorlemer-Lieser stammen. Mit der Güterverwaltung dieses Weingutes hat die Schultz Grünlack A.-G. einen langjährigen Monopolvertrag abgeschlossen, so daß nur sie in der Lage ist, diesen Sekt herzustellen, der in jeder Art eine absolute Spitzenleistung bedeutet. Mit dieser Neuschöpfung ist dem Feinschmecker ein Sekt gegeben, der an edler Rasse und köstlichem Wohlgeschmack den besten französischen Sekten nicht nur gleichwertig ist, sondern sie nach dem Urteil erfahrener Kenner überragt.



NUR DAUERNDE INSERTION
vermittelt den gewünschten Kontakt mit dem Publikum

In der Sammlung J. J. Webers Jllustrierte Handbücher erschien

GESCHICHTE DER OPTIK

von Prof. Dr. EDMUND HOPPE. / Preis gebunden RM. 7.–.

Vor etwa 90 Jahren erschien Wildes Geschichte der Optik in 2 Bänden. Sie blieb unvollendet, der in Aussicht genommene 3. Band ist nicht erschienen. Obwohl das Werk unvollständig ist, war es bis auf den heutigen Tag die einzige Darstellung dieses Forschungsgebietes. Diese jetzt erschienene Geschichte der Optik verfolgt ganz andere Ziele. Sie entwickelt die Geschichte jedes einzelnen Problems, und durch Zurückgehen auf die ältesten Quellen sollen die 530 Zitate auch dem wissenschaftlich Arbeitenden die Benutzung der Originalabhandlungen erleichtern. Im übrigen wendet sich das Buch an einen grösseren Kreis von Lesern und ist, da die mathematischen Entwicklungen weggelassen sind, wohl für alle die, welche über eine abgeschlossene Schulbildung verfügen, ohne weiteres verständlich. Da gerade die optische Forschung gegenwärtig das grösste Interesse aller Physiker beansprucht, ist es von grösstem Wert, die vielfach verschlungenen Wege kennenzulernen, die schliesslich zu den Ergebnissen geführt haben, die unsere moderne Kultur wesentlich bedingen. Einen Einblick in diese Geistesarbeit zu geben, ist Aufgabe des Buches.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1–7.

Magisches Dreieck.

Die Buchstaben: a a b b e e i i i k k n n n n n n o o o o o r r t t t t ergeben bei richtiger Einordnung in die Felder des nebenstehenden Dreiecks wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung: 1 Pflanzenkunde, 2 Oper von Weber, 3 Hautfarbe, 4 Fluß in Italien, 5 Elend, 6 Vorwort, 7 Mitlaut.

Silben-Ergänzungsrätsel.

hand— stück— zeug— rat— schein— zug— wort— zahl— spiel— wort— schrift— burg— schluß-- zeit

An Stelle der Striche ist je eine der nachstehenden Silben einzusetzen, so daß sie mit der vorherstehenden und der folgenden Silbe je ein Wort ergeben: brett, bruch, grund, haus, kraft, schluß, schrift, stein, streit, tor, wart, werk, zeit.

Gleichklang.

Du sollst's keine Sachen,
Zumal wenn sie klein.
Sonst mußt du sie suchen
Und wirst's dabei sein.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Tonart, 3 Charaktereigenschaft, 4 weiblicher Vorname, 6 Fluß im Harz, 9 Figur aus der griechiichen Mythologie, 11 Tempelort in Ägypten, 12 französische Münze, 13 jüdischer König; senkrecht: 1 russische Volksvertretung, 2 bekannter Schachmeister, 4 Zeichen, 5 Stillstand des Lebens, 7 biblische Person, 8 griechische Göttin, 10 arabischer Stamm, 11 Hauptstadt im alten Persien.

Von den Bad-Nauheimer Sprudeln.

Interessante Zahlen für die Schüttungsmengen der berühmten Bad-Nauheimer Sprudel finden sich in einer größeren Arbeit, die Oberbaurat Berck, der Leiter des Betriebsamtes der Hessischen Bad- und Kurverwaltung in Bad-Nauheim für das Werk „Hessen bei der Arbeit" geschrieben hat, das demnächst von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen (Darmstadt) herausgegeben wird. Die drei Badesprudel VII, XII und XIV schütten bei normalen Quellentemperaturen von 30,5 °C, 34,4 °C und 32,2 °C, einem Salzgehalt von 2,46 v. H., 3,34 v. H. und 2,82 v. H. und einem Gehalt an völlig freier Kohlensäure von 5,812 g, 7,5233 g und 6 496 g in 1000 g Wasser jährlich folgende Mengen: Sole = 780 000 cbm, Salze = 23 870 t = 477 400 Ztr., für deren Transport 2387 Waggons zu 200 Ztr. erforderlich wären. Hierzu brauchte man 40 Güterzüge mit je 120 Achsen. In diesen Salzen sind allein an Kochsalz 18 288 t = 365 760 Ztr. enthalten. Das ergäbe eine Ladung für 1829 Waggons = 30 Güterzüge. An freier Kohlensäure entströmen jährlich aus den drei Sprudeln 3 210 230 cbm = 5 445 700 kg Kohlensäure, mit der man rund 500 000 Stahlflaschen füllen könnte. Wenn man das spezifische Gewicht des Kochsalzes mit 2,17 annimmt, so wiegt 1 cbm Salz 2,17 t. Die jährliche Schüttung beträgt 23 870 t, die einen Salzwürfel von 11 000 cbm ergeben. Dadurch entsteht im Erdinnern ein entsprechender Hohlraum.

Läuferzugproblem.

			z		n		o		n
	o						e		w
								e	
					n		e		g
n		n		s					
	o								
r		i						e	
w		r		e		n			

Die in nebenstehendem Quadrat eingestellten Buchstaben sind durch Läuferzüge (über eins oder mehrere mit der Spitze aneinanderstoßende Felder) derart zu verbinden, daß sie ein Sprichwort ergeben.

Silbenwahl-Rätsel.

Jedem der nachgenannten Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die aneinandergereihten Silben ergeben dann ein Sprichwort: 1 Reviere, 2 Linoleum, 3 Ludwigshafen, 4 Rübenzucker, 5 Gehaltszulage, 6 Vielliebchen, 7 Indianer, 8 Herberge, 9 Polackei, 10 Minerva, 11 Riesengebirge, 12 Genugtuung.

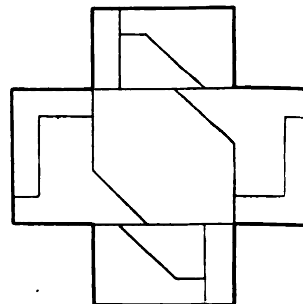
Mittelbuchstabenrätsel.

Loch — Sehne — Miene — Organ — Birne — Lenne — Höhle — Miete — Abt — Rost — Felge — Kachel — Becher — Leser — Schiffer — Norne — Schule — Karte — Zecher — Linse — Ulm — Mieze

Die Mittelbuchstaben der obigen Wörter sind zu streichen und durch andere derart zu ersetzen, daß wieder bekannte Hauptwörter entstehen. Die neuen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, ein Sprichwort. — ch und st = je ein Buchstabe.

Zerlegaufgabe.

Aus den Teilen des Kreuzes sind zwei verschiedene große Quadrate zu bilden.



Silbenrätsel.

Aus den Silben:

be — bern — e — ei — el — ern — fel — fest — gel — go — hau — hi — kord — land — lin — lip — lon — ly — mi — ol — re — se — se — see — sol — so — sto — te

sind 11 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Don Carlos" ergeben (st = 1 Buchstabe). 1 Erzeugnis der Kunstweberei, 2 sportliche Höchstleistung, 3 Stadt in Sachsen, 4 Teil des Schiffes, 5 dänische Insel, 6 geometrischer Begriff, 7 griechischer Staatsmann, 8 ländliche Feier, 9 Sonntagsname, 10 Desinfektionsmittel, 11 deutsches Gebirge.

Gaudeamus igitur.

Zwei Silben gelten als unbekehrt
Und eine als schwer zu erklimmen.
Die drei, wenn ein l dazwischenfährt,
Dich sicher studentenfroh stimmen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4317.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4315.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Agent, 4 Lido, 5 Carl, 7 Blei, 8 Tau, 9 Tell, 13 Capri, 14 Essig, 17 Tara, 18 Leo, 19 Anis, 20 Diva, 21 Prag, 22 Puppe; senkrecht: 2 Gott, 3 Neun, 4 Leopard, 6 Lessing, 7 Bucht, 10 Logis, 11 Cid, 12 Leu, 15 Blau, 16 Topp.

Quadraträtsel: 1 Begas, 2 Ebene, 3 Geige, 4 Angel, 5 Seele.

Silbenrätsel: 1 Viktoriagelb, 2 Immensee, 3 Enzian, 4 Lawine, 5 Elster, 6 Titus, 7 Rudolstadt, 8 Oswald, 9 Palästina, 10 Firnis, 11 Edam, 12 Niobe, 13 Grabbe, 14 Erker. — Viele Tropfen geben erst das Meer.

Auszählrätsel: 1 Boston, 2 Morgen, 3 Kanton, 4 Socken, 5 Durban, 6 Rodeln, 7 Berlin, 8 Bohnen.

Rösselsprung: Gern schließ' ich einmal meine Türen, / Um auf des Nachbars Grund zu gehn; / Doch muß ich deutlich dort verspüren — / Den Duft des Kräutleins Gerngesehn. (Storm.)

Einschieberätsel:

a)		b)
1	Ruin	Rubin
2	Rabe	Raabe
3	Rate	Raute
4	Peer	Peter
5	Anio	Anzio
6	Mine	Miene
7	Rate	Kante

Bautzen.

Übler Mundgeruch. Der häßliche Mundgeruch ist oft eine Begleiterscheinung von Magenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, Entzündungen des Zahnfleisches und der Mandeln. In den weitaus meisten Fällen bilden aber ungepflegte und vernachlässigte Zähne die Ursache. Besonders stark zeigt sich der üble Mundgeruch, wenn viele Zähne faul sind und wenn sich starker Zahnstein gebildet hat. Liegt also somit keine ausgesprochene Erkrankung vor, so ist es leicht, der lästigen Erscheinung des üblen Mundgeruches wirkungsvoll zu begegnen; man hat nur nötig, die faulen Zähne vom Zahnarzt behandeln zu lassen und Mund und Zähne regelmäßig mit einem wirklich zuverlässigen, antiseptischen Mundwasser (Odol) zu behandeln.



In der Wahl seiner Geschenke handelt klug, wer einer Dame geschmackvolle Dinge für ihren Toilettentisch schenkt, besonders dann, wenn er seine Wahl aus den reizenden Geschenkpackungen von Jünger & Gebhardt trifft. Das Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen dieser Firma ist seit Jahren der Liebling aller schönen und gepflegten Frauen, da es ihnen nicht nur Frische und Schönheit verleiht und so außerordentlich nervenbelebend wirkt, sondern gleichzeitig ihre Erscheinung in den unnachahmlichen Hauch der eleganten Welt hüllt. Aber nicht nur Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen, auch die anderen Erzeugnisse dieser Firma zählen zu den reizvollsten Geschenken, zumal die künstlerisch-schöne Aufmachung und der hochwertige Inhalt die bestehende große Preiswürdigkeit nicht annähernd vermuten lassen.





Am Steuer die Original Jackson-Girls — Phot. Suse Byk

Kurzfristig lieferbar!

10/45 PS 6 Cyl. Cabriolet 7-sitzig . . . . . RM 6950
10/45 PS 6 Cyl. Innensteuer-Limousine 5-sitzig . . . . . RM 7250
10/45 PS 6 Cyl. Pullmann-Innensteuer-Limousine 7-sitzig . . . . . RM 7550
6/25 PS 4-sitziger off. Tourenwagen mit Allwetterverdeck . . . . . RM 4450
6/25 PS Sportzweisitzer mit Reservesitz für 2 Personen . . . . . RM 4650
6/25 PS 4-sitzige Innensteuer-Limousine . . . . . RM 4850

Preise ab Werk. Auf Wunsch 9-, 12- und 18-monatige **Teilzahlungen** bei geringer Anzahlung.
Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken und die Brennabor-Vertretungen.

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE

Gegründet 1871 — BRANDENBURG (HAVEL) — **8000 Arbeiter**

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung

Verlag  **J. J. Weber**  **Leipzig**

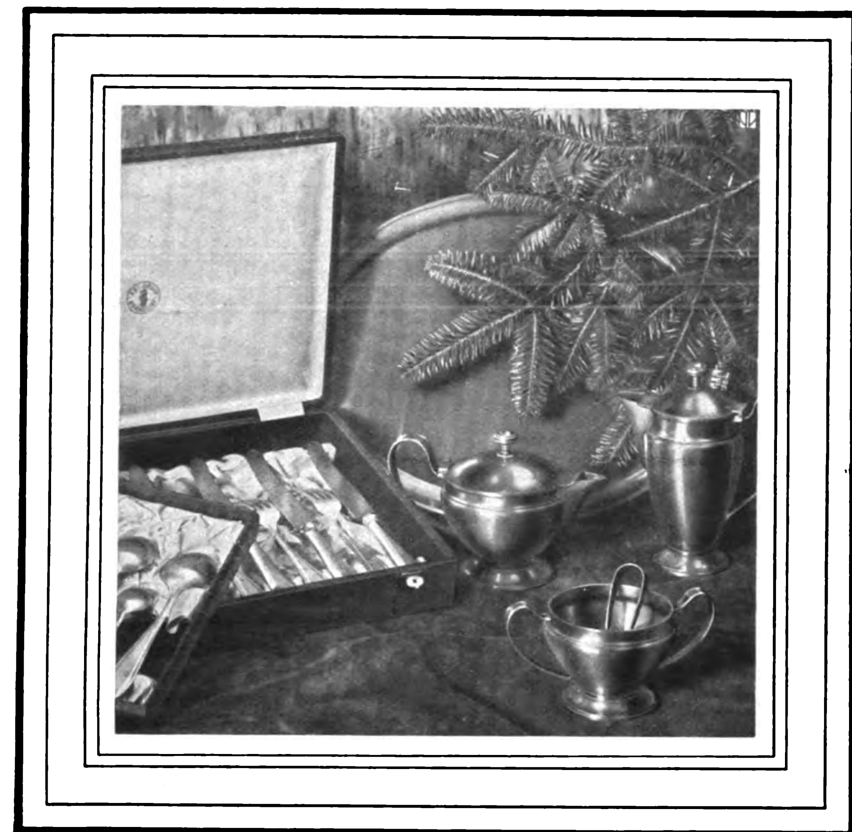
NR. 4317. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. DEZEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4317. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. Dezember 1927.

GESCHENKE FÜR'S LEBEN



BERNDORFER BESTECKE UND TAFELGERÄTE



Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6. München, Weinstraße 4. Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21. Prag, Uiice 28 rijna 11. Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1. Mailand, Via Pergolesi 8-10. Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

Ich will die PHOENIX Nähmaschine von BAER u. REMPEL Bielefeld.

Man fordere Schrift Nr. 440.

Studenten-Utensilien-Fabrik
Aelteste und größte Fabrik der Branche
Emil Lüdke,
vorm. Carl Hahn & Sohn.
Jena i. Thür. 36.
Goldene Medaille.
Man verl. gr. Katal.



Rassehunde-Zuchtanstalt und Handlung
„HEKTOR", Bad Köstritz 63.
Weltbekannte renommierte Firma. Versand aller edlen Rassehunde. Export nach allen Weltteilen. – Illustriert. Prachtkatalog. Preisliste und Beschreibungen Rm. 1.—.

Das beste Geschenk.
Echte Heidschnuckenfelle, Marke „Silberbär", in schneeweiß, silbergrau, braunschwarz, sind ebenso schön wie
Silberbärfelle,
aber bedeut. bill., 12 u. 15 M. Uebergr. Luxusfelle 18 M. Auch Autopelzdecken, Fußsäcke, Schreibtischvorlagen, Schlittendecken. Katal. frei. Gustav Holtmann, Lederpelzfabrik, Schneverdingen 84 (Lün. Heide), Naturschutzpark.

Original „Wex" Eisen für die Selbstondulation.
Gegen Nachnahme von RM. 6.— zu beziehen von:
Wex & Co., München 8, Steinstr. 36

„Stabil" Stipendium-Wettbewerb 10000 Mk. Gesamt-Preise

„STABIL"
Walther's Metallbaukasten

Die Bedingungen unseres Stabil-Stipendien-Wettbewerbes erhalten Sie ebenso wie die Baukästen und Werbehefte in fast allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften, Kaufhäusern etc. Stabilbaukästen gibt es schon von Mk. 4.50 an, Recordbaukästen von Mk. 1.50 an. Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach und senden Werbeschriften an jedermann umsonst. Wecken Sie durch die Beschäftigung mit Stabil das technische Interesse der Jugend. Die weitere technische Ausbildung kann sich der Begabte durch den Stabil-Stipendien-Wettbewerb, der 10000 Mk. bare Geldpreise gewährt, erringen.

Walther & Co., Berlin SO 36, Zeughofstr. 3.

„RECORD"
Walther's Holzbaukasten

RIQUET SCHOKOLADE
Riquet heißt stets Qualität

Auch jetzt in rauher Jahreszeit kauft man diesen NSU 250 ccm-Schlager!

Halten Sie nicht zurück mit dem Kauf eines NSU-Motorrades. Dieses überraschend leistungsfähige Tourenmodell verschafft Ihnen tausend Freuden!

Nur 0,95 St.-PS
Amtlich anerkannte typenmäßige Leistung von 6 PS
3-Ganggetriebe

Die betriebsbillige Maschine für Alle! zum Soziusfahren!

Sofort lieferbar! Bequeme Ratenzahlung

Verlangen Sie Vorführung vom NSU-Motorradhändler oder NSU-Filialen

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G. Neckarsulm Württbg.





"4711" Parfum-Schmuckflasche



"4711" Parfum-Versuchsflasche

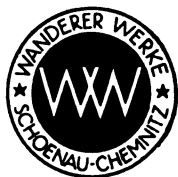
WW WW



Im Mittelpunkt der Unterhaltung

steht der glänzende Aufstieg des Damen-Autosports, vornehmlich vollbracht auf Wanderer-Wagen. Mehr denn je ist es der Wunsch der sportliebenden Dame, einen „Wanderer" zu besitzen, also dasjenige Fahrzeug, das durch Leistung und Bewährung, Formen- und Farbenschönheit höchsten Ansprüchen Rechnung trägt.

Wanderer





WW WW

Die
meistgelesene
billigste große Tageszeitung Wiens ist die
Volks-Zeitung
Auflage notariell beglaubigt.
Ankündigungen erfolgreichste Beachtung.
Probenummern, auch ins Ausland, kostenlos.
Verwaltung: Wien, I., Schulerstraße 16.



„Eine Leica!"
ERNST LEITZ
OPTISCHE WERKE WETZLAR
Lieferung durch die führenden Photohandlungen.

Schliebs
Nicotin-neutrale Cigarren Cigaretten-Tabake
Seit 35 Jahren gepflegte Spezialität der Firma:
C. W. SCHLIEBS & CO
BRESLAU 9
Frage den Arzt! – Verlange Prospekt!



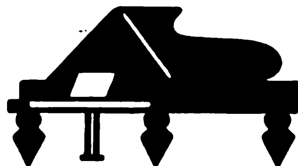
Vaillants Gas-Badeöfen
Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"
Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Illustrierter Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.
Joh. Vaillant * Remscheid.

Die „echte" Eicke-Kaffeemaschine



mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.
Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine der Welt bekannt. Von allen empfohlen, die dieselbe längere Zeit gebrauchen. Reines, kräftiges Getränk. Höchste Ausnutzung des Kaffees. Nur echt mit dem Stempel H. Eicke Berlin.
H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39.

108 JAHRE
IRMLER
FLÜGEL · PIANINOS



LEIPZIG C.1 / LEPLAY-STRASSE 10a
(Nachweis der nächsten Vertretung auf Anfrage)



Pathé-Kinlein
der ideale Heimkino-Apparat für jede Familie M. 135.–
Dazu die Pathex-Camera zum Selbstfilmen M. 125.–
Erhältlich in Photo und Kinohandlungen.
Verlangen Sie Druckschriften
Pathex, Düsseldorf X/88

Allgemeine Notizen.

Die deutsche Sprache im internationalen Signalbuch ist auf der jüngst in Washington stattgefundenen Radiokonferenz zugelassen worden. Erfreulich ist, daß nicht die deutsche Delegation dies vorschlug, sondern die Norweger, Schweden, Dänen, Finnen und Holländer darauf drangen. Ferner ist die Ablehnung der Erfordernis einer Bordlehrzeit für Funker, was der deutschen Schiffahrt besondere Kosten aufgebürdet hätte, und die Betrauung nautischer Offiziere mit dem Funkdienst bemerkenswert.

Die größte deutsche Ausstellung des Jahres 1928 wird die 34. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft sein, die vom 5. bis zum 10. Juni in Leipzig stattfindet. Für den Aufbau der Ausstellung haben Stadt und Meßamt Leipzig das gesamte Ausstellungsgelände der Technischen Messe mit seinen zahlreichen massiven Hallen sowie ein Freigelände von etwa 25 Hektar zur Verfügung gestellt. Die Vorarbeiten sind bereits im Gange. Nähere Auskunft erteilt die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW. 11.

In Oberhof, Friedrichroda und Ilmenau veranstaltet der Deutsche Bobverband in Thüringen vom 22. bis zum 29. Januar 1928 eine Meisterschaftswoche. Sie wird mit dem Rennen um die Deutsche Fünferbob-Meisterschaft in Oberhof beginnen. Am Mittwoch, den 25. Januar, wird in Friedrichroda der Wanderpreis, die Plakette des Deutschen Bobverbandes, ausgefahren. Am 29. Januar endet die Meisterschaftswoche mit dem Rennen um die Deutsche Zweier-Bob-Meisterschaft in Ilmenau.

Ein Schneepalast in Wien. In der Halle des stillgelegten Nordwestbahnhofes wird ein ständiger Schneepalast errichtet, in dem Ski- und Rodelsport das ganze Jahr hindurch unabhängig vom Wetter ausgeübt werden können. Der Begründer dieses Schneepalastes ist der norwegische Skifahrer Dagfin Carlsen, der in Österreich lebt. Den künstlichen Schnee stellt der Erfinder, der Engländer Ayscough. 3000 Quadratmeter werden den Wintersportlern den ganzen Tag bis in die späten Abendstunden bei elektrischer Beleuchtung zur Verfügung stehen.

Lyon, inmitten eines schönen Gebirgspanoramas gelegen, von dessen Höhenzug aus man selbst den 160 km entfernten Montblanc noch sehen kann, an den Ufern der Rhone und Saone, bietet dem Besucher eins der schönsten Stadtbilder der französischen Baukunst des Mit-



telalters und der Neuzeit. Sehenswert sind sein Dom, seine Universität, seine Denkmäler, Avenuen und freien, herrlich angelegten Plätze; anderseits ist Lyon mit seinem Stadion und seinem 5000 Stände umfassenden Meßpalast eine Sport- und Handelsstadt ersten Ranges. Auch die Umgebung bietet alles für den Vergnügungs- oder Erholungsreisenden. Thermalbäder, wie Charbonnières-les-Bains, die Grotten von La Balme, das Tal von Azergues, die zahlreichen Berge, sind in kürzester Zeit erreichbar. Somit ist ein Verweilen in Lyon gleichzeitig ein mit großstädtischem Luxus verbundener ländlicher und bergiger Reise- und Ferienaufenthalt.

Beschleunigung des Nordatlantikverkehrs. Um der gesteigerten Nachfrage nach Beförderungsgelegenheit zwischen Hamburg und Neuyork zu entsprechen, wird die Hamburg-Amerika Linie ab 1. April 1928 die Zahl ihrer Abfahrten durch Verkürzung der Liegezeiten ihrer Schiffe in den beiden Endhafen vermehren. Die Dampfer „Albert Ballin“, „Deutschland“, „Hamburg“ und „New York“, die bisher nach jeder Reise eine zehntägige Liegezeit in Hamburg bzw. Neuyork hatten, werden ab April 1928 nur noch fünf Tage in diesen Häfen liegen. Ebenso wird die Liegezeit des Dampfers „Cleveland“ erheblich verkürzt. Die Abfertigung der genannten fünf Dampfer ab Cuxhaven wird gleichzeitig auf Donnerstag, die Abfertigung von Neuyork regelmäßig auf Sonnabend verlegt. Durch diese Neuregelung wird ab 1. April nächsten Jahres wöchentlich eine Abfahrt der Dampfer der „Albert-Ballin“-Klasse oder des Dampfers „Cleveland“ erreicht. Die Dampfer „Resolute“ und „Reliance“ werden, soweit sie im Neuyork-Dienst verkehren, wie bisher alle vierzehn Tage, die Dampfer „Thuringia“ und „Westphalia“ in dreiwöchigen Abständen fahren.

Polar- und Nordkapfahrten. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen veranstaltet im Sommer 1928 wiederum seine mit Recht beliebten Polar- und Nordkapfahrten. Für die große Polarfahrt wird im kommenden Jahr zum erstenmal der große erstkassige Luxusdampfer „Berlin“ bereitgestellt. Die Reise nimmt am 10. Juli ihren Anfang und endet am 5. August. Für die drei Nordkapfahrten werden die vornehm eingerichteten Doppelschraubendampfer „Sierra Córdoba“ und „Sierra Ventana“ bereitstehen. Alle Reisen sind mit Landausflügen verbunden. Näheres durch den Norddeutschen Lloyd und seine Vertretungen im In- und Ausland.

Lukutate. Zur Polemik, welche sich in einigen Zeitungen über dieses Drüsenbelebungsmittel entsponnen hat, dürfte folgendes interessieren: Lukutate ist in gewissen Distrikten Indiens wohl bekannt und steht bei den Eingeborenen wegen ihrer unerklärlichen verjüngenden und heilenden Eigenschaften in hohem Ansehen. Aber auch in der deutschen und ausländischen Literatur finden wir schon Hinweise auf die indische Verjüngungsfrucht und keine Geringeren als die berühmten Naturforscher Haeckel und Wallace teilen uns mit, daß sie des Lobes voll sind über die Köstlichkeit des Geschmacks und die wohltuende, belebende Wirkung auf den menschlichen und tierischen Organismus. In den Ländern, in denen die Frucht zu Hause ist, sind Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Diabetes usw. unbekannt. Haeckel und Wallace erzählen uns weiter, daß sie beide viel von dieser Frucht selbst gegessen haben, und es erscheint fast, als stünde das hohe Alter der beiden Forscher — Haeckel wurde 85, Wallace 92 Jahre alt, trotz eines mühe- und arbeitsreichen Lebens — mit dem Genuß dieser eigenartigen Frucht in ursächlichem Zusammenhang. Der Holländer de Welkens berichtet über die eigenartige, belebende, erfrischende, regenerierende Wirkung der Frucht bei fast allen Tiergattungen, sogar bei sonst nur fleischfressenden Raubtieren. Die Tiere liefern sich oft blutige Kämpfe um den Besitz dieser Frucht. Wer selbst in Indien war und dort die Lukutate kennen zu lernen Gelegenheit hatte, weiß, welche Bedeutung die Einführung der Frucht in Deutschland für unsere Volksgesundheit hat, denn durch den Genuß von Lukutate werden Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsleistungen des Volkes gesteigert. Oberstabsarzt Dr. Br.

Illustrirte Zeitung

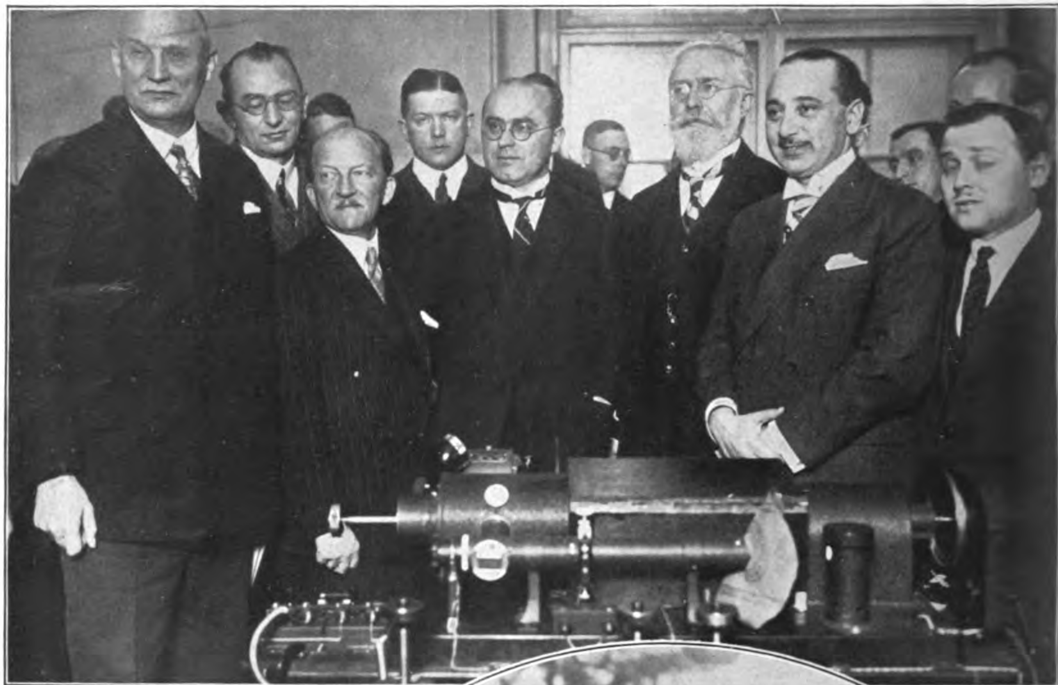


STRASSE IN EINER SPANISCHEN STADT

GEMÄLDE VON ERNST NEUSCHUL

(Mit Genehmigung der Galerie Neumann & Nierendorf, Berlin.)





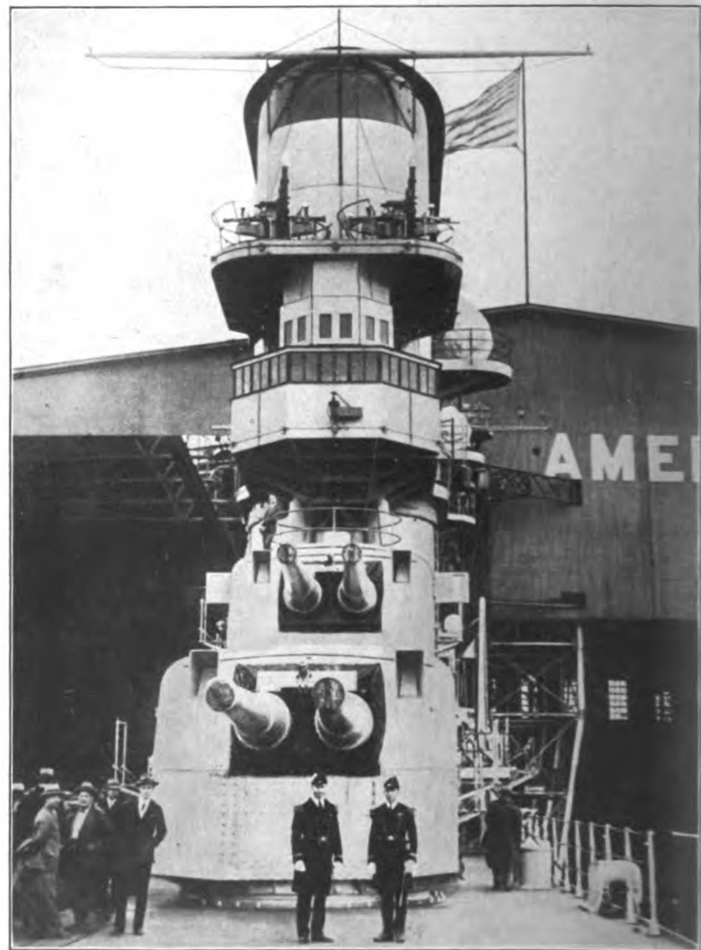
Von der Eröffnungsfeier anläßlich der Aufnahme des Bildtelegraphiedienstes zwischen Berlin und Wien am 1. Dezember: **Links**: Dies ist das erste Bild (die Karlskirche in Wien darstellend), das uns aus Wien telegraphisch übermittelt wurde. **Rechts oben**: Die Feierteilnehmer. Vorn, von links nach rechts: Staatssekretär Dr. Feyerabend; Graf Arco von der Telefunken-Gesellschaft; Prof. Dr. Karolus, der Erfinder des für den Bildfunk verwendeten Systems.





Von der Beisetzungsfeier für den rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu in Bukarest am 27. November: Der Sarg mit der Leiche wird von acht Leibdienern in rumänischer Nationaltracht auf die Lafette gehoben. — **Links**: Von der Ausfahrt des Kreuzers „Berlin" zu seiner Indienreise am 1. Dezember: Abschied von den Angehörigen bei dem kurzen Aufenthalt des Schiffes in der Holtenauer Schleuse.





Links: Von der am 14. November erfolgten furchtbaren Gasometer-Explosion in Pittsburg (Vereinigte Staaten von Amerika), die 28 Todesopfer forderte: Polizei- und Feuerwehrmannschaften beim Wegtragen der Toten und Verwundeten. — **Rechts**: Ein schwimmender Flughafen: Das neue Flugzeugmutterschiff „Saratoga", das Flaggschiff des amerikanischen Luftkriegsgeschwaders, das unlängst fertiggestellt wurde; Blick auf den riesigen, fünf Stock hohen Geschützturm des Schiffes.

WIRTSCHAFTSERFOLG UND WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT IN NORDAMERIKA

VON PROF. Dr ERNST SCHULTZE, LEIPZIG

Die außerordentlichen Wirtschaftserfolge der Vereinigten Staaten von Amerika haben die Frage nach den zugrunde liegenden Ursachen in den Vordergrund gehoben. — Man erblickt sie in zahlreichen Dingen: in dem Reichtum des nordamerikanischen Bodens an Rohstoffen, in der Ungestörtheit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung infolge der Abgelegenheit von der streiterfüllten Alten Welt, in der ethnologischen Jugend der Nation, die jenseits des Atlantischen Ozeans aus zahlreichen Völkersplittern zusammenwachsen möchte, in der frischen Tatkraft dieser auf wirtschaftlichem Neuland schaffenden Menschen, in den unbegreiflichen politischen und wirtschaftlichen Fehlern Europas — auf der anderen Seite nicht zum mindesten auch in der reichen Zufuhr von Kapital, Arbeitskraft, technischer und wirtschaftlicher Erfahrung aus ebendiesem verachteten Europa.

In den letzten Jahren aber hat sich zu diesen Ursachen noch eine weitere gesellt: die Befruchtung des Wirtschaftslebens durch die Wirtschaftswissenschaft. In der Tat genießt diese heute in den Vereinigten Staaten hohe Achtung und Förderung. Fast möchte man sagen, daß sie, eben weil sie der Praxis wertvolle Erkenntnisse darbietet, um ihre Anerkennung nicht mehr zu kämpfen braucht, während dies für die Wissenschaft im ganzen in den Vereinigten Staaten doch wohl noch immer gilt. Der U.-S.-Amerikaner ist geneigt, den Wert jedes Dinges danach zu beurteilen, ob es sich rentiert. Auch der Wirtschaftswissenschaft ist dieser reine Interessenstandpunkt zum Teil gefährlich geworden. Ein Hochschulprofessor, der für gesetzliche Regelung der Kinderarbeit eingetreten war, verlor deshalb seine Stellung, und es bedurfte erst eines scharfen Druckes der öffentlichen Meinung, diesen Terror rückgängig zu machen.

Steht also die Freiheit der sozialpolitischen Wissenschaft in den Vereinigten Staaten nicht auf ganz festen Füßen, so wird der Wert der Wirtschaftswissenschaft um so höher eingeschätzt in den Zweigen, in denen eine unmittelbare Anwendung ihrer Ergebnisse auf die Methoden des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft, des Verkehrswesens, kurzum, aller Arten von Unternehmungen möglich ist. So ist es zu der früher unbekannten Erscheinung gekommen, daß die U.S.A. durch und durch von einer wirtschaftswissenschaftlichen Strömung erfaßt sind. Überall sucht man dort nach neuen, von der Wissenschaft gewiesenen oder überwachten Wegen, um die Herstellungskosten zu senken, das Zusammenarbeiten im Betrieb erfolgreicher zu gestalten, die Produktivität der Volkswirtschaft zu erhöhen und so den Wohlstand der Gesamtheit wie des einzelnen zu heben.

Der außerordentliche Wert der Wissenschaft für die Praxis ist in den Vereinigten Staaten zum Glaubensartikel geworden. Der Arbeiter ist davon ebenso überzeugt wie der Industrielle. Und zwar gilt das sowohl technisch als auch rein ökonomisch. Jeder amerikanische Riesenbetrieb hat sein Laboratorium; die Verbindung von Technik und Wissenschaft kann in unserer AEG oder IGFarbenindustrie nicht enger, ihre Laboratorien können nicht reicher ausgestattet sein als in Schenectady, in Wilmington, in Detroit oder in Pittsburg.

Nur daß man in Nordamerika reicher ist — und (auch relativ) freigebiger! Es fließen daher den wirtschaftswissenschaftlichen Instituten dort sehr viel reichere Mittel zu als in Deutschland. Die Konjunkturforschung hat schon aus diesem Grunde an der altberühmten Harvard-Universität früher als in Deutschland die reichen Geldmittel gefunden, deren sie bedarf. Der Wirtschaftspraktiker in den U.S.A. ist eben heute der Ansicht, daß auch das Geschäft eine Wissenschaft sei, während es früher ein Glücksspiel war. Die Notwendigkeit, hohe Löhne zu zahlen, hat sicherlich dazu beigetragen, geistige Methoden zu finden, um das Geschäftsergebnis trotzdem günstig zu gestalten. Ähnliches gilt von der scharfen Konkurrenz, auf die der amerikanische Fabrikant auf den Weltmärkten stößt. Früher produzierte er, was er glaubte verkaufen zu können. Heute überwacht er mit wissenschaftlichen Methoden den Markt und weiß, was er verkaufen kann.

So ist eine Atmosphäre der wissenschaftlichen Wirtschaftsführung geschaffen worden, die mit dem Taylor-System begann, inzwischen aber wesentlich andere Formen angenommen hat. Ursprünglich privatwirtschaftlich orientiert, hat diese wissenschaftliche Strömung sich mehr und mehr volkswirtschaftlich und nun auch weltwirtschaftlich eingestellt. Wer die Verhältnisse in den U.S.A. beobachtet, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß es sich hier nicht etwa um eine vorübergehende Mode, auch um kein taktisches, nur gelegentlich einmal angewandtes Hilfsmittel handelt. Vielmehr hat die Überzeugung von der Notwendigkeit der Leitung aller wirtschaftlichen Tätigkeit durch die Wissenschaft in der ganzen Nation tiefe Wurzeln geschlagen. Man erblickt das Geheimnis des außerordentlichen Wohlstandes der U.S.A. vielfach gerade hierin. Die ausländischen Studienkommissionen, die haufenweise nach Nordamerika gehen, um die Warenhäuser, die Fabriken, die Verkehrseinrichtungen, die industriellen, kaufmännischen und finanziellen Methoden kennenzulernen, haben nicht immer die Tiefe dieses wissenschaftlichen Einflusses auf die heutige wirtschaftspolitische Denkart in Nordamerika erkannt.

Vor allem ist ein Faktor des dortigen Wirtschaftslebens nicht genügend betont worden: die Tatsache nämlich, daß in den letzten 25 Jahren die allgemeine Schulbildung wie die wirtschaftlich-technische Sonderausbildung der Jugend außerordentliche Fortschritte gemacht haben. Man rühmt sich in den Vereinigten Staaten, mehr junge Leute gerade der höheren Schulbildung zuzuführen als alle übrigen 1500 Millionen Menschen der Welt. Ist das auch eine echt amerikanische Übertreibung, so gibt es doch zu denken, daß in der Tat ein ausnahmsweise hoher Verhältnissatz der Nation den höheren Schulen und alsdann den sich über ihnen erhebenden Colleges und Hochschulen zufließt. Es gibt gehobene Gewerkschaften (wie die der Lokomotivführer), bei denen festgestellt wurde, daß der überwiegende Teil der Söhne (bei den Lokomotivführern 80 Proz.) eine akademische Ausbildung genießt. Und nirgends hört man ein Wort der Kritik an diesen hohen Aufwendungen für höhere Ausbildung (das Wort „Bildung" im deutschen Sinne wäre allerdings kaum am Platze).

Vielmehr ist man überzeugt, daß zu den Ursachen der überraschenden Wirtschaftserfolge der Vereinigten Staaten mit in erster Linie die geistige Vertiefung der wirtschaftlichen Tätigkeit gehört. Sie sichert dem, der sie sich aneignet, einen größeren Scharfblick; sie vermittelt ihm eine verstärkte Fähigkeit der Analyse, gewährt ihm größere Geschicklichkeit in der Anpassung an den Wechselgang der wirtschaftlichen Ereignisse und versieht ihn — ein überaus wichtiges Moment — mit einem Feingefühl für wirtschaftliche Gefahren, das in Krisenzeiten geradezu unschätzbar sein kann.

Wir sollten uns in Deutschland diese Methode im Kampf um den Wirtschaftserfolg zu Herzen nehmen und auf unsere eigenen Verhältnisse übertragen.

TAGESGESCHICHTE

Am 1. Dezember wurden es 150 Jahre, daß **Friedrich Wilhelm v. Steuben**, der ehemalige Adjutant Friedrichs des Großen, in Portsmouth (New Hampshire) amerikanischen Boden betrat, um zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges die Armee der erst ein Jahr alten amerikanischen Nation zu reorganisieren. Steuben war am 15. November 1730 als Sohn eines Ingenieur-Hauptmanns in Magdeburg geboren. Im Jahre 1753 zum Offizier im Heere Friedrichs des Großen ernannt, nahm er als Adjutant des Großen Königs am Siebenjährigen Kriege teil, trat dann in badische Dienste und stellte sich zwei Jahre später auf Veranlassung der beiden französischen Minister Saint-Germain und Beaumarchais dem amerikanischen Kongreß für die Wiederaufrichtung des Heeres zur Verfügung. Als Generalinspektor der Armee fand er im Frühjahr 1775 die Truppen im Winterquartier von George Washington in der Gegend von Valley Ferge undisziplinierti, demoralisiert und ohne die nötige Ausrüstung vor. Bald gelang es ihm jedoch, das Heer auf eine solche Höhe zu bringen, daß es den endgültigen Sieg im Freiheitskampf erringen konnte. Nach der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika durch England fand er, als dann die Armee aufgelöst war, nicht die schuldige Anerkennung: man versagte ihm die Stelle eines Kriegsministers trotz seiner gewaltigen Verdienste um die Nation. Da erbat er im Jahre 1784 seinen Abschied. Lange Zeit mußte er mit Not und Sorgen kämpfen, und die späteren Ehrungen und Auszeichnungen konnten ihn für die erlittene Kränkung nicht entschädigen; 64 Jahre alt, starb er am 25. November 1794 auf seiner Farm Oneida County im Staate Neuyork. — Zum Andenken an diesen deutschen Mann, dessen hervorragende Verdienste im Freiheitskampfe des amerikanischen Volkes erst allmählich volle Anerkennung fanden, wurde am 1. Dezember in Amerika und in Deutschland des bedeutenden Heeresorganisators gedacht. In Berlin durch die „Vereinigung Karl Schurz", die im Plenarsitzungssaal des Reichswirtschaftsrates eine Gedächtnisfeier veranstaltete; dabei hielten Reichsaußenminister Dr. Stresemann und der Goetheforscher Professor Carl F. Schreiber von der Universität Yale (U.S.A.) Reden, die Wirken und Bedeutung Steubens behandelten. Auch in ganz Amerika wurde Steubens Andenken gefeiert. In Neuyork versammelten sich über 10000 Deutsche im Madison-Square-Garden, wo die etwa fünf Millionen Deutschstämmige zählende „Steuben-Gesellschaft von Amerika" ihre Gedächtnisfeier abhielt. Jakob Gould Schurman, der amerikanische Botschafter in Berlin, ergriff das Wort zu einer Rede, in der er die Bedeutung des deutschen Elements in Amerika betonte und seine Anerkennung des Deutschlands von heute zum Ausdruck brachte. Dann sprachen noch der amerikanische Kriegsminister Davis, der Oberbürgermeister von Neuyork Walker und Geschäftsträger Dr. Kiep von der deutschen Botschaft in Washington.

Der Bildtelegraphen-Verkehr zwischen Berlin und Wien wurde am 1. Dezember im Haupttelegraphenamt Berlin eröffnet. Staatssekretär Dr. Feyerabend begrüßte die Anwesenden (unter ihnen der Erfinder Prof. Karolus), dann gab Postrat Dr. Jäger einige technische Erläuterungen über die Anlage. Darauf übernahm Präsident der Oberpostdirektion Gentzke die Einrichtung in die Obhut der Reichspost. Als erste Bilder wurden die Porträte von Reichskanzler Dr. Marx und Bundeskanzler Dr. Seipel übertragen. — Die Bildtelegraphie ist nichts Neues, schon vor dem Kriege wurden nach dem Verfahren von Prof. Korn Photographien über den Draht auf weite Entfernungen übertragen. Inzwischen ist aber die Technik der Übertragung bedeutend verbessert worden, und der neue Bildtelegraphendienst arbeitet nach dem Verfahren des Leipziger Professors Dr. Karolus, der es gemeinschaftlich mit der Firma Siemens & Halske und der Telefunken-Gesellschaft in Berlin entwickelt hat. Als erste deutsche öffentliche Bildübertragungslinie wurde das neue Fernkabel Berlin-Wien ausersehen. Die Übertragung ließe sich auch drahtlos ausführen; diese Art würde aber nur wesentliche Mehrkosten verursachen, ohne bildtechnisch bessere Resultate zu zeitigen.

Der Erlaß des preußischen Kultusministers Dr. Becker vom 23. September über die Selbstverwaltung und Organisation der preußischen Studentenschaft hat weite Kreise über die akademische Jugend hinaus berührt. Dr. Becker will die Studentenschaften nicht mehr als öffentlich-rechtliche Korporation mit staatlich eingetriebenen Zwangsbeiträgen gelten lassen, da er die Verbindung einer solchen großdeutschen Studentenschaft mit den angeblich parteipolitisch und antisemitisch eingestellten österreichischen Gruppen verurteilt. Auch eine stärkere Kontrolle der Vermögensverwaltung, Verstärkung der Stellung des Rektors ist geplant. Gegen diese Absichten des preußischen Kultusministers berief die Deutsche Studentenschaft für den 1. Dezember eine Versammlung in den Zirkus Busch in Berlin ein. Hier wandten sich über 5000 Jung- und Altakademiker gegen die Beckersche Verordnung. Bei dieser Kundgebung für die studentische Selbstverwaltung und den großdeutschen Gedanken sprach ein Vertreter der Deutschen Studentenschaft, ferner Reichstagsabgeordneter Dr. Martin Spahn, Köln, sowie ein Vertreter Österreichs. — Auf Befragen hat die Studentenschaft Preußens am 30. November bei der Abstimmung in Einmütigkeit (26569 — 8737 Stimmen) ihre Ablehnung kundgetan. Diese Absage an die preußische Regierung bedeutet nun das Verschwinden einer amtlich anerkannten Studentenschaft und damit das Aufhören aller mit der bisherigen Anerkennung verbundenen Rechte, Ämter und Organisationen. Die Studenten sind jedoch gewillt, ihre traditionellen Ziele nicht aufzugeben.

Am 30. November fand die Eröffnungssitzung der vierten Session der **Vorbereitenden Abrüstungskommission in Genf** statt. Für die wohlgerüsteten Staaten bildeten die Forderungen der zum erstenmal aufgetretenen russischen Delegation unter ihrem Führer Litwinow eine etwas peinliche Überraschung.

Nach der feierlichen Aufbahrung in Bukarest wurde am 27. November die Leiche des rumänischen Ministerpräsidenten **Bratianu** vom Nordbahnhof nach seinem Gut in Florica übergeführt, wo die Beisetzung in der Familiengruft erfolgte.

Aus dem **Kampf um die Schach-Weltmeisterschaft** zwischen Capablanca und Aljechin in **Buenos-Aires** ging nach $2^1/_2$ Monaten Spieldauer letzterer mit 6:3 als **Sieger** hervor. Dr. Aljechin ist erst 35 Jahre alt, ein gebürtiger Russe, und lebt jetzt als naturalisierter Franzose in Paris. Er ist unter den Weltmeistern der vierte; seine Vorgänger waren Steinitz, Dr. Lasker und Capablanca.

Beim **Internationalen Fechtturnier in Offenbach a. M.** vollbrachte Erwin Casmir, seit 1923 deutscher Meister in Florett, Säbel und Degen, die große Leistung, beim Kampfe gegen die Eliteklasse des Florett-Landes Italien am 25. November den Sieg im Florettfechten davonzutragen. Beim Säbelfechten unterlag er allerdings im Stichkampf gegen den Italiener Marci. Im Florettfechten für Damen wurde die deutsche Meisterin Helene Mayer Siegerin.

Theater. Des rheinischen Dichters **Wilhelm Schmidtbonn** Wiedertäuferdrama **„Die Stadt der Besessenen"**, das im Braunschweigischen Landestheater seine Uraufführung erlebte, ist bereits im Jahre 1915 entstanden. Auf der Bühne erschien es jetzt allerdings in etwas veränderter Gestalt; die breitere Fassung des Buchtextes ist einer strafferen Szenengestaltung gewichen. Unzweifelhaft hat dadurch das Stück an Bühnenwirksamkeit gewonnen, und der Erfolg der Aufführung hat dem Dichter recht gegeben. Schmidtbonn gibt die Problematik der Wiedertäuferbewegung in Münster (zu Beginn der Reformation). Die eigenartige Mischung von religiösem Fanatismus, sozialen und moralischen Weltveränderungsträumen und die Tragik ihrer Verwirklichung finden in der Persönlichkeit des Führers der Sekte, Jan Bockelsons von Leiden, erschütternden Ausdruck.





Felix Graf v. Bothmer,
Generaloberst, bekannter Heerführer des Weltkrieges, der sich besonders in den Karpathenkämpfen hervortat, kann am 10. Dezember seinen 75. Geburtstag feiern.



D. Dr. jur. Hermann Kapler,
Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats der altpreußischen Union und des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, beging am 2. Dezember den 60. Geburtstag.

Links nebenstehend:
Wilhelm Schmidtbonns Wiedertäuferspiel „Die Stadt der Besessenen": Szene aus dem I. Akt bei der Uraufführung am 28. November im Landestheater zu Braunschweig.



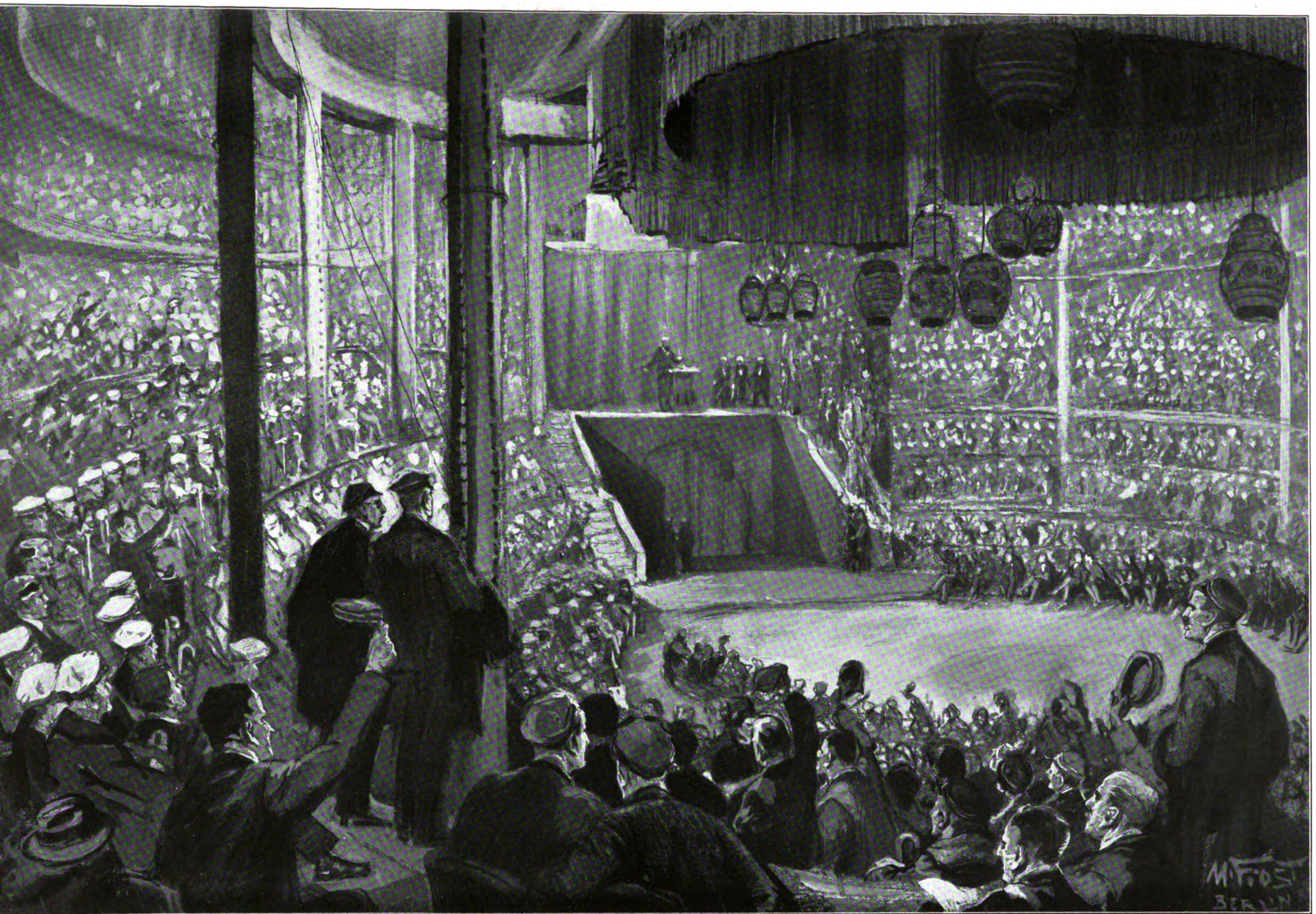


Ballett auf dem Eise, ein farbenprächtiges bewegtes Schauspiel: Vorführung der Eisrevue „Pierrots Flirt", die am 26. November auf der Riesen-Eisarena des Berliner Sportpalastes zum erstenmal erfolgte. — Rechts Mitte: Charlie Chaplin als unglückseliger Seiltänzer: Szene aus dem neuen Chaplin-Film „Zirkus", der nach amerikanischen Kritiken den großen Filmhumoristen auf bisher unerreichter Höhe zeigt.





Zum Gedächtnis des um die Unabhängigkeit Amerikas hochverdienten Deutschen Friedrich Wilhelm v. Steuben, der vor 150 Jahren am 1. Dezember in den noch jungen Vereinigten Staaten von Amerika eintraf: Links: Bildnis Steubens (nach einem alten Stich). — Rechts: Die Steuben-Feier im Plenarsitzungssaal des Reichswirtschaftsrates in Berlin, veranstaltet von der „Vereinigung Karl Schurz".



Eine Massenkundgebung der Berliner Studentenschaft für den großdeutschen Gedanken und die studentische Selbstverwaltung: Die Versammlung im Zirkus Busch am 27. November. Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

(Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte".)



Die Ozeanflieger gründen in Amerika einen Verein: Die Versammlung der Flieger, die sich durch kühne Ozeanflüge ausgezeichnet haben und anläßlich ihrer Zusammenkunft vom Präsidenten Coolidge empfangen wurden.

Von links nach rechts: Leutnant Maitland (Honoluluflug); Chamberlin (Neuyork-Kottbus); Goebel (St.-Franzisko-Hawai); Lindbergh (Neuyork-Paris); Ruth Elder (Neuyork-Teneriffa); Schlüter (St.-Franzisko-Hawai); Bronte (Honolulu); Leutnant Hegenberger (Honolulu); Byrd (Neuyork-Frankreich); Haldeman (Neuyork-Teneriffa); Levine (Neuyork-Kottbus); Balchen und Brock (Neuyork-München-Japan).



Alexander Aljechin,
der neue Schachweltmeister, der Capablanca, den bisherigen Meister, in Buenos Aires besiegte.



Der starke Mann der Türkei: Mustafa Kemal-Pascha, dessen Wiederwahl zum Präsidenten vor kurzem erfolgte, vereidigt sich souverän selbst vor der Nationalversammlung in Angora auf die von ihm geschaffene Verfassung.



Für eine künftige türkische Luftflotte: Die neuen Flugzeugwerke in Kaissarie (Angora), errichtet durch die türkische Regierung für die Aufstellung einer Luftflotte aus eigener Kraft. Im Hintergrund der 4000 m hohe Erdschias-Dagh, der höchste Berg Kleinasiens.



Von der Eröffnung der vierten Session der Vorbereitenden Abrüstungskommission in Genf am 30. November: Die Mitglieder der erstmalig erschienenen, den waffenstarrenden Mächten wenig willkommenen russischen Delegation.

Vorn sitzend, von links nach rechts: Pougatschew, Chef der Roten Armee; Frau Lunatscharsky; Volkskommissar Lunatscharsky; Delegationsführer Litwinow; dessen Gattin; Ougarow, Mitglied des Zentral-Exekutivkomitees.



Dr. Alfred Fürst zu Windischgraetz,
Geh. Rat, letzter Präsident des Herrenhauses im alten Österreich, † vor kurzem im Alter von 76 Jahren



Erwin Casmir,
deutscher Fechtmeister, der beim Internationalen Fechtturnier in Offenbach a. M. den Sieg im Florettfechten errang.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON

OTFRID VON HANSTEIN

(9. Fortsetzung.)

VII.

Tuban Toki, der Heilige von Getschun Gomba, war allein in seinem Gemach. Er stand eine ganze Weile und sah dem seltsamen Wesen nach, das von ihm gegangen war. Diesem Wesen, das ein Mann war, denn es war ja mit den europäischen Männern über die Berge gestiegen, und das ihm jetzt gesagt hatte, daß es ein Weib sei. Ein Weib, das behauptet hatte, seine, des Heiligen, Mutter zu sein. Buddha hatte die Arme mit Wahnsinn geschlagen.

Merkwürdig, sah der Wahnsinn so aus? War nicht etwas in diesem Gesicht, das ihn ergriff? War nicht in diesem Gesicht ein heiliger Schmerz? Ein Schmerz, wie die Bücher lehrten, daß Buddha ihn empfand, als er weinte über die Menschheit? Er strich sich mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf. Was ging ihn diese weiße Frau an? Was dieser fremde Mann, der während der ganzen Zeit des Gesprächs im Vorzimmer gesessen hatte, den Kopf in die Hand gedrückt, regungslos, und der dann aufgestanden und die Frau hinausgeführt, der ihm einen so langen forschenden Blick zugesandt hatte?

Er schüttelte wieder den Kopf, nahm eine der großen Buchrollen, in denen das Leben Buddhas verzeichnet stand, setzte sich nieder und begann zu lesen.

Er blickte auf, ein Lächeln war um seinen Mund.

Wie kam es nur, daß die Priester jene weißen Männer so häßlich fanden? Waren die beiden häßlich? Der Mann und die Frau? Ihm war, als hätte er niemals in seinem Leben etwas so Schönes gesehen.

Er erschrak über sich selbst. Er hatte in dem heiligen Buch gelesen, mit den Augen gelesen, aber er wußte nicht, was. Die ganze Zeit hatte er nur an die Frau gedacht, und unwillkürlich griff seine Hand nach dem kleinen Umschlag, in dem das Bild liegen sollte, von dem sie gesprochen.

Die Tür wurde geöffnet, und der Chanzo Cusho trat ein.

„Heiliger, du hast es wohl überhört, daß die Trompeten zum großen Gebet in den Tempel rufen, und daß dich die Gläubigen erwarten?"

Tuban Toki erschrak. Ein Gefühl war in ihm, das er niemals in seinem Leben gekannt hatte. Das Gefühl eines Menschen, der auf einem Unrecht ertappt wurde. Der Kanzler sah die Verwirrung in seinen Augen.

„Laß mich, ich war in Meditationen vertieft."

Es schien dem Kanzler allerdings, als kehre der Heilige erst ganz langsam aus einer anderen Welt wieder zurück.

„Soll ich das Gebet an deiner Stelle halten, wenn du dich wieder versenken willst?"

„Ich bitte dich darum."

Der Kanzler ging hinaus. Nicht ungern sah er es, wenn der junge Heilige sich tief in die Lehren versenkte. Je mehr er es tat, um so weniger kümmerte er sich um weltliche Dinge, um so mehr überließ er sie ihm selbst. Der Chanzo Cusho ließ die schweren Vorhänge hinter sich fallen, sowohl die an der Türöffnung des Vorzimmers als auch die äußeren. Draußen stand ein Getsul.

„Der Heilige ist in Meditationen versunken, sorge, daß niemand ihn stört, ehe er selbst wiedererwacht!"

Tuban Toki saß und hatte den Kopf in die beiden Hände gestützt. Wieder war es ein anderes Gefühl, das ihn überkam. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben nicht die Wahrheit gesagt. Warum hatte er sich dem Alten nicht anvertraut, der immer sein Lehrer gewesen? Wie kam es, daß er das Bewußtsein hatte, daß er dieses letzte Erlebnis geheimhalten mußte. Er nahm jetzt den Umschlag, in dem das Bild war, und den er in dem alten Pergament vor den Augen des Oberpriesters versteckt hatte. Er sah das Bild vor sich liegen. Das Bild eines jungen Mädchens, in einem langen, fließenden Gewande. Seine Augen hafteten auf diesem Bild, und er begriff wieder nicht, warum er so unruhig wurde.

Er stand auf. Auf einem Brett an der Wand standen allerhand Opfergeräte, wie sie im Tempel gebraucht wurden. Dort war auch ein Metallspiegel. Er wurde dazu benutzt, zu gewissen Festzeiten während der Gebete das Licht der Sonne aufzufangen und auf das Antlitz Buddhas zu leiten. Nie hatte er daran gedacht, sein eigenes Gesicht in dem Spiegel zu beschauen. Jetzt zum erstenmal sah er hinein. Sah hinein und dann wieder auf das Bild, das ihm die Fremde gegeben.

Er erschrak. Wie ein Schauer floß es ihm über den Leib. War nicht jeder seiner Züge genau so gebildet wie die Züge jenes Mädchens? War nicht in dem Gesicht der Frau, die ihm vorhin gegenübergesessen, noch jetzt deutlich zu erkennen, daß dieses ihr Jugendbild war?

Er ging auf und ab. In diesem Augenblick dachte er nicht mehr an das Leben Buddhas, in das er seine Seele versenken wollte. Etwas viel Größeres lag auf seiner Brust, und ein Gefühl unsäglicher, nie gekannter Angst war in ihm. Angst vor etwas, das er nicht zu nennen vermochte.

Er schlug auf das Gong, und der Getsul trat ein, verwundert, daß der Heilige, den er in Weltfremdheit versunken glaubte, ihn rief.

„Sind die großen Gebete im Gange?"

„Sie sind es."

Tuban Toki war über sich selbst erschrocken. Er schaute das ernste Gesicht des Oberpriesters; er wußte, daß er etwas zu tun im Begriffe stand, was dieser nicht billigen würde.

„Sind die beiden Europäer, die vorhin bei mir waren, noch im Kloster?"

Schon wieder eine unrechte Tat. Warum zögerte er, auszusprechen daß der eine der beiden Europäer eine Frau war?

„Heiliger, sie haben das Kloster noch nicht verlassen."

„Ich will sie noch einmal sehen, denn ich habe versprochen, ihnen etwas zu geben, und vergaß es. Bringe sie noch einmal zurück."

Erstaunt ging der Getsul hinaus. Um zu beten, versäumte der Heilige den Dienst im Tempel, jetzt verlangte er nach den Fremden!

Elisabeth war mit Heinz noch im Tempelhof. Sie hatten eine ganze Zeit in einer dunklen Tschorte verbracht. Elisabeth war zu erregt, um ihren Schmerz nicht zu verraten; Heinz wußte keinen Trost. Da trat der Getsul zu ihnen, und wieder mußte sie all ihre Nervenkraft zusammennehmen, um nun ihre Freude zu verbergen.

Sie traten wieder in das Vorzimmer. Der Getsul stand neugierig hinter dem geschlossenen Vorhang, aber es gab nichts zu hören. Der Heilige winkte stumm mit der Hand und forderte Elisabeth auf, mit ihm in das innere Zimmer zu kommen. Wieder hielt Heinz sich klug beobachtend zurück. Tuban Toki führte Elisabeth dicht an die Fensteröffnung, sagte auch jetzt kein Wort, aber er sah sie mit großen, ernsten Augen an, und dann nahm er den Spiegel. Sah in dem Spiegel sein eigenes Gesicht und sah wieder in das der Frau, und ihr war, als hätte noch niemand so forschend jeden Zug ihres Gesichts in sich aufgesogen. Und dann wieder der Blick in den Spiegel. Er stand jetzt ganz ruhig, schien nachzudenken, seufzte tief auf und sagte ein einziges Wort:

„Geh!"

Auch Elisabeth hatte in seinen Zügen geforscht. Sie verstand den Ausdruck nicht, der auf seinem Gesicht lag, aber wieder war ihr das Weinen nahe. Heinz hatte ein zufriedenes Lächeln um seinen Mund, als er sie jetzt hinausführte, und als sie nun das Kloster verließen, sagte er leise:

„Wir müssen ihm Zeit lassen, es geht eine Welt in ihm zugrunde, und eine andere soll ihm erstehen. Ich glaube, wir sind auf gutem Wege." — — —

Der Getsul sollte noch mehr erstaunen, das Gong erklang schon wieder.

„Heiliger?"

„Ist meine Mutter im Tempel, dann bringe sie zu mir."

Das war an sich nicht so merkwürdig, denn jeden Tag pflegte der Heilige seine Mutter für Minuten zu sehen, freilich nur, um ihren demütigen Gruß zu empfangen.

Die Alte trat ein und warf sich vor Tuban Toki zu Boden. Er winkte ihr, aufzustehen und an das Fenster zu treten. Sie war eine unendlich häßliche alte Frau. Er sah sie an. Genau so ernst und so forschend, wie er es vorhin mit der anderen getan. Warum war sie eigentlich so alt? Er hatte nie darüber nachgedacht. Wenn jene weiße Frau nicht gelogen hatte, mußte sie doch genau so alt sein wie seine Mutter, und die sah aus wie eine verwelkte, verschrumpelte Greisin. Wie häßlich sie war, die welke, braune Haut der nackten Arme, das Gesicht mit geschlitzten Augen und breiter Nase, der kahlgeschorene, fleckige Kopf! Wie kam es, daß es ihm nie aufgefallen, wie schmutzig und häßlich sie war?

Wieder nahm er den Spiegel und sah abwechselnd in sein Gesicht und in das der Mutter.

Das Weib hatte ein glückliches Lächeln in dem ausdruckslosen Gesicht. Es glaubte, daß es ein ganz besonderes Gebet sei, das ihr heiliger Sohn zu ihrem Segen verrichtete, denn sie kannte ja den Metallspiegel aus dem Tempel, den er in seiner Hand hielt.

„Geh!"

Nach einem tiefen Kniefall huschte die Alte hinaus, und wieder ertönte das Gong.

„Ich will niemanden sehen, ich habe zu beten."

Er saß allein in seinem Stuhl und preßte die Hand an die Stirn, sprang auf, schritt auf und ab, blieb vor dem Bilde stehen, das die weiße Frau ihm gegeben. Sein Gesicht war das jener Fremden, Zug um Zug, und es glich mit keiner Faser dem Gesicht jener Frau, die sich seine Mutter nannte. War das Wahrheit?

Er setzte sich nieder und sprach vor sich hin.

„Es sind Dämonen, die mich versuchen. Die Fremden sind mit den bösen Geistern im Bund, und diese haben das Gesicht dieser Frau so verwandelt, daß es dem meinen gleicht."

Er warf sich zu Boden und versuchte zu beten, er starrte auf das Bild Buddhas und zwang sich zu einem flüsternden Sprechen:

„Ich bin der lebende Buddha, ich bin eine Wiedergeburt des Bodhisattva, ich bin kein Mensch wie die anderen, ich bin das weiße, blauäugige, strohhaarige Kind, das Buddha gesandt hat, um das Kloster den gelben Mönchen zu erhalten. Es sind Dämonen, die mich versuchen. Jene weiße Frau ist von den bösen Geistern geschickt, um mich zu versuchen."

Und dann wieder sprang er auf. Ein kalter Schauer glitt ihm den Rücken entlang, er fror, seine Knie bebten, und er krallte beide Hände in sein blondes Haar.

„Es ist nicht wahr. Ich bin kein Gott, ich bin kein lebender Buddha. Ich bin das Kind jener weißen Frau, und die Priester haben mich gestohlen. Es ist alles Betrug, es ist alles Betrug. Ich bin kein Gott, ich bin nichts als ein Mensch."

Er brach wieder zusammen, hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt, weil er sich selbst schämte, daß er weinte.

Regungslos lag er lange, niedergeschmettert von dieser Erkenntnis. Der Vorhang seines Zimmers wurde geöffnet, der Chanzo Cusho trat ein, sah ihn am Boden liegen und seinen Körper zucken, glaubte, daß er in die Ekstase des Gebets versunken, und ging leise wieder hinaus. Nach geraumer Weile richtete der Jüngling sich auf. Jetzt war es ihm zur Gewißheit geworden. Es gab keinen Zweifel. Je mehr er versuchte, die fremde Frau für ein Werkzeug der bösen Geister zu halten, um so klarer und greifbarer stand ihr Gesicht vor ihm. Dieses Gesicht mit dem großen, heiligen Ausdruck tiefen Schmerzes und mit diesen Augen voll inniger, trauriger Liebe.

Es war dunkel um ihn geworden. Er hatte das Gefühl, als sei er nicht allein, als sei immerwährend dieses schmerzerfüllte Antlitz um ihn, und als ruhten diese großen Augen auf seiner Seele. Er saß im Dunkeln am Fenster und überlegte. Sein ganzes Leben hindurch, seit er zu denken vermochte, hatte man ihn nichts gelehrt als die Worte Buddhas, nichts als die Gedanken der großen Liebe zu jedem lebenden Wesen bis zu den blühenden Pflänzlein auf der grünenden Wiese, die des Frommen Fuß nicht zertreten darf. Liebe, Güte und Reinheit. Aber man hatte ihm nichts gesagt von den Listen und Kämpfen der Priester. Dazu waren die Lamas ja da. Er — der Heilige, der die Welt kaum sah — war nichts als der Priester dieser großen Liebe. Er verstand und begriff nicht, warum das alles geschehen sein könnte. Wieder faßte ihn die Angst. War es Wahrheit, dann hatte man einer Mutter ihr Kind geraubt, es einer anderen Mutter gegeben und deren Kind ermordet! Dann war seine Gottheit Lüge. Dann war er — der Priester der reinen Wahrheit — selbst eine Lüge.

Er stand jetzt aufrecht am Fenster und sah hinaus. Unten sangen die Mönche das Nachtgebet. Wieder war etwas verändert in ihm. Jetzt klang ihm dieses immer und immer in gleichem Tonfall gesungene „Om mani padme hum" wie eine leere, inhaltslose Formel, jetzt plötzlich erschien ihm der ganze Bau dieses Klosters kalt und tot, erschienen ihm die listigen Gesichter der hohen Priester wie die von Heuchlern. Ihm sprach man von Liebe und Wahrheit, und man betrog die Welt mit dem Heiligen, der ein gestohlenes Kind war.

Plötzlich kam ihm ein Entschluß. Durch den Vorhang schimmerte ein Licht. Der Getsul hatte es in das Vorzimmer gestellt, damit es dem Heiligen zur Hand war. Dort stand auch das einfache Mahl, das er des Abends zu sich zu nehmen pflegte. Er beachtete es nicht, aber er nahm die Leuchte und ging in sein Zimmer zurück. Er wählte ein anderes Buch, das die Geschichte des Klosters enthielt; er las, blätterte, ging weit zurück durch die Jahre und las:

„Es war im Jahre, nach dem der Einsiedler im Tale der Götter verstorben war, daß man zum letztenmal in dessen Tempel das Opfer vollbrachte. Seitdem haben es die hohen Lamas verboten, denn unreine Geister haben das Tal der Götter entheiligt, und seitdem ist der Gang, der zur Zeit, wenn das Eis auch auf den Ebenen liegt, in das Tal hinüberführte, den Lamas bei dem Zorn Buddhas verboten worden."

Und dann wieder ein Jahr später, der Tag seiner Geburt.

„Buddhas Größe hat das seltsame Orakel erfüllt, das bei dem Tode des Heiligen gegeben wurde. Das weiße Kind wurde in den Armen einer braunen Mutter gefunden. Heil dem großen Buddha und der Klugheit des Chanzo Cusho und Taschka Tsongas, des Arztes, der wenige Tage nach der Wiedergeburt des weißen Buddha starb."

Wieder war es dem Jüngling, als schlügen seine Glieder im Fieber, und doch glaubte er klarer und heller zu sehen als jemals in seinem Leben. Durch die strenge Schulung, die ihn gezwungen hatte, bereits in frühester Jugend sich mit den Lehren Buddhas und mit den vielen Büchern der Überlieferung zu beschäftigen, war sein Verstand weit über den eines Siebzehnjährigen herausgewachsen. Er hatte bisweilen, weltfremd und ohne Interesse, auch den weltlichen Gesprächen der Oberlamas gelauscht und dem Streit zwischen Gelb und Rot.

Wieder fielen Schuppen von seinen Augen. Hatte er eine Vision? Würdigte Buddha, dessen Andenken er vielleicht durch eine Lüge beschmutzt hatte, ihn, einen Blick in die Vergangenheit zu tun?"

Alles stand vor ihm. Das Tal der Götter mit dem Tempel des Einsiedlers. Von ihm hatten die Europäer gesprochen — jetzt war es in dem Buche beschrieben. Der Tempel war durch Dämonen entheiligt? Die Fremden hatten den Winter über dort gewohnt, durch sie wurde das Tal entheiligt?

Das Kind wurde vor siebzehn Jahren — gestern wieder hatte die Zeit sich gejährt — gefunden? In den Armen der braunen Mutter?

Für ihn gab es nun keinen Zweifel mehr. Es fehlte nur noch der letzte Beweis. Er wollte ihn sich verschaffen. Noch einmal blätterte er in dem Buche zurück, las und prägte sich genau in das Gedächtnis, was er gelesen. Dann stand er auf und löschte die Lampe.

Es war jetzt ganz still im Kloster, die Abendgebete vorüber, die Mönche in ihren Zellen. Ein Wind hatte sich aufgemacht, ein warmer Wind, wie er alle Jahre in diesen Tagen ganz plötzlich heranbrauste, um das Eis des Winters zu brechen.

Tuban Toki stand in dem dunklen Raum, in das durch die Fensteröffnung nur ganz wenig die fahle Nachtdämmerung hereinfiel. Er löste die Abzeichen seiner heiligen Würde von sich und hüllte das Gewand eines niederen Getsul, das im Vorzimmer hing, um seine Schultern. Er steckte den Umschlag mit den Bildern zu sich, den ihm Elisabeth gegeben, ohne eigentlich zu wissen, warum er es tat; dann versenkte er auch einen Band mit den Lehren und Gesetzen Buddhas in seine Tasche. Im Vorzimmer stand das kalt gewordene Essen, Tee, Tsamba und ein Stück Ziegenfleisch. Wieder überlegte er. Er mußte Kraft haben und aß langsam und reichlich. Seitdem er entschlossen, war er ruhig geworden. Nun trat er in den Gang hinaus. Dort war ein wachender junger Lama, aber in dem Halbdunkel erkannte er in dem Getsul, der den Mantel vor das Gesicht gezogen, den Heiligen nicht, zumal er auch dessen Stimme noch niemals gehört hatte.

„Der Heilige liegt in tiefer Verzückung und darf während der ganzen Nacht nicht gestört werden."

Tuban Toki rief es selbst der Wache zu, dann schritt er die Treppe hinunter. Er war niemals hier unten gewesen, hatte kaum jemals die oberen Tempelgemächer verlassen, bis auf die eine Reise, die er vor zwei Jahren nach Taschi Lunbo gemacht hatte.

Er erschrak vor all diesen dunklen Gassen und Gäßchen, dann schritt er über den unteren Platz und trat in den Tempel der Mutter Buddhas. Er hatte genau gemerkt, was in dem Buche gestanden. Der Tempel war leer, erst um Mitternacht begannen wieder die Gebete. Neben dem Altar standen viele kleine Lämpchen. Die Lamas benutzten sie, wenn sie in der Nacht aus den großen Pergamentrollen ihre Gebete lasen. Jetzt war der Raum leer, und die kleinen Pulte, die sie zu benutzen pflegten, standen neben den Papierlaternen.

Tuban Toki entzündete eines dieser Lämpchen an dem heiligen Feuer des Altars und steckte noch ein zweites in seinen Gürtel, dann trat er hinter das Standbild der Mutter Buddhas und suchte nach der verborgenen Tür. Er hatte in dem Buche gelesen, daß der Druck auf eine bestimmte Stelle eine Metalltür aufspringen ließ. Jetzt gähnte die Öffnung. Es roch dumpf hier im Innern. Es war natürlich vollkommen dunkel. Er trat hinein und ließ hinter sich die Tür wieder in die Feder schnappen. Es war das erste Mal in seinem ganzen Leben, daß er allein und ohne Begleitung einen Weg machte.

Welch einen Weg! Schlüpfrige Stufen führten hinab. Überall um ihn herum raschelte und zischte es; kalte, lebende Wesen glitten über seine Füße, die nackt in Sandalen staken. Seltsam schillernde, glotzende Augen sahen unbeweglich aus düsteren Ecken.

Sein im Glauben an Hunderte von Dämonen, Nachtgespenstern, bösen Geistern, Kobolden und Teufeln groß gewordenes Gemüt bebte in heimlichem Schauer. Aber die Eidechsen in den Ecken, die Schlangen und Würmer taten ihm nichts.

Die Treppe war zu Ende. Vor ihm gähnte der schwarze Spalt, in dem das Wasser neun Monate des Jahres hinabstürzte, um unten wieder zutage zu treten. Die Beschreibung des Buches stimmte vollkommen, hier stieg der unterirdische Gang an. Anders sah er aus als vor siebzehn Jahren, da Taschka Tsonga, der Arzt, ihn durchschritt. Damals war er alljährlich für die Prozessionen gesäubert worden, jetzt hatte ihn in all den Jahren kein menschlicher Fuß mehr betreten.

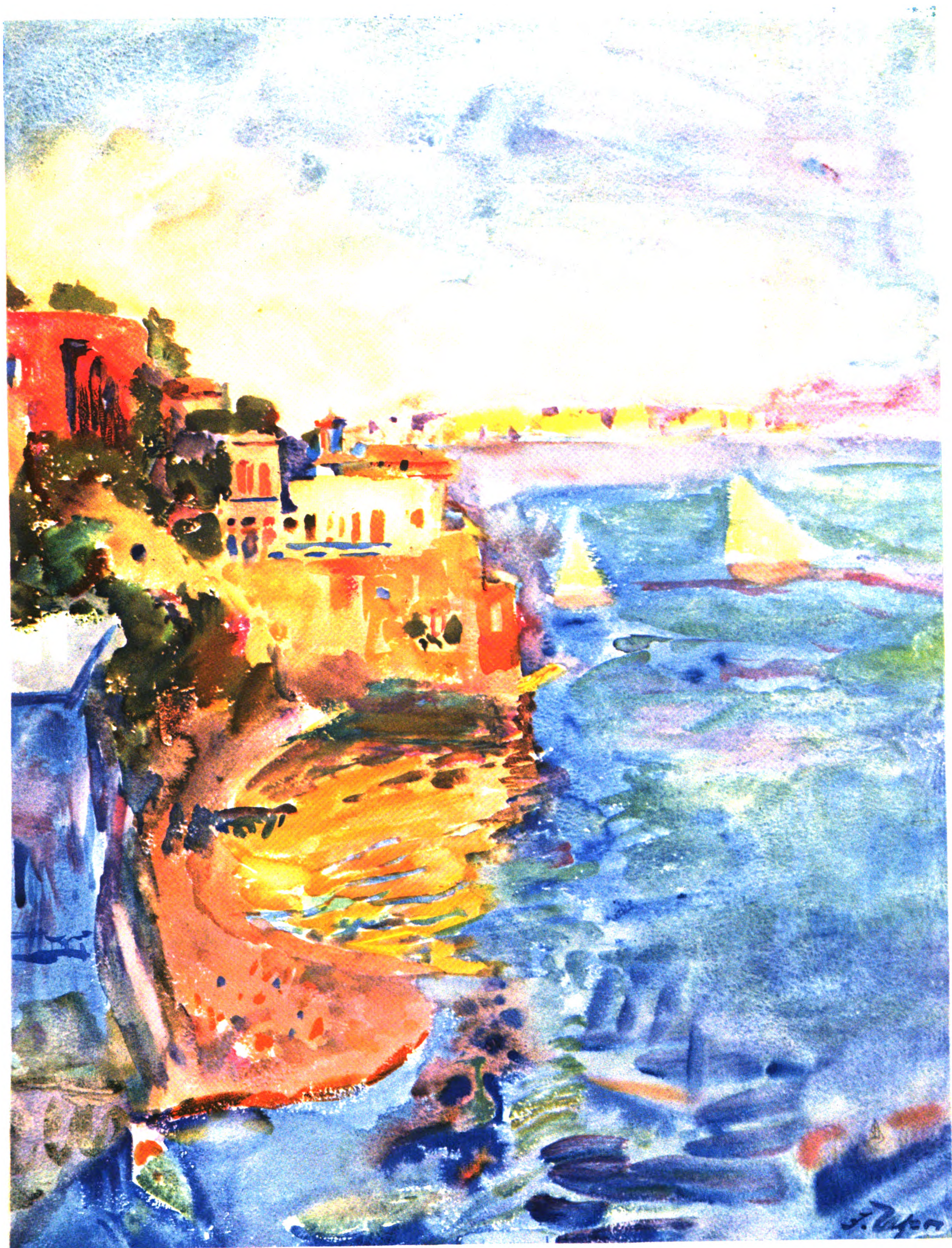
Auch heute begann schon ganz leise zu seinen Füßen das Wasser zu rieseln. Die Luft war schwer, dumpf, moderig, mit Verwesungsdünsten geschwängert. Hier, unter der Erde, wohin die Winterkälte nicht drang, waren die Wände und Steine mit schlüpfrigen Moosen, mit schleimigen Algen und gallertartigen Gebilden besetzt, die den Fuß gleiten ließen. Überall huschten wieder kleine Schlangen, augenlose Axolotl, Eidechsen verschiedener Größe, die ihn anblickten, und unzählige Würmer. Sie fühlten in dieser Nacht die Nähe des Wassers, das wieder zu steigen begann, und waren unruhig und lebhaft.

Tuban Toki kannte sie nicht, hatte niemals solche Gebilde und Tiere gesehen und war überzeugt, daß es Dämonen oder Seelen waren, die der Zorn der Götter in solche Wiedergeburt gezwungen hatte.

Vorsichtig schritt er vorwärts, angstvoll besorgt, keines dieser Tiere zu verletzen, und doch voller Grauen vor ihnen.

Die Luft war fast unerträglich, der Verwesungsgeruch nahm zu, an einer engen Stelle versperrte der verfaulte Kadaver einer in den Spalt hinuntergestürzten und von dem Wasser fortgeschwemmten Ziege den Weg. Er mußte das von unzähligen Würmern wimmelnde Aas mit den Händen hinwegschieben und war voller Abscheu. Bisweilen mußte er am Boden kriechen, um vorwärts zu kommen, hatte Mühe, das Licht vor dem Wasser zu schützen, und zitterte bei dem Gedanken, daß es ihm erlöschen könne, zumal er keine Möglichkeit besaß, es wieder zu entzünden. Er wußte nicht, wie lange er schon gegangen war, aber es schien ihm Ewigkeiten; dabei war es ihm, als rinne das Wasser heftiger als vorher.

(Fortsetzung folgt.)



Am Golf von Neapel
AQUARELL VON PROF. JOHANNES UFER



Resi Langer



Joseph Plaut



Ludwig Wüllner



Friedel Hintze



Marzell Salzer

Deutsche Vortragskünstler

Nach fünf Schattenrissen von Otto Wiedemann





G. Schrimpf: Kartenspieler. Gemälde.
Rechts oben:
H. Heuser: Schlittschuhläufer. Gemälde.
Mitte links:
E. de Fiori: Kniende Frau. Plastik. (Mit Erlaubnis der Galerie Flechtheim.)
Mitte rechts:
Bruno Krauskopf: Der Hafen. Gemälde.
Unten links:
F. Heckendorf: Autorennen. Gemälde.
Unten rechts:
W. A. Lindgens: Das Lächeln des Negers. Gemälde.





DEUTSCHE KÜNSTLER IM PARISER SALON

(Hierzu der gleichnamige Beitrag auf Seite 886.)

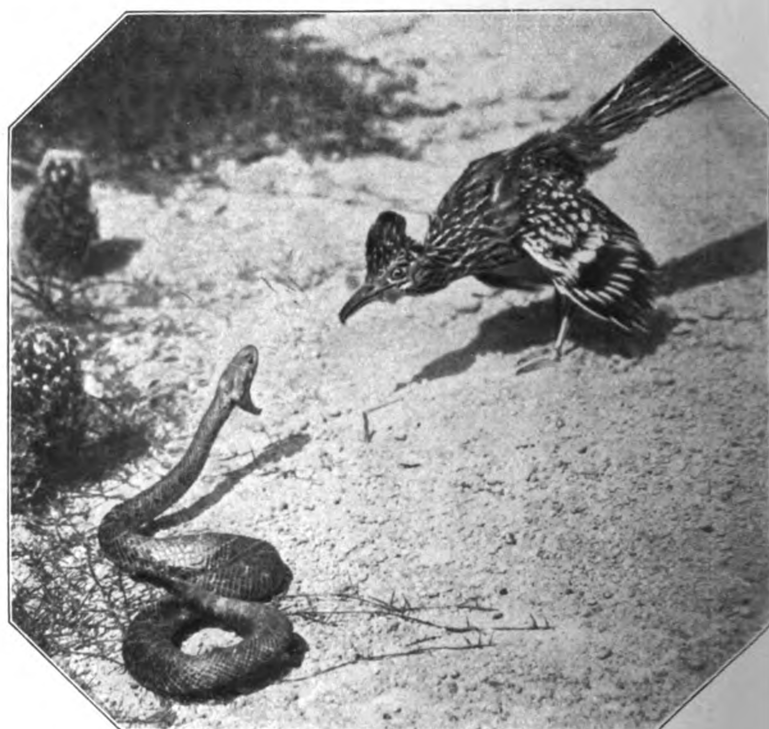




SCHLANGEN UNTER DER JUPITERSONNE



Kampf zwischen Kreuzotter und Maulwurf.



Erdkuckuck im Kampfe mit einer Klapperschlange.



Eine Giftschlange als Beute der ungiftigen brasilianischen Mussurana.

Bei allem Vorurteil gegen Schlangen gibt es doch noch sehr viele, die sich gerade mit der Haltung dieser Tiere beschäftigen. Je bissiger und gefährlicher ein solches kriechendes Reptil ist, um so interessanter wird ihnen die Pflege solcher Objekte. Kein Wunder, daß sich auch der biologische Film mit diesen Tieren eingehend beschäftigt.

Wichtig für eine Filmaufnahme ist ein Schlangenbehälter, der ein Entweichen der Schlangen völlig unmöglich macht, und der dennoch bei sehr stabiler Ausführung die photographischen Arbeiten nicht behindert.

Das Berliner Aquarium war und ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Aufnahmen naturwissenschaftlicher Filme. Leider lassen sich jedoch seine vielseitigen Möglichkeiten für den Film infolae technischer Mängel nicht recht ausnützen. Da ist in erster Linie die gewisse Starrheit der Behälter zu nennen, die nur selten eine Umänderung des landschaftlichen Bildes gestattet, die aber notwendig ist, um nicht von vornherem den Eindruck eines photo-



Indischer Fakir beim Spiel mit einer Brillenschlange.





Im Streit um die Beute. — Nebenstehend: Kreuzottern beim Liebesspiel.

graphierten Käfigs entstehen zu lassen. Zum andern sind bei solchen Behältern, die gerade geeignet für Aufnahmen erscheinen, die Glasscheiben durch jahrelanges sorgfältiges „Reinigen“ derart zerkratzt, daß ein sauberes photographisches Ergebnis eine Unmöglichkeit wird. Außerdem sind die Lichtverhältnisse denkbar ungünstig; denn dem Institut fehlt nicht nur eine eigene Kraftlichtanlage, sondern auch noch die Möglichkeit einer praktischen Aufstellung von Beleuchtungslampen. So sind die photographischen Arbeiten und ihre Resultate wissenschaftlich äußerst interessant, leider aber zumeist in ihrer Technik mangelhaft.

Es gehörte immer großer persönlicher Mut des Operateurs dazu, seinen Apparat im Schlangenkäfig zu bedienen. Wie oft mußte er stundenlang vergebens warten, ehe sich auch nur die kleinste Handlung von der sieben Meter langen Python zeigte! Wie oft wurden die Vorbereitungen zu den Aufnahmen getroffen und ergebnislos abgebrochen! Als es nun doch einmal geglückt war, da hatte das Licht zum Exponieren des Filmstreifens nicht genügt!

Harmlos dagegen war stets die Arbeit mit anderen Schlangen, die nicht giftig waren. Die häufigsten Vertreter im Filmatelier waren die Äskulapnatter und die einheimische Ringelnatter. Namentlich die letzte Schlangenart wurde in der „Decla“, der „Ufa“, der „Deulig“ und der „Humboldt-Gesellschaft“ in vielen Bildern gezeigt. Doch waren die Aufnahmen insofern nie ganz einfach, als sich die Ringelnattern nur in einem Behälter vor der Kamera zu Handlungen bewegen ließen, den sie schon geraume Zeit vorher ganz genau kannten. Da wurde die fischende Ringelnatter gezeigt, und wie sie mit dem hocherhobenen Beutefisch das Wasser verläßt; in einem anderen Bilde fraß sie einen Frosch. Hier ließ sie sich von einer sich aufblähenden Kröte verblüffen, und dort legte sie gar vor dem Auge des Beschauers ihre Eier. Die Ausführung einer solchen Aufnahme sei hier noch näher beschrieben.

Der damalige Leiter der Biologischen Abteilung der „Ufa“ war gerade von einer Auslandsexpedition zurückgekehrt, und ich befand mich im „Ufa“-Atelier, um ihn kennenzulernen. Während ich mich mit der Operateuse unterhielt, erscholl plötzlich aus einer Ecke des Ateliers der Ruf, daß die Ringelnatter im Terrarium bereits drei Eier abgelegt hätte. Ich war sofort dabei, die Schlange aus dem Behälter zu nehmen und auf einem Tisch rasch aus einigen Moospolstern und Erde eine kleine Situation zu bauen. Andere Hilfskräfte brachten den Apparat und das Stativ herbei. Doch, o Schreck, in der Filmkassette befanden sich nur noch achtzehn Meter Filmnegativ! Würde nun die von mir behütete Schlange ihre Eier innerhalb der kurzen Zeit, die die wenigen Meter zum Abdrehen erfordern, ablegen? Es kam langsam ein Ei bereits aus der Kloake zum Vorschein. Die Operateuse hatte schon die Situation scharf eingestellt, während ich die Ringelnatter am Kopfe festhielt, da das Schwanzende allein aufgenommen wurde. Sobald nun die geringste Stockung im Herausdrücken des Eies aus dem Schlangenleib eintrat, kommandierte ich „Halt mit der Aufnahme“; denn es galt, mit den wenigen Metern Film, die uns zur Verfügung standen, den gesamten Vorgang lückenlos festzuhalten. Wenn nun das Ei weiter heraustrat, so wurde der Apparat von neuem gekurbelt. Es gelang mir, auf sechzehn Meter den Vorgang zu bannen. Während nun diese Aufnahme stattfand, gesellte sich noch ein Herr dazu, der unsere Arbeit interessiert betrachtete. Als ich meine Hilfeleistung beendet hatte, erkundigte ich mich bei ihm nach dem Leiter der Abteilung. Meine Überraschung war nicht gering, als er sich mir als solcher vorstellte! Die Folge dieser eigenartigen Einführung in die Firma war für mich der Auftrag zur Herstellung eines Eichenprozessionsspinnerfilms unter meiner Regie.

J. Arnold.

Die Abbildungen sind bis auf die des Erdkuckucks mit der Klapperschlange Wiedergaben nach Aufnahmen des Verfassers.



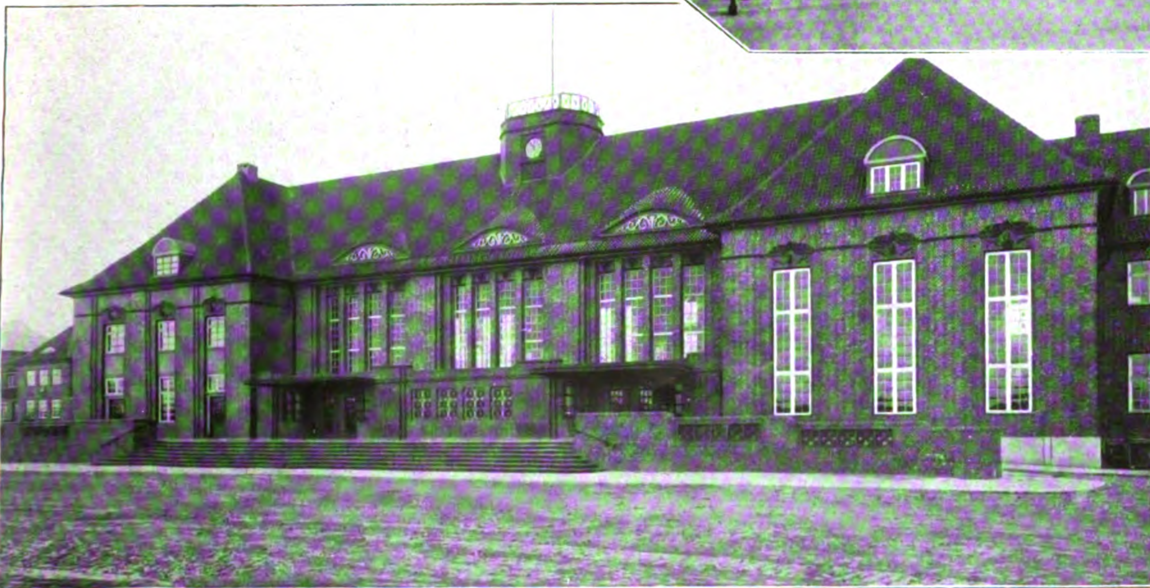


Neuzeitliche Wohnräume.

Aus der vor kurzem veranstalteten gleichnamigen Ausstellung des Duisburger Museums-Vereins. Oben: Zimmer eines Sammlers. Entwurf: Prof. Fahrenkamp, Düsseldorf; Ausführung: Gabermann, Duisburg. — Links: Wohnzimmer, in Kiefer ausgeführt, schlicht, aber wohnlich. Entwurf: Hans Schwippert; Ausführung: Dickerhoff, Bochum.

Diese Schau brachte die Arbeiten einer Reihe von modernen Innenarchitekten, Versuche, unserer Gegenwart entsprechende Lösungen der Wohnungsgestaltung zu finden. Unsere Bilder geben Beispiele von Zimmereinrichtungen, die zeitgemäß sind, ohne jedoch nüchtern, kalt und unbehaglich zu wirken.





Der neue Bahnhof in Flensburg.

Oben: Die Empfangshalle mit den Fahrkarten- und Gepäckschaltern. Links: Außenansicht.

Am 1. Dezember erfolgte die Einweihung des neuerrichteten Flensburger Bahnhofs. Im Süden der Stadt gelegen, wurde er als Durchgangsbahnhof in 10jähriger Baudauer aufgeführt. Das Baugelände war früher ein Teich, der mit Erdmassen von den ringsum liegenden Hügeln zugeschüttet worden ist.



Die vornehme Handtasche

Von oben nach unten: Elegante schwarze Moiré-Tasche mit Handstickerei. — Zwei echte Gobelin-Taschen, nach alten Original-Motiven handgewebt. — Kalbledertasche in Beutelform. — Besuchstasche aus Rücken-Krokodilleder.

MODELLE: MORITZ MÄDLER, LEIPZIG



Neuartige Abendfrisuren von Antoine, Paris



Diese originellen, an Modellen vorgeführten Haar-Arrangements von dem bekannten Pariser Frisurkünstler werden der Dame mancherlei Anregungen bieten. Bemerkenswert ist besonders der große Kammschmuck.

PHOT.: FRANZ LOWY, PARIS



PAUL RENOVANZ

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(4. Fortsetzung.)

Pahlen beugte sich über die Greisin. Sein Atem streifte ihre Stirn. „Was ist?" fuhr sie jäh auf. „Sie, Graf Pahlen? Hier? Zu dieser Stunde?"

„Sie haben vollkommen recht," lächelte er sarkastisch, „zur Konversation haben wir es beide in diesem Augenblick schlecht getroffen. Um so untröstlicher bin ich, Ihnen Ungelegenheiten bereiten zu müssen — en un mot: den Kaiser hat der Schlag gerührt, und man bringt Ihnen das ehrenvolle Vertrauen entgegen, Ihre Majestät von der wenig erfreulichen Situation ihres Gemahls zu verständigen."

Entsetzt richtete sie sich auf.

„Ihr habt ihn ermordet!"

„Wenn Ihnen das lieber ist — auch das."

„Tiere, Teufel seid ihr!" gellte sie. „Wilde, blutrünstige Bestien!" Sie zitterte vor Grauen. „Das Blut, das Sie, Pahlen, freventlich vergossen, wird Ihnen zum Kainszeichen werden."

„Eine rechtschaffene Tat spricht für sich selber. Tyrannenblut — welch wenig kostbarer Saft!"

„Wie Sie sich belügen! Wie ihr euch alle belügt! Tyrannenblut — o pfui! Euer Herrscher, euer gottgewollter Herr war er. Euer Gewissen wird euch schlimmer zu schaffen machen, als es jemals der Unglückliche vermocht hat."

„Darüber", wehrte sich der Graf schroff, „gestehe ich Ihnen kein Urteil zu. Vorläufig bin ich auf einen Beichtiger ebensowenig angewiesen wie Sie auf meine zweifellos wenig willkommene Gesellschaft. Im übrigen" — er machte eine ironisch-höfliche Reverenz — „meinen ehrerbietigen Respekt für die Art, mit der Sie auch unangenehme Botschaften aufzunehmen wissen."

Angewidert wandte sie sich ab.

„Ich kenne meine Pflicht."

„Dann wäre meine Mission hier erfüllt. Au revoir, madame — zu gelegenerer Stunde."

Sie klingelte ihrer Kammerfrau.

„Anna Wladimirowna," rief sie und flog an allen Gliedern, „verriegle die Tür und laß ihn nicht wieder herein, den schrecklichen Menschen! Nun schnell einen warmen Rock... nein, gleich den Mantel mit der Kapuze. Ja, den!" Sie erhob sich, knüpfte die Bänder unterm Kinn zusammen. Fühlte, wie ihr Herz jetzt ganz langsam und ruhig schlug.

„Warte, bis ich zurückkomme," befahl sie der Dienerin, „es kann lange dauern. Lies im Evangelienbuch... wache, Anna Wladimirowna... bewahre deine unsterbliche Seele. Wir alle sind des Trostes bedürftig."

Die Alte bewegte erschrocken den dünnen Vogelkopf. So hatte sie ihre Herrin nie gesehen. — — —

Frau von Lieven mußte, um zu den Zimmern der Kaiserin zu gelangen, in das untere Stockwerk steigen. Da sie die breite Haupttreppe vermeiden wollte, wählte sie eine nur von der Dienerschaft begangene Seitenstiege. Am Fuße der Wendeltreppe klirrten gekreuzte Bajonette.

„Laß die Dummheiten, mein Jungchen — sich vor einer alten Frau zu fürchten!"

Sie blitzte einen ungeschlachten Burschen mit verstümmeltem Ohr spöttisch an und huschte, ehe es sich die Tölpel versahen, an dem Doppelposten vorbei.

In den einzelnen Sälen, die sie passieren mußte, überwand sie mit Witz und einem guten Wort die Sperre. Nur der Leutnant in dem an die Gemächer der Zarin angrenzenden gelben Hofdamenzimmer machte Schwierigkeiten. Der Knabe, an die Peripherie eines welthistorischen Ereignisses geweht, überschätzte die eigene Bedeutung. Sein bubenhafter Hochmut pochte auf die Befehlsgewalt über eine Handvoll struppiger Kerle.

„Mit meiner Einwilligung, Madame," krähte er, „werden Sie jene Schwelle dort nicht überschreiten!"

„Aber so hören Sie doch, Kind..." murmelte die Matrone.

„Ich muß sehr bitten, Madame..."

Frau von Lieven lächelte gütig.

„Verzeihen Sie einer alten Frau, daß sie Ihre Jahre nicht gebührend einschätzt. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Aber Sie tun mir und meiner Herrin, der auch Sie dienen, sehr weh, wenn Sie mich an einer Christenpflicht hindern. Graf Pahlen hat mich ersucht, Ihrer Majestät Fürsorge und Beistand zu leisten. Begreifen Sie nun, daß ich da auch nicht eine Sekunde zu verlieren habe?"

„Mein Gott," stammelte er, „wenn es sich so verhält... ich ahnte ja nicht... mein Gott, es war... nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht bös gemeint." Und bubenhaft treuherzig: „Sie lasse ich hinein und keinen sonst. Gott tröste sie, die Ärmste! — Platz für Ihre Exzellenz, die Frau Obergouvernante!"

Sie nickte dem Querkopf freundlich zu. Eigentlich ein Prachtkerl, ein dummer, dummer Bub. Hoffentlich fand sich wer, der ihm die Schlacken des Standesdünkels beizeiten abklopfte.

*

Im Zimmer der Zarin war atmende Stille. Auf blauer Damasttapete schwamm wie auf dunkler unbewegter Flut der Reflex einer Ampel. Wie friedlich war dies behütend milde Licht! — Schein, durchzog es Frau von Lieven... Schein neben grauenhafter Wirklichkeit. Drüben lauerte Vernichtung.

Voll schwerer Trauer betrachtete sie die Schlummernde.

Ach, nie sie wecken, Schrecklichstes ihr verheimlichen dürfen! Es war bitterer, als sie gedacht. Jede Minute Aufschub bedeutete Schonung.

Die Beine zitterten ihr. Nicht die geringste Bewegung wagte sie.

Aus breitem goldenen Rahmen dämmerte ein bekröntes Bild herab. Aus ihren ersten Ehejahren stammte es. Sie hielt seine Hand, er strahlte sie aus warmen, zärtlichen Glücksaugen an. Mein Gott, dachte Katharina Lieven erschüttert, es kann ja nicht sein! Gib, daß es ein Irrtum, ein schrecklicher, wahnwitziger Traum ist.

Große, dumpfe Ratlosigkeit umfing die alte Frau. Wie einengendes, einschnürendes Gespinst empfand sie die Abgeschiedenheit ringsum... Vielleicht, daß der Himmel doch ein Wunder tat... vielleicht war er gar nicht tot... lebte...? Aber die Soldaten... der Gouverneur! Oh, der Mensch müßte der Leibhaftige selber sein, wenn er den Mord ihr nur vorgespiegelt hätte. — Wäre es doch so, flehte ihr Herz.

Und sie schlief... wußte von nichts. Es war unbegreiflich, daß sie von all den summenden, fremden, aufgeregten, flatternden Lauten dieser Stunde nichts wahrnahm. Über ihrem Haupte breitete ein elfenbeinerner Kruzifixus die gemarterten Arme. „Schütze sie, heiliger Schmerzensmann," flüsterte die Greisin, „laß sie nicht zerbrechen unter dem furchtbaren Schlag, der sie treffen wird! Sie hat ihn geliebt mit der ganzen keuschen Glut ihres mütterlichen Herzens. Um seine verlorene Seele hat sie gebangt und gekämpft wie wenige. Mißhandlungen und Demütigungen waren ihre Speise, Haß und Verkennung der hingebendsten Treue ihr täglich Brot. Ihre Krone war ein Dornenkranz wie Deiner, o Gottessohn; ihr Hermelin ein Nessusgewand, das sie im Innersten verbrannte. Du hast ihren Fuß in fremdes Land gelenkt, hast sie Demut und Entsagung gelehrt. Du weißt, daß sie, die lauterste Frau, allezeit nach Deinem göttlichen Gebot gelebt hat. Sei Du ihr Schutz und Schirm. Vergilt ihr die Pein, die sie von ihm zu erdulden hatte, mit Deiner himmlischen Tröstung... Ach, was ist aus der feinen, blonden schwäbischen Prinzeß geworden! Eine tränenbeladene Frau! Maria Feodorowna wäre als die kleine württembergische Sophia Dorothea glücklicher durch Jugend und Frauentum geschritten, hätte der Tote nie ihren Weg gekreuzt... Wie trübe war das alles... wie gramblind würde Zukunft die Ärmste anstarren, wenn sie die Augen aufschlug!

Die Schläferin seufzte tief auf. Sie fühlte wohl die Nähe der anderen. Mit müdem Blinzeln umfaßte sie die vertraute Gestalt. So vertraut und schirmend drang das Bild der alten Frau auf sie ein, daß sie es als Traumerscheinung mit hinübernehmen wollte in neuen Schlummer.

Katharina Lieven raffte sich auf. Notvoll war ihr Entschluß. Die Minuten karg gewährter Schonung machten ihre Aufgabe nicht leichter. Behutsam trat sie an das Lager; berührte die gefalteten Hände.

„Majestät", sagte sie leise. Mütterlich sollte es klingen — zerborsten war das geflüsterte Wort, zernagt von Herzeleid.

Maria Feodorowna fuhr empor... Also doch Wirklichkeit? Sie hatte nicht geträumt, daß Katharina bei ihr war. Was wollte sie?

Ihre erschreckten Lippen stießen einen kleinen Schrei aus. Ihr erster Gedanke galt dem zarten, kränkelnden Sohn.

„Mein Erlöser... es ist etwas mit Micha!"

Langsam, nornenhaft schüttelte Frau von Lieven den Kopf.

„Dem Großfürsten Michael geht es besser. Er schläft."

„Alexander? Konstantin? Sie sind doch gesund?"

„Es geht ihnen gut."

„Sie täuschen mich, Katharina!" Aufspringende Angst trieb ihr jäh das Blut zum Herzen. Ihre tief erblaßten Lippen zitterten.

„Was ist's? — Warum sind Sie hier?"

Heiße Tropfen fielen auf ihre Hand.

Was war das? Sie weinte? Sie, die nichts aus der Fassung zu bringen vermochte... die den Tod des geliebten Gatten ohne fremden Zuspruch verwunden, war nächtlichem Gram preisgegeben? Katharina in Tränen — eine erschütternde Entdeckung. Sie empfand zärtliches Mitleid mit ihr.

Maria Feodorowna zog die Freundin sanft herab.

„Setze dich zu mir, Mütterchen. Sag', was dich grämt. Sieh, ich leide mit dir. Bekümmert dich dein Sohn? Ach, laß das nur meine

Sorge sein. Er" — sie machte eine schelmisch-furchtsame Gebärde nach der benachbarten Zimmertür hin; ein reizendes Lächeln spielte dabei um ihren leidvollen Mund — „er wird ihn zurückrufen, wird sich besinnen. Glaube mir, Christopher Andreizewitsch war ihm immer teuer."

„Nie mehr wird er ihn zurückrufen... ich weiß es gewiß", flüsterte Katharina tränenerstickt.

„Was sagst du da? Überlaß' das nur mir, ma chère. Ich kenn' ihn wohl ein wenig besser als ihr alle. Und ich glaube, daß er deinem Sohn nicht lange wird zürnen können."

Sie zwang sich zu einem heiteren Lachen.

„Nun, du siehst, ich bin glücklich, da ich sie wohl und gesund weiß."

Nachdenklich zupfte sie an dem Spitzengekräusel ihres Schlafkleides. Ein zartes, sehnsüchtiges Lächeln grub sich um den Mund.

Stumm und hilflos saß Katharina Lieven auf dem Bettrand. Die Last des Jammers lag erdrückend auf ihren Schultern, die furchtbare Last. Drüben dunkelten Blutlachen um einen Toten, und seine Leichenwärter tranken Schnaps. Sein Leben war wie sein Sterben: verflucht. Ungeweiht ging seine Seele von ihm. Sein Abscheiden hatte keine Milde, nichts Erhabenes für ihn gehabt. War niemand gewesen, der ihm die Augen geschlossen, ihn gesegnet hatte. Das Grauen, mit dem sich dieser Mensch schrecklich umgeben, wirkte auch in ihr wie ein Gift nach, dessen lähmender Kraft sie sich umsonst zu entziehen trachtete. Es war Sünde, das Gedächtnis an einen Gestorbenen mit unversöhnlichen Gedanken zu beflecken. Sie wußte es, aber sie wehrte sich vergeblich wider alles Erinnern. Bilder stürmten jäh und hetzend herauf, eines scharf und grausam geprägt wie das andere. Doch das gräßlichste Erleben, das sich ihr unauslöschlich mit schauderndem Entsetzen eingebrannt hatte, würde sie nie, nie, auch in ihrer letzten Stunde nicht, vergessen: das war, als der Wahnwitzige mit gellendem Hohn die Leichen seiner Eltern, Peters III. und Katharinas II., vor vielem Volk in ein und denselben Sarg werfen ließ... Schwer, unerträglich schwer wog die Erinnerung an ihn. Das Blut, aus unzähligen Urteilen geflossen, konnte es ein armseliger Tod wie dieser sühnen? Konnte er auslöschen, konnte er tilgen die Seufzer, die Schmerzen, die Flüche?

Rieselnde Hoffnung belebte sie. Katharina Lieven dachte an den kaiserlichen Jüngling, den sanften, klugen Alexander. Ihn würde das Volk nie hassen, wie es seinen Vater gehaßt hatte. An der zärtlichen Verehrung, die er der Mutter entgegenbrachte, würde vielleicht auch sie allmählich wieder genesen, wenn der erste niedersausende Schlag sie nicht vernichtete.

Traurig umfaßte ihr Blick die Gestalt der hohen erniedrigten Frau. Rauh bröckelten die Worte ab, die ihr ein harter Entschluß eingab:

„Eine arge Wohlrednerin bin ich, Majestät, die Sie mit glatten Worten täuschte. Nicht alle sind wohl und gesund: dem Kaiser geht es sehr schlecht."

Maria Feodorowna begriff nicht. Befremdet blickte sie auf.

„Ich sah ihn... vor zwei Tagen sah ich ihn noch bei bestem Wohlbefinden. Ein Werkzeug seines Willens ist er. Er *will* nicht krank sein. Wie er's anfängt — ich weiß es nicht. Und ich wüßte mich auch nicht zu entsinnen, ihn jemals ernstlich krank gesehen zu haben. Freilich..." zögerte sie, und Unruhe flog über ihre schöne klare Stirn, „auch mit Lügen kann einer sich kurieren. — Kathja, ich sorge mich... es geht ihm sehr schlecht, sagst du? Woher weißt du das? Geht ihm sehr schlecht, Kathja? So sprich doch, du peinigst mich. Ist der Arzt bei ihm? Nun rede doch!"

„Er braucht keinen..."

„Braucht keinen?" Die Kaiserin sah sie mit dumpfen Blicken an. „Braucht keinen?"

Plötzlich ging eine unheimliche Veränderung in ihr vor. Eisige Ruhe breitete sich über ihre Züge. Gewißheit erdrückte sie.

„Sprich!"

„Liebste, Teuerste", murmelte die alte Frau.

„Sprich!" Kraftlos fiel das Wort in eine große, schreckliche Stille.

„Ihr Gemahl... ist... tot. Bitten Sie Gott, ihn in seiner Barmherzigkeit aufzunehmen, und danken Sie ihm für alles, was er Ihnen gelassen hat."

Die Kaiserin starrte wie ohne Bewußtsein vor sich hin. Die geschnitzte Bekrönung am Fußende ihres Bettes ließ sie nicht aus den Augen. Es war, als zöge das fromme Symbol dort ihre Blicke mit magnetischen Kräften an. Zwei Tauben stellte es dar, die sich über gekreuzten Palmzweigen in blaue Luft schwangen, zierlich mit Mosaiksteinchen ausgelegt. Sie erfaßte nicht den süßen, traumhaften Sinn der Intarsien. Stumpf lag sie, bis die rasende, zum Herzen treibende Blutwelle jäh zurückschlug. In namenloser Angst raffte sich Maria Feodorowna auf. Stürzte aus dem Bett. Sank wie gefällt in die Knie.

Ihr Mund bewegte sich in steigernder, gespenstischer Hast. Ihre Stimme, jagend und flatternd, formte fliehende, undeutliche Worte.

Sie betete mit Inbrunst, die ohne Glauben war; hinter Frömmigkeit lauerte Entsetzen. Die Litanei, gnadenlos in dieser Stunde, floß grau und trübe von armen stammelnden Lippen.

In unmeßbarem Schmerz warf die Kniende das Haupt zurück. Ihr brennender Blick suchte den Kruzifixus. Da war ihr, als sänftigten die weißen gebreiteten Erlöserarme ihre Qual. Bewußtsein verging in Dämmer. Dunkelheit dumpfen Grames senkte sich auf sie. Ein Nirwana schattenhaften Geborgenseins flößte ihr das Kreuz ein.

„Väterchen! Süßer Christ! Himmlischer Schmerzensmann!" murmelte sie, „erbarme Dich Deiner armen Magd!" Ihre Gedanken waren irrende, heimverlangende Vögel gewesen; jetzt fanden sie den Weg in die reine Trostlehre des Evangelienbuches. Aber ihr Mund betete, wie Kinderlippen beten, da allein schon der Klang des frommen Wortes gläubig macht.

Nicht lange erlag sie barmherziger Täuschung. Angstschauer fuhren über sie hin; trieben sie zurück in den Hagelschlag ihrer Pein. Ihr Herz öffnete sich weit und schreckhaft der Not.

„Herr!" klagte sie, „wie lange willst Du meiner so gar vergessen? Wie lange verbirgst Du Dein Antlitz vor mir?" Der Psalm ihrer Kindheit war es, an den sie sich, eine Flüchtige ihrer selbst, klammerte... „Wie lange soll ich mich sorgen in meiner Seele und mich ängstigen in meinem Herzen täglich? Wie lange soll sich mein Feind über mich erheben? Schaue doch und erhöre mich, Herr, mein Gott! Erleuchte meine Augen, daß ich nicht im Tod entschlafe. Daß nicht mein Feind sich rühme, er sei meiner mächtig geworden, und mein Widersacher sich nicht freue, daß ich niederliege. Ich hoffe aber darauf, daß Du so gnädig bist; mein Herz freuet sich, daß Du so gern hilfst. Ich will dem Herrn singen, daß... er... so... wohl..."

Mit wimmerndem Laut riß das Gebet ab.

Über ihrem großen Leid hatte die Kaiserin Glauben und Bewußtsein verloren.

Noch ehe Katharina Lieven zuspringen konnte, schlug die Stirn der Ohnmächtigen hart auf den Treppenstufen des Hausaltars auf.

*

Der Feldchirurg Davidenko von einem der alarmierten Truppenteile stolperte ins Zimmer und ließ die Kranke zur Ader. Der Puls schlug matt. Unter der zarten weißen Haut floß langsam und verlöschend ein winziger Lebensrest. Bedrücktes Schweigen schien die Ruhe des Todes vorzubereiten. Von den Korridoren scholl gedämpftes Lachen und das Stampfen grober Stiefel.

Der Arzt richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf.

„Es steht schlecht mit ihr," sagte er, mit gerunzelten Brauen auf den Lärm draußen horchend, zu Frau von Lieven, „der Eingriff allein scheint ihr Sprache und Bewegung nicht wiederzugeben. Ich fürchte, wenn wir Ihre Majestät nicht bald zum Leben zurückbringen, schläft sie uns hinüber." Er zuckte verlegen die Achseln. „Was kann unsereins, ein einfacher Feldscher wie ich, da tun... Sie war gut — *sie war's*", murmelte er ergriffen. Dem stämmigen Mann, den sein Handwerk mehr zu Roheit als Empfindsamkeit erzogen hatte, rollten die Tränen in den Bart.

Frau von Lieven sah ihn ernst an:

„Wollen Sie ihren Kindern auch die Mutter nehmen? Beeilen Sie sich! Ihre Gesinnung in Ehren — hier ist sie nicht von Vorteil für jemand, der auf die Hilfe eines kühlen, verständigen Kopfes dringender angewiesen ist als auf ein gutes ohnmächtiges Wort. Muß ich, eine alte Frau, zuversichtlicher sein als Sie? Schämen Sie sich! — Hier, dies kalte getränkte Tuch lege ich ihr auf die Herzgrube. Sie reiben inzwischen Stirn und Schläfe mit der Essenz... Wie, ein guter Rat? Ja, meinen Sie, mein Lieber, ich habe noch nie in meinem langen Leben an einem Krankenlager gestanden? Ihr Ärzte denkt eben nur, ihr allein besäßet den Stein der Weisen. Hülfe man da nicht mitunter in der Stille nach... nun, nun, ich will Ihnen nicht wehe tun, Kasimir Kasimirowitsch. Ich achte Sie, was ich nicht von jedem sagen möchte... Sehen Sie, still, die Farbe kehrt wieder; die Wangen verlieren die fahle Blässe... Nikolajewna, Valentina, Lisaweta... vite, vite! Leise, leise, und spart euer Jammern für später. Tücher, Leinen! Füllt die Becken nach. Dieses Flakon dort, gib es her, mein Kind. So, gut!"

Sie hielt der Bewußtlosen das Fläschchen mit englischem Riechsalz vor.

„Gottlob, ihre Lider zucken. Die starre Linie um den Mund löst sich. — Jetzt fort mit euch, Mädchen. Eure verstörten Gesichter könnten sie schrecken. Fort, sputet euch!"

In zärtlicher Sorge neigte sie sich über die Leidende. Noch lag sie mit geschlossenen Augen, nun hob ein tiefer Seufzer die Brust. Die Samariterin gab dem Chirurgen einen Wink: „Sie kennt Sie nicht."

Die Kaiserin erwachte in dem Augenblick, als die Portiere hinter dem Arzt zusammenschlug.

„Was war mir? Wer ging?"

Und plötzlich, wie Blitze der Gewißheit den Dämmer von Ahnungslosigkeit zerteilen, hatte ihr benommenes Hirn die Fäden wieder geknüpft; fester, furchtbarer geknüpft. Schrecklicher Verdacht machte sie im Innersten schaudern. Nun wußte sie auch das Letzte: *der Kaiser war ermordet*...

Im Zimmer wurde es ganz still.

Der Schmerz wird sie töten, bangte Katharina. Träne um Träne lief ihr über die Wangen.

Da stand Maria Feodorowna auf. Wusch die brennenden Augen. Kleidete sich in schwarze Seide. Sie taumelte, aber ihr Antlitz wurde hart unter dem Willen ungeheurer Entschlossenheit.

„Laß mich zu ihm!" Wie eine lange mühsame Reise maß sie den Weg zur trennenden Tür.

„Majestät," entsetzte sich die Frau, „nicht jetzt, nicht in diesem Augenblick. Er... es ist... unmöglich. Sie ertrügen es nicht."

„Zu ihm gehöre ich. Mögen sie auch mich töten!" Sie stürzte zur Pforte. Rüttelte daran. Sekundenlang verharrte sie regungslos. Dann flammte Empörung auf ihrem schmerzlich edlen Gesicht. So lästerten seine Mörder ihr Witwentum!

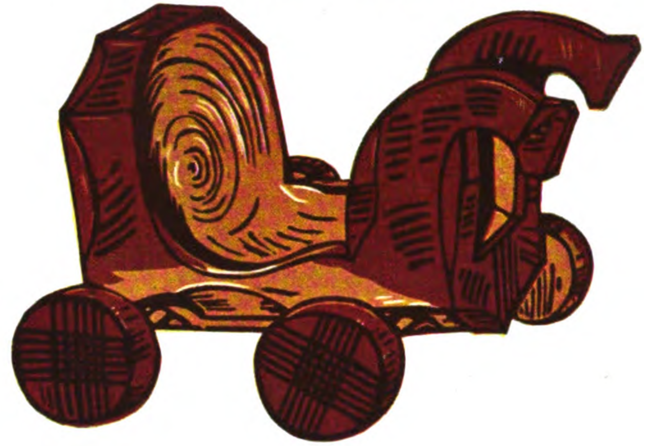
(Schluß folgt)

RUSSISCHES SPIELZEUG

NACH LINOLEUMSCHNITTEN VON PROF. W. FALILEEFF

Hierzu ein Beitrag unter „Wissen und Leben“.





Troika (Dreigespann) und Zweispänner (rechts oben). Derb, beinahe primitiv, aber mit feinem Verständnis für kindliches Empfinden geschaffen.





Bärenführer und tanzender Bauer (rechts), Gestalten aus dem russischen Volksleben. Vorbildlich in ihrer Farbigkeit und schlichten Linienführung.



Die stark stilisierte Pferdegestalt erinnert an Figuren altägyptischer Gräberfunde.





Hahn und herrschaftliches Dreigespann (links), unkompliziert und einprägsam in der Formgebung, Kinderspielzeug, wie es sein soll.

NAHRUNGSMITTEL BEI PRIMITIVEN VÖLKERN

MIT ABBILDUNGEN NACH PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHMEN DES VERFASSERS

Die Geschmacksrichtung bei den verschiedenen primitiven Völkern ist natürlich ganz anders als bei uns und erregt oft unseren Abscheu, besonders, wenn wir die Katzen-, Ratten-, Engerlinge-Gerichte der Chinesen und die Hunde-Gerichte der Dajaks auf Sumatra sehen. Die Malaien dagegen haben es sich zum Wahlspruch gemacht, daß sie selbst alles das auch essen können, was die Ziege frißt. Dies gilt besonders auch für zweifelhafte Pflanzen, denn kein Tier ist empfindlicher als gerade die Ziege, die instinktmäßig auch alle giftigen Pflanzen und Kräuter vermeidet. Auf der anderen Seite aber erregten wieder manche Gerichte der Europäer das Kopfschütteln der Eingeborenen. So können z. B. die afrikanischen Neger es durchaus nicht verstehen, daß ein Weißer Käse — also etwas schlecht Riechendes — ißt.

Die Hawaier und die Südsee-Insulaner braten das auf der Jagd erlegte Wild und besonders auch die friedlich gezüchteten Schweine am liebsten zwischen heißen Steinen, wobei der Bauch selbst ebenfalls mit glühend heißen Steinen gefüllt wird.

Die Eingeborenen der Tropenländer bereiten ihr Manico Cassava oder Reismehl möglichst gleich an Ort und Stelle der Ernte, wobei die Zubereitung in primitivster Weise in hölzernen Mörsern vor sich geht, während oft genug aus den Rückständen des Manico oder der Cassava das verderbenbringende Pfeilgift bereitet wird.

Obgleich Indien unter die Länder gerechnet werden kann, in denen ein Überfluß an Produkten Anlaß zur Schwelgerei geben könnte, sind seine Einwohner — wie es überhaupt bei allen Nationen, die warme Himmelsstriche bewohnen, der Fall ist — sehr mäßig und infolge ihres Kultus größtenteils, besonders die Brahmanen, Vegetarier.

Die gewöhnliche Nahrung der Malaien besteht in Fischen, Reis und Früchten, während als Hausgetränk Kaffee sehr geschätzt ist. Schüsseln aus Porzellan oder kariertem Holz, in China oder Japan verfertigt, werden auf die niedrigen Tafeln gestellt, die Speisen mit den Fingern gefaßt und zum Munde geführt. Im übrigen sind die Malaien rechte Leckermäuler, die Süßigkeiten in allen möglichen Formen sehr zu schätzen wissen. Die Bataker auf Sumatra rechnen sich zu den Vegetariern und halten meist drei Mahlzeiten täglich. Sie lieben scharfe Gewürze und verzehren nur an besonderen Festtagen Fleisch, das auch verfault sein kann.

Unter die mit verirrtem Geschmack behafteten Völker zählen die Kotschinchinesen, denen faule Eier, faule Fische und ekelhaftes Ungeziefer als Leckerbissen gelten. Daneben werden jedoch Hühner, Enten und Fische, Reis, Brot, Früchte und Zuckerbackwerk, all dies oft mit Stäbchen aus Stachelschweinborsten zum Munde geführt, sehr geschätzt.

Auch der Geschmack der Chinesen ist nicht gerade als lecker zu rühmen. Affen-, Hunde- und Schlangenfleisch, Ratten, Mäuse, faule Eier, faule Fische, Fischlaich, Frösche, indische Vogelnester und Meerschnecken sind beliebte Delikatessen. Interessant sind in China die ambulanten Reisauskocher, die ihr Gewerbe auf offener Straße, von einem großen Bambusschirm überschattet, zum Besten der Hungrigen betreiben. Ein Kochofen steht nebenan, die Näpfe sind bereit. Zutaten von Gemüsen und Fleischabfällen dürfen nicht fehlen; ranziges Öl dient nicht selten zur Bereitung der bei den Chinesen so beliebten Körnerfrucht.

Wie in Indien und China, finden wir auch in Japan die Vorliebe für den Reis sowie im ganzen das Vorherrschen der vegetabilischen Nahrung; sie steht mit dem Buddha-Kult, dem namentlich die niederen Volksklassen ergeben sind, in engem Zusammenhang. Beliebt sind auch Hülsen- und Baumfrüchte, Wurzeln und Knollen, Pilze, Rettiche, Rüben, süße Bataten, Salat aus Lotuswurzeln, Gemüse mancherlei Art, worunter die ganz jungen Bambussprossen auch als Pickels gern gegessen werden, und weiterhin Kuchen aus Gersten- und Reismehl. Von Hirse wird eine eigentümliche, halb wie Gallert, halb wie eingedickter Zucker aussehende Speise namens Amé bereitet. Für Kinder und kränkliche Personen ist das Amé sehr empfehlenswert. Von einem Pflanzenmark — den Namen konnte ich leider nicht erfahren — bereiten die Japaner eine Art weiße Sülze, die nur halb durchsichtig ist und auf kleinen Tellern wie Eis serviert wird. Dazu wird gewöhnlich Saké, ein aus Reis bereitetes Getränk, stark geistig, in warmem Zustande getrunken.

Ferner sind Fische, sowohl gekocht als auch roh, sehr geschätzt. Die berühmten Vogelnester, die sich die Salanganen aus einer besonderen Art Seetang bereiten, sind zwar in Japan auch gang und gäbe, wie in Indien, China und den benachbarten Inseln, allein der kluge Nipponbewohner hat einen Ausweg gefunden, sich den Grundstoff dieser Nester anzueignen; er bereitet aus dem Seetang lange, gallertartige Stangen, fast wie die Hausenblase, die Agar-Agar heißen und, in heißem Wasser in Nudelform gekocht, seinen gastronomischen Anforderungen vollkommen entsprechen. Franz Otto Koch.





Hindufrau in Indien bei der Zubereitung der bekannten Currey Pulvers (Currey-Gewürz). Currey und Reis bilden ein geschätztes Tropengericht.
Oben: Das kalte Büfett eines wandernden chinesischen Restaurateurs auf einem tragbaren, schrankähnlichen Gestell.



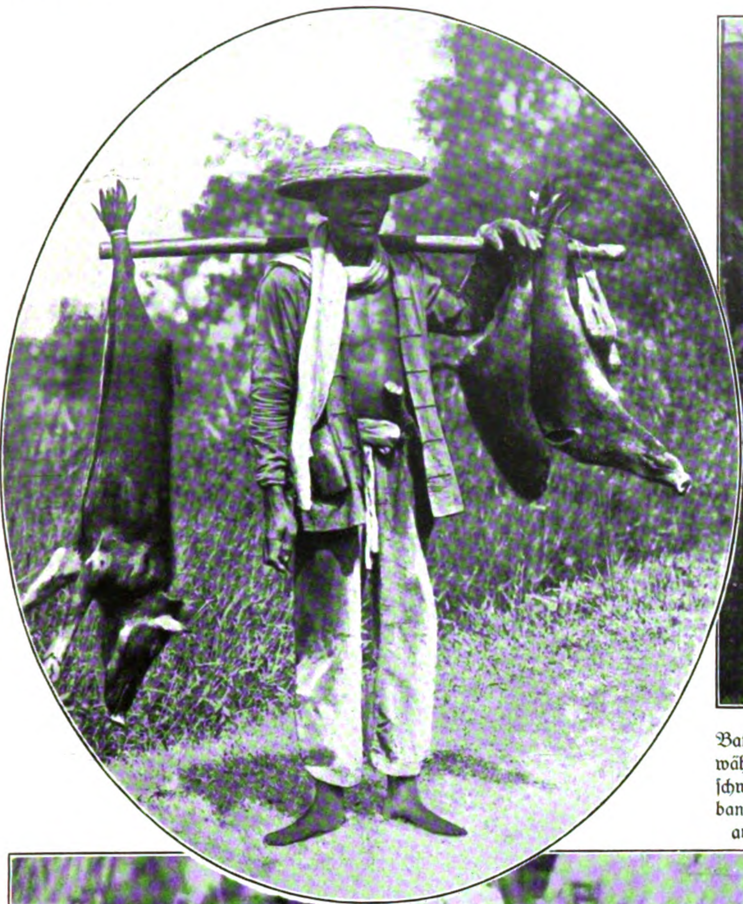
Steinharte Schweinswürstchen und paprikierte, ebenfalls hartgetrocknete Speckstücke im Schaufenster eines eingeborenen Schlächters auf Sumatra.



Eine Delikatesse in China: Getrocknete Frösche.



Chinesische Gewürzhändlerin in Soochow. Der chinesische Feinschmecker liebt scharf gewürzte Speisen.





Bataker auf Sumatra beim Braten eines Hundes auf offenem Holzfeuer. Hierbei wird die Außenseite schwarz brenzelig, während das Innenfleisch zum größten Teil roh bleibt. — Links im Oval: Händler mit ausgeschlachteten Wildschweinen in Limbang (Sarawak auf Borneo).





Der Poi, das aus Tarowurzeln hergestellte Nationalgericht der Hawaier. Die zähe, puddingartige Masse wird mit zwei Fingern gegessen. — Links Mitte: Reishändlerinnen in Kotschinchina (Hinterindien). Der mit geschnittenen Zwiebeln und Schweineschmalz gekochte Reis kommt in zusammengewickelten Bambusblättern zum Verkauf.





Links: Die Hochzeitsgabe der Eingeborenen der Tongainseln (Südsee) bei einer Hochzeit im Königshause: Gebratene Rinder und Schweine (im Vordergrund, an Pfähle gebunden, am Boden liegend). — Rechts im Oval: Batakfrau auf Sumatra beim Reisstampfen in einem hölzernen Mörser.



Zur Ranzzeit. Zeichnung von Wilh. Buddenberg.

Das Sanitätsflugzeug als Retter in der Not.

Das Jahr 1927 ist bekanntlich als das Jahr der Katastrophen bezeichnet worden, und tatsächlich haben sich in diesem Jahre furchtbare Naturereignisse abgespielt, die eine große Anzahl von Opfern forderten. Erinnert sei nur an die verheerenden Tornados, die in St. Louis, in Florida und auf Kuba wüteten, die Taifune und Erdbeben in Japan, die Überschwemmungen des Mississippi und die Wirbelstürme in Westindien. Die Menschheit ist nahezu außerstande, sich gegen diese Naturgewalten zu schützen, und muß wenigstens darauf bedacht sein, den Verunglückten und Obdachlosen schnelle Hilfe zuteil werden zu lassen. Die Technik hat daher dem modernen Sanitätswesen ein sehr brauchbares Hilfsmittel, das Luftfahrzeug, an die Hand gegeben. Zu der mannigfaltigen Verwendung des Flugzeugs für Kriegs- und Friedenszwecke ist nun auch die Möglichkeit gegeben, dieses neueste Verkehrsmittel dem „Roten Kreuz" dienstbar zu machen. Nachdem zahlreiche Versuche, die bereits mehrere Jahre zurückreichen, erfolgversprechend verlaufen sind, ist es erfreulicherweise bei diesen Versuchen nicht geblieben. Heute spielen bereits eigens zu diesem Zweck gebaute Sanitätsflugzeuge, namentlich in Ländern mit schlechten Verkehrsverhältnissen, eine ganz bedeutende Rolle und haben schon manches Menschenleben retten helfen.

Die Aufgaben der Luftambulanzen können nun verschiedener Art sein. In den meisten Fällen wird es sich darum handeln, Kranke oder Verwundete auf schnellstem Wege in Lazarette oder in ärztliche Behandlung zu bringen. Zu diesem Zweck haben die Flugzeugkonstrukteure Spezialmaschinen erdacht, die allen Anforderungen des modernen Krankentransports gerecht werden. Die geräumigen Kabinen dieser Flugzeuge sind mit Krankenbahren ausgerüstet und erhalten neuerdings bereits Vorrichtungen, die schon während des Fluges operative Eingriffe durch den Arzt gestatten.

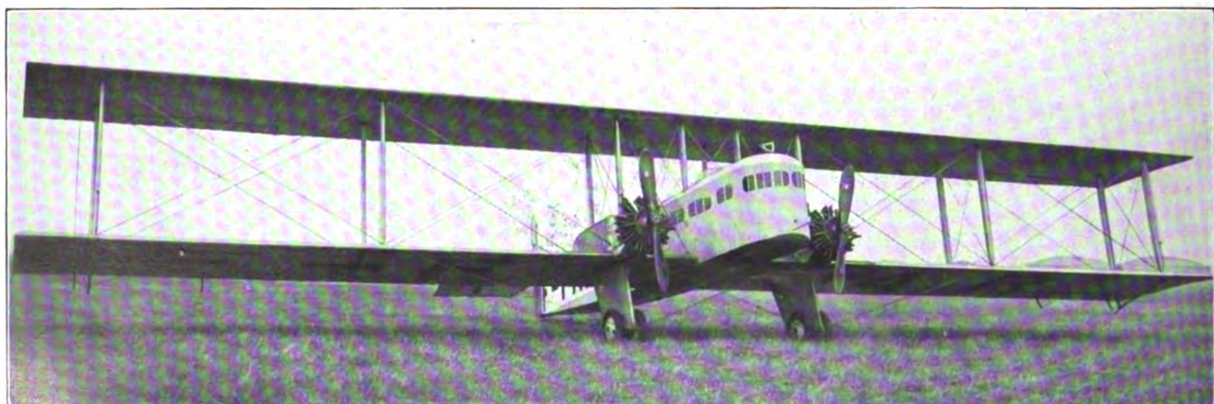


1. Im Krankenraum eines Junkers-Großflugzeugs.

Weiterhin kommt das Sanitätsflugzeug als Transportmittel für Ärzte, Sanitätsmannschaften, Verbandmittel und Medikamente in Betracht. Als praktisches Beispiel hierfür sei der bemerkenswerte Flug eines deutschen Junkers-Flugzeugs mit Arzneimitteln nach Persien erwähnt. Dort war die Choleraepidemie ausgebrochen, und es galt, auf dem schnellsten Wege die mangelnden Medikamente nach Persien zu bringen. Das Flugzeug hat seine Aufgabe glänzend gelöst.

Die Krankenbeförderung mit Flugzeugen hat gegenüber den gebräuchlichen Landtransportmitteln eine Reihe beachtenswerter Vorteile. Vor allem ist es die große Geschwindigkeit der Luftfahrzeuge, durch die es möglich wird, Kranke oder Schwerverletzte in kürzester Zeit nach den oft Hunderte von Kilometern entfernten Lazaretten und Krankenhäusern zu bringen. Transporte, die in früherer Zeit auf schlecht oder gar nicht gefederten Wagen halbe und ganze Tage lang dauerten, erledigt das Flugzeug in ein bis zwei Stunden. Ein besonderer Vorteil wird dabei noch darin erblickt, daß die Beförderung fast erschütterungsfrei in höheren Luftschichten, die bekanntlich nur einen kleinen Bruchteil von Staub und Keimen der Bodenschichten enthalten, vollzogen wird. In hygienischer Hinsicht ist diese Beförderungsart deshalb wesentlich besser. Das Flugzeug kann seinen Bestimmungsort in ununterbrochenem Fluge erreichen, während sich bei Bahn- oder Kraftwagentransporten nicht selten Reiseunterbrechungen ergeben, die den Insassen die schon ohnehin langwierige Fahrt oft zur Qual machen.

All diese erwähnten Vorteile der Luftambulanzen kommen besonders zur Auswirkung in den tropischen Ländern, da hier die Verkehrswege zu Lande, soweit solche überhaupt vorhanden sind, meist auf weiten Strecken über unwirtliches Gelände führen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade Län-



2. Farman-Verkehrsflugzeug „Goliath", das mit entsprechender Inneneinrichtung auch als Sanitätsflugzeug Verwendung findet.

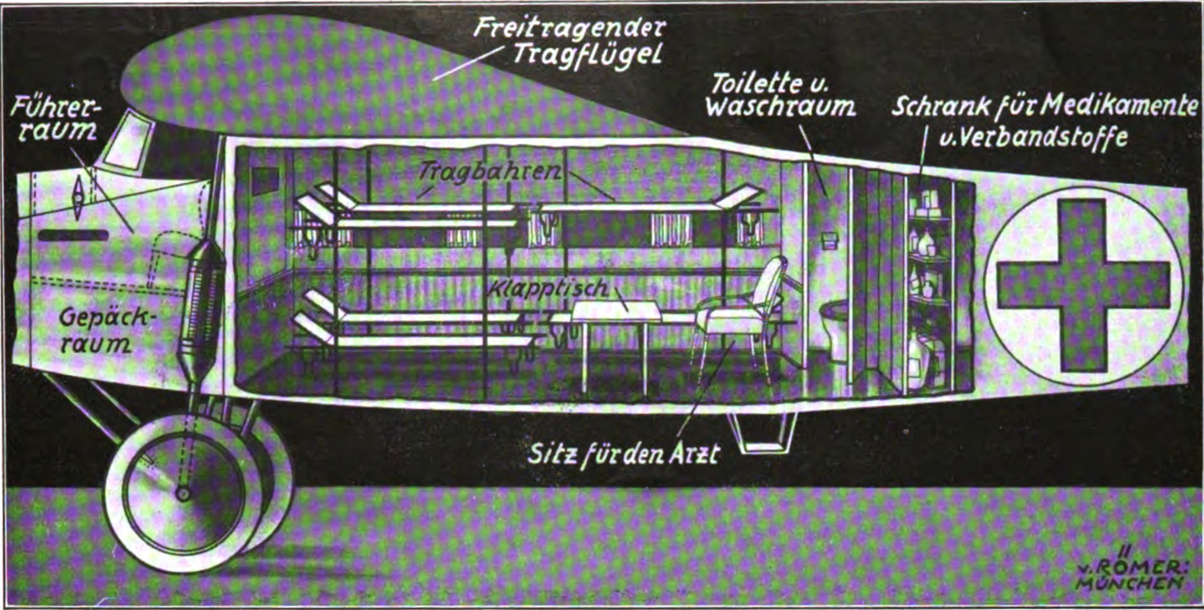
der mit großem Kolonialbesitz, wie Holland, England und Frankreich, das Sanitätsflugwesen besonders entwickelt haben. Aber auch in Deutschland befassen sich die beiden führenden Metallflugzeugfirmen Junkers und Dornier mit dem Bau von Krankenflugzeugen.

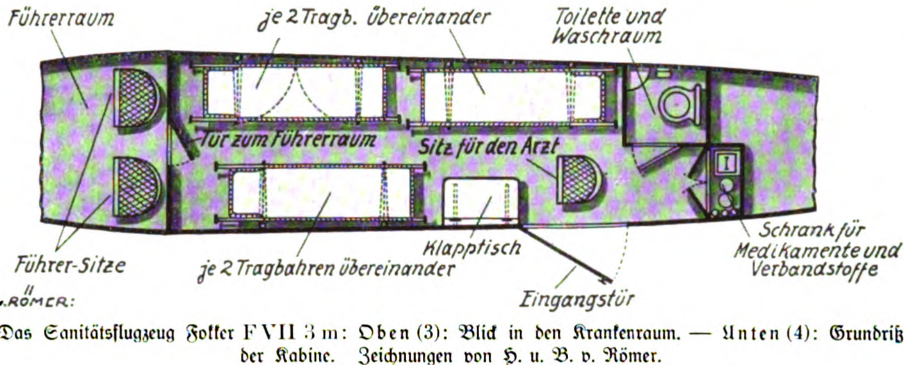
Das größte deutsche Flugzeug dieser Gattung ist das dreimotorige Ambulanzflugzeug von Junkers. Es ist aus dem im Luftverkehr bewährten Junkersschen Verkehrs-Großflugzeug G 24 entwickelt; diesem im allgemeinen äußeren Aufbau ähnlich, weist es zahlreiche Verbesserungen vor allem in betriebstechnischer und fliegerischer Beziehung auf. Die Innenräume des Flugzeugs sind so geräumig, daß bei Kranken- und Verwundetentransporten 15 Tragbahren untergebracht werden können (Abbild. 1). Das Flugzeug kann mit einem ausgefallenen Motor in verkehrsmäßiger Höhe noch steigen. Die Motorräume sind durch brandsichere Schotten nach rückwärts abgeschlossen. In einem besonderen Hilfsmaschinenraum sind außer der Anlage für drahtlose Telegraphie der Anlaßmotor mit seinem Kompressor sowie die Stromerzeuger für die gesamte Bord- und Nachtbeleuchtung untergebracht. Anläßlich einer Übung der Dessauer Freiwilligen Sanitätskolonne wurde dieses neue Großflugzeug eingesetzt; die Leistungen der Maschine fanden hierbei vollste Anerkennung (Abbild. 6). Das bekannte einmotorige Verkehrsflugzeug Junkers F 13 wird mit zweckentsprechender Umänderung der Inneneinrichtung in verschiedenen ausländischen Staaten für den Sanitätsdienst verwendet.

Die Dornier-Werke haben eine Spezialmaschine herausgebracht, die von vornherein auf den Verwundetentransport zugeschnitten ist. Das Flugzeug ist so eingerichtet, daß gewöhnliche Tragbahren üblicher Ausführung durch eine flache seitliche Klappe in den Rumpf hineingebracht und in jeder Richtung elastisch gesichert werden können (Abbild. 7). Daneben bleiben dann auch noch Sitze für Leichtverletzte frei. Es ist im vorliegenden Falle möglich, außer dem Krankenwärter oder Arzt zwei Bahren für Schwerverletzte und vier Sitze für Leichtverletzte im Rumpf hinter dem Führersitz unterzubringen. Besonderen Vorzug verdient die Ausführung in Leichtmetall, die eine Desinfektion des Krankenraumes nach jedem Transport wesentlich erleichtert. Die Maschine wird als Land- sowie als Wasserflugzeug verwendet und ist besonders im Schweizer Sanitätsdienst eingeführt.

Die deutschen Ganzmetall-Sanitätsflugzeuge sind bereits während des Rifkrieges in Marokko unter spanischer Flagge mit Erfolg verwendet worden und auch in den Ländern Italien und Japan in Gebrauch.

In Holland hat der bekannte Konstrukteur Fokker ein Drei-Motoren-Sanitätsflugzeug entwickelt. Diese Maschine entspricht in ihrem Aufbau dem Verkehrsflugzeugtyp F VII 3 m, den der amerikanische Flieger Byrd zum Nordpol und über den Ozean gesteuert hat. An Stelle der achtsitzigen Verkehrskabine ist bei dem Ambulanzflugzeug ein geräumiger Krankenraum mit sechs Tragbahren und einem Sitz für den begleitenden Arzt vorgesehen. Die beiden nebenstehenden Abbildungen 3 und 4 geben einen Einblick in das Innere dieses Großflugzeugs.





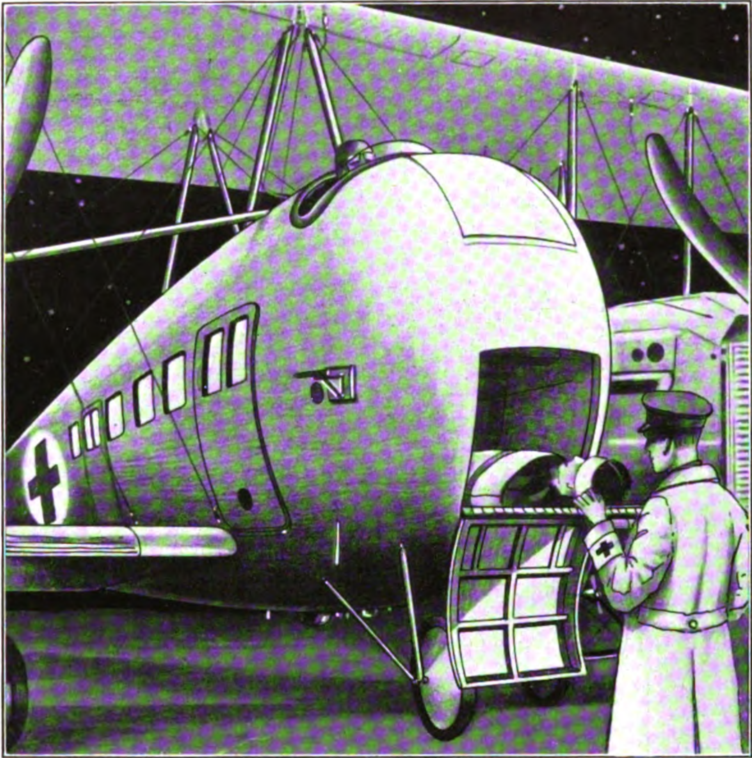
Das Sanitätsflugzeug Fokker F VII 3 m: Oben (3): Blick in den Krankenraum. — Unten (4): Grundriß der Kabine. Zeichnungen von H. u. B. v. Römer.

Auch in Frankreich hat das Sanitätsflugwesen in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Neben der älteren Bauart Hanriot ist ein Schnellflugzeug, der Gourdou-Leseurre-Eindecker, für den Dienst des „Roten Kreuzes“ entwickelt worden. Dieses Flugzeug kann außer dem Führer nur einen Patienten aufnehmen und kommt daher für besonders dringende Fälle in Frage. Dieser Typ wird meist im Geschwaderverband geflogen und besitzt einen außerordentlich kurzen Start; er vermag demzufolge auch von kleinen, nicht eigens dazu instand gesetzten Plätzen aufzusteigen. Die Landegeschwindigkeit ist sehr gering, so daß die Maschine weich und stoßfrei aufsetzen kann. Infolge der großen Geschwindigkeit und der vorzüglichen Flugeigenschaften eignet sich dieser Hochdecker besonders für Langstreckenflüge. Eines der ältesten Flugzeugunternehmen Frankreichs, H. und M. Farman, hat seinen bekannten Verkehrsflugzeugtyp Farman-„Goliath“ ebenfalls für Krankentransporte eingerichtet (Abbild. 2). Der Mittelrumpf des Flugzeugs kann zehn Tragbahren aufnehmen. Die Motoren sind außerhalb des Rumpfes verlegt und sitzen am Innenstiel auf der unteren Tragfläche. Dieser Doppeldecker, der eine Spannweite von 26,5 m aufweist, zeichnet sich besonders durch seine außerordentlich große Tragfähigkeit aus.

In England sind die beiden Firmen Vickers und Bristol mit dem Bau von Sanitätsflugzeugen beschäftigt. Beim Vickers-Großflugzeug „Vernon“ kann durch eine sinnreiche Rumpfkonstruktion das Einschieben der Tragbahren sehr bequem im Rumpfbug durchgeführt werden (Abbild. 5). Diese Maschine ist ebenfalls ein Doppeldecker.

Die bereits erzielten Erfolge mit Sanitätsflugzeugen lassen darauf schließen, daß die Entwicklung noch weiter fortschreiten wird, denn der Wert dieser Flugzeuggattung wird von allen Staaten voll anerkannt.

Ing. Botho v. Römer.



5. Einschieben der Tragbahre beim englischen Vickers-Großflugzeug „Vernon“. Zeichnung von H. u. B. v. Römer.

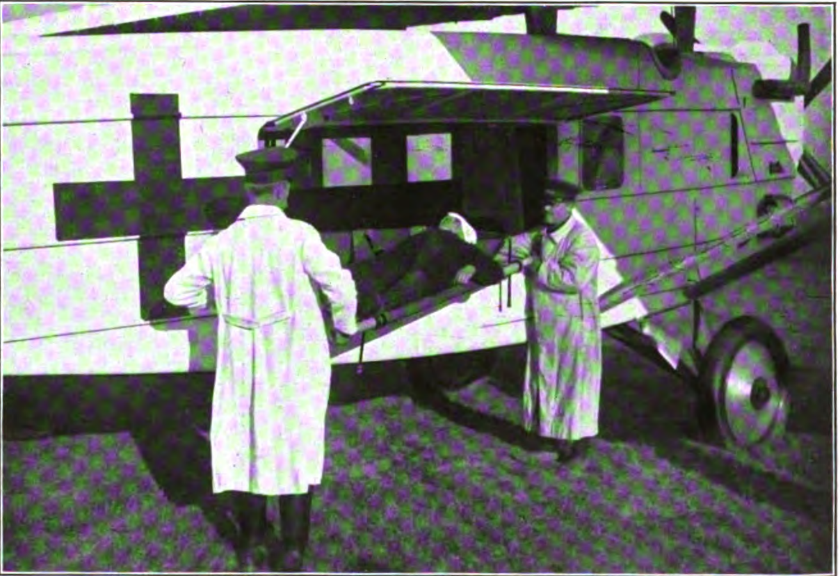
Unten:

6. Aus einer Übung der Freiwilligen Sanitätskolonne in Dessau: Einbringen einer Tragbahre in ein Junkers-Ambulanzflugzeug.



Unten:

7. Einladen der Verletzten beim Dornier-Ambulanzflugzeug durch eine große, seitlich hochklappbare Falltür.



Die neuen Ausgrabungen am Kloster Lorsch

VON PROF. DR. FRIEDRICH BEHN



1. Vorderansicht der fränkischen Torhalle mit dem bunten Fassadenmosaik.

Das kleine Städtchen Lorsch im starkenburgischen Ried, eine gute Wegstunde westlich vom Westrande des Odenwaldes, der berühmten „Bergstraße“, gelegen, birgt einen kostbaren Schatz aus der karolingischen Zeit Deutschlands, von der sonst so wenig Spuren erhalten geblieben sind, den Rest der alten Klosterkirche aus dem 8. Jahrhundert. Das Kloster nahm einen unerhört schnellen Aufschwung und hatte einen ebenso schnellen Verfall.

Von all der Herrlichkeit stehen heute noch drei (seit Jahrhunderten zugemauerte) Joche des Mittelschiffs der Kirche (Abbild. 4) und 50 m westlich die berühmte Torhalle mit ihrem wundervollen farbigen Fassadenmosaik aus weißen und roten Steinen (Abbild. 1). Im Jahre 1090 niedergebrannt und dann wiederaufgebaut, traf die Kirche 1621 eine zweite Brandkatastrophe. Seitdem dient sie als Tabakscheune.



3. Grab eines karolingischen Abtes mit wohlerhaltenem Haar und Bart.

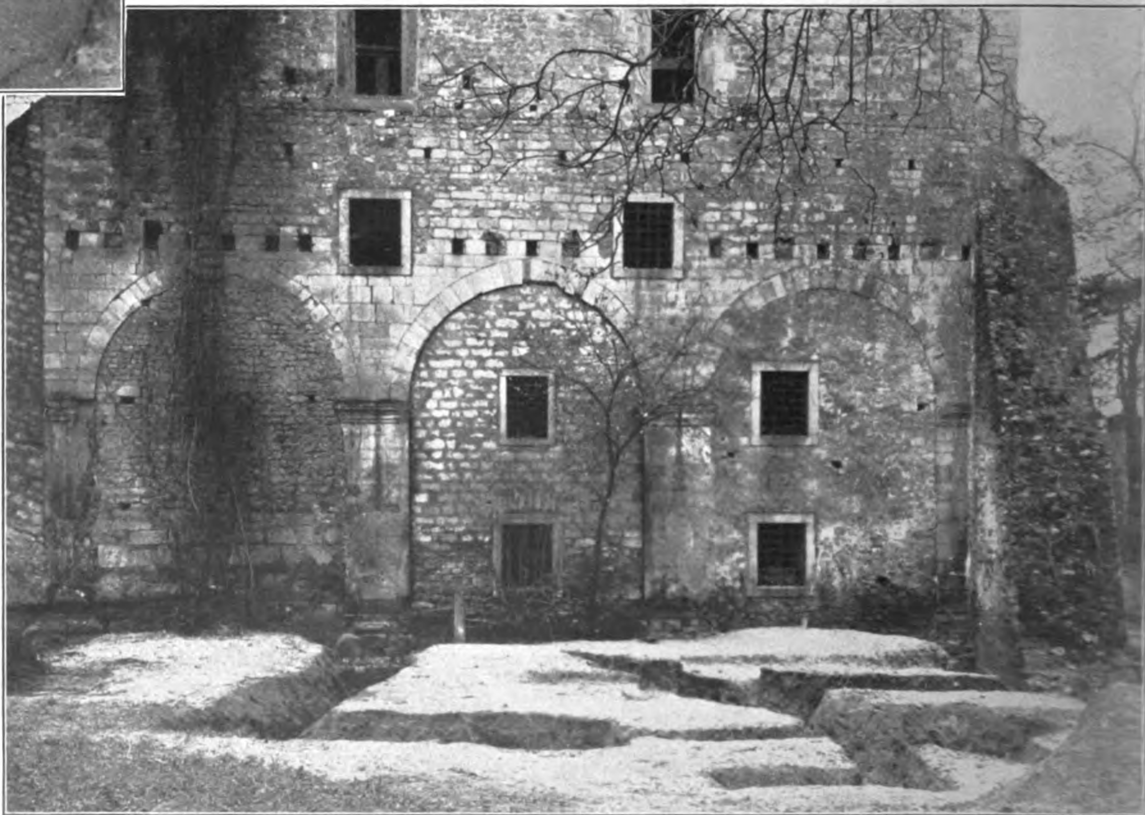
Kleinere Ausgrabungen und Schürfungen haben seit mehr als einem Jahrhundert an der altehrwürdigen Stätte stattgefunden, doch erst in diesem Jahre konnte zum erstenmal mit größeren Mitteln eine systematische Erforschung eingeleitet werden, die dem Verfasser übertragen wurde. Bereits nach kurzer Zeit hat die Ausgrabung eine große Fülle neuer und teilweise umstürzender Erkenntnisse erbracht.

Die Aufgrabung des ganzen Gebietes, insbesondere des Kircheninnern, hat ergeben, daß 1090 nur der hölzerne Dachstuhl und die Inneneinrichtung verbrannten, die Steinmauern der alten Kirche jedoch teilweise bis zu 14 m Höhe noch jetzt aufrecht stehen. Die Spuren der beiden Brände von 1090 und 1621 haben sich in den Schichten mit geradezu klassischer Deutlichkeit gezeigt, getrennt durch immer wieder erhöhte Fußböden im Innern. Die Pfeiler und die Mauern tragen besonders an der Innenseite ausnahmslos starke Spuren der Einwirkung des Feuers, ohne daß sie „zu Asche verbrannt“ seien, wie der Chronist in dichterischer Übertreibung erzählt. Die bisher noch ganz unbekannte Größe der Basilika hat sich durch lange Einschnitte nachweisen lassen und beträgt mehr als 60 m. Auch der Prunkhof der Klosterkirche hat sich geweitet: die bereits früher festgestellte Mauer ist nicht die äußere, sondern die innere, auf der die Pfeiler oder Säulen der Halle standen. Der Hof ist sonach um rund 12 m breiter, als man früher gemeint hatte. Und die Mauern der Seitenhallen wenden sich nicht etwa im rechten Winkel, um an die Torhalle anzuschließen, sondern laufen an dieser vorüber zu der wirklichen, noch fast 20 m weiter westlich gelegenen Eingangshalle. Somit steht die „Torhalle“ nunmehr frei inmitten des Hofes da und kann nicht mehr ein Teil der Kirchenanlage sein. Das Gesamtbild der karolingischen Klosterkirche gewinnt dadurch eine ungeahnte Steigerung ins Großartige und Monumentale.

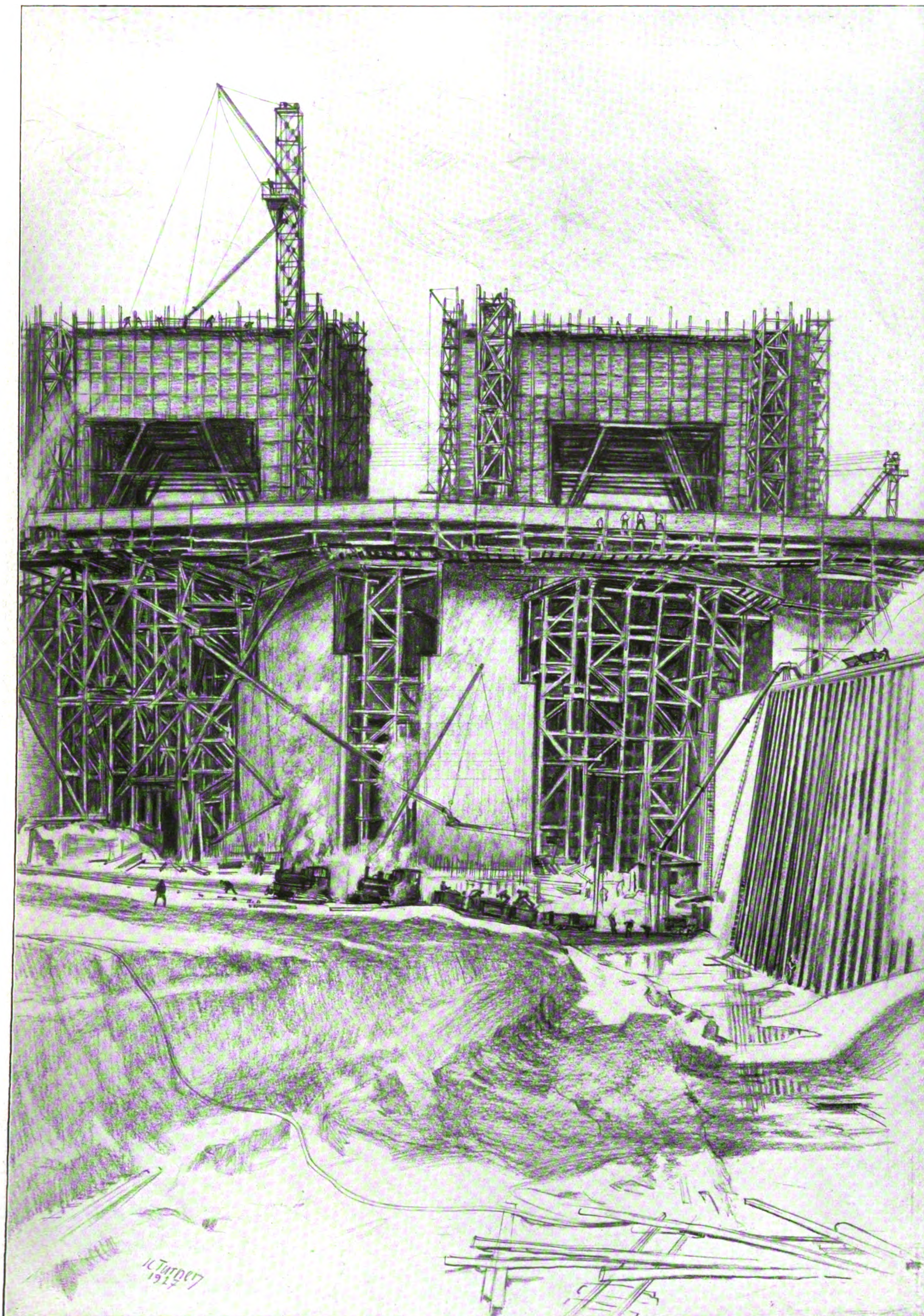


2. Der römische Bau unter der Klosterkirche.

Hochinteressante Einzelergebnisse zeitigte dann auch die Tiefgrabung in der Kirche und ihrer nächsten Umgebung. Nicht nur, daß die mächtigen Fundamente freigelegt wurden, sondern unter der Kirche lag, wie so oft unter ältesten christlichen Kultstätten, ein älterer Bau (Abbild. 2), der durch eine sehr breite Schicht von dem ältesten Fußboden der Kirche getrennt ist, also bedeutend älter sein muß als diese. Im Innern der Kirche wurde eine Anzahl von Grabstätten aufgedeckt, alle sehr einfach ausgeführt und ohne Beigaben, doch ist in mehreren Fällen die Kutte in großen Stücken erhalten geblieben (Abbild. 3). Im Mittelschiff der Kirche darf man natürlich nur an Geistliche höheren Ranges denken, an Äbte des Klosters selbst. Von einem unterirdischen Bau unter dem ältesten Fußboden, doch nur 120 cm hoch, haben sich neuerdings die Reste gefunden und werden soeben untersucht. Eine Krypta hat die Kirche sichtlich niemals gehabt. So kommen zu den bereits gewonnenen Ergebnissen und gelösten Problemen fast täglich neue Fragen, die der Spaten in den nächsten Monaten zu klären haben wird.



4. Reste der Klosterkirche mit den Schächten der Ausgrabung.



Die Schachtschleusen bei Fürstenberg a. d. Oder, eine bedeutende Anlage zur Erleichterung des Binnenschiffahrtsverkehrs im deutschen Osten. Während des Baues gezeichnet von K. Turner.

(Vgl. hierzu den Text auf Seite 887.)

Der Raucher im Spottbild.



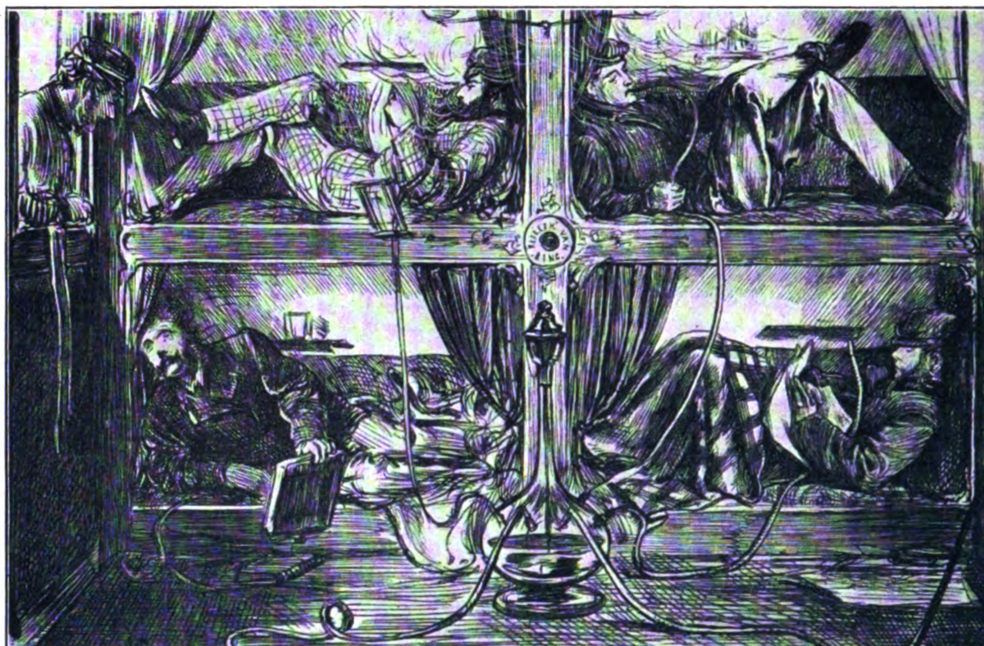
Das Rauchlaster. Holländischer satirischer Kupferstich aus D. P. Pers „Bacchus Wonderwercken“. (Amsterdam, 1628.)



Das Rauchen auf der Straße. Englische Karikatur, 1827.

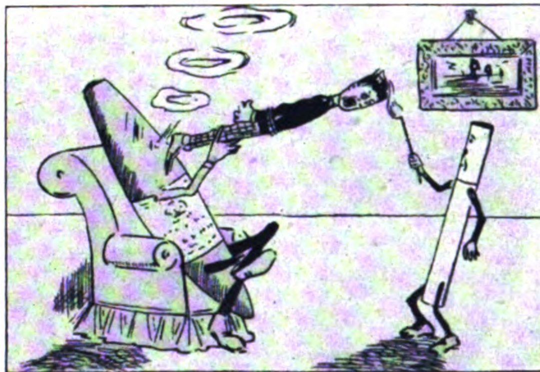
Der Tabak gehört zu den menschlichen Genußmitteln, die von ihren Verehrern ebenso leidenschaftlich verteidigt wie von ihren Gegnern erbittert bekämpft werden. Daher hat sich auch die Karikatur mit dem Raucher zu allen Zeiten recht häufig beschäftigt, denn überall, wo über den Wert oder Unwert einer kulturellen Erscheinung lebhaft gestritten wird, schießt das zeichnerische Unkraut der Satire üppig in die Halme.

Bekanntlich haben wir Europäer die ersten Nachrichten über den Tabakgenuß erst gelegentlich der Entdeckung der Neuen Welt erhalten, wo das narkotische Kraut schon seit vielen Jahrhunderten verwendet wurde. Aus Amerika stammt auch das älteste Bild eines Rauchers. Es ist eine Skulptur, die in den berühmten Ruinen von Palenque in Mexiko aufgefunden wurde, den Überbleibseln der Baukunst des uralten Indianerstammes der Maya.



Die Wasserpfeife im Raucherabteil. Englische Karikatur aus „Punch“, 1866.

In Europa hat der Tabakkonsum erst etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingesetzt und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit so rasch verbreitet, daß Staat und Kirche dagegen einschritten und die Anhänger des „höllischen Unkrautes“ mit drakonischen Strafen aller Art bedrohten. Am weitesten ist man wohl in Rußland gegangen, wo man im 17. Jahrhundert den beim Tabakrauchen Betroffenen die Nasen abgeschnitten hat, eine Strafe, die in ähnlicher Weise noch im 19. Jahrhundert der Kaiser Johannes von Abessinien praktiziert haben soll. In Europa machte übrigens der staatliche Widerstand gegen das Tabakrauchen gar bald einer weitgehenden Toleranz Platz, als man sich überzeugt hatte, daß eine ausgiebige Besteuerung der neuen Mode dem Staatssäckel eine glänzende Einnahmequelle eröffne. Immerhin vergingen noch manche Jahrzehnte, bis das Rauchen allgemein gestattet war.



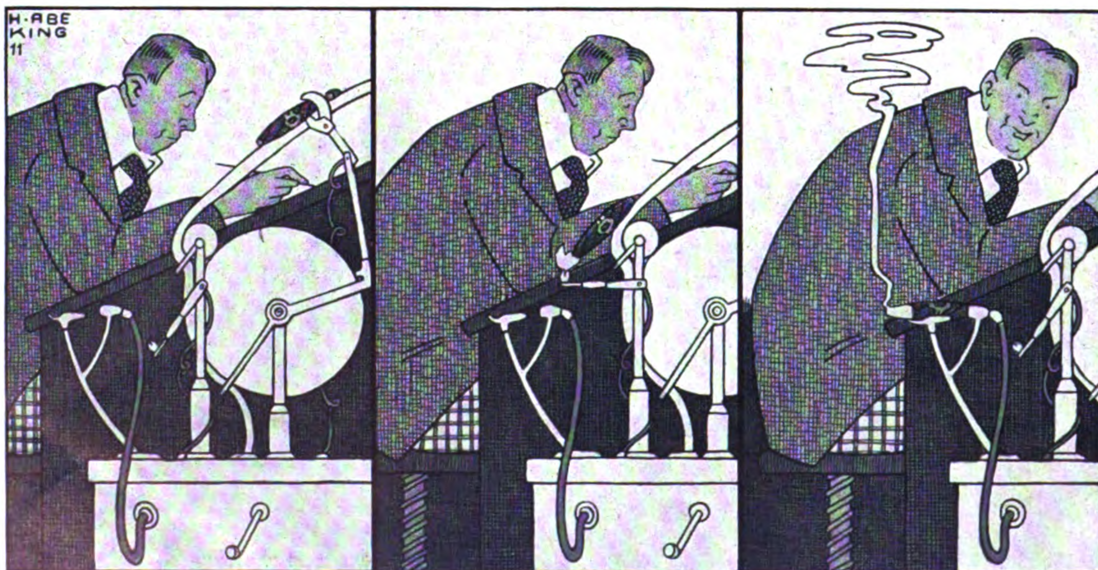
Die Welt von der Kehrseite. Japanische Satire aus „Tokio Puck“, 1906.

Blieb es doch z. B. auf offener Straße bis zum Jahre 1848 in vielen Staaten Europas verboten, weil der Tabakqualm angeblich die Vorübergehenden belästige. Mit dem Revolutionsjahr fiel indessen auch diese letzte Schranke, und heute ist das Tabakrauchen überall dort gestattet, wo nicht besondere hygienische oder sicherheitspolizeiliche Rücksichten ein unbedingtes Rauchverbot rechtfertigen.

Für die Verspottung des Rauchers fand die Karikatur der früheren Jahrhunderte genügende Anhaltspunkte in dem steten Hinweis auf die allbekannten üblen Nachwirkungen des Tabakrauchens. Zahlreiche Spottbilder aus dieser Zeit zeigen uns daher den Raucher in drastisch-realistischer Darstellung als Opfer einer leichten Nikotinvergiftung. Ebenso häufig wird aber auch schon in Wort und Bild auf die wohltätigen und der Gesundheit förderlichen Folgen des mäßigen Tabakgenusses — man sprach damals vom „Tabaktrinken“ — hingewiesen. Daß auch das weibliche Geschlecht bereits frühzeitig der Mode des Tabakrauchens gehuldigt hat, wird gleichfalls von der Karikatur registriert.

Die Spottbilder des 19. und 20. Jahrhunderts, die sich mit dem Raucher beschäftigen, sind fast durchweg nicht mehr tabakfeindlich orientiert und verspotten eigentlich nur noch den übermäßig betriebenen Tabakgenuß. Dabei ist es sehr interessant, zu beobachten, daß die modernen Satiriker und Humoristen als echte Kinder unseres „technischen“ Zeitalters auch auf diesem Gebiete allerlei

(Fortsetzung siehe Seite 886.)





Links: Triumph der Mechanik. Scherzzeichnung von H. Abeking aus „Sporthumor“. — Rechts: Die „gemeine Rotbuche“. Satire auf den Kriegs-Laubzusatz in den Zigarren von W. A. Wellner aus „Lustige Blätter“.

reizvolle und amüsante technische Erfindungen vorschlagen und propagieren. Der leidenschaftliche Massen- und Dauerraucher vermag seinen chronischen Tabakdurst nur durch Verwendung einer monströsen Pfeife zu stillen, die dem bekannten Dauerbrandofen nachgebildet ist.

Das technische Problem, daß mehrere Raucher gleichzeitig an den Freuden und Wonnen einer Rauchquelle teilnehmen können, löst am besten die türkische Wasserpfeife, die mit gutem Erfolge zur Versorgung aller Insassen eines Schlafwagenabteils verwendet werden kann. C. J. Weber berichtet uns übrigens in seinem „Demokritos", daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einem Wiener Restaurant eine Riesentabakspfeife tatsächlich in Gebrauch gewesen sein soll, an deren gigantischem Rauchopfer — sie faßte zehn Pfund Tabak! — sich zahlreiche Gäste gleichzeitig erfreuen konnten. Dem vielbeschäftigten Bureaumenschen kommt ein sinnreicher Apparat zu Hilfe, der es ihm ermöglicht, seine geliebte Zigarre während seiner angestrengten Tätigkeit sich wenigstens — verrauchen zu lassen.

Während des Weltkrieges wurde bekanntlich in Deutschland und Österreich eine Verschlechterung der Tabakfabrikate dadurch verursacht, daß die kontinentalen Tabakvorräte durch Beimengung von Ersatzstoffen, insbesondere von Laub aller Art aus unseren heimischen Wäldern, „gestreckt" werden mußten, was natürlich die Entrüstung aller leidenschaftlichen Raucher und daher auch den Spott der Karikatur geweckt hat. Man kann sich das Entsetzen jenes Rauchers lebhaft vorstellen, dessen Glimmstengel bei Regenwetter wie seinerzeit der päpstliche Stab in der Sage vom Tannhäuser „mit frischem Grün sich schmückt".

Auch die Tabakgegner hat die Karikatur nicht verschont. Besonders die Bestrebungen, die schädlichen Wirkungen des Tabaks durch Entziehen des Nikotins zu mildern, haben die Scherzbildner oft zu satirischen Darstellungen gereizt.

Eine merkwürdige Satire japanischen Ursprungs zeigt uns, wie grausam sich in einer künftigen verkehrten Welt die Rauchfabrikate an ihren Todfeinden, den Rauchern, rächen werden. Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.

WISSEN UND LEBEN

Deutsche Künstler im Pariser Salon. (Hierzu die Abbildungen auf S. 871.) Ein großes kunstpolitisches Ereignis war die Eröffnung des 20. Pariser Herbstsalons. Die ganze gesellschaftliche und künstlerische Welt nahm daran teil. Der Geist von Locarno sprach hier wieder von friedlichem Nebeneinander und von Völkerversöhnung. Zum erstenmal seit dem Kriege wurde der deutschen Kunst ein besonderer Saal gewährt und damit der offizielle Boykott gegen das deutsche Kunstschaffen aufgehoben. Die Ausstellungsleitung hatte die Berliner Sezession eingeladen, sich mit etwa 30 Bildern und 10 Plastiken zu beteiligen. Unabhängig von dieser Gruppe haben noch weitere 16 deutsche Künstler ausgestellt. Die Eröffnung — insbesondere der deutschen Abteilung — zeigte einen feierlichen Charakter. Der deutsche Botschafter, Dr. L. v. Hoesch, die Vertreter der Presse und zahlreiche Mitglieder der deutschen Kolonie waren zugegen. Das Interesse des Publikums war ganz besonders stark, und der Gesamteindruck schien überaus günstig. Die französische Presse zeigte dagegen wieder ihren Januskopf. Die Zeitschrift „L'Artisan" hielt es für einen guten Witz und ein Zeichen der loyalen französischen Politik, neun Jahre nach Unterzeichnung des Versailler Vertrages, den Deutschen Gastrecht in Paris zu gewähren. Der „Matin" findet es sogar eine Kühnheit, der deutschen Kunst neben dem ganz internationalen Querschnitt des Salons — weit über die Hälfte sind Ausländer — eine besondere „Sektion" zu gewähren. Der Kritiker des „Journal" schreibt dagegen: „Ich kann mich nur verneigen vor der Qualität ihrer Kunst; fast alle Namen müßte man erwähnen." Und das „Oeuvre" bedauert, daß die deutsche Abteilung nicht so repräsentativ gestaltet wurde, wie man es gern gewollt hätte. — Neben dem politischen Moment war das künstlerische besonders bedeutungsvoll. War vor dem Kriege die deutsche Kunst, seit dem Eindringen des Impressionismus, stark von Paris abhängig, so machten sich in den letzten 20 Jahren Kräfte (in der deutschen Kunst) geltend, die einen ganz autonomen künstlerischen Geschmack entwickelten. Der Expressionismus war der Gegenstoß gegen die „Netzhautmalerei", die Betonung des Seelischen gegen das rein Malerische. Das germanische und slawische Element war dieser Strömung aufgeschlossen. Die Franzosen fanden kein unbedingtes Vertrauen; das Visuelle ist bei ihnen stärker als das Sensuelle. Und selbst heute, da der Expressionismus in Deutschland einer „Neuen Sachlichkeit" gewichen ist und einem nüchternen und stofflichen Kunststil das Feld geräumt hat, sind die Franzosen noch ganz jenseits dieser Gefühlssphäre. Alle diese Strömungen und Wandlungen waren mehr literarisch als in Wirklichkeit bekannt. Daher war es die Aufgabe der Sezession, ein möglichst reiches Bild des deutschen Kunstschaffens in dieser kleinen Auswahl zu zeigen. Eugen Spiro traf eine strenge Auslese der Bilder und Skulpturen und schuf ein Ensemble, das in seiner Qualität das durchschnittliche Niveau des Salons weit übertrifft. Unter den Malern fanden Groß und Klee die höchste Beachtung. Krauskopf kommt mit seiner temperamentvollen Pinselführung und seinen flammenden Lichtern und Schatten dem französischen Geschmack sehr entgegen. Rudolf Levy übertrifft in der Leuchtkraft seiner Farben noch die Kompositionen eines Matisse. Die „Neue Sachlichkeit" wirkt dagegen in der leichteren und eleganteren französischen Atmosphäre kühl und trocken, ihr fehlen das Genialische und die lebendige Gestaltung. Es ist bedauerlich, daß weder Kokoschka noch Otto Dix in dieser Ausstellung vertreten ist. Der Gesamteindruck deutscher Kunst wäre damit wesentlich verstärkt worden. Dr. Fritz Neugaß, Paris.

Russisches Spielzeug. (Hierzu die farbige Bildertafel auf Seite 877.) In den ungeheuer waldreichen Gegenden Nord- und Mittelrußlands wird das Spielzeug hauptsächlich aus Holz verfertigt, seltener aus Ton. Beginnend mit einfachen und primitiven Formen, z. B. einem „Hahn", der aus einem Stück verfertigt ist, entwickeln sich die Schnitzereien zu immer künstlerischer gestalteten Gegenständen. Eigenartig ist der „Zweispänner", in dem Pferde und Wagensitz sehr originell verbunden sind. Die an sich sehr einfachen Farbmittel bestehen hier aus Ruß, Kreide und Rotocker. Das „Pferd", ein Erzeugnis der Archangelsker Bauernschnitzereikunst, weist schon buntere Farben auf und ist sehr wirksam in seiner fast monumentalen Schönheit. Diese Spielzeuge, wie „Hahn", „Zweispänner" und „Pferd", sind individuelle Modelle. Sehr oft aber dienten sie den Spielzeugheimarbeitern als Vorbild und machten so ihre Reise durch das ganze Land. Dies ist um so verständlicher, als Rußland keine großen Spielzeugfabriken besitzt und die gesamte Holzspielzeugindustrie in den Händen von Heimarbeitern der holzreichen Gegenden des Landes liegt. Mitunter sogar sind ganze Dörfer — Erwachsene und Kinder — mit der Herstellung von Spielzeug beschäftigt. Aber ebendieser Vorzug, daß das Spielzeug unmittelbar aus der schaffenden Hand hervorgeht, verleih ihm den ihm anhaftenden eigenen Reiz. Ein Beispiel dafür ist die „Troika", ein Kabinettstück, mit ihren bunten, lebensfrohen Farben, die auf allen Märkten und in allen Läden in

Städten und Dörfern zu finden ist. — Die Bemalung des Spielzeugs spielt eine fast ebenso große Rolle wie dessen Herstellung. Die Stilisierung der Formen und Farben weckt die Vorstellungskraft des Kindes und führt es in die heitere Welt der Phantasie. Das Spielzeug bringt auch Bilder aus dem Leben, so die Figuren „Bärenführer", „Tanzender Bauer" und „Herrschaftliches Dreigespann". Der Schnitzer gab hierbei eine treffende Charakteristik der Bewegungen und der Tracht. Das russische Holzspielzeug zeigt besondere Seiten nationalen Schaffens. Zur Zeit des Aufblühens altrussischer Kunst (15. Jahrhundert) trugen die Ikonen denselben Charakter wie die geschnitzten und bemalten Spielwaren. Die Stilisierung der Formen und das instinktive Verständnis für schöne, kräftige Farbenzusammenstellungen, die schon das Volksspielzeug auszeichneten, fanden dann in der Ikonenmalerei ihre bewußte Anwendung. Als um die Wende des 19. Jahrhunderts die russischen Künstler nach den Ursprüngen der russischen Volkskunst suchten, wandten sie sich den Spielsachen als den Quellen alten, echten Volksstiles zu. Viele Kunstmaler, unter ihnen E. Polenowa, S. Maljutin, V. Wasnezow und M. Wrubel, die das russische Spielzeug erforschten, schufen dann selbst neue Modelle altrussischen Stiles, die den späteren Spielzeugverfertigern als Vorbild dienten. — Die kleine Stadt Sergejewo in der Nähe Moskaus bringt bis auf den heutigen Tag jährlich Abertausende von Holzspielsachen hervor, die im In- und Ausland sich des besten Rufes erfreuen. Prof. Wadim D. Falileef (Moskau).

Die Großschleusenanlage bei Fürstenberg a. d. Oder. (Zu der Zeichnung von K. Turner auf Seite 883.) Die oberschlesische Industrie hat von jeher gegen den an sich viel leistungsfähigeren Westen einen scharfen Kampf um die Absatzgebiete in Mitteldeutschland, insbesondere in Groß-Berlin, führen müssen. Nunmehr soll der Mittellandkanal ausgebaut werden, wodurch der westlichen Industrie die billige Wasserverfrachtung bis nach Berlin ermöglicht wird. Damit würde Schlesien den Hauptabsatzmarkt verlieren und zur vollen Bedeutungslosigkeit herabsinken, falls nicht gleichzeitig mit dem Bau des Mittellandkanals die Wasserstraßen des Ostens in großzügiger Weise für den Verkehr mit großen Schiffen ausgebaut werden. Diese Forderung, die von allen am Blühen der schlesischen Industrie interessierten Kreisen mit Nachdruck vertreten wird, hat auch die Unterstützung der Staatsbehörden gefunden. Die Reichswasserstraßenverwaltung hat die wichtigsten Arbeiten, nämlich die Verbesserung der Fahrwasserverhältnisse auf der Oder und den Ausbau des Oder-Spree-Kanals für große Schiffe, bereits in Angriff genommen. Am weitesten vorgeschritten ist der Bau einer großen neuen Schleusenanlage bei Fürstenberg a. d. Oder. Hier erfolgte bisher der Abstieg des Oder-Spree-Kanals zur Oder durch eine Schleusentreppe, bestehend aus 3 Doppelschleusen, die für die künftig in Frage kommenden großen Schiffe zu kleine Abmessungen haben, und die überdies bauliche Schäden zeigen. Als Ergänzung wird daher eine neue Anlage mit zwei nebeneinanderliegenden Schachtschleusen errichtet, die das ganze, bei niedrigem Oderwasserstand über 14 m betragende Gefälle in einem einzigen Hub überwinden. Die neuen Schleusen, die aus Eisenbeton erbaut sind, haben eine nutzbare Länge von 130 m und eine Breite von 12 m. Sie sind in reichem Maße mit allen Einrichtungen für eine glatte Abwicklung des Schiffahrtsbetriebes versehen. Der Zeitgewinn für die Schiffahrt ist erheblich, denn während bisher für die Fahrt durch die Schleusentreppe etwa ein Tag erforderlich war, ist nach Fertigstellung der neuen Schachtschleusen mit einem Aufenthalt von nur einer Stunde zu rechnen. Das Bauwerk ist im Rohbau bereits fertiggestellt; gegenwärtig wird insbesondere noch an den maschinellen Einrichtungen gearbeitet. Die sehr umfangreichen und schwierigen Erd- und Betonarbeiten werden von der bekannten Firma Habermann & Guckes-Liebold A.-G., Berlin, ausgeführt. Unser Bild zeigt einen Blick vom unteren Vorhafen auf das Bauwerk; im Vordergrunde sind noch die Erdarbeiten im Gange, während man dahinter die gewaltigen Betonbauten des Unterhauptes erblickt. M.

Wie entstand das Britische Museum? Daß auch die Sammeltätigkeit eines einfachen Naturfreundes oder Naturforschers nicht bloß großen Erfolg haben kann, sondern auch Anlaß zur Errichtung einer bedeutenden öffentlichen Sammlung zu geben vermag, beweist die Geschichte des Britischen Museums in London. Dieses entstand nämlich aus der Privatsammlung des Sir Hans Sloane, eines Irländers, der 1660 in Killileagh geboren war. Schon früh zeigte Sloane in der Naturgeschichte besondere Talente und Kenntnisse. Ray und der berühmte Sydenham wurden seine Lehrer und Freunde. Im Jahre 1685 wurde er Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und des Königlichen Medizinischen Kollegiums in London. Zwei Jahre später begleitete er als Arzt den neuen Gouverneur, Herzog von Albemarle, nach Jamaika und erforschte diese Insel vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Er veröffentlichte darüber zwei Werke: „Catalogus plantarum quae in Insula Jamaica sponte proveniunt" (London, 1696) und „Natural History of Jamaica" (2 Bde.; London, 1707, 1725). Nach seiner Rückkehr wurde er 1689 zum Arzt des Christus-Hospitals in London und zum Baronet und Oberarzt des Militärs ernannt. König Georg II. wählte ihn zu seinem Leibarzt, und nach dem Tode Newtons ernannte die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ihn zu ihrem Vorsitzenden. Schon vorher war er in die Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgenommen worden. Als Arzt war er unermüdlich tätig und erfand mehrere Arzneimittel, so daß er in der Lage war, erhebliche Mittel für seine naturwissenschaftliche Sammlung aufzuwenden. Er starb im Alter von 93 Jahren. — Den schönen Botanischen Garten zu Chelsea bei London schenkte er der dortigen Apotheker-Innung unter der Bedingung, daß sie jährlich 50 neue Pflanzen darin einführen sollte, bis es ihrer 2000 wären. Aus seiner Bibliothek, die etwa 50 000 Bände umfaßte, schenkte er bei seinen Lebzeiten stets die Doppelstücke der Bibliothek des Medizinischen Kollegiums zu London oder der zu Oxford. Seine Naturaliensammlung war die reichhaltigste, die bis dahin je ein Privatmann zusammengebracht hatte. Außer seiner Bibliothek, die auch 3516 Handschriften enthielt, umfaßte sie 32 000 Stück alte und moderne Münzen und Medaillen, 1125 Urnen, Gefäße und andere Altertümer, 700 Sardonyx-Steine und eingefaßte Juwelen, 2256 Edelsteine, Achate, Jaspisse usw., 542 Gefäße und Töpfe aus Jaspis, Achatstein usw., 1864 Kristallstücke, 1275 Steinarten, 2725 Stücke Metall und allerlei Erze, 1035 Arten Erde, Sand, Salz und dergleichen, 399 Arten Leim, Harz, Gummi, Schwefel, Bernstein usw., 5843 Schnecken und Muscheln, 1421 Korallen, Schwämme und dergleichen, 659 Stachelschweine, 241 Seesterne, 363 Krebse, 173 Seesterne, 1555 Fische oder Teile davon, 1172 Arten Vögel, Eier und Vogelnester, 521 Arten Schlangen und Nattern, 1886 Arten Vierfüßler, 5439 Arten von blutlosen Tierchen, 756 Blasen- und Nierensteine, anatomische Präparate und Teile von menschlichen Körpern, ein Herbarium von 334 Bänden, 2098 vermischte Seltenheiten aus Natur und Kunst, 310 Gemälde und Zeichnungen und 55 mathematische Instrumente. Alle diese Merkwürdigkeiten waren in einem aus 38 Foliobänden und 8 Quartbänden bestehenden Katalog beschrieben, und zugleich war bei jedem Stück die einschlägige Literatur angegeben. Die Summen, die Sloane auf seine Sammlung verwandt hatte, werden auf mehr als 50 000 Pfund Sterling geschätzt, und die Sachen, die ihm geschenkt worden waren, auf über 10 000 Pfd. In seinem Testament vermachte Sloane die ganze Sammlung der englischen Nation unter der Bedingung, daß man seinen Kindern als Ersatz 20 000 Pfund Sterling bezahlen sollte. Wenn aber der König und die Nation Bedenken hätten, dies zu tun, sollte die Sammlung 1. der Königlichen Gesellschaft zu London, 2. der Universität zu Oxford, 3. dem Kollegium zu Edinburg, 4. der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, 5. der Kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg, 6. der Königlichen Akademie zu Madrid, 7. der Königlichen Akademie zu Berlin zum selben Preis angeboten werden, und nur, wenn keine von ihnen darauf einginge, sollte sie einzeln verkauft werden. Das englische Parlament beschloß aber schon am 6. April 1753, die erwähnte Summe an die

beiden Töchter Sloanes auszahlen zu lassen, ferner die von Harley gesammelten Handschriften zu kaufen, die Cottonsche Bibliothek zu diesen Sammlungen hinzuzufügen, ein besonderes Gebäude dafür zu errichten und alle diese Ausgaben durch eine Lotterie von 700 000 Pfund Sterling aufzubringen. So entstand das 1759 eröffnete Britische Museum, das also gleich zu Anfang über ganz erhebliche Bestände verfügte, und das seither durch weitere Erwerbungen und Geschenke systematisch ausgebaut wurde. Im ganzen wird es wohl von keinem anderen Museum der Welt übertroffen. Es umfaßt jetzt 12 Abteilungen: 1. die Bibliothek gedruckter Bücher, eine der reichsten der Welt (mehr als 2 Millionen Bände); 2. die Kartensammlung; 3. die Handschriftensammlung; 4. Kupferstiche und Zeichnungen; 5. ägyptische und assyrische Altertümer; 6. griechische und römische Altertümer; 7. die Münzensammlung; 8. britische und mittelalterliche Altertümer und Völkerkunde; 9. die zoologische; 10. botanische; 11. geologische und 12. mineralogische Abteilung. Die rein naturgeschichtlichen Sammlungen wurden 1880—1882 in ein Gebäude in South Kensington gebracht. — So hat der Sammeleifer eines Naturforschers ein Unternehmen von größter Wichtigkeit für die wissenschaftliche Welt erbracht.

T. Kellen.

FÜR DEN WEIHNACHTSBÜCHERTISCH

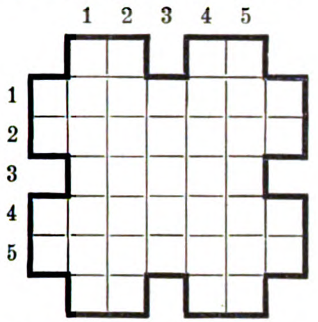
Für unsere Jugend. Der altbekannte Jugendschriftenverlag Levy & Müller in Stuttgart hat auch in diesem Jahr einige Jugendschriften-Neuheiten herausgebracht, die in bezug auf Inhalt und Ausstattung als Festgaben aufs wärmste empfohlen werden können. Für Kinder von 6 bis 12 Jahren: Josephine Siebe, „Sechs Bären-Brüder“. Neues lustiges Teddybuch. Mit vier farbigen Vollbildern und 35 Textbildern von Ernst Kutzer. Die drolligen sechs Bären-Brüder Bum, Bom, Bam, Bem, Bim und Augustle, den vielen kleinen Lesern des „Teddybuchs“ schon lange wohlbekannt, sind wieder lebendig geworden und treiben in dem alten Schloß eines reich gewordenen Sonderlings mit dem schönen Namen Krautwurst ihr Unwesen, wobei sie es besonders auf den griesgrämigen Schloßherrn und seinen Kammerdiener Charles abgesehen haben. — Tony Schumacher, „Heut — beste Zeit!“ Die Geschichte einer Familie. Mit zwei Vollbildern von Ernst Kutzer. Für Knaben und Mädchen von 9 bis 16 Jahren. Aus dem unpünktlichen Fräulein „Nurnoch“, wie das kleine Apothekertöchterlein von ihren Bekannten genannt wird, erwächst ein gewissenhaftes, tüchtiges „Apothekerle“, das dem Vater in der Apotheke und der Mutter im Haushalt in arbeitsreicher Zeit eine rechte Hilfe ist. — Adele Elkan, „Im Drei-Engelhaus“. Eine Erzählung für junge Mädchen aus den Tagen von Franz Liszt und Richard Wagner in Weimar. Mit 45 Scherenschnitten von Elisabeth Lörcher. Die Erzählung klingt aus in einem Hohenlied auf deutsches Handwerk und deutsche Kunst: „Ehrt eure deutschen Meister, so bannt ihr gute Geister.“ Adele Elkan hat hier ein Buch von dauerndem und nicht zuletzt von hervorragend kulturgeschichtlichem Wert für junge Mädchen geschrieben. — Die Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart tritt mit folgenden vier beachtenswerten Neuerscheinungen auf den Plan. Da ist in erster Linie zu nennen das „Bastelbuch“. Neue Folge, Band 1. Wegweiser für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit. Für alt und jung, Werkstatt und Haus, Selbstunterricht und Schule. Mit über 500 Abbildungen. Es ist ein Buch, das sehr großen erzieherischen Wert besitzt und den Gedanken „Hilf dir selbst“ in die Tat umsetzt. — Eine der wertvollsten Neuerscheinungen ist unstreitig E. Marschall, „Der kleine Schikara und andere Erzählungen“. Mit vier Tafelbildern von Willy Planck. Das Buch führt uns in die Dschungeln Indiens, in die Wälder des Nordwestens der Vereinigten Staaten von Amerika, in die Einsamkeit des westlichen Kanadas und in die eis- und schneestarrende Wildnis der Küsten der Baffinbai. Kühne Söhne der Wildnis mit ihren treuen Lieblingen aus der Tierwelt inmitten einer großartigen, noch ursprünglichen Natur wissen den Leser auf das nachhaltigste zu fesseln. — Für die Jugend von 4 bis 10 Jahren bestimmt ist „Das Wichtl“ von Clara Hepner. Eine Sammlung von Märchen aus der Zeit nach Grimm. Mit vielen Zeichnungen von Richard Herdtle. Die wunderbaren Geschichten von der Schlampumpe, vom nichtsnutzigen Wichtl, von der seltsamen Braut, vom Findelin, vom alten Mann, der wieder in die Schule ging, von der Prinzessin mit der langen Nase sind eine prächtige Ergänzung zu jeder Ausgabe von Grimms Märchen. An ihrer gesunden Natürlichkeit, an ihrem feinen Humor und der unerschöpflichen Phantasie, die sie geschaffen hat, können sich Kleine und Große immer wieder von neuem erfreuen. — Für die Jugend im Alter von 4 bis 9 Jahren ist etwas außergewöhnlich Reizvolles „Hennchen Gakelei“ von Olwen Bowen. Lustige und traurige Geschichten aus dem Leben eines Huhnes. Mit zahlreichen Zeichnungen von Kurt Bessiger. Was auf einem Bauerntierhof doch nicht alles geschehen kann, wenn jemand, der sich aufs Fabulieren versteht, sich einmal mit Verständnis darein vertieft! Da ist von den Nöten des Hennchens und seiner Hofgenossen die Rede und von deren Versuchen, sich gegen ein vorzeitiges Ende in der Pfanne zu schützen. — Ein Juwel der diesjährigen Weihnachtsliteratur ist „Das Teufelslegendchen“ von Maria Caroline Kayser mit Bildern von Hans Koberstein (Hofverleger Georg W. Dietrich, München). Der Text ist von unvergleichlicher religiöser Innigkeit, die zur Hälfte mehrfarbigen Vollbilder von der Hand Hans Kobersteins von einer Schönheit, die das Heilige zu überirdischer Idealität erhebt und selbst das Häßliche minder abschreckend erscheinen läßt. Die Umwandlung des kleinen Teufelchens in einen lichten, unschuldsvollen Engel ist eine Legende, die den Sieg des Guten, Edlen über das Böse und Gemeine verheißt. — „Deutscher Knabenkalender 1928“, „Der Gute Kamerad“, „Deutscher Mädchenkalender 1928“, „Das Kränzchen“, sind praktische Abreißkalender mit je 12 ein- und mehrfarbigen Ansichtskarten, 4 mehrfarbigen Kunstbeilagen, gediegenen Erzählungen und Anleitungen zu nützlicher Beschäftigung (Union, Stuttgart).

Länder- und Völkerkunde. Unter den diesjährigen Neuerscheinungen der länder- und völkerkundlichen Literatur gebührt zweifellos dem Mittelholzerschen „Afrikaflug“ (Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig) der Vorrang. Die kühne Fahrt, die der bekannte Schweizer Flieger Walter Mittelholzer in Begleitung des Geographen Gouzy und des Geologen Heim mit dem Wasserflugzeug „Switzerland“ von Zürich bis nach dem Kap der Guten Hoffnung unternahm, ist zweifellos eine der Glanzleistungen der Flugtechnik. Der Weg führte die wagemutigen Forscher den alten Vater Nil entlang bis zu den großen Seen, von dort durch Tropen- und Steppengelände über ehemaliges deutsches Kolonialgebiet nach der Küste hin und dann ins Bereich des Kaplandes. Eine erstaunliche Fülle von Sehenswürdigem bekommen die Luftfahrer während ihres verhältnismäßig kurzen Fluges zu Gesicht: die abwechslungsreichsten Landschaften, wenig bekannte Negerstämme, die über den merkwürdigen Vogel aufs äußerste erstaunt sind, Feste, die zu Ehren der weißen Gäste veranstaltet werden, Sitten und Gebräuche. In die Berichterstattung teilen sich abwechselnd die drei Reisenden, aber Mittelholzer bleibt der führende Chronist und zugleich auch der Photograph, der mit seiner Kamera so viele interessante Episoden aufgenommen und damit seine Schilderungen reizvoll ergänzt hat. — „Südafrika, die Zukunft“ betitelt sich ein Werk des Dozenten am orientalischen Seminar der Berliner Universität Dr. Marc. R. Breyne (Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin).

Der Verfasser durchstreifte Südafrika nach allen Richtungen, verweilte bei den Getreidemagnaten und großen Schafzüchtern, besuchte die Gold- und Diamantengruben, beschäftigte sich besonders eingehend mit dem Leben und Treiben in den ehemaligen Burenrepubliken, unterhielt sich mit den geistigen Führern des neuen Südafrikas und schrieb gewissenhaft seine Beobachtungen und Erlebnisse nieder, aus denen er den Schluß zieht, daß Südafrika über kurz oder lang ein selbständiger Staat sein wird. — In die Zeit der bewunderungswürdigen Verteidigungskämpfe Lettow-Vorbecks führt das Buch von Rudolf de Haas „Die Meuterer“ (Hesse & Becker Verlag, Leipzig). Es schildert die Abenteuer einer versprengten deutschen Reiterpatrouille. Das Werk liest sich wie ein spannender Roman und ist doch nur eine wahrheitsgetreue Wiedergabe des Erlebten. Zahlreiche Abbildungen schmücken die Schilderungen, die teils von kriegerischen Leistungen berichten, teils amüsante Lagergeschehnisse mitteilen, teils von Land und Leuten lehrreich zu plaudern wissen, teils von fesselnden Jagdabenteuern erzählen. — Jagdabenteuer bilden hauptsächlich den Inhalt des Buches „Mit der Büchse in fünf Weltteilen“ von Paul Niedeck (Verlag Paul Parey, Berlin), das nun bereits in 5. Auflage vorliegt, ein Beweis für die Popularität, deren sich das Werk in Fachkreisen erfreut. Der Verfasser, ein passionierter Jäger, zieht durch die verschiedensten Weltteile, und in jedem sucht er die für das betreffende Land charakteristischen Weidgründe auf. Aber es ist nicht das Jagdvergnügen allein, das ihn in die Tropen Afrikas, die Steppen Australiens, die Dschungeln Indiens oder die Eiswüsten Alaskas treibt, sondern zugleich der Wunsch, Menschen und Natur in den verschiedensten Himmelsstrichen näher kennenzulernen. So wachsen seine Schilderungen über den Rahmen üblicher Jagdberichte hinaus zu vielseitigen Reisebildern. — Erlebtes und gut Beobachtetes enthalten auch Viktor Pietschmanns Reiseskizzen aus Nord und Süd unter dem Titel „Eis und Palmen“ (Wilhelm Braumüller Verlag, Wien und Leipzig). Aus der bunten Skizzenfolge lernt man die Gefahren und Mühen der Hochseefischerei kennen; man wandert durch die wilden Schluchten Kurdistans, gewahrt düstere Bilder aus der Zeit des letzten Armeniermassakers und gelangt dann schließlich in ein versunkenes Paradies — das Naphthagebiet des Zwischenstromlandes Mesopotamien. — Ein Reisebuch ganz anderer Art offenbart sich dem Leser in Paul Morands „Weite wilde Welt“ (Grethlein & Co., Leipzig, Zürich). Es sind unterhaltende Essays eines geistreichen Franzosen, der als Gesandter in Siam einen Einblick in die kulturelle Welt Hinterindiens gewann und nun seine Wahrnehmungen bei offiziellen Veranstaltungen, Festen, Spielen, Tänzen, aber auch von Land und Leuten in jene anmutige Form kurzer, fein pointierter Erzählungen kleidet, in denen die Landsleute Voltaires stets Meister waren. — Zum Schluß sei noch auf Manfred Schneiders „Wanderfahrten durch Spanien“ (Hädecke Verlag, Stuttgart) hingewiesen. Wie der Verfasser Italien kreuz und quer durchwanderte, so bemüht er sich, den Charakter Spaniens, wie er sich verschieden in den einzelnen Gegenden offenbart, zu erfassen. Von Barcelona bis nach Alicante, dann bis zum äußersten Nordwesten und zurück über das Kastilische Hochland nach dem andalusischen Süden führt ihn der Weg, und Landschaft, Volksleben und Kunst gewinnen in seinen Schilderungen eindrucksvolle Bildwirkung.

ZUM NACHDENKEN

Magische Figur.



Die Buchstaben a a a a a a a d d e e e e g g l l l m m m m n n p r r s s s s s s s s t t u u u sind so einzuordnen, daß die fünf senkrechten und wagerechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1 Sundainsel, 2 männlicher Vorname, 3 amerikanischer Präsident, 4 Wertmarke, 5 Grauen.

Gegensatzrätsel.

Zu nachstehenden Wörtern suche man die gegensätzlichen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, einen alten Mahnspruch.

1. teuer
2. heiter
3. hier
4. falsch
5. überall
6. trübe
7. schändlich
8. weise
9. zerstreut
10. häßlich
11. verboten
12. geben
13. herrschen
14. erröten

Ermahnung.

Ich gebe dir den guten „zwei“:
Sorg' weislich „eins“ für schlechte Zeiten;
Denn hast du „einszwei“, bist du frei
Von Nöten, wenn die andern leiden.

Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.
(Urdruck.)

Weiß zieht und setzt Matt in drei Zügen!

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Kurort in der Schweiz, 4 Hunnenkönig, 7 Wagner-Figur, 9 Teil des Mittelländischen Meeres, 10 Bildseite der Münze, 11 Hohn, 12 Stuhlteil, 13 arithmetischer Begriff, 16 atmosphärische Erscheinung, 19 Wertbezeichnung, 20 südlicher Nadelbaum, 21 deutscher Dichter, 22 Insel in der Ostsee, 23 Blume; senkrecht: 1 Stoffart, 2 gereinigter Spiritus, 3 Bewohner eines Erdteils, 4 Ort mit Kloster im Ammergau, 5 Küstenfluß der Ostsee, 6 optischer Gebrauchsgegenstand, 7 Musikinstrument, 8 Landzunge an der Ostsee, 13 Stern, 14 Überwinterungslager für Feldfrüchte, 15 Industriestadt, 16 Kundschafter, 17 Schreibmaterial, 18 Vogel.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4318.

(Die Lösungen der Rätsel in Nr. 4316 siehe S. 891.)

Vernunftgemäßes Maschinenschreiben.

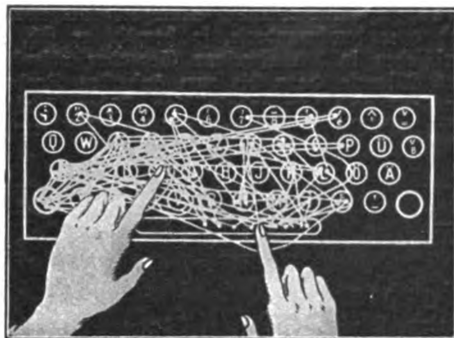
In einer Zeit rationeller Wirtschafts- und Betriebsführung, in der die entlegensten Betätigungen auf ihre Zweckmäßigkeit untersucht und nach zeit- und kraftsparenden Gesichtspunkten vereinfacht werden, findet unmittelbar unter den Augen der Betriebsleitung eine Vergeudung von Zeit und Kraft statt, die in krassem Mißverhältnis zu den sonst angestrebten Zielen steht.

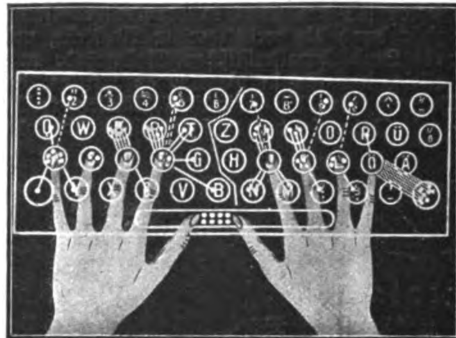
Beobachten wir einmal unsere Stenotypistinnen bei ihrer Arbeit. Einmal sitzen sie in einer gesundheitswidrigen Haltung krumm über ihre Maschine gebeugt, wenden den Kopf zu dem meist neben der Maschine liegenden Stenogrammblock und lernen einen Teil des Textes auswendig, hierauf eilen die Augen zur Tastatur, suchen die entsprechenden Tasten und weisen den gestreckten Zeige- oder Mittelfingern den Weg. Sodann überfliegen die Augen schnell das Geschriebene zur Kontrolle, um schließlich im Stenogrammblock die Stelle aufzusuchen, an der fortgefahren werden soll. Dieser Vorgang wiederholt sich täglich tausende von Malen und erzeugt durch die Hast der Bewegungen schnelle Ermüdung, die sich durch Verschlechterung der Arbeit auswirkt. Wenn wenigstens das Arbeitsergebnis in einem gewissen Verhältnis zu der angewendeten Energie stünde, wäre das Desinteresse der Arbeitgeber noch verständlich. Dem flüchtigen Beschauer wird durch die heftigen Bewegungen der Arme und des Körpers eine gewisse Schnelligkeit vorgetäuscht, die bei näherem Zusehen ein geringes Arbeitsergebnis zeitigt, sodaß man bei den meisten Schreiberinnen nicht von Leistungen, sondern von Dilettantismus sprechen kann. Als Beweis hierfür mögen nachstehende Zahlen dienen. — Ein großer mitteldeutscher Verlag hatte vor zwei Jahren einen Umschulkursus mit 20 Schreiberinnen abhalten lassen, deren Durchschnittsleistung früher 8000 Zeilen im Monat betrug. Durch das dort eingeführte Akkordsystem, nach dem die Schreiberinnen nach Zahl der Zeilen entlohnt wurden, waren einwandfreie Unterlagen vorhanden. In Auswirkung des Akkordsystems und der Zehnfinger-Blindschreibmethode stiegen die Durchschnittsleistungen auf 15000 Zeilen im Monat, die von einer besonders eifrigen Schülerin sogar auf 25000 Zeilen gesteigert wurde. Die Tatsache, daß dieser Verlag später zwei weitere Kurse für andere Schreiberinnen veranstaltete, beweist, daß es sich bei dem ersten Versuch nicht um Zufallsergebnisse gehandelt hat.

Das Betrübendste bei der im Maschinenschreiben zur Norm gewordenen Minderleistung ist aber, daß die Hauptschuld an diesem Übelstand die Arbeitgeber selbst trifft. Seit Jahren wird in allen guten Schulen bereits nach der Zehnfinger-Blindschreibmethode unterrichtet und die Mehrzahl der Anfängerinnen beherrscht sie auch soweit, daß sie bei einiger Nachsicht, die doch jedem anderen Anfänger zuteil wird, bald Gutes leisten würden. Kommt nun solch junges Mädchen zur Vorstellung und findet eine von der Schulmaschine abweichende Tastatur vor, so wird sie beim Probeschreiben meist versagen; denn die Grundlage des Zehnfinger-Blindschreibens, das analog dem Klavierspielen getrieben wird — während die Augen den Text lesen, schlagen die Finger ohne Leitung durch die Augen automatisch die richtigen Tasten an — ist der Muskelsinn. Da die kleinen Abweichungen, die die verschiedenen Systeme in der Tastenstellung haben, ein Gefühl der Unsicherheit beim ersten Schreiben auslösen, wird das Resultat des üblichen Probeschreibens negativ sein. Zweckmäßiger wäre es, sich auf das Zeugnis einer guten Handelsschule zu verlassen und der Anfängerin nur kurze Zeit zum Einarbeiten auf der neuen Maschine zu gewähren. Statt dessen wird meist eine „Tipperin", die beim Schreiben nur zwei oder vier Finger unter Mitwirkung des Gesichtssinnes verwendet und durch heftige Armbewegungen den Eindruck einer flotten Schreiberin macht, engagiert. Bei der nächsten Vorstellung wird die Zehnfingerschreiberin durch den ersten Mißerfolg gewitzigt auf die gelernte Methode verzichten und ebenfalls „tippen" und — durch den scheinbaren Erfolg dauernd bei dieser Schreibweise bleiben. Bestärkt wird sie hierin durch die bereits im Betriebe angestellten Tipperinnen, die ängstlich darüber wachen, daß das Zehnfinger-Blindschreiben nicht zu bekannt wird. Sie selbst sind von der Überlegenheit des Zehnfingerschreibens überzeugt und bekämpfen es offen oder versteckt aus Sorge um ihre Existenz. — Zur Kontrolle der Leistungsfähigkeit der Schreiberinnen sei folgendes einfache Mittel angegeben. Man lasse die Stenotypistin 5 Minuten lang einen unbekannten Text abschreiben, und zwar bei einer Zeilenbreite von 60 Buchstaben, dividiere die erreichte Zeilenzahl durch 5 und erhält so die Sekundenleistung, nach der in Deutschland bei Wettschreiben und Schlußprüfungen in den Schulen gerechnet wird. Ein Ergebnis von 3 Anschlägen pro Sekunde stellt eine mittelmäßige, 4 bis 5 Anschläge eine gute Leistung dar, während 6 bis 7 Anschläge schon den Spitzenleistungen bei Wettschreiben nahekommen. Zu achten ist aber auf möglichste Fehlerlosigkeit, denn Radieren und Verbessern hält in der Praxis mehr auf, als langsames Schreiben. Würde man die vorgeschlagene Gruppierung auch zur Grundlage der Entlohnung machen, wäre damit zu rechnen, daß in nicht zu langer Zeit das Zehnfinger-Blindschreiben auch bei uns, wie in Amerika, Allgemeingut wird, denn Leistungen von 4 bis 5 Anschlägen beim Abschreiben sind für eine „Tipperin" kaum zu erreichen.

Eine großzügige Werbung für das Zehnfinger-Blindschreiben wird in Kürze durch den von den Wanderer-Werken, Chemnitz in Verbindung mit Borcherts Verlag für Schreibmaschinenliteratur, Charlottenburg herausgebrachten Lehr- und Kulturfilm „Vernunftgemäßes Maschinenschreiben" eingeleitet.

Den Wanderer-Werken gebührt Dank und Anerkennung für die Aufklärung, die sie mit diesem Film, dem wir unsere Abbildungen mit besonderer Genehmigung entnommen haben und der in mehr als 2000 Kinos zur Vorführung gelangen wird, der Allgemeinheit vermittelt, und es ist zu wünschen, daß die Arbeitgeberkreise im eigensten Interesse diese Bestrebungen weitestgehend unterstützen.


Die Wege der „Tipperin"


Die Wege der „Zehnfinger-Blind-Schreiberin"

Gegenüberstellung der Wege, die von den beiden Schreiberinnen bei Niederschrift des gleichen Textes zurückgelegt wurden.

(Aus dem Film: „Vernunftgemäßes Maschinenschreiben")

Lösungen der Rätsel in Nr. 4316.

Läuferzugproblem:

„Wie gewonnen, so zerronnen."

Kreisrätsel: 1 Sichel, 2 Helena, 3 Elbing, 4 Ironie, 5 Niveau, 6 Elbrus. — Heine.

Wichtiges: Ur—kunde.

Magisches Dreieck: Wagerecht und senkrecht: 1 Botanik, 2 Oberon, 3 Teint, 4 Arno, 5 Not, 6 in, 7 k.

Silben-Ergänzungsrätsel: Handschrift, Schriftstück; Stückwerk, Werkzeug; Zeughaus, Hausrat; Ratschluß, Schlußschein; Scheingrund, Grundzug; Zugkraft, Kraftwort; Wortbruch, Bruchzahl; Zahlbrett, Brettspiel; Spielzeit, Zeitwort; Wortstreit, Streitschrift; Schriftwart, Wartburg; Burgtor, Torschluß; Schlußstein, Steinzeit.

Silbenwahl-Rätsel: 1 Re**vie**re, 1 Lino**le**um, 3 Ludwigs**ha**fen, 4 Rü**ben**zucker, 5 Gehalts**zu**lage, 6 **Viel**liebchen, 7 Indi**an**er, 8 Her**ber**ge, 9 Polac**kei**, 10 Mi**ner**va, 11 Riesen**ge**birge, 12 Ge**nug**tuung: Viele haben zuviel, aber keiner genug.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Dur, 3 Mut, 4 Meta, 6 Ilse, 9 Leda, 11 Sais, 12 Sou, 13 Asa; senkrecht: 1 Duma, 2 Reti, 4 Mal, 5 Tod, 7 Lea, 8 Eos, 10 Asra, 11 Susa.

Mittelbuchstabenrätsel: Le**c**h, Se**i**ne, Mi**n**ne, Or**k**an, Bi**e**ne, Le**i**ne, H**ö**lle, Mi**tt**e, A**r**t, Re**s**t, Fe**i**ge, Ka**b**el, Be**t**er, Le**d**er, Schie**f**er, No**nn**e, Scha**le**, Ka**n**te, Ze**d**er, Li**e**se, A**r**m, Mi**n**ze. — „Ein Keil treibt den andern."

Zerlegaufgabe:

Silbenrätsel: 1 Gobelin, 2 Rekord, 3 Olbernhau, 4 Segel, 5 Seeland, 6 Ellipse, 7 Solon, 8 Erntefest, 9 Estomihi, 10 Lysol, 11 Eifel. — Große Seelen dulden still.

Gleichklang: Verlegen.

Gaudeamus igitur: Heide-l-berg.

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

Den Schiller-Preis betreffend richteten die unterzeichneten Lingner-Werke an den Herrn Kultusminister in Berlin unterm 12. November d. J. das nachfolgende Schreiben: „Wie wir der Tagespresse entnehmen, ist der Schiller-Preis den drei Dramatikern Hermann Burte, Fritz v. Unruh und Franz Werfel vom Preußischen Staatsministerium zuerkannt worden. Da als Preis nur 7000 Mark zur Verfügung standen, entfallen auf jeden Preisträger nur wenig mehr als 2000 Mark. An die Verleihung des Preises knüpft Dr. Werner Mahrholz (Vossische Zeitung vom 11. November 1927) grundsätzliche Betrachtungen und regt an, diesen einzigen preußischen Staatspreis für Literatur so zu gestalten, daß dem Preisträger wenigstens ein Jahr lang ungehindertes künstlerisches Schaffen frei von den Sorgen des täglichen Lebens ermöglicht wird. — Wir verhehlen uns nicht, daß gegenwärtig der Staat eine Erhöhung des Schiller-Preises kaum erwägen kann, ohne daß nicht alsbald die Wächter unserer Sparsamkeit ihre warnende Stimme erheben. Aber das Volk der „Dichter und Denker" sollte trotz alledem die bescheidene Summe übrig haben, den Besten seiner Dichter und Denker ein Jahr lang das Nötigste zu geben. Wir sind uns bewußt, daß ein industrielles Unternehmen wie die Lingner-Werke Vielen wenig geeignet erscheinen wird, eine rein ideale Angelegenheit zu fördern. Dieser Standpunkt scheint uns indes im Hinblick auf den Zweck des Schiller-Preises und auf die wirtschaftliche Not der geistig Schaffenden verfehlt. Wir sind als wirtschaftliches Unternehmen allerdings nicht berufen, in diesen geistigen Dingen mitzureden, wir sind gewärtig, daß man uns nahelegt, „bei unserem Leisten zu bleiben" und ruhig „Odol" und „Pixavon" weiter zu fabrizieren. Aber mitzuhelfen sei uns gestattet. Wir hätten uns gefreut, wenn ein deutscher Verleger uns zuvorgekommen wäre. Wer schnell gibt, gibt doppelt. Wir glauben im Sinne von Karl Aug. Lingner, dem Gründer unserer Werke und dem Begründer des Deutschen Hygienemuseums, zu handeln, der stets Verständnis für die sozialen Nöte unseres Volkes und ein warmes Herz für die schönen Künste hatte, wenn wir zur Erhöhung des Schiller-Preises 10000 Mark stiften. Diese Spende wäre in seinem Sinne, wäre auch im Geiste des hochherzigen Stifters des Schiller-Preises, dem daran lag, die Schöpferkraft unserer Dichter zu beschwingen, damit sie uns ihr Letztes und Schönstes schenken können. Wir bitten deshalb um die Genehmigung, den zur Verteilung gelangenden Schiller-Preis um die Summe von 10000 Mark erhöhen zu dürfen und stellen Ihnen, Herr Minister, diesen Betrag mit beiliegendem Reichsbank-Scheck zur Verteilung unter die drei Träger des Schiller-Preises zur Verfügung. Genehmigen Sie, Herr Minister, den Ausdruck unserer vorzüglichsten Hochachtung. Lingner-Werke, Aktiengesellschaft."



DIE ELEGANTE DAME DIE WERT DARAUF LEGT ZU GEFALLEN GEBRAUCHT NUR DIE

Parfums Godet

PARIS



FOLIE BLEUE
PETITE FLEUR BLEUE

ZWEI ERSTKLASSIGE NEUHEITEN



Generalvertreter für Deutschland:
Kosmasept Ges.
Dr. Fürstenberg m. b. H. (Bubisan Fabrik)
Schinkestrasse 20-21. Berlin S. 59

CRISTALLERIES DE NANCY AG.

CRISTAL C N NANCY

Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in

SCHLEIFKRISTALLEN

Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben

GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

Ah! Eine Rheinmetall

Rheinmetall

SÖMMERDA A·G
SÖMMERDA BEI ERFURT

Verlangen Sie unverbindlich Prospekte Nr. 401, 402 und 417 L. J.

Ein Tafelgeschirr aus

Ohme Porzellan

kennzeichnet des Hauses Kultur

Feinster, vornehm diskreter Geschmack, edelstes Material!

Hermann Ohme K.-G.
Porzellanfabrik
Nieder-Salzbrunn-Schlesien.

Ohme — OHME

Jedes Porzellan-Geschäft kennt und führt die Marke „Ohme". Beachten Sie diese bei Ihren Weihnachts-Einkäufen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4318. 169. BAND

WEIHNACHTS-NUMMER

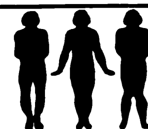
15. DEZEMBER 1927

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4318. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. Dezember 1927.





Allgemeine Notizen.

Ein Preisausschreiben über wissenschaftliches Eigentum erläßt die Stiftung Charles C. Linthicum in Chicago. Sie setzt einen ersten Preis von 1000 Dollars und zwei zweite Preise von je 100 Dollars für die besten Studien oder Monographien über das wissenschaftliche Eigentum aus. Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1929 einzureichen; nähere Mitteilungen beim Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit (Institut de Cooperation Intellectuelle), Paris 1er, Palais Royal zu erlangen.

Eine prächtige Festschrift aus Anlaß ihres fünfzigjährigen Bestehens hat die Firma Wild & Laue in Leipzig ihren zahlreichen Geschäftsfreunden gewidmet. Die Gedenkschrift gibt unter Beigabe zahlreicher künstlerisch ausgeführter Illustrationen darüber Aufschluß, wie dieses Unternehmen aus zähem Ringen mit voller Kraft in die zweite Jahrhunderthälfte eintritt. Insonderheit hat es der jetzige alleinige Inhaber der Firma, Kurt Hofmann, verstanden, das Unternehmen mit eiserner Energie auf die heutige hervorragende Höhe zu bringen. Hauptzweige der Firma Wild & Laue sind der umfassende Großhandel in allen Papieren und Pappen, Großbuchbinderei, Liniieranstalt, Buchdruckerei. Vorzüglichen Rufes erfreut sich auch deren Hubertus-Lernmittelverlag.

Die alte Alpinisten-Erschließergarde hat in dem am 18. Oktober im 82. Lebensjahr verstorbenen Prof. Dr. Ludwig Darmstädter, Berlin, dessen Name unter den jüngeren Alpinisten vielleicht längst vergessen wäre, wenn ihn nicht der „Darmstädter-Weg" auf den Cimone della Pala lebendig erhalten hätte, einen ihrer Besten verloren. Der großen Öffentlichkeit war Darmstädters Name wohlbekannt; erfreute sich der gelehrte und verehrte Mann doch großer Beliebtheit und Anerkennung, was besonders anläßlich seines 80. Geburtstages in Erscheinung trat.

Die zeitgemäße Art zu reisen. In den letzten Jahren hat sich auch in Deutschland die Pauschalreise durchgesetzt. Unter dieser bequemen Reiseform versteht man die Sicherstellung aller Reiseerfordernisse durch das Reisebüro. Nach persönlichen Wünschen des Reisenden werden ihm alle Fahrtausweise, Hotelunterkunft, Verpflegung, Ausflüge, Führungen usw. im voraus zu einem Pauschalpreis zur Verfügung gestellt. Daß man in Deutschland die Vorteile dieser, in den angelsächsischen Ländern schon lange allgemein bekannten Reiseart sich

jetzt zu eigen gemacht hat, zeigt eine vom amtlichen Mitteleuropäischen Reisebürro (MER) aufgestellte und bis zum 1. September 1927 vorliegende Statistik. Danach haben die Umsätze im MER-Pauschalreiseverkehr von 1925 auf 1926 eine Steigerung um 240 v. H., und von 1926 auf 1927 sogar eine Steigerung um 300 v. H. erfahren. — Die Zahl der im Vertragsverhältnis mit dem genannten Reisebüro stehenden Hotels ist auf 1710 gewachsen, die sich auf 41 verschiedene europäische und außereuropäische Staaten verteilen. In nicht weniger als 114 Großstädten, mittelgroßen Städten, Kur- und Badeorten führt das Mitteleuropäische Reisebüro Rundfahrten und Besichtigungen, Führungen und Ausflüge durch.

Die Wintersaison in der Schweiz 1927/28 in ihren sportlichen und geselligen Veranstaltungen wird in einer von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich herausgegebenen übersichtlichen Broschüre eingehend behandelt. Das Büchelchen ist von genannter Verkehrszentrale kostenlos erhältlich, auch von der Nebenstelle in Lausanne.

In St. Moritz (Engadin) herrscht reges Winterleben. Gerüchte über überfüllte Hotels und hohe Hotelpreise sollten niemand von einem Besuch in St. Moritz abhalten, weil diese Gerüchte grundlos sind. Die Hoteliers von St. Moritz haben beschlossen, die diesjährigen Preise denjenigen der letzten Jahre anzupassen. Eine Umfrage bei den verschiedenen Hotels von St. Moritz hat ergeben, daß für die Zeit vor den Olympischen Spielen, also bis anfangs Februar, noch eine Menge von Wintergästen aufgenommen werden kann, und zwar zu Preisen, die sich im Rahmen derjenigen der letzten Jahre halten. Das gleiche gilt für die Zeit nach den Olympischen Spielen, die ja nur acht Tage dauern. Was die Zeit der Olympischen Spiele betrifft, so dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß ein außerordentlich großer Andrang in St. Moritz stattfinden wird. Durch ein gemeinsames Vorgehen der Hotels und des Kurvereins ist aber im Kurvereinslokal ein Quartierbureau geschaffen worden, dessen Aufgabe es sein wird, die Besucher der Olympischen Spiele entweder in St. Moritz selber oder aber in dessen nächster Umgebung unterzubringen.

Ein neuer Thermalsprudel am Rhein. In Niederbreisig am Rhein ist in diesen Tagen in 600 m Tiefe ein Kohlensäure-Thermalsprudel von mehr als 200000 l Stundenschüttung und 35° Wärme erbohrt worden. Der Sprudel wirft das Wasser in einer 35 m hohen Fontäne aus.

Neuordnung des Medizinaldienstes auf Ozeandampfern. Bisher wurden auf deutschen Schiffen Ärzte in der Regel nur vorübergehend angestellt. Dieser Wechsel in der Besetzung der Stellen war weder für die Passagiere noch für die Reederei vorteilhaft. Vor kurzem nun ging die Hamburg-Amerika Linie dazu über, für den Dienst auf ihren großen Passagierschiffen einen festen Stamm berufsmäßiger und ausreichend bezahlter Schiffsärzte zu schaffen. Ein besonderes Beurlaubungssystem ermöglicht es diesen, an der ärztlichen Fortbildung im gebotenen Umfang teilzunehmen. — Der Beruf des Arztes auf einem großen Dampfer erfordert gegenüber der Praxis auf dem Lande eine Reihe von Spezialkenntnissen. Er kann daher in vollkommener Weise nur von einem Arzt versehen werden, der bereits über jahrelange Erfahrungen im Dienste auf Schiffen verfügt, und sich mit der Seefahrt und seiner Reederei eng verwachsen fühlt. Die von der Hamburg-Amerika Linie zu dauernder Dienstleistung angestellten Ärzte sind nach besonderen Grundsätzen auf ihre Eignung hin geprüft und unter den zur Verfügung stehenden Schiffsärzten ausgewählt. Die Neuerung kommt sowohl den Ärzten wie auch der Reederei, und ganz besonders den Passagieren zugute. Ihnen ist die Gewähr geboten, an Bord einen absolut zuverlässigen Arzt zu finden. — Auch in der Einrichtung und Ausrüstung der ärztlichen Hilfsmittel trat gegenüber der Zeit vor dem Kriege eine wesentliche Vervollkommnung ein. Die Schiffshospitäler wurden den neuzeitlichen Anforderungen in zunehmendem Maße angepaßt. Für die Krankenbehandlung stehen heute modernste Apparate und Instrumente zur Verfügung. Zwei auf jedem großen Dampfer befindliche Schiffsapotheken enthalten weit über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus alle medizinischen und kosmetischen Mittel; auch wird gegenwärtig mit der Einrichtung von Röntgenapparaten auf großen Passagierschiffen begonnen.

Ein Freudenspender. Es ist bekannt, daß guter Sekt die Freude erhöht, Stimmung hervorzaubert. Daran sollte jeder denken, der die kommenden Feiertage — Weihnachten, Silvester und Neujahr — im Kreise seiner Familie oder mit Gästen und lieben Freunden zu verbringen gedenkt. Deinhard gehört zu den Sektmarken, die seit Jahrzehnten von Kennern in aller Welt bevorzugt werden. Hervorragende Qualität und langjährige Ablagerung zeichnen die bekannten Marken Deinhard Kabinett — Deinhard Hochgewächs — Deinhard Lila besonders aus. Diese Eigenschaften wissen Freunde eines guten Tropfens wohl zu schätzen. Denken auch Sie daran, wenn Sie eine Gaststätte besuchen, oder wenn Sie für die Feiertage einige Flaschen Sekt bestellen.

VOGUE

das Parfüm, welches auch Sie bald ausschließlich benutzen werden, denn seine hervorragenden Eigenschaften haben es schnell zum bevorzugten Liebling der Dame gemacht.

Parfüm Mk 3.50 u. 7.-
Kopfwasser 4.50, Seife 1.50, Puder 1.50
Talkpuder 2.50, Badesalz 3.50
Geschenkpackungen

F. WOLFF & SOHN / KARLSRUHE

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Wunschzettel

ZEICHNUNG VON PROF. HANS SOLTMANN

Friedekind

Der Weihnachtsgedanke der Mystiker

VON MELA ESCHERICH



Hans Baldung Grien: Die Geburt Christi. (Städelsche Galerie, Frankfurt a. M.) Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Der Dichter des Heliand nennt den neugeborenen Welterlöser Friedekind Gottes. Das Mysterium der Weihnacht ist der wirkende Wille des Friedens zwischen Gott und Welt, zwischen Mensch und Mensch und aller Kreatur.

In einem noch tieferen Sinne fassen die altdeutschen Mystiker die Weihnacht auf. Sie übertragen das dogmatische Geschehnis in das persönliche Erlebnis der Seele. Die Geburt Christi, sagen sie, ist eine dreifache. Die eine Geburt ist jene urerste in der verborgenen Gottheit, da sich durch den göttlichen Willen der Sohn vom Vater unterschied, das erste göttliche Ins-Sein-Treten aus dem beginnlosen, göttlichen Nichtsein. Die zweite Geburt ist die dogmatisch-historische zu Bethlehem. Die dritte ist die immerwährende Geburt in der Gott suchenden Seele. Diese Geburt ist das eigentliche Weihnachtsmysterium, von der die Mystiker, insbesondere Meister Eckhart, in allen Predigten sprechen. Sie ist die Vereinigung der Seele mit Gott. Da, wo die Seele Gott empfanget, empfängt sie das Licht der Erkenntnis. Diese Erkenntnis nennen die Mystiker das göttliche Kind. Durch diese Geburt wird die Seele Mutter — die reine Magd Maria ist ihr Gleichnis — und dann ist sie vollkommen glücklich.

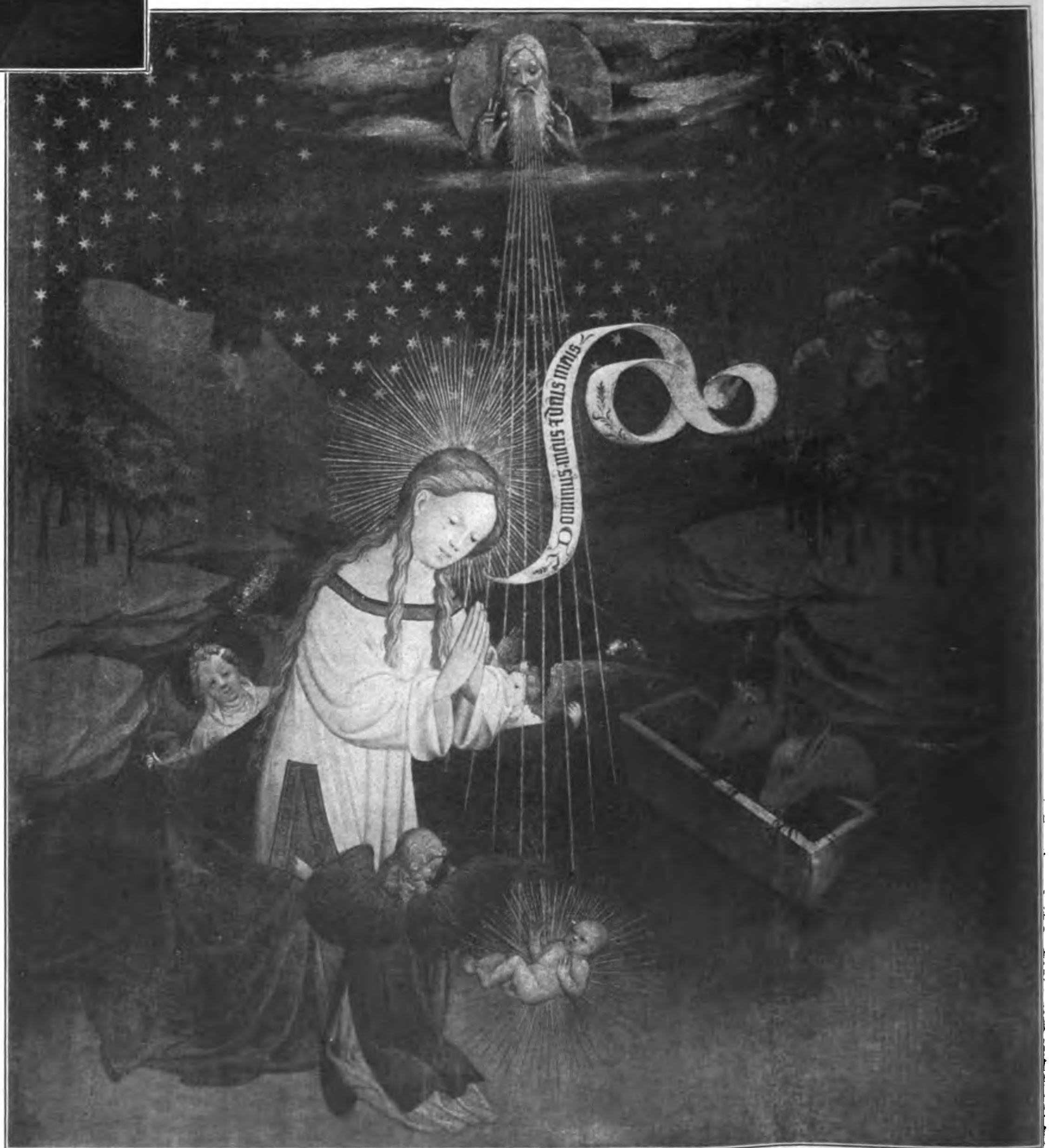
„Was mag süßer sein, denn einen Freund haben, mit dem du alles, was in deinem Herzen ist, mögest reden, wie mit dir selber?“ sagt Meister Eckhart. Solches Freundsein, solche Innigkeit ist der Verkehr der Seele mit Gott.

In der Auffassung der Mystiker war die Religion im höchsten, edelsten Sinn zu einem Kunstwerk geworden. Ihre Idee und ihre Sprache atmen Schönheit. Dadurch übt die Mystik auch so tiefen Einfluß auf die Kunst.

Das Studium der Mystik ist heute der Schlüssel geworden zum Verständnis unserer alten Meister. Und besonders in den Weihnachtsbildern finden wir die tiefgehenden Wirkungen und Nachklänge der mystischen Literatur. Da sehen wir die großen Gegensätze des seelischen Dramas auf eine sinnfällige Formel gebracht: Nacht und Licht, der arme, düstere Stall und das leuchtende Kind. Hereinrauschen des Mysteriums in die Alltäglichkeit. Das erfüllte Glück der Mutter.

Der biblische Bericht wird zum fadendünnen Anhaltspunkt. Das Ereignis behält nur noch einige Wirklichkeitsnoten bei. Das Wesentliche ist — genau so wie heute in der abstrakten Malerei — das Erlebnis.

Betrachten wir etwa, wie Meister Francke in Hamburg, um 1424, die „Geburt“ malte. Maria, die reine Seele, lichtumflossene Gestalt der Begnadung, um die sich alles in traumhafter Vision gesellt: Nacht, Wolken, Sternenhimmel, dunkle Bäume, Vieh an der Krippe. Engel tauchen in dieser Wirrnis von Traum und Wirklichkeit auf und halten Marias Mantel. Sie halten ihn so tief um sie, daß ihre Gestalt wie daraus aufsteigend erscheint. Ihr umstrahltes Haupt und ihre betenden Hände neigen sich in einen Lichtstrom, der, von Gottvater entquellend, sich auf die Erde senkt, wo das Kind liegt. In der Goldflut schwebt die Taube niederwärts. Nichts blieb hier von biblischer Erzählung als Ochs und Esel. Frau Königin Seele geht ein in das Wunder der Trinität. Stets steht in den Weihnachtsbildern Maria im geistigen Mittelpunkt der Darstellung. Das Licht, das vom Kind ausgeht, bestrahlt ihr Antlitz, ihre gefalteten Hände. Immer betet Maria. Der reale Vorgang der Geburt ist vernebensächlicht. Nur auf ganz frühen Bildern sehen wir Maria liegend. Meist kniet sie. Wir erleben die Geburt Gottes in der schauenden Seele. Immer mehr strebt die Darstellung nach der Verkörperung des Lichtes. Kosmischer Kult spielt herein. Christus und Sonne! Weihnacht das Fest des wachsenden Tages. Tauler sagt in seinem Weihnachtslied „Uns kommt ein Schiff gefahren“ vom „lieben Kindelein“: „Sein Gesicht leucht' wie ein Spiegel.“ Die Meister des 16. Jahrhunderts, Baldung, Holbein, Bruyn, Jan Joest v. Kalkar und viele andere machen aus dem Motiv ein Problem des Lichts. Das magisch vom Kind ausströmende Licht wird in Gegensatz gebracht zu der Nacht, die draußen liegt und in den Ecken des Stalles nistet. Kleine Scherze kommen dazu: der vom Leuchten geblendete Engel oder Josephs drolliges Lichtstümpfchen, dessen trübes Gelb sich neben dem göttlichen Licht blamiert. Die malerische Technik hat einen Stoff gefunden, wo sie schwelgen kann. Wir könnten hier, freilich in einem ganz anders als modernen Sinne, von einer Lichtspielkunst reden. Sie war es, die den Stil der Barockmalerei heraufführte. Es liegt etwas ungemein Festliches und Feierliches in diesen Bildern, eine atemlose Erfülltheit von Andacht und Glück. Man glaubt das Aufhorchen und Innehalten der ganzen Natur zu fühlen. Friedekind ist geboren!



Meister Francke: Christi Geburt. (Kunsthalle, Hamburg.) Phot. F. Bruckmann A.-G., München.



Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. ¢ Und diese Schätzung war die allererste, und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. ¢ Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. ¢ Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertraueten Weibe, die war schwanger. ¢ Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. ¢ Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. ¢ Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. ¢ Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. ¢ Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. ¢ Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. ¢ Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen:

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

LUKAS * KAP * 2 * VERS 1–14

Unser Weihnachtsfest und seine Ahnen

VON DR. PAUL ZINCK, MIT 9 BILDERN VON HANS FRIEDRICH



Vorfahren unserer Weihnachtsbräuche: Im alten Rom schmückt man zu den Januarkalenden, dem Jahresanfang, die Häuser und beschenkt sich gegenseitig.



Bei den Germanen wird in den Zwölf Nächten als ein der Gottheit geweihtes Tier der Eber geschlachtet; diesem Opferdienst folgt frohes Zechen und Schmausen, ein Brauch, der heute noch nachwirkt.

Heimlicher Glanz leuchtet auf in den Augen der Kinder zur geheimnisvollen Adventszeit bei dem Gedanken an das nahende Weihnachtsfest, und selbst die Großen finden sich in verstohlener Erinnerung zurück zu ihrer Jugendzeit, da sie voll Erwartung und sehnsüchtiger Freude, mit einem tragenden Gefühl, aus Neugier und Feierlichkeit gemischt, dem Erscheinen des Christtags entgegensahen. Der leuchtende Weihnachtsbaum mit den überraschenden Geschenken darunter, der wunderreiche Zauber alltagsferner Feierstimmung — all das Liebe und Vertraute, das für unser Empfinden zum rechten Weihnachtsfest gehört, meinen wir, müsse ihm immer zu eigen gewesen sein. Und doch ist, was uns Weihnachten bedeutet, aus einer langen Entwicklung erwachsen. Wenden wir uns darum einmal zurück in die Vergangenheit, und lassen wir Sitten und Gebräuche alter Zeiten an uns vorüberziehen, aus deren Quelle das Weihnachtsfest, wie wir es feiern, hervorgegangen ist.

Die römischen Saturnalien und das Fest der Kalenden.

Die altitalische Landbevölkerung hat ihre Erntevorräte eingebracht. Nun geht es an ein frohes Genießen des Natursegens; wochenlang feiert man frohe Feste, dem Saturnus, dem Gott der keimenden Saaten, zum Preis. Ein Narrenkönig wird von dem ausgelassenen lustigen Volke gewählt. Sieben Tage lang gelten die Sklaven als Freie und die Armen als Reiche. Kurze Zeit darauf, wenn die unbesiegte Sonne ihre neue Bahn begonnen hat, feiert das römische Volk den Anfang des neuen Jahres, das Fest der Januarkalenden. Kaum graut der Morgen, so beginnt man, die Häuser mit Lorbeerzweigen und Laubgewinden zu schmücken. Und dann schwelgt man in Üppigkeit, und auch der Ärmere tut sich einmal etwas zugute; kostbare Gaben werden durch die Straßen der Stadt getragen. Der Kaiser selbst wählt in seiner Schatzkammer Geschenke aus und verteilt sie mit eigener Hand. Auch der ärmste Bettler soll an diesem Tage ohne Not sein.



Zur Wintersonnenwende wird das Herdfeuer, das kostbare Gut, symbolisch durch Auflegen eines gewaltigen Holzblocks erneuert. Daher die Bedeutung des Lichtes zur Weihnachtszeit.

Altgermanische Schlacht- und Opferfeste.

Über dem germanischen Urwald liegt zur Zeit der Saturnalien der kalte Winternebel. Das Großvieh hat die Weideplätze verlassen und ist für die kalte Zeit in die Ställe gebracht worden. Ein großer Teil wird schon im November geschlachtet. Aber der Zuchteber wird noch für die Fortpflanzung am Leben erhalten. Jedoch in den Zwölf Nächten wird dann der Juleber herumgeführt und als ein der Gottheit geweihtes Tier geschlachtet. Das Schlachten ist Gottesdienst. Ein Opferschmaus schließt sich an mit Zechgelage. In allen germanischen Hütten zehrt man von den aufgespeicherten Fleischvorräten, und seit dieser Zeit ist der Weihnachtsabend ein Abend frohen Genießens geblieben. Johann Prätorius schreibt um 1660 in seinen „Saturnalia“ oder „Weihnachtsfratzen“: „Trink Wein Martini, mach' Würst' Natalicis Christi.“ In England hat sich heute noch als Nachklang alter Zeiten der schön geschmückte Eberkopf, der feierlich neben anderen Leckereien aufgetragen

der Stern von Bethlehem, die Anbetung der Hirten und Weisen erscheinen bald in anderem Bildwerk. Das heilige Kind beginnt seinen Siegeszug, und die heidnischen Lichter erlöschen vor ihm, dem Licht der Welt.

Sankt Nikolaus.

Das Christentum hat sich machtvoll durchgesetzt und ist seit Jahrhunderten Staatsreligion; päpstliche Sendboten tragen es in alle deutschen Gaue, zuletzt zu den Sachsen. Wenn diese auch in heiligem Eid ihren Gottheiten entsagen, so hängen sie doch mit ganzem Herzen noch an ihren Göttern. Da weiß die christliche Kirche sich nicht anders zu helfen: sie setzt christliche Gestalten an die Stelle der heidnischen. Im November geht St. Martin, der Merten des Volkes, um, und um ihn kristallisieren sich all die heute noch üblichen Schmäuse. In den Tagen des zweiten Schlachtens, am 6. Dezember, tritt St. Nikolaus auf den Plan. Wie bei den römischen Saturnalien ein Narrenkönig durch die Straßen zieht, so wählen jetzt die Kleriker einen Narren-, die Klosterschüler einen Kinderbischof. Dieser zieht nach dem Besuch des Gottesdienstes hoch zu Roß durch die Stadt, hinter ihm her die übrige Jugend in priesterlicher oder Maskentracht. Den Abschluß bildet ein Festschmaus: ein echtes mittelalterliches Kinderfest. In Süddeutschland steht St. Nikolaus im Mittelpunkt des Festes. Die Scholaren singen auf ihn einen Hymnus als das Vorbild der Jugend in Frömmigkeit, Tugend und Wissen. Drum wird er auch, den die Legende als mildtätig preist, zum Beschenker fleißiger Kinder. Er erscheint abends an den erleuchteten Fenstern oder dringt sogar in die Stuben ein, und die Kinder stellen ihre Schuhe ins Fenster, damit er sie fülle mit „Äpfeln und Birnen, Nuß und Kern".

Mittelalterliches Weihnachten in der Kirche.

Seit dem Jahre 354 wird das Geburtsfest Christi das ganze Mittelalter hindurch nur in der Kirche gefeiert. Bildliche und figürliche Darstellungen der Geburtsgeschichte schmücken mehr und mehr Kirchen und Kapellen. Aber das Bildwerk befriedigt bald das Volk nicht mehr. Es will das wunderbare Ereignis selbst erleben. Aus der Krippe wird nach deutschem Empfinden die Wiege, in die ein neugeborenes Kind gehört. Sie wird in der Kirche am Altar aufgestellt, und um sie bildet sich ein kleines Schauspiel: Joseph und Maria haben endlich Unterkunft in der Herberge gefunden. Maria gebiert ihr Kind, und die Engel jubeln: „Gloria in excelsis deo." Die heilige



Am Ursprung unseres Weihnachtsfestes: In ihren Zufluchtsstätten, den Katakomben, gedenken die ersten Christen in Rom des Erscheinens Jesu.

wird, erhalten, und das Julbrot in Skandinavien, aus bestem Mehl bereitet, trägt wenigstens noch das Bild des Ebers oder Widders, der Symbole der Fruchtbarkeit, die man für Feld und Vieh erwartet.

Der Julblock.

In den Wochen des Schmausens jagen die Winterstürme über den Wald. Die Geister der Abgeschiedenen fahren durch die Lüfte, geleitet von dem Wind- und Totengott Wodan. Wer im vergangenen Jahr gestorben ist, dem wird an seinem Platz der Tisch gedeckt. Und auch der Herd erwartet die Seelen, die in den kalten Winternächten am Feuer der Hütten sich wärmen wollen. Heilig ist er den Germanen, heilig ist ihnen das Herdfeuer, ein schwer ersetzbares, kostbares Gut, in der Winterszeit der einzige Wärme- und Lichtquell. Darum wird es auch, wenn die Sonne ihren neuen Jahreslauf beginnt, symbolisch erneuert. Ein großer Buchen- oder Eichenblock wird auf den Herd gelegt. Tagelang muß er brennen, und seine Reste werden sorgfältig aufbewahrt; sie sind heilkräftig und schützen das Haus im kommenden Jahr vor Feuer und Gefahr. Auf die Erde gestreut, machen sie Gärten und Felder fruchtbar. Auch in christlicher Zeit setzt sich dieser Volksglaube fort; aus dem heidnischen Julblock wird der Christblock. Am Weihnachtsabend wird er entzündet und brennt bis zum Tag der heiligen drei Könige. Hier und da werden alle anderen Lichter verlöscht, so daß er der einzige Lichtquell ist.



Die alten heidnisch-germanischen Mythengestalten bekommen ein christliches Gewand: So entsteht St. Nikolaus, der gütige Freund der Kinder.

Weihnachten in den Katakomben Roms.

Während in Germanien die Bewohner am wärmenden, leuchtenden Herdfeuer schmausen, während durch die Straßen Roms ein Lichtmeer flutet und der Lärm der Kalenden schallt, sammelt sich bei düsterem Fackelschein in den Katakomben ein Häuflein Menschen, von den Herrschern Roms verfolgt. Gedenken sie in den ersten Jahrzehnten nach dem Erlösertod Jesu auch kaum seiner Geburt in den Tagen, da der Sonnenball seine neue Bahn beginnt — denn sie sind froh, daß sein Geist noch lebendig unter ihnen wirkt — so ranken sich doch bald köstliche Mythen um Christi Kommen zu den Menschen, und ein schönes Marienbild schaut in den Katakomben der Priscilla auf die Gläubigen herab: eine junge, kräftige Römerin, das nackte Christuskind an der Brust. Der Prophet Jesaias steht vor ihr und zeigt nach einem Stern, dem neuen Licht in Israel. Und



Das ganze Mittelalter hindurch wird das Geburtsfest Christi nur in der Kirche gefeiert: Die Sitte des „Kindelwiegens", einer Darstellung von Christi Geburt.

Mutter wiegt ihr Kind und singt: „Joseph, lieber Neffe mein, hilf mir wiegen mein Kindelein, daß Gott müsse dein Lohner sein“, und Joseph fällt antwortend ein: „Gerne, liebe Muhme mein, helf ich dir wiegen dein Kindelein, daß Gott müsse mein Lohner sein.“ Das „Kindelwiegen“ wird eine beliebte Sitte. Während ältere Leute singen und die Wiege in Bewegung setzen, springen Jünglinge und Mägdlein im Reigen. Doch allzu derbe Bräuche bringen das sinnige Spiel in Verruf. Da bemühen sich ernste Männer, wie Mathesius, das Kindelwiegen aus der Kirche zu entfernen und es ins Haus zu verlegen, und dichten neue köstliche Wiegenlieder.

Anfänge der Weihnachtsbescherung für Kinder im deutschen Haus.

Mit dem Christkind in der Wiege zieht in den Tagen der Reformation auch die Christbescherung in das deutsche Haus ein, freilich noch nicht in der poesie- oder prunkvollen Form unsrer Zeit. Aus Wolkenstein im Erzgebirge stammt (1571) die erste sichere Kunde. „Es pflegen frumme und freundliche Eltern mit ihren Kinderlein umb diese Zeit gar mancherlei gesprech zu machen, vom heiligen Christ und seinem Bündlein oder Bescherungen.“ Man sagt den Kindern, der heilige Christ werde nichts bescheren, weil sie nicht fromm und fleißig seien. Aber es ist den Eltern nicht Ernst mit ihren Drohungen. Ein artig Bündlein, eine Christbürde, liegt für sie am Weihnachtsabend bereit. In ihm finden die glücklichen Empfänger fünferlei: „Erstlich güldige, als Geld, viel oder wenig, je nachdem der Haus-Christ vermag.“ Arme Kinder begnügen sich mit einem Pfennig oder Heller, in einen Apfel gesteckt. Dann gibt es genießbare Dinge, wie Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen, Konfekt und Bilder, und Äpfel, Birnen und Nüsse dazu. Daran reihen sich ergötzliche, zur Freude gehörige Dinge, Puppen und anderes „Kinderwerk“. Hübsche Kleider von gutem Stoff, mit Seide, Gold und Silber, in „reinlicher Arbeit“ gefertigt, erfreuen auch der Kinder Herz. Endlich finden sie auch — das Schulwesen kommt in Blüte — was zu Lehre, Gehorsam, Zucht und Disziplin gehört: ABC-Täflein, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib- und Federgezeuge, Papier u. a. und — als Verkörperung des Lutherschen Erziehungsprinzips, daß neben dem Apfel die Rute liegen müsse — auf das Bündel gebunden, eine Christrute.



In der Reformationszeit wird die Kinderbescherung im heutigen Sinne gebräuchlich; bei den Geschenken darf die Rute nicht fehlen.

Zu Beginn des 17. Jahrhundert hält der Christbaum seinen Einzug ins deutsche Haus, später folgt auch der Lichterschmuck.



„Wir bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold zum Opfer dar dem Knäblein hold.“
Eine alte, hier und da noch heute erhaltene Sitte im Festbereich um Weihnachten, der Umzug der heiligen drei Könige.

Das Aufkommen des Weihnachtsbaumes.

Noch liegen die Weihnachtsgaben nicht unter dem strahlenden Christbaum ausgebreitet. Zum Neuen Jahr schmückt man (nach Sebastian Brant) im Elsaß schon frühzeitig das Heim mit Tannenreisern. Zu allen Zeiten trägt man sich ja in Deutschland bei festlichen Gelegenheiten, altem Brauch gemäß, gern den „Wald“ in die Stadt. Aber vom Weihnachtsbaum auf dem Gabentisch wußte man damals noch nichts. Da kommt 1605 aus Straßburg die erste Kunde. „Auff Weihnachten richtett man Dannenbäume in den Stuben auff, daran henckt man roßen aus vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt und Zucker.“ Lichter trägt der elsässische Weihnachtsbaum auf dem Lande nicht bis zu Peter Hebels Zeiten. Die Geistlichkeit will nichts von dem neuen Brauch wissen. „Unter anderen Lappalien, mit denen man die Weihnachtszeit mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachtsbaum ...“ Aber ihr Einspruch ist vergebens. Langsam erst, aber sicher, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit raschen Schritten, tritt der strahlende Lichterbaum seinen Siegeslauf durch die deutsche Welt an.

Das Fest der heiligen drei Könige.

Am 6. Januar geht es mit der Herrlichkeit des Christbaums zu Ende. Die Zwölf Nächte, in denen man Blicke in die Zukunft tun konnte, sind vorüber. Für das moderne bürgerliche Leben ist der Tag kein Feiertag mehr. Wie ganz anders in der ersten christlichen Zeit! Da beginnt mit ihm, als dem Tage der Taufe durch Johannes, das neue christliche Jahr. Und als das Geburtsfest des Herrn auf den 25. Dezember gelegt wird, da zieht man ihn in diesen Festkreis mit hinein. Die Weisen aus dem Morgenlande erscheinen, geleitet von dem Stern von Bethlehem, an der Krippe als Vertreter der von Sem, Ham und Japhet abstammenden Menschheit, der eine von ihnen deshalb in Mohrengestalt. Das Volk nennt sie Kaspar, Melchior und Balthasar und schließt sie mit in seinen Wunder- und Aberglauben ein. In den kirchlichen Schauspielen bildet ihr Auftreten die wirkungsvolle Schlußszene, und die bildende Kunst findet in ihrer Gestaltung willkommene Motive. Aus der Kirche verbannt, halten sich ihre Gestalten im Volksleben noch jahrhundertelang. Noch heute ziehen hier und da drei Knaben, als Könige verkleidet, mit einem Stern, von der Geburt Jesu, den Hirten und Herodes erzählend und Gaben heischend, von Haus zu Haus.



WEIHNACHTSBES
FARBIGE ZEICHN



…UNG VON HEUTE
…RUDOLF LIPUS

Altes Spielzeug

VON DR. ALFRED KUHN

Spielend erschließt sich das Kind die Welt des Erwachsenen, macht harmlos sich mit allen jenen Dingen vertraut, die später höchst ernsthafte Elemente seines Daseins bilden sollen. Noch ist nichts spezialisiert. Auf das Typische ist des Kindes Sinn gerichtet, gleichgeblieben durch Jahrhunderte, ja, Jahrtausende. Immer wieder sind es bei dem Knaben das Pferd, der Helm, das Schwert, der Soldat, der Wagen, früher als Post, dann als Eisenbahn, in neuerer Zeit als Automobil. Bei den Mädchen die Puppe, die Puppenstube, der Puppenwagen, die Dinge des häuslichen Wirtschaftsbedarfs, Kochgeräte und dergleichen. Nichts hat sich auch nur halbwegs ebenbürtig neben dem Genannten gehalten, ein Beweis mehr dafür, daß die menschliche Natur immer dieselbe geblieben ist, wie sehr sich auch die äußeren Formen der Kultur verwandelt haben. Man hat Kinderspielzeug gefunden in Persien aus der Zeit 1100 vor Christi Geburt, einen kleinen Löwen auf einem Gestell mit Rädern, das Fragment einer Puppe aus Alabaster mit beweglichen Armen aus dem fernen Babylon. Wir wissen von Holzpuppen, Holzkreiseln und Holzklappern der alten Ägypter, von Steckenpferden und kleinen zweirädrigen Wagen bei den Griechen. Wir kennen schon Puppenstuben und Puppenküchen aus dem alten Rom, von denen noch Bronzemöbelchen erhalten sind. Im Mittelalter hat man dann gewappnete Ritter für die Kinder geschaffen, Damen auf dem Zelter mit dem Jagdfalken, Puppengeschirr, das die Nachbildung von Prunkgefäßen des 13. Jahrhunderts ist. In einer Handschrift des Hortus deliciarum der Herrade von Landsberg vom Ende des 12. Jahrhunderts zeigt eine Miniatur zwei Kinder, mit Ritterfiguren spielend, die durch Schnüre zu bewegen sind. In der Renaissance entstand das Puppenhaus in seiner Vollendung. Ihm setzte man im Süden die Weihnachtskrippe an die Seite, beide weniger zum Spielen als zum Anschauen. Ungeheure Summen wurden teilweise für solche Kunstwerke ausgegeben, die öffentlich ausgestellt wurden, versprach man sich doch einen starken pädagogischen Einfluß auf die kleinen Mädchen, die mit solchen „Dockenhäusern" spielen sollten, bis sie Bräute wurden, da alles in ihnen vorhanden war, dessen sie sich später bedienen mußten. In der ganzen Welt sind solche Puppenstuben hergestellt worden, in Deutschland, Italien, England, Holland, Frankreich, aber überall das Spezielle des besonderen Landes zeigend. Das deutsche Haus bürgerlich, das holländische ein behagliches Kaufmannshaus, das englische streng, schlicht, das französische wesentlich üppiger, das italienische in seiner ganzen Anordnung und Einrichtung der Palazzo. Das älteste Puppenhaus ließ, wie Karl Groeber in seinem demnächst im Deutschen Kunstverlag, Berlin erscheinenden Werk „Kinderspielzeug aus alter Zeit" berichtet, dem auch unsere Abbildungen entnommen sind, Herzog Albrecht V. von Bayern 1558 für sein Töchterchen herstellen, aber, da es ihm selbst so sehr gut gefiel, in seiner Kunstkammer unterbringen. Es ist überhaupt oft der Fall gewesen, daß Puppenstuben so schön geworden sind, daß sie den Kindern gar nicht in die Hand gegeben wurden und allein zur Ergötzung der Erwachsenen dienten. Daher sind uns auch verhältnismäßig so sehr viele von ihnen erhalten geblieben. Besser als irgendwelche Abbildungen vermitteln sie eine Vorstellung von der Lebenshaltung der früheren Epochen. Das Hauptfabrikationsland ist Deutschland gewesen, das ja auch noch heute der große Versorger der Welt mit Spielzeug ist. Das Berchtesgadener Land und Oberammergau haben das Holzspielzeug gepflegt schon seit dem 16. Jahrhundert. Von dort wanderte die Ware nach Nürnberg, wo Spezialkaufleute sie versandten. Glasspielzeug wurde in Thüringen gemacht, im Bayrischen und Böhmer Wald. Von Passau aus nahmen die kleinen Krüge, Gläser und Schüsselchen, die für die Puppenkaufläden dienten, ihren Weg. Tonspielzeug wurde überall angefertigt. Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts industrialisierte sich die Spielzeugherstellung. Das bedeutendste Haus auf diesem Gebiet war im Anfang des 19. Jahrhunderts das von Georg Hironymus Bestelmeier in Nürnberg. Seine Musterblätter zeigen Zeltlager, Ruinen, feste Städte, Dörfer, eine Hetzjagd, angeschirrte Prunkwagen, allerlei militärisches Gerät, entzückende kleine Möbelchen jeder Art und jeden Geschmacks, exotische und inländische Tiere, Utensilien der Landwirtschaft, eine Bildergalerie, Puppentheater und Kasperlebühnen.

Im Grunde sind die Dinge nicht viel anders geworden. Ob das Kind heute seine elektrische Eisenbahn laufen läßt oder sein Automobil ankurbelt, oder ob wir in unserer Jugend die Kreisel haben schnurren lassen oder gar jene höchst vornehmen Vertreter dieser Gattung, die dabei noch ein Musikstück von sich gaben — am Ende ist es die gleiche Freude an der Bewegung. Zu guter Letzt haben die Kinder der früheren Zeit es wahrscheinlich genau so gemacht wie wir, und wie es unsere Kinder und Enkel machen werden, d. h. möglichst bald die Puppen aufgeschnitten, die Kanonen und Spieluhren zerlegt, um zu sehen, wie sie innen aussehen. Schließlich, machen wir Erwachsenen es nicht jeden Tag so? Haben wir einmal ein wirklich schönes Spielzeug, so können wir nicht erwarten, bis wir es aufgeschnitten haben; denn wir stellen uns vor, daß es inwendig noch viel schöner sein müsse. Da aber täuschen wir uns regelmäßig. Und mit Recht.



Deutsche Puppe aus dem 18. Jahrhundert. Größe 39 cm. (Landesgewerbe-Museum in Stuttgart.)



Spanische, 78 cm hohe Puppe. Ende des 16. Jahrhunderts. (Sammlung Figdor, Wien.)

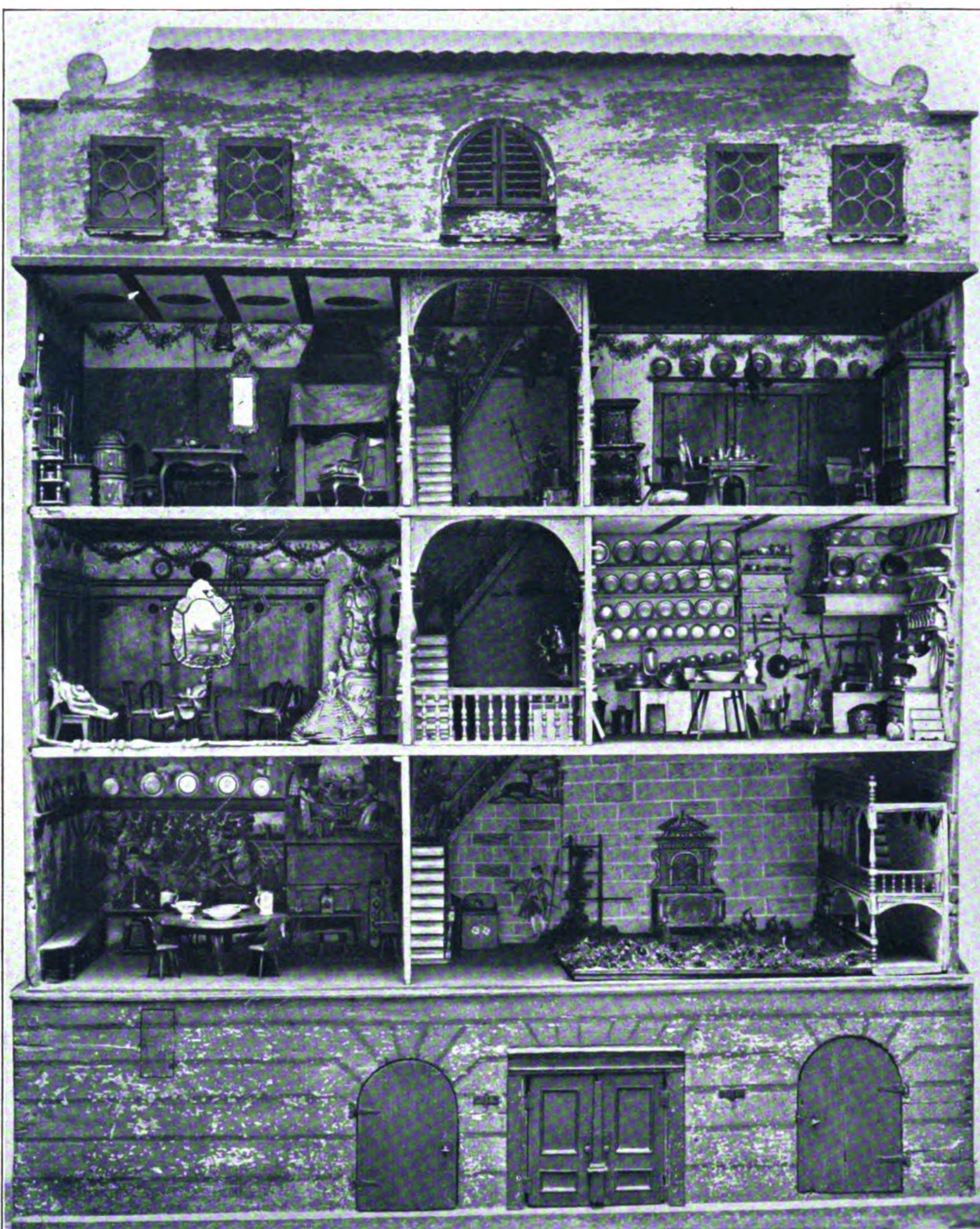


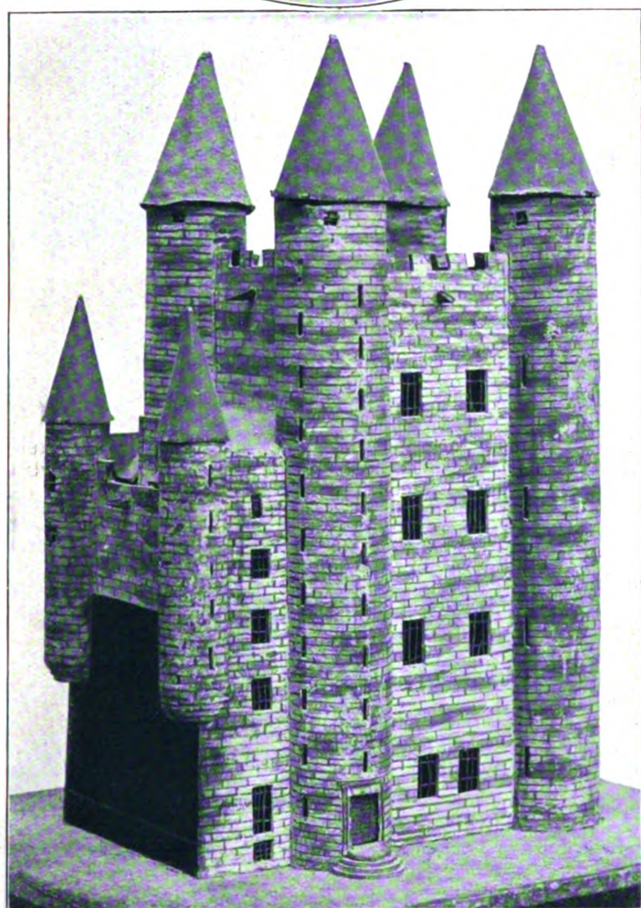
Französisches Puppenbett aus dem 18. Jahrhundert. Die Höhe dieses Bettchens beträgt 25 cm.



Deutsche Puppe aus der Zeit um 1880, 50 cm groß. (Germanisches Museum, Nürnberg.)



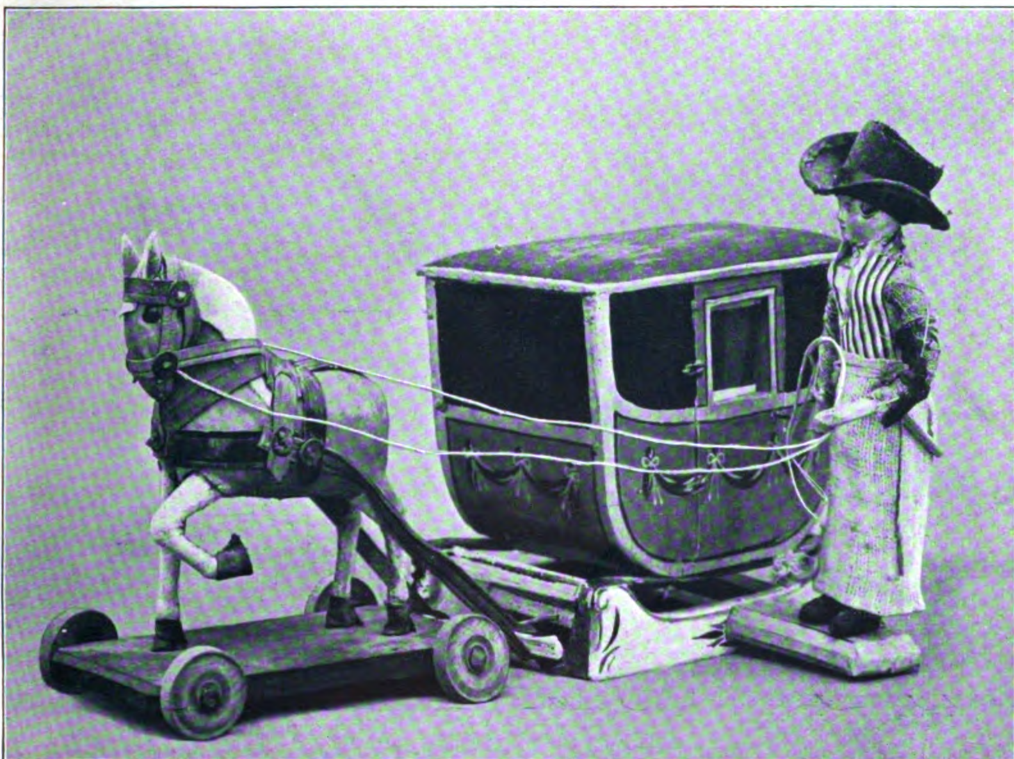




Puppenhaus aus Süddeutschland. Um 1600. (Germanisches Museum, Nürnberg.)

Links oben:
Trompeter zu Pferd, deutsches Kinderspielzeug aus dem 18. Jahrhundert. Höhe 9,8 cm. (Germanisches Museum, Nürnberg.)

Links nebenstehend:
Der „Temple“ in Paris, ein Spielzeug aus der Zeit der Französischen Revolution (Ende des 18. Jahrhunderts).





Französische, 52 cm hohe Puppe aus dem 18. Jahrhundert. (Musée des Arts décoratifs, Paris.)

Links: Holländisches Spielzeug des 18. Jahrhunderts: Schlitten mit Pferd und Kutscher. (Metropolitan Museum of Art, New York.)

Märchen im Film

VON DR. HERMANN TREUNER



Ein Märchen-Trickfilm ohne lebende Darsteller und doch voll phantastischen Zaubers: Die Märchenprinzessin aus dem Film „Die Geschichte des Prinzen Achmed" von Lotte Reiniger.



Der chinesische Zauberer im phantastischen Garten. Aus dem Film „Der müde Tod" (Regie: Fritz Lang).



Gruselig wie im echten Märchen: Die Alte in der Hexenküche. Aus dem Film „Rübezahls Hochzeit", geschaffen von Paul Wegener.

Märchen und Film — scheinbar zwei unvereinbare Widersprüche. Jenes aus längst vergangenen Zeiten stiller Beschaulichkeit und weltvergessener Romantik stammend — dieser ein Erzeugnis modernster, hastender Zeit, kühler, berechnender Technik. Und doch sind all diese Widersprüche nur scheinbar, denn zwischen Märchen und Film bestehen die engsten nur denkbaren Zusammenhänge. Selten hat das Märchen einen so guten Interpreten gefunden wie den Film, und umgekehrt findet der Film im Märchen den dankbarsten, seiner eigentlichen Wesenheit entsprechendsten Stoff, der ihm die restlose Ausnutzung aller rein filmischen Möglichkeiten gestattet. Der Film gibt dem Märchen im Gegensatz zur Wortgestaltung das ungleich stärker wirkende Bildhafte, Anschauliche. Die Schein-Wirklichkeit des Filmateliers in Verbindung mit den unbegrenzten Trickmöglichkeiten der Kamera gestattet es, allen unrealen, unirdischen, ja, unbegreiflichen Vorgängen aus der phantastischen Märchenwelt die Illusion der Realität zu geben. Es ist daher nur selbstverständlich, daß der Film immer wieder und wieder auf Stoffe aus dem Gebiete des Märchens zurückgreift, und die haben durchaus unrecht, die den Märchenfilm als unzeitgemäß ablehnen wollen. Die gewaltigen Erfolge, und zwar nicht nur in künstlerischer, sondern gerade auch in geschäftlicher Beziehung, die den großen Märchenfilmen im In- und Ausland zuteil wurden, beweisen das Gegenteil.

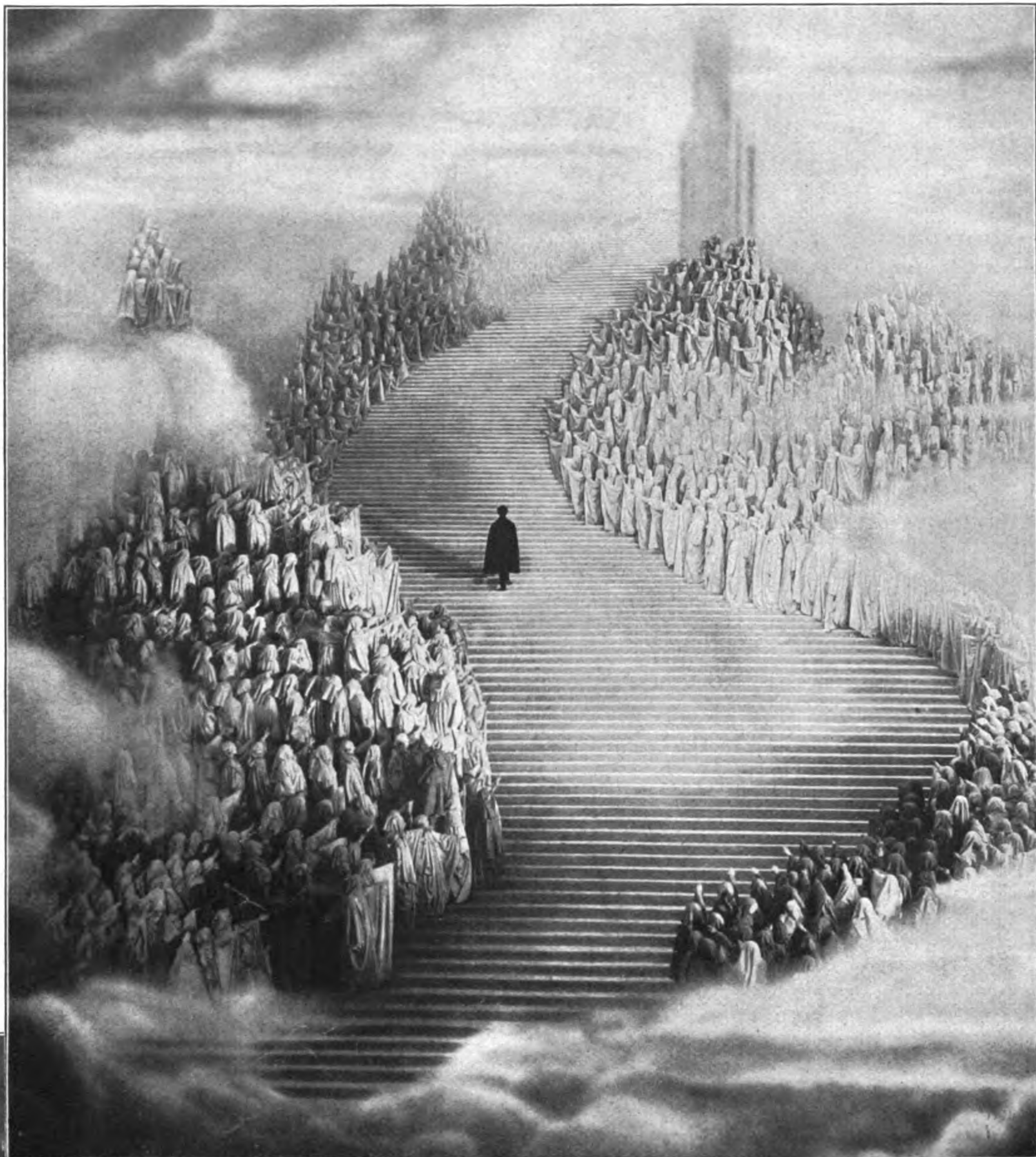
Man kann heute nicht über den Märchenfilm sprechen, ohne seinen bedeutendsten Vorkämpfer und stärksten künstlerischen Sachwalter zu nennen: Paul Wegener war es, der als erster das damals Unerhörte wagte, einen Märchen-Großfilm zu schaffen. Seine Filme „Rübezahls Hochzeit" und „Der verlorene Schatten" gehören noch heute zu dem Schönsten, das auf diesem Gebiete je geboten wurde, und bilden die Grundlage des modernen Märchenfilms. Es ist eigenartig, daß keiner unserer großen Filmschöpfer an dem Märchenfilm vorübergegangen ist. Jeder hat sich mit ihm auseinandergesetzt und meistens gerade im Märchenfilm einen seiner größten Erfolge errungen. Das tiefempfundene Film-Märchen „Der müde Tod", das Fritz Lang schuf, gilt als einer der wertvollsten künstlerischen Filme der Welt. F. W. Murnau betonte in seinem unvergleichlichen „Nosferatu" besonders das Unheimliche, Spukhafte. Es wäre an der Zeit, diesen Film wieder einmal in der Öffentlichkeit zu zeigen. Ludwig Berger gestaltete in seinem reizenden Film „Der verlorene Schuh" das alte deutsche Aschenbrödel-Märchen in zeitloser Form und gab damit einen neuen Beweis, daß das Märchen auch in unserer Zeit nichts von seiner Wirkung eingebüßt hat. Selbst das sonst so poesielose Amerika bescherte uns zwei gute Märchenfilme, von denen vorzüglich „Peter Pan", die Gestaltung eines alten englischen Volksmärchens, die abenteuerlich bunte, phantastische Märchenstimmung getroffen hat. Douglas Fairbanks gab in seinem „Dieb von Bagdad" eine verschwenderisch-prunkvolle Belebung der alten arabischen Märchenwelt aus „Tausendundeiner Nacht". — Neben diesen Märchen-Spielfilmen mit menschlichen Darstellern gibt es nun noch die Märchen-Trickfilme,



Märchenillusion wird zur Filmwirklichkeit: Die Abgesandten des Spinnenkönigs überfallen das Gefährt der Frühlingskönigin. Aus dem Film „Die Frühlingskönigin".



Das alte deutsche Märchen vom Aschenbrödel als Filmmotiv: Szene aus dem Film „Der verlorene Schuh" (Regie: Ludwig Berger).



Die Himmelsleiter, ein Bild voll Phantasie, Schlichtheit und packender Gewalt des Eindrucks. Aus dem Märchenfilm „Die Prinzessin und der Geiger".



Die orientalische Märchenwelt ersteht in neuem Zauber: Der fliegende Teppich aus 1001 Nacht mit Douglas Fairbanks in dem Film „Der Dieb von Bagdad". (Phot. United Artists.)



Die Grille spricht in der Winterkälte bettelnd bei der Ameise vor — ein Beispiel für die wundervolle Ausdrucksfähigkeit des Tier-Märchen-Trickfilms. Aus dem Film „Jugendrausch".



Da kam der böse Frosch, aber die Elfenkönigin war schneller als er und rettete sich auf einen Blütenstengel. Szene aus dem Starewitsch-Film „Die Frühlingskönigin".

die sich mit Hilfe der unbegrenzten Möglichkeiten der Kamera lediglich aus toten Dingen eine eigene, wahrhaft zauberhafte Märchenwelt schaffen und in bezug auf ihren künstlerischen Wert den Spielfilmen durchaus nicht nachstehen, ja, diese oft sogar noch übertreffen. Da ist einmal der entzückende Silhouetten-Film „Die Geschichte des Prinzen Achmed", den Lotte Reiniger in jahrelanger mühevoller Arbeit schuf, und der das alte Märchen von Aladins Wunderlampe zu neuem, unvergeßlichem Leben erweckt, und dann vor allem das Schönste: die köstlichen, beglückenden Puppen-Trickfilme des Russen Starewitsch, des genialsten Märchenerzählers unserer Zeit.

Man sagt oft, unsere Zeit sei nüchtern und poesielos. Nein, solange solche Filme geschaffen und von dankbaren, beglückten Menschen bejubelt werden, so lange ist eine Zeit auch nicht poesielos. Gibt es überhaupt eine poesielose Zeit? Ich glaube nicht. Jede Zeit hat ihre Poesie. Auch die unsrige. **Und vielleicht ist der Märchenfilm eine ihrer stärksten Komponenten.**

Sämtliche Abbildungen (außer Bild links Mitte dieser Seite): Phot. Ufa.

Christophora

VON MAX HAYEK

Er war ein Riese von Gestalt und ein Heide.

Er sagte: „Mein Wille sei mein Herr! Keinem will ich dienen als meinem Willen — es sei denn, es gäbe etwas Mächtigeres als ihn!“

Der Riese ging hin, es zu suchen, das Mächtigere. Und er traf einen König an, einen Mächtigen der Erde.

„Ich diene dir!“ sagte zu ihm der Riese. „Aber ich will dich verlassen, sobald ich einen Mächtigeren erfahre als dich!“

Der Riese diente dem König. In des Königs Gesellschaft sprach einer den Namen „Teufel“ aus. Da erschrak der König und schlug ein Kreuz, sich zu beschwichtigen.



Christophora. Zeichnung von Sascha Kronburg.

„Wer ist das, der Teufel?“ fragte der Riese. „Warum erschrakst du bei dem Namen ‚Teufel‘?“

„Der Teufel ist ein Fürst, der mächtiger ist als ich!“ sagte der König. „Und ich fürchte ihn!“

„Dann bist du ein Hundsfott!“ schrie der Riese, verließ seinen Herrn und machte sich auf, den Teufel zu suchen. Er traf ihn und diente ihm.

Oh, mächtig war der Teufel, mächtiger als jener Erdenkönig. Alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schienen ihm untertan. Alles fürchtete den Teufel. Der Riese wähnte schon, den Mächtigsten der Mächtigen angetroffen zu haben. Eines Tages kam der Teufel an einem Kreuz vorbei und ward fahl vor Zorn über seine Ohnmacht. Der Riese forschte.

„Du fürchtest dieses Kreuz?“ fragte er den Teufel. „Du fürchtest es? Dann bist du ein Hundsfott und nicht der Mächtigste der Mächtigen!“

Der Riese warf den Teufel hinter sich, tat dessen Herrschaft ab und ging hin, den Herrn vom Kreuze zu suchen.

Er fand ihn nicht. Doch traf er einen Weisen, der ihn belehrte, wo der Herr vom Kreuze zu finden sei.

„Du mußt dienen!“ sagte ihm der Weise. „Dienen! Hier ist ein mächtiger Strom — und keine Brücke! Siehe, du hast die Kraft, du bist ein Riese — trage die Wanderer über den Strom!“

Der Riese gehorchte, tat es. Es kamen Wanderer, und er trug sie über den Strom. — Wann war der Herr vom Kreuze zu finden?

Der Weise sagte dem Riesen: „Du mußt die Pflicht tun, die ich dir nannte. Der Herr vom Kreuze wird kommen — frage nicht, sei geduldig — harre aus! Du wirst den Herrn vom Kreuze schauen — ich versprach es dir!“

Einmal rief eine zarte Stimme nach dem Riesen.

„Komm und trage mich hinüber!“

Ein Kindlein, sternäugig, stand am Ufer und begehrte über den Strom. Lachend hob der Riese das Kindlein auf die starke Schulter, schürzte das Kleid hoch und watete ins Wasser.

Welch Geheimnis! Welch seltsam Wunder! Welches Begeben! — dies Kindlein wuchtete an Gewicht und lastete immer gewaltiger. Fast wäre der Riese umgesunken inmitten des Stromes.

„Mir ist, als trüge ich die Last und Not der Welt!“ stöhnte er.

Schweißvoll, erschöpft, schweren Atems erreichte er das jenseitige Ufer und setzte das Kindlein ab.

„Wen trug ich da? Denn nicht bist du ein Kindlein — du bist ein Mächtigster!“

„Ich bin der Christus, der als Jesus auf Erden wandelte! Du hast mich über den Strom deines Lebens getragen — darum nenn' ich dich den Christophorus, den Christusträger! Und siehe, so tauf' ich dich mit der echten Taufe im Geist und in der Wahrheit!“

Das Kindlein schwand.

In Christophorus aber ward der Geist lebendig und die Wahrheit. Er hatte den Mächtigsten der Mächtigen gefunden.

Den Christus Jesus — das Leben.

Das Licht vom Anfang der Tage scheint heute wie am Anfang der Tage. Tausend Jahre sind wie ein Tag in der Ewigkeit. Und Jahrtausende und Jahrhunderttausende sind wie ein Tag in der Ewigkeit. Die Kraft ist beständig. Die Wahrheit währt.

Und wer da Augen des Geistes hat, zu erkennen den ewigen Geist, erkennt das Vergangene und Gegenwärtige und Künftige in einem Augenblick.

*

Eine Seele aus hohem Himmel senkte sich zur Tiefe der Erde, in die dichten Schichten unserer Welt. Sie gehörte einer Frau an, die schönen Angesichts war und edler Gestalt. Diese Frau ergab sich den niederen Freuden der Erde. Was war denn dieses Leben anderes als Lachen und Spiel und Lust der Sinne?

Ja, das Leben war ein Tanz der Jugend. Tanzen wir doch!

Dort, am lauten Ort der Trivialität trat der Mann in dieses Frauenleben, um es zu wecken.

Die Frau liebte und ward verwandelt. Liebe ist Leiden.

Der Mann schleppte sie durch Leiden aller Art. Er verstieß sie, beschimpfte sie, erniedrigte sie, peinigte sie.

Sie aber liebte ihn. Liebte ihn. Liebte ihn. — Liebe ist Leiden.

Er verließ sie, und sie fühlte den tödlichen Frost seines Hasses. Aber sie liebte ihn. Liebte ihn. Liebte ihn. — Er war stärker als sie, durch Gewalt, denn er mißbrauchte ihre Liebe. Und die Frau erfuhr die Einsamkeiten, wo die Erde versinkt und der Himmel den Vorhang öffnet, aus dem die Engel des Trostes schreiten, in weißes Licht gehüllt, glänzend über alles Licht der Erde.

Sie durchweinte die Tage der Einsamkeit, sie durchweinte die Nächte der Einsamkeit. Und ward stärker als die Welt. Ward stärker als der Mann. Bezwang ihn.

In einer Tagesstunde hatte sie eine Vision:

Sie sah eine Erscheinung durch den Ozean des Lebens schreiten, der endlos schien. Auf den bewegten Wellen dieses Ozeans blühten wundersame Blumen. Dies waren die Blumen des Leidens. Die Erscheinung ging demütig gesenkten Blickes, zielgewiß, eine Kraft in sich, die Himmelskraft war, Kraft von oben. In ihrer Hand trug sie einen Stab, der Blüten trieb. Dies war der Stab des Glaubens, sicherlich. Des Glaubens, der sie immer neu aufrechterhielt. Auf der Schulter der Erscheinung aber kniete ein liebliches Kindlein von überirdischer Schönheit, das klaren Auges geradeaus blickte und in seinem linken Händchen ein flammendes Lichtherz trug, daraus alle Liebe der Welt strahlte.

Die Erscheinung schritt ihres Weges, wie Engel schreiten, die aus hohen Reichen des Seins zur Erde sich senken. Sie achtete des Untiers nicht, das, drachenhaft, seitlich sein Gift auf sie spie. Sie schritt ihres Weges, unbeirrt, als ob sie eine Sendung zu erfüllen hätte an sich und an einer anderen Seele. Denn keine Seele soll verloren sein, auch die Seele des Schlechten nicht.

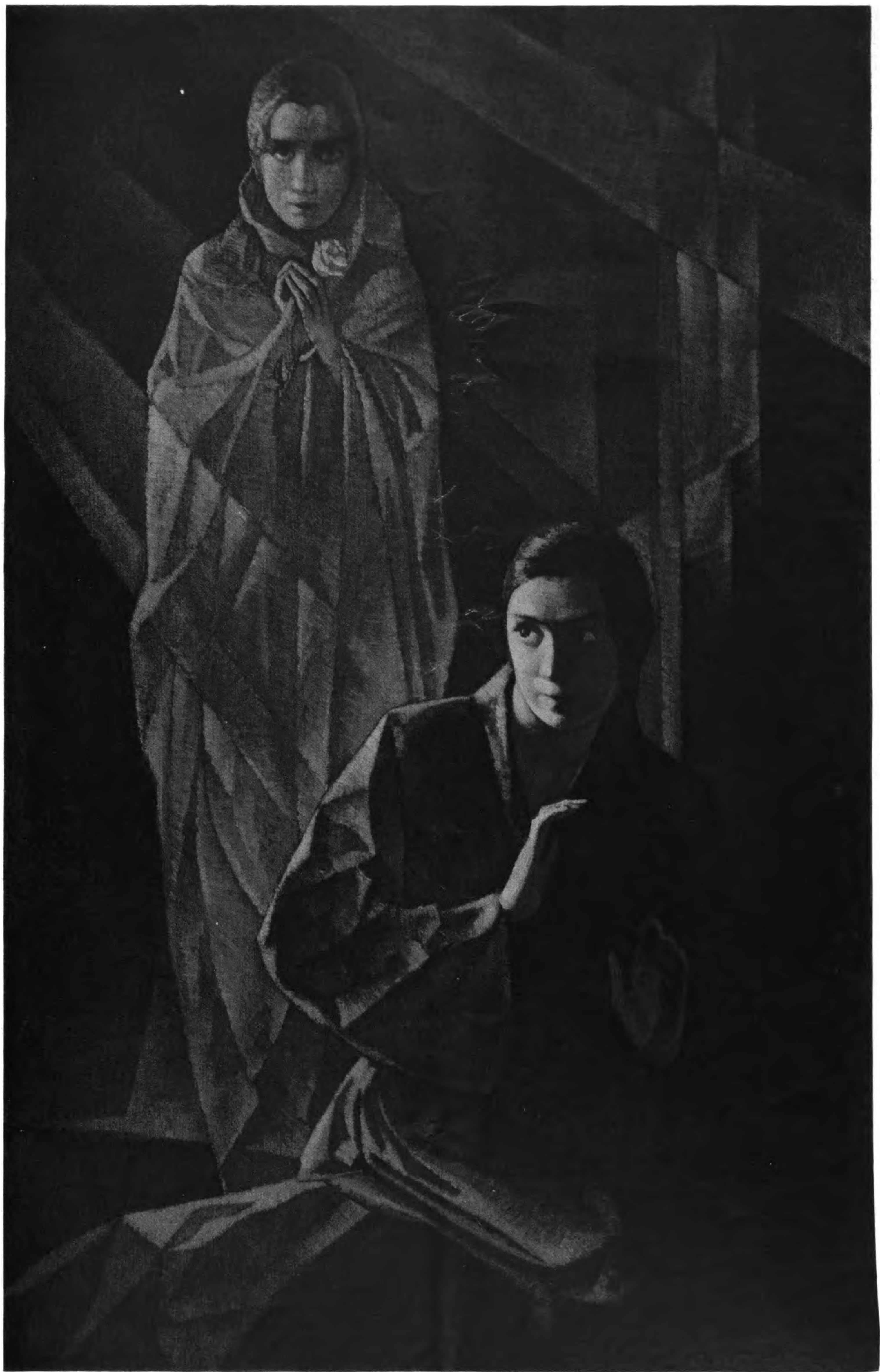
Nun schwand das Kindlein, und seine Stimme klang im Raum:

„Ich gebe dir die Krone des Lebens, denn du hast ausgeharrt — Christophora! Christophora!“

Die Frau erwachte aus der Vision und sann dem Bilde nach. Und wußte und verstand alles.

Der Mann kehrte zu ihr zurück, kniete nieder vor ihr, umfaßte ihr Gewand und sprach kein Wort.

Aber die Frau hörte ihn und wußte, daß sie ihn erlöst hatte, wie sie selbst erlöst war.



VERKÜNDIGUNG
GEMÄLDE VON OSWALD POETZELBERGER
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(10. Fortsetzung.)

Es kam wieder eine etwas höhere Stelle im Tunnel. Tuban Toki stand aufrecht, ging ein paar Schritte rascher vorwärts, da glitt er aus, stürzte, und die papierene Laterne wurde von seiner Hand zerdrückt. Es war vollkommen dunkel, sein Herz bebte vor Schreck. Er wagte nicht sich zu bewegen, das Wasser rieselte seinen Körper entlang, und jetzt, in der Finsternis, schienen ihm alle diese Geräusche, das Gurgeln und Glucksen des Wassers, das Huschen und Gleiten und Schlüpfen der Tiere, noch unheimlicher.

Er überlegte. Sollte er es wagen, weiterzukriechen? Sollte er umkehren? Er entschloß sich zu ersterem; um sich herumtastend, faßte er mit den Fingern auf ekle, schleimige Gebilde. Er richtete sich auf, ging vorwärts, stieß mit dem Kopf gegen Felsvorsprünge. Wie unendlich langsam das ging! Dabei schien das Wasser ständig zuzunehmen, und noch immer war nicht der geringste Lichtschein zu erblicken. Dann endlich war es ihm doch so, als ob es ein klein wenig dämmerig würde; gleichzeitig hinderte ihn eine Wand, und das Wasser kam von oben. Er sah einen Spalt über sich, und durch diesen Spalt blinkten von ganz hoch herab ein paar Sterne. Er atmete auf. Seine suchenden Hände fanden die bronzenen Steigeisen, und endlich stand er im Freien. Fand sich in einem runden, weiten Becken, und in der Mitte ragte der Felsen mit dem kleinen Tempelchen auf. Wieder durchzuckte es ihn. War das der Tempel, von dem die Frau gesprochen, die seine Mutter sein wollte? War das der Tempel, den die Bilder darstellten, die die Frau ihm gezeigt hatte? Er schritt umher, während das Wasser immer stärker seine Füße umspülte, fand die Stufen, die zum Tempelfelsen hinaufführten. Die Tür des Tempels war nur angelehnt. Er trat ein und zog sie hinter sich zu. Erschöpft fiel er nieder auf das moderig riechende Heulager und schloß die Augen.

Tuban Toki fuhr wieder empor. Er hatte geschlafen, wie lange, wußte er nicht. Er blickte sich um, mußte sich erst zurechtfinden.

Wo war er? Ein Sonnenstrahl schien durch irgendeine Spalte in den Tempel zu fallen und traf gerade das Antlitz des großen Buddha, der ihm gegenüberstand.

Schön war dieses Antlitz und übermenschlich, und ihm war, als seien die Augen dieses Antlitzes gerade auf ihn gerichtet. Nie glaubte er ein weihevolleres Bild gesehen zu haben. Er warf sich vor ihm auf die Knie und streckte die Arme zu ihm empor.

„Zeige mir den rechten Weg, zeige mir den Weg aus den Qualen meiner Seele. Bin ich eine Wiedergeburt deiner Gestalt, oder bin ich das Kind jener fremden Frau und bin durch Lüge zum Heiligen geworden? Mir graut in dieser Stunde vor allem. Vor den Priestern, vor jener Frau mit dem schmerzerfüllten Gesicht, die mir gleicht, und die mir doch so unendlich fremd ist. Die ich nicht hassen kann und doch auch nicht lieben. Ich bin ein Sünder, denn ich zweifle in dieser Stunde an allem, an mir selbst, und ich habe in dieser Nacht auch an dir gezweifelt. Hilf mir in meiner Not, und zeige mir den Weg, den du willst, daß ich gehe, oder vernichte mich, wenn du mich verwirfst."

*

Auch im Kloster Getschun Gomba war es Mitternacht geworden. Die dumpfen Töne der Trommeln klangen durch die Nacht, und die Hörner riefen die Lamas zum Gebet.

Der Chanzo Cusho hatte nicht schlafen können. Er war selbst einige Male an der Tür des Heiligen gewesen und hatte gelauscht. Er hatte erfahren, daß die beiden Europäer Stunden bei ihm waren und auch noch einmal zurückgerufen wurden. Freilich ahnte er nicht, daß einer dieser beiden Männer eine Frau war, und noch weniger, daß diese Frau, deren Gesicht durch die große Brille entstellt wurde, die Züge des Heiligen trug.

Trotzdem war eine Unruhe in ihm, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte. Solange hatte der Jüngling nie in stiller Betrachtung verweilt. Als die Hörner zum Nachtdienst in den Tempel riefen, zu dem er sonst nicht ging, und den auch der Heilige nicht zu besuchen pflegte, hielt es ihn nicht mehr auf seinem Lager. Er stieg in die Wohnung des Jünglings hinauf; die Wache trat ihm entgegen.

„Der Heilige will nicht gestört sein."

„Wann sahest du ihn?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, ein Getsul kam aus seinen Gemächern und sagte es mir."

„Wann?"

„Vor zwei Stunden."

Wieder merkwürdig. Wie kam ein Getsul, ein niederer Lama, vor zwei Stunden, also in der Nacht, in das Zimmer des Heiligen?

Er trat in den Vorraum. Dort stand noch das Eßgeschirr. Er öffnete auf, es war geleert. Der Heilige hatte gegessen. Der Kanzler trat an den Vorhang, der zu dem inneren Gemach führte, und lauschte. Dunkel war es drinnen und kein Atemzug zu vernehmen. Er trat ein. Durch das Fenster drang ein wenig Licht von den Fackeln der Mönche, die in langer Prozession über den Hof und in die Tempel schritten. Der Raum war leer, und wieder nickte der Chanzo Cusho befriedigt: „Er ist schlafen gegangen."

Dann packte ihn aber von neuem die Unruhe, und er blickte vorsichtig in den Nebenraum, in dem der Heilige zu schlafen pflegte. Die Fensteröffnung war nicht, wie sonst, durch den Vorhang verschlossen; das Lager war unberührt. Jetzt trat der Chanzo Cusho ein und durchsuchte den Raum, durchsuchte die drei Gemächer, die nur die eine Tür hatten und völlig abgeschlossen für sich lagen.

Er trat wieder hinaus und rief den wachenden Novizen.

„Wie lange schon bist du hier?"

„Seit du am Abend den Heiligen verlassen."

„Du hast ihn nicht herauskommen sehen?"

„Ich habe niemand gesehen als den Getsul, von dem ich gesprochen."

„Du lügst, du hast geschlafen!"

„Ich habe gewacht."

„Hast du nichts gehört?"

„Ich hörte ein Murmeln, ehe der Getsul des Heiligen Zimmer verließ, seitdem war es still."

Wenige Minuten später wurde das Gong in dem Zimmer des Chanzo Cusho dreimal gerührt, ein Zeichen, daß der Kanzler die oberen Lamas berief.

„In welchem Tempel betet der Heilige?"

Boten durcheilten das Kloster.

„Der Heilige betet in keinem der Tempel. Er wird in seinem Gemach in Verzückung liegen."

„Wahrscheinlich."

Der Kanzler hielt es für ungut, Weiteres zu sprechen, aber getreue Diener huschten durch alle Räume des Klosters.

„Der Heilige wurde nirgend gesehen. Auch war keiner der Getsul in dieser Nacht bei ihm."

„Was sagt die Torwache?"

„Seit gestern abend, seit die weißen Männer gingen, hat niemand das Kloster verlassen."

Und wenn auch der Chanzo Cusho selbst nicht sprach, wie ein Lauffeuer breitete es sich aus durch die Klosterstadt:

„Der Heilige ist verschwunden!" — — —

Der Chanzo Cusho schritt langsam und nachdenklich über den großen Tempelplatz. Wo war der Heilige? Er überlegte. Niemals hatte er sonst seine Wohnung zu anderen Gängen verlassen als zu den großen Gebeten. Nie ohne das vorgeschriebene Gefolge von Priestern und Lamas. Und heute? Er kannte Fälle, in denen junge Beter, die in tiefe Meditationen versanken, in einen Zustand des Schlafwandelns verfielen und im Unterbewußtsein sogar das Kloster zu verlassen suchten. Das war nicht möglich. Die Tore waren geschlossen, die Wachen hatten niemand gesehen. Der Heilige war zu unbekannt mit den geheimen Gängen und Gäßchen, als daß er einen Ausweg gefunden hätte, ohne daß ihn die Wachen gesehen hätten. Wer war dieser geheimnisvolle Getsul, der in seiner Zelle gewesen?

Schon war das ganze Kloster durchsucht. Die Tatsache, daß der Heilige verschwunden, hatte sich nicht mehr verheimlichen lassen. Niemand hatte ihn gefunden, niemand ihn gehen sehen. Keiner von allen Getsul und Gelong, den unteren Priesterklassen, war bei ihm gewesen. Was war hier geschehen? —

„Ich bete deine Zehennägel an, Erhabener."

Wie aus dem Boden gewachsen, stand ein Mann vor ihm. Kein Lama, ein Hirt augenscheinlich, der aus den Bergen kam. Aber es war in dieser Zeit des bevorstehenden Frühlings kein Pilger im Kloster, er hätte es wissen müssen. Der Mann stellte sich so, daß das Licht einer der Fackeln, die man überall aufgestellt hatte, um den Platz zu erhellen, gerade in sein Gesicht schien. Der Chanzo Cusho erstaunte.

„Du, Lobsen Kungu?"

„Ich, Lobsen Kungu."

In dem Ton dieses Mannes, den er seit siebzehn Jahren nicht im Kloster gesehen hatte, lag etwas, was ihn stutzen ließ. Auch lag der Mann nicht vor ihm auf dem Boden, wie es sich gehört hätte.

„Was willst du?"

„Ich habe mit dir zu reden. Ich bin während langer Jahre weit im Norden gewesen. Jetzt komme ich heim und komme zu dir."

„Was willst du von mir?"

„Buddha hat mir gesagt, daß du mir helfen wirst. Ich will wieder in meiner Heimat leben. Du wirst mir vom Tempelgeld so viel geben, daß ich mir eine Jakherde kaufen und davon leben kann."

„Wie wagst du zu mir zu reden?"

„Wie ein Mann, der fordern darf. Rufe nicht nach den Lamas. Jetzt weiß ich, was ich nicht wußte, als du mir damals, vor siebzehn Jahren, ein lumpiges Wegegeld gabst und mich als Boten mit einem





Zum Regierungsjubiläum in Schweden: König Gustav V., der vor 20 Jahren, nach dem Tode seines Vaters Oskar II. am 8. Dezember 1907, den schwedischen Thron bestieg.
Nebenstehend: Von der Eröffnung der 48. Sitzung des Völkerbundsrates in Genf am 5. Dezember: Sitzung unter dem Chinesen Tscheng Loh. An der Tafel von links nach rechts: Dr. Stresemann (Deutschland), Scialoja (Italien), Briand (Frankreich), Tscheng Loh, Generalsekretär Sir J. E. Drummond, Austen Chamberlain (Großbritannien).



Die Macht des ungehemmten Elements: Trümmerfeld der Häuser am Platz Gambetta in Mostaganem, die durch die Ende November erfolgten gewaltigen Überschwemmungen im Departement Oran (Algerien) zerstört und abgedeckt wurden. Die Katastrophe erforderte viele Menschenopfer.



Lichtfluten im Bilde der nächtlichen Großstadt: Der Dom in Frankfurt a. M. bei dem Lichtfest, einer Werbeveranstaltung, am 4. Dezember. (Phot. Hannah Reeck, Frankfurt a. M.)



Links nebenstehend: Der Weihnachtspudding für den König, einer der vielen alten Bräuche in England: Übergabe des Puddings durch den Lordmayor von London an die mistelgeschmückte Stadtküche. Der von der Stadt London überlieferungsgemäß jedes Jahr dem englischen König als Weihnachtsgeschenk überbrachte Pudding wird, um richtig genußreif zu sein, mindestens 14 Tage zuvor angerührt.

PAUL RENOVANZ

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE

(Schluß.)

Schimpflich! Oh, wie schimpflich!" murmelte Maria Feodorowna und fühlte, wie Schmach sie zu vernichten drohte. Ihre Hand glitt wie eine fallende weiße Taube von der Klinke. Fröstelnd in Ekel und Scham, krümmten sich die Schultern. Gab es denn kein Mittel, das Herz dieser Tiere zu rühren! Feig und verschlagen sperrten sie einer Trauernden den Weg, erlaubten ihr nicht, an der Bahre des Gatten zu beten. Sie waren ihr immer fremd und voller ungelöster Rätsel gewesen. Das Geheimnis dunkler und zauberischer Kräfte wob um sie seine unheimlichen, undurchdringlichen Gespinste. Kein Fremder vermochte sie in ihren verdeckten Tiefen und Untiefen zu fassen. Mystik, schattenhafte, fratzenhafte Mystik, wohin man griff. Nirgends klares, helles Leuchten. Keine Offenheit, kein herzliches Verstehen: Mystik. Das Wort war lähmendes, langsam vernichtendes Gift; war das gläserne Halblicht dumpf versponnener Seelen. Blutige Gewalt und lauernde Tücke — zwischen schrecklichen Ufern schwamm schillernd und unbegreiflich das russische Herz.

Maria Feodorowna schritt zur Tür, die auf den Korridor führte.

Der Posten hinderte sie am Weitergehen.

Sein Hauptmann sprach mit dem gedämpften singenden Tonfall des Grusiners auf die bleiche Frau ein.

„Eure Kaiserliche Majestät" — er rang komödiantisch die gelben schwarzbehaarten Hände — „es darf und kann nicht sein. Und handelte ich gegen meine Instruktion... gesetzt, ich... nein, Sie müssen begreifen, daß ich die Verantwortung nicht tragen kann; einfach nicht verantworten kann, Ihre zarte Gesundheit auf solch grausame Probe zu stellen. Der Anblick würde Sie... ja, sterben würden Eure Majestät an dem, was Sie zu sehen begehren. Ich kann es — belieben Eure Majestät sonst über mich zu befehlen — kann es nicht erlauben. Kann es wirklich nicht dulden, so sehr mir auch das Herz blutet über Ihren Kummer." Er faßte sie am Arm. „Kommen Sie, stützen Sie sich." Der Dreiste streichelte ihre Hand. „Alle sind wir dem Tode geweiht."

Maria Feodorowna befreite sich von dem Zudringlichen. Seine Berührung ekelte sie. Hilflos starrte sie in grobe, fremde Gesichter. Da war kein Verstehen, kein Erbarmen. Und dennoch, sie müßten einen Stein in der Brust haben, jammerte sie nicht ihre Not.

„Brüder, Soldaten, ihr meine guten Kinder," flehte sie, „ich bitte euch um eurer Mütter willen: lasset mich zu ihm, meinem armen Herrn! Ich will euch danken, will eure Stirnen bekreuzigen, damit ihr nie fühlen lernt, was Menschenqual und Menschenscham heißt..." Sie fiel weinend auf die Knie. „Könnt ihr euch der grenzenlosen Schuld anklagen, jemals eure leibliche Mutter gelästert zu haben? Nein, ihr könnt es nicht. Schrecken und Verwirrung sehe ich in euren Augen. Warum dann martert ihr mich, die euch niemals Böses angesonnen hat? Warum wendet ihr eure Blicke ab von einer Unglücklichen, der die Kräfte versagen, sich noch tiefer zu erniedrigen?"

Wie eine Verurteilte sah sie aus. Schreckliche Müdigkeit befiel sie plötzlich.

Mit einem letzten Willensrest hob sie das leidende Haupt. Ihr abgehärmtes Gesicht leuchtete den Männern entgegen, die plump und betroffen ob solcher Demut staunten. War das Leben, was sie noch aufrechterhielt? Waren es die Worte einer Stigmatisierten, die an ihr Ohr schlugen? Schlugen? Von weither kam die Stimme... der Hauch einer Sterbenden berührte ihr Herz.

„Nicht... eher, ich... schwöre es... bei... Christi heiligen Wunden, will ich... an euch... glauben, es sei denn, daß ihr mir das Gefühl der Dankbarkeit... einflößen... werdet..."

Ihre Gedanken verwirrten sich. Ihr Antlitz sank langsam zu Boden.

Die Mauer rohen Stumpfsinnes, die rings um sie her aufgerichtet war, geriet ins Wanken.

„Kommt vom Schrecken, hat sie zu sehr mitgenommen", brummte Klembowski, der Grusiner. Scham bedrängte ihn angesichts dieser Märtyrerin. Sein sonst so geziertes Maul hing schlaff vor Verlegenheit.

„Zu essen müssen wir ihr geben, Euer Wohlgeboren", riet der einfältige Georgij Denissow, Sohn eines Petersburger Hausbesitzers.

„Schüsse und Beleidigungen, das ist das Los der Oberen." Der das sagte, war ein abgezehrter Gymnasiast. Die Faust des Ermordeten hatte ihn von der Schulbank in den Waffenrock gezwungen.

„Du hältst dein Maul, Pestrezow!" verwies den Jungen ein alter pockennarbiger Korporal. „Wollte sehen, ob du dir ein Vergnügen daraus machst, wie diese zu leiden."

„Ruhe da!" zischte der Hauptmann. „Richtet sie noch zugrunde mit eurem Geschwätz. Seht ihr nicht, daß sie die Augen offen hat und alles hört? — Ach, was für Kerle ihr doch seid!" Er spie verächtlich aus. „Wir müssen ihr helfen," wandte er sich schroff an Katharina Lieven, „raten Sie mir!"

Sie bettete das Haupt der Kaiserin auf einen zusammengerollten Soldatenmantel. Winkte mit den Augen einem, der ihr zunächst stand, daß er ihr hülfe, den schwachen Körper aufzurichten.

Ein Grenadier näherte sich der Kranken mit einem Glas Wasser. Sie wies es mit bitterem Lächeln zurück. Erhob sich, als wären aus dem Staube ihr Kräfte zugeströmt, mit wunderbarer Leichtigkeit, bedurfte nicht der vielen helfenden Hände, die sich ihr darboten. Stand, stolz und herrisch, im Begriff, in ihre Gemächer zurückzukehren. Die Demütigungen fielen gleich Lumpen von ihr. Von diesen plumpen Teufeln da hatte sie nichts zu erwarten.

Die sie umringende Wache hatte ihr ehrerbietig Platz gemacht. Was ein zuckendes Frauenherz nicht vermochte, bewirkte die königliche Gebärde, mit der sich Maria Feodorowna von ihren Peinigern befreite.

Als sie durch die Gasse der Grenadiere schritt, durchflutete sie blendend das Gefühl schmerzlichster Genugtuung: Tränen? Tränen in diesen harten Soldatenaugen? Sie begriff es nicht. Sie, die ihre Not, die ihre leidentblößte Seele dumpf und ungerührt betrachtet hatten, weinten... weinten um ihretwillen? Es konnte ja nicht sein! Und doch war eine Täuschung unmöglich.

Wie aufwirbelnder Sturm traf sie die Erschütterung. Sie tastete sich, Halt suchend, an die Wand. Sah flammende, brausende Bewegung. Stimmen schlugen ihr entgegen.

„Fürchte dich nicht, unsere Mutter; wir lieben dich alle", rief der, der sie vorhin aus seinem Becher erquicken wollte. Und: „Du, unsere Mutter! Vertraue auf uns!" scholl es aus heiseren jauchzenden Kehlen.

Hatte der Himmel ihre Herzen gerührt?

Feierlich, zwingend hob sie den Arm.

„Ich nehme das Bekenntnis von euren Lippen als das köstliche und unverbrüchliche Unterpfand einer starken und reinen Gesinnung. Vergeßt es nicht, euer Gelöbnis, das euch der barmherzige Gott selber eingab."

Leidenschaft ergriff sie. Die Soldaten glaubten ihr Herz pochen zu hören.

„Ich mache euch zu meinen Verbündeten! Meine Vertrauten und Nothelfer werdet ihr sein, wenn ich ein zweites Mal diesen Weg gehe. Eure Liebe ist meine Liebe. Ich danke euch, daß ihr mir den Glauben an euch zurückgegeben habt. Übermenschliches lastet auf mir — euer Versprechen soll es tragen helfen in den kommenden schweren Stunden."

Maria Feodorowna neigte grüßend das Haupt. Man wich wie vor einer Heiligen zurück.

„Nikolaij, Wundertäter, tu Balsam auf ihr Herz", flüsterte einer hinter ihr her.

*

Graf Lieven begehrte seine Mutter zu sprechen.

Sie erschrak zutiefst. Glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie den Sohn eintreten sah. Wie, Christopher Andreijewitsch? Er war doch krank? Seit drei Wochen stand er in des Doktors Bek Behandlung. Und nun: Was wollte er? Was suchte er hier in dieser furchtbaren Nacht? Was führte ihn her? In wessen Auftrag, mit welcher Absicht drang er hier ein? Sie machte, unfähig, sie zu unterdrücken, eine heftig abwehrende Bewegung, als er sich ihr näherte.

Schamröte färbte ihm die Stirn.

„Mutter, wie soll ich Sie verstehen?" Er stand bestürzt.

„Sag' es dir selbst. Was fragst du mich?"

„Sie glauben...?" fuhr er auf.

Sie nickte hart, aber ihre Augen waren voll Trauer.

Ein Blitz ungläubiger Erkenntnis spaltete die Zweifel, die ihn bedrängten. Jetzt, grundgütiger Himmel! sah er dem Grauen ins verzerrte Gesicht: die Mutter, die eigene Mutter war's, die ihn verwarf, die ihn für mitschuldig hielt an Kaiserverrat und Kaisermord!

Empörung flammte in seinen Worten.

„So wenig", rief er, außer sich vor Schmerz, „kennen Sie Ihren Sohn, Mutter, daß Sie ihn gemeinster, fluchwürdigster Untat für fähig halten! So tief beleidigen Sie ihn, daß Sie mich in Gegenwart Ihrer Majestät des schimpflichsten Verbrechens zeihen! Mutter, besinnen Sie sich!"

„Geh, Christopher Andreijewitsch," stöhnte die alte Frau, „geh! Es kann kein Zufall sein. Verbirg dich vor dem Antlitz dieser armen Majestät, wenn dein Gewissen das noch zuläßt."

Entsetzt wandte sich Lieven an die Zarin, die ihm müde und ohne Anteil das Gesicht zukehrte. Das Blut fror ihm in den Adern. Mein Gott! Was sollte er tun, den Wahn zu vernichten, der ihn in den Augen dieser beiden Frauen so abscheulich richtete!

„Ich schwöre Eurer Majestät", sagte er mühsam beherrscht, „beim Andenken an den mir teueren Vater, der sein Leben in selbstloser Treue zu seinem kaiserlichen Herrn, Ihrem Gemahl, hingab, daß ich der Katastrophe völlig ferngestanden... ja, daß ich vor kaum einer Stunde nicht die geringste Kenntnis davon gehabt habe." (Fortsetzung s. Seite 934.

(Fortsetzung der Novelle „Der Kaiser stirbt“ auf Seite 930.)

Maria Feodorowna nickte stumm und entrückt. Die Hand, die er überströmend küssen wollte, entzog sich ihm. Fröstelnd, mit leerem Blick über ihn hinwegsehend, hob sie die Schultern.

„Wie“, klagte er, „soll ich mich reinigen und rechtfertigen, wenn selbst Schwüren die Kraft des Glaubens versagt bleibt!“

Ratlos, erschüttert sank Lieven auf ein Taburett. Die englische Saitenuhr klimperte ein Glockenspiel. Auf den drei Menschen lastete Gruftstille.

„Sprich!“

Verwirrt hob er den Kopf. Wem galt der Ruf?

„Erkläre dich!“

„Mutter, nun höre ich wieder die alte vertraute Stimme. So darf ich endlich sprechen...“

Sie wehrte frohlockendem Ungestüm.

„Vergiß nicht, wo du bist. Was, wen suchtest du hier?“

Nagendes Mißtrauen klang aus der Frage.

„Meiner Mission mich entledigen!“ schrie er. „Ihre Majestät und Sie selbst im Auftrag des Kaisers Alexander beschwören, den Michaelpalast zu verlassen!“

Die Zarin war zusammengezuckt. Kaiser Alexander? — Wie leicht ihm das Wort von den Lippen ging.

In fliegender Hast, mit oft sich überstürzenden Worten berichtete er von dem Befehl des Feldjägers, der ihn mitten in der Nacht unter seltsamstem, dringlichstem, konfusestem Gestammel in Allerhöchstem Auftrag zum Winterpalast beordert... von seinem Zögern erzählte er, dem unbestimmten Argwohn, den er bei Balatujews Begehren nicht losgeworden sei. Jetzt sei ihm alles klar, schrecklich klar, und er danke Gott, der ihm Herz und Hände rein erhalten habe. Von dem starren Schweigen der Frauen leidenschaftlich erregt, schilderte er bis ins einzelne, wie Dorothea Christopherowna sich stundenlang ans Fenster gesetzt und von da aus die dunkle Straße beobachtet habe bis zu dem Augenblick, da das unheimliche Gefährt aufgetaucht sei, in dem seine Frau den General-Adjutanten Seiner Majestät erkannte.

„Doch nicht Uwarow?“ Maria Feodorowna zitterte.

Er nickte, als trüge **er** Schuld an der Untreue des anderen.

„Uwarow, auch er... auch er! Wem soll man glauben, wenn seine Nächsten die Erbärmlichsten sind! Oh, Liebe und Zuneigung gab er für Niedrigkeit; Vertrauen für Verrat. Er hat es furchtbar büßen müssen. — Melden Sie meinem Sohn, daß sein Wunsch nichts an meinem Entschluß zu ändern vermag. Nicht eher verlasse ich diesen Palast, als bis ich die Leiche des Unglücklichen trauernd gegrüßt und für seine gemarterte Seele gebetet habe. Sie, Christopher Andreijewitsch, bitte ich, treffen Sie alle Anordnungen, damit ich meinen Toten ...sehen... kann.“

Tief neigte sich Lieven vor der namenlosen Pein dieser Frau.

„Das Gedächtnis an diese Stunde, Eure Majestät,“ flüsterte er, „wird in einem russischen Herzen nie verlöschen.“

V.

Um sieben Uhr morgens — Nebel hingen zwischen nackten Bäumen, die Sonne stand als kältende milchweiße Scheibe am Himmel — führte man sie zu ihm.

Das Zimmer sah verändert aus. Der trübe Schein eines Lämpchens fiel auf Möbel, die früher anders gestanden hatten. Gold eines Heiligenbildes blinkte herab.

An der oberen Bettkante und zu Füßen des Ermordeten klebten dünne knisternde Wachslichter. In seine kostbar gestickte Paradeuniform gehüllt, lag Paul fahl, mit gläsern aufgerissenen Augen. Keine mitleidige Hand hatte sie gefunden. Der Rand des bebuschten Generalhutes schnitt scharf mit den Brauenbogen ab. Im rötlichen zwielichtenen Schimmer der Stunde machte sein Gesicht, dessen Wunden von schmalen durchbluteten Verbänden bedeckt waren, einen grotesk-furchtsamen Eindruck. Allein der tote, gramvoll zum Plafond gerichtete Blick deckte die furchtbare Tragik vom Sterben dieses Mannes auf. Die leblosen klagenden Augen schienen das Entsetzen vor dem tödlichen Streich noch nicht verwunden zu haben.

Maria Feodorowna stand vor dem Bett. Das Blut brauste ihr in den Adern. Fassungslos, geduckt von der Wucht des Geschehens, lauschte sie immer nur auf den einen dumpfen, trostlos leeren Ton, der vom Hirn zum Herzen floß: Tot... tot... tot! hämmerten die Pulse... unablässig, vernichtend. Ihr war, als müsse sie Halt suchen, als könne sie sich nicht rühren von dem kleinwinzigen Fleck, den ihre Qual zu sprengen drohte. Mit einem bebenden Gefühl der Unsicherheit spürte sie, wie sie taumelnde, zitternde Bewegungen machte. Lautloser Sturm riß die Ängste in ihrer Brust zu glühenden Wogen empor. Das Gesicht des Toten erblickte sie durch rote Nebel. Aber je dichter die dunkelnden Schleier wurden, um so größer, schmerzlicher, entsetzlicher wuchs ihr das geschändete Haupt entgegen... drückte auf ihrer Seele gleich einer brennenden, blutenden Last... wuchtete, zwang, beugte sie... lag als atemraubendes, als unentrinnbares Fatum auf zitterndem Leben.

Maria Feodorowna tappte in graue fliehende Leere. Ein Wundern, weh und aus unendlichen Fernen kommend, erfüllte sie bis zum letzten Wesenswinkel. Ein armes Unbegreifen, dies alles tragen zu müssen, verstörte hilfloses huschendes Lächeln zur Grimasse. Ehe Bewußtlosigkeit umflortes Staunen völlig in Nacht versenkte, spürte sie mit bleierner Gleichgültigkeit, unfaßbar weit von ihr... schon außerhalb der metaphysischen Grenzen ihres Seins... ein winziges, dem Verlöschen nahes Flämmchen: sah ihre Zukunft... den Rest eines beladenen Witwentums...

„Ich ertrage es nicht,“ keuchte sie, „ich... kann... es... nicht...“

Dunkel schwemmte über sie hin. Ihre Lippen zuckten; ihre Sehnsucht mündete ein in stille uferlose Flut... Sterben, neben ihm liegen... immer und ewig... ohne Atem... ohne Wissen um Ziel und Ende... ruhen, ihm und dem Tode unlösbar verbunden...

Kraftlos sank sie über die Leiche. Ohnmacht fällte sie, als entfaltete Zarenfahnen und kirchliche Gesänge, raunend und inbrünstig anschwellend, Totenklage über zwei zerstörte Leben erhoben.

Die Türen hatten sich geöffnet, von dumpfem, tastendem Zwang gesprengt... weit... doppelflügelig. Auf der Schwelle und dahinter Kopf an Kopf — Soldaten und Lakaien. Lautlos und gebannt harrten sie. Einige hielten bunte Öllämpchen in den Händen. Andere lagen kniend im Gebet. Ein Chor geschulter Sänger stimmte den „Lobgesang der Cherubim“ an. Bässe und Baritone strahlten auf, schwebend und feierlich, wie abendlich erglühende Kirchenfenster.

Der Tote ruhte. Seine unsteten Augen hatten nun Frieden gefunden. Auf der Brust lag neben dem Kruzifix ein Ilexzweig. Über den geneigten Köpfen klang die milde und klare Stimme des Priesters: Vater Vitja, Metropolitan der Kathedrale und kaiserlicher Hauskaplan, las die Messe. Als religiöse Zeremonienmeister assistierten ihm zwei düstere Männer in dunkelviolettem Strelitzenkaftan und den farbigen Stiefeln der Kirchendiener.

Vater Vitja hob die Arme: „Für die Ruhe und die irrende unsterbliche Seele des Knechtes Gottes, des Zaren Paul, flehen wir. Geleite sie, Herrscher in Ewigkeiten, heim in Dein himmlisches Reich. Nimm sie väterlich auf in Deiner unerforschlichen Barmherzigkeit. Denn siehe, er strauchelte und fiel im Irrgarten seines heißen, unruhevollen Lebens, das Dir allein in all seiner Schwäche und Not unverborgen blieb.“

Er richtete sein blasses rundes Gesicht auf den Toten.

Das von allen gesprochene Vaterunser summte gleich einer erzenen, tief und langsam läutenden Glocke über Blachfeld der Trauer.

Und während sie feierlich ausschwang, segnete und bekreuzigte der Priester das, was vergänglich war an Zar Paul I., in seine leidenschaftliche Fürbitte die stille, stumme Frau einschließend.

VI.

Maul und Nase sperrte er auf, der Kasernenposten an der „Großen Million“... Musik in der Ferne? Klingklang in Zeiten, die einem den Nacken gerade tief genug beugten?

Die alarmierten Bataillone kehrten zurück. Noch war auf der schnurgeraden Avenue, die man viele Arschin hinab verfolgen konnte, nichts zu entdecken. Das Bumsen der Großen Trommel, deren Paukenschläge betrunken auf und nieder hüpften, erfüllte Peter Panteljejew mit Unruhe.

Verrückt waren die! Vor keinen zwei Stunden traf Befehl ein, die Kapelle solle sich schleunigst auf die Beine machen und zu den Truppen am Michaelpalast stoßen. Na, und? War doch weder Peter-Pauls-Tag heut noch das Fest der Wasserweihe? I was! Mochte sich sonst wer den Schädel zerbrechen; er hatte hier zu stehen und aufzupassen, daß Seiner Majestät Schilderhaus nicht davonlief.

Näher kamen sie. Wie die ausschritten! Ei, und wie der Wallach Trajan von der „Ersten“ tänzelte und im Gebiß schäumte! Ganz deutlich konnte er's mit seinen scharfen Bauernaugen erkennen. Das Vieh war immer ein bißchen bockig, wenn es hinter der Musik ging. Und Sprünge machte der Satan... na warte, Luder, ihm sollt' es gehören, er wollte ihm die Mucken schon austreiben...

Und hinter den goldenen und silbernen Epauletten der Offiziere die staubwirbelnden Kompanien. Keine drei Minuten, und sie mußten an ihm vorbeidefilieren. Singen taten die Brüder, ach ja, waren rein des Deibels. Wann hatten die das letztemal gesungen?

Aus dem Gebäude des Regimentsstabes stürzen zwei Offiziere.

Der Posten reißt die Knarre von der Schulter. Keinen Blick gönnen sie dem erstarrten Peter. Wartend stehen sie im Torweg. Heben lauschend die Köpfe.

„Da hören Sie, Fürst,“ sagt der Kriegsrat Nikifor Matznew zu dem Oberstleutnant, und ein glückseliges Lächeln läuft über sein speckig glänzendes Gesicht, „hören Sie, jetzt läuten auch die Glocken... die schwere Barbara der Kathedrale ist darunter, belieben zu bemerken... Freiheit... die Freiheit grüßt uns — begreifen Sie doch um Christi willen...“

„Herrlich... über die Maßen herrlich“, murmelt Fetissow. Eine breite Ordensschnalle prangt auf seiner Brust.

„Sehen Sie, Nikifor Nikiforowitsch“ — er blinzelt verzückt ins Licht, das durch Wolkenspalten bricht — „wie die Sonne jetzt auch mit den Nebeln aufräumt! Ist das nun ein Symbol, oder ist's nur ein Zufall? Pah... Zufall! Wozu, frage ich, gibt es überhaupt ‚Zufälle‘? Alles hat seinen Sinn und dient göttlicher Weisheit. Immer habe ich nach höherer Fügung gesucht... und gefunden, Nikifor Nikiforowitsch... wo andere sich mit dem platten Zufall zufrieden gaben... Ach, was schwätzen wir, Teurer! Ist mir doch, als jubilierten die

(Schluß siehe Seite 936.)



Mouson's Ausgewählte Werke
Originelle Seifenpackung in Bibliothekform
Mk. 2.-



Königsflieder Geschenkkasten
1 Flasche Königsflieder, 2 Stück Seife
Mk. 4.75



Marly-Flieder
Packung mit Parfüm und Toiletteseife
Mk. 2.25

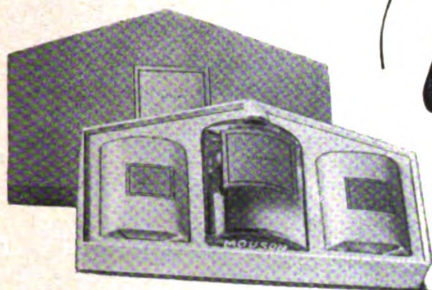
Weihnachtsfreude!

Welch' eigener Zauber umwebt dieses Wort!

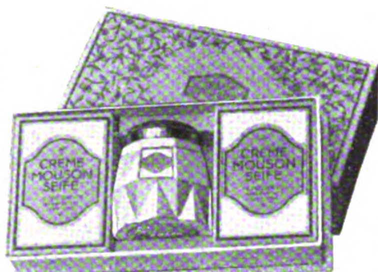
Welche Freude umschließt es: Freude zu geben und Freude zu empfangen unterm strahlenden Lichterbaum.

Wohlduftende Gaben – ein feinabgestimmtes Parfüm, eine edle Seife oder beides in schöner Form vereinigt als Geschenkpackung – sind feinsinnige Träger der Liebe und Aufmerksamkeit. –

Der zarte Duft und ihre Güte müssen gleichsam der Einstellung des Gebenden Ausdruck verleihen.



Hochfeine Geschenkpackung
Eau de Cologne Variante
Mk. 6.25



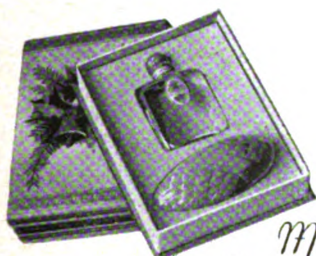
Creme Mouson-Geschenkpackung
Inhalt: 1 Dose Creme Mouson und 2 Stück Creme Mouson-Seife
Mk. 2.90



Eleganter Geschenkkarton enthaltend: Badesalz, Toiletteseife, Cold Cream, Creme Mouson und Festpuder
Mk. 7.75

Wählen Sie

Mouson Parfümerien



Mk. 2.--
Weihnachts-Packung
enthaltend: 1 Flasche Parfüm und 1 Stück Seife in Tannenzapfenform



Mk. 6.--
Chypre-Parfüm
Festpuder und Lippenstift in aparter Geschenkpackung



Alt Kölnisch Wasser
Geschenkpackung mit 1 Flasche Alt-Kölnisch-Wasser und 2 Stück Seife
Mk. 4.--



Seraphim selber im himmlischen Orchester und schwebten dicht über der trunkenen Stadt. — He, du Dummkopf," sein Ruf fliegt, knarrend vor Heiterkeit, hinüber zum Posten, „nimm über! Tust dir an solch einem Freudentag am Ende noch Schaden an." Er winkt ihm aufgeräumt zu.

Und da wälzt sich nun die blaue blitzende Schlange heran. An der Spitze die Trompeter und Klarinettisten; dahinter Trommler und Querpfeifer — Federvieh. Glitzernd wankt der Schellenbaum mit den Roßschweifen über den Köpfen. Eine Wolke von Mitläufern hängt wie ein Immenschwarm an den Bataillonen. Schmierstiefel, Seidenflünkchen, Lackschühchen, Pantoffeln begleiten die Truppe. Alle Zugangsstraßen sind verstopft. Newafischer, Beamte der Hafenpolizei, buntes Volk, Gymnasiasten, Bürger, Männer und Frauen aller Stände strömen nebenher. Berittene Stadtwächter bahnen sich mühsam zu seiten der Soldaten den Weg. Unverdrossen. Es ist Feiertag heute. Niemand, der das vergessen möchte. Ein Lastträger mit offener Brust und blauem zerrissenen Hemd jappt, tierisch vor Eifer und Wildheit, immer wieder ein röchelndes Hurra aus verdorrter Kehle. Und brausend senkt sich die klingende Wolke des jubelnd aufgenommenen Rufes über Bombardon und Pauke.

Der Stabshauptmann Martow, Chef der „Ersten", stützt die Hand auf Trajans weißbeflockte Kruppe. Sein Baß ist heiser und herablassend:

„Seid dankbar für die Stunde, Jungens! Singt noch eins — ihr dürft wieder singen!"

Ein baumstarker hübscher Kerl, Chor- und Vorsänger des Regiments, stimmt an:

„Das Land der Polen kennt ihr wohl,
Wo Milch und Honig fließen soll...?"

Dröhnend pflanzt sich der Spottvers fort:

„Wir ritten hin und forschten nach —
Die Felder liegen wüst und brach.
Das ärmste Land ist Polen —
Der Teufel soll es holen!"

Ärgerlich lachend wendet sich Martow um. Ach so, ging auf ihn? Die stach ja gehörig der Hafer, sagten ihm „durch die Blume", was sie bisher nie zu sagen gewagt hatten. Na, wenn schon; die Brüder hatten so unrecht nicht — man stammte eben nicht umsonst aus Warschau, und unter Väterchen Paul waren sie auch von ihm nicht gerade karessiert worden... konnte, und wenn man klug war, mußte geändert werden. Kamen, pfui Kuckuck! „milde" Zeiten. Die Spatzen pfiffen es sich, kaum, daß der andere tot war, von den Dächern. Von dem neuen Alexander würden ja wohl die Soldaten noch wie Jungfern behandelt werden, hieß es.

„Nichts Vernünftigeres wißt ihr?" droht er mit schiefem Wohlwollen in ihre offenen schwitzenden Mäuler. „Teufelskerle, ihr! Aber singt mal jetzt was Ordentliches, was Weihevolleres. Singt das ‚Lied von den Fahnen'!"

Wieder gibt der am rechten Flügel den Ton an. Fanfarenhell stößt sein Atem in die brausende Luft:

„Hurra! Ihr Soldaten!
Hurra! Ihr lieben Leut'!
Wo sind denn eure Ahnen?"

Und zitternd inbrünstige Begeisterung schallt zur Antwort; alle, von der ersten bis zur letzten Kompanie, brüllen mit heller Hingabe, mit quellenden Augen:

„Wer fragt nach unsren Ahnen?
's sind die zerschoss'nen Fahnen,
Von Pulverdampf geweiht..."

*

Vor dem Exerzierhaus mit dem Doppeladler im Steinwappen hat der Oberst rechts und links einschwenken lassen. Die sechs Züge bilden ein offenes Viereck. Stehen regungslos mit angezogenem Gewehr. Die rostige Stimme hallt über sie hinweg. Viele verstehen nicht, was er ihnen zu sagen hat. Vielen wässert das Maul nach der versprochenen doppelten Fleischration.

„Soldaten!" röchelt der Oberst, „die Geschichte geht ihren ehernen Schritt. Aber wir... ihr seid es, die ihm die Richtung weisen. In dieser durchwachten Nacht, die das Gesicht von gespenstischen Zweifeln hatte, habt ihr das Herz des Schicksals pochen hören. Das Gespenst ist vernichtet! Sein Schemen mit den Nebeln vor dieser strahlenden Vorfrühlingssonne verweht. Der freundliche Blick einer neuen Zeit grüßt euch!"

Wie festgepflockt rasseln die Schlösser in schwielige Fäuste. Die Soldatenmauer erbebt unter dem dreifachen stürmischen Ruf, den der Kommandeur auf den neuen Kriegsherrn ausbringt. Und über die Mauer, von nah und von weit her, schwillt blindes, brodelndes, trunkenes Brausen. Von Frühlingsgewittern scheint die kühlbesonnte Märzluft zu zittern: „Paul ist tot und Alexander erstanden!"

Zehntausendfach schwingt, summt, läutet der Freudenschrei über der Stadt... huldigt, aus trauerschwarzer Nacht der Sklaverei in steile, ungemessene Freude aufsteigend, einem, der zu dieser Stunde das junge, Verzeihung heischende Haupt in den mütterlichen Schoß legt.

Wissen und Leben

Wie dreht sich die Erde? Die Achsendrehung der Erde, vermöge der nach der Lehre des Kopernikus die Sonne für uns im Osten auf- und im Westen untergeht, ist für den gewöhnlichen Verlauf des menschlichen Lebens ein ganz belangloser Vorgang. Unser Leben würde sich nicht um ein Haar anders gestalten, und der äußere Anblick der Welt würde sich gar nicht ändern, wenn wir von der Achsendrehung der Erde ebenso nichts wüßten wie die lange Reihe der Geschlechter, die vor Kopernikus gelebt haben, oder auch wie die große Zahl gegenwärtig noch lebender Naturvölker. Dieser Umstand, die Tatsache also, daß die Rotation der Erde nicht durch unmittelbare Beobachtung in den Bestand unserer wissenschaftlichen Erkenntnis eingetreten ist, sondern auf dem Wege der Schlußfolgerung, hat es mit sich gebracht, daß bis heute niemals die Frage gestellt und geprüft worden ist, ob unsere gewöhnliche Vorstellung, die wir uns von der Rotation der Erde machen, mit der Wirklichkeit vollkommen in Übereinstimmung ist. Man könnte sich nämlich denken, daß es nicht die ganze Erde ist, die um ihre Achse rotiert, sondern nur die äußere, durch Abkühlung im Weltenraum entstandene starre Rinde, die sogenannte Lithosphäre, die dem Magma des Erdinnern lose schwimmend aufliegt, und man wäre zu einer solchen Annahme deshalb berechtigt, weil das gesamte Erdinnere von ungefähr doppelt so großer Dichtebeschaffenheit ist wie die Erdrinde, weil also auch das Trägheitsmoment für das Erdinnere ganz bedeutend größer ist als für die Lithosphäre. Die Sache würde dann so liegen, daß die von Westen nach Osten verlaufende (Kopernikanische) Rotation nicht ein ursprünglicher, der Erde von Anbeginn ihrer Entstehung an eigentümlicher Vorgang wäre, sondern diese Rotation hätte sich erst nach und nach im späteren Verlauf der Erdentwicklung herausgebildet, während die von Osten nach Westen verlaufende, ursprüngliche, schon bei der Ablösung vom Urball der Sonne vorhandene Rotation der Erde in diesem Zustand verharrte und noch heute verharrt. Das ist auf den ersten Blick nur eine Hypothese, und zwar eine scheinbar sehr gewagte Hypothese, aber es ist möglich, sie durch mathematische Prüfung zu erhärten. Diese Hypothese führt auch auf eine ganz neue Erklärung für den Ursprung und das Wesen der beiden Grundkräfte Schwere und Erdmagnetismus. Es ergibt sich nämlich, daß die allgemeinste und uns geläufigste Ausdrucksform der irdischen Schwere, der freie Fall, sich nun darstellen läßt als eine aus einem Kräfteparallelogramm resultierende Strecke, und die erdmagnetische Grundkraft läßt sich ableiten aus den Reibungsvorgängen, die notwendig bei einer Doppelrotation (Birotation) der Erde im Erdinnern auftreten müssen. Eben darin würde der Ursprung der erdelektrischen Vorgänge zu suchen sein. Da die irdische Schwerkraft nur ein Spezialfall der allgemeinen Gravitation im Sinne der Newtonschen Lehre ist, so folgt notwendig, daß die Birotation eine Eigentümlichkeit aller Himmelskörper sein muß, von denen eine Anziehungskraft ausgeht, zunächst und vornehmlich aller Mitglieder unseres Sonnensystems, also der Sonne selbst und aller Planeten. Ausgenommen sind jedoch die Monde, insbesondere der Mond der Erde, bei dem Rotation und Umlauf um die Erde ein und dasselbe sind. Demgemäß bestimmt sich die Anziehungskraft des Mondes aus der Innenrotation der Erde und dem Umlauf des Mondes um die Erde. Vielleicht das wichtigste Folgeergebnis aus der Birotationstheorie, deren formale (mathematische) Entwicklung durchaus in Übereinstimmung bleibt mit dem Newtonschen Gravitationsgesetz, besteht darin, daß es nunmehr möglich wird, uns ein richtiges Bild zu machen von der physischen Beschaffenheit der Sonne, der Planeten und der Monde. Die Newtonsche Gravitationstheorie nämlich zwingt als Theorie der allgemeinen Massenanziehung zu der Annahme, daß alle diese Himmelskörper von sehr unterschiedlicher Dichtebeschaffenheit sind, was in sehr ernstem Widerspruch steht mit unserer denknotwendigen Vorstellung von der Einheit der Welt und der Einheit alles natürlichen Geschehens; die Birotationstheorie dagegen macht es möglich, ja, zwingt dazu, jene Annahme ganz aufzugeben, denn es stellt sich nun heraus, daß die aus der Newtonschen Theorie zu berechnenden Dichtezustände nicht den ganzen Himmelskörpern angehören, sondern daß sie Eigenschaften nur des Teiles sind, den wir bei der Erde die Erdrinde oder die Lithosphäre nennen, daß aber die weitaus überwiegend größere Hauptmasse der Himmelskörper von gleicher Dichtebeschaffenheit ist wie das Innere der Erde, also aus Eisen und Nickeleisen besteht. Eine unmittelbare Bestätigung liefert uns der Anblick der Sonne selbst. Der scharf abgegrenzte Sonnenrand, wie ihn die Beobachtung zeigt, wäre unmöglich, wenn wir annehmen müßten, daß die Sonne ein im wesentlichen aus Wasserstoff bestehender glühender Gasball sei, wie es die reine Newtonsche Theorie erfordert. Was wir von der Sonne erblicken, ist in Wahrheit das Sonneninnere, die sogenannte Photosphäre, und diese zeigt uns eben den scharf abgegrenzten Rand einer ungeheueren glühenden Eisenmasse. Nur die äußere Hülle der Sonne, die bei totalen Finsternissen sichtbar werdende Chromosphäre, setzt sich aus Gasen zusammen, deren Dichtebeschaffenheit dem aus der Newtonschen Theorie sich ergebenden Wert entspricht. Auch der kleine kugelförmige tote Klumpen, der sich um die Erde bewegt, und den wir den Mond nennen, besteht demnach aus Eisen und Nickeleisen, dessen ehemals in kosmischer Vorzeit glutflüssiger Zustand schon vor Jahrmillionen dem Zustand gänzlicher Erstarrung Platz gemacht hat. Wir beobachten bei totalen Mondfinsternissen allemal ein matt kupferfarbenes Leuchten des Mondes, obwohl der Mond ganz in den Kernschatten der Erde eingehüllt ist; dieses Leuchten wäre nicht möglich, wenn der Mondkörper wirklich von so geringer Dichte wäre, wie sie aus der Newtonschen Theorie abgeleitet werden muß. Das kupferfarbene Leuchten wird eben hervorgerufen durch das Glühen der Mondeisenmasse, das unter Einwirkung der Bestrahlung durch die Sonne entsteht, denn die Wärmewirkung der Sonne auf den Mond ist mit guter Sicherheit auf 150 bis 200 Grad Celsius berechnet worden. Das kupferfarbene Leuchten des Mondes ist also immer vorhanden, nicht nur bei totalen Bedeckungen durch die Erde; es wird unter gewöhnlichen Umständen für uns nur nicht sichtbar. Schließlich sei noch erwähnt, daß sich aus der Birotationstheorie eine sehr einfache Formel für die Berechnung der Rotationszeiten der Planeten ableiten läßt. Sie ergibt für den Planeten Venus eine Rotationsdauer von 1 Tag 4 Std. 13 Min. 9 Sek., für Merkur von 1 Tag 14 Std. 34 Min. 9 Sek. — Nach der allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins sind Zentrifugalkräfte nach außen gerichtete Gravitationskräfte; erst die Umkehrung dieses Satzes ergibt den wahren Sachverhalt: nach der Birotationstheorie sind Gravitationskräfte nach innen gerichtete Zentrifugalkräfte. Hans Passarge.

Das erdgeschichtliche Alter unserer Weihnachtsbäume. Drei Nadelbäume werden in Deutschland als Weihnachtsbäume geschmückt: in Norddeutschland die Kiefer, in Mitteldeutschland die Tanne und die Fichte und in Süddeutschland fast nur die Tanne. Nicht immer ist also die Tanne der Baum, der nach dem bekannten Weihnachtslied „O Tannenbaum, o Tannenbaum ...“ zum Symbol deutscher Weihnachten gemacht wird. Aber immer verwendet man einen Nadelbaum. Uralt ist das Geschlecht dieser Nadelbäume. Am Ende des Erdaltertums, vor mehr als hundert Millionen Jahren, traten in den sogenannten Rotliegendenschichten die ersten Nadelbäume auf, die in versteinertem Zustand als Walchia auf uns überkommen sind. Man wird beim Anblick dieser versteinerten Abdrücke an Zweige der sogenann-

ten Zimmertanne erinnert, obgleich diese beiden Gewächse nichts miteinander zu tun haben. Die Ähnlichkeit wird nur durch die Blätter gegeben. Nadelhölzer in größerer Anzahl finden sich später in den Zechsteinschichten, und zwar im dazugehörigen Kupferschiefer. Die alten Bergleute schon kannten diese alten Nadelbäume und nannten ihre Reste „Kornähren". In der Wissenschaft werden sie mit Ullmannia und Voltzia bezeichnet. Überall in deutscher Landschaft finden sich im Kupferschiefer diese uralten Nadelhölzer. Im frühen Erdmittelalter zeigt sich in deutschen Keuperschichten eine große Anzahl versteinerter Nadelhölzer. Die Araukarien, zu denen die sogenannten Zimmertannen gehören, entfalten sich im Keuper. Man erkennt an den versteinerten Zapfen ihre Verwandtschaft mit den heutigen Koniferen, und die Wissenschaft steht jetzt auf dem Standpunkt, daß diese Araukarien die primitivsten Nadelbäume sind. Aus der zechsteinzeitlichen Voltzia entwickelt sich bis zum Keuper die Sumpfzypresse. Die heute noch als Taxodium und Sequoia lebende Sumpfzypresse erscheint erst in der jüngeren Kreidezeit. Wann die Familie der Tannen zuerst auftritt, ist bisher unbekannt geblieben. Man nimmt allgemein an, daß die ältesten Spuren dieser artenreichen und weitverbreiteten Familie bis in den unteren Jura zurückgehen. Außer Wacholder und Eibe gehören alle deutschen Nadelbäume zu den Tannengewächsen. Während ihre versteinerten Reste im Jura noch selten sind, treten sie in den ältesten Kreideschichten häufiger auf. Seit dieser Zeit haben die Tannengewächse sich entwickelt, und heute stehen nach dem deutschen Pflanzenforscher Gothan die Kiefern auf der Höhe dieser Entwicklung. Unsere Nadelbäume erreichen im Erdmittelalter die größte Mannigfaltigkeit. Kunde über unsere Nadelbäume aus der tertiären Braunkohlenzeit bringt uns der Bernstein. Das Harz selbst, das der Bernstein in versteinerter Form darstellt, stammt von vorweltlichen Nadelbäumen, die den Kiefern und Fichten verwandt sind. Oftmals findet man den Bernstein noch in Verbindung mit dem Holz der Bernstein liefernden Nadelhölzer. Stellenweise ist diese tertiäre Nadelholzflora bis heute im Mittelmeergebiet und auf dem Balkan noch zu Hause. So grünt in Serbien die Omorika-Fichte, die zu den tannenartigen Fichten gehört. Diese Fichtenart tritt bei uns im alttertiären Bernstein auf. Eine Verwandte dieser Fichte kam bis kurz vor der diluvialen Eiszeit in Deutschland vor. Auch die rumänische Weymuthskiefer gehört zu diesen Bäumen. Die Eiszeit ließ wiederholt die Koniferen mit der übrigen Flora nach dem Süden abwandern, und erst nach dem Abschmelzen der Eismassen zogen zunächst Kiefern und Birken, dann Eichen und Fichten und darauf erst die übrigen Waldbäume dem nach Norden zurückschmelzenden Eisrand nach. Rudolf Hundt.

Neue Versuche der Krebsbehandlung. Die Behandlung des Krebses ist nach wie vor das Problem der Medizin. Unbeirrt von den Versuchen, die Entstehung dieser Krankheit (oder Krankheiten?) zu erhellen, die bis heute unfruchtbar blieben — erst neuerdings ist die Unrichtigkeit der von Gye und Barnard seinerzeit angegebenen Auffindung eines lebenden Krebserregers wieder scharf nachgewiesen worden — unbeirrt von allen diesen theoretischen Arbeiten gehen die Bemühungen der Ärzte um Auffindung eines wirksamen Heilverfahrens weiter. Neben Radium und Röntgenstrahlen hat sich bisher einzig das Messer des Chirurgen als erfolgreich erwiesen. Freilich ist das eine Methode, die — selbst wenn sie immer helfen würde — der Medizin nie als erstrebenswerteste gelten wird. So werden die Versuche um Ausarbeitung anderer wirksamer Heilmaßnahmen rastlos fortgesetzt. Neuerdings wird von der Anwendung elektrischer Wärme bei der Krebsbekämpfung gemeldet. Der Berliner Chirurg Professor F. Keysser hat von einer Reihe von Krebsfällen berichtet, bei denen er durch elektrische Durchwärmung Dauerheilungen erzielen konnte. Dieses Prinzip ist auch schon an anderen Kliniken ausprobiert worden, ohne daß so gute Erfolge erzielt werden konnten. Besonders kommt der elektrische Strom in der Form der Diathermie zur Anwendung. Es handelt sich dabei um die Verwendung eines Hochfrequenzstromes in eigenartiger Anwendung, sie wird seit rund 20 Jahren klinisch verwertet. Das ganze zwischen den Elektroden liegende Körpergewebe wird durchwärmt, unter Umständen bis zur Verkohlung erhitzt. So lassen sich Wärmewirkungen bis in große, vorher nicht erreichbare Tiefen des Körpers ausüben. Solange die Wärmewirkung mäßig stark ist, wird eine zu Heilungszwecken erwünschte Blutüberfüllung hervorgerufen, eine heilsame Hyperämie: die Strömung der Lymphe und anderer Gewebsflüssigkeiten erfährt Anregung. Diese Heilwirkung wird bei der Krebsbehandlung gleichzeitig mit den zerstörenden Wärmegraden verwendet; es wird eine Art Austrocknung der erkrankten Gewebsteile erzielt, die in ihrer Wirkung der Entfernung mit dem Messer gleichwertig sein soll. Die Erfolge Keyssers mit dieser elektrischen Durchwärmungsbehandlung sind bemerkenswert, wie jeder Schritt, der die Krebsheilung näherzubringen scheint. Es ist aber zu beachten, daß beispielsweise die Wiener chirurgischen Kliniken und die Wiener Halsklinik mit einem prinzipiell gleichen Verfahren keine Erfolge erzielen konnten, die auf operative Behandlung hätten verzichten lassen. So muß man sich vorläufig hüten, unbegründete Hoffnungen zu fassen, und die weitere Erprobung des elektrischen Verfahrens an Kranken auch anderer Kliniken abwarten. Daß hier nichts versäumt wird, ist sicher, denn gerade auf dem Gebiete der Krebsbehandlung wird jede Anregung von zahlreichen Stellen begierig aufgegriffen. Dr. W. Schweisheimer.

Kohlensäure und Pflanzenwachstum. Aufmerksame Beobachter haben schon früher festgestellt, daß Blumen in Schlafzimmern, Schulräumen, Gastwirtschaften, unter Frühbeetfenstern besser gedeihen, d. h. kräftiger im Laubwerk sich entwickeln und williger blühen als in anderen Zimmern, obwohl sie hier dieselben Belichtungs- und Wärmeverhältnisse und sorgfältige Pflege genießen. Lange Zeit hat man in der gärtnerischen Praxis geglaubt, diesem Mangel durch mineralische und stickstoffhaltige Düngung zu begegnen, ohne zu bedenken, daß die Pflanzen durchschnittlich aus 49,9 Proz. Kohlenstoff, 6,1 Proz. Wasserstoff, 43,8 Proz. Sauerstoff und nur aus 0,07 Proz. Stickstoff und 0,4 Proz. mineralischen Bestandteilen bestehen. Behauptete doch die Wissenschaft, daß der natürliche Gehalt der Luft an Kohlensäure (0,03 Proz.) völlig genüge, den Pflanzen die zu ihrem Aufbau nötige Kohlenstoffmenge durch die Assimilation zuzuführen. Neuere, eingehende Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß nicht der Kohlensäuregehalt der freien Luft, sondern auch die Kohlensäuremenge in und über dem Boden eine ausschlaggebende Rolle für die Entwicklung der Pflanzenwelt spielt. Die in der Luft enthaltene Kohlensäuremenge reicht mithin nicht aus, Pflanzen zur Höchstleistung zu befähigen; es muß noch Nachhilfe durch natürliche oder künstliche Zufuhr — natürlich in gewissen Konzentrationsgrenzen — geschaffen werden. So ist es zu verstehen, daß Blumen, Gemüse, Feldfrüchte, Waldbäume trotz guter Durcharbeitung auf Lehmboden nicht in gleicher Üppigkeit sich entwickeln wie auf gut humosem Boden, der in seinen Zersetzungsprozessen viel Kohlensäure entwickelt. Für den unberührten Waldboden hat Meinecke in einer umfangreichen Experimentaluntersuchung erwiesen, daß der Kohlensäuregehalt der Waldluft durchschnittlich um 0,01 Proz., ja, oft um 0,05 Proz. höher ist als im Freien. Dieser Überschuß an Kohlensäure stammt aus den chemischen Zersetzungsvorgängen und der Bakterientätigkeit im Boden. Vom Boden bis zu den Kronen der Bäume fällt der Kohlensäuregehalt, am geringsten ist er über den Kronen. Wind, Feuchtigkeit, starke Wärmedifferenzen erniedrigen den Gehalt an Bodenkohlensäure. Selbst die Jahreszeit spielt bei der Kohlensäureproduktion des Bodens eine Rolle. Günstig sind die Monate April, Mai, Juni, also die Zeit, die für pflanzliche Neubildungen hauptsächlich in Betracht kommt. So ergeben sich aus diesen und ähnlichen Untersuchungen wertvolle Fingerzeige nicht nur für den Land- und Forstwirt; auch für den Gärtner und Blumenfreund ist die Erkenntnis vom Werte der Kohlensäuredüngung ein schätzenswerter Fortschritt. Biologisch betrachtet, ist die Fähigkeit der Pflanzen, größere Mengen Kohlensäure, als in der freien Luft geboten werden, durch den Assimilationsprozeß sich dienstbar zu machen, ein Beweis, daß ihre Arbeit zweckmäßig auf ein Optimum der Leistung eingestellt ist, daß aber im natürlichen Lauf der Dinge Extreme nach der minimalen oder maximalen Seite

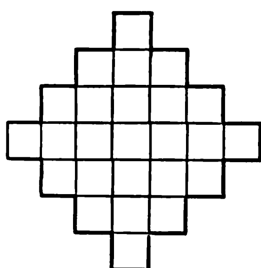
vermieden werden sollen. Pflanzengeschichtlich betrachtet, können diese neueren Untersuchungen auch als eine Stütze für die Ansicht gewertet werden, daß die gewaltige Produktion von pflanzlichem Material in der Tertiärzeit, das in unseren Braunkohlenlagern aufgespeichert ist, nicht nur günstigeren klimatischen Faktoren jener Zeit, sondern auch einem höheren Kohlensäuregehalt der freien Luft seine Entstehung verdankt. Dr. Stange.

Zur Orgelkunde. Innerhalb der vielgestaltigen Musikrenaissance der Nachkriegsjahre ist auch der „Königin der Instrumente", der Orgel, ihr Recht geworden. Ganz groß angelegte Tagungen riefen in diesen Jahren Berufsorganisten, Orgelbauer, Geistliche und sonstige Freunde des Instruments zu Vorträgen und Beratungen über liturgische, künstlerische, technische und geschichtliche Probleme nach Hamburg, Freiburg i. Br. und Freiberg i. Sa. Vor allem ist noch Klarheit über die stilistische Wiedergabe der Orgelschöpfungen der alten Meister zu schaffen. Da kommt das soeben von Gotthold Frotscher veröffentlichte illustrierte Handbuch „Die Orgel", das der Verlag J. J. Weber in Leipzig seiner bekannten Sammlung eingereiht hat, gerade recht, um an der Klärung der Dinge mitzuhelfen. Und das vermag es in hohem Maße; denn der Danziger Privatdozent erweist sich in dem rund 300 Seiten umfassenden Buch als ein nicht nur wissenschaftlich, sondern offenbar auch praktisch vollständig über der Sache stehender Schriftsteller. In außerordentlich übersichtlicher Weise erhält der Leser darin erschöpfenden Aufschluß über die technische Einrichtung der Orgel, ihre Geschichte, künstlerische Beherrschung, die wichtigsten Epochen in der Geschichte der Orgelmusik, das Schrifttum über das Tonwerkzeug, über seine kleinere Schwester: das Harmonium, usw. Das Buch steht völlig auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit, hat also auch dem Mann vom Bau nicht wenig zu sagen, ist aber so allgemeinverständlich abgefaßt, daß es auch jeden gebildeten Musikfreund in die Hand gelegt werden kann. Dreißig Abbildungen beleben den Text und dienen seinem Verständnis. u.

ZUM NACHDENKEN

Weihnachtsrätsel.

Aus den Silben be — berg — chri — de — den — ei — el — ge — irr — kli — ko — le — mal — mau — me — ni — no — nor — o — ra — rheins — ri — ro — sen — send — so — ster — stoph — ta — tau — ti — um — us — wer — wisch — xi sind 14 Wörter zu bilden, die bedeuten: 1 amerikanischer Staat, 2 Stadt im Bezirk Potsdam, 3 Metall, 4 Muse der Geschichte, 5 Grabstätte, 6 Zahl, 7 Vogel, 8 Harzstadt, 9 unruhiger Mensch, 10 weiblicher Vorname, 11 Vorname des Kolumbus, 12 römischer Kaiser, 13 Insel im Mittelmeer, 14 Himmelsrichtung. — Die Anfangs- und Endbuchstaben der einzelnen Wörter, jedesmal zusammengenommen und aneinandergereiht, ergeben den Anfang eines Weihnachtsliedes.



Magisches Diamanträtsel.

Wagerechte und senkrechte Reihen der links stehenden Figur sind gleichlautend: 1 Konsonant, 2 Unrat, 3 geometrische Figur, 4 deutscher Dichter, 5 Schreibmaterial, 6 Gewässer, 7 Konsonant.

Zur Verwendung kommen die Buchstaben: e e e e e e i i k k k k n n o o r r r r s s t t t.

Heilige Nacht.



Verwandlungsaufgabe.

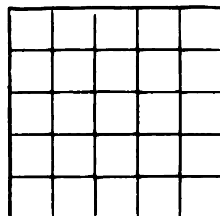
Eisen, Stern, Adele, Achse, Laune, Ehe, Luchs, Eros, Geld, Horn, Arzt, Elle, Otto, Inder, Saul, Wand, April, Erde, Amme, Brot, Ill, Reise, Pferd, Feile, Ischl, Asen Bern, Abel, Aden, Rang, Ida, Ampel, Gera, Eckart.

Jedes der angeführten Wörter ist in ein anderes zu verwandeln, indem man den letzten Buchstaben streicht, dafür aber einen andern vorn hinzufügt. Beispiel: Reise = Preis. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben dann ein Mahnwort.

Pflichterfüllung.

Wer redlich jeden einszwei tut
Sein zweieins, das ihm aufgetragen,
Der hat zum Leben rechten Mut
Und Sonntags Freude und Behagen.

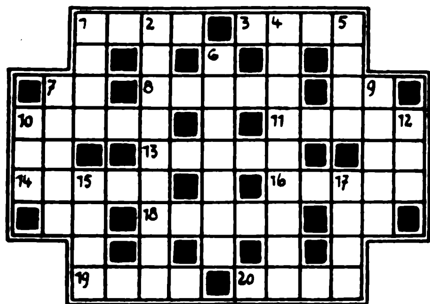
Magisches Zahlenquadrat.



Die Zahlen 19 bis 43 sind derart in die Felder der rechts stehenden Figur zu verteilen, daß die Summen der wagerechten, der senkrechten und der Diagonalreihen stets die Zahl 155 ergeben.



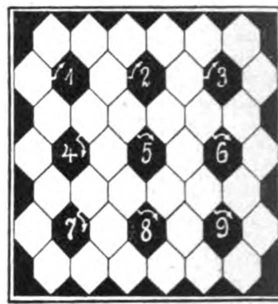
Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Fußlose Insektenlarve, 3 Gedichtsart, 8 Metall, 10 Landschaft am Nil, 11 erloschenes englisches Königshaus, 13 Muse, 14 Schwiegersohn, 16 Zeiteinteilung, 18 Aufenthaltsnachweis, 19 Kröte, 20 spanische Silbermünze; **senkrecht:** 1 Himmelsgestirn, 2 europäisches Königreich, 4 Gebärdenspiel, 5 Meerenge in der Ostsee, 6 Geliebte und zweite Gemahlin des Perikles, 7 Stadt in Oberitalien, 9 Becher aus Edelmetall, 10 Gewässer, 12 Farbe, 15 Nebenfluß der Donau, 17 römischer Kaiser.

Wabenrätsel.

Um jedes schwarze Feld liegen sechs weiße Felder. In jedes weiße Feld ist ein Buchstabe zu schreiben. Die Buchstaben bilden Wörter. Ein Wort besteht also aus sechs Buchstaben. Jedes Wort beginnt in dem Felde, von dem der Pfeil ausgeht, und wird rechtsherum gelesen. Die Wörter bedeuten: 1 Edelstein, 2 Seekrebs, 3 Planet, 4 Fluß in Ostpreußen, 5 Tanz, 6 italienischer Staatsmann, 7 Ruhetag der Hebräer, 8 Quellnymphe, 9 Vertiefung in Mauern.



Verlockend.

Auf dem Jahrmarkt wagt mich alt und jung
Gar gern mit der Verkleinerung.

Die Stammtischbrüder.

Vergnügt saßen schon so manchen Abend mehrere Herren am Stammtisch zusammen, als einmal ein besonders Pfiffiger darauf verfiel, die Namen der Anwesenden durcheinanderzuschütteln. Und sieh, er fand, daß jeder Stammtischbruder seinen Beruf im Namen trug. Die Herren hießen:

O. E. Baufner — Albert Huch — Martin Zetes — D. Lodnergähner — Adi Bluehr — Osk. Präteſter — Toni Regensfersch — K. Manreiche — Ant. Mepories — G. E. Graunebei.

Welchen Beruf hatte nun jeder der Herren?

Versteckrätsel.

In jedem der nachstehenden Wörter ist — ohne Rücksicht auf die Silbenteilung — die Silbe eines Sprichtworts versteckt: Badesaison, Herrnhut, Irene, Taugenichts, Nibelungenlied, Ohnmachtsanfall, Paradies, Tapferkeit, Adelaide, Lafette.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4319.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4317.

Magische Figur: 1 Sumatra, 2 Amadeus, 3 Adams, 4 Stempel, 5 Gruseln.

Gegensatzrätsel: 1 billig, 2 ernst, 3 dort, 4 echt, 5 nirgends, 6 klar, 7 ehrenhaft, 8 dumm, 9 aufmerksam, 10 schön, 11 erlaubt, 12 nehmen, 13 dienen, 14 erbleichen. — Bedenke das Ende.

Ermahnung: Rat, vor, Vorrat.

Kreuzworträtsel: Wagerecht 1 Arosa, 4 Etzel, 7 Tristan, 9 Adria, 10 Avers, 11 Spott, 12 Lehne, 13 Summe, 16 Sturm, 19 Preis, 20 Pinie, 21 Lessing, 22 Allen, 23 Nelke; senkrecht: 1 Atlas, 2 Sprit, 3 Asiat, 4 Ettal, 5 Trave, 6 Linse, 7 Trommel, 8 Nehrung, 13 Spika, 14 Miete, 15 Essen, 16 Spion, 17 Tinte, 18 Meise.

Schachaufgabe: (Kg2, De1, Tc2, Le4, Bb4, c3, d5, f5, g3, h4 — Ke5, Bb5, b6, h5, h6). Matt in drei Zügen! — 1. De1 — a1!, Ke5 × Le4. 2. Da1 — e1†, Ke4 × d5 (f5). 3. De1 — e6 ‡. 1. . . . . ., Ke5 × Le4. 2. Da1 — e1†, Ke4 — d3. 3. De1 — e2 ‡. 1. . . . . ., Ke5 — d6 (f6). 2. Da1 — a7, Kd6 (f6) — e5. 3. Da7 — e7 ‡.

Die Entwicklung der Parfümerie. Eine ausgedehnte Weltumfrage hat bei den großen Modefriseuren und Luxusgeschäften von Paris und London den augenblicklichen Stand des Parfümverkaufes festgestellt. Es ist interessant zu erfahren, daß in einer Zeit, in der die Welt eine Wirtschaftskrise durchzumachen hat, der Parfüm- und Puderumsatz sich seit den vergangenen sechs Jahren mehr als verdoppelt hat. Liebenswürdigerweise haben die Notabeln der Parfümerie kundgeben können, daß diese Steigerung des Verkaufes hauptsächlich dem großen Pariser Parfümeur Godet zu verdanken ist. In Wahrheit haben die beiden Gerüche „Petite Fleur Bleue“ und „Folie Bleue“ die Aufmerksamkeit der eleganten Welt auf sich gezogen. Wer sich davon überzeugt hat, kann nichts anderes tun, als dem Pariser großen Parfümeur vollste Anerkennung zu zollen. „Petite Fleur Bleue“ und „Folie Bleue“ sind in Berlin schon im Handel. Die letzte Schöpfung moderner Parfümkunst: „Divin Mensonge“ ebenfalls von Godet, dürfte das Parfüm des Jahres 1928 sein.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schulze, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale. Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG

NR. 4319. 169. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. DEZEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4319. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. Dezember 1927.



Allgemeine Notizen.

Bayreuther Bühnenfestspiele 1928. Der große Erfolg der diesjährigen Bayreuther Bühnenfestspiele hat die Festspielleitung veranlaßt, schon kommendes Jahr die Aufführungen zu wiederholen. Zur Aufführung gelangen Tristan und Isolde, Parsifal und der Ring des Nibelungen. Die erste Aufführung ist in der Zeit vom 19. bis zum 26. Juli: 19. Juli Tristan, 20. Juli Parsifal, 22. Juli Rheingold, 23. Juli Walküre, 24. Juli Siegfried und 26. Juli Götterdämmerung. Die zweite Aufführung in der gleichen Reihenfolge erfolgt vom 28. Juli bis zum 5. August, darauf dann am 6. und 10. August der Ring. Weitere Aufführungen, Tristan am 18. August und Parsifal am 19. August, beschließen die Festspiele.

Die Absicht, geschmackvoll und wirksam zu werben und die geladenen Gäste in reizvoller Weise zu unterhalten, erreichte die Elida Akt.-Ges. vollkommen in ihrer kürzlich im „Neuen Operetten-Theater" in Leipzig veranstalteten Sonntags-Matinee. In den vielgestaltigen (musikalischen, tänzerischen, humoristischen und Gesangs-)Darbietungen erster Künstler kehrte das Leitmotiv des angeregten Vormittages immer wieder: „Sei schön durch Elida"! Ein Grundsatz, von dem das Publikum ebenfalls durch den überaus wirksamen Elida-Film „Das wiedergewonnene Paradies" überzeugt wurde und der auch in der Begrüßungsansprache der Direktion vertreten wurde, die im übrigen eine Darstellung der großartigen Entwicklung der Elida Akt.-Ges. gab und den „Dienst am Kunden" besonders betonte. Wohl alle Gäste, zumal die Damen, die eine Elida-Spende erhielten, werden als überzeugte Elida-Anhänger zum Sonntagsbraten gegangen sein.

Zusammenschluß der Leipziger Textilmesse. Zur Frühjahrsmesse 1928 wird die gesamte Textilmesse vom 4. bis zum 7. März außer in der Textilmeßhalle Königsplatz in den Vereinigten Textilmeßhäusern Königsplatz und Härtelstraße auf einem Ausstellungsraum von etwa 15000 qm zusammengeschlossen sein. Die Textilmeßhäuser bieten völlig ausreichenden Raum und gehören zu den schönsten und modernsten Meßhäusern Leipzigs.

Beschleunigung der Fahrt nach Kairo. Der wöchentliche Ägypten-Expreßdienst des Lloyd Triestino führt seit kurzem über Venedig und fährt von dort jeden Sonnabend um 13 Uhr nach Alexandrien ab. Reisende, die mit dem Fern-D-Zug 6 über Frankfurt a. M., Basel,

Mailand nach Venedig fahren, kommen am Sonnabend um 10.45 dort an und können von der Bahnstation mit Gondel direkt zu dem am Lloydkai, Canal della Guidecca, vertauten Dampfer „Helouan“ oder „Vienna“ sich begeben, der nach dreitägiger Seefahrt am Dienstag 15.30 in Alexandrien ankommt. Dort wartet bereits am Gabbarykai ein Sonderzug, mit dem die Reise nach Kairo fortgesetzt werden kann. Jede wünschenswerte weitere Auskunft erteilt die General-Agentur des Lloyd Triestino, Berlin W 8, Unter den Linden 20.

Eine Berliner Skihütte im Glatzer Gebirge. Unweit Bad Landeck im Glatzer Gebirge, im Klessengrund, hat der Berliner Wintersportklub „Rauhreif“ ein Bauerngehöft mit vier Morgen Land erworben, das zu einer Skihütte mit ungefähr 80 bis 90 Betten eingerichtet werden soll. Der Klessengrund liegt in etwa 750 m Höhe in einem sehr günstigen Schneegebiet des Glatzer Schneegebirges und ungefähr 1½ Wegstunden vom 1400 m hohen Schneeberg. Obwohl der Aus- und Umbau des Gehöftes wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit erst im Frühjahr 1928 beginnen kann, ist die Hütte jedoch schon in diesem Winter zu benutzen. Es sind zwei Räume mit je 40 Betten für Damen und Herren hergerichtet. Die Skihütte steht allen Mitgliedern des Deutschen Skiverbandes und der wandernden Jugend zur Verfügung.

Das internationale Weltbad Wiesbaden errichtet mit der Stadt Mainz einen Flughafen auf dem Gelände der Erbenheimer Rennbahn. Für Baukosten hat die Stadt 600 000 Mark bewilligt und für das erste Betriebsjahr 130 000 Mark. Der Fluglandeplatz zählt mit seinem Rollfeld von 600 m zu den größeren derartigen Anlagen. Im Frühjahr 1928 wird er zur Aufnahme des Flugverkehrs bereit stehen. Vorgesehen sind im Rahmen des Badebetriebs auch Rundflüge über den Taunus und den Rheingau; als erste Fluglinie dürfte die Verbindung Mannheim — Wiesbaden — Köln eingerichtet werden.

Sommer 1928 in Deutschland. So heißt das kleine handliche, in der Reihe der „Deutschen Verkehrsbücher“ soeben erschienene Heft der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, Berlin W 35, Potsdamer Straße 121 B, in dem die bemerkenswertesten Veranstaltungen für den nach Deutschland kommenden Fremden enthalten sind. Das Buch bringt in alphabetischer Reihenfolge der deutschen Städte die größeren Veranstaltungen, die Messen, Sportveranstaltungen, Wettfahrttage usw.

Illustrirte Zeitung



MADONNA
GEMÄLDE VON HEINRICH WINDELSCHMIDT
Mit Genehmigung der Kunststube, Berlin.







Von der feierlichen Verteilung der Nobelpreise im Neuen Konzerthause zu Stockholm am 10. Dezember: Links oben: Blick auf die Festversammlung; in der vorderen Reihe das Königspaar. — Rechts oben: Die Nobel-Preisträger.

Von links nach rechts (vordere Reihe): Grazia Deledda, die italienische Dichterin (Literaturpreis 1926); Prof. Compton, Chicago (Physikpreis 1927); Prof. Wilson, Cambridge (Physikpreis 1927); Prof. Wagner v. Jauregg, Wien (Medizinpreis 1927); Prof. Fibiger, Kopenhagen (Medizinpreis 1926).

Links nebenstehend: Vom Beginn der Verlegung des Transatlantik-Kabels zwischen Paris und Neuyork am 10. Dezember: Ausfahrt des Kabeldampfers „Adresse" in Le Havre. Das neue Kabel soll 200 Wörter in der Minute gleichzeitig auf 6 Leitungen übermitteln können.

Rechts nebenstehend: Einweihung der neuen Eisenbahnbrücke über die Norderelbe in Hamburg am 10. Dezember: Die Teilnehmer beim Besichtigungsgang.

Vorn von links nach rechts: Hamburgs Erster Bürgermeister Dr. Petersen; Dr. Schneider, Präsident der Reichsbahndirektion Altona; stellvertret. Generaldirektor der Reichsbahn-Gesellschaft Dr. Weirauch.







Eine interessante Photographie von der Mondfinsternis am 8. Dezember: Die Aufnahme erfolgte bei einer ununterbrochenen Belichtung von 17.15 Uhr bis 20.15 Uhr. Das Abnehmen und Zunehmen des Lichtes im Verlauf der Verfinsterung ist deutlich zu erkennen. — Rechts: Ein Reiterstandbild des Befreiers der Türkei: Das neue Denkmal für Kemal-Pascha in Angora. Die Figuren am Fuß des Denkmals zeigen die Krieger in der heutigen türkischen Uniform, nicht in der zur Zeit des Befreiungskampfes.

DIE MANDSCHURISCHE FRAGE

VON DR. PAUL OSTWALD

Die chinesische Einheitsbewegung hat von neuem die mandschurische Frage in den Vordergrund der ostasiatischen Vorgänge geschoben, und durch sie wird zweifellos das weitere Verhalten vor allem Japans und Englands den innerpolitischen Ereignissen in China gegenüber wesentlich bestimmt werden. Denn die große Frage ist: Wird die vom Süden her nach dem Norden Chinas immer stärker vordringende nationale Welle vor den Toren der Mandschurei haltmachen, oder wird sie auch dieses alte chinesische Außenland mitverschlingen? Tritt das letztere ein, so ist Japans Vormachtstellung, die es seit dem russischen Kriege in der Mandschurei behauptet, erledigt, und Japan würde damit ein Gebiet verlieren, das für das Mikadoreich zu einer Lebensnotwendigkeit geworden ist. Japan ist angewiesen auf die mandschurischen Bergwerke, es ist angewiesen auf die landwirtschaftliche Produktion der Mandschurei, vor allem auf das Getreide und die Sojabohnenprodukte, und es hat in den Eisenbahnen, Bergwerken und sonstigen Unternehmungen fast zwei Milliarden Mark investiert, als ein ansehnliches Kapital, das ihm verloren wäre, wenn die Mandschurei zu China zurückfände. Verständlich genug darum, daß der japanische Ministerpräsident, General Tanaka, auf der japanischen Chinakonferenz im Juli ausdrücklich erklärte, Japan würde auf keinen Fall eine Änderung des Status quo in der Mandschurei dulden, und die Tokioer Regierung hat es sich darum auch angelegen sein lassen, die japanischen Konsulate gerade in letzter Zeit in der Mandschurei um ein bedeutendes zu vermehren. Ebenso erklärlich ist es, daß von japanischer Seite alles getan wird, um den Marschall Chang-Tso-Lin, der sich zum Herrscher in der Mandschurei gemacht hat, zu halten, zur Bekämpfung der national-chinesischen Bewegung. Im engen Zusammenhange mit dieser Sorge um die Mandschurei stehen denn auch die japanischen Truppenlandungen auf Schantung, und es ist eine gewisse Ironie der Geschichte, daß heute England ruhig zu dieser japanischen Festsetzung auf Schantung zusehen muß, nachdem es in Washington 1922 zusammen mit den Amerikanern alles daransetzte, Japan aus diesem ehemals deutschen Interessengebiet hinauszujagen. Aber England braucht eben heute Japan als den besten Bundesgenossen im Kampfe gegen die chinesische Einheitsbewegung, die auch den englischen Interessen im Süden Chinas immer gefährlicher zu werden droht. Das englisch-japanische Bündnis besteht zwar nicht mehr, doch die durch die chinesische Einheitsbewegung in Ostasien geschaffene Situation hat die beiden früheren Bundesgenossen wieder stark genähert. Man ist sich in London und in Tokio einig darüber, daß eine Verhinderung eines großen einheitlichen Chinas, wie es von den chinesischen Nationalisten heute erstrebt wird, am vorteilhaftesten für englische und japanische Interessen ist, und man arbeitet darum gemeinsam auf eine Teilung Chinas in eine unter englischem Einfluß stehende südliche und eine unter japanischem Einfluß stehende nördliche Hälfte hin. Darum auch die immer wieder sich zeigende englische Propaganda für eine Erklärung Nankings als Hauptstadt Chinas.

Tatsache ist, daß Japan an der Erschließung der Mandschurei als wirtschaftlichen und kulturellen Faktors den allergrößten Anteil gewonnen hat. Wenn dieses chinesische Außenland in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Kornkammer Ostasiens geworden ist, wenn seine reichen Bodenschätze nutzbar gemacht worden sind, wenn Eisenbahnen gebaut wurden, so ist das zweifellos japanisches Verdienst, und mit einem gewissen Recht können daher heute die Japaner vor allem den Süden der Mandschurei als ihr besonderes Interessengebiet beanspruchen. Doch vor derartigen Argumenten wird selbstverständlich eine so gewaltige Ideenbewegung, wie wir sie in der chinesischen nationalen Freiheitsbewegung vor uns sehen, nicht haltmachen, sofern sie nur für sich einen geeigneten Boden vorfindet, und so ist es der Fall. Es ist nämlich den Japanern nicht gelungen, die Mandschurei, so wie sie hofften, zu besiedeln. Seit 1905 haben sich dort nur etwa 200000 Japaner angesiedelt, dafür aber strömen besonders seit den letzten Jahren unaufhaltsam Chinesen in das Land, und zwar bis zu 10000 monatlich. Je stärker infolge der inneren Wirren die Arbeitslosigkeit in China zugenommen hat, um so größer ist auch die Zahl der nach der Mandschurei auswandernden Chinesen geworden, denn noch ist hier für Hunderttausende Raum, da erst ein Drittel des Landes der Landwirtschaft gewonnen ist. Möglichkeiten aber, die überaus starke chinesische Zuwanderung, die die Mandschurei wirtschaftlich tatsächlich schon in chinesische Hände gebracht hat, irgendwie zu hindern, besitzt Japan nicht, denn eine japanische Staatshoheit über die Mandschurei steht ihm nicht zu, sondern staatsrechtlich gehört sie zu China. Die mandschurischen Chinesen aber erstreben nun selbstverständlich auch die Freiheit der Mandschurei; sie teilen sich nur vorläufig noch in der Meinung, ob die Mandschurei ein eigener, selbständiger Staat oder eine chinesische Provinz werden soll. Wird China zu einem Föderativstaat, so ist der Streit um diese Frage ohne weiteres erledigt. In einer Richtung halten aber schon jetzt die mandschurischen Chinesen zusammen, in der Feindschaft gegen Japan, und sie prägt sich in einer stetig zunehmenden Boykottbewegung, in Angriffen auf japanische Geschäfte deutlich genug aus. Nur mit Mühe ist es bisher den Japanern im engen Zusammenarbeiten mit der chinesischen Polizei gelungen, die antijapanischen Demonstrationen zu unterdrücken, aber der Brand frißt weiter, und man muß mit immer neuen Zusammenstößen zwischen den mandschurischen Chinesen und Japanern rechnen. Selbstverständlich ist man auch von russischer Seite im geheimen dabei, den Brand zu schüren. Mit der Propaganda der kommunistischen Idee wird Moskau allerdings in der Mandschurei noch weniger Erfolge erzielen als im übrigen China. Hier, wo noch so viel Raum für jeden ist, der Land begehrt, ist die kommunistische Idee von vornherein zum Tode verurteilt. Nach seinen letzten Erfahrungen, die Moskau mit der Propaganda des radikalen Bolschewismus in China machen mußte, ist man aber auch von russischer Seite zweifellos vorsichtiger geworden und stellt heute wieder stärker nur die Idee der Freiheit und Selbständigkeit der Nationen in den Vordergrund. Dadurch aber ergibt sich von neuem eine nicht geringe Parallelität der national-chinesischen und bolschewistischen Idee, die sich auch in der Mandschurei auswirken muß. Japan, das sich in der Mandschurei als ein Gegner Chinas und seiner nationalen Bewegung zeigen muß, wird dadurch aber auch in einen Gegensatz zu Rußland getrieben, und das japanisch-russische Verhältnis, das sich seit 1925 wesentlich gebessert und zu einer Art Einvernehmen beider Mächte geführt hatte, erscheint bedroht. Auch Amerika hat sich durch das japanische Vorgehen in der Mandschurei bereits beunruhigt gezeigt, denn es hat durch den Kommandanten seines Ostasiengeschwaders ernste Vorstellungen bei Chang-Tso-Lin gegen dessen Abmachungen mit Japan erheben lassen.

So künden sich hier infolge des Wieder-akut-Werdens der mandschurischen Frage ernste weltpolitische Verwicklungen an, deren Folgen zunächst noch nicht zu übersehen sind. Als unzweifelhaft kann gelten, daß Japan, sobald es durch die nach der Mandschurei hinüberschlagende Welle der chinesischen Nationalbewegung seine vitalen Interessen gefährdet sieht, sich auch mit Waffengewalt für deren Erhaltung einsetzen wird. Nicht umsonst stehen seine Truppen bereits auf Schantung. Wird es ihm aber möglich sein, diese Freiheitsbewegung der Mandschurei, hinter der ganz China stehen wird, mit Maschinengewehren und Kanonen zu unterdrücken, und werden vor allem dabei Rußland und Amerika Gewehr bei Fuß bleiben? Die erste Truppenlandung, die Japan in der Mandschurei vornehmen wird, muß ferner auch England aus seiner jetzt gezwungenermaßen aufrechterhaltenen Reserve in Südchina herauslocken, und wenn Japan im Norden den Anspruch erhebt, als ein den Weiterverlauf der chinesischen Freiheitsbewegung bestimmender machtpolitischer Faktor aufzutreten, dann wird England nicht zögern, dasselbe Recht für sich im Süden zu fordern. Die chinesische Einheitsbewegung erscheint dann aber durch ein für die Zukunft Chinas verhängnisvolles Eingreifen der fremden Mächte bedroht. Mehr, als es zunächst erscheinen will, ist also die chinesische Freiheits- und Einheitsbewegung heute verknüpft mit der Lösung der mandschurischen Frage, und darin liegt ihre weltpolitische Bedeutung, die auch uns angeht, auch wenn wir als politisch interessierte Macht in Ostasien heute ausscheiden. Wir brauchen für den weiteren Ausbau unserer steigenden wirtschaftlichen und kulturellen Interessen ein China, das endlich innere Ruhe und Stabilität gewinnt. Deutsche und chinesische Interessen gehen heute zusammen, ganz abgesehen davon, daß unsere Sympathie schon allein deshalb heute immer auf der chinesischen Seite sein wird, weil das chinesische Volk sich zu einem gleichen Freiheits- und Existenzkampf gezwungen sieht, wie wir ihn selbst durchzufechten haben. Wir würden es deshalb sowohl in unserem als auch im chinesischen Interesse nur zu bedauern haben, wenn durch die mandschurische Frage Konflikte der Großmächte mit China und der Großmächte untereinander um China heraufbeschworen würden, die das schon sowieso vorhandene Chaos der chinesischen und fremden Interessen um ein bedeutendes vermehren und China damit von seinem erstrebten Ziel eines national geschlossenen, nach außen und innen freien Staatswesens abdrängen würden, wenn auch nicht für immer, so doch vielleicht für längere Zeit.

TAGESGESCHICHTE

In Anwesenheit des schwedischen Königs und der königlichen Familie fand am 10. Dezember im Konzerthaus zu **Stockholm** die **feierlichen Überreichungen der kulturellen Nobelpreise** an die fünf Preisträger statt. Die Feier wurde durch eine Ansprache des stellvertretenden Vorsitzenden, Prof. Söderbaums, eingeleitet. Sämtliche Preisträger waren zugegen: Prof. Compton (Chicago) und Prof. Wilson (Cambridge), die sich in den Physikpreis des Jahres 1927 teilen; die Professoren Fibiger (Kopenhagen) und Wagner v. Jauregg (Wien), die Träger der Nobelpreise für Biologie und Medizin für 1926 und 1927; ferner die italienische Dichterin Grazia Deledda; sie nahmen die Verleihungsurkunden aus den Händen des Königs entgegen. — In **Oslo** wurde dagegen satzungsgemäß der **Nobelfriedenspreis** in feierlicher Weise übergeben, und zwar an den Deutschen Ludwig Quidde und an den Franzosen Ferdinand Buisson. Der König von Norwegen sowie der Kronprinz und Vertreter der norwegischen Regierung wohnten der Feier bei.

In **Hamburg** wurde am 10. Dezember die neue, neben der Freihafenelbbrücke befindliche große **Eisenbahnbrücke über die Norderelbe feierlich in Betrieb** genommen. Der Neubau bildet einen Ersatz für die alte, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete Brücke; er ist 300 m lang und erforderte etwa fünf Millionen Mark Baukosten.

Ein gesellschaftliches Ereignis bedeutete für **Berlin die solenne Wahl der neuen Modekönigin für das Jahr 1928**. In den Sälen des Zoo hatten sich, um dem festlichen Akt beizuwohnen, auch die Modeköniginnen von Wien, Budapest, Paris eingefunden. Die Wahl fiel auf Fräulein Tutti Fertig; als zweite Preisträgerin ging Nastja Ladka aus der Wahl hervor. Es ist nicht uninteressant, zu erfahren, daß „Tutti die Erste" (geb. am 25. Januar 1902) keine gebürtige Berlinerin ist, sondern aus Torgelow bei Pasewalk (Pommern) stammt.

Vor völlig ausverkauftem Hause standen am 11. Dezember in der Sporthalle Achilleion in **Leipzig** der deutsche Schwergewichtsmeister **Franz Diener** und sein Herausforderer, **Hans Breitensträter**, einander zum **Boxkampf** gegenüber. Breitensträter zeigte sich bald als der Schwächere und mußte in der fünften Runde zu Boden.

In der Sportarena zu **Stuttgart** wurde im Beisein von 5000 Personen der **„Fakir" To Kha** aus einem freiwilligen 120stündigen Schlafe erweckt. Am 5. Dezember hatte er sich, mit langen Nadeln in Wangen, Hals und Ohren, in einem gläsernen Sarge begraben lassen, und nun holte man ihn am 10. Dezember wieder hervor. Er zeigte sich ganz unversehrt, allerdings reichlich erschöpft und um 10 kg erleichtert. Es war dies das dritte Mal, daß der aus Düsseldorf stammende, 54 Jahre alte Fakir das gefährliche Experiment wiederholte. (Vgl. hierzu den Beitrag „Menschen ohne Schmerz" auf S. 958.)

COSIMA WAGNER 90 JAHRE

Das Jahr, das sich zu Ende neigt, hat für das Haus Wahnfried in Bayreuth zwei Jubiläen eingeschlossen: Nachdem im Sommer das 50jährige Bestehen der Festspiele gefeiert werden konnte, steht in diesen Tagen wieder ein bemerkenswertes Ereignis bevor: Cosima Wagner vollendet am ersten Weihnachtsfeiertag ihr 90. Lebensjahr. Wie ein Symbol aus der letzten großen Musikepoche Deutschlands lebt diese Frau noch in unsere Tage hinein. Aber sie ist mehr als die Witwe des größten Musikdramatikers: sie ist vor allem die getreue Hüterin des geistigen Erbes ihres Mannes, ein Amt, an dessen Erfüllung sie trotz äußeren Hemmungen, besonders in den ersten Jahren nach Wagners Tode, unerschütterlich festhielt, bis sie es ganz in die Hände ihres Sohnes Siegfried legen konnte. Man weiß, was man sich darunter vorzustellen hat: die Bühnenwerke Wagners vom „Fliegenden Holländer" ab im Geiste des Tondichters als Musteraufführungen im eigenen Festspielhause zu bieten. Niemand war zu deren Gesamtleitung berufener denn Cosima, die als Gefährtin Wagners in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten seine Werke vom „Ring des Nibelungen" ab hatte entstehen sehen und wie kein anderer in den Stil des „Gesamtkunstwerkes" praktisch eingeweiht war. Nach dem Tode ihres Gatten — am 13. Februar 1883 — nahm sie sich der noch für das gleiche Jahr vorgesehenen Festspiele sofort mit fester Hand an. Wie es Wagner selbst ähnlich gepflogen, so bereitete auch die mit hohen Geistesgaben ausgestattete Frau hinfort die Aufführungen vor: ließ sich in den Spieljahren in monatelanger Vorarbeit die Dichtung der einzelnen Werke von den Solisten erst vorlesen, führte selbst in den Sinn und Stil des Textes und der Musik ein, gab szenische Anweisungen auf den Proben — kurz, sie wurde eine Dienerin und Hüterin des Werkes von Bayreuth, wie sie getreuer nicht zu finden gewesen wäre. Ihr ist es ausschließlich zu verdanken, daß der Fortbestand des Werkes, das seiner weiten Wirkung halber als die größte Schöpfung deutscher Kunst des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden darf, in seinem ursprünglichen Sinne schon nach wenigen Jahren gesichert war, und somit auch, daß es heute noch besteht.

Cosima Wagner ist die zweite Tochter aus dem Liebesbunde Franz Liszts mit der Gräfin Marie d'Agoult, geb. de Flavigny, die unter dem Decknamen Daniel Stern als Schriftstellerin bekannt geworden ist. Schon im 12. Jahre lernte sie Wagner kennen, der mit Liszt nach Paris, wo sie erzogen wurde, gekommen war.



Richard Wagner im Kreise seiner Familie und Freunde. Links: Wagner und seine Gattin Cosima. Aufnahme aus dem Jahre 1882. (Phot. A. v. Groß, Bayreuth; Verlag A. Pieperhoff, Leipzig.)



Links: Cosima Wagner in Begleitung ihres Sohnes Siegfried Wagner.

Rechts: Cosima Wagner, Porträt, gemalt von Franz v. Lenbach, aus dem Jahre 1878, im Besitz ihrer Tochter, Frau Eva Chamberlains.

Im Jahre 1857 vermählte sie sich mit Hans v. Bülow, dem großen Schüler ihres Vaters, und siedelte zehn Jahre später mit ihrem von König Ludwig II. auf Anregung Wagners berufenen Gatten von Berlin nach München über. Wagner wurde alsbald von der „ganz unerhört seltsam begabten Frau, Liszts wunderbarem Ebenbilde", die ihm Hauswesen und Briefwechsel betreute, in hohem Maße angezogen. Nachdem ihre erste Ehe geschieden war, wurde Cosima mit Wagner am 27. August 1869 in Luzern in aller Stille getraut; nur der junge Hans Richter, der spätere große Dirigent, und Malvida v. Meysenbug waren als Trauzeugen anwesend.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß die große Sache von Bayreuth ohne Cosima überhaupt nicht geworden wäre. Denn diese ist, wie oben kurz ausgeführt, nicht nur die getreue Verwalterin des Wagnerschen Erbes, sondern auch geradezu Mitvollenderin der Tat zu nennen. Hat sie doch den Meister, sooft er an allem verzweifeln wollte, immer wieder durch ihr mitfühlendes und lebenskluges Wesen aufzurichten vermocht, bis im Jahre 1876 die ersten Festspiele mit dem „Ring des Nibelungen" vonstatten gehen konnten.

Vor fast 20 Jahren legte Cosima Wagner die Oberleitung der Aufführungen in die Hände ihres Sohnes Siegfried, der ihr schon seit 1892 bei der Einstudierung und seit 1896 als Kapellmeister wertvolle Dienste geleistet hatte. Die Festspiele sind nach zehnjähriger Unterbrechung durch den Krieg wieder in altem Glanze erstanden und haben von ihrer erhabenen Wirkung nichts eingebüßt — ein Beweis sowohl für die Kraft der Musik unseres größten Musikdramatikers als auch für die immer noch für alle Bühnen vorbildlichen Wiedergaben. Die Gedanken Ungezählter werden am 25. Dezember im Hause Wahnfried weilen. —n—



Cosima Wagner. Aufnahme aus dem Jahre 1918. (Phot. C. Ramme, Bayreuth.)



ZUM 90. GEBURTSTAG COSIMA WAGNERS, DER GATTIN RICHARD WAGNERS, AM 25. DEZEMBER: BILDER AUS IHREM LEBEN





Ein Kirchenbau mit neuzeitlichem Architektureinschlag.

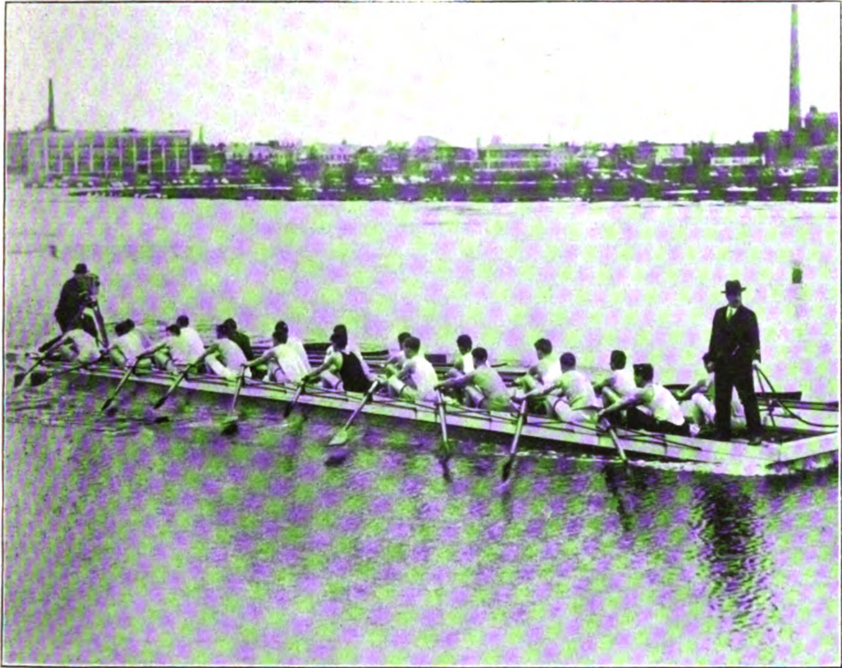
Links: Die neue, vor kurzem eingeweihte katholische Stadtpfarrkirche in Neu-Ulm. — Rechts: Blick in das Innere der Kirche (links hinten die Kanzel) mit der feierlich-strengen Baugestaltung einer wirkungsvoll ins Moderne übersetzten Gotik.

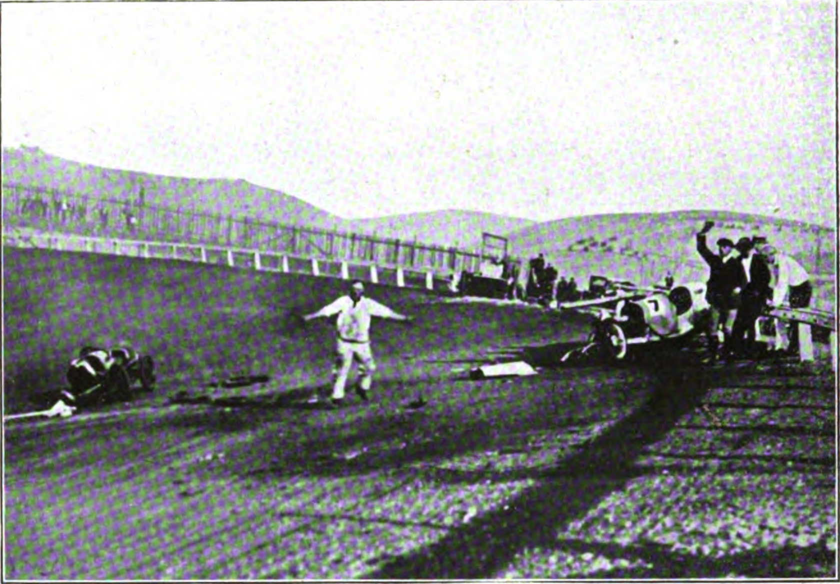




Ein moderner Fakir: 120 Stunden lebendig begraben. **Rechts:** Der Fakir To Kha in dem gläsernen, luftdicht abgeschlossenen Sarg. **Im Kreis:** Besucher bei der Beobachtung des eingegrabenen Sarges.

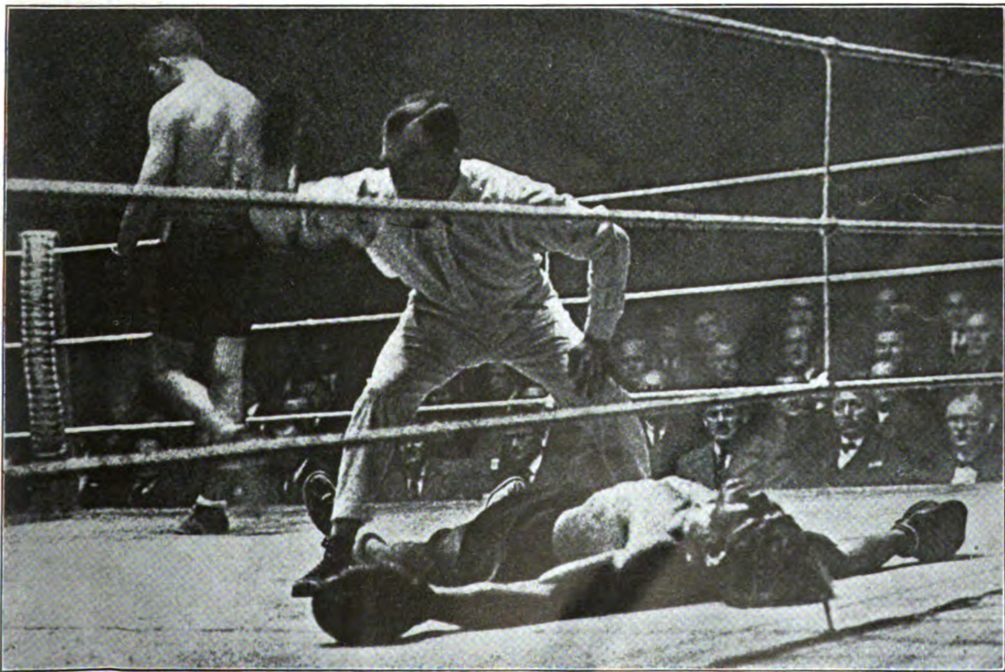
(Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte" auf S. 951 sowie den Beitrag „Menschen ohne Schmerz" auf S. 958.)





Halt, ein Unglück! Schwere Katastrophe bei einem Automobilrennen in Los Angeles: Zwei Rennwagen haben sich in der Kurve beim Einander-überholen überschlagen, und die zur Hilfe geeilten Aufsichtsmannschaften geben anderen sich nahenden Rennwagen Warnungszeichen.

Links: Das Training duldet keine Unterbrechung im Winter: Die berühmte Rudermannschaft der Universität Cambridge im Trainingsboot. Ein Photograph (links hinten) kurbelt einen Film von der Trainingsarbeit, aus dem dann die Teilnehmer bei dessen Vorführung wieder lernen können.





Vom Sieg des deutschen Schwergewichtsmeisters Franz Diener über seinen Herausforderer, Hans Breitensträter, in der Sporthalle Achilleion zu Leipzig am 11. Dezember: Breitensträter am Boden durch Niederschlag in der fünften Runde.
Rechts: Von der Wahl der Modekönigin für das Jahr 1928 in Berlin am 10. Dezember: Die neugewählte „Königin" Tutti Fertig, Vorführdame eines Berliner Modehauses, im Krönungsschmuck mit der „Vizekönigin" Nastja Ladta, die im vorigen Jahr den dritten Preis gewann.

Pelz-Mäntel



Eleganter Abendmantel in weiter Cape-Ärmel-Form aus Seal-Bisam-Pelz mit Graufuchsbesatz, getragen von Gusti Pichler.









Hellbeige gefärbter Hermelinmantel in neuartiger Schnittform mit großem Kragen. Trägerin: Gusti Pichler, Primaballerina der Wiener Staatsoper.

Rechts oben:
Gusti Pichler zeigt ein Hermelincape, dessen wirkungsvollen Schmuck ein rotgelber Kamtschatkafuchs bildet.

Links nebenstehend:
Gusti Pichler in einem kostbaren Zobelmantel.

Rechts nebenstehend:
Nutriamantel, die große Mode dieses Winters.

MODELLE:
EMIL HOROVITZ & CO., WIEN.

PHOTOS: KITTY HOFFMANN.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(11. Fortsetzung.)

Sie traten trotz des klatschenden Regens aus dem Zelt, ihre tibetischen Diener waren alle verschwunden.

„Natürlich, sie sind in die Dorfhütten gelaufen oder in das Kloster."

Wenigstens waren vier Kamele dicht an den Zelten angepflöckt. Diensteifrig, von früher her gut Bescheid wissend, legte Lobsen Kungu das Zelt zusammen; es wurde mit den wichtigsten Bestandteilen der Habe hastig auf drei Kamele verladen. Auf dem vierten mußte Elisabeth sitzen. Heinz und Hunter hatten die geladenen Revolver in ihrer Hand und nahmen Lobsen Kungu in ihre Mitte. Während das Unwetter weitertobte, die Nacht vollkommen schwarz war, der Wind zum Orkan wurde und der Bach zu ihrer Seite zu einem reißenden Strom anschwoll, zogen sie eilig quer über das tauende Land, kamen nach einer Stunde in eine enge Schlucht und fanden die Höhle, von der Lobsen Kungu gesprochen. Von einer Falle war nichts zu entdecken, niemand war ihnen begegnet. Wer sollte in dieser Nacht unterwegs sein!

Die Höhle war sehr geräumig. Lobsen Kungu führte auch die Kamele herein. Es war nicht leicht bei dem engen Spalt, der den Eingang bildete.

„Wir müssen die Öffnung mit Steinen verbauen, damit die Späher die Höhle nicht sehen, und damit uns das Feuer nicht verrät, das wir entzünden müssen, um uns zu erwärmen."

Die Höhle schien öfter von Menschen bewohnt zu sein; es lag sogar ein großer Haufen trockenen Holzes im Innern. Der Spalt wurde verbaut, aber so, daß eine Öffnung zum Hinausschauen blieb. Während Lobsen Kungu ein Feuer entzündete, damit sie ihre Kleider zu trocknen vermochten, standen Heinz und Bill Hunter lauschend an der Öffnung. Nichts als das Heulen des Wetters und das Grollen der Donner war zu vernehmen. Für jeden Fall hatten sie ihre Waffen schußfertig zur Hand. — — —

Der Chanzo Cusho stand noch immer im Tor der Tschorte und überlegte. Er hatte sich wiedergefunden. Natürlich stand Lobsen Kungu mit den Europäern im Bunde. Es war ihm, als sähe er vollkommen klar. Schnell überdachte er alles noch einmal. Jener Europäer mit der Brille war wirklich des Heiligen Mutter. Tuban Toki aber war zu seiner Mutter geflohen. Er oder Lobsen Kungu war jener geheimnisvolle Getsul gewesen. Was nun? Lärm schlagen? Sie verfolgen? Sicher war Lobsen Kungu, wenn er das Kloster verließ, jetzt wieder bei ihnen. Sie machten wahrscheinlich alle so schnell wie möglich, daß sie fortkamen. Über die Grenze — nach Indien. — Würden Lobsen Kungu mit Gold aufwiegen, daß er sie auf heimlichen Wegen führte; würden nach Möglichkeit jedes Zusammentreffen mit Tibetern vermeiden. Für ihn galt es, zu retten, was noch zu retten war. Noch wußte wohl niemand außer ihm etwas von des Heiligen weißer Mutter.

Er trat in die Tschorte zurück, entzündete das Feuer auf dem Altar, der vor der Erztruhe mit den Resten des letzten Heiligen stand; dann nahm er ein großes Gong von der Wand, das nur bei den allerhöchsten Festen des Klosters gebraucht wurde, und schlug es mit kräftigen Schlägen, so daß der dunkle Ton weithin erschallte.

Jetzt schien auch das Wetter nachzulassen. Das Gewitter zog vorüber, der Regen floß allerdings noch in unverminderter Stärke, und der ganze Platz war voller erregter Mönche.

„Es ist niemand gefunden worden."

„Es ist kein Fremder im Kloster."

„Das Pilgerhaus ist leer."

„Alle Häuser und Tempel sind durchforscht. Weder der Heilige noch der Fremde, von dem du sprachst, ist im ganzen Gebiet des Klosters."

„Nur der Bote, den du in das Dorf hinabsandtest, ist durch die Klosterpforte gelaufen."

Der Chanzo Cusho verriet mit keiner Miene, daß er die Meldungen hörte, die man ihm von allen Seiten zubrachte. Nur als man von dem Boten sprach, den er in das Dorf hinabgeschickt haben sollte, flog für eine Sekunde ein befriedigtes Lächeln über sein Gesicht. Natürlich war dieser Bote niemand anders als Lobsen Kungu. Aber es paßte ihm jetzt in seinen Plan, daß er verschwunden war.

„Laßt die Hörner ertönen, ruft alle Priester in den großen Tempel!"

Nie war sein Befehl so rasch vollzogen, denn alles war ja in banger Erwartung. Der Chanzo Cusho selbst schien durchaus nicht mehr erschrocken oder traurig, im Gegenteil, er wählte das Festkleid, das er nur bei den größten Opfern trug, und hatte ein triumphierendes Gesicht. Auch die hohen Priester saßen erwartungsvoll in ihren Sitzen.

„Großes Heil ist uns widerfahren. Ein neues Wunder hat Buddha dem Kloster beschert!

Der Heilige, der vor siebzehn Jahren als ein weißes, blauäugiges Kind wiedergeboren wurde, ist in dieser Nacht, während er in Verzückung lag, von der Erde verschwunden und in das ewige All zurückgekehrt! Heil uns, Heil dem Kloster Getschun Gomba! Ihm ist geschehen, was nicht einmal in Taschi Lunbo bisher geschah. Der Heilige hat seinen irdischen Körper mit sich genommen und ist restlos von dieser Erde verschwunden. Betet sein Andenken an, denn er war ein Gott."

Jubelnd stimmten die Lamas Dankgesänge an, während der Chanzo Cusho sich mit den hohen Priestern in das Innere der heiligsten Gemächer zurückzog, um den Bericht über das Wunder aufzusetzen und die einzuweihen, die er einweihen wollte.

*

Tuban Toki lag in dem Tempel des Einsiedlers vor der großen Buddhastatue auf seinen Knien und flehte um Erleuchtung. Er hatte das Feuer vor dem Altar mit dem Holz wiederentzündet, das seit Jahren dort unberührt lag, und nun rang er mit seinen eigenen Zweifeln. Nacht war es um den Tempel herum, nur wilde Blitze zuckten, und die Donner wurden in tausendfältigem Echo von den Bergen zurückgeworfen, während dazwischen Lawinen dröhnend zu Tal gingen und der Regen in Strömen vom Himmel goß.

Tuban Toki hörte das Rasen der Naturgewalten kaum. Sein Herz war vor Jammer zerrissen. Er fühlte sich selbst als einen Verworfenen. Hell und klar sah er den Betrug der Priester vor sich; aber er sah auch das schmerzerfüllte Gesicht jener Frau, deren Augen voll Liebe waren, und die nicht einmal an Buddha glaubte. Und immer wieder rang sich aus seiner Seele der eine Schrei:

„Buddha, gib mir ein Zeichen, verdamme mich, vernichte mich mit Blitz und Donner, wenn ich ein verworfener Sünder bin! Und bin ich es nicht, dann zeige mir den Weg, den ich gehen muß, um der Anfechtung der Dämonen zu entgehen und nicht mitschuldig zu werden an einem Betruge!"

Er hatte Stunden gelegen und gebetet, währenddessen war das Unwetter vergrollt, auch der Regen vorüber, und nur der Wind jagte noch die Wolkenfetzen über den Himmel. Tuban Toki stand auf. Seine Seele war voller Trauer. Der Himmel hatte ihm kein Zeichen geschickt, stumm und regungslos stand das gewaltige Buddhabild vor ihm und schien mit seinen großen Augenhöhlen über ihn hinwegzublicken.

Tuban Toki öffnete die Tür des Tempels und trat hinaus. Er stand überwältigt. Vor ihm lag in überirdischer Schönheit, riesenhoch aufragend in seiner gigantischen Größe, die nie von ihm erschaute Gipfelkette des Himalaja, des Gartens der Götter.

Die junge Sonne lag auf den Spitzen und färbte die Eisfelder rötlich, die sich dann in ihrer schneeigen Reinheit bis in dieses Tal voll immergrünen Wacholders herabzogen. Von den Dächern des Klosters Getschun Gomba hatte er stets nur auf endlose, öde Ebene geschaut, Ebene, auf der im Sommer kümmerliches Gras wuchs, und die im Winter von schmutziggrauem Schnee bedeckt war.

Es war ihm, als sei er der Erde entrückt im Anblick dieser übermächtigen, heiligen Berge.

Still war es um ihn herum, vor ihm ein kleines Wasser, jenseits standen einige Jaks und ein paar Bergschafe friedlich beieinander, schienen ihn anzusehen und machten keine Anstalt zur Flucht, sahen nicht, wie es die Tiere der Ebene taten, in ihm den menschlichen Feind.

Oder wußten sie, daß er kein Mensch, sondern ein Gott war? Wieder der furchtbare Zweifel: War er Gott oder Mensch? War er der wiedergeborene Buddha oder das Kind der weißen Teufel?

Er zog den Umschlag mit den Bildern aus seiner Tasche. Wie lieblich die weiße Frau ausgesehen hatte in ihrer Jugend! Und hier das Bild des Tempels, in dem er gebetet, das Bild des Sees und der herrlichen Berge.

Sie m u ß t e n hier gewesen sein, die weiße Frau und der Mann, sonst hätten sie nie diese Bilder besitzen können.

Wieder preßte er beide Hände gegen die heiße Stirn: Also kein Gott, also ein Mensch, ein gestohlenes Kind jener Frau. Die Frucht eines Betruges. Konnte er zurückkehren zu jenen Priestern? Sollte er sie zur Rechenschaft ziehen, ihnen ihren Betrug ins Gesicht schleudern? Sollte er zu jener weißen Frau gehen, die ihm trotz allem so fremd, und ihr folgen?

Oder war es dennoch Buddhas Wille? Waren nicht die Gedanken der Götter anders als die der Menschen.

Wieder hob er die Hände, streckte sie den heiligen Berggipfeln entgegen, die er als den Sitz der Gottheit ansah, und rief mit lauter, flehender Stimme:

„Gebt mir ein Zeichen, seid barmherzig, gebt mir ein Zeichen!"

Er hörte ein klatschendes Geräusch zu seinen Füßen. Irgendein Zufall hatte einen Stein in das Wasser des Sees geworfen. Tuban Toki sah diesen See eigentlich jetzt erst mit bewußtem Erkennen.

Dieser See? Wie war es in der Nacht gewesen? Aus einem Loche war er emporgeklettert und hatte in einem runden leeren Becken gestanden, auf dessen Grund ein wenig Wasser rieselte. Wie ein Turm

war der Tempelfelsen inmitten dieses Beckens aufgestiegen, so daß er an Stufen hinauf mußte. Jetzt bildete der Tempel eine Insel in einem See, war rings von Wasser umspült.

Ihn durchzuckte eine neue Erkenntnis:

Er konnte nicht mehr zurück. Das Wasser versperrte seinen Weg. Er konnte weder zu den Priestern zurück, noch konnte er zu der weißen Frau. Er war allein, abgeschnitten von allen. Er hob wieder seine Augen zu den Bergen empor.

„Ist das die Antwort, um die ich gefleht habe? Ist das der Wille der Götter, daß ich wie der Einsiedler, von dem die Bücher erzählen, hier nur der Einkehr in mein eigenes Selbst lebe?"

Stumm und still blieb alles um ihn herum. Er wandte sich dem Tempel zu. Jetzt geschah es, daß ein Sonnenstrahl durch die geöffnete Tür das Antlitz des Standbildes traf, und es schien ihm, als lächele das Gesicht des steinernen Buddha.

Tuban Toki warf sich vor dem Altar zu Boden und betete.

Vor dieser heiligen Einsamkeit verstummte der Streit in seiner Seele, und Friede wurde in seinem Herzen.

VIII.

Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte der Frühling, dieser kurze Frühling zwischen den langen Monaten eisigen Winters, das Tal mit seiner Pracht überdeckt. Aus den grünen Gräsern blickten unzählige bunte Knospen und Blumen. Primeln verschiedenster Art und alle die Sträucher ließen rote und gelbe und weiße Blumenaugen aufgehen, während junges Laub die Bäume schmückte. Selbst die Steine, über die der Bergbach jetzt fröhlich zu Tal plätscherte, von dem schmelzenden Schnee der gleißenden Berghäupter gespeist, waren überdeckt mit blühenden Moosen.

Er kam sich vor wie in einem Wunder befangen.

Wochen lebte er hier. Den ganzen ersten Tag hatte er im Gebet vor dem Buddhabilde gelegen, in einem langen Gebet, in dem endlich die Erschlaffung seine Gedanken verwirrte und er in einen Zustand dämmernden Nichtseins verfiel. Auch die Nacht hatte er so gelegen, und als er am Morgen aufzustehen versuchte, versagten seine Glieder ihm fast den Dienst, und er fühlte sich unendlich schwach. Da fiel ihm ein, daß er seit zwei Tagen, seit er das Kloster Getschun Gomba verlassen, nichts gegessen hatte.

Nie in seinem Leben hatte er an solche Dinge gedacht, war es gewohnt gewesen, daß in seinem Vorzimmer zu bestimmten Zeiten der warme Tee und die Speisen standen, und hatte sie einfach genossen. Jetzt hatte er in seiner Seelenqual nicht einmal den Hunger gespürt.

Er trat matt in die Tür und überlegte. Nun fühlte er auch den Hunger, und als die junge Sonne über die rötlich glühenden Berge zu ihm in das Tal herabschien, erwachte auch in ihm der Drang zum Leben.

Was sollte er essen, womit sich nähren?

Er erblickte den uralten, halb vermorschten Kahn, der im Herbst mit dem versinkenden Wasser auf den Grund des Seebeckens geglitten war, und der jetzt, von dem Wasser wieder in die Höhe getragen, durch einen glücklichen Zufall dicht an den Tempelfelsen trieb. Sogar ein Ruder lag noch in dem Einbaum. Tuban Toki trieb das halb mit Wasser gefüllte Fahrzeug mit einigen Schlägen zum Ufer hinüber.

Was konnte er essen? Er blickte sich um und sah die Bergschafe, die Blätter und das junge Gras abweideten. Er pflückte auch von diesen Blättern und aß, aber sie waren bitter und schmeckten ihm nicht. Auch ein paar Jakkühe waren am Ufer. All die Tiere sahen ihn mit ruhigen, furchtlosen Blicken an. Keines von ihnen hatte je einen Menschen gesehen, denn von denen, die vor siebzehn Jahren mit den Europäern zusammen den einen Winter durchlebt hatten, war keines mehr da. Tuban Toki sah, wie ein kleines Kälbchen an dem Euter einer Jakmutter sog; da fiel ihm ein, daß er auch im Kloster Milch getrunken hatte, und daß diese gut war. Doch er verstand nicht zu melken und hätte auch kein Gefäß gehabt, um dies zu tun. Ihn packte aber Sehnsucht nach der warmen Milch. Das Kälbchen war fortgesprungen, und er trat zu der Jakkuh, streichelte ihr braunes Fell, was sie ruhig geschehen ließ, und sagte zu ihr, als müsse das Tier ihn verstehen: „Gib mir auch ein wenig von deiner warmen Milch, gute Jakmutter."

Er legte sich auf den Boden unter das Tier, das ruhig stehen blieb, brachte seinen Mund an das Euter, versuchte zu saugen und trank von der Milch.

Er stand auf und fühlte sich merkwürdig gekräftigt. Seitdem gab er es auf, nach anderer Nahrung zu suchen, und kehrte immer wieder zu dem Tier zurück, wenn er Hunger verspürte, und teilte die Milch mit dem Kälbchen.

So fristete er sein Leben, wenn auch über seinem Körper eine gewisse sanfte Mattigkeit blieb, denn er war ja gewohnt, auch feste Speisen zu genießen.

Er ging zwischen den Blumen hindurch auf dem grünen Moose, streichelte die zutraulichen Schafe, Ziegen und Rinder, die ihn nicht fürchteten, weil er keinem von ihnen etwas tat, sah den Vögeln zu, wie sie ihre Nester bauten und ihren Jungen das Futter zutrugen; lauschte ihrem Gesang und sah dann wieder andachtsvoll zu der ewigen Größe der Schneehäupter empor und war voll dankbaren Glückes.

Frieden war in ihm. Er vergaß das Kloster und die Seelenqualen der letzten Tage; er vergaß auch diese seltsame weiße Frau, die seine Mutter sein sollte. Lehrte nicht Buddha, daß es das Höchste sei, was der Mensch auf Erden zu erreichen vermochte, wenn er den Durst verlor, die kleinliche Sehnsucht nach irdischen Dingen, und wenn er die Ruhe fand, nichts zu tun, als nachzudenken über die Herrlichkeit der Welt und über die Lehren Buddhas! Er hatte diesen Frieden. Losgelöst von allem, hatte er Muße, sich ganz in die Lehren des Meisters zu versenken. Nie hatte er sich selbst so als Mensch gewordener Buddha gefühlt wie hier, wo er vollkommen jeder Umwelt entrückt war.

*

Die Nacht, die Heinz, Elisabeth, Bill Hunter und Lobsen Kungu in der Höhle, in die sie der tibetische Hirt geführt hatte, verbrachten, war vorübergegangen. Sie war nicht ruhig gewesen. Lange noch hatte das Unwetter gewütet, und von den Bergen herabbrechende Wassermassen hatten den Weg, auf dem sie gekommen, in einen reißenden Bach verwandelt. Dann war es ruhiger geworden, aber dafür waren Stimmen laut geworden. Auf schnellen kleinen Tibetpferden waren Soldaten des Klosters vorübergeritten, die Schlucht aufwärts, hatten aber die Höhle nicht bemerkt, in der das Feuer erloschen war, und die durch den neu erstandenen Bach von dem Wege getrennt wurde. Als die Sonne aufging, kamen diese Reiter wieder zurück. Es waren Soldaten, die der Chanzo Cusho im ersten Augenblick ausgeschickt hatte, ehe er sich entschloß, das Verschwinden des Heiligen als ein neues Wunder zu erklären. Jedenfalls wußten die drei Europäer, daß diese Männer ihre Verfolger waren.

Der Tag brach an, der wilde Bach verwehrte ihnen jetzt den Ausgang aus der Höhle. Sie überlegten.

„Wir können nicht von hier fort, wir müssen Gewißheit haben, was im Kloster geschehen."

Lobsen Kungu war dienstfertig.

„Ich will mich bis an das Dorf schleichen und dort lauschen; ich werde Kunde bringen."

Sie mußten den Vorschlag annehmen. Der Tibeter watete durch den Bach und verschwand talwärts. Stunde um Stunde warteten sie. Auch das war wieder eine große Gefahr. Wußten sie, ob dieser Mann wirklich treu war, dieser Mensch, der sie schon einmal verraten hatte? Oder verriet er sie jetzt wieder, und überlieferte er sie den Priestern? Am Nachmittag kam Lobsen Kungu zurück. Er war allein. Auch nachdem der Tibeter in die Höhle geschlüpft war, blieb Hunter an dem Ausgang stehen, von dem sie die Steine zum Teil wieder weggeräumt hatten, und blickte hinaus. Es wäre ja möglich gewesen, daß Lobsen Kungu nur deshalb allein kam, um sie sicher zu machen, und daß die Feinde ihm folgten. Es kam aber niemand, und Lobsen Kungu berichtete:

„Es ist ein großes Fest oben im Kloster. Ihr werdet nicht mehr verfolgt. Der Heilige ist spurlos verschwunden. Der Chanzo Cusho hat es als Wunder verkündet, daß er in das Jenseits eingegangen sei und sogar seinen irdischen Leib mitgenommen habe. Schon gehen die Boten im Lande umher, um in einem neuen Kinde eine neue Wiedergeburt des großen Meisters zu suchen."

Elisabeth preßte die Hand auf ihr Herz.

„Sie haben Verdacht geschöpft, sie haben ihn ermordet."

Lobsen Kungu schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es nicht. Sonst würden sie seinen Tod verkündet und seinen Leichnam in der Tschorte beigesetzt haben. Er ist spurlos verschwunden, das ist das Wunder."

„Wie kann er verschwunden sein? Er hat das Kloster verlassen, er hat uns gesucht."

Wieder verneinte der Tibeter.

„Es ist unmöglich, denn alle Tore waren bewacht. Nur das Unwetter, die Verwirrung, die das Verschwinden des Heiligen hervorrief, machten es mir möglich, in dem Kleide eines Lamas zu entkommen. Auch hätte er euch gefunden, denn er sah ja euer Zeltlager von seinem Altan aus."

„Was ist aus unserem Lager geworden?"

„Sie haben es in dieser Nacht niedergebrannt."

„Und was nun?"

„Ich werde euch auf einem sicheren Wege bis Dardschiling geleiten, dann könnt ihr heimreisen. Jetzt werde ich sehen, trockenes Holz zu finden."

Elisabeth hatte während der ganzen Zeit stumm dagesessen. Heinz zermarterte seinen Kopf, und Bill Hunter sah finster vor sich hin.

Heinz blickte auf.

„Es ist unmöglich, daß wir jetzt reisen."

Bill Hunter seufzte.

„Es ist zwecklos und gefährlich, wenn wir hierbleiben. Der Heilige ist aus dem Kloster verschwunden. Ein neuer Heiliger wird gesucht, das ist ein Zeichen, daß sie ihn aufgegeben haben. Jedenfalls ist unser Plan gescheitert."

Heinz nickte traurig.

„Sie haben ihn sicher ermordet."

Hunter war anderer Meinung.

„Ich glaube es nicht. Die Mönche sind daran gewöhnt, daß ein Heiliger stirbt, wenn es die leitenden Priester für gut halten. Ich weiß nicht, warum diese auf die Bestattung verzichtet hätten. So kann es immerhin auch unter den Mönchen Zwiespalt geben und mancher auf die Wiederkehr des Verschwundenen hoffen." (Schluß folgt.)

Vielfach liest man auch vom Tanz auf Glassplittern: hierzu gehört eigentlich nur Mut, weil diese Glassplitter ja locker aufgeschichtet sind und dem stoßenden Fuß ausweichen. Das Lager auf dem nägelgespickten Brett ist eine erstaunliche Muskelleistung, die von der Dichtigkeit und Härte der Muskeln abhängig ist. Beliebt ist das „Lebendig-begraben-Werden". Mit Zaubertricks löste sie der im Vorjahre verstorbene Houdini, der sich in Neuyork in eine Zinkkiste einschließen ließ, die verriegelt und dann in einen Fluß versenkt wurde, wo sie anderthalb Stunde liegenblieb. Der Zauberkünstler gab an, daß er besondere Zaubertricks dabei habe. Dieses Experiment wird ja vielfach ausgeführt; sogar von einer Dame, Nadia Nadyr. Tom Pirle, der Fakir von München, hat sich innerhalb zweier Jahre weit über 300 mal auf kürzere Zeit, 230 mal auf 1 Stunde 20 Minuten und einmal auf 2 Stunden 20 Minuten in 2 m Tiefe beerdigen lassen. Er sagt, daß die Kunst darin bestehe, mit der Luft auszukommen, die im Sarge vorhanden ist — eine Fertigkeit, die man eben jahrelang üben muß. Beim Rosenheimer Volksfest ist er einmal vom Grundwasser überrascht worden. — Erst neulich ist wieder in Stuttgart ein Fakir namens To Rha aufgetreten, der sich zu einem 120stündigen Schlafe begraben ließ, Wangen, Ohren und Hals mit langen Nadeln durchstochen, und dann nach Ablauf der Frist wohlbehalten zutage gefördert wurde. (Vgl. die Abbildungen auf S. 953.) Mehr als einmal haben sich allerdings bei Vorführungen solcher Artisten auch schon Todesfälle ereignet.



Ein menschlicher Vulkan: Ein englischer Artist produziert sich in den Straßen Londons als Feuerfresser.

Der Franzose Paul Heuzé hat sich in einem Buche dahin ausgesprochen, daß jeder Mensch Fakir werden könne und jeder Fakir so etwas Ähnliches wie ein „Schwindler" sei — ich möchte den Ausdruck „Schwindler" in „Täuschungskünstler" abwandeln und der Behauptung keine Allgemeingültigkeit zukommen lassen.

Es brauchen wohl nicht immer alle „Schwindler" und „Wunder" zu sein — schließlich läßt sich ja doch die Tatsache nicht bestreiten, daß es Menschen mit wenig Schmerzempfindung wirklich gibt. Hier aber wird die medizinische Wissenschaft einsetzen müssen und nicht der Historiker der Artistik.

ÜBER WOLKEN UND FIRNEN

Flughafen in den Bergen.

Frühnebel hangen über den Häuptern der Berge. Hauchdünne Schleier. Nur ahnbar dahinter die Kette der Firnen. Schon tastet die Sonne durchs ruhlose Grau. Da und dort reißt das Gewebe, zeigt des Himmels ewiges Blau, gibt den ersten wärmenden Strahlen den Weg zur Erde frei.

Schuppen, niedrig und langgestreckt, mit offener, dunkel gähnender Pforte, liegen in der Morgenfeuchte. Liegen am sich aufschwingenden Hange der Bergriesen, gewaltigen Maulwurfshaufen gleich. Helle Häuschen ringsum wie Kinderspielzeug. Menschen davor, Zwerge gegen die Kolosse von Erde, Fels und Eis, die Schöpferallmacht dahinter hochgetürmt, hochgeschleudert im Beben der Erde aus Brandung der Ewigkeit.

Zerfetzt treiben die Morgennebel im Winde davon. Im Wind, der zwölf oder fünfzehn Meter Wegs in der Sekunde macht. Gespenstische Segler im Meer der Lüfte. Sonne löscht sie aus. Eine unermeßliche Kuppel aus leuchtendem Kristall, wölbt sich der Himmel.

Auf grünen Almwiesen liegt voll und warm jetzt die Sonne. Dunkle Wälder erhellen sich unter ihren Strahlen. Ein Wasserfall schüttet Silber über graubraunes Urgestein. Schneerinnen hangen tief hinab. Über allem, unausdenkbar hoch, Gletscher, Firnen, Wolken . . .

Minuten noch, und wir werden höher sein als alle Wunder des Alls!

Im kurzen Gras des Flughafens harrt der Menschenvogel seines Gebieters. Brausendes Lied der Propeller erfüllt die Luft, dröhnt in den Bergen — Morgenchoral der neuen Zeit!

Gigantische Drehbühne.

Die Erde unter uns schwebt. Gleitet lautlos dahin, versinkt. Städte schrumpfen zusammen zu Gipsmodellen, wie man sie in Ausstellungen aufbaut. Dörfer werden zu Kinderspielzeug. Bahngleise flirren wie Lamettafäden, die vom Weihnachtsbaum gefallen, Landstraßen leuchten auf, gleich hellen Bändern auf dunklen Kleiderstoffen. Gärten, Parks, Hänge mit Reben und rauschenden Wäldern, Burgen, Schlösser, Flüsse und blaue Seen, Berggipfel und Täler liegen ausgebreitet wie Papiermaché-Reliefs in Wanderschauen. Je höher man steigt, um so unwirklicher wird alles in der Tiefe.

In dreihundert, fünfhundert, manchmal auch noch sechshundert Meter Höhe behält das Bild der Landschaft Wärme, Lebendigkeit, Menschennahes. Dann aber, je höher sich der Riesenvogel schraubt, geht es wie ein Erstarren über die Erde. Häuser werden zu Punkten, Straßen zu Kreidestrichen, Dampfer zu winzigen Kieseln, die im Wasser liegen. Das stärkste Glas findet nichts Lebendiges mehr dort unten in der bunten Tiefe . . .

Da ist Genf. Man kann sich nicht irren, weil man seine Lage am spiegelglatten See, die Kette der Berge, die es gefangenhalten wie mächtige Arme, kennt, weil man den Ausfluß der Rhone aus der irisierenden Schale des Lac Léman und ihren Zusammenfluß mit der Arve erblickt. Man sieht schließlich den sanften Schwung der Mole und einen Strich, der für die unten ein Leuchtturm ist; man sieht endlich die weiße Säule des Seesprudels und ahnt die Rousseau-Insel dort, wo sich die Montblanc-Brücke über die enteilende Rhone schwingt; ahnt die Kathedrale St-Pierre, deren Steinkreuz ein Blitz am 10. August 1556 in die Tiefe schleuderte, und denkt im Brausen der Propeller an . . . Calvin, den Marschall Henri Rohan und den Kardinal de Brogny, der die Kapelle der Makkabäer erbauen ließ; ahnt auch das Rathaus mit seiner stufenlosen Treppe, auf der einst die Senatoren hoch zu Roß vor den Sitzungssaal im Obergeschoß ritten. Man weiß: dort ist Ariane, der Botanische Garten Genfs mit dem leuchtenden Museumsbau — drüben das französische Ferney mit dem Schlosse Voltaires — dort Coppet, Nyon, Morges . . . Der Schloßherr François Marie Arouet de Voltaire rannte dort unten, seine Verse deklamierend, durch den Park; Madame de Staël entzog sich hier dem Zorne des Großen Napoleon. Erinnerungen steigen auf und versinken wieder, wie die Bilder in der Tiefe.

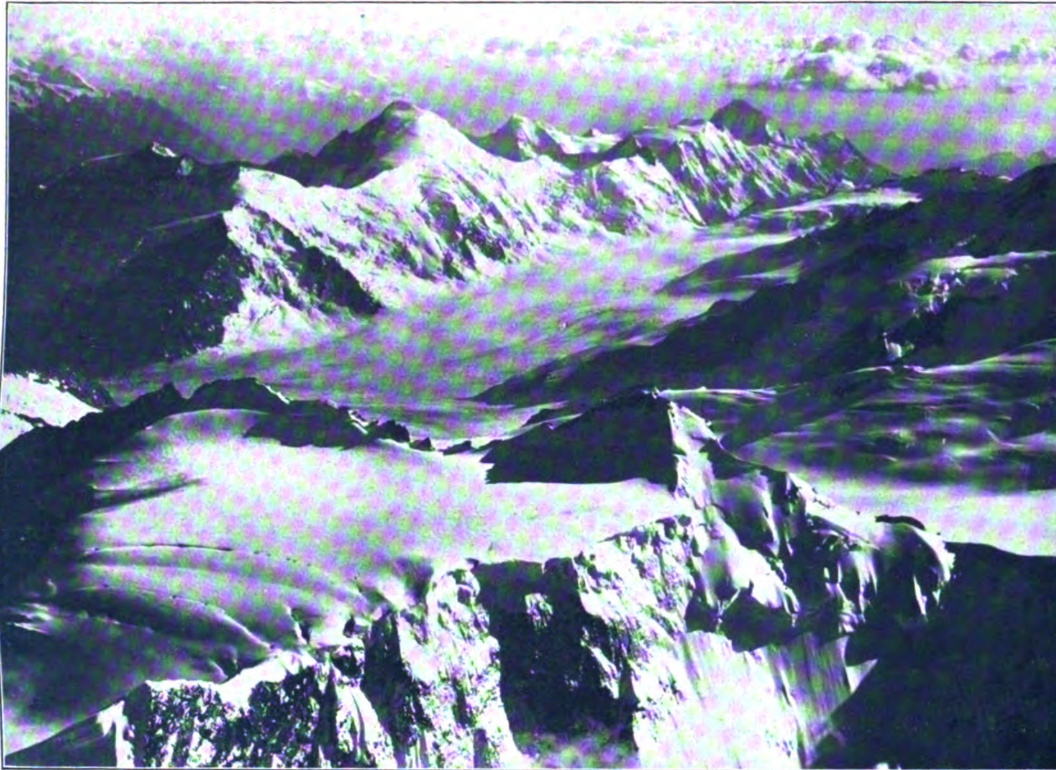


Das 4505 m hohe Matterhorn (hinterer, dunkler Berg) mit Col de Tournanche aus 4750 m Höhe.

Die Landschaft wechselt fast unmerklich. Man fühlt nicht, daß man grenzenlose Entfernungen zwischen sich und den Ausgangspunkt legt. Bild folgt auf Bild ohne unser Zutun, wie im Film.

Smaragdgrün leuchtet es in der Tiefe: Der Lago Ceresio. Und einer Perlenkette gleich, weiß und flirrend, funkelt es herauf: Paradiso, Lugano, Cassarate, Castagnola, Gandria . . . Hotelpaläste wie Streichholzschachteln. Weiße Dampfer wie winzige Fischlein. Fern eine Straße mitten im See — der Damm von Melide. Gewaltig recken sich Monte Brè und Monte San Salvatore auf — gewaltig gegen die Häuschen dort, winzig gegen unsere Höhe. Man sieht es nicht, aber man weiß schneller schlagenden Herzens, daß dort unten Myrten und Magnolien und Orangen wachsen und Palmen, Edelkastanien und knorrige Oliven die sonnbestrahlten Wege überschatten. Man sieht nicht den Dom San Lorenzo und nicht die Chiesa Santa Maria von Lugano und weiß doch in diesem Augenblick, welche Schätze sie bergen; denkt an Rodari und Luini — und schickt den Blick über Firnen und Täler in die lombardische Heimat der beiden Meister, dorthin, wo Mailand, Cremona und die Apenninen schimmern.

Die Propeller peitschen das tiefste Blau des Himmels. Die Motoren füllen den Äther mit ihrem Brausen und Summen. Ein neues Bild auf der gigantischen Drehbühne: Wälder, Almwiesen, Felsschroffen, Schnee. Blitzende Wasser. Ist der Siljan in Schweden das Auge Dalekarliens, dann ist dieser See unter uns die Träne eines Berggottes, in der sich die Sockel seines Thrones spiegeln! Seltsame Helligkeit bis in alle Tiefen des Tals. Hier ist das Land der leuchtenden Farben,



Über dem größten Gletscher Europas. Aletschhorn (4182 m) und Aletschgletscher (24 km lang, 115,1 qkm groß). Aufnahme aus 4200 m Höhe.

hier flirrt das Gold in den Lüften, das Segantini in seine Gemälde zauberte — ja, und dort ist der Schafberg, von dem der sterbende Samadener Meister zum letzten Male hineinschaute in die lebendige Wunderwelt seines Schaffens.

Schon schraubt sich der Riesenvogel höher empor zur Sonne — nein, See und Wälder und Wiesen gleiten in die geheimnisvolle Versenkung dieser gigantischen Drehbühne, um einer neuen Szene das Feld zu räumen . . .

Entthronte Majestäten.

Wir sind nur ein Atom im All . . .

Einsam in unermeßlichen Einsamkeiten.

Dreihundert — achthundert — tausend Meter noch über den zerklüfteten, weißschäumenden Kämmen dieses Meeres von Stein und Eis braust das Flugzeug dahin. Zarte Wolkentupfen schweben um die gewaltigen Schultern der Berge. Trotzig aber recken sie die gnadenlosen Häupter ins klare Blau. Gestürzte Größen einer stärkeren Zeit, und doch immer noch urgewaltig und verwirrend in ihrer feierlichen Majestät. Gestürzt vom Menschen, der sich höher schwang als sie.

Vor hundert und anderthalbhundert Jahren vergoß man Tränen und nannte das Naturgefühl. Jean Jacques Rousseau weinte am Genfer See und Heinrich Heine am Nordseestrand; Goethe wurde 1787 in Neapel „ganz stille und machte große, große Augen", und Flaubert wollte in Pozzuoli „vor Melancholie vergehen". Das neue Jahrhundert hat seine Kinder gewandelt und härter gemacht. Nicht empfindungsärmer, aber empfindsamer auf andere Art. Wir fühlen uns der Natur verbunden, kameradschaftlich, und grüßen sie lachend wie Freunde oder sportliche Gegner.

Und doch — in dieser ungeheuren Einsamkeit, in dieser märchenhaften Wildnis erstirbt das Lachen auf den Lippen, und unser Herz erbebt — — —

Blauschillernde, leuchtendhelle, grauschäumende Gletscher fluten von Gipfelgraten herab. Branden ans Urgestein. Man fühlt ihren eisigen Hauch, spürt ihn erschreckend in Herz und Hirn. Lauscht für Sekunden auf das Stampfen der Motoren und den brausenden Sang der Propeller. Lauscht — und lächelt wieder, aller plötzlichen Sorge enthoben. Lauscht, schaut und lächelt . . .

Man verläßt das Kampffeld mit dem Gefühl des Siegers. Aber man grüßt in Bewunderung und mit Wehmut die entthronten Majestäten wie ehrenvoll Besiegte.

Wunder in der Tiefe.

Manchmal fühlt man das unmögliche Verlangen in sich, irgend etwas dort unten, eine Kirche, ein Schloß, ein ganzes Städtchen, irgendein Wunder der Natur, zu sich heraufzuholen. So, wie es dort unten liegt — klein, zierlich, leicht wie ein Spielzeug oder eine kostbare Fayence — ganz zart zu packen und zu sich heraufzuheben, auf die flache Hand zu setzen und es von nahem zu bestaunen, wie es Chamissos Riesenjungfräulein mit dem Bauern und seinem Gespann tat. Das einsame Kirchli von Arosa etwa oder den Landwasser-Viadukt mit dem Kindereisenbähnli darauf, die hölzerne Spreuerbrücke von Luzern mit ihren Totentanzbildern oder das Berghaus auf dem Jungfraujoch, um einen Blick in den Speisesaal mit seinen Menschlein zu tun, oder das ganze Montreux, das Byron einstens „schön wie ein Traum" fand. Man fühlt Gelüste in sich erwachen, wie sie Gulliver gehabt haben mag, als er zu den Liliputanern verschlagen wurde.

Und dann vermeint man plötzlich ein Rauschen, mehr: ein Donnern und Tosen zu hören. Lauscht und hält den Atem an. Aber das tiefe Summen der Maschine überdröhnt alles andere. Nur das Auge verbindet noch mit der Erde. Vierundzwanzig Meter tief stürzt der Rheinstrom seine Wassermassen hinab über Fels und Urgestein — vierundzwanzig Meter, die von hier oben anmuten wie ebenso viele Zentimeter — und kein Laut verrät die Gewalt dieses ungeheueren Sturzes! Ruheloses Gewoge weißen Rauches — so scheint es — dort, wo sich dunkle Felsblöcke und der bizarre Zacken, der (leider!) ein Eisendächlein auf seiner Spitze trägt, aus dem Flußbett erheben, zeigt die verheerende Kraft der Fluten und ihre Stärke, die der Menschheit zum Segen geworden. Tausende leben jetzt von ihr. In den zahllosen Fabriken und Werken, die direkt am donnernden Fall liegen — seltsam geformte, platte Kästen von hier oben — und bis weit ins Land hinein.

Plötzlich Stille, die tief erschrecken läßt. Wir sacken ab — senken uns mählich — gleiten . . . Die Bahnbrücke über dem Strom, die drüben am andern Ufer in die Erde mündet, dreht sich, die lange Schatten werfende Allee wandert wie der dünne Strahl eines Scheinwerfers, das silberne Gekräusel der Wellen flirrt verwirrend, und die Häuser im Grünen rollen davon. Was eben schon hinter uns lag, breitet sich nun wieder vor uns aus. Und aus unendlicher Ferne klingt verhallend das dumpfe Rollen des Rheinfalls herauf. Greifbar nah wächst alles auf uns zu.

Aber da stampfen die Motoren wieder, und die Propeller peitschen die sausende Luft. Höher hinauf ins Blau zwingt der Pilot die Maschine. Und wieder versinkt die Erde unter den Schwingen des stählernen Vogels, versinken die weißen Hotels auf den Rheinhöhen, die hämmernden Werke, die Schlösser Wörth und Laufen, der kleine Bergkirchhof mit seinen hellen Mälern.

Über braune Ackerschollen und gelbe Rapsfelder, die im Grün der Wiesen liegen, wie Wäschestücke auf der Bleiche, jagt lautlos und unaufhaltsam ein gespenstischer Reiter: unser Schatten. Und in der Ferne grüßt lange noch das blaue Band des Rheins.

Curt Reinhard Dietz.



Genf aus 800 m Höhe.

Aufnahmen von der Eidgenössischen Flugplatzdirektion Dübendorf.



500 m über dem Rheinfall! Der Rheinfall bei Schaffhausen (406 m) aus 900 m Höhe.



Nachbarinnen.

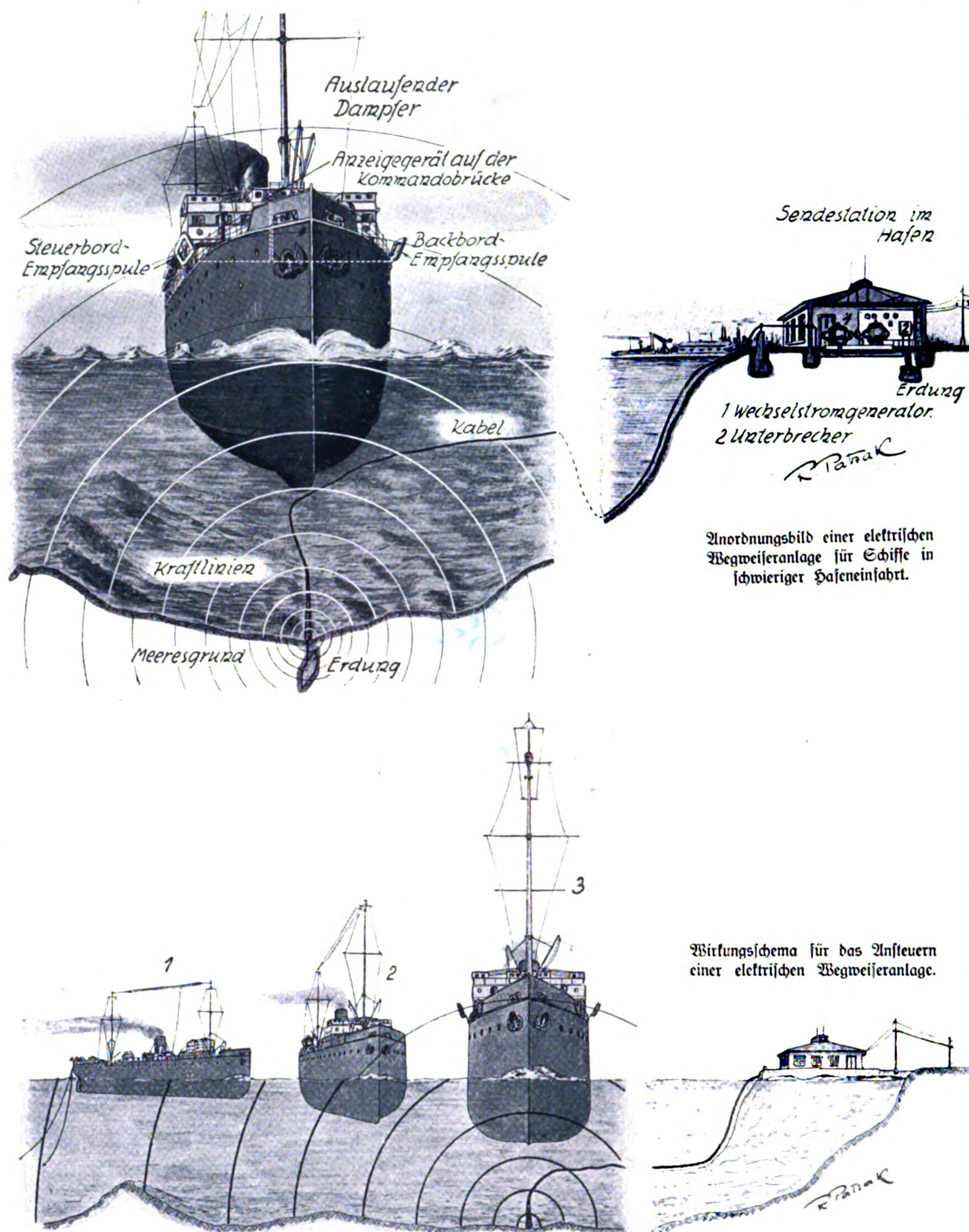


Unentschlossen.

GEMÄLDE VON HANS BEST

DIE ELEKTRIZITÄT ALS LOTSE

Sehr schwierig ist oft die Lösung des Problems der Schiffsnavigation in engen Hafeneinfahrten, insbesondere dann, wenn dort Sandbänke und Untiefen die Schiffahrt gefährden, die Fahrrinne also sehr schmal ist. Infolge des engbegrenzten Raumes, der den Schiffen zum Manövrieren zur Verfügung steht, versagen hier oft die auf hoher See sich ausgezeichnet bewährenden Methoden zur Bestimmung des Schiffsortes. Besonders schwierig wird die Schiffsführung in solchen Hafeneinfahrten aber erst, wenn eine schwere See und unsichtiges Wetter dem Navigationsoffizier jede Sicht von Peilmarken, Ansteuerungsbojen usw. nehmen.



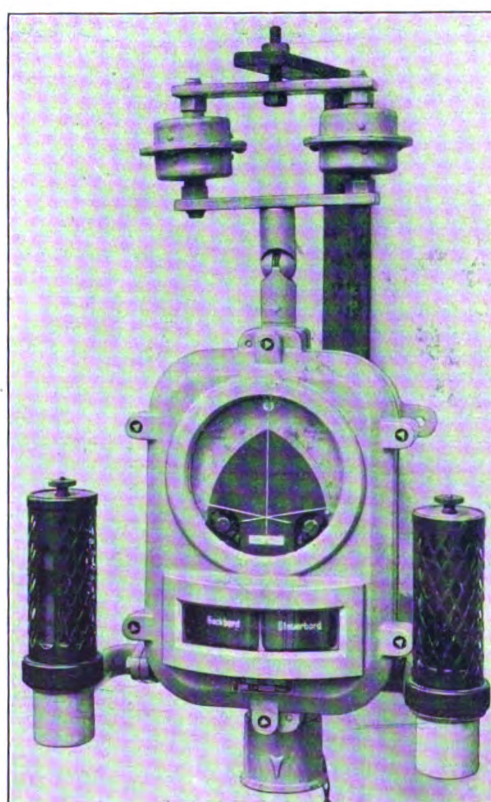
Anordnungsbild einer elektrischen Wegweiseranlage für Schiffe in schwieriger Hafeneinfahrt.

Wirkungsschema für das Ansteuern einer elektrischen Wegweiseranlage.

Die Technik hat nun hier wieder helfend eingegriffen und ermöglicht heute dem Steuermann auch bei schlechtestem Wetter das sichere Auffinden der gesuchten Fahrrinne. Die hierfür in Betracht kommende elektrische Wegweiseranlage, und zwar die Senderanlage, besteht der Hauptsache nach in einem in der Fahrrinne verlegten Kabel, das an einem Ende geerdet, an dem anderen Ende an einen Wechselstromgenerator angeschlossen ist und von diesem gespeist wird. Die Empfangsanlage auf dem Schiffe selbst besteht in zwei an Backbord und Steuerbord angebrachten Rahmenspulen, die über Verstärkerröhren mit einer telephonischen Abhörvorrichtung und einem Anzeigegerät verbunden sind (s. Anordnungsbild). Steht nun das Wegweiserkabel unter Strom, so erzeugt es ein elektromagnetisches Feld, dessen Äquipotentialflächen konzentrisch um das Kabel selbst liegen (s. Wirkungsschema und Anordnungsbild). Kommt nun ein Schiff von hoher See und versucht die Fahrrinne der Hafeneinfahrt anzusteuern, so handelt es sich vorerst darum, das Leitkabelende aufzufinden und in die Richtung des Kabels zu manövrieren. Oft ist das Kabelende mit einem Unterwasserschallsender versehen, so daß ein mit Unterwasserschallempfängern ausgerüstetes Schiff leicht das Kabelende finden kann. Läßt sich dies nicht bewerkstelligen, so werden zwei Schleppkabel verschiedener Länge an das Bordempfangsgerät angeschlossen. Wir wollen zum Verständnis des Prinzips der Wegweiseranlage vorausschicken, daß in jedem Leiter (also um so mehr in einer Drahtspule), der sich in einem elektromagnetischen Kraftfeld bewegt, ein elektrischer Strom durch Induktion erzeugt wird. Kommt das Schiff mit den vom Schiffsheck aus im Wasser nachschleifenden, verschieden langen Kabeln in den Bereich des Kraftfeldes, so wird zwischen den Enden der verschieden langen Kabelstücke ein Spannungsunterschied auftreten bzw. in den Kabeln selbst ein Strom fließen. Diesen Strom zeigt das Meßinstrument der Empfangsanlage an; der Navigationsoffizier weiß nun, daß er sich im Bereiche des Kraftfeldes und in der Nähe des Wegweiserkabels befindet (Schiffsstellung 1 des Wirkungsschemas). Nun tritt die eigentliche Wegweiseranlage des Schiffes in Tätigkeit: die beiden Rahmenspulen, die an der Backbord- und Steuerbordseite des Schiffes angebracht sind, werden eingeschaltet, nachdem die Schleppkabel vom Anzeigegerät abgeschaltet sind (s. Anordnungsbild). In den Rahmenspulen entsteht auf die schon oben besprochene Art durch Schneiden von Kraftlinien ebenfalls ein Strom, der an sich zwar sehr gering ist, aber durch die Elektronenröhren der in einem wasserdichten Kasten untergebrachten Verstärkeranlage so weit verstärkt wird, daß er in den Kopfhörern oder im Meßinstrument eine hörbare oder sichtbare Wirkung auslösen kann.

Solange sich das Schiff nicht genau über dem Wegweiserkabel befindet, wird die eine Rahmenspule, die dem Kabel näher ist, von einem stärkeren Strom durchflossen werden als die auf der anderen Seite des Schiffes. Je nachdem die Kopfhörer mit der einen oder anderen Spule verbunden werden, wird in den Kopfhörern die Kennung der Wegweisersendestation stärker oder schwächer zu hören sein. Das Schiff muß nun so lange manövrieren, bis der Steuermann beim Anschluß der Kopfhörer an die Backbord- oder an die Steuerbordspule das Kennungszeichen gleich stark vernimmt oder das optische Anzeigegerät ihm die richtige Lage des Schiffes über dem Wegweiserkabel anzeigt (Schiffsstellung 2 und 3 des Wirkungsschemas). Man hat die Wegweiserempfangsanlage außer mit den Kopfhörern noch mit einem optischen Anzeigegerät versehen, um vollständig objektive Beobachtungen anstellen zu können, die mittels der Telephone bekanntlich nicht möglich sind. Das optische Anzeigegerät (s. Abb.), das sich auf der Kommandobrücke befindet, besitzt zwei Zeigerapparate, denen die durch eine Elektronenröhre gleichgerichteten beiden Spulenströme zugeführt werden. Im unteren Zeigerapparat bewegt sich ein Zeiger über einem Feld, das links die Aufschrift „Backbord“ und rechts die Aufschrift „Steuerbord“ trägt. Eindeutig und selbst für jeden Laien verständlich wird durch das Einspielen des Zeigers über diesem Felde die Lage des Kabels zum Schiffe gekennzeichnet. Im oberen Zeigerapparat befinden sich zwei Zeiger mit wagrechten Achsen, die über den ihrer Spule zugeordneten Skalen spielen.

Ist der in beiden Rahmenspulen erzeugte Strom gleich stark, befindet sich also das Schiff genau über dem Kabel, so wird sich der Kreuzungspunkt beider Zeiger genau über dem weißen Strich zwischen beiden Skalen des oberen Zeigerapparats halten. Die in bezug auf diesen weißen Strich linke oder rechte Lage dieses Kreuzungspunktes gibt wiederum die Backbord- (linke) oder Steuerbord- (rechte) Lage des Wegweiserkabels zum Schiffe an, wobei noch an der Zeigerstellung über den beiden Skalen die Stärke der in den Auffangspulen erregten Ströme beobachtet werden kann.



Optisches Anzeigegerät, das die Lage des Schiffes zum Wegweiserkabel erkennen läßt.
(Phot. Gesellschaft für elektrische Apparate, Berlin.)

Wie schon eingangs erwähnt wurde, werden die Leitkabel mit Wechselstrom gespeist, und zwar vornehmlich mit einer Wechselzahl von 500 Perioden/Sek., weil bei dieser Periodenzahl im Telephon die Unterschiede in der Tonstärke am besten wahrgenommen werden können. Um zur Speisung des Leitkabels gewöhnliche Generatoren verwenden zu können, die meist für 50 Perioden/Sek. gebaut werden, sind in die Empfangsanlagen Summervorrichtungen eingebaut, die den in den Empfangsspulen erregten Strom von 50 Perioden/Sek. so unterbrechen, daß in den Kopfhörern der gewünschte hohe Ton von etwa 500 Schwingungen in der Sekunde entsteht.

Oft hat es sich als notwendig erwiesen, einen Hafen nicht bloß mit einem Leitkabel für die Einfahrt, sondern auch mit einem solchen für die Ausfahrt zu versehen. Aus diesem Grunde sendet jedes Leitkabel eine bestimmte Kennung aus; der Strom wird in einem bestimmten Rhythmus (Morsezeichen) in das Kabel geschickt. Die Unterbrechung des zugeführten Stroms nach einer bestimmten Buchstabengruppe im Morserhythmus erfolgt durch einen eigenen Unterbrecher in der Sendestation; der Unterbrecher liegt im Stromkreis Erde — Leitkabel — Generator — Unterbrecher — Erde (siehe Anordnungsbild). An der Kennung, die der Steuermann im Kopfhörer vernimmt, kann er nun eindeutig feststellen, ob er sich im Bereiche des Wegweiserkabels für die Ein- oder Ausfahrt befindet, bzw. welches Leitkabel er überhaupt ansteuert. Auch bei dickstem Nebel und bei schwerer See kann er sicher und zielbewußt den richtigen Kurs verfolgen und wird bei schwerem Wetter nicht mehr genötigt sein, wie es vorgekommen ist, auf offener See vor dem durch eine enge Einfahrt blockierten Hafen Anker zu werfen; unbeirrt von den zu seiten der Fahrrinne drohenden Untiefen und Klippen wird er den schützenden Hafen aufsuchen können.

Ing. Dr. Günther Bandat.

Der Fischreiher, ein Schmuckriese unserer Vogelwelt.

Der Fischreiher, auch Grauer Reiher genannt, gehört bei einer Länge von 100 bis 110 cm zu den wenigen Großvögeln, die für das Landschaftsbild vieler Gegenden unseres Vaterlandes noch einige Bedeutung haben. Wir sehen ihn als einsamen, in Aschgrau, Weiß und Schwarz gekleideten Fischer im seichten Wasser der Flüsse und Seen stehen, mit langsamen, weit ausholenden Schlägen seiner mächtigen, an den Spitzen stark abgerundeten Flügel dem Schlafbaum zustreichen oder in größerer oder geringerer Zahl über dem „Reiherstande", der in den höchsten Wipfeln eines von Menschen nicht zu sehr beunruhigten Waldes angelegten Horstkolonie, kreisen. Für das Flugbild des Reihers sind der S-förmig gekrümmte Hals und der zwischen die Schultern eingezogene Kopf so charakteristisch, daß man den Vogel auch aus weiter Ferne weder mit dem Storch noch mit dem Kranich verwechseln kann.

Der Fischreiher ist Bewohner der Alten Welt und Australiens und tritt in der gemäßigten Zone als Zug-, im Süden als Strichvogel auf. Viele, namentlich jüngere Vögel überwintern auch bei uns an offenen Gewässern. Die Nahrung besteht aus Fischen, Lurchen, Kriechtieren, Muscheln, Regenwürmern, Wasserinsekten, Jungvögeln und Feldmäusen. Unleugbar fügt der Reiher den Teichwirten Schaden zu, doch ist dieser nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt, da das von jedem einzelnen Vogel befischte Gebiet sehr ausgedehnt ist. — Anfang April beginnt die Paarungszeit. Der Reiher baut seinen Horst aus dürren Zweigen, die er zu ansehnlichen Haufen aufeinanderschichtet. Die schwach vertiefte Nestmulde wird mit feinerem Material: Borsten, Haaren, Federn und Moos, ausgelegt. Bei uns stehen die Horste fast immer auf hohen Bäumen, und zwar heute meist einzeln, seltener, wie früher ganz allgemein, kolonienweise. Schilfhorste, wie sie in Ungarn und in den Donauniederungen an der Tagesordnung sind, kommen in Deutschland nur gelegentlich vor. Ende April bis Mitte Mai ist das Gelege vollzählig. Die drei bis vier, im Höchstfalle sechs Eier gleichen hinsichtlich der Größe denen der Hausente: ihre Schale ist blaugrün und glatt, jedoch ohne Glanz. Die Bebrütung dauert etwas über drei Wochen. Die Jungen zeichnen sich durch unförmig große Köpfe und kräftige Ständer aus und machen mit ihren Daunenschöpfen einen überaus drolligen Eindruck. Sie hocken vier bis fünf Wochen im Horst, verlassen ihn aber hin und wieder schon einige Tage vor dem Ausfliegen, um auf den benachbarten Ästen oder, wenn ihre Wiege ein Schilfhorst ist, auf dem Boden Gehversuche anzustellen. Die Eltern tragen ihnen von früh bis spät Fraß zu, von dem wegen des gierigen Zuschnappens der immer hungrigen Sprößlinge viel über den Horstrand fällt. Bei dem regen Stoffwechsel der Vögel sind die unteren Zweige der Horstbäume und die Bodenvegetation über und über mit dem kalkweißen übelriechenden „Geschmeiß" bedeckt. — Da Teichwirte und Fischereiberechtigte dem Reiher nicht wohlgesinnt sind, den alten, sehr scheuen Vögeln aber nicht leicht beizukommen ist, pflegt man alljährlich in den Horstkolonien wahre bethlehemitische Kindermorde zu veranstalten, was die Alten seltsamerweise nicht davon abhält, den Stand im nächsten Frühling wieder zu beziehen. Wenn der Reiher dank diesen Verfolgungen heute auch weit weniger häufig ist als früher, so braucht der Naturfreund vorläufig doch noch nicht zu befürchten, daß der schöne und dekorative Vogel, den überdies, als das edelste Wild des Beizjägers, von den Zeiten der Falknerei her ein Schimmer der Romantik umkleidet, dem Aussterben entgegengehe. Bricht sich doch in immer weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß niemand berechtigt ist, aus rein selbstischen Gründen ein Geschöpf auszurotten, an dessen Dasein andere Menschen ihre Freude haben. H—s.





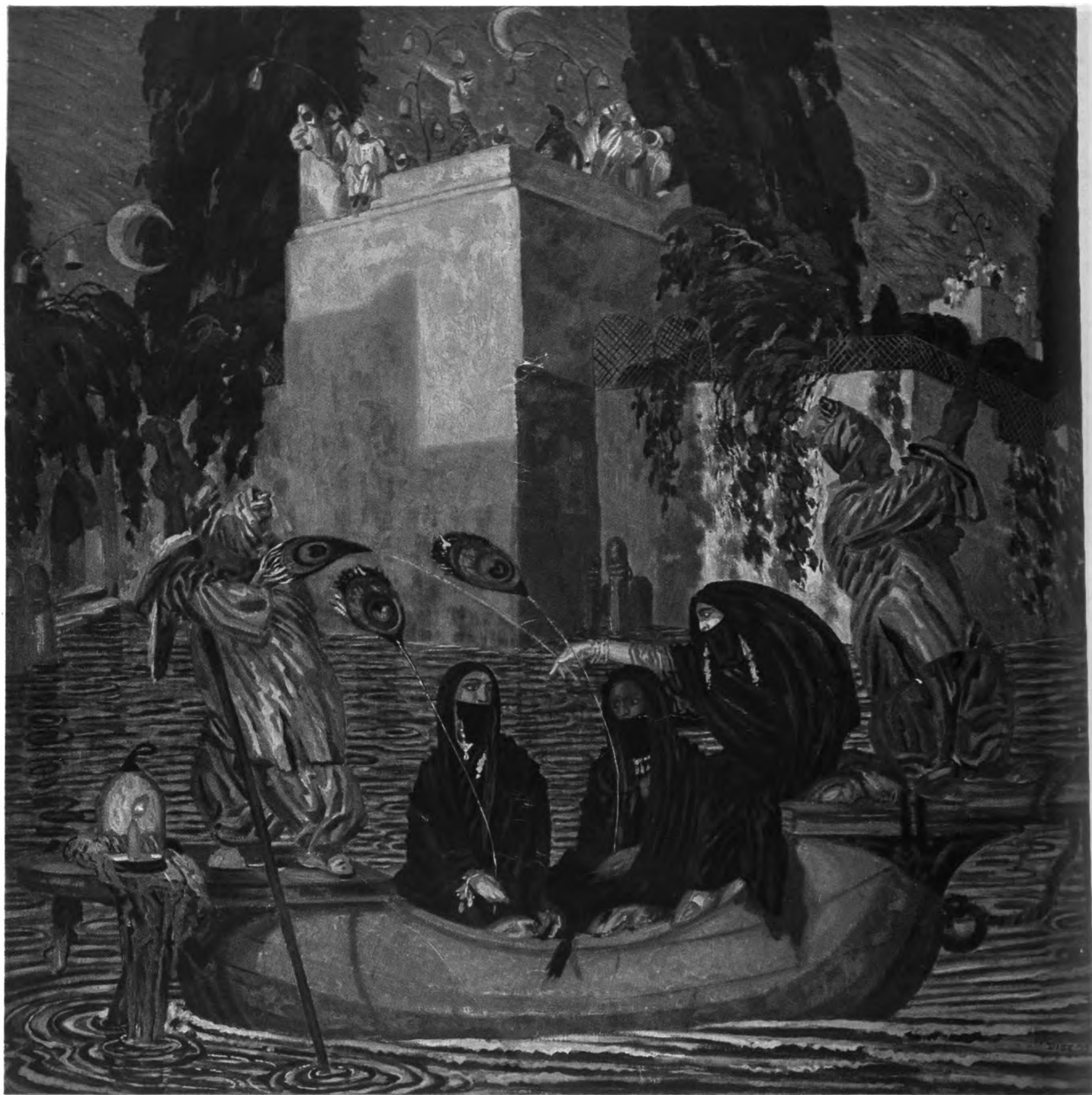
Reiherhorstkolonie. — Rechts oben: Am Teichufer.



Über dem Horst kreisender Fischreiher.



Junger Fischreiher.



MÄRCHEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT

GEMÄLDE VON PROF. JULIUS DIEZ

(AUS BRAKLS KUNSTHAUS, MÜNCHEN)

Herr cand. med. Neumann

Silvester-Humoreske von Paul Grabein

Nichtswürdige Geschichte das!"

Grimmige Verwünschungen ausstoßend, schickte sich der Studiosus Kurt Kößler an, die Treppe zur Wohnung seiner Tante, der alten Geheimrätin, langsam wieder hinaufzusteigen, die er vor reichlich einer Stunde hinabgeeilt war, um den unumgänglich nötigen vierzehnten Mann zu finden.

Tante Aurelie war nämlich in manchen Dingen ungemein abergläubisch, und so hätte sie, als heute abend noch im letzten Augenblick eine Absage zu ihrer Silvestergesellschaft gekommen war, sich lieber „krank" ins Bett gelegt und alle Geladenen wieder nach Hause gehen lassen, als daß sie zu dreizehn am Tisch gesessen hätten. Doch da war ihr als ein Retter in der Not der gute Neffe gekommen; schon eine Stunde früher, als geladen war, um, wie er sagte, „der lieben Tante noch ein wenig zur Hand zu gehen".

Als er ihren Kummer hörte, versprach er sofort Hilfe; er wollte einen seiner Kommilitonen, die sich in der Nähe zu einem Abendschoppen zu treffen pflegten, eilends „herbeischleifen". Die Tante war gerührt über diese Hilfsbereitschaft und drückte dem guten Jungen einen Zwanzigmarkschein in die Hand, um das Auto und etwaige sonstige Unkosten dieser Expedition zu bezahlen. Kurt hatte unter löblicher Ersparnis des Fahrzeugs die verabredete Kneipe aufgesucht, dort aber zu seinem herben Kummer die Freunde nicht vorgefunden. Ohne Besinnen war er zu ihren Wohnungen geeilt, fand sie aber leer, und die Phileusen, sprich: Wirtinnen, wußten natürlich nicht, in welchen Strudel des Berliner Silvestervergnügens die rüstigen Schwimmer sich gestürzt hatten. Inzwischen war die neunte Stunde schon halb verronnen, und die Gäste mußten bei der Geheimrätin jeden Augenblick eintreffen. Tief geknickt war der arme Studio unter solchen Umständen ihrer Behausung wieder zugeschritten.

Um ganz offen zu sein, es war nicht allein das Mitgefühl mit der armen Tante; er hatte auch ein kleines persönliches Interesse an der Sache. Es war nämlich morgen, zum Neujahrs-Ersten, mit tödlicher Sicherheit zu erwarten, daß in stattlicher Anzahl unbarmherzige Tretphilister bei ihm zur Gratulationscour antraten, die ihm nicht von der Bude gingen, bis er ihnen auf ihre Forderungen eine angemessene Abschlagszahlung leistete. Da war es nun seine Absicht gewesen, die stets hilfsbereite Tante um ein unverzinslichen Darlehen von einigen hundert Mark auf unbestimmte Zeit anzugehen. Darum hatte er sich auch so frühzeitig schon bei der alten Dame eingefunden. Nun war dieser fatale Zwischenfall gekommen! Was sollte aus seiner Finanzoperation werden, wenn die verunglückte Silvestergesellschaft die Tante um ihre gute Laune brachte?

Während er mit diesen trübseligen Gedanken langsam, um noch eine Henkersfrist zu gewinnen, die Treppe im Hause der Tante hinaufstieg, klangen eilige Tritte hinter ihm, und ein Herr kam herauf. Es war ein nach der neuesten Mode gekleideter junger Mann im schwarzen Abendanzug. Jetzt war der Fremde heraufgekommen und wollte an Kurt vorüber, als er plötzlich mit verbindlichem Lächeln und elegantem Schwung des Arms den Hut zog und ein: „Gehorsamen Diener, Herr Doktor!" hören ließ.

Kurt sah den Fremden einen Augenblick verwundert an, im nächsten Moment erkannte er ihn: Wahrhaftig, es war ja Fritz, der ehemalige Kellner seiner Stammkneipe, der hübsche, forsche Kerl, mit dem er und die Kommilitonen manchen Spaß gehabt hatten, denn Fritz verfügte über einen ungewöhnlichen Mutterwitz und echt berlinische Beredsamkeit. Der Studiosus erwiderte den Gruß freundlich und fragte den einstmaligen Leibkellner, was ihn denn hierherführe. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß dieser schon seit längerer Zeit als Lohnkellner serviere, infolge seines einnehmenden Äußern eine sehr feine Kundschaft habe und heute zu der Geheimrätin bestellt sei.

Während Kurt, über dieses seltsame Zusammentreffen noch ganz verwundert, den andern anstarrte, durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke: Der Fritz sah so todschick aus und wußte sich auch so gebildet auszudrücken, daß man ihn sehr wohl für einen Angehörigen der guten Kreise halten konnte, um so mehr, als er, dank seiner langjährigen Praxis auf der Couleurkneipe, speziell die akademischen Umgangsformen völlig beherrschte. Er mußte also die Rolle des gesuchten Kommilitonen und des vierzehnten Gastes der Tante übernehmen. Ja wahrhaftig — das war die Rettung aus aller Not!

Rasch entschlossen nahm er Fritz beim Arm und teilte ihm alles mit. Es bedurfte keines langen Zuredens, der tolle Streich reizte den unternehmungslustigen Serviettenschwinger, der schon früher den Herren Studenten als geschickter Helfershelfer bei manchem üppigen Ulk gedient hatte. Und alle etwaigen Bedenken waren beseitigt, als Kurt ihm den von der Tante erhaltenen Zwanzigmarkschein in die Hand drückte; er versprach, die Rolle des Kandidaten der Medizin Max Neumann zu übernehmen und tadellos durchzuführen.

Es ging in der Tat alles großartig; der Pseudokandidat bewegte sich mit einer solchen Geschicklichkeit und Sicherheit auf dem Parkett der Geheimrätin, als ob das seine alltägliche Beschäftigung sei. Mit Staunen sah es Kurt. Der gute Fritz schien während des Ausübens seines Lohndienerberufs mit Erfolg gesellschaftliche Studien gemacht zu haben. Er küßte der Hausfrau bei der Vorstellung unter tiefer Verneigung die Hand, er war „entzückt über die reizende Aufnahme", er klappte beim Verbeugen die Hacken zusammen und wußte mit den jungen Damen Konversation zu machen, daß Kurt einfach platt war.

Im Vorübergehen raunte ihm die Tante zu, daß sein Freund ein „sehr angenehmer junger Mensch" sei. Der Neffe wurde über den guten Eindruck seines Schützlings, das glückliche Gelingen seines tollen Streiches und die sichere Aussicht auf einen Erfolg seiner Finanzoperation in die allerrosigste Laune versetzt. Zwei außer ihm noch anwesende jüngere Herren, Referendare, waren allerdings weniger entzückt von dem Freunde, den der Neffe der Wirtin da mitgebracht hatte; sie ärgerten sich über „die hanebüchene Unverschämtheit", mit der dieser Kerl den jungen Damen den Hof schnitt und sie beständig so ungeniert in Anspruch nahm, daß sie selber gar nicht zur Entfaltung ihrer gesellschaftlichen Talente kamen.

Während man sich in der längst vollständigen Gesellschaft derart angeregt unterhielt, war die Gastgeberin in neuer, höchster Verlegenheit. Ihre Gäste waren nun zwar alle erschienen, aber die wichtigste Person dieses Abends war ausgeblieben — nämlich der bestellte Lohndiener. Verzweifelt klagte die arme Geheimrätin ihrem Neffen, den sie ins Speisezimmer gewinkt hatte, ihr Leid. Aber auch dieser vielgewandte Berater wußte diesmal nicht zu helfen! — — — Es war bereits halb zehn durch, das Essen verbrannte bald auf dem Herde, was half's — das Hausmädchen mußte allein servieren! Die Geheimrätin bat also die Herrschaften zu Tisch, indem sie ihnen ihr Mißgeschick mit dem pflichtvergessenen Lohndiener klagte.

„Unglaublicher Kerl — nicht, meine Gnädigste?" näselte Herr cand. med. Neumann seiner niedlichen Tischdame zu, als er sie zur Tafel führte. „Ja, diese Leute arbeiten heutzutage nur noch, wenn es ihnen paßt."

Trotz dieses Malheurs war aber die Stimmung in der Gesellschaft bald ganz ausgezeichnet. Die Unterhaltung schwirrte, die Gläser klangen zusammen, und aus den Augen glänzte die Freude. Der Ausgelassenste in der Tafelrunde war unstreitig Herr cand. med. Neumann. Er hatte sich allerdings gründlichst mit den Kellervorräten der Geheimrätin bekannt gemacht, und der edle Trank hatte seine ohnehin geläufige Zunge zu einer bedenklichen Betriebsleistung gesteigert. Die beiden Referendare hatten denn auch bereits den „ekelhaften Schwadroneur" — wie sie sich leise zutuschelten — mit unverkennbarer Mißbilligung angesehen, die sie noch durch ein scharfes Räuspern unterstrichen, doch prallte das an Herrn Neumanns ausgezeichneter Stimmung wirkungslos ab; er erklärte vielmehr lachend über den Tisch hinweg, daß er sich „tadellos amüsiere und mächtig bei Laune sei"!

Seiner hübschen Nachbarin hatte der redegewandte flotte cand. med. anfangs ausnehmend gefallen. Selbst der alten Dame zur Linken, einer berüchtigten Kaffeeschlachtenlenkerin, nötigte er in der ersten Stunde unbedingten Respekt ab, da es sich „ganz allerliebst mit ihm klatschen lasse". Fritz hatte nämlich in all den Familien, wo er servierte, sich sorgfältig über deren persönliche Angelegenheiten von Interesse unterrichtet, eine Umsicht, die sich jetzt lohnte. So ging denn alles aufs beste, bis er in seiner „molligen Laune" das Glas zu oft an die Lippen gedrückt hatte und der bei ihm nur äußerlich aufgetragene Bildungslack abzuplatzen begann.

Mit Sorge sah Kurt diesem bedenklichen Prozeß zu, bei dem schließlich der wahre Kern seines „Freundes Neumann" in fürchterlicher Weise zutage kommen mußte. Indessen, ein gütiges Geschick wandte das Schreckliche einstweilen noch einmal ab. Die Tafel wurde nämlich bald von der Geheimrätin aufgehoben, und man verteilte sich wieder zu zwanglosen Gruppen im Salon. Kurt benutzte diese Gelegenheit, den redseligen Mitverschworenen abseitszuziehen, ihm tüchtig den Marsch zu blasen wegen seiner Unbotmäßigkeit, die sie beide in Gefahr gebracht hatte, und ihm streng einzuschärfen, sich fortab möglichst schweigsam zu verhalten.

Fritz, ziemlich geknickt, versprach sein Bestes und ließ sich willig in eine Ecke führen, wo er sich mit einer Zigarre in der Gesellschaft eines ungefährlichen, weil etwas schwerhörigen alten Herrn begnügen sollte. Kurt schaute unterdessen nach einer Gelegenheit aus, die Tante

ohne Zeugen zu sprechen, um ihr das Darlehen abzuschmeicheln. Er mußte die Sache beschleunigen; lange konnte er den unsicheren Kantonisten, den Fritz, nicht mehr in der Gesellschaft lassen, ohne daß er Unheil anrichtete. Sobald daher seine Finanzoperation geglückt, wollte er sich mit dem „Freunde" heimlich empfehlen.

Während Kurt sich zur Erreichung seines Zieles in der Nähe der Tante im Zimmer der Damen unruhig herumdrückte, wurde Freund Neumann die Zeit im stumpfsinnigen Tete-a-tete mit dem halbtauben Gast etwas lang. Er hatte zudem gehört, daß im Eßzimmer ein Fäßchen Pschorr aufgestellt worden sei — kurzum, er verabschiedete sich freundlich von dem alten Herrn und spazierte nach der feuchten Ecke hinüber, wo er in der Tat die Bierquelle vorfand, an der eine ansehnliche Küchenfee in weißer Schürze gerade mit dem Einschenken beschäftigt war.

„Ach, Fräulein, verpassen Sie mir doch auch ein Flakon!" rief er mit jovialer Herablassung der Schenkin zu. Diese blickte beim Klang seiner Stimme auf und ließ vor Schrecken beinahe das Tablett mit den Gläsern fallen.

„J Jotte doch, nee — Herr Wienecke! Wo kommen Sie denn uff eenmal hier rinjeschneit? Die Madam hat ja den janzen Abend uff Ihnen jelauert!"

Fritz fuhr zusammen, als ob er auf eine Schlange getreten hätte. Verdammt! Das Frauenzimmer kannte ihn! Gewiß hatte sie früher bei einer Familie gedient, wo er serviert hatte. Nun hieß es, sich dreist herauslügen. So nahm er denn seine hochmütigste Miene an und näselte:

„Sie sind wohl nicht ganz bei sich, meine Beste? Der Teufel ist Ihr Herr Wienecke! Ich habe nicht die Ehre, in Ihren Kreisen bekannt zu sein."

Verächtlich die Schulter hebend, wollte er aus dem Zimmer gehen. Aber die resolute Fee der Küche, in ihrem Stolz tödlich verletzt, gab sich nicht damit zufrieden. In ihrer Erregung trat sie dicht an ihn heran und brach mit ziemlich weit vernehmbarer Stimme los:

„Na, nu wird's Dag! So 'ne Unverschämtheit is mir doch noch nich vorjekommen. Jetzt sind Se uff eenmal nich mehr der Lohndiener Wienecke un woll'n 'nen Jeschwollenen markieren un mir nich mehr kennen? Nee, Jungeken, spielen Se den wilden Mann, wo Se woll'n, aber bei mir hab'n Se damit keen Jlück nich!"

Fritz wurde bei dieser heftigen Apostrophe, die man unbedingt im Nebenzimmer hören mußte, abwechselnd brühsiedeheiß und eiskalt. Angstvoll spähte er nach einem Ausgang, um sich davonzumachen. Aber es war zu spät. Schon war im Salon der Zornausbruch der resoluten Köchin vernommen worden, und ganz erstaunt über dieses unerhörte Betragen, war jeder verstummt.

Am störendsten wirkte jedoch die heftige Szene auf eine leise Unterhaltung, die abseits von der Gesellschaft im palmenversteckten Erker von einer Dame und einem Herrn geführt wurde. Es waren Tante Aurelie und Kurt, die dort standen. Es war dem erfindungsreichen Neffen gerade gelungen, unter dem Vorwand einer wirtschaftlichen Frage die Geheimrätin beiseitezunehmen und seine Beichte abzulegen. Nach eindringlichen Vorwürfen und Ermahnungen stand Kurt unmittelbar vor der Absolution und Offenbarung werktätiger Tantenliebe, da erhob sich im Eßzimmer der laute Lärm, ertönte das schrille Organ der trefflichen Köchin.

In höchstem Maße betroffen, rauschte die Geheimrätin nach dem Gemach hin, von wo der Spektakel kam; ihr auf dem Fuße folgte der Neffe. Nun bot sich ihren Blicken die seltsame Gruppe dar: der ganz niedergeschmetterte, hilflos um sich blickende Herr cand. med. Neumann und die zornig auf ihn eindringende, hochrote Köchin!

Gleich der erste Blick sagte Kurt, daß „hier etwas faul war im Staate Dänemark". Ihm schwante, daß die Entlarvung des Pseudo-Neumann fällig war, und mit unsicherem Blick spähte er nach einer Gelegenheit zum beschleunigten Rückzug.

Inzwischen herrschte die Geheimrätin ihren dienstbaren Geist an:

„Minna, haben Sie den Verstand verloren? Was denken Sie sich eigentlich bei Ihrem Betragen?"

Die resolute Köchin aber ließ sich nicht so leicht einschüchtern.

„Nischt vor unjut, jnä'je Frau", verteidigte sie sich im Gefühl ihrer Unschuld. „Det soll woll aber 'nen Menschen nich außer Fassong bringen, wenn so'n fauler Knopp, der bei andre Leute mit die Serviette hinterm Stuhl steht, hier den Noblichten markiert un unsereenen ieber die Achsel ankiekt!"

Während die Geheimrätin und ihre Gäste noch ganz verständnislos die Sprecherin anstarrten, die sie für übergeschnappt hielten, hatte der unglückliche „Herr cand. med. Neumann" bemerkt, wie sein Gönner die auf die Köchin konzentrierte allgemeine Aufmerksamkeit geschwind ausnutzen wollte, um sich aus dem Staube zu machen. Als Fritz, seinen sicheren Untergang vor Augen, den Anstifter seines Malheurs sich feige zur Flucht wenden und ihn selber schutzlos preisgeben sah, da packte ihn ein Gefühl der Bitterkeit und der Gleichgültigkeit seiner Lage gegenüber, wie weiland Cäsar, da er Brutus unter seinen Mördern erkannte. Mit lauter Stimme gab er darum seinem Schmerze Ausdruck, indem er auf den gerade nach der Türklinke Greifenden hinwies:

„Na ja, Herr Doktor, nu lassen Sie mich hier in der Tinte sitzen, nachdem ich Ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt habe."

Damit lenkte Fritz die Augen aller auf den armen Studio hin, der sich so noch zwischen Tür und Angel ertappt sah und vergebens nach einem Mauseloch spähte, in das er sich hätte verkriechen können. Die Geheimrätin aber, der eine furchtbare Ahnung aufstieg, trat dicht auf den Neffen zu und ersuchte ihn mit bebender Stimme um Aufklärung über diesen merkwürdigen Zwischenfall.

Nun war alles aus. Mit dumpfer Resignation ergab sich Kurt in sein Schicksal, und mit einem Anflug von Galgenhumor begann er, den Hergang des ganzen Abenteuers zu erzählen.

Als er zu Ende war — es schlug gerade Mitternacht, das neue Jahr brach an — da traute er seinen Ohren nicht! Anstatt der befürchteten höchsten Empörung auf allen Seiten brach ein homerisches Gelächter aus. In ihrer animierten Silvesterlaune hatte die Gesellschaft den Fall von der allerheitersten Seite aufgefaßt. Man fand den Streich des Bruders Studio unbezahlbar, dieser war mit einem Schlage der Held des Abends geworden, und selbst seinem Helfershelfer, dem unverfrorenen Fritz, war man nicht gram.

Als die Geheimrätin sah, daß ihre Gäste die Sache so gut aufnahmen, war auch sie zur Verzeihung geneigt und ließ den Neffen mit einer scherzhaften Abkanzelung davonkommen.

Fritz dagegen traf doch die Strafe. Er mußte sofort eine Serviette nehmen und mit der glänzend gerechtfertigten Minna zusammen die Gäste bedienen, unter denen er sich noch bis vor einer Minute selber befunden hatte. Und es wurde ihm nicht leicht gemacht; denn bis in die Morgenstunden hinein erscholl der ironische Zuruf:

„Bitte noch ein Glas Bowle, Herr cand. med. Neumann!"

BEI EINEM SCHLAFENDEN KINDE

VON HANS NATONEK

Wir sind die Teile nur, du bist das Ganze, das neue Unbekannte aus verworrenen Hälften. Zwei Wege kreuzten sich, da wuchs ein kleiner Wegweiser auf.

Wie tief erschüttert mich jetzt jeder Makel, den ich an uns entdeckte! Wie bitter schärft deine Kindesunschuld mein Auge für unsere Fehler! Wir sind die Teile — das Ganze schlummert hier.

Wie werden meine Mängel und deine Vorzüge, Frau, meine Vorzüge und deine Mängel, meine Art und dein eigensinnig Widerspiel sich in dem Kind begegnen? Welches Mysterium der Mischung bestimmt die Prägung?

Oh, daß ich bestehen könnte vor deinem ahnungslosen Schlaf! Daß ich beim Anblick deiner Holdseligkeit mich nicht so ganz anders wünschen müßte, als ich bin! Da du nun bist, überfällt mich die bange Schöpferqual des Zweifels. Zu gut kenn' ich die Teile, um nicht zu wünschen, das Ganze werde besser als die Summe . . .

Wenn der süße Morgennebel sich hebt von seiner Kindheit, dann, mächtige Fügung, widerhole im Kinde nicht uns, die Eltern, dann segne uns mit seinem neuen Antlitz, darin das Ich und Du so überwunden ist, wie in dem guten Werke sich die Qual-Natur des Künstlers reinigt.

Wir wollen beten, Frau, vier Hände ineinander in vierfacher Umschlingung: Wir sind die Teile nur, du bist das Ganze. Süßer, kleiner Atem, trag unser Gebet!

Jedes Kind ist Schöpfer einer kommenden Welt, Träger eines künftigen Schicksals. Es wird Welt schaffen und Schicksal erleiden. Das ist es, was uns zwingt, an der Wiege eines Kindes die Hände zu falten.

•

„Werde so brav wie dein Vater" — der Wunsch guter, aber in ihrem Blickfeld begrenzter Mütter. Der Wunsch des guten Vaters: „Der Apfel falle so weit wie möglich vom Baume!"

•

Kindergarten — Pleonasmus! Kinder sind ja schon ein Garten.

•

Eines Tages belauschte ich das Zwiegespräch eines müden, enttäuschten Greises mit einem herbstlichen Baum. „Du Baum," sagte der alte Mann und stieß mit dem Stock gegen die Rinde, „welker Baum, du wirst im nächsten Frühling wieder jung werden. Aber ich, ich werde nie wieder jung werden. Du wirst wieder und wieder Blüten tragen, aber ich bin für immer entlaubt." Dem alten Mann spielte ein Enkelkind an der Hand, und der graue Tor wußte es nicht, wußte nicht, daß er alle Jugend und Blüte noch vor sich hatte, wie der herbstliche Baum.

Unbeschriebene Blätter





Was nun? (Phot. R. Jobst.)
Rechts oben: Uschi und das Chinesenkind. (Phot. Walter Süßmann.)



So was Putziges hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen!





Links:

Paß auf, Teddy, was ich dir jetzt zeige! (Phot. Walter Süßmann.)

Rechts:

Was hat man dir, du armes Kind, getan? (Phot. Walter Süßmann).

TOMBOLA

Rund um die Wohltätigkeitslotterie.

Von Gustav Herrmann, mit Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.



Ein liebend gern gesehener Besuch: Der eindringliche Werber für Tombola-Stiftungen im kunstgewerblichen Laden.

„Hol' dich Der oder Jener!" knurrte innerlich Frau Ludmilla Käsebier, Inhaberin des kunstgewerblichen Ladens gleicher Firma, als sie den ihr wohlbekannten Herrn mit den erbsgelben Glacés und dem verbindlichen Lächeln eintreten sah, laut aber sagte sie: „Hocherfreut, Herr Rat! Welch ein Glanz in meiner niederen Hütte!" Der Angeredete verneigte sich in gemessener Würde und entrollte mit aalglatter Liebenswürdigkeit ein schaudererregendes Bild von der Zeiten Not. Er betonte hierbei die soziale Pflicht aller Gewerbetreibenden, zu ihrem Teile mit beizutragen, auf daß solchem Elend durch den „Wohltätigkeitsbasar der 399", mit Tombola, nachfolgendem Tänzchen, Kabarettvorstellung und Sektzelt, gesteuert werde, und wich hartnäckig dem Winkel mit den Ladenhütern aus, in den ihn die rührige Dame immer wieder zu kornern trachtete. Gerade streckte er die Spinnefinger nach einem echten „Kopenhagener Seelöwen" aus und warf dabei nur so nebenbei hin: „Frau Geheimrat Schnaube, die Generaldirektorsgattin vom ‚Untermitteldeutschen Kreditverein' steht mit an der Spitze des Ehrenkomitees — das ist ja wohl auch Ihre Bankverbindung."

Die Tombola ist eine Ausgeburt gesellschaftlicher Gewalttätigkeit für den „Gewinnspender", die Masse der Loskäufer, die Gewinner und überwiegenden Nietler — aber sie hat natürlich auch ihre entzückenden Seiten. Spaß — warum hieß sie sonst „die" Tombola und wäre weiblichen Geschlechts! Auch im trauten Familienkreise bereitet die Gewinnbeistellung und Auswahl geistige Überstunden. Sie fällt nach langer Beratung seitens Mutter und Tochter auf Tante Bertas selbstgesticktes Kissen, so eine Art von Mißgeburt zwischen Paradestück und Schlummerrolle. Die arme Tante muß zuverlässig dem Ballfeste fernbleiben, da ihr Gebiß sich in Reparatur befindet. Aber des sehr sozial denkenden Hausherrn Gewissen widerspricht: Mit dem Kissen seien der Wohltätigkeit noch keine Schranken gesetzt — und er drängt auf Mitgabe des verstaubten Makart-Buketts (die Distelköpfe werden nochmals frisch kupfergoldig bronziert) sowie Hinzufügung des spiegeltragenden Zinkguß-Amors im Jugendstil aus Töchterleins Jungmädchenzimmer.



Das Kissen von Tante Berta können wir ruhig stiften — Tantchen geht ja doch nicht zum Fest!

Geistige Hochspannung löst der Tombola-Aufbau in den repräsentativen Köpfen der Vereinsvorstände aus, man hört es förmlich knistern. Wie soll man diese Springflut von Schätzen so arrangieren, daß alles wirkungsvoll zur Geltung kommt und propagandistisch eine Loskaufepidemie auslöst? Da sind allerlei Funkgeräte, vier wundervolle Öldrucke (3 bei 5 Meter) in goldenen Rahmen, eine Alaskafuchsboa aus echtem, schwarzem Hasen, zwei Kilo Schneeberger Schnupftabak, ein Zwillingskinderwagen (etwas veraltetes Modell), ein halb Dutzend Flaschen „Weinbrand-Verschnitt", mindergrädig. Sind ganze Wagenladungen von Broschüren und Büchern, Remittenden (nur ganz unmerklich beschmutzt), mehrere Prachtwerke auf Kriegspapier, ein Gros Büstenhalter (gespendet wegen Umstellung des Geschäfts zufolge anthropomorpher Rückbildung auf diesem Gebiete), viele, viele Kunstblätter, gepökelte Schweinsfüße, ein Kübel Schlagsahne, eine Tonne Modellierton, eine silberne Zuckerzange für fünfzig Personen. Mehr darf nicht verraten werden, sonst geht die geheimnisvolle Spannung verloren, und die ganze Tombola macht keinen Spaß mehr. Aber eines noch: ein ganzer Haufen „Vorzugskarten" in die Theater und Kabarette — der Inhaber braucht nur den halben Preis zu bezahlen, auf der Weinterrasse gar nichts (außer dem Wein).

Die tüchtigen Losverkäuferinnen hängen sich an die Festbesucher wie die Kletten. Sie scheuen dabei vor den plumpsten Lügen nicht zurück — eine sagte mir, ich hätte bildschöne, treue Augen und eine adonische Figur. Alles für die Wohltätigkeit!



Beim Tombola-Aufbau — die einen haben die Arbeit, die anderen den Jux: „Kicks, Fräulein Gerda; wollen Sie mich nicht als Staubwedel engagieren?"

Tatütataa! Die Gewinnverteilung beginnt! Jedermann und jedefrau drängen erwartungsvoll zum Gabentisch. Der Herr Stadtbaurat hat einen Kindersteinbaukasten gewonnen, die Frau Oberkonsistorialrat ein Bild vom Boxmeister Diener in Sportdreß. Ein Herr von der Politik trägt die neueste Witzsammlung „Schmus und Stuß" davon, die stocktaube Großtante einen Lautsprecher; ein Autor gewinnt sein eigenes Buch. Sämtliche Damen sind mit Zigarren und Toback versehen, mein Onkel Erwin, genannt „die Glühbirne", mit ½ Dutzend Flaschen alkoholfreiem Johannisbeerwein. Großmütterchen heimst eine Broschüre ein: „Was muß ein junges Mädchen von der Ehe wissen?", die fünzigjährige chronische Jungfrau Fini Züchtig: „Wie sag' ich's meinem Kinde?" und der schwer unter ehelicher Geschäftsaufsicht stehende Herr Rentier Mustopf das Werkchen: „Wie werde ich energisch?" Der dicke Wechselstubeninhaber Goldmann gewinnt ein Reitabonnement und eine Damenbluse, Größe 40, die spindeldürre Ludmilla Zickenbart „das Kaloriensystem" — der Direktor des Operettentheaters Platzanweisungen in einen Musentempel; Hagestolz, langjähriger Abonnent des „Junggesellen", eine überlebensgroße Krusepuppe, mit Saugflasche — Fleischermeister Nietsche-Schlaumann ein Kochbuch für vegetarische Kost.

Die meisten ziehen einen Flunsch, viele aber auch sind sichtlich befriedigt und schleppen sich mit Zentnerlasten. Am meisten strahlt ein entzückender Backfisch: das Glück warf ihm „Bruno Kastner" in den Schoß, frisch und schön wie der junge Tag, im neuesten Frackschnitt, mit seitlichen Bügelfalten an den Tonnen-Beinkleidern, und Reißleine, statt Knöpfen. Oh — oh! Es war wunderschön! Und wenn die Tombolaleiter zum Schluß die Kasse überzählen, da zeigt sich, daß die ganze Aufregung doch allerlei eingebracht hat zur Linderung von Not und Bedrängnis.



„Kaufen Sie uns doch noch ein paar Lose ab!" — „Um Gottes Willen, ich kann schon ein Zimmer damit tapezieren!"



Auf dem Wohltätigkeitsfest: Die glücklichen Tombola-Gewinner.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig zu dem gegenüberstehenden Beitrag „Tombola".

Der Dichter Karl Röttger

Zu seinem 50. Geburtstag am 23. Dezember

Tage der Fülle" nennt sich eines der Bücher Karl Röttgers! — Zu Jahrzehnten der Fülle haben sich die Jahre dichterischen Schaffens gerundet, auf die Röttger, der Fünfziger, heute zurückschauen darf. Reich, selten reich ist die Ernte seines Dichtens. Nicht nur, was Umfang betrifft, auch, ja, mehr noch, was Gehalt angeht!

Nicht ohne Einwirkung auf Röttger, den Dichter, ist das Werden Röttgers, des Menschen, gewesen. Nicht unwichtig daher, daß Röttger, im westfälischen Landstädtchen Lübbecke geboren und seit Jahrzehnten in Düsseldorf ansässig, aus Enge und Kleinheit gekommen ist. Der Vater war ein vergrübelter Handwerker, aber ein „Meister der Armut", die Mutter eine einfache Natur, aber eine „Heldin des Alltags", beide tiefreligiös, aber ohne jede Enge, schwerstes Schicksal heroisch tragend. Dazu trat der Eindruck der Landschaft mit ihrer Weite und Verschwommenheit, die Wirkung der Einsamkeit auf das Kind, das aus dem Gefühl des Sich-überlassen-Seins heraus zur Beschäftigung mit der Umgebung, zu lebendigem Erfassen und Durchdringen von Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt kommen mußte.



Karl Röttger.
Nach einer Zeichnung von Walter Ophey.

Grunderlebnisse des Menschen Röttger waren das, Grundstimmungen des Dichters sind es geblieben. Von ihnen, Eltern, Landschaft, Einsamkeit, ist ihm die tief wurzelnde Frömmigkeit geworden, die sein Dichten und Denken durchdringt, die nichts mit äußerer Religiosität zu tun hat, die ohne alle Enge, ohne alles Wahnhafte ist, die Wirklichkeit des Daseins bedenkt, am Gegenwärtigen baut, es mit aufbaut. Von ihnen stammt ihm die sich in seinen Dichtungen stark aussprechende, sich mit Ehrfurcht vereinende Liebe zu allem Schicksal, zu allem unter dem Geschick Leidenden, zu den Bedrückten und Mißhandelten, den Verfolgten und Verkannten, zu dem „kleinen Leben" der Übersehenen und Enterbten des Lebens, zu dem des Kindes mit seinen scheinbar so unwichtigen, es selbst aber in all seinen Fasern erschütternden Freuden, Leiden und Nöten!

Wichtig für den Dichter auch sein literarischer Werdegang! Freund war ihm schon früh Leopold Schefer mit der mild-versöhnlichen Weisheit, der beschaulich-andächtigen Naturliebe des „Laienbreviers", Anreger wurden ihm Falke, Dehmel, Rainer Maria Rilke, Meister ward ihm Otto zur Linde. Das allerdings nicht im alltäglichen Sinne. Nicht derart, daß er ihm, was Inhalt und Form von Dichtungen angeht, Muster gewesen. Lehrer war er ihm insoweit, als er ihn zu der Erkenntnis führte, daß er erst sich selbst finden müsse, daß er der Stimme seines Inneren lauschen, sich in sein Inneres versenken müsse, bis sich das seine Seele Erfüllende so verdichtet, daß es als Ge—dichtetes sich seiner Seele eruptiv, rauschhaft, zwangsmäßig in der ihm aus sich gewordenen und daher untrennbar mit ihm verbundenen Form entwinde. Daß er ihm den Weg zu sich gewiesen, das dankt Röttger Otto zur Linde, dem Führer der Charontiker; daß er die Fülle des Erlebens seiner einzig-einsamen Seele eigene Form sich schmieden läßt, das macht Röttger zum Nachfolger Otto zur Lindes!

Reich nun wie der Mensch Röttger in seinem Inneren, ist sein Schaffen! Reich ist es den Formen nach, in denen es sich verdichtet: Lyrik haben die ersten Jahre gebracht, Legenden sind gefolgt, Erzählungen gereift, Dramen geworden, Märchenspiele erschienen, Essays entstanden, ein Roman ist vor wenig Monden vollendet worden. Reich ist es den Seelen-Erlebnissen nach, die es gestaltet. Vom Erlebnis der eigenen Seele, dem Sich-bewußt-Werden der Tiefe des eigenen Inneren und des Einsamseins zeugen die Rhythmen von „Wenn deine Seele einsam wird . . .", vom Erfühlen des Wesentlichen der Landschaft, dem Aufgehen in ihr die schwebenden Verse der „Tage der Fülle", vom Suchen nach dem Zweck, dem Grund und dem Inhalt des Daseins, von der Erkenntnis, daß die scheinbare Fülle des Seienden nur Durchgang, nur Übergang von der Unendlichkeit, aus der der Mensch stammt, in die Unendlichkeit, in die der Mensch wieder geht, ist, die „Lieder von Gott und dem Tod", die Gedichte von „Sehnsucht und Schicksal". Erstaunlich dann Röttgers Erleben der Gestalt des Führers der Menschheit zu ihrem Ziel, der Gestalt Christi. Röttgers Christus-Legenden, gesammelt in den drei Bänden „Christus-Legenden", „Der Eine und die Welt" und „Das Gastmahl der Heiligen", das den Kreis allerdings schon weiter zieht, sind in ihrer Schlichtheit der Darstellung, der Wärme und Tiefe des Gefühls, der wunderbar reinen und beseelten Gestaltung des Menschensohnes, der wie ein unendlich gütiger und verständnisvoller Wegweiser und Tröster durch das Leben geht, so unerreicht, daß sie ihrem Schöpfer den ersten Platz in der religiösen Dichtung der Gegenwart verschaffen. Der Christus-Gestalt nähert sich Röttger wieder in seinem „Großen Mysterium", von dem der erste Teil vollendet ist; aus dem Erlebenskomplex der Legenden heraus schafft er auch in seinen dramatischen Legenden „Die Heimkehr", „Die Heilige Elisabeth" und in seiner Tragödie „Simson". In diesem „Simson" allerdings zeigt sich mehr der Durchdenker und Gestalter schwerster Probleme, tiefsten menschlichen Leides, als der Röttger sich erweist in einigen seiner Novellen der Sammlungen „Die Allee", „Der Schmerz des Seins" und „Stimmen im Raum" sowie in seinen Dramen „Gespaltene Seelen", „Haß", „Das Antlitz des Todes", „Des Königs Untergang", „Die Krise" und „Das letzte Gericht". In erschütternder Größe und packender dramatischer Wucht vor allem in dem „Letzten Gericht". Menschenschicksal gestaltet sich hier in sechs leben- und bluterfüllten Bildern. Menschenleid und Menschenschuld in schärfster Schärfe, bitterster Bitterkeit, grausamster Grausamkeit, Menschenqual, aus der es zum Sternenhimmel aufschreit:

„ . . . ist denn kein Frieden
Und Ausgleich solcher Erdennot beschieden?"

Röttger weiß den Weg, zeigt ihn hier in einem letzten Bilde, weist ihn in allen anderen seiner Dichtungen, läßt ihn auch in seinem aus zentralen Problemen geborenen Roman „Das Herz in der Kelter", der sowohl Entwicklungsschilderung wie Zeitbild und Gedankendichtung ist, aufleuchten. Es ist der des Sich-verstehen-Wollens, das allein das Grauenvolle, das wir Menschen uns gewöhnt haben, Tragik zu nennen, zu überwinden fähig ist.

Und dieses Ziel, zum Sich-verstehen-Wollen, zum gegenseitigen Verstehen und dadurch zur Überwindung der Qual der Vereinzelung, des Leids an Welt und Menschheit zu führen, gibt Röttgers ganzer Dichtung ihren tiefen ethischen Gehalt. Er sieht den Menschen in seinen inneren Zusammenhängen, er erfüllt in seiner Dichtung den Menschen und Geschehnissen gegenüber, die er gestaltet, was er in dem Prolog zu einem seiner Dramen einmal versprochen:

„Da hat der Dichter seine Hände ausgestreckt
Und Gottes Himmel drüber hingedeckt!"

Dr. H. Schwarz.

Erstes Leid

Von Karl Röttger

I.

Bei aller rastlosen Lebendigkeit im Spiel, im Tun, in allem Erleben, ist Kindheit doch immer noch halb im Schlaf und Traum. Kindsein, das bedeutet immer: in lebendiger Gegenwart sein, aber nicht: seiner bewußt sein.

Damit erträgt Kindheit auch das lebendige Leid, das manchmal sie überschattet.

Aber bisweilen ist doch eine Seele da unter den Kindern, die früher als die anderen wach wurde; die schaut dann groß verwundert in die kleinen, ach, so großen Schmerzen oder Schicksale der jungen Seelen. Schaut und erschauert und fängt an, ein namenloses Mitgefühl großzuwachsen. Sie sind zu schwach, Heilande und Helfer zu sein; sind aber Brüder der leidenden Kreatur.

Wilhelm Brodersen war ein solcher, und von ihm geht diese Geschichte; von ihm und ein paar Kindern, die seine Spielkameraden waren, oder die sonst seine jungen Wege kreuzten.

Brodersens Kinder durften keine Holzschuhe tragen, vor allem nach der Schule nicht; denn der Vater war Schuhmacher, und die Handwerker hielten darauf, auch in schmalen Verhältnissen, daß die Kinder sauber und ordentlich gingen. Wilhelm Brodersen machte sich keine Gedanken darüber, warum er manchmal das Gelüst hatte, auch in Holzschuhen zu laufen oder im Sommer barfuß zu gehen. Es war aber ganz gewiß auch darum, weil er ein unangenehmes Gefühl hatte, wenn Spielkameraden von der Mutter nicht gut gehalten waren. Denn das wußte er schon, daß sein Vater durchaus nicht zu den Wohlhabenden gehörte. Und außerdem spielte er in den Jahren gern mit den Arbeiterkindern. Da waren Albert, der Sohn der Näherin, und Ludwig, des Zigarrenmachers Sohn, mit denen er oft des Nachmittags bis in die Dämmerung beisammen war.

So standen sie eines Frühlingstages, bei trübem Wetter, im Kreis beieinander; man hatte mit den Kreiseln gespielt gehabt, aber darüber war die Dämmerung gekommen, und nun berieten die Jungen, was man noch beginnen sollte, bis die Mütter zum Essen rufen würden. So kamen sie auf das Versteckspielen. Darüber wurde es sieben Uhr; man rief nach Albert, er solle noch schnell zum Kaufmann gehen, um Öl und Essig zum Kartoffelsalat zu holen. So standen Wilhelm Brodersen und Ludwig noch eine Weile und starrten in die neblige Stille.

„Gehen wir auch bald nach Hause?" fragte Wilhelm. Aber Ludwig antwortete nicht. Er starrte die Straße entlang, die auf den Gänsemarkt auslief, und wo nun, hintereinander, eine Reihe von Menschen gegangen kam.

„Ick glöwe, min Vadder kümmt no Hus. Paß up."

Wilhelm wußte, daß es die Zeit war, da die Zigarrenfabriken geschlossen wurden, und so schaute er mit Ludwig die Straße hinab, der seinen Vater zu erwarten schien. Dann aber fühlte er auf einmal seine Hand von Ludwig erfaßt, fühlte sich zur Seite gezogen, an die Hauswand, und hörte die leise Stimme Ludwigs: „Do is häi." In Abstand hinter einer Gruppe von Menschen sah er Ludwigs Vater kommen, einen großen, schlanken Menschen, den sie, wegen seiner Figur, wegen seiner Haltung, seines langen Bartes und wegen seines langen dunklen Rocks, den er trug, den „Grafen" nannten. Es stockte dem Kind aber der Atem; wie immer saß ihm der Schreck im Halse, wenn er — Betrunkene sah. Mit taumelndem Gang ging der Mann dahin, eine seltsame Erscheinung, mit den langen Beinen und den wehenden Rockschößen; im Schein der Laterne sah Wilhelm das Gesicht des Mannes, dem der Bart für sein Gefühl oft etwas Vornehmes gegeben hatte. Hier aber mochte ihm etwas aufgeben von dem Gespensterhaften mancher Daseinserscheinungen. So standen beide Jungen wie erschreckt. Sie schauten wortlos der Erscheinung nach und sahen, wie sie in einer lichtlosen Haustür verschwand. Wilhelm hielt noch immer Ludwigs Hand und merkte nun auf einmal, daß er darübergestreichelt hatte.

Ludwig fing an zu sprechen, als spräche er in den Raum und nicht zu einem Spielkameraden; und es war Wilhelm sonderbar, daß er nun hochdeutsch sprach: „Ich gehe noch nicht nach Hause, ich bummle noch durch ein paar Straßen."

„Aber du wirst doch bald essen müssen und dann ins Bett", sagte Wilhelm. „Wo dein Vater nun doch nach Hause gegangen ist, wird er essen wollen."

Es schien, als ob Ludwig lächeln wollte; aber es wurde nichts daraus; er sprach: „Wenn mein Vater jetzt das Essen nicht so vorfindet, wie er's möchte oder eine Laune hat, schlägt er die Mutter oder wirft ihr das Geschirr aus dem Fenster. Darum geh' ich noch nicht." Es ging ein Windlein durch die Äste der Lindenbäume, und Wilhelm mußte sich ordentlich besinnen, was er dem Ludwig antworten solle. Doch wäre es ihm schäbig erschienen, wenn er geschwiegen hätte. So sagte er endlich: „Ludwig, ist das denn wahr?"

WESTFÄLISCHE WEIHNACHTSKRIPPEN

Weihnachtskrippen-Schnitzereien, ein wiederaufgenommener Zweig der religiösen Kunst.

(Hierzu ein Beitrag auf S. 976.)









Ein Werk von Prof. Guntermann (Bielefeld) voll kindlicher Märchenstimmung.

Links oben: Eine betont schlichte Weihnachtskrippe von Mormann (Wiedenbrück).

Rechts oben: Weihnachtskrippe von H. Bäumer (Münster) mit einfachen, herben Figuren in naturfarbenem Holz.

Links im Oval: Hirt mit Ochsen, eine der stark stilisierten, mit Humor gesehenen Krippenfiguren von Prof. Guntermann.





Anbetender Hirt, Krippenfigur von Prof. Guntermann.

Links nebenstehend: Weihnachtskrippe desselben Künstlers. Die primitiv anmutende Figurengestaltung vermittelt starke Eindrücke.

„Warum fragst du mich, wenn ich es sage?" Und an dieser Stelle war es, daß Ludwig es wie eine leise Lästigkeit fühlte, daß Wilhelm noch immer die Hand in der seinen liegen hatte. So versuchte er sie zu lösen.

Wilhelm hatte in seiner Seele einen Gedanken — aber der wurde nicht ganz wach — den Kameraden zu bitten: Geh mit zu uns ... Aber seine Scheu und Scham brachten es nicht heraus. Vielleicht auch fühlte er, daß Ludwigs Überlegenheit es nicht angenommen hätte. Denn auch halbwache Kinder schon fühlen das größere Leiden der anderen als eine Art Überlegenheit. So kam er sich klein und ärmlich vor, er hatte keinen Namen für das, was furchtbar und groß vor ihm stand, und fürchtete es; aber er fühlte ein namenloses Mitleid mit diesem Jungen, der sein Kamerad war, Holzschuhe trug, und dessen Anzug Risse hatte. Er wagte nur noch einmal die Hand des andern zu streicheln und versank dann endgültig in seine Hilflosigkeit. Ludwig aber sah ihn nicht mehr an. Als hätte er überhaupt nicht zu Wilhelm gesprochen, nickte er kurz vor sich hin. „Wenn der Skandal dann zu Ende ist, dann schläft er ein und wacht vor morgen früh nicht auf. Ich warte noch ein bißchen mit dem Heimgehen. Auf morgen . . ." Es war Wilhelm, als sei ein heißer Tropfen auf sein Herz gefallen. Er stand und sah dem Jungen nach.

Dann, nach einer Weile, besann er sich, daß er ganz allein war, wandte sich und ging.

II.

Er war ein Kind, der die Einsamkeit wie einen Raum um sich hatte, darin er seine Seele ausbreiten konnte unter den Sternen, um zu sehen, was in ihren Falten war. Wenn er im Bette lag, vor dem Einschlafen, pflegte er manches zu überdenken. Die kleine Sache mit dem betrunkenen Vater seines Freundes hatte ihn getroffen wie eine große Verwundung an seinem Leibe. (Denn in ganzer Wahrheit lebt ein Kind die Einheit von Leib und Seele.) Und da gesunder Instinkt des Menschen ein Erschrecken loszuwerden sucht, um es nicht zu einem Dämon in sich wachsen zu lassen, beschloß Wilhelm, am andern Tage seine Mutter um dies Schreckliche zu fragen. Und damit schlief er nun ein. Bevor er aber dazu kam, mit seiner Mutter zu sprechen, hörte er am andern Mittag von Albert Naumann, daß die Hausbewohner des „Grafen" am Abend zuvor den Polizeidiener geholt hätten, als Ludwigs Vater (nun schon zum wievielten Male) die Frau geschlagen habe. Unter dem Gejohle eines Trupps von Burschen und Männern habe Polizist Steinmeyer den „Grafen" zur Wache gebracht und für die Nacht eingeschlossen. Es erleichterte ihn, daß Ludwig Bessel nicht in der Schule war, da von den Jungen diese Dinge verhandelt wurden. Und er dankte es im stillen dem Lehrer, daß der sich nicht erkundigte, wo Ludwig sei. Auf dem Nachhauseweg fragte er seinen Freund Albert, was er meine, ob Ludwig wohl gegen Abend zum Spielen kommen werde. Der meinte, warum er es denn nicht tun solle. „Weil er sich vielleicht schämen wird ... Sag', könnte man ihm das ausreden, daß er sich schämt?"

„Warum soll man das tun?"

„Damit wir uns nicht vor ihm schämen."

Das aber war ein Wort, das Albert nicht verstand. Er sah seinen Freund von der Seite an, als ob er — nun ja — einen kleinen Vogel habe. Einen richtigen kleinen Vogel. Als er dann aber die angstvollen Augen Wilhelms sah, fragte er: „Was ist dir?" Erhielt aber keine Antwort und fuhr daher begütigend fort: „Gott, es wird ihm gar nicht so viel ausmachen; auch kann er ja nichts dazu, daß sein Vater so ist."

„Das ist wahr, er kann nichts dazu . . ."

Aber am Nachmittag, als er mit Albert vor Wortmanns großem Tor mit den Marmeln am Spielen war, kam Ludwig wie von ungefähr dazu und sah eine Weile schweigend hin. Wilhelm klopfte das Herz, und er dachte: Was sag' ich nun? Er zermarterte darüber, während er mit der großen Glaskugel zielte, sein Gehirn. Ihm seinen Sack mit den Marmeln schenken? Mit ihm ein Spiel beginnen und sich alles abgewinnen lassen? Aber er wußte nicht einmal, ob Ludwig einige Marmel zum Spielbeginn haben werde. Plötzlich sprang er auf, wandte sich, legte Ludwig den Arm um den Nacken und sagte: „Komm, spiel' mit!"

Ludwig sah die beiden prüfend an, Albert hatte den Kopf gesenkt und schwieg, Wilhelm war glutrot, und seine Blicke flimmerten, als ob er gleich anfangen werde zu weinen. Aber es kam nicht dazu, denn Ludwig sagte: „Bei euch kommt so was natürlich nicht vor. Nein, ich spiele heute nicht mit. Ich geh' noch nach Westhoffs Scheune kucken, ob ich ein paar Runkelrüben für meine Kaninchen stehlen kann; sie haben vorige Woche das letzte Bult aufgemacht." Er ging, und im Fortgehen spuckte er so von ungefähr dahin, aber es war wohl ohne Absicht.

Albert sagte zu dem erstarrten Wilhelm: „Laß uns weiterspielen!" Aber als er sich bückte, um weiterzuspielen, kam Ludwig zurück, winkte Wilhelm und sagte kurz: „Komm, du kannst mir stehlen helfen." Wilhelm sah Albert an, der flüsterte hastig: „Geh, geh, ist Unsinn mit dem Stehlen, er wird dir was sagen." Da raffte Wilhelm seine Marmel auf und ging mit. Er dachte, wir gehen an Westhoffs Scheune vorbei über den Gänsemarkt nach draußen vor die Stadt; aber Ludwig steuerte doch auf die Scheune los.

„Willst du wirklich die Rüben klauen?" fragte Wilhelm.

„Heute nicht," sagte Ludwig, „ich weiß wohl, du würdest es nicht verraten."

„Nein", hauchte Wilhelm —

„Aber ich will heute nicht."

„Du kannst von meiner Mutter Futter für deine Kaninchen haben", sagte Wilhelm.

„Es ist nicht darum", sagte Ludwig. „Hier im Dunkel hinter dem Tor liegt ein Bund Stroh, da wollen wir uns setzen." Als er Wilhelm zögern sah, fuhr er fort: „Es wird uns bis sieben niemand stören, die Knechte sind draußen auf dem Feld." Und lag schon auf dem Stroh. Da ließ Wilhelm sich nieder und wartete. Ludwig richtete den Oberkörper etwas auf, setzte die Füße auf, stützte die Ellbogen auf die Knie, machte zwei Fäuste und legte sie an die Backen. Es klang wie eine große Einfachheit, als er sagte: „Warum schämt man sich eigentlich? Wenn man nichts dazu kann?" Wilhelm schwieg.

„Schämen tut weh. Manche haben's besser, die schämen sich nicht. Denen tut's nicht weh. Wenn man sich einmal gründlich schämt, wär's doch genug; einmal habe ich mich gründlich geschämt. Darum hab' ich aufgehört damit. Willst du's hören?" Wilhelm hatte ein Zittern in der Seele, das sich auf den Körper übertrug. Da sprach Ludwig: „Ich will's erzählen: Lange Zeit hat meine Mutter geglaubt, es wäre gut, den Alten aus dem Wirtshaus zu holen, damit er den Lohn nicht vertrinkt. Aber dann hat er angefangen, sich einen Buddel einzustecken und in der Fabrik zu trinken. Aber einmal ging Mutter mit mir ins Wirtshaus, wo wir den Alten wußten, um ihn zu holen. Und das gelang auch, er ging mit; denn er war noch nicht richtig duun — und manchmal hat er auch seine guten Stunden und sieht es ein. Aber da, wie wir auf der Straße waren — es war im August und noch nicht finster — kommen der Pastor und der Rektor vorbei, und die sehen uns ... Das wär' nicht so schlimm geworden, denn ich hatte ihn an der Hand und Mutter am andern Arm; und er ging noch ziemlich grad'. Doch wie er die beiden sieht, macht er sich los, schwenkt seinen Hut in weitem Bogen und fängt an zu reden: ‚Meine Herren' . . . Da sahen die zwei weg und gingen weiter, und meine Mutter sagte: ‚Bernard komm!' Er aber war wütend geworden und rief ein böses Wort. ‚Warum tust du das?' fragte ich. ‚Weil sie einen Bürger nicht mißachten sollen.'"

„Das war schrecklich", sagte Wilhelm.

„Ja", sagte Ludwig und starrte in das Dunkel. „Das war Schämen. Seit der Zeit hab' ich das."

„Was?" hauchte Wilhelm. Bekam aber keine Antwort. Er sah es nicht, aber er fühlte es, daß Ludwigs Augen ganz leer waren. „Ich möchte — ich möchte —" sagte er —

„Was?"

„Dir etwas Gutes sagen, aber ich weiß nichts."

„Schadet nichts", antwortete Ludwig. „Du kannst jetzt zu Albert zurückgehen und weiterspielen."

„Nein. Geh mit zu uns, ich geb' dir Rüben für deine Kaninchen."

„Danke, heute nicht."

Wilhelm stand noch. Da sagte Ludwig ganz einfach: „Geh nur. Ja, geh nur."

Wilhelm ging.

III.

Er lief heim. Er hatte einen Gedanken: zu seiner Mutter zu gehen und sie zu fragen, was dies sei.

Aber als er in die Küche kam, war da eine Nachbarin, und so ging es nicht. Da die Nachbarin eine lange Unterhaltung vorhatte, wurde darüber das Abendessen fertig; es kamen die Schwestern, und es kam der Vater mit dem Gesellen. Als gegessen war, sagte die Mutter: „Junge, du solltest nun zu Bett gehen." Er aber drückte sich herum, bastelte an seinem Tornister und wartete, bis der Vater mit dem Gesellen die Küche verließ. Da war er endlich mit der Mutter, die zu spülen anfing, allein.

„Willst du nicht zu Bett gehen? Es wird Zeit", sagte sie noch einmal. Er sah sie aus großen Augen an und wußte noch nicht, was er sagen sollte.

Sie merkte es erst noch nicht, daß ihn etwas bedrückte, und wollte anfangen zu schelten; aber dann sah sie her und sah ein paar Tränen in den Augwinkeln stehen. Da wurde sie weich und fragte: „Was ist dir?"

„Ich — ich — will dich was fragen."

„Frag' nur, Junge!"

„Ja. Warum so Schreckliches in der Welt ist."

„Was für Schreckliches?"

„Daß Bessels ‚Graf' ein Säufer ist."

Sie legte das Spültuch beiseite und setzte den Topf nieder.

„Sprich weiter. Du meinst, weil er letzte Nacht eingesperrt war?"

„Nicht bloß darum; ich spiel' doch mit Ludwig, und der muß sich so ungeheuer schämen; und da schäm' ich mich mit ihm oder vor ihm — ich weiß nicht, wie es ist." Und er erzählte sein Gespräch mit Ludwig.

Sie war eine sehr einfache Handwerkersfrau, die Frau Brodersen: aber bei dieser Stelle ging sie zu dem Jungen und setzte sich zu ihm auf die Bank, die unter dem Fenster stand. Sie fühlte, daß er vor Aufregung zitterte. „Das quält dich also", sagte sie. „Warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Aber sag' mir, ob der ‚Graf' ein — Bösewicht ist."

„Er tut gewiß unrecht", sagte die Mutter. „Mancher Mensch tut unrecht und weiß es nicht."

„Weiß der Bessel es nicht?" forschte der Junge. „Wissen die Säufer nicht, daß es unrecht ist?"

„Ich glaube, du willst wissen, wie ein Mensch zu einem Trinker wird", sagte die Mutter. Wilhelm nickte. „Ist er verloren, kommt er in die Hölle?"

Hier besann sich die Frau eine Weile. Dann sagte sie aus tiefem Instinkt heraus: „Er ist schon in der Hölle; denn sein Leben ist nicht gut ... Aber er könnte vielleicht mal herauskommen. Wie er dazu kommt? Ja, sieh, mein Junge, das weiß man kaum. Mancher ist ein schwacher Mensch und hat selber keine Gewalt über sein Tun. Manchem tut aus irgendeiner Not das Herz weh, und da gießt er Schnaps darüber. Aber ich glaube, du leidest mehr mit dem Jungen als mit dem Vater. Oder ist's anders?"

„Ich möchte den Ludwig manchmal zu uns hereinholen, damit er das zu Hause vergißt. Und du — könntest du mal mit dem ‚Grafen' sprechen, daß er's läßt?"

Die Mutter besann sich; sie fühlte, daß es sich hier mehr darum handle, dem Kinde die Mit-Not fortzureden, als den Säufer zu bessern. Sie sagte: „Der Pastor hat schon mal mit ihm gesprochen und auch der Armenpfleger. Er hat auch versprochen, es bleibenzulassen, aber dann kann er doch nicht. Ein Unglück, aber was soll man dabei tun?"

Es war ein Frieren in dem Jungen, und die Mutter mahnte, er müsse ins Bett. Anderntags wollten sie mehr darüber reden, und er dürfe auch den Ludwig ins Haus laden. Er ließ sich fast willenlos führen und zu Bett bringen. Sie deckte ihn zu, was ihm schon lange nicht mehr geschehen war, umarmte und mahnte ihn, bald einzuschlafen ... So schlief er wirren Gefühls endlich ein.

In der Nacht träumte er, er sei bei Bessels in der Wohnung und der Sohn des ‚Grafen'. Drei andere, aber fremde Kinder säßen mit am Tisch, und sie spielten zusammen mit einem schmutzigen Lotto. Während er die Nummern ausrief, kam der Vater herein, betrunken, nahm den Topf mit der Abendsuppe vom Herd und goß sie zum Fenster hinaus. Dann trat der „Graf" an den Tisch und wischte den Kindern Karten und Nummernklötze herunter ... Er seufzte auf, schrie aber nicht, sondern ging hin und fragte den Mann: „Nicht wahr, das tust du, weil du nicht glücklich bist?" Darüber geriet der Mann, der im Traume sein Vater war, in Zorn, nahm ein Holzscheit, hob es auf, warf es in die Luft — und von dem Schreck erwachte Wilhelm. Es war noch nicht Morgen, und er schlief wieder ein. Hatte aber die Erinnerung des Traumes, als er aufstand, sich fertigmachte und zur Schule ging. Er paßte an dem Tag wenig auf, und der Lehrer mußte ein paarmal ermahnen. Er hing einem Gedanken nach, der in ihm Wurzel gefaßt hatte. (Fortsetzung auf Seite 974)

Es gelang ihm, das Mißtrauen Ludwigs so weit einzuschläfern, daß dieser ein paarmal mit in seines Vaters Haus kam, mit ihm zu spielen. Dann, nach Tagen, bat er Ludwig, ihn einmal mit zu sich zu nehmen. Der wurde wieder mißtrauisch und sah ihn stur an. „Warum willst du das?“ fragte er. Wilhelm legte die Arme an seinen Freund, bezwang sich tapfer und sagte: „Damit du nicht denkst, ich bin zu stolz, zu euch zu kommen.“ Ludwig besann sich einen Augenblick, fühlte dumpf, daß in den Worten die Andeutung liege, daß er in ärmeren Verhältnissen sei als Wilhelm; fühlte aber klarer über diesem Dumpfen das andere, daß Ludwig etwas Gutes sagen wollte. So nahm er ihn gleich mit, fragte aber unterwegs: „Was wollen wir machen bei uns?“ Wilhelm blieb stehen: „Soll ich unser Mühlenspiel oder den schwarzen Peter mitnehmen?“ Ludwig entschied nach kurzem Bedenken: „Nein, mir fällt ein, ich habe noch ein kleines Billardspiel, wo man Marmel aus einer Rinne herausstößt mit einem Stock, damit werden wir spielen.“ Auf der Straße trafen sie Albert und überredeten ihn, mitzugehen. „Aber nur bis sieben,“ sagte er, „länger darf ich nicht.“

Es war eine seltsame Unruhe in Wilhelm, ohne daß er sich zu sagen vermochte, warum. Frau Bessel lächelte aus scheelem Gesicht, als die drei hereinkamen, und meinte, das sei ja nett, daß die Kameraden einmal zu ihnen kämen. Die Jungen lächelten verlegen, und Ludwig holte das Spielzeug. So saßen die Jungen, erzählten manchmal in Spielpausen und vergaßen der Umwelt. Bis schwerfällige Tritte auf den Stiegen sie aufhorchen ließen und die Frau schnell vom Herd fortging und die Fenster schloß. „Min Vadder kümmt“, sagte Ludwig, nahm das Spiel vom Tisch, trug es in die Ecke auf ein kleineres Tischchen und winkte den Jungen, zu kommen und weiterzuspielen: „Wi daun, as wenn häi nich do wör.“

Aber die Augen der Jungen hingen an der Stubentür, durch die nun die große, schlanke Gestalt des „Grafen“ hereinkam. Aus wundervollem Bart schien ein kleines Lächeln, der Mund blies in den Raum; er ging ein wenig schwankend an den Tisch und ließ sich auf den Holzstuhl fallen. In diesem Augenblick wußte Wilhelm Brodersen, warum er mit Ludwig gegangen war: um dem Schrecklichen selber in die Augen zu sehen.

„Häi is man 'n beeten besopen“, flüsterte Ludwig und tat, als spiele er. Bessel ärgerte die Stille und dann das Flüstern des Jungen, er richtete das auf die Brust gesunkene Haupt auf und fragte: „Was ist?“ Fuhr mit der Hand durch die Luft und wiederholte: „Was ist? Antwortet keiner?“ Die Frau, zaghaft, sagte: „Vater soll ich dir zu essen bringen?“ — „Wer spricht von essen,“ sagte der Angetrunkene, „Ludwig komm her!“ — „Was soll ich?“ fragte Ludwig, kam aber schon und stand vor dem Vater. Der überlegte, was er gewollt haben mochte, und fragte plötzlich: „Da bist du? Is gut. Wer sind die da in der Ecke?“ — „Das sind Wilhelm Brodersen und Albert Naumann.“ — „Schon gut“, sagte der Mann und winkte mit der Hand. Indem Ludwig ging, setzte die Frau dem Mann einen Teller Suppe hin und mahnte: „Iß, Vater.“ Er machte eine Bewegung, als ob er den Löffel greifen wollte, stieß aber mit dem Ellbogen an den Teller, so daß ein Teil der Suppe überschwappte. Das ärgerte ihn wiederum, und er schrie: „Wer hat dich geheißen, Kartoffelsuppe zu kochen?“ Schob den Teller weit von sich, daß noch mehr überlief, und stand auf, vielleicht ohne zu wissen, warum. Vielleicht wäre alles gut gewesen, wenn Ludwig in diesem Augenblick nicht gerufen hätte: „Mutter, geh fort, 'rüber zu Overdiekks . . .“ Das brachte den Mann, der sich schon wieder setzen wollte, so auf, daß er auf den Jungen zuging, um ihn zu schlagen. Ludwig, am ganzen Leibe zitternd, hielt stand und sah dem Vater stur ins Auge; dessen erhobene Hand sank, und er starrte ins Leere. In diesem Augenblick geschah das, was vielleicht in der Seele des Jungen vorgefühlt war, wenn auch ungewußt: Wilhelm trat vor und stellte sich dem Manne gegenüber. „Herr Bessel,“ sagte er, „Sie dürfen das nicht tun. Ludwig ist mein Freund, Sie sollen ihn nicht schlagen. Sie sollen überhaupt niemand schlagen, wenn Sie schon so sind.“ Der Mann hängte sein Haupt vornüber und fuhr mit der Hand durch den großen Vollbart. „Wie bin ich denn?“ fragte er. „Betrunken“, sagte Wilhelm. „Warum sind Sie denn das?“ Der Mann tastete zum nächsten Stuhl und ließ sich darauf fallen. „Warum?“ sprach er vor sich hin, „wenn ich das wüßte!“ Hielt dem Jungen die Hand hin, der das aber übersah oder in der Aufregung wirklich nicht sah, und fing plötzlich aus dicken Augen an zu weinen . . . Es war eine Stille, und Albert machte Miene, leise fortzuschleichen. Wilhelm sah den großen, weinenden Mann, fühlte Mitleid im Herzen und besann sich eines dicken roten Paradiesapfels, den er in der Tasche hatte; er zog ihn hervor, ging einen Schritt und hielt ihn dem „Grafen“ vors Gesicht. „Bitte“, sagte er. „Ich möchte Ihnen das geben.“ Der Mann sah durch die Feuchte seines Schnapsgefühls und seiner Tränen den Jungen stehen, reckte den Oberkörper ein wenig, hob die Hand und den Arm, wollte die Hand auf das Haupt des Jungen legen, der aber die Geste mißverstand und nun, am Ende seiner Kraft, schreiend fortlief. Bessel erhob sich, schwankte hinterher und rief: „Bleib, willst du bleiben!“ In der Dunkelheit des Hauses polterte Wilhelm die Treppe abwärts — schon nicht mehr allein, Albert war hinter ihm, und hinter beiden Bessel, der noch ein paarmal dem Jungen zurief, er solle bleiben, er habe es nicht bös gemeint . . .

Aber Wilhelm war schon auf der Straße, stand auch da nicht still, sondern lief heulend über die Straße, wie brennend am Leibe und im Herzen, wie angesteckt vom Wahnsinn, der die Welt zum Chaos macht, war Flamme einer lohenden Angst, stürzte ins Haus seiner Eltern und fiel mit einem Aufschluchzen bewußtlos in die Arme seiner Mutter.

Wintermorgen in der Heide.

Von Karl Röttger

Fläche dehnt sich, weißverschneit;
An der Straße mir zur Seite
Bäume glitzernd, hingereiht –.
Licht gleißt, blaugrau grüßt die Weite . . .

In dem Schweigen ganz allein
Klopft mein Herz . . . So atemlose
Stille wölbt im Sonnenschein
Sich bis in die blaue, große

Himmeltiefe . . . Und im Schreiten
Fühl' ich unter meinen Füßen
Alles Lebens einsam-süßen
Schlaf und Traum in Dunkelheiten

Ganz versenkt . . . doch nicht verloren.
Erde träumt den Traum der Stille;
Wie aus allen ihren Poren
Rauschend neues Leben quille . . .

*

In dem großen Schweigen klingt
Nur mein Blut in raschen Schlägen –.
Bis aus Fernen mir entgegen
Dumpf das Morgenläuten schwingt.

Feierliche Klänge wallen
Übers leere, weite weiße
Land –. Entwandern; sacht, verhallen . . .
Und vergehen . . . leise, leise . . .

Wissen und Leben

Zum 60. Geburtstag des Dichters Rudolf Heubner am 12. Dezember. Ursächlichen Beziehungen nachzuspüren, fühlt man sich versucht angesichts der bekannten Tatsache, daß dichterisches Wesen und Juristerei sich so oft zusammenfinden. Eine paradoxe Erscheinung, die durch zahlreiche Beispiele belegt werden kann, von Dichtern, die Juristen waren oder wenigstens in der Jugend sich mit juristischen Studien befaßten. Man braucht da nicht einmal Goethes Namen zu bemühen; Gottfried August Bürger und E. Th. A. Hoffmann haben bewiesen, wie sich Poesie und Beschäftigung mit trocknem Paragraphentum vertragen können, wie vielleicht gerade durch nüchterne juristische Betätigung das dichterische Schaffen angeregt wird. Dichter und Richter zugleich ist auch der jetzt 60 jährige, in Wachwitz bei Dresden lebende Rudolf Heubner gewesen, der allerdings seit vorigem Jahr sich von seinem Amte als Oberlandesgerichtsrat zurückgezogen hat. Heubner entstammt einer schon seit langem in Plauen (Sachsen) ansässigen Familie. Seine Studien, Germanistik und Jura, führten ihn nach Leipzig, Freiburg und Straßburg. In verschiedenen Städten Sachsens war er dann bei den sächsischen Justizbehörden tätig und wurde im Jahre 1903 Richter. Seine zahlreichen Reisen im In- und Auslande gaben ihm mannigfache Anregung im Stoff wie in der Stimmung und trugen zur selbständigen Abrundung seiner dichterischen Persönlichkeit bei. In der Jugendwerken, Lyrik und Novellen, tastete er noch nach seiner Form, und in den folgenden Jahren des Schweigens war er um Sicherheit und Klarheit, um Eigenart und Entscheidung in Leben und Kunst bemüht. Seinen Eintritt in die eigentliche literarische Welt vollzog er mit der Dichtung „Napoleon“, einer heroischen Rhapsodie. Jetzt wurde der Leipziger Alfred Staackmann ihm Verleger und Freund, ihm vertraute er fortan seine Werke an. Es kamen nun die großen Romane, denen er seinen Schriftstellernamen verdankte: „Der König und der Tod“ (1908), des Ungarnkönigs Ludwig II. Glück und Ende schildernd; „Karoline Kremer“ (1910), die Geschichte eines Frauenschicksals; „Juliane Rodox“ (1913), aus Karls V. Glanzzeit; die heiter-ernsten Romane „Wunder des alten Fritz“ (1913) und „Der verhexte Genius“ (1921), der E. Th. A. Hoffmanns Bamberger Aufenthalt behandelt. Im Jahre 1919 erschien der packende historische Roman „Volk am Abgrund“, der eine Epoche aus der Geschichte Venedigs, ähnlich der deutschen Not des Weltkriegs, herausgreift. Die Auswirkungen der neuen Zeit fanden ihren Niederschlag in dem Roman „Die Flambergs“, der die Krise der bürgerlichen Familie in der Nachkriegszeit und das Problem Väter und Söhne zum Thema hat, und in dem humoristischen Roman „Tage in Thule“ (1927). Heubners größtangelegtes Werk ist der Kaufmannsroman „Der heilige Geist“, von dem der erste Teil „Jakob Siemering und Kompanie“ 1917, der zweite „Jakob Siemerings Erben“ 1918 beendet wurde. Außerdem zeugt eine stattliche Zahl von Novellen aus Heubners Feder von seiner dichterischen Gestaltungskraft. Und in diesem, seinem Jubiläumsjahre beschenkt er seine große Leserschaft noch mit einem neuen Band Gedichte „Die Pansflöte“. Hy.



Der Dichter Rudolf Heubner.

Aus Rom — der Ewigen Stadt. Das auf Seite 957 farbig wiedergegebene Gemälde von Hermann Ebers zeigt den Blick vom Casino Farnese (Belvedere) am Nordabhang des Palatins auf den östlichen Teil des Forums, das hier der Riesenbau des Flavischen Amphitheaters oder Kolosseums abschließt. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet der Titusbogen; links davon steht die aus dem 9. Jahrhundert stammende Kirche S. Francesca Romana mit ihrem hohen Glockenturm und der 1615 erbauten Fassade. Dem Kenner der Geschichte wird Ebers' Gemälde eine Fülle von Erinnerungen an Roms Aufstieg, Weltmachtstellung und Niedergang wachrufen. War doch der Palatinische Hügel, dessen steil abfallende Ränder im Verein mit dem von einem Bache gespeisten Sumpf an der Stelle des spätern Forums ihn zu einer natürlichen Festung machten, der Ausgangspunkt des Römischen Reiches. Hier fanden sich schon in vorgeschichtlicher Zeit Kultstätten wie das Heiligtum der Hirtengöttin Pales und das Lupercal, dessen Name auf die lupa, die Wölfin, als das heilige Tier des Kriegsgottes Mars hinweist; hier stand auch die strohgedeckte Hütte des vergötterten Romulus. Später wurde der Hügel der Kern der ersten geschichtlichen Stadt (der Roma quadrata der Königszeit), deren mit dem Pfluge gezogene Grenzen in einigem Abstand dem Verlauf des Berghanges folgten. Zur Zeit der Republik bedeckten den Palatin die bescheidenen Häuser der Patrizier, zuletzt die glänzenderen des Beamtenadels und der hohen Offiziere. Aber diese Bauten verschwanden, als Augustus und seine Nachfolger Platz für ihre Paläste brauchten, von denen noch ansehnliche Reste vorhanden sind. Einzelne Teile dieser Paläste waren noch im Mittelalter bewohnbar, so daß z. B. Theoderich und Karl der Große bei ihrem Aufenthalt in Rom auf dem Hügel residieren konnten. Nachdem bei den Kämpfen zwischen Papsttum und Adel die Baronialgeschlechter die Ruinen als Burgen benutzt hatten, gedachte Papst Paul III. Farnese die Trümmer zu einer päpstlichen Residenz auszubauen. Dazu kam es zwar nicht, aber damals entstanden auf der Hochfläche die berühmten Farnesischen Gärten. Unter den antiken Gebäuden, die das Bild uns zeigt, ist das Kolosseum das älteste. Der sonst so sparsame Vespasian (69—79 n. Chr.) ließ es auf dem Areal des trockengelegten künstlichen Sees beim „Goldenen Hause“ des Nero als Arena für Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen mit Sitzplätzen für 87 000 Zuschauer erbauen. Obwohl jahrhundertelang als Steinbruch ausgebeutet, ist dieser gewaltigste Bau der Römerzeit mit seiner bewundernswerten Konstruktion auch heute noch ein ehrfurchtgebietendes Symbol römischer Größe. Wenig jünger ist der von Senat und Volk nach dem Siege über die Juden und der Zerstörung Jerusalems dem Kaiser Titus errichtete und 81 n. Chr. unter Domitian geweihte Triumphbogen. Ein Architekturwerk von vornehmer Schlichtheit, zeigt er an den Innenwänden des Durchgangs berühmte Reliefs: den Kaiser als Triumphator und den Zug mit Beutestücken aus Jerusalem, dem Schaubrottisch und dem siebenarmigen Leuchter. Der dritte antike Bau, von dem wir auf unserem Bilde zwischen

Fischkonserven im Haushalt. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß Fischkonserven, wie Brisling, Heringe, Makrelen usw. Luxus seien. Umfangreiche und sorgfältige, von Gelehrten von internationalem Ruf angestellte Untersuchungen haben erwiesen, daß diese Fischkonserven Bestandteile enthalten, die nicht nur für einen normalen Körperaufbau von allergrößter Bedeutung sind, sondern auch in weitem Ausmaß krankheitverhütend wirken. Beispielsweise hat Dr. Gulbrand Lunde-Oslo auf der 1. Internationalen Kropfkonferenz in Bern im August 1927 sorgfältig geprüftes Material vorgebracht, aus dem ersichtlich ist, wie entschieden der regelmäßige Genuß von Seefischen und Seefischkonserven der Kropfbildung entgegenwirkt. Allgemein bekannt ist auch die günstige Wirkung des Fischfettes gegen rachitische Anlagen bei Kindern. Norwegische Fischkonserven, wie Brisling in Öl oder Tomatenmark, Sild, Makrelen oder Heringe in Tomatenmark usw., sind in ihrer schmackhaften Zubereitung wertvoller Bestandteil der täglichen Nahrung, sie sind in allen einschlägigen Geschäften zu haben, und es sollte ihnen dementsprechend in allen Kreisen reichlich zugesprochen werden.

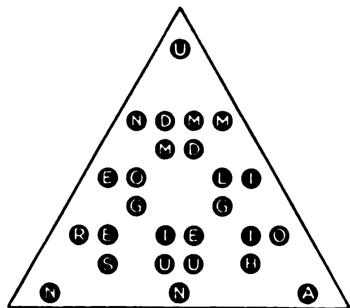
S. Francesco und dem Kolosseum nur einen bescheidenen Rest, die eine der beiden zur Aufnahme riesiger Götterbilder bestimmten Nischen, erkennen, ist der nach Kaiser Hadrians eigenen Plänen erbaute Doppeltempel der Venus und der Roma. Die beiden einst unter einem Dache vereinigten Tempel, der Venus als der Stammmutter des julischen Kaiserhauses und der Stadtgöttin Roma geweiht, stoßen mit den Rückseiten ihrer Tribünen aneinander, so daß das Bild der Venus nach dem Forum, das der Roma nach dem Kolosseum hin schaute. Hinter den Ruinen werden die Dächer des neueren Stadtteils zwischen Via Claudia und Via Labicana sichtbar, und ganz in der Ferne blauen die Hügelwellen der Campagna.

Westfälische Weihnachtskrippen. (Vgl. die Abbildungen auf Seite 971.) Weihnachten hat von jeher wie kein Fest des christlichen Kirchenjahres das menschliche Gemüt bewegt. Die biblische Erzählung von der Verherrlichung und Vergöttlichung der Armut im Hirtenstall zu Bethlehem fand daher ungezählte Wiedergaben auch durch die Hände einfacher Dorfkünstler, viel auch durch die sogenannten Herrgottsschnitzer in Form von kleinen und größeren Figuren. In Nonnenklöstern schuf man Gliederpuppen, die man entsprechend bekleidete. Je nach dem Vorstellungskreis dieser Krippenschnitzer und Puppenmacher entstanden mehr oder weniger weihevolle, zum großen Teil selbst bei naiven und unbeholfenen Werken das Herz rührende Darstellungen. Die meisten freilich leiden an allzu großem Figurenreichtum. Das Bayrische Nationalmuseum in München besitzt eine stattliche Zahl solcher volkstümlicher Krippen, die vom Kommerzienrat Max Schmederer in München in den verschiedensten Gauen des katholischen Süddeutschlands und Österreichs wie auch Italiens gesammelt wurden. Mit künstlerischem Empfinden hat Schmederer alles Zuviel und alles Minderwertige entfernt und aus dem Guten durch Schaffung einer stimmungsvollen Beleuchtung ansprechende Szenen geschaffen. Die jüngsten dieser zum großen Teil auch künstlerisch wertvollen Krippen gehören dem Anfang des 19. Jahrhunderts an. Die folgenden Jahrzehnte brachten nichts Bemerkenswertes. Die eigentliche altdeutsche Krippenindustrie war erloschen. Kitschige Papiermodellierbogen und fabrikmäßig hergestellter Terrakottaschund traten an die Stelle der alten Krippen. Erst in den letzten Jahrzehnten erwachte der Weihnachtskrippengedanke zu neuem Leben. Es traf sich glücklich, daß Laien und Geistliche, die diesen Krippengedanken wiederaufleben ließen, zur rechten Zeit durch Vorträge, selbstgeschaffene Krippen und Bücher die Anregung ins Volk trugen. Besonders rührig bezeigt sich darin die auch durch Ausstellungen wirkende Gesellschaft der Krippenfreunde für Rheinland und Westfalen in Köln. Der biblische Gedanke in seiner Herausstellung des gerade das deutsche Gemüt so packenden Moments der Not und des werktätigen Mitleids nahm auch manches gediegene Künstlergemüt gefangen. Das traditionelle Motiv wurde gern übernommen, die heiligen Personen, die Hirten, die drei Könige, die Tiere, der Stall. Was aber neu wurde, war, daß nun eine bewußte seelische Vertiefung des Gedankens mit einer künstlerischen Beschränkung und Vereinfachung im Stofflichen sich verband. Während die süddeutschen Künstler aber zumeist noch merklich sich von der alten Krippenromantik leiten lassen, geht der deutsche Norden bahnverändernd vor. Namentlich sind es hier die westfälischen Künstler, die Hervorragendes schaffen, wie ein Blick auf unsere Abbildungen zeigt. H. Bäumers Krippen weisen herbe, nordisch ernste Figuren auf in naturfarbenem Holz, überschirmt von einem ärmlichen Dach in altmünsterländischer Art. Mormann, in dem durch seine Bildschnitzer bekannten westfälischen Kunststädtchen Wiedenbrück, führt die figürliche Einschränkung sehr glücklich auf das äußerste Maß zurück. Ein paar fein empfundene Terrakottafigürchen, zart getönt und weihnachtlich beleuchtet, schaffen eben durch diese Konzentrierung auf das Wesentliche echte, glückliche Weihenachtsstimmung. Ganz anders sind die zahlreichen Krippen von Professor Guntermann in Bielefeld. Bei ihnen mischt sich ein gutes Teil echtdeutsche Märchenseligkeit, echtes Kinderland hinein und ist mit dem biblischen Vorgang derart prächtig verschmolzen, daß auch Große ihre köstliche Freude daran haben. Das Wesentliche dabei ist, daß ein beinahe unbeschreiblicher, von künstlerischem Takt beherrschter Humor die volkstümlichen, derben, zum Teil auch würdig-burlesken Gestalten erfüllt. Es ist die harmlose Fröhlichkeit, die das religiöse Leben des mittelalterlichen Christen beherrschte.

Fritz Mielert.

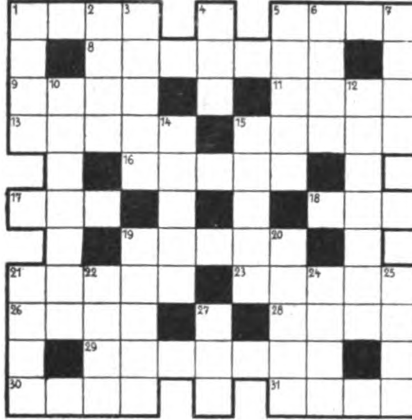
ZUM NACHDENKEN

Verbindungsrätsel.



Die Buchstaben sind so durch gerade Linien zu verbinden, daß sie ein Sprichwort ergeben. Die Linien dürfen sich nicht kreuzen.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Unteroffizier in der Reichsmarine, 5 holländisches Getreidemaß, 8 Stadt in Schlesien, 9 Zahl, 11 Stacheltier, 13 bekannter Mathematiker, 15 Himmelskörper, 16 Geschichtschreiber, 17 Raubtier, 18 Himmelsrichtung, 19 Baumfrucht, 21 Pflanzenteil, 23 Stadt in Belgien, 26 Gewürz, 28 Sinnesorgan, 29 Dichtungsart, 30 bevorzugter Stand, 31 Laubbaum; **senkrecht:** 1 Weltbeherrscherin, 2 biblischer Name, 3 Stadt an der Mosel, 4 Teil des Baumes, 5 Tonerzeuger bei Musikinstrumenten, 6 Sinnesorgan, 7 Stadt am Rhein, 10 Völkerschaft an der unteren Donau, 12 berühmter Humanist, 14 Larve des Schmetterlings, 15 Stadt in Norwegen (Geburtsort von Ibsen), 19 essigweinsaure Tonerde, 20 Waffe, 21 Hauptstadt im ehemaligen Dalmatien, 22 italienische Münze, 24 holländischer Maler, 25 Weinstock, 27 Landstrich.

Rebus.

PA E US

Vorsetzrätsel.

Ente, Burg, Leim, Heim, Eder, Tat, Reue, Horn, Stern.

Durch Vorsetzen je eines bestimmten Buchstabens vor die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, eine Oper von Verdi.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4320.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4318.

Weihnachtsrätsel: 1 Mexiko, 2 Rheinsberg, 3 Eisen, 4 Klio, 5 Mausoleum, 6 Tausend, 7 Elster, 8 Wernigerode, 9 Irrwisch, 10 Nora, 11 Christoph, 12 Tiberius, 13 Malta, 14 Norden. — Morgen kommt der Weihnachtsmann.

Magisches Diamanträtsel: 1 K, 2 Kot, 3 Kreis, 4 Körner, 5 Tinte, 6 See, 7 r.

Verwandlungsaufgabe: **M**eise, **A**ster, **N**adel, **D**achs, **A**laun, **R**eh, **F**luch, **N**ero, **I**gel, **C**hor, **H**arz, **T**ell, **G**ott, **L**inde, **E**sau, **I**wan, **C**apri, **H**erd, **D**amm, **E**bro, **N**il, **K**reis, **O**pfer, **P**feil, **F**isch, **V**ase, **E**ber, **R**abe, **L**ade, **I**ran, **E**id, **R**ampe, **E**ger, **N**eckar. — Man darf nicht gleich den Kopf verlieren.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Made, 3 Epos, 8 Eisen, 10 Sudan, 11 Tudor, 13 Erato, 14 Eidam, 16 Monat, 18 Alibi, 19 Unke, 20 Peso; senkrecht: 1 Mond, 2 Dänemark, 4 Pantomime, 5 Sund, 6 Aspasia, 7 Turin, 9 Pokal, 10 See, 12 Rot, 15 Drau, 17 Nero.

Pflichterfüllung: Werktag — Tagwerk.

Magisches Zahlenquadrat:

21	34	27	40	33
38	26	39	32	20
25	43	31	19	37
42	30	23	36	24
29	22	35	28	41

Wabenrätsel: 1 Saphir, 2 Hummer, 3 Merkur, 4 Inster, 5 Reigen, 6 Rudini, 7 Sabbat, 8 Egeria, 9 Nische.

Die Stammtischbrüder: Ofenbauer, Buchhalter, Tanzmeister, Drogenhändler, Bildhauer, Postsekretär, Schornsteinfeger, Mechaniker, Posamentier, Geigenbauer.

Verlockend: Wurf — Würfel.

Versteckrätsel: Des Herren Auge macht die Pferde fett.

Heilige Nacht: Durch der Hütten nied're Räume, / Durch des Schlosses gold'ne Pracht / Zieht mit seiner Gnadenfülle / Hell das Lied der heil'gen Nacht. — Man richte sich zuerst nach der Anzahl der Dreiecke unter den Buchstabengruppen. Zuletzt lese man die Buchstaben über den einzelnen kleinen Vierecken.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréztörut 24 a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

